Geſpräche mit Goethe.

Erſter Theil.

Geſpräche mit Goethe

in den

letzten Jahren ſeines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

EX DONO SALOMONIS HIRZEL 1877 BIBLIOTHECA SIGILLATA LIPSIENSIS

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Ihro Kaiſerlichen Hoheit

der regierenden Frau Großherzogin zu

Sachſen-Weimar und Eiſenach,

Maria Paulowna,

Großfürſtin von Rußland,

dankbar unterthänigſt zugeeignet.

Vorrede.

Dieſe Sammlung von Unterhaltungen und Geſprächen mit Goethe iſt größtentheils aus dem mir inwohnenden Naturtriebe entſtanden, irgend ein Erlebtes, das mir werth oder merkwürdig erſcheint, durch ſchriftliche Auffaſſung mir anzueignen.

Zudem war ich immerfort der Belehrung bedürftig, ſowohl als ich zuerſt mit jenem außerordentlichen Manne zuſammentraf, als auch nachdem ich bereits Jahre lang mit ihm gelebt hatte, und ich ergriff gerne den Inhalt ſeiner Worte und notirte ihn mir, um ihn für mein ferneres Leben zu beſitzen.

Wenn ich aber die reiche Fülle seiner Äußerungen bedenke, die während eines Zeitraumes von neun Jahren mich beglückten, und nun das Wenige betrachte, das mir davon schriftlich aufzufassen gelungen ist, so komme ich mir vor wie ein Kind, das den erquicklichen Frühlingsregen in offenen Händen aufzufangen bemüht ist, dem aber das Meiste durch die Finger läuft.

Doch wie man zu sagen pflegt, daß Bücher ihre Schicksale haben, und wie dieses Wort eben sowohl auf ihr Entstehen als auf ihr späteres Hinaustreten in die weite und breite Welt anzuwenden ist, so dürfte es auch von der Entstehung des gegenwärtigen Buches gelten. Monate vergingen oft wo die Gestirne ungünstig standen, und wo Unbefinden, Geschäfte und mancherley Bemühungen um die tägliche Existenz keine Zeile aufkommen ließen; dann aber traten wieder günstige Sterne ein und es vereinigten sich Wohlseyn, Muße und Lust zu schreiben, um wieder einen erfreulichen Schritt vorwärts zu thun. Und dann, wo tritt bey einem längeren Zusammenleben nicht

mitunter einige Gleichgültigkeit ein, und wo wäre derjenige, der die Gegenwart immer so zu schätzen wüßte, wie sie es verdiente! —

Dieſes alles erwähne ich beſonders aus dem Grunde, um die manchen bedeutenden Lücken zu entſchuldigen, die der Leſer finden wird, im Fall er etwa ſo geneigt ſeyn ſollte, das Datum zu verfolgen. In ſolche Lücken fällt manches unterlaſſene Gute, ſo wie beſonders manches günſtige Wort, was Goethe über ſeine weitverbreiteten Freunde, ſo wie über die Werke dieſes oder jenes lebenden deutſchen Autors geſagt hat, während ſich Anderes ähnlicher Art notirt findet. Doch wie geſagt: Bücher haben ihre Schickſale ſchon während ſie entſtehen.

Übrigens erkenne ich dasjenige, was in dieſen Bänden mir gelungen iſt zu meinem Eigenthum zu machen und was ich gewiſſermaßen als den Schmuck meines Lebens zu betrachten habe, mit innigem Dank gegen eine höhere Fügung; ja ich habe ſogar eine gewiſſe Zuverſicht, daß auch die Welt mir dieſe Mittheilung danken werde.

Ich halte dafür, daß dieſe Geſpräche für Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft nicht allein manche Aufklärung und manche unſchätzbare Lehre enthalten, ſondern daß dieſe unmittelbaren Skizzen nach dem Leben auch ganz beſonders dazu beytragen werden, das Bild zu vollenden, was man von Goethe aus ſeinen mannigfaltigen Werken bereits in ſich tragen mag.

Weit entfernt aber bin ich auch wiederum, zu glauben, daß hiemit nun der ganze innere Goethe gezeichnet ſey. Man kann dieſen außerordentlichen Geiſt und Menſchen mit Recht einem vielſeitigen Diamanten vergleichen, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe ſpiegelt. Und wie er nun in verſchiedenen Verhältniſſen und zu verſchiedenen Perſonen ein Anderer war, ſo kann ich auch in meinem Falle nur in ganz beſcheidenem Sinne ſagen: dieß iſt m e i n Goethe.

Und dieſes Wort dürfte nicht bloß davon gelten, wie er ſich mir darbot, ſondern beſonders auch davon, wie ich ihn aufzufaſſen und wiederzugeben fähig war. Es geht in ſolchen Fällen eine Spiegelung vor und es iſt ſehr ſelten, daß

bey dem Durchgange durch ein anderes Individuum nichts Eigenthümliches verloren gehe und nichts Fremdartiges ſich beymiſche. Die körperlichen Bildniſſe Goethe's von Rauch, Dawe, Stieler und David ſind alle in hohem Grade wahr, und doch tragen ſie alle mehr oder weniger das Gepräge der Individualität, die ſie hervorbrachte. Und wie nun ein Solches ſchon von körperlichen Dingen zu ſagen iſt, um wie viel mehr wird es von flüchtigen, untaſtbaren Dingen des Geiſtes gelten! — Wie dem nun aber in meinem Falle auch ſey, ſo werden alle diejenigen, denen aus geiſtiger Macht oder aus perſönlichem Umgange mit Goethe ein Urtheil dieſes Gegenſtandes zuſteht, mein Streben nach möglichſter Treue hoffentlich nicht verkennen.

Nach dieſen größtentheils die Auffaſſung des Gegenſtandes betreffenden Andeutungen bleibt mir über des Werkes Inhalt ſelber noch Folgendes zu ſagen.

Dasjenige, was man das Wahre nennt, ſelbſt in Betreff eines einzigen Gegenſtandes, iſt

keineswegs etwas Kleines, Enges, Beſchränktes; vielmehr iſt es, wenn auch etwas Einfaches, doch zugleich etwas Umfangreiches, das, gleich den mannigfaltigen Offenbarungen eines weit und tief greifenden Naturgeſetzes, nicht ſo leicht zu ſagen iſt. Es iſt nicht abzuthun durch Spruch, auch nicht durch Spruch und Spruch, auch nicht durch Spruch und Widerſpruch, ſondern man gelangt durch alles dieſes zuſammen erſt zu Aproximationen, geſchweige zum Ziele ſelber.

So, um nur ein Beiſpiel anzuführen, tragen Goethe's einzelne Äußerungen über Poeſie oft den Schein der Einſeitigkeit und oft ſogar den Schein offenbarer Widerſprüche. Bald legt er alles Gewicht auf den Stoff, welchen die Welt giebt, bald alles auf das Innere des Dichters; bald ſoll alles Heil im Gegenſtande liegen, bald alles in der Behandlung: bald ſoll es von einer vollendeten Form kommen, bald, mit Vernachläſſigung aller Form, alles vom Geiſte.

Alle dieſe Aus- und Widerſprüche aber ſind ſämmtlich einzelne Seiten des Wahren und bezeich-

nen zuſammen das Weſen und führen zur Annäherung der Wahrheit ſelber, und ich habe mich daher ſowohl in dieſen als ähnlichen Fällen wohl gehütet, dergleichen ſcheinbare Widerſprüche, wie ſie durch verſchiedenartige Anläſſe und den Verlauf ungleicher Jahre und Stunden hervorgerufen worden, bey dieſer Herausgabe zu unterdrücken. Ich vertraue dabey auf die Einſicht und Überſicht des gebildeten Leſers, der ſich durch etwas Einzelnes nicht irren laſſen, ſondern das Ganze im Auge halten und alles gehörig zurechtlegen und vereinigen werde.

Ebenſo wird man vielleicht auf Manches ſtoßen, was beym erſten Anblick den Schein des Unbedeutenden hat. Sollte man aber tiefer blickend bemerken, daß ſolche unbedeutende Anläſſe oft Träger von etwas Bedeutendem ſind, auch oft etwas Spätervorkommendes begründen, oder auch dazu beytragen, irgend einen kleinen Zug zur Characterzeichnung hinzuzuthun, ſo dürften ſie, als eine Art von Nothwendigkeit, wo nicht geheiliget, doch entſchuldiget werden.

Und ſomit ſage ich nun dieſem lange geheg-

ten Buche zu ſeinem Hinaustrit in die Welt das beſte Lebewohl, und wünſche ihm das Glück angenehm zu ſeyn und mancherley Gutes anzuregen und zu verbreiten.

Weimar, den 31. October 1835.

Einleitung.

Einleitung.

Der Autor giebt Nachricht über ſeine Perſon und Herkunft und die Entſtehung ſeines Verhältniſſes zu Goethe.

Zu Winſen an der Luhe, einem Städtchen zwiſchen Lüneburg und Hamburg, auf der Gränze des Marſch- und Haidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, ſondern wo man auf einer gleich an der Hausthür ſtehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden ſtieg.

Als der Zuletztgeborne einer zweyten Ehe, habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt wie ſie ſchon im vorgerückten Alter ſtanden, und bin zwiſchen beyden gewiſſermaßen einſam aufgewachſen. Aus meines Vaters erſter Ehe lebten zwey Söhne, wovon der eine, nach verſchiedenen Seereiſen als Matroſe, in fernen Welttheilen in Gefangenſchaft gerathen und verſchollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Walfiſch- und Seehunde-Fang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt

war und dort in mäßigen Umſtänden lebte. Aus meines Vaters zweyter Ehe waren vor mir zwey Schweſtern aufgewachſen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlaſſen hatten und theils im Orte theils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhaltes unſerer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unſerm täglichen Bedarf mit Milch verſah, ſondern von der wir auch jährlich ein Kalb mäſten und außerdem zu gewiſſen Zeiten für einige Groſchen Milch verkaufen konnten. Ferner beſaßen wir einen Acker Land, der uns die nöthigen Gemüſearten für das Bedürfniß des Jahres gewinnen ließ. Korn zu Brod indeß und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine beſondere Geſchicklichkeit im Wollſpinnen; auch ſchnitt und nähete ſie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu beſonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beydes zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geſchäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verſchiedenen Jahreszeiten variirte und ihn veranlaßte häufig von Haus abweſend zu ſeyn und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuſchweifen. Im Sommer ſah man ihn, mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken, in der Haidegegend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hauſiren gehen. Zugleich kaufte er hier

wollene Strümpfe und Beyderwand (ein aus der braunen Wolle der Haideſchnucken und leinenem Garn gewebtes Zeug), das er denn auf dem jenſeitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hauſirend, wieder abſetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinewand, die er in den Dörfern der Haide- und Marſchgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte ſein Gewinn ſehr gering ſeyn, denn wir lebten immer in einiger Armuth.

Soll ich nun von meiner kindlichen Thätigkeit reden, ſo war ſie gleichfalls nach den Jahreszeiten verſchieden. Mit dem anbrechenden Frühling, und ſo wie die Gewäſſer der gewöhnlichen Elb-Überſchwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und ſonſtigen Erhöhungen angeſpülte Schilf zu ſammeln und als eine beliebte Streu für unſere Kuh anzuhäufen. Wenn ſodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erſte Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinſchaft mit anderen Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich thätig in Beſtellung unſeres Ackers, auch ſchleppte ich für das Bedürfniß des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbey. Zur Zeit der Korn-Ernte ſah man mich wochenlang in den Feldern mit Ährenleſen beſchäftigt, und ſpäter, wenn die Herbſtwinde die Bäume ſchüttelten, ſammlete ich Ei-

cheln, die ich metzenweiſe an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänſe damit zu füttern, verkaufte. So wie ich aber genugſam herangewachſen war, begleitete ich meinen Vater auf ſeinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Dieſe Zeit gehört zu den lieb-ſten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter ſolchen Zuſtänden und Beſchäftigungen, wäh-rend welcher ich auch periodenweiſe die Schule beſuchte und nothdürftig leſen und ſchreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird geſtehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältniß mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anſchein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poeſie und ſchöne Künſte, und konnte alſo auch ein dun-keles Verlangen und Streben nach ſolchen Dingen glück-licherweiſe in mir nicht Statt finden.

Man hat geſagt, die Thiere werden durch ihre Or-gane belehrt, und ſo möchte man vom Menſchen ſagen, daß er oft durch etwas was er ganz zufällig thut, über das belehrt werde was etwa Höheres in ihm ſchlummert. Ein ſolches ereignete ſich mit mir, und da es, obgleich an ſich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, ſo hat es ſich mir als etwas Unvergeß-liches eingeprägt.

Ich ſaß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beyden Eltern am Tiſche. Mein Vater war von Ham-burg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und

Fortgang ſeines Handels. Da er gern rauchte, ſo hatte er ſich ein Paket Taback mitgebracht, das vor mir auf dem Tiſche lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieſes Pferd erſchien mir als ein ſehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, ſo bemächtigte ſich meiner ein unwiderſtehlicher Trieb es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war, kam es mir vor, als ſey meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und ſich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb ſchlaflos, ich dachte beſtändig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieſer Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der ſinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weiteren Hülfe in ſolchen Dingen fehlte, ſo war ich ſchon ſehr glücklich, als unſer Nachbar, ein Töpfer, mir ein Paar Hefte mit Contouren gab, welche ihm bey Bemalung ſeiner Teller und Schüſſeln als Vorbild dienten.

Dieſe Umriſſe zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das ſorgfältigſte nach, und ſo entſtanden zwey Hefte,

die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erſte Perſon des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er ließ mich rufen, beſchenkte mich, und lobte mich auf die liebevollſte Weiſe. Er fragte mich, ob ich Luſt habe ein Maler zu werden; er wolle mich in ſolchem Fall, wenn ich confirmirt ſey, zu einem geſchickten Meiſter nach Hamburg ſenden. Ich ſagte, daß ich wohl Luſt habe und daß ich es mit meinen Eltern überlegen wolle.

Dieſe aber, beyde aus dem Bauernſtande, und in einem Orte lebend, wo größtentheils nichts Anderes als Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, dachten ſich unter einem Maler nichts weiter als einen Thüren- und Häuſer-Anſtreicher. Sie widerriethen es mir daher auf das ſorglichſte, indem ſie anführten, daß es nicht allein ein ſehr ſchmutziges, ſondern zugleich ein ſehr gefährliches Handwerk ſey, wobey man Hals und Beine brechen könne, welches ſich, zumal in Hamburg bey den ſieben Stockwerk hohen Häuſern, ſehr oft ereigne. Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, ſo verging mir die Luſt zu dieſem Metier und ich ſchlug das Anerbieten des guten Oberamtmannes aus dem Sinne.

Indeſſen war nun einmal die Aufmerkſamkeit höherer Perſonen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und ſuchte mich auf manche Weiſe zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterricht der wenigen

vornehmen Kinder Theil nehmen, ich lernte franzöſiſch und etwas Latein und Muſik; zugleich verſah man mich mit beſſerer Kleidung, und der würdige Superintendent Pariſius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an ſeinem eigenen Tiſche zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich ſuchte ſo günſtige Umſtände ſo lange fortzuſetzen als möglich, und meine Eltern gaben es daher auch gern zu, daß ich erſt in meinem ſechzehnten Jahre confirmirt wurde.

Nun aber entſtand die Frage, was aus mir werden ſolle. Wäre es nach meinen Wünſchen gegangen, ſo hätte man mich zur Verfolgung wiſſenſchaftlicher Studien auf ein Gymnaſium geſchickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, ſondern die gebieteriſche Noth meiner Umſtände verlangte auch, mich ſehr bald in einer Lage zu ſehen, wo ich nicht allein für mich ſelber zu ſorgen, ſondern auch meinen dürftigen alten Eltern einigermaßen zu Hülfe zu kommen im Stande wäre.

Eine ſolche Lage eröffnete ſich mir gleich nach meiner Confirmation, indem ein dortiger Juſtizbeamter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und anderen kleinen Dienſtverrichtungen zu ſich zu nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbeſuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand

zu erlangen, ſondern mich auch in Abfaſſung ſchriftlicher Aufſätze vielfältig zu üben, ſo daß ich mich denn für eine ſolche Stelle ſehr wohl qualificirt halten konnte. Dieſes Verhältniß, wobey ich auch kleine Advocaturgeſchäfte trieb, und nicht ſelten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beydes, Klageſchrift und Urtheil, abzufaſſen, dauerte zwey Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannöveriſche Amt Winſen an der Luhe aufgelöſt und, im Departement der Nieder-Elbe begriffen, dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anſtellung im Büreau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg, und als dieſe im nächſten Jahre gleichfalls aufgelöſt wurde, kam ich in das Büreau der Unterpräfectur zu Ülzen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der Präfect, Herr von Düring, mich beförderte und als Mairie-Secretair zu Bevenſen anſtellte. Dieſen Poſten bekleidete ich bis zum Frühling des Jahres 1813, wo die herannahenden Koſaken uns zur Befreiung von der franzöſiſchen Herrſchaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abſchied und ging in meine Heimath mit keinem anderen Plan und Gedanken, als mich ſobald wie möglich den Reihen der vaterländiſchen Krieger anzuſchließen, die ſich im Stillen hier und dort anfingen zu bilden. Dieſes vollführte ich und trat gegen Ende des Sommers mit Büchſe und Holſter als Freywilliger in das Kielmannsegge'ſche Jäger-Corps und

machte mit dieſem in der Compagnie des Capitain Knop den Feldzug des Winters 1813 und 1814 durch Mecklenburg, Holſtein und vor Hamburg gegen den Marſchall Davouſt. Darauf marſchirten wir über den Rhein gegen den General Maiſon und zogen im Sommer viel hin und her in dem fruchtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer, ging mir eine neue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Muſeen. Es waren im Grunde die erſten Gemälde die mir in meinem Leben vor Augen gekommen waren, ich ſah nun was es heißen wolle ein Maler zu ſeyn; ich ſah die gekrönten, glücklichen Fortſchritte der Schüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir verſagt worden eine ähnliche Bahn zu gehen. Doch entſchloß ich mich auf der Stelle; ich machte in Tournay die Bekanntſchaft eines jungen Künſtlers, ich verſchaffte mir ſchwarze Kreide und einen Bogen Zeichenpapier vom größten Format und ſetzte mich ſogleich vor ein Bild um es zu copiren. Große Begierde zur Sache erſetzte hiebey was mir an Übung und Anleitung fehlte, und ſo brachte ich die Contoure der Figuren glücklich zu Stande; ich fing auch an, von der linken Seite herein das Ganz. auszuſchattiren, als eine Marſchordre eine ſo glückliche Beſchäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abſtufung von Schatten und Licht in dem nicht ausgeführten Theile mit einzelnen

Buchſtaben anzudeuten, in Hoffnung daß es mir in ruhigen Stunden gelingen würde es auf dieſe Weiſe zu vollenden. Ich rollte mein Bild zuſammen und that es in einen Köcher, den ich, neben meiner Büchſe auf dem Rücken hängend, den langen Marſch von Tournay nach Hameln trug.

Hier ward das Jäger-Corps im Herbſt des Jahres 1814 aufgelöſt. Ich ging in meine Heimath; mein Vater war todt, meine Mutter noch am Leben und bey meiner älteſten Schweſter wohnend, die ſich indeß verheirathet und das elterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nun ſogleich an mein Zeichnen fortzuſetzen; ich vollendete zunächſt jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferner an paſſenden Muſtern fehlte, ſo hielt ich mich an die kleinen Rambergiſchen Kupfer, die ich mit ſchwarzer Kreide ins Große ausführte. Hiebey merkte ich jedoch ſehr bald den Mangel gehöriger Vorſtudien und Kenntniſſe; ich hatte ſo wenig Begriffe von der Anatomie des Menſchen wie der Thiere; nicht mehr wußte ich von Behandlung der verſchiedenen Baumarten und Gründe, und es koſtete mich daher unſägliche Mühe, ehe ich auf meine Weiſe etwas herausbrachte das ungefähr ſo ausſah.

Ich begriff daher ſehr bald, daß, wenn ich ein Künſtler werden wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fernere Suchen und Taſten auf eigenem Wege ein durchaus verlorenes Bemühen

ſey. Zu einem tüchtigen Meiſter zu gehen und ganz von vorne anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meiſter betraf, ſo lag in meinen Gedanken kein anderer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich in dieſer Stadt mich um ſo eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreund dort in glücklichen Umſtänden lebte, von deſſen Treue ich mir jede Stütze verſprechen durfte, und deſſen Einladungen ſich wiederholten.

Ich ſäumte daher auch nicht lange und ſchnürte meinen Bündel und machte mitten im Winter 1815 den faſt vierzigſtündigen Weg durch die öde Haide bey tiefem Schnee einſam zu Fuß, und erreichte in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verfehlte nicht alſobald zu Ramberg zu gehen und ihm meine Wünſche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben ſchien er an meinem Talent nicht zu zweifeln, doch machte er mir bemerklich, daß die Kunſt nach Brod gehe, daß die Überwindung des Techniſchen viel Zeit verlange, und daß die Ausſicht, der Kunſt zugleich die äußere Exiſtenz zu verdanken, ſehr ferne ſey. Indeſſen zeigte er ſich ſehr bereit, mir ſeinerſeits alle Hülfe zu ſchenken; er ſuchte ſogleich aus der Maſſe ſeiner Zeichnungen einige paſſende Blätter mit Theilen des menſchlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeichnen mitgab.

So wohnte ich denn bey meinem Freunde und zeich-

nete nach Rambergiſchen Originalen. Ich machte Fortſchritte, denn die Blätter die er mir gab wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des menſchlichen Körpers zeichnete ich durch, und ward nicht müde die ſchwierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So vergingen einige glückliche Monate. Wir kamen indeß in den May und ich fing an zu kränkeln; der Juny rückte heran und ich war nicht mehr im Stande den Griffel zu führen, ſo zitterten meine Hände.

Wir nahmen unſere Zuflucht zu einem geſchickten Arzt. Er fand meinen Zuſtand gefährlich. Er erklärte, daß in Folge des Feldzuges alle Hautausdünſtung unterdrückt ſey, daß eine verzehrende Glut ſich auf die inneren Theile geworfen, und daß, wenn ich mich noch vierzehn Tage ſo fortgeſchleppt hätte, ich unfehlbar ein Kind des Todes geweſen ſeyn würde. Er verordnete ſogleich warme Bäder und ähnliche wirkſame Mittel um die Thätigkeit der Haut wieder herzuſtellen; es zeigten ſich auch ſehr bald erfreuliche Spuren der Beſſerung, doch an Fortſetzung meiner künſtleriſchen Studien war nicht mehr zu denken.

Ich hatte bisher bey meinem Freunde die liebevollſte Behandlung und Pflege genoſſen; daß ich ihm läſtig ſey, oder in der Folge läſtig werden könnte, daran war ſeinerſeits kein Gedanke und nicht die leiſeſte Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie dieſe ſchon länger gehegte heimliche Sorge wahrſcheinlich dazu beygetragen

hatte den Ausbruch der in mir ſchlummernden Krankheit zu beſchleunigen, ſo trat ſie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherſtellung bedeutende Ausgaben vor mir ſah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In ſolcher Zeit äußerer und innerer Bedrängniß eröffnete ſich mir die Ausſicht zu einer Anſtellung bey einer mit der Kriegs-Canzley in Verbindung ſtehenden Commiſſion, die das Montirungsweſen der hannöveriſchen Armee zum Gegenſtand ihrer Geſchäfte hatte, und es war daher wohl nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der Umſtände nachgab und, auf die künſtleriſche Bahn Verzicht leiſtend, mich um die Stelle bewarb und ſie mit Freuden annahm.

Meine Geneſung erfolgte raſch und es kehrte ein Wohlbefinden und eine Heiterkeit zurück, wie ich ſie lange nicht genoſſen. Ich ſah mich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wieder zu vergüten was er ſo großmüthig an mir gethan. Die Neuheit des Dienſtes, in welchen ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiſte Beſchäftigung. Meine Obern erſchienen mir als Männer von der edelſten Denkungsart, und mit meinen Collegen, von denen einige mit mir in demſelbigen Corps den Feldzug gemacht, ſtand ich ſehr bald auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieſer geſicherten Lage fing ich nun erſt an, in der manches Gute enthaltenden Reſidenz mit einiger Freyheit umherzublicken, ſo wie ich auch in Stunden

der Muße nicht müde ward, die reizenden Umgebungen immer von neuem zu durchſtreifen. Mit einem Schüler Rambergs, einem hoffnungsvollen jungen Künſtler, hatte ich eine innige Freundſchaft geſchloſſen; er war auf meinen Wanderungen mein beſtändiger Begleiter. Und da ich nun auf ein practiſches Fortſchreiten in der Kunſt wegen meiner Geſundheit und ſonſtigen Umſtände fernerhin Verzicht leiſten mußte, ſo war es mir ein großer Troſt, mich mit ihm über unſere gemeinſame Freundinn wenigſtens täglich zu unterhalten. Ich nahm Theil an ſeinen Compoſitionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte und die wir mit einander durchſprachen. Ich ward durch ihn auf manche belehrende Schrift geführt, ich las Winckelmann, ich las Mengs; allein da mir die Anſchauung der Sachen fehlte, von denen dieſe Männer handeln, ſo konnte ich mir auch aus ſolcher Lectüre nur das Allgemeinſte aneignen und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Reſidenz geboren und aufgewachſen, war mein Freund in geiſtiger Bildung mir in jeder Hinſicht voran, auch hatte er eine recht hübſche Kenntniß der ſchönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieſer Zeit war Theodor Körner der gefeierte Held des Tages; er brachte mir deſſen Gedichte Leyer und Schwerdt, die denn nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der künſtleriſchen Wirkung eines Gedichtes geſprochen und ſie ſehr hoch geſtellt; mir aber will erſcheinen, daß die ſtoffartige die eigentlich mächtige ſey, worauf alles ankomme. Ohne es zu wiſſen machte ich dieſe Erfahrung an dem Büchlein Leyer und Schwerdt. Denn, daß ich gleich Körner den Haß gegen unſere vieljährigen Bedrücker im Buſen getragen, daß ich gleich ihm den Befreyungskrieg mitgemacht, und gleich ihm alle Zuſtände von beſchwerlichen Märſchen, nächtlichen Bivouacs, Vorpoſtendienſt und Gefechten erlebt und dabey ähnliche Gedanken und Empfindungen gehegt hatte, das verſchaffte dieſen Gedichten in meinem Innern einen ſo tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken konnte, ohne mich tief anzuregen und productiv zu machen, ſo ging es mir auch mit dieſen Gedichten von Theodor Körner. Ich erinnerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß ich ſelber hin und wieder kleine Gedichte geſchrieben, aber nicht weiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entſtehende Dinge damals keinen großen Werth legte und weil überall zur Schätzung des poetiſchen Talents immer einige geiſtige Reife erforderlich iſt. Nun aber erſchien mir dieſe Gabe in Theodor Körner als etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges und

es erwachte in mir ein mächtiger Trieb, zu verſuchen, ob es mir nicht gelingen wolle es ihm einigermaßen nachzuthun.

Die Rückkehr unſerer vaterländiſchen Krieger aus Frankreich gab mir eine erwünſchte Gelegenheit. Und wie mir in friſcher Erinnerung lebte, welchen unſäglichen Mühſeligkeiten der Soldat im Felde ſich zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu Hauſe oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, ſo dachte ich, daß es gut ſeyn möchte dergleichen Verhältniſſe in einem Gedicht zur Sprache zu bringen und dadurch, auf die Gemüther wirkend, den zurückkehrenden Truppen einen deſto herzlicheren Empfang vorzubereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene Koſten drucken und in der Stadt vertheilen. Die Wirkung die es that war günſtig über meine Erwartung. Es verſchaffte mir den Zudrang einer Menge ſehr erfreulicher Bekanntſchaften, man theilte meine ausgeſprochenen Empfindungen und Anſichten, man ermunterte mich zu ähnlichen Verſuchen und war überhaupt der Meinung, daß ich die Probe eines Talentes an den Tag gelegt habe, welches der Mühe werth ſey weiter zu cultiviren. Man theilte das Gedicht in Zeitſchriften mit, es ward an verſchiedenen Orten nachgedruckt und einzeln verkauft, und überdieß erlebte ich daran die Freude, es von einem ſehr beliebten Componiſten in Muſik geſetzt zu ſehen, ſo wenig

es ſich auch im Grunde, wegen ſeiner Länge und ganz rhetoriſchen Art, zum Geſang eignete.

Es verging von nun an keine Woche wo ich nicht durch die Entſtehung irgend eines weiteren Gedichts wäre beglückt worden. Ich war jetzt in meinem vier und zwanzigſten Jahre; es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne alle geiſtige Cultur und Kenntniſſe. Man empfahl mir das Studium unſerer großen Dichter und führte mich beſonders auf Schiller und Klopſtock. Ich verſchaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte ſie, allein ich fand mich durch ſie wenig gefördert; die Bahn dieſer Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieſer Zeit hörte ich zuerſt den Namen Goethe und erlangte zuerſt einen Band ſeiner Gedichte. Ich las ſeine Lieder und las ſie immer von neuem und genoß dabey ein Glück, das keine Worte ſchildern. Es war mir, als fange ich erſt an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtſeyn zu gelangen; es kam mir vor als werde mir in dieſen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgeſpiegelt. Auch ſtieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Gelehrtes wozu mein bloß menſchliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländiſcher und veralteter Gottheiten, wobey ich mir nichts zu den-

ken wußte; vielmehr fand ich das menſchliche Herz in allen ſeinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutſche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.

Ich lebte in dieſen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir den Wilhelm Meiſter zu bekommen, dann ſein Leben, dann ſeine dramatiſchen Werke. Den Fauſt, vor deſſen Abgründen menſchlicher Natur und Verderbniß ich anfänglich zurückſchauderte, deſſen bedeutend-räthſelhaftes Weſen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Feſttage. Bewunderung und Liebe nahm täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in dieſen Werken und dachte und ſprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftſtellers ziehen, kann mannigfaltiger Art ſeyn; ein Hauptgewinn aber möchte darin beſtehen, daß wir uns nicht allein unſeres eigenen Innern, ſondern auch der mannigfaltigen Welt außer uns deutlicher bewußt werden. Eine ſolche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethe's. Auch ward ich durch ſie zur beſſeren Beobachtung und Auffaſſung der ſinnlichen Gegenſtände und Charactere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichſten Harmonie eines Individuums mit ſich ſelber, und ſomit ward mir denn das Räthſel der großen Mannigfaltigkeit ſowohl natürlicher als künſtleriſcher Erſcheinungen immer mehr aufgeſchloſſen.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethe's Schriften befeſtiget und mich nebenbey in der Poeſie practiſch auf manche Weiſe verſucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten, und las in den beſten Überſetzungen nicht allein die vorzüglichſten Stücke von Shakſpeare, ſondern auch den Sophocles und Homer.

Hiebey merkte ich jedoch ſehr bald, daß von dieſen hohen Werken nur das Allgemein-Menſchliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verſtändniß des Beſonderen, ſowohl in ſprachlicher als hiſtoriſcher Hinſicht, wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und überhaupt eine Bildung vorausſetze, wie ſie gewöhnlich nur auf Schulen und Univerſitäten erlangt wird.

Überdieß machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe und daß, ohne eine ſogenannte claſſiſche Bildung, nie ein Dichter dahin gelangen werde ſowohl ſeine eigene Sprache mit Geſchick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt, dem Gehalt und Geiſte nach, etwas Vorzügliches zu leiſten.

Da ich nun auch zu dieſer Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu ſehen, welche Bildungswege ſie eingeſchlagen um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bey ihnen überall den Gang durch Schulen und Univerſitäten wahrzunehmen hatte, ſo faßte ich, obgleich bey ſo vorgerücktem Alter und unter ſo wi-

derſtrebenden Umſtänden den Entſchluß, ein Gleiches, auszuführen.

Ich wendete mich alſobald an einen als Lehrer beym Gymnaſium zu Hannover angeſtellten vorzüglichen Philologen und nahm bey ihm Privat-Unterricht, nicht allein in der lateiniſchen, ſondern auch in der griechiſchen Sprache, und verwendete auf dieſe Studien alle Muße die meine, wenigſtens ſechs Stunden täglich, in Anſpruch nehmenden Berufsgeſchäfte mir gewähren wollten.

Dieſes trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fortſchritte; allein bey meinem unausſprechlichen Drange vorwärts, kam es mir vor als gehe es zu langſam und als müſſe ich auf andere Mittel denken. Es wollte mir erſcheinen, daß, wenn ich erlangen könne täglich vier bis fünf Stunden das Gymnaſium zu beſuchen und auf ſolche Weiſe ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortſchritte machen und ungleich ſchneller zum Ziele gelangen würde.

In dieſer Meinung ward ich durch den Rath ſachkundiger Perſonen beſtätigt; ich faßte daher den Entſchluß ſo zu thun, und erhielt dazu auch ſehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnaſiums größtentheils auf eine ſolche Tageszeit fielen wo ich vom Dienſte frey war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Begleitung meines Lehrers an einem Sonntag-Vormittag zu dem würdigen Director um die erforderliche

Prüfung zu bestehen. Er examinirte mich mit aller möglichen Milde, allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präparirter Kopf war und es mir trotz allem Fleiß an eigentlicher Routine fehlte, so bestand ich nicht so gut als ich im Grunde hätte sollen. Doch auf die Versicherung meines Lehrers, daß ich mehr wisse als es nach dieser Prüfung den Anschein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens, setzte er mich nach Secunda.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich, als ein fast Fünfundzwanzigjähriger und als einer der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtentheils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, so daß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich alles übersehen und ertragen. Auch hatte ich mich im Ganzen nicht zu beschweren. Die Lehrer achteten mich, die älteren und besseren Schüler der Klasse kamen mir auf das freundlichste entgegen und selbst einige Ausbunde von Übermuth hatten Rücksicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulassen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünsche im Ganzen genommen sehr glücklich und schritt auf dieser neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an

meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Büreau zu den Dienſtgeſchäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr verlangten. Im Fluge ging es ſodann nach Haus; ich verſchluckte ein wenig Mittagseſſen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach ſieben Uhr in meinem Beruf beſchäftiget war und den ferneren Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieſes Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer ſolchen Anſtrengung nicht gewachſen, und es beſtätigte ſich die alte Wahrheit: daß niemand zween Herren dienen könne. Der Mangel an freyer Luft und Bewegung, ſo wie die fehlende Zeit und Ruhe zum Eſſen, Trinken und Schlaf, erzeugten nach und nach einen krankhaften Zuſtand; ich fühlte mich abgeſtumpft an Leib und Seele und ſah mich zuletzt in der dringenden Nothwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das letztere meiner Exiſtenz wegen nicht anging, ſo blieb kein anderer Ausweg als das erſtere zu thun und ich trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es ſchien zu dem beſondern Geſchick meines Lebens zu gehören Mancherley zu probiren, und ſo gereute es mich denn keineswegs auch eine gelehrte Schule eine Zeitlang probirt zu haben.

Ich hatte indeß einen guten Schritt vorwärts gethan, und da ich die Universität nach wie vor im Auge behielt, so blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzusetzen, welches denn auch mit aller Lust und Liebe geschah.

Nach der überstandenen Last des Winters verlebte ich einen desto heiteren Frühling und Sommer; ich war viel in der freyen Natur, die dieses Jahr mit besonderer Innigkeit zu meinem Herzen sprach, und es entstanden viele Gedichte, wobey besonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muster vor Augen schwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an ernstlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache wenigstens binnen Jahresfrist die Universität zu beziehen. In der lateinischen Sprache war ich so weit vorgeschritten, daß es mir gelang von den Oden des Horaz, von den Hirtengedichten des Virgil, so wie von den Metamorphosen des Ovid einige mich besonders ansprechende Stücke metrisch zu übersetzen, so wie die Reden des Cicero und die Kriegesgeschichten des Julius Cäsar mit einiger Leichtigkeit zu lesen. Hiemit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für academische Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte innerhalb eines Jahres noch sehr weit zu kommen und sodann das Fehlende auf der Universität selber nachzuholen.

Unter den höheren Personen der Residenz hatte ich

mir manchen Gönner erworben; ſie verſprachen mir ihre Mitwirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entſchließen wolle ein ſogenanntes Brodſtudium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag und da ich in der feſten Überzeugung lebte, daß der Menſch nur dasjenige cultiviren müſſe wohin ein unausgeſetzter Drang ſeines Innern gehe, ſo blieb ich bey meinem Sinn und jene verſagten mir ihre Hülfe, indem endlich nichts weiter erfolgen ſollte als ein Freytiſch.

Es blieb nun nichts übrig als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzuſetzen und mich zu einer literariſchen Production von einiger Bedeutung zuſammenzunehmen.

Müllners Schuld und Grillparzers Ahnfrau waren zu dieſer Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufſehen. Meinem Naturgefühl waren dieſe künſtlichen Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schickſalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unſittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entſchluß gegen ſie aufzutreten und darzuthun, daß das Schickſal in den Characteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen ſie ſtreiten ſondern mit der That. Ein Stück ſollte erſcheinen welches die Wahrheit ausſpreche, daß der Menſch in der Gegenwart Samen ſtreue der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böſe, je nachdem er geſäet habe. Mit der Weltgeſchichte

unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charactere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wohl ein Jahr mit mir herum und bildete mir die einzelnen Scenen und Acte bis ins Einzelne aus und ſchrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenſtunden einiger Wochen. Ich genoß dabey das höchſte Glück, denn ich ſah daß alles ſehr leicht und natürlich zu Tage kam. Allein im Gegenſatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine ruhige Zeichnung von Situationen, als eine geſpannte raſch fortſchreitende Handlung, und auch nur poetiſch und rhythmiſch, wenn Charactere und Situationen es erforderten. Nebenperſonen gewannen zu viel Raum, das ganze Stück zu viel Breite.

Ich theilte es den nächſten Freunden und Bekannten mit, ward aber nicht verſtanden wie ich es wünſchte; man warf mir vor: einige Scenen gehören ins Luſtſpiel, man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig geleſen. Ich, eine beſſere Aufnahme erwartend, war anfänglich im Stillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der Überzeugung, daß meine Freunde nicht ſo ganz unrecht hätten und daß mein Stück, wenn auch die Charactere richtig gezeichnet und das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewiſſen Beſonnenheit und Facilität ſo zur Erſcheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch, dem darin entwickelten Leben nach, auf einer

viel zu niedern Stufe ſtehe, als daß es ſich geeignet hätte damit öffentlich aufzutreten.

Und dieſes war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuſchreiten, damit ich fähig ſey alles höher zu ſtellen. Der Drang nach der Univerſität, wo ich alles zu erlangen hoffte was mir fehlte und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältniſſe zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenſchaft. Ich faßte den Entſchluß meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte um von einem Verleger ein anſehnliches Honorar erwarten zu können, ſo wählte ich den für meine Lage vortheilhafteren Weg der Subſcription.

Dieſe ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünſchteſten Fortgang. Ich trat jetzt bey meinen Obern mit meiner Abſicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlaſſung; und da dieſe nun die Überzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernſt ſey und daß ich nicht nachgebe, ſo begünſtigten ſie meine Zwecke. Auf Vorſtellung meines Chefs, des damaligen Obriſten von Berger, gewährte die Kriegs-Canzley mir den erbetenen Abſchied und ließ mir jährlich 150 Thaler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwey Jahre.

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Pläne. Die Gedichte ließ ich auf das ſchnellſte drucken und verſenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Koſten einen reinen Gewinn von 150 Thaler behielt. Ich ging darauf im May 1821 nach Göttingen, eine theure Geliebte zurücklaſſend.

Mein erſter Verſuch, nach der Univerſität zu gelangen, war daran geſcheitert, daß ich hartnäckig jedes ſogenannte Brodſtudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt, und der unſäglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals ſowohl gegen meine nächſte Umgebung als gegen einflußreiche höhere Perſonen zu beſtehen hatte, war ich klug genug geweſen, mich den Anſichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und ſogleich zu erklären, daß ich ein Brodſtudium wählen und mich der Rechtswiſſenſchaft widmen wolle.

Dieſes hatten ſowohl meine mächtigen Gönner als alle anderen, denen mein irdiſches Fortkommen am Herzen lag und die ſich von der Gewalt meiner geiſtigen Bedürfniſſe keine Vorſtellung machten, ſehr vernünftig gefunden. Aller Widerſpruch war mit einem Mal abgethan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein bereitwilliges Befördern meiner Zwecke. Zugleich unterließ man nicht zu meiner Beſtätigung in ſo guten Vorſätzen anzuführen, daß das juriſtiſche Studium keineswegs der Art ſey, daß es nicht dem

Geiſte einen höheren Gewinn gebe. Ich würde, ſagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältniſſe thun wie ich auf keine andere Weiſe erreichen könne. Auch wäre dieſes Studium keineswegs von ſolchem Umfang, daß ſich nicht ſehr viele ſogenannte höhere Dinge nebenbey treiben laſſen. Man nannte mir verſchiedene Namen berühmter Perſonen, die alle Jura ſtudirt hätten und doch zugleich zu den höchſten Kenntniſſen anderer Art gelangt wären.

Hiebey jedoch wurde ſowohl von meinen Freunden als von mir überſehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkenntniſſen ausgeſtattet zur Univerſität kamen, ſondern auch eine ungleich längere Zeit, als die gebieteriſche Noth meiner beſonderen Umſtände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwenden konnten.

Genug aber, ſo wie ich andere getäuſcht hatte, täuſchte ich mich nach und nach ſelber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ich könne in allem Ernſt Jura ſtudiren und doch zugleich meine eigentlichen Zwecke erreichen.

In dieſem Wahn, etwas zu ſuchen was ich gar nicht zu beſitzen und anzuwenden wünſchte, fing ich ſogleich nach meiner Ankunft auf der Univerſität mit dem Juriſtiſchen an. Auch fand ich dieſe Wiſſenſchaft keineswegs der Art daß ſie mir widerſtanden hätte, vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von anderen Vorſätzen und Beſtrebungen wäre zu voll geweſen,

mich ihr recht gerne ergeben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gegen eine vorgeſchlagene Heirathspartie bloß deßwegen allerley zu erinnern findet, weil ihr unglücklicher Weiſe ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorleſungen der Inſtitutionen und Pandekten ſitzend, vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatiſcher Scenen und Acte. Ich gab mir alle Mühe meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wenden, allein er lenkte gewaltſam immer abwärts. Es lag mir fortwährend nichts in Gedanken, als Poeſie und Kunſt und meine höhere menſchliche Entwickelung, warum ich ja überall ſeit Jahren mit Leidenſchaft nach der Univerſität geſtrebt hatte.

Wer mich nun das erſte Jahr in meinen nächſten Zwecken bedeutend förderte, war Heeren. Seine Ethnographie und Geſchichte legte in mir für fernere Studien dieſer Art den beſten Grund, ſo wie die Klarheit und Gediegenheit ſeines Vortrages auch in anderer Hinſicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich beſuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu ſeyn.

Das zweyte academiſche Jahr begann ich vernünftiger Weiſe mit gänzlicher Beſeitigung des juriſtiſchen Studiums, das in der That viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebenſache hätte mitgewinnen kön-

nen, und das mir in der Hauptſache als ein zu großes Hinderniß anhing. Ich ſchloß mich an die Philologie. Und wie ich im erſten Jahre Heeren ſehr viel ſchuldig geworden, ſo ward ich es nun Diſſen. Denn nicht allein, daß ſeine Vorleſungen meinen Studien die eigentlich geſuchte und erſehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gefördert und aufgeklärt ſah, und nach ſeinen Andeutungen ſichere Richtungen für künftige Productionen nahm, ſondern ich hatte auch das Glück, dem werthen Manne perſönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, beſtärkt und ermuntert zu ſehen.

Überdieß war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studirenden und das unaufhörliche Beſprechen der höchſten Gegenſtände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unſchätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günſtigſten Einfluß.

Indeſſen war das Ende meiner pecuniären Hülfsmittel nicht mehr ferne. Dagegen hatte ich ſeit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wiſſens in mich aufgenommen; ein ferneres Anhäufen, ohne ein practiſches Verwenden, war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrſchte daher in mir ein leidenſchaftlicher Trieb, mich durch einige ſchriftſtelleriſche Productionen wieder frey und nach ferneren Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowohl meine dramatiſche Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Intereſſe nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erſcheinen ſollte; als auch Ideen in Bezug auf Grundſätze der Poeſie, die ſich beſonders als Widerſpruch gegen damals herrſchende Anſichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszuſprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbſt 1822 die Univerſität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich ſchrieb zunächſt jene theoretiſchen Aufſätze, von denen ich hoffte, daß ſie beſonders bey jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, ſondern auch zur Beurtheilung dichteriſcher Werke beytragen würden, und gab ihnen den Titel Beyträge zur Poeſie.

Im May 1823 war ich mit dieſer Arbeit zu Stande. Es kam mir nun in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, ſondern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und ſo entſchloß ich mich kurz, und ſchickte das Manuſcript an Goethe, und bat ihn um einige empfehlende Worte an Herrn von Cotta.

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu dem ich täglich als meinem untrüglichen Leitſtern hinaufblickte, deſſen Ausſprüche mit meiner Denkungsweiſe in Harmonie ſtanden und mich auf einen immer höheren Punkt der Anſicht ſtellten, deſſen hohe Kunſt in Behandlung der verſchiedenſten Gegenſtände ich immer mehr zu ergründen und ihr nachzuſtreben

ſuchte, und gegen den meine innige Liebe und Verehrung faſt leidenſchaftlicher Natur war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, neben einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exemplar meiner Gedichte zugeſendet, worauf ich denn die große Freude erlebte, nicht allein von ihm einige ſchriftliche Worte zu erhalten, ſondern auch von Reiſenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von Kunſt und Alterthum meiner gedenken wolle.

Dieſes zu wiſſen, war für mich in meiner damaligen Lage von großer Bedeutung, ſo wie es mir auch jetzt den Muth gab das ſo eben vollendete Manuſcript vertrauensvoll an ihn zu ſenden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einige Augenblicke perſönlich nahe zu ſeyn; und ſo machte ich mich denn zur Erreichung dieſes Wunſches gegen Ende des Monates May auf, und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werrathal nach Weimar.

Auf dieſem wegen großer Hitze oft mühſamen Wege hatte ich in meinem Innern wiederholt den tröſtlichen Eindruck, als ſtehe ich unter der beſonderen Leitung gütiger Weſen, und als möchte dieſer Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen ſeyn.

1 8 2 3.

Weimar, Dienſtag den 10. Juny 1823.

Vor wenigen Tagen bin ich hier angekommen, heute war ich zuerſt bey Goethe. Der Empfang ſeiner Seits war überaus herzlich und der Eindruck ſeiner Perſon auf mich der Art, daß ich dieſen Tag zu den glücklichſten meines Lebens rechne.

Er hatte mir geſtern, als ich anfragen ließ, dieſen Mittag zwölf Uhr als die Zeit beſtimmt, wo ich ihm willkommen ſeyn würde. Ich ging alſo zur gedachten Stunde hin und fand den Bedienten auch bereits meiner wartend und ſich anſchickend mich hinaufzuführen.

Das Innere des Hauſes machte auf mich einen ſehr angenehmen Eindruck; ohne glänzend zu ſeyn war alles höchſt edel und einfach; auch deuteten verſchiedene an der Treppe ſtehende Abgüſſe antiker Statuen auf Goethe's beſondere Neigung zur bildenden Kunſt und dem griechiſchen Alterthum. Ich ſah verſchiedene Frauenzimmer, die unten im Hauſe geſchäftig hin und wieder gingen; auch einen der ſchönen Knaben Ottiliens, der

zutraulich zu mir herankam und mich mit großen Augen anblickte.

Nachdem ich mich ein wenig umgesehen, ging ich sodann mit dem sehr gesprächigen Bedienten die Treppe hinauf zur ersten Etage. Er öffnete ein Zimmer, vor dessen Schwelle man die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseyns überschritt. Er führte mich durch dieses Zimmer hindurch und öffnete ein zweytes, etwas geräumigeres, wo er mich zu verweilen bat, indem er ging mich seinem Herrn zu melden. Hier war die kühlste erquicklichste Luft, auf dem Boden lag ein Teppich gebreitet, auch war es durch ein rothes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter meublirt; gleich zur Seite stand ein Flügel, und an den Wänden sah man Handzeichnungen und Gemälde verschiedener Art und Größe.

Durch eine offene Thür gegenüber blickte man sodann in ein ferneres Zimmer, gleichfalls mit Gemälden verziert, durch welches der Bediente gegangen war mich zu melden.

Es währte nicht lange so kam Goethe, in einem blauen Oberrock und in Schuhen; eine erhabene Gestalt! Der Eindruck war überraschend. Doch verscheuchte er sogleich jede Befangenheit durch die freundlichsten Worte. Wir setzten uns auf das Sopha. Ich war glücklich verwirrt in seinem Anblick und seiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu sagen.

Er fing sogleich an von meinem Manuscript zu reden. „Ich komme eben von Ihnen her, sagte er; ich habe den ganzen Morgen in Ihrer Schrift gelesen; sie bedarf keiner Empfehlung, sie empfiehlt sich selber.“ Er lobte darauf die Klarheit der Darstellung und den Fluß der Gedanken und daß alles auf gutem Fundament ruhe und wohl durchdacht sey. „Ich will es schnell befördern, fügte er hinzu, heute noch schreibe ich an Cotta mit der reitenden Post, und morgen schicke ich das Paket mit der fahrenden nach.“ Ich dankte ihm dafür mit Worten und Blicken.

Wir sprachen darauf über meine fernere Reise. Ich sagte ihm daß mein eigentliches Ziel die Rheingegend sey, wo ich an einem passenden Ort zu verweilen und etwas Neues zu schreiben gedenke. Zunächst jedoch wolle ich von hier nach Jena gehen, um dort die Antwort des Herrn von Cotta zu erwarten.

Goethe fragte mich, ob ich in Jena schon Bekannte habe; ich erwiederte daß ich mit Herrn von Knebel in Berührung zu kommen hoffe, worauf er versprach mir einen Brief mitzugeben, damit ich eine desto bessere Aufnahme gewiß sey.

„Nun, nun! sagte er dann, wenn Sie in Jena sind, so sind wir ja nahe bey einander und können zu einander und können uns schreiben wenn etwas vorfällt.“

Wir saßen lange beysammen, in ruhiger liebevoller Stimmung. Ich drückte seine Kniee, ich vergaß das

Reden über ſeinem Anblick, ich konnte mich an ihm nicht ſatt ſehen. Das Geſicht ſo kräftig und braun und voller Falten und jede Falte voller Ausdruck. Und in Allem ſolche Biederkeit und Feſtigkeit und ſolche Ruhe und Größe! Er ſprach langſam und bequem, ſo wie man ſich wohl einen bejahrten Monarchen denkt wenn er redet. Man ſah ihm an, daß er in ſich ſelber ruhet und über Lob und Tadel erhaben iſt. Es war mir bey ihm unbeſchreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, ſo wie es jemandem ſeyn mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich ſeine liebſten Wünſche befriedigt ſieht.

Er kam ſodann auf meinen Brief und daß ich Recht habe, daß, wenn man eine Sache mit Klarheit zu behandeln vermöge, man auch zu vielen anderen Dingen tauglich ſey.

„Man kann nicht wiſſen wie ſich das drehet und wendet, ſagte er dann; ich habe manchen hübſchen Freund in Berlin, da habe ich denn dieſer Tage Ihrer gedacht.“

Dabey lächelte er liebevoll in ſich. Er machte mich ſodann aufmerkſam, was ich in dieſen Tagen in Weimar alles noch ſehen müſſe, und daß er den Herrn Secretair Kräuter bitten wolle mich herumzuführen. Vor allen aber ſolle ich ja nicht verſäumen das Theater zu beſuchen. Er fragte mich darauf wo ich logire und ſagte, daß er mich noch einmal zu ſehen wünſche und zu einer paſſenden Stunde ſenden wolle.

Mit Liebe ſchieden wir auseinander; ich im hohen Grade glücklich, denn aus jedem ſeiner Worte ſprach Wohlwollen und ich fühlte daß er es überaus gut mit mir im Sinne habe.

Mittwoch, den 11. Juny 1823.

Dieſen Morgen erhielt ich abermals eine Einladung zu Goethe, und zwar mittelſt einer von ihm beſchriebenen Charte. Ich war darauf wieder ein Stündchen bey ihm. Er erſchien mir heute ganz ein anderer als geſtern, er zeigte ſich in allen Dingen raſch und entſchieden wie ein Jüngling.

Er brachte zwey dicke Bücher als er zu mir hereintrat. „Es iſt nicht gut, ſagte er, daß Sie ſo raſch vorübergehen, vielmehr wird es beſſer ſeyn daß wir einander etwas näher kommen. Ich wünſche Sie mehr zu ſehen und zu ſprechen. Da aber das Allgemeine ſo groß iſt, ſo habe ich ſogleich auf etwas Beſonderes gedacht, das als ein Tertium einen Verbindungs- und Beſprechungs-Punkt abgebe. Sie finden in dieſen beyden Bänden die Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 und 1773, und zwar ſind auch darin faſt alle meine damals geſchriebenen kleinen Recenſionen. Dieſe ſind nicht gezeichnet; doch da Sie meine Art und Denkungsweiſe kennen, ſo werden Sie ſie ſchon aus den übrigen herausfinden. Ich möchte nun, daß Sie dieſe

Jugendarbeiten etwas näher betrachteten und mir ſagten was Sie davon denken. Ich möchte wiſſen, ob ſie werth ſind in eine künftige Ausgabe meiner Werke aufgenommen zu werden. Mir ſelber ſtehen dieſe Sachen viel zu weit ab, ich habe darüber kein Urtheil. Ihr Jüngeren aber müßt wiſſen, ob ſie für euch Werth haben und in wiefern ſie bey dem jetzigen Standpunkte der Literatur noch zu gebrauchen. Ich habe bereits Abſchriften nehmen laſſen, die Sie dann ſpäter haben ſollen um ſie mit dem Original zu vergleichen. Demnächſt, bey einer ſorgfältigen Redaction, würde ſich denn auch finden, ob man nicht gut thue hie und da eine Kleinigkeit auszulaſſen, oder nachzuhelfen, ohne im Ganzen dem Character zu ſchaden."

Ich antwortete ihm, daß ich ſehr gerne mich an dieſen Gegenſtänden verſuchen wolle, und daß ich dabey weiter nichts wünſche, als daß es mir gelingen möge ganz in ſeinem Sinne zu handeln.

„So wie Sie hineinkommen, erwiederte er, werden Sie finden daß Sie der Sache vollkommen gewachſen ſind; es wird Ihnen von der Hand gehen."

Er eröffnete mir darauf, daß er in etwa acht Tagen nach Marienbad abzureiſen gedenke und daß es ihm lieb ſeyn würde wenn ich bis dahin noch in Weimar bliebe, damit wir uns während der Zeit mitunter ſehen und ſprechen und perſönlich näher kommen möchten.

„Auch wünſchte ich, fügte er hinzu, daß Sie in Jena

nicht bloß wenige Tage oder Wochen verweilten, sondern daß Sie sich für den ganzen Sommer dort häuslich einrichteten, bis ich gegen den Herbst von Marienbad zurückkomme. Ich habe bereits gestern wegen einer Wohnung und dergleichen geschrieben, damit Ihnen alles bequem und angenehm werde."

„Sie finden dort die verschiedenartigsten Quellen und Hülfsmittel für weitere Studien; auch einen sehr gebildeten geselligen Umgang, und überdieß ist die Gegend so mannigfaltig, daß Sie wohl funfzig verschiedene Spaziergänge machen können, die alle angenehm und fast alle zu ungestörtem Nachdenken geeignet sind. Sie werden Muße und Gelegenheit finden in der Zeit für sich selbst manches Neue zu schreiben und nebenbey auch meine Zwecke zu fördern."

Ich fand gegen so gute Vorschläge nichts zu erinnern und willigte in alles mit Freuden. Als ich ging war er besonders liebevoll; auch bestimmte er auf übermorgen eine abermalige Stunde zu einer ferneren Unterredung.

Montag den 16. Juny 1823.

Ich war in diesen Tagen wiederholt bey Goethe. Heute sprachen wir größtentheils von Geschäften. Ich äußerte mich auch über seine Frankfurter Recensionen, die ich Nachklänge seiner academischen Jahre nannte,

welcher Ausſpruch ihm zu gefallen ſchien, indem er den Stand-Punct bezeichne, aus welchem man jene jugendlichen Arbeiten zu betrachten habe.

Er gab mir ſodann die erſten eilf Hefte von Kunſt und Alterthum, damit ich ſie neben den Frankfurter Recenſionen als eine zweyte Arbeit nach Jena mit hinüber nehme.

„Ich wünſche nämlich, ſagte er, daß Sie dieſe Hefte gut ſtudirten und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber machten, ſondern auch aufſetzten, welche Gegenſtände nicht als abgeſchloſſen zu betrachten ſind, damit es mir vor die Augen trete, welche Fäden ich wieder aufzunehmen und weiter fortzuſpinnen habe. Es wird mir dieſes eine große Erleichterung ſeyn und Sie ſelber werden davon den Gewinn haben, daß Sie auf dieſem practiſchen Wege den Inhalt aller einzelnen Aufſätze weit ſchärfer anſehen und in ſich aufnehmen, als es bey einem gewöhnlichen Leſen nach perſönlicher Neigung zu geſchehen pflegt.“

Ich fand dieſes alles gut und richtig und ſagte daß ich auch dieſe Arbeit gern übernehmen wolle.

Donnerstag den 19. Juny 1823.

Ich wollte heute eigentlich ſchon in Jena ſeyn, Goethe ſagte aber geſtern wünſchend und bittend, daß ich doch noch bis Sonntag bleiben und dann mit der Poſt

fahren möchte. Er gab mir geſtern die Empfehlungsbriefe und auch einen für die Familie Frommann. „Es wird Ihnen in dieſem Kreiſe gefallen, ſagte er, ich habe dort ſchöne Abende verlebt. Auch Jean Paul, Tieck, die Schlegel und was in Deutſchland ſonſt Namen hat iſt dort geweſen und hat dort gerne verkehrt und noch jetzt iſt es der Vereinigungs-Punkt vieler Gelehrten und Künſtler und ſonſt angeſehener Perſonen. In einigen Wochen ſchreiben Sie mir nach Marienbad, damit ich erfahre wie es Ihnen geht und wie es Ihnen in Jena gefällt. Auch habe ich meinem Sohn geſagt, daß er Sie während meiner Abweſenheit drüben einmal beſuche.“

Ich fühlte mich Goethen für ſo viele Sorgfalt ſehr dankbar, und es that mir wohl aus allem zu ſehen, daß er mich zu den Seinigen zählt und mich als ſolchen will gehalten haben.

Sonnabend den 21. Juny nahm ich ſodann von Goethe Abſchied und fuhr des andern Tages nach Jena hinüber und richtete mich in einer Gartenwohnung ein bey ſehr guten redlichen Leuten. In den Familien des Herrn von Knebel und Frommann fand ich auf Goethe's Empfehlung eine freundliche Aufnahme und einen ſehr belehrenden Umgang. In den mitgenommenen Arbeiten ſchritt ich auf das Beſte vor, und überdieß hatte ich bald

die Freude, einen Brief von Herrn von Cotta zu erhalten, worin er ſich nicht allein zum Verlage meines ihm zugegangenen Manuſcriptes ſehr bereit erklärte, ſondern mir auch ein anſehnliches Honorar zuſicherte und den Druck in Jena unter meinen Augen geſchehen ließ.

So war nun meine Exiſtenz wenigſtens auf ein Jahr gedeckt, und ich fühlte den lebhafteſten Trieb, in dieſer Zeit etwas Neues hervorzubringen und dadurch mein ferneres Glück als Autor zu begründen. Die theoretiſche und kritiſche Richtung hoffte ich durch die Aufſätze meiner Beyträge zur Poeſie ein für allemal hinter mir zu haben; ich hatte mich dadurch über die vorzüglichſten Geſetze aufzuklären geſucht, und meine ganze innere Natur drängte mich nun zur practiſchen Ausübung. Ich hatte Pläne zu unzähligen Gedichten, größeren und kleineren, auch zu dramatiſchen Gegenſtänden verſchiedener Art, und es handelte ſich nach meinem Gefühl jetzt bloß darum, wohin ich mich wenden ſollte um mit einigem Behagen eins nach dem andern ruhig ans Licht zu bringen.

In Jena gefiel es mir auf die Länge nicht, es war mir zu ſtille und einförmig. Ich verlangte nach einer großen Stadt, die nicht allein ein vorzügliches Theater beſitze, ſondern wo ſich auch ein freyes großes Volksleben entwickele, damit ich bedeutende Lebenselemente in mich aufzunehmen und meine innere Cultur auf das raſcheſte zu ſteigern vermöge. In einer ſolchen Stadt hoffte ich zugleich ganz unbemerkt leben und mich zu

jeder Zeit zu einer ganz ungestörten Production isoliren zu können.

Ich hatte indessen das von Goethe gewünschte Inhaltsverzeichniß der ersten vier Bände von Kunst und Alterthum entworfen und sendete es ihm mit einem Brief nach Marienbad, worin ich meine Wünsche und Pläne ganz offen aussprach. Ich erhielt darauf alsobald die folgenden Zeilen.

„Das Inhaltsverzeichniß ist mir zur rechten Zeit gekommen und entspricht ganz meinen Wünschen und Zwecken. Lassen Sie mich die Frankfurter Recensionen bey meiner Rückkehr auf gleiche Weise redigirt finden, so zolle den besten Dank, welchen ich vorläufig schon im Stillen entrichte, indem ich Ihre Gesinnungen, Zustände, Wünsche, Zwecke und Pläne mit mir theilnehmend herumtrage um bey meiner Rückkunft mich über Ihr Wohl desto gründlicher besprechen zu können. Mehr sag' ich heute nicht. Der Abschied von Marienbad giebt mancherley zu denken und zu thun, während man ein allzukurzes Verweilen mit vorzüglichen Menschen gar schmerzlich empfindet."

„Möge ich Sie in stiller Thätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht. Leben Sie wohl; freue mich auf ein längeres und engeres Zusammenseyn."

Marienbad, den 14. August 1823.

„Goethe."

Durch ſolche Zeilen Goethe's, deren Empfang mich im hohen Grade beglückte, fühlte ich mich nun vorläufig wieder beruhigt. Ich ward dadurch entſchieden, keinen eigenmächtigen Schritt zu thun, ſondern mich ganz ſeinem Rath und Willen zu überlaſſen. Ich ſchrieb indeß einige kleine Gedichte, beendigte die Redaction der Frankfurter Recenſionen und ſprach meine Anſicht darüber in einer kurzen Abhandlung aus, die ich für Goethe beſtimmte. Seiner Zurückkunft aus Marienbad ſah ich mit Sehnſucht entgegen, indem auch der Druck meiner Beyträge zur Poeſie ſich zu Ende neigte, und ich auf alle Fälle zu einiger Erfriſchung noch dieſen Herbſt eine kurze Ausflucht von wenigen Wochen an den Rhein zu machen wünſchte.

Jena, Montag den 15. September 182*.

Goethe iſt von Marienbad glücklich zurückgekommen, wird aber, da ſeine hieſige Gartenwohnung nicht die erforderliche Bequemlichkeit darbietet, hier nur wenige Tage verweilen. Er iſt wohl und rüſtig, ſo daß er einen Weg von mehreren Stunden zu Fuß machen kann und es eine wahre Freude iſt ihn anzuſehen.

Nach einem beyderſeitigen fröhlichen Begrüßen fing Goethe ſogleich an über meine Angelegenheit zu reden.

„Ich muß grade herausſagen, begann er, ich wünſche daß Sie dieſen Winter bey mir in Weimar bleiben“.

Dieß waren ſeine erſten Worte, dann ging er näher ein und fuhr fort: „In der Poeſie und Critik ſteht es mit Ihnen aufs Beſte, Sie haben darin ein natürliches Fundament; das iſt Ihr Metier woran Sie ſich zu halten haben, und welches Ihnen auch ſehr bald eine tüchtige Exiſtenz zu Wege bringen wird. Nun iſt aber noch Manches, was nicht eigentlich zum Fache gehört, und was Sie doch auch wiſſen müſſen. Es kommt aber darauf an, daß Sie hiebey nicht lange Zeit verlieren, ſondern ſchnell darüber hinwegkommen. Das ſollen Sie nun dieſen Winter bey uns in Weimar, und Sie ſollen ſich wundern wie weit Sie Oſtern ſeyn werden. Sie ſollen von Allem das Beſte haben, weil die beſten Hülfsmittel in meinen Händen ſind. Dann ſtehen Sie fürs Leben feſt und kommen zum Behagen und können überall mit Zuverſicht auftreten."

Ich freute mich dieſer Vorſchläge und ſagte, daß ich mich ganz ſeinen Anſichten und Wünſchen überlaſſen wolle.

„Für eine Wohnung in meiner Nähe, fuhr Goethe fort, werde ich ſorgen; Sie ſollen den ganzen Winter keinen unbedeutenden Moment haben. Es iſt in Weimar noch viel Gutes beyſammen und Sie werden nach und nach in den höhren Kreiſen eine Geſellſchaft finden, die den beſten aller großen Städte gleich kommt. Auch ſind mit mir perſönlich ganz vorzügliche Männer verbunden, deren Bekanntſchaft Sie nach und nach machen

werden und deren Umgang Ihnen im hohen Grade lehrreich und nützlich ſeyn wird."

Goethe nannte mir verſchiedene angeſehene Namen und bezeichnete mit wenigen Worten die beſonderen Verdienſte jedes Einzelnen.

„Wo finden Sie, fuhr er fort, auf einem ſo engen Fleck noch ſo viel Gutes! Auch beſitzen wir eine ausgeſuchte Bibliothek und ein Theater, was den beſten anderer deutſchen Städte in den Hauptſachen keineswegs nachſteht. Ich wiederhole daher: bleiben Sie bey uns, und nicht bloß dieſen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort. Es gehen von dort die Thore uud Straßen nach allen Enden der Welt. Im Sommer machen Sie Reiſen, und ſehen nach und nach, was Sie zu ſehen wünſchen. Ich bin ſeit funfzig Jahren dort, und wo bin ich nicht überall geweſen! — Aber ich bin immer gerne nach Weimar zurückgekehrt."

Ich war beglückt, Goethen wieder nahe zu ſeyn nnd ihn wieder reden zu hören, und ich fühlte mich ihm mit meinem ganzen Innern hingegeben. Wenn ich nur dich habe und haben kann, dachte ch, ſo wird mir alles Übrige recht ſeyn. Ich wiederholte ihm daher, daß ich bereit ſey, alles zu thun was er in Erwägung meiner beſonderen Lage nur irgend für gut halte.

Jena, Donnerstag den 18. September 1823.

Geſtern morgen, vor Goethe's Abreiſe nach Weimar, war ich ſo glücklich wieder ein Stündchen bey ihm zu ſeyn. Und da führte er ein höchſt bedeutendes Geſpräch, was für mich ganz unſchätzbar iſt und mir auf mein ganzes Leben wohl thut. Alle jungen Dichter in Deutſchland müßten es wiſſen, es könnte ihnen helfen.

Er leitete das Geſpräch ein indem er mich fragte, ob ich dieſen Sommer keine Gedichte gemacht. Ich antwortete ihm, daß ich zwar einige gemacht, daß es mir aber im Ganzen dazu an Behagen gefehlt. „Nehmen Sie ſich in Acht, ſagte er darauf, vor einer großen Arbeit. Das iſt's eben, woran unſere Beſten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiſte Talent und das tüchtigſte Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß was es mir geſchadet hat. — Was iſt da nicht alles in den Brunnen gefallen! — Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen."

„Die Gegenwart will ihre Rechte; was ſich täglich im Dichter von Gedanken und Empfindungen aufdrängt, das will und ſoll ausgeſprochen ſeyn. Hat man aber ein größeres Werk im Kopfe, ſo kann nichts daneben aufkommen, ſo werden alle Gedanken zurückgewieſen und man iſt für die Behaglichkeit des Lebens ſelbſt ſo lange verloren. Welche Anſtrengung und Verwendung von Geiſteskraft gehört nicht dazu, um nur ein großes Gan-

ges in ſich zu ordnen und abzurunden, und welche Kräfte und welche ruhige ungeſtörte Lage im Leben, um es dann in einem Fluß gehörig auszuſprechen. Hat man ſich nun im Ganzen vergriffen, ſo iſt alle Mühe verloren; iſt man ferner, bey einem ſo umfangreichen Gegenſtande, in einzelnen Theilen nicht völlig Herr ſeines Stoffes, ſo wird das Ganze ſtellenweiſe mangelhaft werden und man wird geſcholten; und aus allem entſpringt für den Dichter, ſtatt Belohnung und Freude für ſo viele Mühe und Aufopferung, nichts als Unbehagen und Lähmung der Kräfte. Faßt dagegen der Dichter täglich die Gegenwart auf, und behandelt er immer gleich in friſcher Stimmung was ſich ihm darbietet, ſo macht er ſicher immer etwas Gutes, und gelingt ihm auch einmal etwas nicht, ſo iſt nichts daran verloren."

„Da iſt der Auguſt Hagen in Königsberg, ein herrliches Talent; haben Sie ſeine Olfried und Liſena geleſen? Da ſind Stellen darin, wie ſie nicht beſſer ſeyn können; die Zuſtände an der Oſtſee und was ſonſt in dortige Localität hineinſchlägt, alles meiſterhaft. Aber es ſind nur ſchöne Stellen, als Ganzes will es niemanden behagen. Und welche Mühe und welche Kräfte hat er daran verwendet! ja er hat ſich faſt daran erſchöpft. Jetzt hat er ein Trauerſpiel gemacht!" Dabey lächelte Goethe und hielt einen Augenblick inne. Ich nahm das Wort und ſagte, daß, wenn ich nicht irre, er Hagen in Kunſt und Alterthum gerathen, nur kleine

Gegenſtände zu behandeln. „Freilich habe ich das, erwiederte Goethe; aber thut man denn, was wir Alten ſagen? Jeder glaubt, er müſſe es doch ſelber am beſten wiſſen, und dabey geht mancher verloren und mancher hat lange daran zu irren. Es iſt aber jetzt keine Zeit mehr zum Irren, dazu ſind wir Alten geweſen, und was hätte uns alle unſer Suchen und Irren geholfen, wenn Ihr jüngeren Leute wieder dieſelbigen Wege laufen wolltet. Da kämen wir ja nie weiter! Uns Alten rechnet man den Irrthum zu Gute, weil wir die Wege nicht gebahnt fanden; wer aber ſpäter in die Welt eintritt, von dem verlangt man mehr, der ſoll nicht abermals irren und ſuchen, ſondern er ſoll den Rath der Alten nutzen und gleich auf gutem Wege fortſchreiten. Es ſoll nicht genügen, daß man Schritte thue, die einſt zum Ziele führen, ſondern jeder Schritt ſoll Ziel ſeyn und als Schritt gelten."

„Tragen Sie dieſe Worte bey ſich herum und ſehen Sie zu, was Sie davon mit ſich vereinigen können. Es iſt mir eigentlich um Sie nicht bange, aber ich helfe Sie durch mein Zureden vielleicht ſchnell über eine Periode hinweg, die Ihrer jetzigen Lage nicht gemäß iſt. Machen Sie vor der Hand, wie geſagt, immer nur kleine Gegenſtände, immer alles friſch weg was ſich Ihnen täglich darbietet, ſo werden Sie in der Regel immer etwas Gutes leiſten und jeder Tag wird Ihnen Freude bringen. Geben Sie es zunächſt in die Taſchen-

bücher, in die Zeitſchriften; aber fügen Sie ſich nie fremden Anforderungen, ſondern machen Sie es immer nach Ihrem eigenen Sinn."

„Die Welt iſt ſo groß und reich und das Leben ſo mannigfaltig, daß es an Anläſſen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müſſen alles Gelegenheitsgedichte ſeyn, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlaſſung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetiſch wird ein ſpecieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte ſind Gelegenheitsgedichte, ſie ſind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts."

„Man ſage nicht, daß es der Wirklichkeit an poetiſchem Intereſſe fehle; denn eben darin bewährt ſich ja der Dichter, daß er geiſtreich genug ſey, einem gewöhnlichen Gegenſtande eine intereſſante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit ſoll die Motive hergeben, die auszuſprechenden Puncte, den eigentlichen Kern; aber ein ſchönes belebtes Ganzes daraus zu bilden iſt Sache des Dichters. Sie kennen den Fürnſtein, den ſogenannten Naturdichter, er hat ein Gedicht gemacht über den Hopfenbau, es läßt ſich nicht artiger machen. Jetzt habe ich ihm Handwerkslieder aufgegeben, beſonders ein Weberlied, und ich bin gewiß, daß es ihm gelingen wird; denn er hat von Jugend auf unter ſolchen Leuten gelebt, er kennt den Gegenſtand durch und durch, er wird

Herr ſeines Stoffes ſeyn. Und das iſt eben der Vortheil bey kleinen Sachen, daß man nur ſolche Gegenſtände zu wählen braucht und wählen wird, die man kennet, von denen man Herr iſt. Bey einem großen dichteriſchen Werk geht das aber nicht, da läßt ſich nicht ausweichen, alles was zur Verknüpfung des Ganzen gehört und in den Plan hinein mit verflochten iſt, muß dargeſtellt werden und zwar mit getroffener Wahrheit. Bey der Jugend aber iſt die Kenntniß der Dinge noch einſeitig; ein großes Werk aber erfordert Vielſeitigkeit, und daran ſcheitert man."

Ich ſagte Goethen, daß ich im Willen gehabt, ein großes Gedicht über die Jahreszeiten zu machen und die Beſchäftigungen und Beluſtigungen aller Stände hinein zu verflechten. „Hier iſt derſelbige Fall, ſagte Goethe darauf, es kann Ihnen Vieles daran gelingen, aber Manches, was Sie vielleicht noch nicht gehörig durchforſcht haben und kennen, gelingt Ihnen nicht. Es gelingt Ihnen vielleicht der Fiſcher, aber der Jäger vielleicht nicht. Geräth aber am Ganzen etwas nicht, ſo iſt es als Ganzes mangelhaft, ſo gut einzelne Partien auch ſeyn mögen, und Sie haben nichts Vollendetes geleiſtet. Stellen Sie aber bloß die einzelnen Partien für ſich, ſelbſtſtändig dar, denen Sie gewachſen ſind, ſo machen Sie ſicher etwas Gutes."

„Beſonders warne ich vor eigenen großen Erfindungen; denn da will man eine Anſicht der Dinge geben

und die iſt in der Jugend ſelten reif. Ferner: Charactere und Anſichten löſen ſich als Seiten des Dichters von ihm ab und berauben ihn für fernere Productionen der Fülle. Und endlich: welche Zeit geht nicht an der Erfindung und inneren Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zu gute thut, vorausgeſetzt daß wir überall mit unſerer Arbeit zu Stande kommen."

„Bey einem gegebenen Stoff hingegen iſt alles anders und leichter. Da werden Facta und Charactere überliefert und der Dichter hat nur die Belebung des Ganzen. Auch bewahrt er dabey ſeine eigene Fülle, denn er braucht nur wenig von dem Seinigen hinzuzuthun; auch iſt der Verluſt von Zeit und Kräften bey weitem geringer, denn er hat nur die Mühe der Ausführung. Ja ich rathe ſogar zu ſchon bearbeiteten Gegenſtänden. Wie oft iſt nicht die Iphigenie gemacht, und doch ſind alle verſchieden; denn jeder ſieht und ſtellt die Sachen anders, eben nach ſeiner Weiſe."

„Aber laſſen Sie vor der Hand alles Große zur Seite. Sie haben lange genug geſtrebt, es iſt Zeit, daß Sie zur Heiterkeit des Lebens gelangen, und dazu eben iſt die Bearbeitung kleiner Gegenſtände das beſte Mittel."

Wir waren bey dieſem Geſpräch in ſeiner Stube auf und ab gegangen; ich konnte immer nur zuſtimmen, denn ich fühlte die Wahrheit eines jeden Wortes in meinem ganzen Weſen. Bey jedem Schritt ward es mir leich-

ter und glücklicher, denn ich will nur geſtehen, daß verſchiedene größere Pläne, womit ich bis jetzt nicht recht ins Klare kommen konnte, mir keine geringe Laſt geweſen ſind. Jetzt habe ich ſie von mir geworfen und ſie mögen nun ruhen, bis ich einmal einen Gegenſtand und eine Partie nach der andern mit Heiterkeit wieder aufnehme und hinzeichne, ſo wie ich nach und nach durch Erforſchung der Welt von den einzelnen Theilen des Stoffes Meiſter werde.

Ich fühle mich nun durch Goethe's Worte um ein paar Jahre klüger und fortgerückt und weiß in meiner tiefſten Seele das Glück zu erkennen, was es ſagen will, wenn man einmal mit einem rechten Meiſter zuſammentrifft. Der Vortheil iſt gar nicht zu berechnen.

Was werde ich nun dieſen Winter nicht noch bey ihm lernen, und was werde ich nicht durch den bloßen Umgang mit ihm gewinnen, auch in Stunden, wenn er eben nicht grade etwas Bedeutendes ſpricht! — Seine Perſon, ſeine bloße Nähe ſcheint mir bildend zu ſeyn, ſelbſt wenn er kein Wort ſagte.

Weimar, Donnerstag den 2. October 182⁸.

Bey ſehr freundlichem Wetter bin ich geſtern von Jena herübergefahren. Gleich nach meiner Ankunft ſendete mir Goethe, zum Willkommen in Weimar, ein

Abonnement ins Theater. Ich benutzte den gestrigen Tag zu meiner häuslichen Einrichtung, da ohnehin im Goethe'schen Hause viel Bewegung war, indem der französische Gesandte, Graf Reinhard aus Frankfurt, und der preußische Staatsrath Schultz aus Berlin gekommen waren, ihn zu besuchen.

Diesen Vormittag war ich dann bey Goethe. Er freute sich über meine Ankunft und war überaus gut und liebenswürdig. Als ich gehen wollte, sagte er, daß er mich doch zuvor mit dem Staatsrath Schultz bekannt machen wolle. Er führte mich in das angrenzende Zimmer, wo ich den gedachten Herrn mit Betrachtung von Kunstwerken beschäftigt fand und wo er mich ihm vorstellte und uns dann zu weiterem Gespräch allein ließ.

„Es ist sehr erfreulich, sagte Schultz darauf, daß Sie in Weimar bleiben und Goethe bey der Redaction seiner bisher ungedruckten Schriften unterstützen wollen. Er hat mir schon gesagt, welchen Gewinn er sich von Ihrer Mitwirkung verspricht, und daß er nun auch noch manches Neue zu vollenden hofft."

Ich antwortete ihm, daß ich keinen andern Lebenszweck habe als der deutschen Literatur nützlich zu seyn, und daß ich, in der Hoffnung hier wohlthätig einzuwirken, gerne meine eigenen literarischen Vorsätze vorläufig zurückstehen lassen wolle. Auch würde, fügte ich hinzu, ein practischer Verkehr mit Goethe höchst wohlthätig auf meine fernere Ausbildung wirken, ich hoffe

dadurch nach einigen Jahren eine gewiſſe Reife zu erlangen, und ſodann weit beſſer zu vollbringen, was ich jetzt nur in geringerem Grade zu thun im Stande wäre.

„Gewiß, ſagte Schultz, iſt die perſönliche Einwirkung eines ſo außerordentlichen Menſchen und Meiſters wie Goethe ganz unſchätzbar. Ich bin auch herübergekommen, um mich an dieſem großen Geiſte einmal wieder zu erquicken.“

Er erkundigte ſich ſodann nach dem Druck meines Buches, wovon Goethe ihm ſchon im vorigen Sommer geſchrieben. Ich ſagte ihm, daß ich in einigen Tagen die erſten Exemplare von Jena zu bekommen hoffe und daß ich nicht verfehlen würde, ihm eins zu verehren und nach Berlin zu ſchicken, im Fall er nicht mehr hier ſeyn ſollte.

Wir ſchieden darauf unter herzlichem Händedrücken.

Dienſtag den 14. October 1823.

Dieſen Abend war ich bey Goethe das erſte Mal zu einem großen Thee. Ich war der erſte am Platz und freute mich über die hellerleuchteten Zimmer, die bey offenen Thüren eins ins andere führten. In einem der letzten fand ich Goethe, der mir ſehr heiter entgegen kam. Er trug auf ſchwarzem Anzug ſeinen Stern, welches ihn ſo wohl kleidete. Wir waren noch eine Weile allein und gingen in das ſogenannte Deckenzimmer, wo das

über einem rothen Kanapee hängende Gemälde der aldobrandiniſchen Hochzeit mich beſonders anzog. Das Bild war, bey zur Seite geſchobenen grünen Vorhängen, in voller Beleuchtung mir vor Augen und ich freute mich, es in Ruhe zu betrachten.

„Ja, ſagte Goethe, die Alten hatten nicht allein große Intentionen, ſondern es kam bey ihnen auch zur Erſcheinung. Dagegen haben wir Neueren auch wohl große Intentionen, allein wir ſind ſelten fähig, es ſo kräftig und lebensfriſch hervorzubringen als wir es uns dachten.“

Nun kam auch Riemer und Meyer, auch der Canzler v. Müller und mehrere andere angeſehene Herren und Damen von Hofe. Auch Goethe's Sohn trat herein und Frau von Goethe, deren Bekanntſchaft ich hier zuerſt machte. Die Zimmer füllten ſich nach und nach und es ward in allen ſehr munter und lebendig. Auch einige hübſche junge Ausländer waren gegenwärtig mit denen Goethe franzöſiſch ſprach.

Die Geſellſchaft gefiel mir, es war alles ſo frey und ungezwungen, man ſtand, man ſaß, man ſcherzte, man lachte und ſprach mit dieſem und jenem, alles nach freyer Neigung. Ich ſprach mit dem jungen Goethe ſehr lebendig über das Bild von Houwald, welches vor einigen Tagen gegeben worden. Wir waren über das Stück einer Meinung und ich freute mich, wie der junge Goethe die Verhältniſſe mit ſo vielem Geiſt und Feuer auseinander zu ſetzen wußte.

Goethe ſelbſt erſchien in der Geſellſchaft ſehr liebenswürdig. Er ging bald zu dieſem und zu jenem und ſchien immer lieber zu hören und ſeine Gäſte reden zu laſſen als ſelber viel zu reden. Frau v. Goethe kam oft und hängte und ſchmiegte ſich an ihn und küßte ihn. Ich hatte ihm vor Kurzem geſagt, daß mir das Theater ſo große Freude mache und daß es mich ſehr aufheitere, indem ich mich bloß dem Eindruck der Stücke hingebe ohne darüber viel zu denken. Dieß ſchien ihm recht und für meinen gegenwärtigen Zuſtand paſſend zu ſeyn.

Er trat mit Frau v. Goethe zu mir heran. „Das iſt meine Schwiegertochter, ſagte er; kennt Ihr beyden Euch ſchon?“ Wir ſagten ihm, daß wir ſo eben unſere Bekanntſchaft gemacht. „Das iſt auch ſo ein Theaterkind wie Du, Ottilie, ſagte er dann, und wir freuten uns miteinander über unſere beyderſeitige Neigung. „Meine Tochter, fügte er hinzu, verſäumt keinen Abend.“ So lange gute heitere Stücke gegeben werden, erwiederte ich, laſſe ich es gelten, allein bey ſchlechten Stücken muß man auch etwas aushalten. „Das iſt eben recht, erwiederte Goethe, daß man nicht fort kann und gezwungen iſt auch das Schlechte zu hören und zu ſehen. Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer deſto beſſeren Einſicht des Guten. Beym Leſen iſt das nicht ſo, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten.“ Ich

gab ihm Recht und dachte, der Alte ſagt doch gelegentlich immer etwas Gutes.

Wir trennten uns und miſchten uns unter die Übrigen, die ſich um uns herum und in dieſem und jenem Zimmer laut und luſtig unterhielten. Goethe begab ſich zu den Damen; ich geſellte mich zu Riemer und Meyer, die uns viel von Italien erzählten.

Regierungsrath Schmidt ſetzte ſich ſpäter zum Flügel und trug Beethovenſche Sachen vor, welche die Anweſenden mit innigem Antheil aufzunehmen ſchienen. Eine geiſtreiche Dame erzählte darauf viel Intereſſantes von Beethovens Perſönlichkeit. Und ſo ward es nach und nach zehn Uhr, und es war mir der Abend im hohen Grade angenehm vergangen.

Sonntag den 19. October 1823.

Dieſen Mittag war ich das erſte Mal bey Goethe zu Tiſch. Es waren außer ihm nur Frau von Goethe, Fräulein Ulrike und der kleine Walter gegenwärtig und wir waren alſo bequem unter uns. Goethe zeigte ſich ganz als Familienvater, er legte alle Gerichte vor, tranchirte gebratenes Geflügel und zwar mit beſonderem Geſchick, und verfehlte auch nicht, mitunter einzuſchenken. Wir anderen ſchwatzten munteres Zeug über Theater, junge Engländer und andere Vorkommniſſe des Tages; beſonders war Fräulein Ulrike ſehr heiter und im hohen

Grade unterhaltend. Goethe war im Ganzen ſtill, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwiſchenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabey blickte er hin und wieder in die Zeitungen und theilte uns einige Stellen mit, beſonders über die Fortſchritte der Griechen.

Es kam dann zur Sprache, daß ich noch Engliſch lernen müſſe, wozu Goethe dringend rieth, beſonders des Lord Byron wegen, deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz, wie ſie nicht dageweſen und wohl ſchwerlich wieder kommen werde. Man ging die hieſigen Lehrer durch, fand aber keinen von einer durchaus guten Ausſprache, weßhalb man es für beſſer hielt, ſich an junge Engländer zu halten.

Nach Tiſch zeigte Goethe mir einige Experimente in Bezug auf die Farbenlehre. Der Gegenſtand war mir jedoch durchaus fremd, ich verſtand ſo wenig das Phänomen als das, was er darüber ſagte; doch hoffte ich, daß die Zukunft mir Muße und Gelegenheit geben würde, in dieſer Wiſſenſchaft einigermaßen einheimiſch zu werden.

Dienſtag den 21. October 1823.

Ich war dieſen Abend bey Goethe. Wir ſprachen über die Pandora. Ich fragte ihn, ob man dieſe Dichtung wohl als ein Ganzes anſehen könne, oder ob noch etwas Weiteres davon exiſtire. Er ſagte, es ſey weiter nichts vorhanden, er habe es nicht weiter

gemacht, und zwar deßwegen nicht, weil der Zuſchnitt des erſten Theiles ſo groß geworden, daß er ſpäter einen zweyten nicht habe durchführen können. Auch wäre das Geſchriebene recht gut als ein Ganzes zu betrachten, weßhalb er ſich auch dabey beruhiget habe.

Ich ſagte ihm, daß ich bey dieſer ſchweren Dichtung erſt nach und nach zum Verſtändniß durchgedrungen, nachdem ich ſie ſo oft geleſen, daß ich ſie nun faſt auswendig wiſſe. Darüber lächelte Goethe. „Das glaube ich wohl, ſagte er, es iſt alles als wie in einander gekeilt.“

Ich ſagte ihm, daß ich wegen dieſes Gedichts nicht ganz mit Schubarth zufrieden, der darin alles das vereinigt finden wolle, was im Werther, Wilhelm Meiſter, Fauſt und Wahlverwandtſchaften einzeln ausgeſprochen ſey, wodurch doch die Sache ſehr unfaßlich und ſchwer werde.

„Schubarth, ſagte Goethe, geht oft ein wenig tief; doch iſt er ſehr tüchtig, es iſt bey ihm alles prägnant.“

Wir ſprachen über Uhland. „Wo ich große Wirkungen ſehe, ſagte Goethe, pflege ich auch große Urſachen vorauszuſetzen, und bey der ſo ſehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß alſo wohl etwas Vorzügliches an ihm ſeyn. Übrigens habe ich über ſeine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der beſten Abſicht zu Händen, allein ich ſtieß von vorne herein gleich auf ſo viele ſchwache und trübſelige Ge-

dichte, daß mir das Weiterleſen verleidet wurde. Ich griff dann nach ſeinen Balladen, wo ich denn freylich ein vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut ſah, daß ſein Ruhm einigen Grund hat."

Ich fragte darauf Goethe um ſeine Meinung hinſichtlich der Verſe zur deutſchen Tragödie. „Man wird ſich in Deutſchland, antwortete er, ſchwerlich darüber vereinigen. Jeder machts wie er eben will und wie es dem Gegenſtande einigermaßen gemäß iſt. Der ſechsfüßige Jambus wäre freylich am würdigſten, allein er iſt für uns Deutſche zu lang, wir ſind, wegen der mangelnden Beywörter, gewöhnlich ſchon mit fünf Füßen fertig. Die Engländer reichen wegen ihrer vielen einſylbigen Wörter noch weniger."

Goethe zeigte mir darauf einige Kupferwerke und ſprach dann über die altdeutſche Baukunſt und daß er mir manches der Art nach und nach vorlegen wolle.

„Man ſieht in den Werken der altdeutſchen Baukunſt, ſagte er, die Blüthe eines außerordentlichen Zuſtandes. Wem eine ſolche Blüthe unmittelbar entgegentritt, der kann nichts als anſtaunen; wer aber in das geheime innere Leben der Pflanze hineinſieht, in das Regen der Kräfte und wie ſich die Blüthe nach und nach entwikkelt, der ſieht die Sache mit ganz anderen Augen, der weiß was er ſieht."

„Ich will dafür ſorgen, daß Sie im Lauf dieſes Winters in dieſem wichtigen Gegenſtande einige Einſicht

erlangen, damit, wenn Sie nächſten Sommer an den Rhein gehen, es Ihnen beym Straßburger Münſter und Cölner Dom zu Gute komme."

Ich freute mich dazu und fühlte mich ihm dankbar.

Sonnabend den 25. October 1823.

In der Dämmerung war ich ein halbes Stündchen bey Goethe. Er ſaß auf einem hölzernen Lehnſtuhl vor ſeinem Arbeitstiſche; ich fand ihn in einer wunderbar ſanften Stimmung, wie einer der von himmliſchem Frieden ganz erfüllt iſt, oder wie einer der an ein ſüßes Glück denkt, das er genoſſen hat und das ihm wieder in aller Fülle vor der Seele ſchwebt. Stadelmann mußte mir einen Stuhl in ſeine Nähe ſetzen.

Wir ſprachen ſodann vom Theater, welches zu meinen Hauptintereſſen dieſes Winters gehört. Raupachs Erdennacht war das letzte geweſen, was ich geſehen. Ich gab mein Urtheil darüber: daß das Stück nicht zur Erſcheinung gekommen, wie es im Geiſte des Dichters gelegen, daß mehr die Idee vorherrſche als das Leben, daß es mehr lyriſch als dramatiſch ſey, daß dasjenige, was durch fünf Acte hindurch geſponnen und hindurch gezogen wird, weit beſſer in zweyen oder dreyen wäre zu geben geweſen. Goethe fügte hinzu, daß die Idee des Ganzen ſich um Ariſtokratie und De-

mokratie drehe und daß dieſes kein allgemein menſchliches Intereſſe habe.

Ich lobte dagegen, was ich von Kotzebue geſehen, nämlich ſeine Verwandtſchaften und die Verſöhnung. Ich lobte daran den friſchen Blick ins wirkliche Leben, den glücklichen Griff für die intereſſanten Seiten deſſelben und die mitunter ſehr kernige wahre Darſtellung. Goethe ſtimmte mir bey. „Was zwanzig Jahre ſich erhält, ſagte er, und die Neigung des Volkes hat, das muß ſchon etwas ſeyn. Wenn er in ſeinem Kreiſe blieb und nicht über ſein Vermögen hinausging, ſo machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky; die bürgerlichen Scenen gelangen auch dieſem vollkommen, wollte er aber römiſche oder griechiſche Helden zeichnen, ſo ward es nichts.“

Goethe nannte mir noch einige gute Stücke von Kotzebue, beſonders die beyden Klingsberge. „Es iſt nicht zu läugnen, fügte er hinzu, er hat ſich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt.“

„Geiſt und irgend Poeſie, fuhr Goethe fort, kann man den neueren tragiſchen Dichtern nicht abſprechen; allein den meiſten fehlt das Vermögen der leichten lebendigen Darſtellung; ſie ſtreben nach etwas, das über ihre Kräfte hinausgeht, und ich möchte ſie in dieſer Hinſicht forcirte Talente nennen.“

Ich zweifle, ſagte ich, daß ſolche Dichter ein Stück in Proſa ſchreiben können, und bin der Meinung, daß

dieß der wahre Probierſtein ihres Talentes ſeyn würde. Goethe ſtimmte mir bey und fügte hinzu, daß die Verſe den poetiſchen Sinn ſteigerten oder wohl gar hervorlockten.

Wir ſprachen darauf dieß und jenes über vorhabende Arbeiten. Es war die Rede von ſeiner Reiſe über Frankfurt und Stuttgart nach der Schweiz, die er in drey Heften liegen hat und die er mir zuſenden will, damit ich die Einzelnheiten leſe und Vorſchläge thue, wie daraus ein Ganzes zu machen. „Sie werden ſehen, ſagte er, es iſt alles nur ſo hingeſchrieben, wie es der Augenblick gab; an einen Plan und eine künſtleriſche Ründung iſt dabey gar nicht gedacht, es iſt als wenn man einen Eimer Waſſer ausgießt.“

Ichfreute mich dieſes Gleichniſſes, welches mir ſehr geeignet ſchien, um etwas durchaus Planloſes zu bezeichnen.

Montag den 27. October 1823.

Heute früh wurde ich bey Goethe auf dieſen Abend zum Thee und Konzert eingeladen. Der Bediente zeigte mir die Liſte der zu invitirenden Perſonen, woraus ich ſah, daß die Geſellſchaft ſehr zahlreich und glänzend ſeyn würde. Er ſagte, es ſey eine junge Polin angekommen, die etwas auf dem Flügel ſpielen werde. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Nachher wurde der Theaterzettel gebracht, die Schachmaſchine ſollte gegeben werden. Das Stück war mir unbekannt, meine Wirthin aber ergoß ſich darüber in ein ſolches Lob, daß ein großes Verlangen ſich meiner bemächtigte es zu ſehen. Überdieß befand ich mich den Tag über nicht zum beſten, und es ward mir immer mehr, als paſſe ich beſſer in eine luſtige Comödie als in eine ſo gute Geſellſchaft.

Gegen Abend eine Stunde vor dem Theater ging ich zu Goethe. Es war im Hauſe ſchon alles lebendig; ich hörte im Vorbeygehen in dem größeren Zimmer den Flügel ſtimmen, als Vorbereitung zu der muſikaliſchen Unterhaltung.

Ich traf Goethe in ſeinem Zimmer allein, er war bereits feſtlich angezogen, ich ſchien ihm gelegen. „Nun bleiben Sie gleich hier, ſagte er, wir wollen uns ſo lange unterhalten, bis die Übrigen auch kommen.“ Ich dachte, da kommſt du doch nicht los, da wirſt du doch bleiben müſſen; es iſt dir zwar jetzt mit Goethen allein ſehr angenehm, doch wenn erſt die vielen fremden Herren und Damen erſcheinen, da wirſt du dich nicht in deinem Elemente fühlen.

Ich ging mit Goethe im Zimmer auf und ab. Es dauerte nicht lange, ſo war das Theater der Gegenſtand unſeres Geſprächs und ich hatte Gelegenheit zu wiederholen, daß es mir die Quelle eines immer neuen Vergnügens ſey, zumal da ich in früherer Zeit ſo gut wie

gar nichts geſehen, und jetzt faſt alle Stücke auf mich eine ganz friſche Wirkung ausübten. Ja, fügte ich hinzu, es iſt mit mir ſo arg, daß es mich heute ſogar in Unruhe und Zwieſpalt gebracht hat, obgleich mir bey Ihnen eine ſo bedeutende Abendunterhaltung bevorſteht.

„Wiſſen Sie was? ſagte Goethe darauf, indem er ſtille ſtand und mich groß und freundlich anſah, gehen Sie hin! geniren Sie ſich nicht! iſt Ihnen das heitere Stück dieſen Abend vielleicht bequemer, Ihren Zuſtänden angemeſſener, ſo gehen Sie hin. Bey mir haben Sie Muſik, das werden Sie noch öfter haben.“ Ja, ſagte ich, ſo will ich hingehen, es wird mir überdieß vielleicht beſſer ſeyn, daß ich lache. „Nun, ſagte Goethe, ſo bleiben Sie bis gegen ſechs Uhr bey mir, da können wir noch ein Wörtchen reden.“

Stadelmann brachte zwey Wachslichter, die er auf Goethes Arbeitstiſch ſtellte. Goethe erſuchte mich, vor den Lichtern Platz zu nehmen, er wolle mir etwas zu leſen geben. Und was legte er mir vor? Sein neueſtes, liebſtes Gedicht, ſeine Elegie von Marienbad.

Ich muß hier in Bezug auf den Inhalt dieſes Gedichts Einiges nachholen. Gleich nach Goethe's dießmaliger Zurückkunft aus genanntem Badeort verbreitete ſich hier die Sage, er habe dort die Bekanntſchaft einer an Körper und Geiſt gleich liebenswürdigen jungen Dame gemacht und zu ihr eine leidenſchaftliche Neigung gefaßt. Wenn er in der Brunnen-Allee ihre Stimme ge-

hört, habe er immer raſch ſeinen Hut genommen und ſey zu ihr hinunter geeilt. Er habe keine Stunde verſäumt bey ihr zu ſeyn, er habe glückliche Tage gelebt; ſodann die Trennung ſey ihm ſehr ſchwer geworden und er habe in ſolchem leidenſchaftlichen Zuſtande ein überaus ſchönes Gedicht gemacht, das er jedoch wie eine Art Heiligthum anſehe und geheim halte.

Ich glaubte dieſer Sage, weil ſie nicht allein ſeiner körperlichen Rüſtigkeit, ſondern auch der productiven Kraft ſeines Geiſtes und der geſunden Friſche ſeines Herzens vollkommen entſprach. Nach dem Gedicht ſelbſt hatte ich längſt ein groſſes Verlangen getragen, doch mit Recht Anſtand genommen Goethe darum zu bitten. Ich hatte daher die Gunſt des Augenblickes zu preiſen, wodurch es mir nun vor Augen lag.

Er hatte die Verſe eigenhändig mit lateiniſchen Lettern auf ſtarkes Velinpapier geſchrieben und mit einer ſeidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befeſtigt, und es trug alſo ſchon im Äußern, daß er dieſes Manuſcript vor allen ſeinen übrigen beſonders werth halte.

Ich las den Inhalt mit hoher Freude und fand in jeder Zeile die Beſtätigung der allgemeinen Sage. Doch deuteten gleich die erſten Verſe darauf, daß die Bekanntſchaft nicht dieſesmal erſt gemacht, ſondern erneuert worden. Das Gedicht wälzte ſich ſtets um ſeine eigene Axe und ſchien immer dahin zurückzukehren

woher es ausgegangen. Der Schluß, wunderbar abgeriſſen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend.

Als ich ausgeleſen, trat Goethe wieder zu mir heran. „Gelt! ſagte er, da habe ich Euch etwas Gutes gezeigt. In einigen Tagen ſollen Sie mir darüber weiſſagen.“ Es war mir ſehr lieb, daß Goethe durch dieſe Worte ein augenblickliches Urtheil meinerſeits ablehnte, denn ohnehin war der Eindruck zu neu und zu ſchnell vorübergehend, als daß ich etwas Gehöriges darüber hätte ſagen können.

Goethe verſprach, bey ruhiger Stunde es mir abermals vorzulegen. Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen und ich ſchied unter herzlichem Händedrücken.

Die Schachmaſchine mochte ein ſehr gutes Stück ſeyn und auch eben ſo gut geſpielt werden, allein ich war nicht dabey, meine Gedanken waren bey Goethe.

Nach dem Theater ging ich an ſeinem Hauſe vorüber, es glänzte alles von Lichtern, ich hörte, daß geſpielt wurde und bereute, daß ich nicht dort geblieben.

Am andern Tag erzählte man mir, daß die junge polniſche Dame, Madame Szymanowska, der zu Ehren der feſtliche Abend veranſtaltet worden, den Flügel ganz meiſterhaft geſpielt habe, zum Entzücken der ganzen Geſellſchaft. Ich erfuhr auch, daß Goethe ſie

dieſen Sommer in Marienbad kennen gelernt und daß ſie nun gekommen, ihn zu beſuchen.

Mittags communicirte mir Goethe ein kleines Manuſcript: Studien von Zauper, worin ich ſehr treffende Bemerkungen fand. Ich ſendete ihm dagegen einige Gedichte, die ich dieſen Sommer in Jena gemacht und wovon ich ihm geſagt hatte.

Mittwoch den 29. October 1823.

Dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens ging ich zu Goethe. Ich fand ihn ſehr friſchen aufgeweckten Geiſtes, ſeine Augen funkelten im Wiederſchein des Lichtes, ſein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft und Jugend.

Er fing ſogleich von den Gedichten, die ich ihm geſtern zugeſchickt, zu reden an, indem er mit mir in ſeinem Zimmer auf und ab ging.

„Ich begreife jetzt, begann er, wie Sie in Jena gegen mich äußern konnten, Sie wollten ein Gedicht über die Jahreszeiten machen. Ich rathe jetzt dazu; fangen Sie gleich mit dem Winter an. Sie ſcheinen für natürliche Gegenſtände beſondern Sinn und Blick zu haben.“

„Nur zwey Worte will ich Ihnen über die Gedichte ſagen. Sie ſtehen jetzt auf dem Punkt, wo Sie noth-

wendig zum eigentlich Hohen und Schweren der Kunſt durchbrechen müſſen, zur Auffaſſung des Individuellen. Sie müſſen mit Gewalt, damit Sie aus der Idee herauskommen; Sie haben das Talent und ſind ſo weit vorgeſchritten, jetzt müſſen Sie. Sie ſind dieſer Tage in Tiefurt geweſen, das möchte ich Ihnen zunächſt zu einer ſolchen Aufgabe machen. Sie können vielleicht noch drey bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die characteriſtiſche Seite abgewinnen und alle Motive beyſammen haben; doch ſcheuen Sie die Mühe nicht, ſtudiren Sie alles wohl und ſtellen Sie es dar; der Gegenſtand verdient es. Ich ſelbſt hätte es längſt gemacht, allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zuſtände ſelbſt mit durchlebt, ich bin zu ſehr darin befangen, ſo daß die Einzelnheiten ſich mir in zu großer Fülle aufdrängen. Sie aber kommen als Fremder, und laſſen ſich vom Caſtellan das Vergangene erzählen und ſehen nur das Gegenwärtige, Hervorſtechende, Bedeutende."

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen, obgleich ich nicht läugnen könne, daß es eine Aufgabe ſey, die mir ſehr fern ſtehe und die ich für ſehr ſchwierig halte.

„Ich weiß wohl, ſagte Goethe, daß es ſchwer iſt, aber die Auffaſſung und Darſtellung des Beſonderen iſt auch das eigentliche Leben der Kunſt."

„Und dann: ſo lange man ſich im Allgemeinen hält, kann es uns jeder nachmachen; aber das Beſondere macht

uns niemand nach, warum? weil es die Anderen nicht erlebt haben."

„Auch braucht man nicht zu fürchten, daß das Beſondere keinen Anklang finde. Jeder Character, ſo eigenthümlich er ſeyn möge, und jedes Darzuſtellende, vom Stein herauf bis zum Menſchen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt ſich, und es giebt kein Ding in der Welt, das nur ein Mal da wäre."

„Auf dieſer Stufe der individuellen Darſtellung, fuhr Goethe fort, beginnet dann zugleich dasjenige, was man Compoſition nennet."

Dieſes war mir nicht ſogleich klar, doch enthielt ich mich danach zu fragen. Vielleicht, dachte ich, meint er damit die künſtleriſche Verſchmelzung des Idealen mit dem Realen, die Vereinigung von dem, was außer uns befindlich, mit dem, was innerlich uns angeboren. Doch vielleicht meint er auch etwas anderes. Goethe fuhr fort:

„Und dann ſetzen Sie unter jedes Gedicht immer das Datum wann Sie es gemacht haben." Ich ſah ihn fragend an, warum das ſo wichtig? „Es gilt dann, fügte er hinzu, zugleich als Tagebuch Ihrer Zuſtände. Und das iſt nichts Geringes. Ich habe es ſeit Jahren gethan und ſehe ein, was das heißen will."

Es war indeß die Zeit des Theaters herangekommen und ich verließ Goethe. „Sie gehen nun nach Finnland!" rief er mir ſcherzend nach. Es ward nämlich

gegeben: Johann von Finnland von der Frau von Weißenthurn.

Es fehlte dem Stück nicht an wirkſamen Situationen, doch war es mit Rührendem ſo überladen, und ich ſah überall ſo viel Abſicht, daß es im Ganzen auf mich keinen guten Eindruck machte. Der letzte Act indeß gefiel mir ſehr wohl und ſöhnte mich wieder aus.

In Folge dieſes Stückes machte ich nachſtehende Bemerkung. Von einem Dichter nur mittelmäßig gezeichnete Charactere werden bey der Theater-Darſtellung gewinnen, weil die Schauſpieler, als lebendige Menſchen, ſie zu lebendigen Weſen machen und ihnen zu irgend einer Art von Individualität verhelfen. Von einem großen Dichter meiſterhaft gezeichnete Charactere dagegen, die ſchon alle mit einer durchaus ſcharfen Individualität daſtehen, müſſen bey der Darſtellung nothwendig verlieren, weil die Schauſpieler in der Regel nicht durchaus paſſen und die Wenigſten ihre eigene Individualität ſo ſehr verläugnen können. Findet ſich beym Schauſpieler nicht ganz das Gleiche, oder beſitzt er nicht die Gabe einer gänzlichen Ablegung ſeiner eigenen Perſönlichkeit, ſo entſteht ein Gemiſch und der Character verliert ſeine Reinheit. Daher kommt es denn, daß ein Stück eines wirklich großen Dichters immer nur in einzelnen Figuren ſo zur Erſcheinung kommt, wie es die urſprüngliche Intention war.

Montag den 3. November 1823.

Ich ging gegen fünf zu Goethe. Als ich hinaufkam, hörte ich in dem größeren Zimmer ſehr laut und munter reden und ſcherzen. Der Bediente ſagte mir, die junge polniſche Dame ſey dort zu Tiſch geweſen und die Geſellſchaft noch beyſammen. Ich wollte wieder gehen, allein er ſagte, er habe den Befehl mich zu melden; auch wäre es ſeinem Herrn vielleicht lieb, weil es ſchon ſpät ſey. Ich ließ ihn daher gewähren und wartete ein Weilchen, wo denn Goethe ſehr heiter herauskam und mit mir gegenüber in ſein Zimmer ging. Mein Beſuch ſchien ihm angenehm zu ſeyn. Er ließ ſogleich eine Flaſche Wein bringen, wovon er mir einſchenkte und auch ſich ſelber gelegentlich.

„Ehe ich es vergeſſe, ſagte er dann, indem er auf dem Tiſch etwas ſuchte, hier haben Sie ein Billet ins Concert. Madame Szymanowska wird morgen Abend im Saale des Stadthauſes ein öffentliches Concert geben, das dürfen Sie ja nicht verſäumen.“ Ich ſagte ihm, daß ich meine Thorheit von neulich nicht zum zweytenmal begehen würde. Sie ſoll ſehr gut geſpielt haben, fügte ich hinzu. „Ganz vortrefflich!“ ſagte Goethe. Wohl ſo gut wie Hummel? fragte ich. „Sie müſſen bedenken, ſagte Goethe, daß ſie nicht allein eine große Virtuoſin, ſondern zugleich ein ſchönes Weib iſt; da kommt es uns denn vor, als ob alles anmuthiger wäre; ſie hat eine meiſterhafte Fertigkeit, man muß erſtaunen!“

Aber auch in der Kraft groß? fragte ich. „Ja auch in der Kraft, ſagte Goethe, und das iſt eben das Merkwürdigſte an ihr, weil man das ſonſt bey Frauenzimmern gewöhnlich nicht findet.“ Ich ſagte, daß ich mich ſehr freue, ſie nun doch noch zu hören.

Secretair Kräuter trat herein und referirte in Bibliotheksangelegenheiten. Als er gegangen war, lobte Goethe ſeine große Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit in Geſchäften.

Ich brachte ſodann das Geſpräch auf die im Jahre 1797 über Frankfurt und Stuttgart gemachte Reiſe in die Schweiz, wovon er mir die Manuſcripte in drey Heften dieſer Tage mitgetheilt und die ich bereits fleißig ſtudirt hatte. Ich erwähnte, wie er damals mit Meyer ſoviel über die Gegenſtände der bildenden Kunſt nachgedacht.

„Ja, ſagte Goethe, was iſt auch wichtiger als die Gegenſtände, und was iſt die ganze Kunſtlehre ohne ſie. Alles Talent iſt verſchwendet, wenn der Gegenſtand nichts taugt. Und eben weil dem neuern Künſtler die würdigen Gegenſtände fehlen, ſo hapert es auch ſo mit aller Kunſt der neuern Zeit. Darunter leiden wir alle; ich habe auch meine Modernität nicht verläugnen können.“

„Die wenigſten Künſtler, fuhr er fort, ſind über dieſen Punkt im Klaren und wiſſen was zu ihrem Frieden dient. Da malen ſie z. B. meinen Fiſcher und bedenken nicht, daß ſich das gar nicht malen laſſe.

Es iſt ja in dieſer Ballade bloß das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und wie läßt ſich das malen!“

Ich erwähnte ferner, daß ich mich freue, wie er auf jener Reiſe an Allem Intereſſe genommen und Alles aufgefaßt habe: Geſtalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüſſe, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entſtehung und ſucceſſive Bildung; Baukunſt, Malerey, Theater; Städtiſche Einrichtung und Verwaltung; Gewerbe, Oeconomie, Straßenbau; Menſchenrace, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und ſo noch hundert andere Dinge.

Goethe antwortete: „Aber Sie finden kein Wort über Muſik, und zwar deßwegen nicht, weil das nicht in meinem Kreiſe lag. Jeder muß wiſſen, worauf er bey einer Reiſe zu ſehen hat und was ſeine Sache iſt.“

Der Herr Canzler trat herein. Er ſprach Einiges mit Goethe und äußerte ſich dann gegen mich ſehr wohlwollend und mit vieler Einſicht über eine kleine Schrift, die er in dieſen Tagen geleſen. Er ging dann bald wieder zu den Damen hinüber, wo, wie ich hörte, der Flügel geſpielt wurde.

Als er gegangen war, ſprach Goethe ſehr gut über ihn und ſagte dann: „Alle dieſe vortrefflichen Menſchen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältniß haben,

das iſt es, was ich eine Heimath nenne, zu der man immer gerne wieder zurückkehrt.“

Ich erwiederte ihm, daß ich bereits den wohlthätigen Einfluß meines hieſigen Aufenthaltes zu ſpüren beginne, daß ich aus meinen bisherigen ideellen und theoretiſchen Richtungen nach und nach herauskomme und immer mehr den Werth des augenblicklichen Zuſtandes zu ſchäzzen wiſſe.

„Das müßte ſchlimm ſeyn, ſagte Goethe, wenn Sie das nicht ſollten. Beharren Sie nur dabey und halten Sie immer an der Gegenwart feſt. Jeder Zuſtand, ja jeder Augenblick iſt von unendlichem Werth, denn er iſt der Repräſentant einer ganzen Ewigkeit.“

Es trat eine kleine Pauſe ein, dann brachte ich das Geſpräch auf Tiefurt und in welcher Art es etwa darzuſtellen. Es iſt ein mannigfaltiger Gegenſtand, ſagte ich, und ſchwer, ihm eine durchgreifende Form zu geben. Am Bequemſten wäre es mir, ihn in Proſa zu behandeln.

„Dazu, ſagte Goethe, iſt der Gegenſtand nicht bedeutend genug. Die ſogenannte didactiſch-beſchreibende Form würde zwar im Ganzen die zu wählende ſeyn, allein auch ſie iſt nicht durchgreifend paſſend. Am beſten iſt es, Sie ſtellen den Gegenſtand in zehn bis zwölf kleinen einzelnen Gedichten dar, in Reimen, aber in mannigfaltigen Versarten und Formen, ſo wie es die verſchiedenen Seiten und Anſichten verlangen, wodurch

denn das Ganze wird umſchrieben und beleuchtet ſeyn.“ Dieſen Rath ergriff ich als zweckmäßig. „Ja, was hindert Sie, dabey auch einmal dramatiſch zu verfahren und ein Geſpräch etwa mit dem Gärtner führen zu laſſen? — Und durch dieſe Zerſtückelung macht man es ſich leicht und kann beſſer das Characteriſtiſche der verſchiedenen Seiten des Gegenſtandes ausdrücken. Ein umfaſſendes größeres Ganze dagegen iſt immer ſchwierig und man bringt ſelten etwas Vollendetes zu Stande.“

Mittwoch den 10. November 1823.

Goethe befindet ſich ſeit einigen Tagen nicht zum beſten; eine heftige Erkältung ſcheint in ihm zu ſtecken. Er huſtet viel, obgleich laut und kräftig; doch ſcheint der Huſten ſchmerzlich zu ſeyn, denn er faßt dabey gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens.

Ich war dieſen Abend vor dem Theater ein halbes Stündchen bey ihm. Er ſaß in einem Lehnſtuhl, mit dem Rücken in ein Kiſſen geſenkt; das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden.

Nachdem wir Einiges geſprochen, wünſchte er, daß ich ein Gedicht leſen möchte, womit er ein neues jetzt im Werke begriffenes Heft von Kunſt und Alterthum eröffnet. Er blieb in ſeinem Stuhle ſitzen und bezeichnete mir den Ort, wo es lag. Ich nahm ein

Licht und ſetzte mich ein wenig entfernt von ihm an ſeinen Schreibtiſch, um es zu leſen.

Das Gedicht trug einen wunderbaren Character, ſo daß ich mich nach einmaligem Leſen, ohne es jedoch ganz zu verſtehen, davon eigenartig berührt und ergriffen fühlte. Es hatte die Verherrlichung des Paria zum Gegenſtande und war als Trilogie behandelt. Der darin herrſchende Ton war mir wie aus einer fremden Welt herüber, und die Darſtellung der Art, daß mir die Belebung des Gegenſtandes ſehr ſchwer ward. Auch war Goethe's perſönliche Nähe einer reinen Vertiefung hinderlich; bald hörte ich ihn huſten, bald hörte ich ihn ſeufzen, und ſo war mein Weſen getheilt, meine eine Hälfte las und die andere war im Gefühl ſeiner Gegenwart. Ich mußte das Gedicht daher leſen und wieder leſen, um nur einigermaßen hineinzukommen. Je mehr ich aber eindrang, von deſto bedeutenderem Character und auf einer deſto höheren Stufe der Kunſt wollte es mir erſcheinen.

Ich ſprach darauf mit Goethe ſowohl über den Gegenſtand als die Behandlung, wo mir denn durch einige ſeiner Andeutungen manches lebendiger entgegentrat.

„Freylich, ſagte er darauf, die Behandlung iſt ſehr knapp und man muß gut eindringen, wenn man es recht beſitzen will. Es kommt mir ſelber vor wie eine aus Stahldräthen geſchmiedete Damascenerklinge. Ich habe aber auch den Gegenſtand vierzig Jahre mit mir

herumgetragen, ſo daß er denn freylich Zeit hatte, ſich von allem Ungehörigen zu läutern.“

Es wird Wirkung thun, ſagte ich, wenn es beym Publicum hervortritt.

„Ach, das Publicum!“ — ſeufzete Goethe.

Sollte es nicht gut ſeyn, ſagte ich, wenn man dem Verſtändniß zu Hülfe käme und es machte, wie bey der Erklärung eines Gemäldes, wo man durch Vorführung der vorhergegangenen Momente das wirklich Gegenwärtige zu beleben ſucht?

„Ich bin nicht der Meinung, ſagte Goethe. Mit Gemälden iſt es ein anderes; weil aber ein Gedicht gleichfalls aus Worten beſteht, ſo hebt ein Wort das andere auf.“

Goethe ſcheint mir hierdurch ſehr treffend die Klippe angedeutet zu haben, woran Ausleger von Gedichten gewöhnlich ſcheitern. Es frägt ſich aber, ob es nicht möglich ſey, eine ſolche Klippe zu vermeiden und einem Gedichte dennoch durch Worte zu Hülfe zu kommen, ohne das Zarte ſeines innern Lebens im mindeſten zu verletzen.

Als ich ging, wünſchte er, daß ich die Bogen von Kunſt und Alterthum mit nach Hauſe nehme, um das Gedicht ferner zu betrachten; deßgleichen die öſtlichen Roſen von Rückert, von welchem Dichter er viel zu halten und die beſten Erwartungen zu hegen ſcheint.

Mittwoch den 12. November 1823.

Ich ging gegen Abend, um Goethe zu beſuchen, hörte aber unten im Hauſe, der preußiſche Staatsminiſter von Humboldt ſey bey ihm, welches mir lieb war, in der Überzeugung, daß dieſer Beſuch eines alten Freundes ihm die wohlthätigſte Aufheiterung gewähren würde.

Ich ging darauf ins Theater, wo die Schweſtern von Prag, bey ganz vollkommener Beſetzung, muſterhaft gegeben wurden, ſo daß man das ganze Stück hindurch nicht aus dem Lachen kam.

Donnerstag den 13. November 1823.

Vor einigen Tagen, als ich Nachmittags bey ſchönem Wetter die Straße nach Erfurt hinausging, geſellte ſich ein bejahrter Mann zu mir, den ich ſeinem Äußeren nach für einen wohlhabenden Bürger hielt. Wir hatten nicht lange geredet, als das Geſpräch auf Goethe kam. Ich fragte ihn, ob er Goethe perſönlich kenne. „Ob ich ihn kenne! antwortete er mit einigem Behagen, ich bin gegen zwanzig Jahre ſein Kammerdiener geweſen!“ Und nun ergoß er ſich in Lobſprüche über ſeinen früheren Herrn. Ich erſuchte ihn, mir etwas aus Goethe's Jugendzeit zu erzählen, worein er mit Freuden willigte.

„Als ich bey ihn kam, ſagte er, mochte er etwa

27 Jahre alt ſeyn; er war ſehr mager, behende und zierlich, ich hätte ihn leicht tragen können."

Ich fragte ihn, ob Goethe in jener erſten Zeit ſeines Hierſeyns auch ſehr luſtig geweſen? „Allerdings, antwortete er, ſey er mit den Fröhlichen fröhlich geweſen, jedoch nie über die Grenze; in ſolchen Fällen ſey er gewöhnlich ernſt geworden. Immer gearbeitet und geforſcht und ſeinen Sinn auf Kunſt und Wiſſenſchaft gerichtet, das ſey im Allgemeinen ſeines Herrn fortwährende Richtung geweſen. Abends habe ihn der Herzog häufig beſucht und da hätten ſie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenſtände geſprochen, ſo daß ihm oft Zeit und Weile lang geworden und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. Und die Naturforſchung, fügte er hinzu, war ſchon damals ſeine Sache."

„Einſt klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er ſein eiſernes Rollbette vom unterſten Ende der Kammer herauf bis ans Fenſter gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. „Haſt Du nichts am Himmel geſehen?" fragte er mich, und als ich dieß verneinte: „ſo laufe einmal nach der Wache und frage den Poſten, ob der nichts geſehen." Ich lief hin, der Poſten hatte aber nichts geſehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben ſo lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „Höre, ſagte er dann zu mir, wir ſind in einem be-

deutenden Moment, entweder wir haben in dieſem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.“ Und nun mußte ich mich zu ihm aufs Bette ſetzen und er demonſtrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter geweſen.

„Es war ſehr wolkig, ſagte er, und dabey regte ſich kein Lüftchen, es war ſehr ſtill und ſchwül.“

Ich fragte ihn, ob er denn Goethen jenen Ausſpruch ſogleich aufs Wort geglaubt habe.

„Ja, ſagte er, ich glaubte ihm aufs Wort, denn was er vorherſagte, war immer richtig. Am nächſten Tage, fuhr er fort, erzählte mein Herr ſeine Beobachtungen bey Hofe, wobey eine Dame ihrer Nachbarin ins Ohr fliſterte: „Höre! Goethe ſchwärmt!“ Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies ſich auch bald aus, daß er recht geſehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derſelbigen Nacht ein Theil von Meſſina durch ein Erdbeben zerſtört worden.“

Freitag den 14. November 1823.

Gegen Abend ſendete Goethe mir eine Einladung, ihn zu beſuchen. Humboldt ſey an Hof und ich würde

ihm daher um ſo willkommener ſeyn. Ich fand ihn noch wie vor einigen Tagen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend; er reichte mir freundlich die Hand, indem er mit himmliſcher Sanftmuth einige Worte ſprach. Ein großer Ofenſchirm ſtand ihm zur Seite und gab ihm zugleich Schatten vor den Lichtern, die weiterhin auf dem Tiſch ſtanden. Auch der Herr Canzler trat herein und geſellte ſich zu uns. Wir ſetzten uns in Goethe's Nähe und führten leichte Geſpräche, damit er ſich nur zuhörend verhalten könnte. Bald kam auch der Arzt, Hofrath Rehbein. Er fand Goethe's Puls, wie er ſich ausdrückte, ganz munter und leichtfertig, worüber wir uns freuten und Goethe einige Scherze machte. „Wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre!“ klagte er dann. Rehbein ſchlug vor, ihm ein Pflaſter dahin zu legen; wir ſprachen über die guten Wirkungen eines ſolchen Mittels, und Goethe ließ ſich dazu geneigt finden. Rehbein brachte das Geſpräch auf Marienbad, wodurch bey Goethe angenehme Erinnerungen erweckt zu werden ſchienen. Man machte Pläne, nächſten Sommer wieder hinzugehen und bemerkte, daß auch der Großherzog nicht fehlen würde, durch welche Ausſichten Goethe in die heiterſte Stimmung verſetzt wurde. Auch ſprach man über Madame Szymanowska und gedachte der Tage, wo ſie hier war und die Männer ſich um ihre Gunſt bewarben.

Als Rehbein gegangen war, las der Canzler die

indiſchen Gedichte. Goethe ſprach derweile mit mir über ſeine Elegie von Marienbad.

Um acht Uhr ging der Canzler; ich wollte auch gehen, Goethe bat mich aber, noch ein wenig zu bleiben. Ich ſetzte mich wieder. Das Geſpräch kam auf das Theater und daß morgen der Wallenſtein würde gegeben werden. Dieß gab Gelegenheit, über Schiller zu reden.

Es geht mir mit Schiller eigen, ſagte ich; einige Scenen ſeiner großen Theater-Stücke leſe ich mit wahrer Liebe und Bewunderung, dann aber komme ich auf Verſtöße gegen die Wahrheit der Natur, und ich kann nicht weiter. Selbſt mit dem Wallenſtein geht es mir nicht anders. Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philoſophiſche Richtung ſeiner Poeſie geſchadet hat; denn durch ſie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten. Was er ſich denken konnte, mußte geſchehen, es mochte nun der Natur gemäß oder ihr zuwider ſeyn.

„Es iſt betrübend, ſagte Goethe, wenn man ſieht, wie ein ſo außerordentlich begabter Menſch ſich mit philoſophiſchen Denkweiſen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unſeligen Zeit jener Speculationen an ihn geſchrieben. Man ſieht daraus, wie er ſich damals mit der Intention plagte, die ſentimentale Poeſie von der naiven ganz frey zu machen. Aber nun konnte er

für jene Dichtart keinen Boden finden, und dieß brachte ihn in unſägliche Verwirrung. Und als ob, fügte Goethe lächelnd hinzu, die ſentimentale Poeſie ohne einen naiven Grund, aus welchem ſie gleichſam hervorwächſt, nur irgend beſtehen könnte!"

„Es war nicht Schillers Sache, fuhr Goethe fort, mit einer gewiſſen Bewußtloſigkeit und gleichſam inſtinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflectiren; woher es auch kam, daß er über ſeine poetiſchen Vorſätze nicht unterlaſſen konnte, ſehr viel hin und her zu reden, ſo daß er alle ſeine ſpäteren Stücke Scene für Scene mit mir durchgeſprochen hat."

„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetiſchen Plänen vorhatte, mit irgend jemanden zu reden, ſelbſt nicht mit Schiller. Ich trug Alles ſtill mit mir herum und niemand erfuhr in der Regel etwas als bis es vollendet war. Als ich Schillern meinen Hermann und Dorothea fertig vorlegte, war er verwundert, denn ich hatte ihm vorher mit keiner Sylbe geſagt, daß ich dergleichen vorhatte."

„Aber ich bin neugierig, was Sie morgen zum Wallenſtein ſagen werden! Sie werden große Geſtalten ſehen und das Stück wird auf Sie einen Eindruck machen, wie Sie es ſich wahrſcheinlich nicht vermuthen."

Sonnabend den 15. November 1823.

Abends war ich im Theater, wo ich zum erſten Mal den Wallenſtein ſah. Goethe hatte nicht zuviel geſagt; der Eindruck war groß und mein tiefſtes Innere aufregend. Die Schauſpieler, größtentheils noch aus der Zeit, wo Schiller und Goethe perſönlich auf ſie einwirkten, brachten mir ein Enſemble bedeutender Perſonen vor Augen, wie ſie, beym Leſen, meiner Einbildungskraft nicht mit der Individualität erſchienen waren, weßhalb denn das Stück mit außerordentlicher Kraft an mir vorüberging und ich es ſogar während der Nacht nicht aus dem Sinn brachte.

Sonntag den 16. November 1823.

Abends bey Goethe. Er ſaß noch in ſeinem Lehnſtuhl und ſchien ein wenig ſchwach. Seine erſte Frage war nach dem Wallenſtein. Ich gab ihm Rechenſchaft von dem Eindruck, den das Stück von der Bühne herunter auf mich gemacht; er hörte es mit ſichtbarer Freude.

Herr Soret kam, von Frau von Goethe hereingeführt, und blieb ein Stündchen, indem er im Auftrag des Großherzogs goldene Medaillen brachte, deren Vorzeigung und Beſprechung Goethen eine angenehme Unterhaltung zu gewähren ſchien.

Frau von Goethe und Herr Soret gingen an Hof, und ſo war ich mit Goethe wieder alleine gelaſſen.

Eingedenk des Verſprechens, mir ſeine Elegie von Marienbad zu einer paſſenden Stunde abermals zu zeigen, ſtand Goethe auf, ſtellte ein Licht auf ſeinen Schreibtiſch und gab mir das Gedicht. Ich war glücklich, es abermals vor Augen zu haben. Goethe ſetzte ſich wieder in Ruhe und überließ mich einer ungeſtörten Betrachtung.

Nachdem ich eine Weile geleſen, wollte ich ihm etwas darüber ſagen, es kam mir aber vor, als ob er ſchlief. Ich benutzte daher den günſtigen Augenblick und las es aber- und abermals und hatte dabey einen ſeltenen Genuß. Die jugendlichſte Glut der Liebe, gemildert durch die ſittliche Höhe des Geiſtes, das erſchien mir im Allgemeinen als des Gedichtes durchgreifender Character. Übrigens kam es mir vor, als ſeyen die ausgeſprochenen Gefühle ſtärker, als wir ſie in anderen Gedichten Goethe's anzutreffen gewohnt ſind, und ich ſchloß daraus auf einen Einfluß von Byron, welches Goethe auch nicht ablehnte.

„Sie ſehen das Product eines höchſt leidenſchaftlichen Zuſtandes, fügte er hinzu; als ich darin befangen war, hätte ich ihn um alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen.“

„Ich ſchrieb das Gedicht, unmittelbar als ich von

Marienbad abreiſ'te und ich mich noch im vollen friſchen Gefühle des Erlebten befand. Morgens acht Uhr auf der erſten Station ſchrieb ich die erſte Strophe und ſo dichtete ich im Wagen fort und ſchrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, ſo daß es Abends fertig auf dem Papiere ſtand. Es hat daher eine gewiſſe Unmittelbarkeit und iſt wie aus einem Guſſe, welches dem Ganzen zu Gute kommen mag."

Zugleich, ſagte ich, hat es in ſeiner ganzen Art viel Eigenthümliches, ſo daß es an keins Ihrer anderen Gedichte erinnert.

„Das mag daher kommen, ſagte Goethe. Ich ſetzte auf die Gegenwart, ſo wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte ſetzt, und ſuchte ſie ohne Übertreibung ſo hoch zu ſteigern als möglich."

Dieſe Äußerung erſchien mir ſehr wichtig, indem ſie Goethe's Verfahren ans Licht ſetzet und uns ſeine allgemein bewunderte Mannigfaltigkeit erklärlich macht.

Es war indeß gegen neun Uhr geworden; Goethe bat mich, ſeinen Bedienten Stadelmann zu rufen, welches ich that.

Er ließ ſich darauf von dieſem das verordnete Pflaſter auf die Bruſt zur Seite des Herzens legen. Ich ſtellte mich derweil ans Fenſter. Hinter meinem Rücken hörte ich nun, wie er gegen Stadelmann klagte, daß ſein Übel ſich gar nicht beſſern wolle und daß es einen bleibenden Character annehme. Als die Operation vor-

bey war, ſetzte ich mich noch ein wenig zu ihm. Er klagte nun auch gegen mich, daß er ſeit einigen Nächten gar nicht geſchlafen habe und daß auch zum Eſſen gar keine Neigung vorhanden. „Der Winter geht nun ſo hin, ſagte er, ich kann nichts thun, ich kann nichts zuſammenbringen, der Geiſt hat gar keine Kraft.“ Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihn bat, nur nicht ſo viel an ſeine Arbeiten zu denken und daß ja dieſer Zuſtand hoffentlich bald vorüber gehen werde. „Ach, ſagte er darauf, ungeduldig bin ich auch nicht, ich habe ſchon zu viel ſolcher Zuſtände durchlebt und habe ſchon gelernt zu leiden und zu dulden.“ Er ſaß in einem Schlafrock von weißem Flanell, über ſeine Kniee und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt. „Ich werde gar nicht zu Bette gehen, ſagte er, ich werde ſo auf meinem Stuhl die Nacht ſitzen bleiben, denn zum rechten Schlaf komme ich doch nicht.“

Es war indeß Zeit geworden, er reichte mir ſeine liebe Hand und ich ging.

Als ich unten in das Bedientenzimmer trat, um meinen Mantel zu nehmen, fand ich Stadelmann ſehr beſtürzt. Er ſagte, er habe ſich über ſeinen Herrn erſchrocken; wenn er klage, ſo ſey das ein ſchlimmes Zeichen. Auch wären die Füße plötzlich ganz dünne geworden, die bisher ein wenig geſchwollen geweſen. Er wolle morgen in aller Frühe zum Arzt gehen, um ihm die ſchlimmen Zeichen zu melden. Ich ſuchte ihn zu

beruhigen, allein er ließ ſich ſeine Furcht nicht ausreden.

Montag den 17. November 1823.

Als ich dieſen Abend ins Theater kam, drängten viele Perſonen ſich mir entgegen und erkundigten ſich ſehr ängſtlich nach Goethe's Befinden. Sein Zuſtand mußte ſich in der Stadt ſchnell verbreitet haben und vielleicht ärger gemacht worden ſeyn, als er wirklich war. Einige ſagten mir, er habe die Bruſtwaſſerſucht. Ich war betrübt den ganzen Abend.

Mittwoch den 19. November 1823.

Geſtern ging ich in Sorgen umher. Es ward außer ſeiner Familie niemand zu ihm gelaſſen.

Heute gegen Abend ging ich hin und wurde auch angenommen. Ich fand ihn noch in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, er ſchien dem Äußern nach noch ganz wie ich ihn am Sonntag verlaſſen, doch war er heiteren Geiſtes.

Wir ſprachen beſonders über Zauper und die ſehr ungleichen Wirkungen, die aus dem Studium der Literatur der Alten hervorgehen.

Freytag den 21. November 1823.

Goethe ließ mich rufen. Ich fand ihn zu meiner großen Freude wieder auf und in ſeinem Zimmer umhergehen. Er gab mir ein kleines Buch: Ghaſelen des Grafen Platen. „Ich hatte mir vorgenommen, ſagte er, in Kunſt und Alterthum etwas darüber zu ſagen, denn die Gedichte verdienen es. Mein Zuſtand läßt mich aber zu nichts kommen. Sehen Sie doch zu, ob es Ihnen gelingen will einzudringen und den Gedichten etwas abzugewinnen.“

Ich verſprach, mich daran zu verſuchen.

„Es iſt bey den Ghaſelen das Eigenthümliche, fuhr Goethe fort, daß ſie eine große Fülle von Gehalt verlangen; der ſtets wiederkehrende gleiche Reim will immer einen Vorrath ähnlicher Gedanken bereit finden. Deßhalb gelingen ſie nicht Jedem; dieſe aber werden Ihnen gefallen.“ Der Arzt trat herein und ich ging.

Montag den 24. November 1823.

Sonnabend und Sonntag ſtudirte ich die Gedichte. Dieſen Morgen ſchrieb ich meine Anſicht darüber und ſchickte ſie Goethen zu, denn ich hatte erfahren, daß er ſeit einigen Tagen niemanden vor ſich laſſe, indem der Arzt ihm alles Reden verboten.

Heute gegen Abend ließ er mich dennoch rufen.

Als ich zu ihm hineintrat, fand ich einen Stuhl bereits in ſeine Nähe geſetzt; er reichte mir ſeine Hand entgegen und war äußerſt liebevoll und gut. Er fing ſogleich an, über meine kleine Recenſion zu reden. „Ich habe mich ſehr darüber gefreut, ſagte er, Sie haben eine ſchöne Gabe. Ich will Ihnen etwas ſagen, fuhr er dann fort, wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literariſche Anträge gemacht werden ſollten, ſo lehnen Sie ſolche ab oder ſagen es mir wenigſtens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden ſind, ſo möchte ich nicht gerne, daß Sie auch zu Anderen ein Verhältniß hätten."

Ich antwortete, daß ich mich bloß zu ihm halten wolle und daß es mir auch vor der Hand um anderweitige Verbindungen durchaus nicht zu thun ſey.

Das war ihm lieb, und er ſagte darauf, daß wir dieſen Winter noch manche hübſche Arbeit mit einander machen wollten.

Wir kamen dann auf die Ghaſelen ſelbſt zu ſprechen und Goethe freute ſich über die Vollendung dieſer Gedichte, und daß unſere neueſte Literatur doch manches Tüchtige hervorbringe.

„Ihnen, fuhr er dann fort, möchte ich unſere neueſten Talente zu einem beſonderen Studium und Augenmerk empfehlen. Ich möchte, daß Sie ſich von allem, was in unſerer Literatur Bedeutendes hervortritt, in Kenntniß ſetzten und mir das Verdienſtliche vor Augen brächten, damit wir in den Heften von Kunſt und Alterthum darüber

reden und das Gute, Edle und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könnten. Denn mit dem beſten Willen komme ich bey meinem hohen Alter und bey meinen tauſendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hülfe nicht dazu."

Ich verſprach dieſes zu thun, indem ich mich zugleich freute zu ſehen, daß unſere neueſten Schriftſteller und Dichter Goethen mehr am Herzen liegen als ich mir gedacht hatte.

Die Tage darauf ſendete Goethe mir die neueſten literariſchen Tagesblätter zu dem beſprochenen Zwecke. Ich ging einige Tage nicht zu ihm und ward auch nicht gerufen. Ich hörte, ſein Freund Zelter ſey gekommen ihn zu beſuchen.

Montag den 1. December 1823.

Heute ward ich bey Goethe zu Tiſch geladen. Ich fand Zelter bey ihm ſitzen, als ich hereintrat. Sie kamen mir einige Schritte entgegen und gaben mir die Hände. „Hier, ſagte Goethe, haben wir meinen Freund Zelter. Sie machen an ihm eine gute Bekanntſchaft; ich werde Sie bald einmal nach Berlin ſchicken, da ſollen Sie denn von ihm auf das Beſte gepflegt werden." In Berlin mag es gut ſeyn, ſagte ich. „Ja, ſagte

Zelter lachend, es läßt ſich darin viel lernen und verlernen.“

Wir ſetzten uns und führten allerley Geſpräche. Ich fragte nach Schubarth. „Er beſucht mich wenigſtens alle acht Tage, ſagte Zelter. Er hat ſich verheirathet, iſt aber ohne Anſtellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben.“

Zelter fragte mich darauf, ob ich Immermann kenne. Seinen Namen, ſagte ich, habe ich bereits ſehr oft nennen hören, doch von ſeinen Schriften kenne ich bis jetzt nichts. „Ich habe ſeine Bekanntſchaft zu Münſter gemacht, ſagte Zelter; es iſt ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann und es wäre ihm zu wünſchen, daß ſeine Anſtellung ihm für ſeine Kunſt mehr Zeit ließe.“ Goethe lobte gleichfalls ſein Talent. „Wir wollen ſehen, ſagte er, wie er ſich entwickelt; ob er ſich bequemen mag, ſeinen Geſchmack zu reinigen und hinſichtlich der Form die anerkannt beſten Muſter zur Richtſchnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar ſein Gutes, allein es führt gar zu leicht in die Irre.“

Der kleine Walter kam geſprungen und machte ſich an Zelter und ſeinen Großpapa mit vielen Fragen. „Wenn Du kommſt, unruhiger Geiſt, ſagte Goethe, ſo verdirbſt Du gleich jedes Geſpräch.“ Übrigens liebte er den Knaben und war unermüdet ihm alles zu Willen zu thun.

Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike traten herein; auch der junge Goethe in Uniform und Degen, um an Hof zu gehen. Wir ſetzten uns zu Tiſch. Fräulein Ulrike und Zelter waren beſonders munter und neckten ſich auf die anmuthigſte Weiſe während der ganzen Tafel. Zelters Perſon und Gegenwart that mir ſehr wohl. Er war als ein glücklicher geſunder Menſch immer ganz dem Augenblick hingegeben und es fehlte ihm nie am rechten Wort. Dabey war er voller Gutmüthigkeit und Behagen und ſo ungenirt, daß er alles herausſagen mochte und mitunter ſogar ſehr Derbes. Seine eigene geiſtige Freyheit theilte ſich mit, ſo daß alle beengende Rückſicht in ſeiner Nähe ſehr bald wegfiel. Ich that im Stillen den Wunſch, eine Zeitlang mit ihm zu leben, und bin gewiß, es würde mir gut thun.

Bald nach Tiſch ging Zelter. Auf den Abend war er zur Großfürſtinn gebeten.

Donnerstag den 4 December 1823.

Dieſen Morgen brachte mir Secretair Kräuter eine Einladung bey Goethe zu Tiſch. Dabey gab er mir von Goethe den Wink, Zeltern doch ein Exemplar meiner Beyträge zur Poeſie zu verehren. Ich that ſo und brachte es ihm ins Wirthshaus. Zelter gab mir

dagegen die Gedichte von Immermann. „Ich ſchenkte das Exemplar Ihnen gerne, ſagte er, allein Sie ſehen, der Verfaſſer hat es mir zugeſchrieben, und ſo iſt es mir ein werthes Andenken, das ich behalten muß.“

Ich machte darauf mit Zelter vor Tiſch einen Spaziergang durch den Park nach Oberweimar. Bey manchen Stellen erinnerte er ſich früherer Zeiten und erzählte mir dabey viel von Schiller, Wieland und Herder, mit denen er ſehr befreundet geweſen, was er als einen hohen Gewinn ſeines Lebens ſchätzte.

Er ſprach darauf viel über Compoſition und recitirte dabey mehrere Lieder von Goethe. „Wenn ich ein Gedicht componiren will, ſagte er, ſo ſuche ich zuvor in den Wortverſtand einzudringen und mir die Situation lebendig zu machen. Ich leſe es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß, und ſo, indem ich es mir immer einmal wieder recitire, kommt die Melodie von ſelber.“

Wind und Regen nöthigten uns, früher zurückzugehen, als wir gerne wollten. Ich begleitete ihn bis vor Goethe's Haus, wo er zu Frau von Goethe hinauf ging, um mit ihr vor Tiſch noch Einiges zu ſingen.

Darauf um zwey Uhr kam ich zu Tiſch. Ich fand Zelter bereits bey Goethe ſitzen und Kupferſtiche italieniſcher Gegenden betrachten. Frau von Goethe trat herein und wir gingen zu Tiſch. Fräulein Ulrike war

heute abweſend, deßgleichen der junge Goethe, welcher bloß herein kam, um guten Tag zu ſagen und dann wieder an Hof ging.

Die Tiſchgeſpräche waren heute beſonders mannigfaltig. Sehr viel originelle Anekdoten wurden erzählt, ſowohl von Zelter als Goethe, welche alle dahin gingen, die Eigenſchaften ihres gemeinſchaftlichen Freundes Friedrich Auguſt Wolf zu Berlin ins Licht zu ſetzen. Dann ward über die Nibelungen viel geſprochen, dann über Lord Byron und ſeinen zu hoffenden Beſuch in Weimar, woran Frau v. Goethe beſonders Theil nahm. Das Rochusfeſt zu Bingen war ferner ein ſehr heiterer Gegenſtand, wobey Zelter ſich beſonders zwey ſchöner Mädchen erinnerte, deren Liebenswürdigkeit ſich ihm tief eingeprägt hatte und deren Andenken ihn noch heute zu beglücken ſchien. Das geſellige Lied Kriegsglück von Goethe, ward darauf ſehr heiter beſprochen. Zelter war unerſchöpflich in Anekdoten von bleſſirten Soldaten und ſchönen Frauen, welche alle dahin gingen, um die Wahrheit des Gedichts zu beweiſen. Goethe ſelber ſagte, er habe nach ſolchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe alles in Weimar perſönlich erlebt. Frau v. Goethe aber hielt immerwährend ein heiteres Widerſpiel, indem ſie nicht zugeben wollte, daß die Frauen ſo wären, als das „garſtige" Gedicht ſie ſchildere.

Und ſo vergingen denn auch heute die Stunden bey Tiſch ſehr angenehm.

Als ich darauf ſpäter mit Goethe allein war, fragte er mich über Zelter. „Nun, ſagte er, wie gefällt er Ihnen?“ Ich ſprach über das durchaus Wohlthätige ſeiner Perſönlichkeit. „Er kann, fügte Goethe hinzu, bey der erſten Bekanntſchaft etwas ſehr derbe, ja mitunter ſogar etwas roh erſcheinen. Allein das iſt nur äußerlich. Ich kenne kaum jemanden, der zugleich ſo zart wäre wie Zelter. Und dabey muß man nicht vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beyſammen, daß man mit der Delicateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſeyn muß, um ſich über Waſſer zu halten.“

1824.

Dienſtag den 27. Januar 1824.

Goethe ſprach mit mir über die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte, mit deren Ausarbeitung er ſich gegenwärtig beſchäftigt. Es kam zur Erwähnung, daß dieſe Epoche ſeines ſpätern Lebens nicht die Ausführlichkeit des Details haben könne, wie die Jugendepoche von Wahrheit und Dichtung.

„Ich muß, ſagte Goethe, dieſe ſpäteren Jahre mehr als Annalen behandeln; es kann darin weniger mein Leben als meine Thätigkeit zur Erſcheinung kommen. Überhaupt iſt die bedeutendſte Epoche eines Individuums die der Entwickelung, welche ſich in meinem Fall mit den ausführlichen Bänden von Wahrheit und Dichtung abſchließt. Später beginnt der Conflict mit der Welt, und dieſer hat nur inſofern Intereſſe als etwas dabey herauskommt.“

„Und dann, das Leben eines deutſchen Gelehrten, was iſt es? Was in meinem Fall daran etwa Gutes ſeyn möchte, iſt nicht mitzutheilen, und das Mittheil-

bare iſt nicht der Mühe werth. Und wo ſind denn die Zuhörer, denen man mit einigem Behagen erzählen möchte?"

„Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke und nun in meinem Alter bedenke, wie Wenige noch von denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der Sommeraufenthalt in einem Bade ein. So wie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit ſolchen, die ſchon eine Zeitlang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweyte Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das Innigſte verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat."

„Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen, und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünf und ſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben ſeyn wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiemit geſagt iſt. Der Anſprüche an meine Thätigkeit, ſowohl von Außen als Innen, waren zu viele."

„Mein eigentliches Glück war mein poetiſches Sinnen und Schaffen. Allein wie ſehr war dieſes durch meine äußere Stellung geſtört, beſchränkt und gehindert. Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geſchäftlichen Wirken und Treiben zurückhalten und mehr in der Einſamkeit leben können, ich wäre glücklicher geweſen und würde als Dichter weit mehr gemacht haben. So aber ſollte ſich bald nach meinem Götz und Werther an mir das Wort eines Weiſen bewähren, welcher ſagte: wenn man der Welt etwas zu Liebe gethan habe, ſo wiſſe ſie dafür zu ſorgen, daß man es nicht zum zweyten Male thue.“

„Ein weit verbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben ſind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung Anderer ſchweige. Dieſes würde nun in der That ein ſehr ſchlechter Spaß ſeyn, wenn ich dabey nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die Anderen denken, aber ſie nicht wie ich.“

Sonntag den 15. Februar 1824.

Heute vor Tiſch hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Ich fand ihn frühſtückend, als

ich zu ihm ins Zimmer trat; er ſchien ſehr heiterer Stimmung.

„Ich habe einen angenehmen Beſuch gehabt, ſagte er mir freudig entgegen, ein ſehr hoffnungsvoller junger Mann, Meyer aus Weſtphalen, iſt vorhin bey mir geweſen. Er hat Gedichte gemacht, die ſehr viel erwarten laſſen. Er iſt erſt achtzehn Jahre alt und ſchon unglaublich weit."

„Ich freue mich, ſagte Goethe darauf lachend, daß ich jetzt nicht achtzehn Jahre alt bin. Als ich achtzehn war, war Deutſchland auch erſt achtzehn, da ließ ſich noch etwas machen; aber jetzt wird unglaublich viel gefordert und es ſind alle Wege verrannt."

„Deutſchland ſelbſt ſteht in allen Fächern ſo hoch, daß wir kaum alles überſehen können, und nun ſollen wir noch Griechen und Lateiner ſeyn, und Engländer und Franzoſen dazu! Ja obendrein hat man die Verrücktheit, auch nach dem Orient zu weiſen und da muß denn ein junger Menſch ganz confus werden."

„Ich habe ihm zum Troſt meine coloſſale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bey den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er iſt ein prächtiger junger Menſch! Wenn er ſich vor Zerſplitterung in Acht nimmt, ſo kann etwas aus ihm werden."

„Aber, wie geſagt, ich danke dem Himmel, daß ich jetzt, in dieſer durchaus gemachten Zeit, nicht jung bin. Ich würde nicht zu bleiben wiſſen. Ja ſelbſt wenn

ich nach Amerika flüchten wollte, ich käme zu ſpät, denn auch dort wäre es ſchon zu helle.“

Sonntag den 22. Februar 1824.

Zu Tiſch mit Goethe und ſeinem Sohn, welcher letztere uns manches heitere Geſchichtchen aus ſeiner Studentenzeit, namentlich aus ſeinem Aufenthalt in Heidelberg erzählte. Er hatte mit ſeinen Freunden in den Ferien manchen Ausflug am Rhein gemacht, wo ihm beſonders ein Wirth in gutem Andenken geblieben war, bey dem er einſt mit zehn andern Studenten übernachtet und welcher unentgeltlich den Wein hergegeben, bloß damit er einmal ſeine Freude an einem ſo genannten Kommerſch haben möge.

Nach Tiſch legte Goethe uns colorirte Zeichnungen italieniſcher Gegenden vor, beſonders des nördlichen Italiens mit den Gebirgen der angrenzenden Schweiz und dem Lago maggiore. Die Borromäiſchen Inſeln ſpiegelten ſich im Waſſer, man ſah am Ufer Fahrzeuge und Fiſchergeräth, wobey Goethe bemerklich machte, daß dieß der See aus ſeinen Wanderjahren ſey. Nordweſtlich, in der Richtung nach dem monte rosa ſtand das den See begrenzende Vorgebirge in dunkelen blauſchwarzen Maſſen, ſo wie es kurz nach Sonnenuntergange zu ſeyn pflegt.

Ich machte die Bemerkung, daß mir, als einem in der Ebene Geborenen, die düstere Erhabenheit solcher Massen ein unheimliches Gefühl errege und daß ich keineswegs Lust verspüre, in solchen Schluchten zu wandern.

„Dieses Gefühl, sagte Goethe, ist in der Ordnung. Denn im Grunde ist dem Menschen nur der Zustand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bey wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen."

Wir besahen darauf eine große Folge von Kupferstichen nach Gemälden neuer Künstler aus einer französischen Gallerie. Die Erfindung in diesen Bildern war fast durchgehends schwach, so daß wir unter vierzig Stücken kaum vier bis fünf gute fanden. Diese guten waren: ein Mädchen, das sich einen Liebesbrief schreiben läßt; eine Frau in einem maison à vendre, das niemand kaufen will; ein Fischfang; Musikanten vor einem Muttergottesbilde. Auch eine Landschaft in Poussin's Manier war nicht übel, wobey Goethe sich folgendermaßen äußerte: „Solche Künstler, sagte er, haben den allgemeinen Begriff von Poussin's Land-

ſchaften aufgefaßt und mit dieſem Begriff wirken ſie fort. Man kann ihre Bilder nicht gut und nicht ſchlecht nennen. Sie ſind nicht ſchlecht, weil überall ein tüchtiges Muſter hindurchblickt. Aber man kann ſie nicht gut heißen, weil den Künſtlern gewöhnlich Pouſſin's große Perſönlichkeit fehlt. Es iſt unter den Poeten nicht anders, und es giebt deren, die ſich z. B. in Shakſpeare's großer Manier ſehr unzulänglich ausnehmen würden."

Zum Schluß Rauch's Modell zu Goethe's Statue, für Frankfurt beſtimmt, lange betrachtet und beſprochen.

Dienſtag den 24. Februar 1824.

Heute um ein Uhr zu Goethe. Er legte mir Manuſcripte vor, die er für das erſte Heft des fünften Bandes von Kunſt und Alterthum dictirt hatte. Zu meiner Beurtheilung des deutſchen Paria fand ich von ihm einen Anhang gemacht, ſowohl in Bezug auf das franzöſiſche Trauerſpiel, als ſeine eigene lyriſche Trilogie, wodurch denn dieſer Gegenſtand gewiſſermaßen in ſich geſchloſſen war.

„Es iſt gut, ſagte Goethe, daß Sie bey Gelegenheit Ihrer Recenſion ſich die indiſchen Zuſtände zu eigen gemacht haben; denn wir behalten von unſern Studien am Ende doch nur das, was wir practiſch anwenden."

Ich gab ihm Recht und ſagte, daß ich bey meinem Aufenthalt auf der Academie dieſe Erfahrung gemacht, indem ich von den Vorträgen der Lehrer nur das behalten, zu deſſen Anwendung eine practiſche Richtung in mir gelegen; dagegen hätte ich alles, was nicht ſpäter bey mir zur Ausübung gekommen, durchaus vergeſſen. Ich habe, ſagte ich, bey Heeren alte und neue Geſchichte gehört, aber ich weiß davon kein Wort mehr. Würde ich aber jetzt einen Punkt der Geſchichte in der Abſicht ſtudiren, um ihn etwa dramatiſch darzuſtellen, ſo würde ich ſolche Studien mir ſicher für immer zu eigen machen.

„Überall, ſagte Goethe, treibt man auf Academien viel zu viel, und gar zu viel Unnützes. Auch dehnen die einzelnen Lehrer ihre Fächer zu weit aus, bey weitem über die Bedürfniſſe der Hörer. In früherer Zeit wurde Chemie und Botanik, als zur Arzneikunde gehörig, vorgetragen und der Mediciner hatte daran genug. Jetzt aber ſind Chemie und Botanik eigene unüberſehbare Wiſſenſchaften geworden, deren jede ein ganzes Menſchenleben erfordert, und man will ſie dem Mediciner mit zumuthen! Daraus aber kann nichts werden; das Eine wird über das Andere unterlaſſen und vergeſſen. Wer klug iſt, lehnet daher alle zerſtreuende Anforderungen ab und beſchränkt ſich auf ein Fach und wird tüchtig in Einem.“

Darauf zeigte mir Goethe eine kurze Critik, die er

über Byrons Cain geſchrieben und die ich mit großem Intereſſe las.

„Man ſieht, ſagte er, wie einem freyen Geiſte wie Byron die Unzulänglichkeit der kirchlichen Dogmen zu ſchaffen gemacht und wie er ſich durch ein ſolches Stück von einer ihm aufgedrungenen Lehre zu befreyen geſucht. Die engliſche Geiſtlichkeit wird es ihm freylich nicht Dank wiſſen; mich ſoll aber wundern, ob er nicht in Darſtellung nachbarlicher bibliſcher Gegenſtände fortſchreiten wird, und ob er ſich ein Sujet, wie den Untergang von Sodom und Gomorra, wird entgehen laſſen.“

Nach dieſen literariſchen Betrachtungen lenkte Goethe mein Intereſſe auf die bildende Kunſt, indem er mir einen antiken geſchnittenen Stein zeigte, von welchem er ſchon Tags vorher mit Bewunderung geſprochen. Ich war entzückt bey der Betrachtung der Naivität des dargeſtellten Gegenſtandes. Ich ſah einen Mann, der ein ſchweres Gefäß von der Schulter genommen, um einen Knaben daraus trinken zu laſſen. Dieſem aber iſt es noch nicht bequem, noch nicht mundrecht genug, das Getränk will nicht fließen, und, indem er ſeine beyden Händchen an das Gefäß legt, blickt er zu dem Manne hinauf und ſcheint ihn zu bitten, es noch ein wenig zu neigen.

„Nun, wie gefällt Ihnen das? ſagte Goethe. Wir Neueren, fuhr er fort, fühlen wohl die große Schön-

heit eines ſolchen rein natürlichen, rein naiven Motivs, wir haben auch wohl die Kenntniß und den Begriff wie es zu machen wäre, allein wir machen es nicht, der Verſtand herrſchet vor und es fehlet immer dieſe entzückende Anmuth."

Wir betrachteten darauf eine Medaille von Brandt in Berlin, den jungen Theſeus darſtellend, wie er die Waffen ſeines Vaters unter dem Stein hervornimmt. Die Stellung der Figur hatte viel Löbliches, jedoch vermißten wir eine genugſame Anſtrengung der Glieder gegen die Laſt des Steines. Auch erſchien es keineswegs gut gedacht, daß der Jüngling ſchon in der einen Hand die Waffen hält, während er noch mit der andern den Stein hebt; denn nach der Natur der Sache wird er zuerſt den ſchweren Stein zur Seite werfen und dann die Waffen aufnehmen. „Dagegen, ſagte Goethe, will ich Ihnen eine antike Gemme zeigen, worauf derſelbe Gegenſtand von einem Alten behandelt iſt."

Er ließ von Stadelmann einen Kaſten herbeyholen, worin ſich einige hundert Abdrücke antiker Gemmen fanden, die er bey Gelegenheit ſeiner italieniſchen Reiſe ſich aus Rom mitgebracht. Da ſah ich nun denſelbigen Gegenſtand von einem alten Griechen behandelt, und zwar wie anders! Der Jüngling ſtemmt ſich mit aller Anſtrengung gegen den Stein, auch iſt er einer ſolchen Laſt gewachſen, denn man ſieht das Gewicht ſchon überwunden und den Stein bereits zu dem Punkt gehoben,

um ſehr bald zur Seite geworfen zu werden. Seine ganze Körperkraft wendet der junge Held gegen die ſchwere Maſſe und nur ſeine Blicke richtet er niederwärts auf die unten vor ihm liegenden Waffen.

Wir freuten uns der großen Naturwahrheit dieſer Behandlung.

„Meyer pflegt immer zu ſagen, fiel Goethe lachend ein, wenn nur das Denken nicht ſo ſchwer wäre! —. Das Schlimme aber iſt, fuhr er heiter fort, daß alles Denken zum Denken nichts hilft; man muß von Natur richtig ſeyn, ſo daß die guten Einfälle immer wie freye Kinder Gottes vor uns daſtehen und uns zurufen: da ſind wir! —“

Mittwoch den 25. Februar 1824.

Goethe zeigte mir heute zwey höchſt merkwürdige Gedichte, beyde in hohem Grade ſittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch ſo ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unſittlich zu nennen pflegt, weßhalb er ſie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte.

„Könnten Geiſt und höhere Bildung, ſagte er, ein Gemeingut werden, ſo hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr ſeyn und brauchte ſich

nicht zu ſcheuen, das Beſte zu ſagen. So aber muß er ſich immer in einem gewiſſen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß ſeine Werke in die Hände einer gemiſchten Welt kommen und er hat daher Urſache ſich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menſchen durch eine zu große Offenheit kein Ärgerniß gebe. Und dann iſt die Zeit ein wunderlich Ding. Sie iſt ein Tyrann, der ſeine Launen hat, und der zu dem, was einer ſagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Geſicht macht. Was den alten Griechen zu ſagen erlaubt war, will uns zu ſagen nicht mehr anſtehen, und was Shakſpear's kräftigen Mitmenſchen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, ſo daß in der neueſten Zeit ein Family-Shakſpeare ein gefühltes Bedürfniß wird."

Auch liegt ſehr vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beyden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückſtoßendes. Einzelne Motive ſind allerdings an ſich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze ſo viel Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechiſcher Heroen zurückverſetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meiſter Arioſt iſt, weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und, indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unſere Gegen-

wart hereintritt, erſcheinen die einzelnen Kühnheiten bey weitem verwegener.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, es liegen in den verſchiedenen poetiſchen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römiſchen Elegieen in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan übertragen wollte, ſo müßte ſich das Geſagte ganz verrucht ausnehmen.“

Die franzöſiſchen Zeitungen wurden gebracht. Der beendigte Feldzug der Franzoſen in Spanien unter dem Herzog von Angoulême hatte für Goethe großes Intereſſe. „Ich muß die Bourbons wegen dieſes Schrittes durchaus loben, ſagte er, denn erſt hiedurch gewinnen ſie ihren Thron, indem ſie die Armee gewinnen. Und das iſt erreicht. Der Soldat kehret mit Treue für ſeinen König zurück, denn er hat aus ſeinen eigenen Siegen, ſo wie aus den Niederlagen der vielköpfig befehligten Spanier die Überzeugung gewonnen, was für ein Unterſchied es ſey, einem Einzelnen gehorchen oder Vielen. Die Armee hat den alten Ruhm behauptet und an den Tag gelegt, daß ſie fortwährend in ſich ſelber brav ſey und daß ſie auch ohne Napoleon zu ſiegen vermöge.“

Goethe wendete darauf ſeine Gedanken in der Geſchichte rückwärts und ſprach ſehr viel über die preußiſche Armee im ſiebenjährigen Kriege, die durch Friedrich den Großen an ein beſtändiges Siegen gewöhnt und dadurch

verwöhnt worden, ſo daß ſie in ſpäterer Zeit, aus zu großem Selbſtvertrauen, ſo viele Schlachten verloren. Alle einzelnen Details waren ihm gegenwärtig und ich hatte ſein glückliches Gedächtniß zu bewundern.

„Ich habe den großen Vortheil, fuhr er fort, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und ſich durch mein langes Leben fortſetzten, ſo daß ich vom ſiebenjährigen Krieg, ſodann von der Trennung Amerika's von England, ferner von der franzöſiſchen Revolution, und endlich von der ganzen Napoleoniſchen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereigniſſen lebendiger Zeuge war. Hiedurch bin ich zu ganz anderen Reſultaten und Einſichten gekommen, als allen denen möglich ſeyn wird, die jetzt geboren werden und die ſich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müſſen, die ſie nicht verſtehen."

„Was uns die nächſten Jahre bringen werden, iſt durchaus nicht vorherzuſagen; doch ich fürchte, wir kommen ſo bald nicht zur Ruhe. Es iſt der Welt nicht gegeben, ſich zu beſcheiden; den Großen nicht, daß kein Mißbrauch der Gewalt Statt finde, und der Maſſe nicht, daß ſie in Erwartung allmählicher Verbeſſerungen mit einem mäßigen Zuſtande ſich begnüge. Könnte man die Menſchheit vollkommen machen, ſo wäre auch ein vollkommener Zuſtand denkbar; ſo aber wird es ewig herüber und hinüber ſchwanken, der eine

Theil wird leiden, während der andere ſich wohl befindet, Egoismus und Neid werden als böſe Dämonen immer ihr Spiel treiben und der Kampf der Parteyen wird kein Ende haben."

„Das Vernünftigſte iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den Andern nicht hindere, das Seinige zu thun. Der Schuſter bleibe bey ſeinem Leiſten, der Bauer hinter dem Pflug und der Fürſt wiſſe zu regieren. Denn dieß iſt auch ein Metier, das gelernt ſeyn will, und das ſich niemand anmaßen ſoll, der es nicht verſteht."

Goethe kam darauf wieder auf die franzöſiſchen Zeitungen. „Die Liberalen, ſagte er, mögen reden; denn wenn ſie vernünftig ſind, hört man ihnen gerne zu; allein den Royaliſten, in deren Händen die ausübende Gewalt iſt, ſteht das Reden ſchlecht, ſie müſſen handeln. Mögen ſie Truppen marſchiren laſſen und köpfen und hängen, das iſt recht; allein in öffentlichen Blättern Meinungen bekämpfen und ihre Maßregeln rechtfertigen, das will ihnen nicht kleiden. Gäbe es ein Publicum von Königen, da möchten ſie reden."

„In dem, was ich ſelber zu thun und zu treiben hatte, fuhr Goethe fort, habe ich mich immer als Royaliſt behauptet. Die Anderen habe ich ſchwatzen laſſen und ich habe gethan, was ich für gut fand. Ich überſah meine Sache und wußte wohin ich wollte. Hatte

ich als Einzelner einen Fehler begangen, ſo konnte ich ihn wieder gut machen; hätte ich ihn aber zu dreyen und mehreren begangen, ſo wäre ein Gutmachen unmöglich geweſen, denn unter Vielen iſt zu vielerley Meinung."

Darauf bey Tiſch war Goethe von der heiterſten Laune. Er zeigte mir das Stammbuch der Frau von Spiegel, worin er ſehr ſchöne Verſe geſchrieben. Es war ein Platz für ihn zwey Jahre lang offen gelaſſen und er war nun froh, daß es ihm gelungen, ein altes Verſprechen endlich zu erfüllen. Nachdem ich das Gedicht an Frau von Spiegel geleſen, blätterte ich in dem Buche weiter, wobey ich auf manchen bedeutenden Namen ſtieß. Gleich auf der nächſten Seite ſtand ein Gedicht von Tiedge, ganz in der Geſinnung und dem Tone ſeiner Urania geſchrieben. „In einer Anwandlung von Verwegenheit, ſagte Goethe, war ich im Begriff einige Verſe darunter zu ſetzen; es freut mich aber, daß ich es unterlaſſen, denn es iſt nicht das erſte Mal, daß ich durch rückhaltloſe Äußerungen gute Menſchen zurückgeſtoßen und die Wirkung meiner beſten Sachen verdorben habe."

„Indeſſen, fuhr Goethe fort, habe ich von Tiedge's Urania nicht wenig auszuſtehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts geſungen und nichts declamirt wurde als die Urania. Wo man hinkam, fand man die Urania auf allen Tiſchen; die Urania und die Un-

ſterblichkeit war der Gegenſtand jeder Unterhaltung. Ich möchte keineswegs das Glück entbehren an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici ſagen, daß alle diejenigen auch für dieſes Leben todt ſind, die kein anderes hoffen; allein ſolche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenſtand täglicher Betrachtung und gedankenzerſtörender Speculation zu ſeyn. Und ferner: wer eine Fortdauer glaubt, der ſey glücklich im Stillen, aber er hat nicht Urſache ſich darauf etwas einzubilden. Bey Gelegenheit von Tiedge's Urania indeß machte ich die Bemerkung, daß, eben wie der Adel, ſo auch die Frommen eine gewiſſe Ariſtokratie bilden. Ich fand dumme Weiber, die ſtolz waren weil ſie mit Tiedge an Unſterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über dieſen Punkt auf eine ſehr dünkelhafte Weiſe examinirte. Ich ärgerte ſie aber, indem ich ſagte: es könne mir ganz recht ſeyn, wenn nach Ablauf dieſes Lebens uns ein abermaliges beglücke; allein ich wolle mir ausbitten, daß mir drüben niemand von denen begegne, die hier daran geglaubt hätten. Denn ſonſt würde meine Plage erſt recht angehen! Die Frommen würden um mich herumkommen und ſagen: haben wir nicht Recht gehabt? haben wir es nicht vorhergeſagt? iſt es nicht eingetroffen? Und damit würde denn auch drüben der Langenweile kein Ende ſeyn."

„Die Beſchäftigung mit Unſterblichkeits-Ideen, fuhr

Goethe fort, iſt für vornehme Stände und beſonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Menſch aber, der ſchon hier etwas Ordentliches zu ſeyn gedenkt und der daher täglich zu ſtreben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf ſich beruhen, und iſt thätig und nützlich in dieſer. Ferner ſind Unſterblichkeits-Gedanken für ſolche, die in Hinſicht auf Glück hier nicht zum Beſten weggekommen ſind, und ich wollte wetten: wenn der gute Tiedge ein beſſeres Geſchick hätte, ſo hätte er auch beſſere Gedanken."

Donnerstag den 26. Februar 1824.

Mit Goethe zu Tiſch. — Nachdem gegeſſen und abgeräumt war, ließ er durch Stadelmann große Porteſeuille's mit Kupferſtichen herbeyſchleppen. Auf den Mappen hatte ſich einiger Staub geſammelt, und da keine paſſende Tücher zum Abwiſchen in der Nähe waren, ſo ward Goethe unwillig und ſchalt ſeinen Diener. „Ich erinnere Dich zum letzten Mal, ſagte er, denn gehſt Du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, ſo gehe ich morgen ſelbſt, und Du ſollſt ſehen, daß ich Wort halte." Stadelmann ging.

„Ich hatte einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauſpieler Becker, fuhr Goethe gegen mich heiter fort,

der ſich weigerte, einen Reiter im Wallenſtein zu ſpielen. Ich ließ ihm aber ſagen, wenn er die Rolle nicht ſpielen wolle, ſo würde ich ſie ſelber ſpielen. Das wirkte. Denn ſie kannten mich beym Theater und wußten, daß ich in ſolchen Dingen keinen Spaß verſtand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollſte zu thun."

Und würden Sie im Ernſt die Rolle geſpielt haben? fragte ich.

„Ja, ſagte Goethe, ich hätte ſie geſpielt und würde den Herrn Becker herunter geſpielt haben, denn ich kannte die Rolle beſſer als er."

Wir öffneten darauf die Mappen und ſchritten zur Betrachtung der Kupfer und Zeichnungen. Goethe verfährt hiebey in Bezug auf mich ſehr ſorgfältig, und ich fühle, daß es ſeine Abſicht iſt, mich in der Kunſtbetrachtung auf eine höhere Stufe der Einſicht zu bringen. Nur das in ſeiner Art durchaus Vollendete zeigt er mir und macht mir des Künſtlers Intention und Verdienſt deutlich, damit ich erreichen möge, die Gedanken der Beſten nachzudenken und den Beſten gleich zu empfinden. „Dadurch, ſagte er heute, bildet ſich das, was wir Geſchmack nennen. Denn den Geſchmack kann man nicht am Mittelgut bilden, ſondern nur am Allervorzüglichſten. Ich zeige Ihnen daher nur das Beſte; und wenn Sie ſich darin befeſtigen, ſo haben Sie einen Maßſtab für das Übrige, das Sie nicht überſchätzen,

aber doch ſchätzen werden. Und ich zeige Ihnen das Beſte in jeder Gattung, damit Sie ſehen, daß keine Gattung gering zu achten, ſondern daß jede erfreulich iſt, ſobald ein großes Talent darin den Gipfel erreichte. Dieſes Bild eines franzöſiſchen Künſtlers z. B. iſt galant wie kein anderes und daher ein Muſterſtück ſeiner Art."

Goethe reichte mir das Blatt und ich ſah es mit Freuden. In einem reizenden Zimmer eines Sommerpalais, wo man durch offene Fenſter und Thüren die Ausſicht in den Garten hat, ſieht man eine Gruppe der anmuthigſten Perſonen. Eine ſitzende ſchöne Frau von etwa dreyßig Jahren hält ein Notenbuch, woraus ſie ſo eben geſungen zu haben ſcheint. Etwas tiefer, an ihrer Seite ſitzend, lehnt ſich ein junges Mädchen von etwa fünfzehn. Rückwärts am offenen Fenſter ſteht eine andere junge Dame; ſie hält eine Laute und ſcheint noch Töne zu greifen. In dieſem Augenblick iſt ein junger Herr hereingetreten, auf den die Blicke der Frauen ſich richten; er ſcheint die muſikaliſche Unterhaltung unterbrochen zu haben, und, indem er mit einer leichten Verbeugung vor ihnen ſteht, macht er den Eindruck, als ſagte er entſchuldigende Worte, die von den Frauen mit Wohlgefallen gehört werden.

„Das, dächte ich, ſagte Goethe, wäre ſo galant, wie irgend ein Stück von Calderon, und Sie haben nun in dieſer Art das Vorzüglichſte geſehen. Was aber ſagen Sie hiezu?"

Mit dieſen Worten reichte er mir einige radirte Blätter des berühmten Thiermalers Roos; lauter Schafe, und dieſe Thiere in allen ihren Lagen und Zuſtänden. Das Einfältige der Phyſiognomieen, das Häßliche, Struppige der Haare, alles mit der äußerſten Wahrheit, als wäre es die Natur ſelber.

„Mir wird immer bange, ſagte Goethe, wenn ich dieſe Thiere anſehe. Das Beſchränkte, Dumpfe, Träumende, Gähnende ihres Zuſtandes zieht mich in das Mitgefühl deſſelben hinein; man fürchtet zum Thier zu werden, und möchte faſt glauben, der Künſtler ſey ſelber eins geweſen. Auf jeden Fall bleibt es im hohen Grade erſtaunenswürdig, wie er ſich in die Seelen dieſer Geſchöpfe hat hineindenken und hineinempfinden können, um den innern Character in der äußern Hülle mit ſolcher Wahrheit durchblicken zu laſſen. Man ſieht aber, was ein großes Talent machen kann, wenn es bey Gegenſtänden bleibt, die ſeiner Natur analog ſind.“

Hat denn dieſer Künſtler, ſagte ich, nicht auch Hunde, Katzen und Raubthiere mit einer ähnlichen Wahrheit gebildet? ja hat er, bey der großen Gabe ſich in einen fremden Zuſtand hineinzufühlen, nicht auch menſchliche Charactere mit einer gleichen Treue behandelt?

„Nein, ſagte Goethe, alles das lag außer ſeinem Kreiſe; dagegen die frommen, grasfreſſenden Thiere, wie Schafe, Ziegen, Kühe und dergleichen, ward er nicht

müde ewig zu wiederholen; dieß war ſeines Talentes eigentliche Region, aus der er auch zeitlebens nicht herausging. Und daran that er wohl! Das Mitgefühl der Zuſtände dieſer Thiere war ihm angeboren, die Kenntniß ihres Pſychologiſchen war ihm gegeben, und ſo hatte er denn auch für deren Körperliches ein ſo glückliches Auge. Andere Geſchöpfe dagegen waren ihm vielleicht nicht ſo durchſichtig und es fehlte ihm daher zu ihrer Darſtellung ſowohl Beruf als Trieb."

Durch dieſe Äußerung Goethe's ward manches Analoge in mir aufgeregt, das mir wieder lebhaft vor die Seele trat. So hatte er mir vor einiger Zeit geſagt, daß dem echten Dichter die Kenntniß der Welt angeboren ſey und daß er zu ihrer Darſtellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe. „Ich ſchrieb meinen Götz von Berlichingen, ſagte er, als junger Menſch von zwey und zwanzig, und erſtaunte zehn Jahre ſpäter über die Wahrheit meiner Darſtellung. Erlebt und geſehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht und ich mußte alſo die Kenntniß mannigfaltiger menſchlicher Zuſtände durch Anticipation beſitzen."

„Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darſtellung meiner innern Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklichkeit fand, daß die Welt ſo war, wie ich ſie mir gedacht hatte, war ſie mir verdrießlich und ich hatte keine Luſt mehr ſie darzuſtellen. Ja ich möchte ſagen: hätte ich mit Darſtellung der

Welt ſo lange gewartet, bis ich ſie kannte ſo wäre meine Darſtellung Perſiflage geworden."

„Es liegt in den Characteren, ſagte er ein ander Mal, eine gewiſſe Nothwendigkeit, eine gewiſſe Conſequenz, vermöge welcher bey dieſem oder jenem Grundzuge eines Characters gewiſſe ſecundäre Züge Statt finden. Dieſes lehrt die Empirie genugſam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren ſeyn. Ob bey mir Angeborenes und Erfahrung ſich vereinige, will ich nicht unterſuchen; aber ſo viel weiß ich: wenn ich jemanden eine Viertelſtunde geſprochen habe, ſo will ich ihn zwey Stunden reden laſſen."

So hatte Goethe von Lord Byron geſagt, daß ihm die Welt durchſichtig ſey und daß ihm ihre Darſtellung durch Anticipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel: ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete thieriſche Natur darzuſtellen, indem ſeine Individualität mir zu gewaltſam erſcheine, um ſich ſolchen Gegenſtänden mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieſes zu und erwiederte, daß die Anticipation ſich überall nur ſoweit erſtrecke, als die Gegenſtände dem Talent analog ſeyen, und wir wurden einig, daß in dem Verhältniß, wie die Anticipation beſchränkt oder umfaſſend ſey, das darſtellende Talent ſelbſt von größerem oder geringerem Umfange befunden werde.

Wenn Eure Excellenz behaupten, ſagte ich darauf, daß dem Dichter die Welt angeboren ſey, ſo haben Sie

wohl nur die Welt des Innern dabey im Sinne, aber nicht die empiriſche Welt der Erſcheinung und Convenienz; und wenn alſo dem Dichter eine wahre Darſtellung derſelben gelingen ſoll, ſo muß doch wohl die Erforſchung des Wirklichen hinzukommen?

„Allerdings, erwiederte Goethe, es iſt ſo. — Die Region der Liebe, des Haſſes, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zuſtände und Leidenſchaften der Seele heißen, iſt dem Dichter angeboren und ihre Darſtellung gelingt ihm. Es iſt aber nicht angeboren: wie man Gericht hält, oder wie man im Parlament oder bey einer Kaiſerkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit ſolcher Dinge zu verſtoßen, muß der Dichter ſie aus Erfahrung oder Überlieferung ſich aneignen. So konnte ich im Fauſt den düſtern Zuſtand des Lebensüberdruſſes im Helden, ſo wie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Anticipation in meiner Macht haben; allein um z. B. zu ſagen:

Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des ſpäten Monds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur."

Es iſt aber, ſagte ich, im ganzen Fauſt keine Zeile, die nicht von ſorgfältiger Durchforſchung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als ſey Ihnen das alles, ohne die reichſte Erfahrung, nur ſo geſchenkt worden.

„Mag ſeyn, antwortete Goethe, allein hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit ſehenden Augen blind geblieben und alle Erforſchung und Erfahrung wäre nichts geweſen als ein ganz todtes vergebliches Bemühen. Das Licht iſt da und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, ſo würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Sonnabend den 28. Februar 1824.

„Es giebt vortreffliche Menſchen, ſagte Goethe, die nichts aus dem Stegreiſe, nichts obenhin zu thun vermögen, ſondern deren Natur es verlangt, ihre jedesmaligen Gegenſtände mit Ruhe tief zu durchdringen. Solche Talente machen uns oft ungeduldig, indem man ſelten von ihnen erlangt was man augenblicklich wünſcht, allein auf dieſem Wege wird das Höchſte geleiſtet."

Ich brachte das Geſpräch auf Ramberg. „Das iſt freylich ein Künſtler ganz anderer Art, ſagte Goethe, ein höchſt erfreuliches Talent, und zwar ein improviſirendes, das nicht ſeines Gleichen hat. Er verlangte einſt in Dresden von mir eine Aufgabe. Ich gab ihm den Agamemnon, wie er, von Troja in ſeine Heimath zurückkehrend, vom Wagen ſteigt, und wie es ihm unheimlich wird, die Schwelle ſeines Hauſes zu betre-

ten. Sie werden zugeben, daß dieß ein Gegenſtand der allerſchwierigſten Sorte iſt, der bey einem anderen Künſtler die reiflichſte Überlegung würde erfordert haben. Ich hatte aber kaum das Wort ausgeſprochen, als Ramberg ſchon an zu zeichnen fing, und zwar mußte ich bewundern, wie er den Gegenſtand ſogleich richtig auffaßte. Ich kann nicht läugnen, ich möchte einige Blätter von Rambergs Hand beſitzen."

Wir ſprachen ſodann über andere Künſtler, die in ihren Werken leichtſinnig verfahren und zuletzt in Manier zu Grunde gehen.

„Die Manier, ſagte Goethe, will immer fertig ſeyn und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet ſein höchſtes Glück in der Ausführung. Roos iſt unermüdlich in emſiger Zeichnung der Haare und Wolle ſeiner Ziegen und Schafe, und man ſieht an dem unendlichen Detail, daß er während der Arbeit die reinſte Seligkeit genoß und nicht daran dachte fertig zu werden."

„Geringeren Talenten genügt nicht die Kunſt als ſolche; ſie haben während der Ausführung immer nur den Gewinn vor Augen, den ſie durch ein fertiges Werk zu erreichen hoffen. Bey ſo weltlichen Zwecken und Richtungen aber kann nichts Großes zu Stande kommen."

Sonntag den 29. Februar 1824.

Ich ging um zwölf Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſch zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Ich fand ihn frühſtückend als ich zu ihm hereintrat, und ſetzte mich ihm gegenüber, indem ich das Geſpräch auf die Arbeiten brachte, die uns gemeinſchaftlich in Bezug auf die neue Ausgabe ſeiner Werke beſchäftigen. Ich redete ihm zu, ſowohl ſeine Götter, Helden und Wieland als auch ſeine Briefe des Paſtors in dieſe neue Edition mit aufzunehmen.

„Ich habe, ſagte Goethe, auf meinem jetzigen Standpunct über jene jugendlichen Productionen eigentlich kein Urtheil. Da mögt Ihr Jüngeren entſcheiden. Ich will indeß jene Anfänge nicht ſchelten; ich war freylich noch dunkel und ſtrebte in bewußtloſem Drange vor mir hin, aber ich hatte ein Gefühl des Rechten, eine Wünſchelruthe, die mir anzeigte wo Gold war.“

Ich machte bemerklich, daß dieſes bey jedem großen Talent der Fall ſeyn müſſe, indem es ſonſt bey ſeinem Erwachen in der gemiſchten Welt, nicht das Rechte ergreifen und das Verkehrte vermeiden würde.

Es war indeß angeſpannt und wir fuhren den Weg nach Jena hinaus. Wir ſprachen verſchiedene Dinge, Goethe erwähnte die neuen franzöſiſchen Zeitungen.

„Die Conſtitution in Frankreich, ſagte er, bey einem

Volke, das ſo viele verdorbene Elemente in ſich hat, ruht auf ganz anderem Fundament als die in England. Es iſt in Frankreich alles durch Beſtechungen zu erreichen; ja die ganze franzöſiſche Revolution iſt durch Beſtechungen geleitet worden."

Darauf erzählte mir Goethe die Nachricht von dem Tode Eugen Napoleons (Herzog von Leuchtenberg), die dieſen Morgen eingegangen, welcher Fall ihn tief zu betrüben ſchien. „Er war einer von den großen Characteren, ſagte Goethe, die immer ſeltener werden, und die Welt iſt abermals um einen bedeutenden Menſchen ärmer. Ich kannte ihn perſönlich; noch vorigen Sommer war ich mit ihm in Marienbad zuſammen. Er war ein ſchöner Mann von etwa zwey und vierzig Jahren, aber er ſchien älter zu ſeyn, und das war kein Wunder, wenn man bedenkt, was er ausgeſtanden und wie in ſeinem Leben ſich ein Feldzug und eine große That auf die andere drängte. Er theilte mir in Marienbad einen Plan mit, über deſſen Ausführung er viel mit mir verhandelte. Er ging nämlich damit um, den Rhein mit der Donau durch einen Canal zu vereinigen. Ein rieſenhaftes Unternehmen! wenn man die widerſtrebende Localität bedenkt. Aber jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erſchüttert hat, erſcheint nichts unmöglich. Carl der Große hatte ſchon denſelbigen Plan und ließ auch mit der Arbeit anfangen, allein das Unternehmen gerieth bald in Stocken: der

Sand wollte nicht Stich halten, die Erdmaſſen fielen von beyden Seiten immer wieder zuſammen.“

Montag den 22. März 1824.

Mit Goethe vor Tiſch nach ſeinem Garten gefahren.

Die Lage dieſes Gartens, jenſeits der Ilm, in der Nähe des Parks, an dem weſtlichen Abhange eines Hügelzuges, hat etwas ſehr Trauliches. Vor Nord- und Oſtwinden geſchützt, iſt er den erwärmenden und belebenden Einwirkungen des ſüdlichen und weſtlichen Himmels offen, welches ihn, beſonders im Herbſt und Frühling, zu einem höchſt angenehmen Aufenthalte macht.

Der in nordweſtlicher Richtung liegenden Stadt iſt man ſo nahe, daß man in wenigen Minuten dort ſeyn kann, und doch, wenn man umherblickt, ſieht man nirgend ein Gebäude oder eine Thurmſpitze ragen, die an eine ſolche ſtädtiſche Nähe erinnern könnte; die hohen dichten Bäume des Parks verhüllen alle Ausſicht nach jener Seite. Sie ziehen ſich links, nach Norden zu, unter dem Namen des Sternes, ganz nahe an den Fahrweg heran, der unmittelbar vor dem Garten vorüberführt.

Gegen Weſten und Südweſten blickt man frey über eine geräumige Wieſe hin, durch welche, in der Entfernung eines guten Pfeilſchuſſes, die Ilm in ſtillen Windungen vorbeygeht. Jenſeits des Fluſſes erhebt ſich

das Ufer gleichfalls hügelartig, an deſſen Abhängen und auf deſſen Höhe, in den mannigfaltigen Laub-Schattirungen hoher Erlen, Eſchen, Pappelweiden und Birken, der ſich breit hinziehende Park grünet, indem er den Horizont gegen Mittag und Abend in erfreulicher Entfernung begrenzet.

Dieſe Anſicht des Parkes über die Wieſe hin, beſonders im Sommer, gewährt den Eindruck, als ſey man in der Nähe eines Waldes, der ſich Stundenweit ausdehnt. Man denkt, es müſſe jeden Augenblick ein Hirſch, ein Reh auf die Wieſenfläche hervorkommen. Man fühlt ſich in den Frieden tiefer Natureinſamkeit verſetzt, denn die große Stille iſt oft durch nichts unterbrochen, als durch die einſamen Töne der Amſel oder durch den pauſenweiſe abwechſelnden Geſang einer Waldroſſel.

Aus ſolchen Träumen gänzlicher Abgeſchiedenheit erwecket uns jedoch das gelegentliche Schlagen der Thurmuhr, das Geſchrey der Pfauen von der Höhe des Parks herüber, oder das Trommeln und Hörnerblaſen des Militairs der Caſerne. Und zwar nicht unangenehm; denn es erwacht mit ſolchen Tönen das behagliche Nähegefühl der heimatlichen Stadt, von der man ſich meilenweit verſetzt glaubte.

Zu gewiſſen Tages- und Jahres-Zeiten ſind dieſe Wieſenflächen nichts weniger als einſam. Bald ſieht man Landleute, die nach Weimar zu Markt oder in

Arbeit gehen und von dort zurückkommen; bald Spaziergänger aller Art längs den Krümmungen der Ilm, beſonders in der Richtung nach Oberweimar, das zu gewiſſen Tagen ein ſehr beſuchter Ort iſt. Sodann die Zeit der Heuerndte belebt dieſe Räume auf das Heiterſte. Hinterdrein ſieht man weidende Schafherden, auch wohl die ſtattlichen Schweizerkühe der nahen Oeconomie.

Heute jedoch war von allen dieſen die Sinne erquickenden Sommer-Erſcheinungen noch keine Spur. Auf den Wieſen waren kaum einige grünende Stellen ſichtbar, die Bäume des Parks ſtanden noch in braunen Zweigen und Knospen; doch verkündigte der Schlag der Finken, ſo wie der hin und wieder vernehmbare Geſang der Amſel und Droſſel das Herannahen des Frühlings.

Die Luft war ſommerartig, angenehm; es wehte ein ſehr linder Südweſtwind. Einzelne kleine Gewitterwolken zogen am heitern Himmel herüber; ſehr hoch bemerkte man ſich auflöſende Cirrus-Streifen. Wir betrachteten die Wolken genau und ſahen, daß ſich die ziehenden geballten der untern Region gleichfalls auflöſten, woraus Goethe ſchloß, daß das Barometer im Steigen begriffen ſeyn müſſe.

Goethe ſprach darauf ſehr viel über das Steigen und Fallen des Barometers, welches er die Waſſerbejahung und Waſſerverneinung nannte. Er ſprach über das Ein- und Ausathmen der Erde nach ewigen Geſetzen; über eine mögliche Sündfluth bey fortwährender

Waſſerbejahung. Ferner: daß jeder Ort ſeine eigene Atmoſphäre habe, daß jedoch in den Barometerſtänden von Europa eine große Gleichheit Statt finde. Die Natur ſey incommenſurabel, und bey den großen Irregularitäten ſey es ſehr ſchwer das Geſetzliche zu finden.

Während er mich ſo über höhere Dinge belehrte, gingen wir in dem breiten Sandwege des Gartens auf und ab. Wir traten in die Nähe des Hauſes, das er ſeinem Diener aufzuſchließen befahl, um mir ſpäter das Innere zu zeigen. Die weißabgetünchten Außenſeiten ſah ich ganz mit Roſenſtöcken umgeben, die, von Spalieren gehalten, ſich bis zum Dach hinaufgerankt hatten. Ich ging um das Haus herum und bemerkte zu meinem beſonderen Intereſſe an den Wänden in den Zweigen des Roſengebüſches eine große Zahl mannigfaltiger Vogelneſter, die ſich von vorigem Sommer her erhalten hatten und jetzt bey mangelndem Laube den Blicken frey ſtanden. Beſonders Neſter der Hänflinge und verſchiedener Art Graſemücken, wie ſie höher oder niedriger zu bauen Neigung haben.

Goethe führte mich darauf in das Innere des Hauſes, das ich vorigen Sommer zu ſehen verſäumt hatte. Unten fand ich nur ein wohnbares Zimmer, an deſſen Wänden einige Karten und Kupferſtiche hingen; deßgleichen ein farbiges Portrait Goethe's in Lebensgröße und zwar von Meyer gemalt bald nach der Zurückkunft beyder Freunde aus Italien. Goethe erſcheint hier

im kräftigen mittleren Mannesalter, ſehr braun und etwas ſtark. Der Ausdruck des wenig belebten Geſichtes iſt ſehr ernſt; man glaubt einen Mann zu ſehen, dem die Laſt künftiger Thaten auf der Seele liegt.

Wir gingen die Treppe hinauf in die oberen Zimmer; ich fand deren drey und ein Cabinetchen, aber alle ſehr klein und ohne eigentliche Bequemlichkeit. Goethe ſagte, daß er in früheren Jahren hier eine ganze Zeit mit Freuden gewohnt und ſehr ruhig gearbeitet habe.

Die Temperatur dieſer Zimmer war etwas kühl und wir trachteten wieder nach der milden Wärme im Freyen. In dem Hauptwege in der Mittagsſonne auf- und abgehend, kam das Geſpräch auf die neueſte Literatur, auf Schelling, und unter andern auch auf einige neue Schauſpiele von Platen.

Bald jedoch kehrte unſere Aufmerkſamkeit auf die uns umgebende nächſte Natur zurück. Die Kaiſerkronen und Lilien ſproßten ſchon mächtig, auch kamen die Malven zu beyden Seiten des Weges ſchon grünend hervor.

Der obere Theil des Gartens, am Abhange des Hügels, liegt als Wieſe mit einzelnen zerſtreut ſtehenden Obſtbäumen. Wege ſchlängeln ſich hinauf, längs der Höhe hin und wieder herunter, welches einige Neigung in mir erregte mich oben umzuſehen. Goethe ſchritt, dieſe Wege hinanſteigend, mir raſch voran und ich freute mich über ſeine Rüſtigkeit.

Oben an der Hecke fanden wir eine Pfauhenne, die

vom fürſtlichen Park herübergekommen zu ſeyn ſchien; wobey Goethe mir ſagte, daß er in Sommertagen die Pfauen durch ein beliebtes Futter herüberzulocken und herzugewöhnen pflege.

An der anderen Seite den ſich ſchlängelnden Weg herabkommend, fand ich von Gebüſch umgeben einen Stein mit den eingehauenen Verſen des bekannten Gedichtes:

„Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten"

und ich hatte das Gefühl, daß ich mich an einer claſſiſchen Stelle befinde.

Ganz nahe dabey kamen wir auf eine Baumgruppe halbwüchſiger Eichen, Tannen, Birken und Buchen. Unter den Tannen fand ich ein herabgeworfenes Gewölle eines Raubvogels; ich zeigte es Goethen, der mir erwiederte, daß er dergleichen an dieſer Stelle häufig gefunden, woraus ich ſchloß, daß dieſe Tannen ein beliebter Aufenthalt einiger Eulen ſeyn mögen, die in dieſer Gegend häufig gefunden werden.

Wir traten um die Baumgruppe herum und befanden uns wieder an dem Hauptwege in der Nähe des Hauſes. Die ſo eben umſchrittenen Eichen, Tannen, Birken und Buchen, wie ſie untermiſcht ſtehen, bilden hier einen Halbkreis, den innern Raum grottenartig überwölbend, worin wir uns auf kleinen Stühlen ſetzten die einen runden Tiſch umgaben. Die Sonne war ſo mächtig, daß der geringe Schatten dieſer blätterloſen

Bäume bereits als eine Wohlthat empfunden ward. „Bey großer Sommerhitze, ſagte Goethe, weiß ich keine beſſere Zuflucht als dieſe Stelle. Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, ſie heranwachſen zu ſehen und genieße nun ſchon ſeit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieſer Eichen und Buchen iſt der mächtigſten Sonne undurchdringlich; ich ſitze hier gerne an warmen Sommertagen nach Tiſche, wo denn auf dieſen Wieſen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrſcht, von der die Alten ſagen würden: daß der Pan ſchlafe.“

Indeſſen hörten wir es in der Stadt zwey Uhr ſchlagen und fuhren zurück.

Dienſtag den 30. März 1824.

Abends bey Goethe. — Ich war alleine mit ihm, wir ſprachen vielerley und tranken eine Flaſche Wein dazu. Wir ſprachen über das franzöſiſche Theater im Gegenſatz zum deutſchen.

„Es wird ſchwer halten, ſagte Goethe, daß das deutſche Publicum zu einer Art von reinem Urtheil komme, wie man es etwa in Italien und Frankreich findet. Und zwar iſt uns beſonders hinderlich, daß auf unſeren Bühnen alles durch einander gegeben wird. An

derſelbigen Stelle, wo wir geſtern den Hamlet ſahen, ſehen wir heute den Staberle, und wo uns morgen die Zauberflöte entzückt, ſollen wir übermorgen an den Späßen des neuen Sonntagskindes Gefallen finden. Dadurch entſteht beym Publicum eine Confuſion im Urtheil, eine Vermengung der verſchiedenen Gattungen, die es nie gehörig ſchätzen und begreifen lernt. Und dann hat Jeder ſeine individuellen Forderungen und ſeine perſönlichen Wünſche, mit denen er ſich wieder nach der Stelle wendet, wo er ſie realiſirt fand. An demſelbigen Baum, wo er heute Feigen gepflückt, will er ſie morgen wieder pflücken, und er würde ein ſehr verdrießliches Geſicht machen, wenn etwa über Nacht Schlehen gewachſen wären. Iſt aber jemand Freund von Schlehen, der wendet ſich an die Dornen."

„Schiller hatte den guten Gedanken, ein eigenes Haus für die Tragödie zu bauen, auch jede Woche ein Stück bloß für Männer zu geben. Allein dieß ſetzte eine ſehr große Reſidenz voraus und war in unſern kleinen Verhältniſſen nicht zu realiſiren."

Wir ſprachen über die Stücke von Iffland und Kotzebue, die Goethe in ihrer Art ſehr hoch ſchätzte. „Eben aus dem gedachten Fehler, ſagte er, daß niemand die Gattungen gehörig unterſcheidet, ſind die Stücke jener Männer oft ſehr ungerechter Weiſe getadelt worden. Man kann aber lange warten, ehe ein paar ſo populare Talente wieder kommen."

Ich lobte Iffland's Hageſtolzen, die mir von der Bühne herunter ſehr wohl gefallen hatten. „Es iſt ohne Frage Iffland's beſtes Stück, ſagte Goethe; es iſt das einzige, wo er aus der Proſa ins Ideelle geht.“

Er erzählte mir darauf von einem Stück, welches er mit Schiller als Fortſetzung der Hageſtolzen gemacht, aber nicht geſchrieben, ſondern bloß geſprächsweiſe gemacht. Goethe entwickelte mir die Handlung Scene für Scene; es war ſehr artig und heiter und ich hatte daran große Freude.

Goethe ſprach darauf über einige neue Schauſpiele von Platen. „Man ſieht, ſagte er, an dieſen Stükken die Einwirkung Calderons. Sie ſind durchaus geiſtreich und in gewiſſer Hinſicht vollendet, allein es fehlt ihnen ein ſpecifiſches Gewicht, eine gewiſſe Schwere des Gehalts. Sie ſind nicht der Art, um im Gemüth des Leſers ein tiefes und nachwirkendes Intereſſe zu erregen, vielmehr berühren ſie die Saiten unſeres Innern nur leicht und vorübereilend. Sie gleichen dem Kork, der, auf dem Waſſer ſchwimmend, keinen Eindruck macht, ſondern von der Oberfläche ſehr leicht getragen wird.“

„Der Deutſche verlangt einen gewiſſen Ernſt, eine gewiſſe Größe der Geſinnung, eine gewiſſe Fülle des Innern, weßhalb denn auch Schiller von allen ſo hoch gehalten wird. Ich zweifle nun keineswegs an Platens ſehr tüchtigem Character, allein das kommt, wahrſchein-

lich aus einer abweichenden Kunſtanſicht, hier nicht zur Erſcheinung. Er entwickelt eine reiche Bildung, Geiſt, treffenden Witz, und ſehr viele künſtleriſche Vollendung, allein damit iſt es, beſonders bey uns Deutſchen, nicht gethan."

„Überhaupt: der perſönliche Character des Schriftſtellers bringt ſeine Bedeutung beym Publicum hervor, nicht die Künſte ſeines Talents. Napoleon ſagte von Corneille: S'il vivait, je le ferais Prince! — Und er las ihn nicht. Den Racine las er, aber von dieſem ſagte er es nicht. Deßhalb ſteht auch der Lafontaine bey den Franzoſen in ſo hoher Achtung, nicht ſeines poetiſchen Verdienſtes wegen, ſondern wegen der Großheit ſeines Characters, der aus ſeinen Schriften hervorgeht."

Wir kamen ſodann auf die Wahlverwandtſchaften zu reden, und Goethe erzählte mir von einem durchreiſenden Engländer, der ſich ſcheiden laſſen wolle, wenn er nach England zurückkäme. Er lachte über ſolche Thorheit und erwähnte mehrerer Beyſpiele von Geſchiedenen, die nachher doch nicht hätten von einander laſſen können.

„Der ſelige Reinhard in Dresden, ſagte er, wunderte ſich oft über mich, daß ich in Bezug auf die Ehe ſo ſtrenge Grundſätze habe, während ich doch in allen übrigen Dingen ſo läßlich denke."

Dieſe Äußerung Goethe's war mir aus dem Grunde merkwürdig, weil ſie ganz entſchieden an den Tag legt,

wie er es mit jenem ſo oft gemißdeuteten Romane eigentlich gemeint hat.

Wir ſprachen darauf über Tieck und deſſen perſönliche Stellung zu Goethe.

„Ich bin Tiecken herzlich gut, ſagte Goethe, und er iſt auch im Ganzen ſehr gut gegen mich geſinnt; allein es iſt in ſeinem Verhältniß zu mir doch etwas, wie es nicht ſeyn ſollte. Und zwar bin ich daran nicht Schuld, und er iſt es auch nicht, ſondern es hat ſeine Urſachen anderer Art.“

„Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publicums genugſam bedeutend erſcheine, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dieſes ſchadete unſerm Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung.“

„Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum. Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben ſo, wenn ich mich mit Shakſpeare vergli-

chen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“

Goethe war dieſen Abend beſonders kräftig, heiter und aufgelegt. Er holte ein Manuſcript ungedruckter Gedichte herbey, woraus er mir vorlas. Es war ein Genuß ganz einziger Art ihm zuzuhören, denn nicht allein daß die originelle Kraft und Friſche der Gedichte mich in hohem Grade anregte, ſondern Goethe zeigte ſich auch beym Vorleſen von einer mir bisher unbekannten höchſt bedeutenden Seite. Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! welcher Ausdruck und welches Leben des großen Geſichtes voller Falten! und welche Augen! —

Mittwoch den 14. April 1824.

Um ein Uhr mit Goethe ſpazieren gefahren. Wir ſprachen über den Styl verſchiedener Schriftſteller.

„Den Deutſchen, ſagte Goethe, iſt im Ganzen die philoſophiſche Speculation hinderlich, die in ihren Styl oft ein unſinnliches, unfaßliches, breites und aufdröſelndes Weſen hineinbringt. Je näher ſie ſich gewiſſen philoſophiſchen Schulen hingegeben, deſto ſchlechter ſchreiben ſie. Diejenigen Deutſchen aber, die als Geſchäfts- und Lebemenſchen bloß aufs Praktiſche gehen, ſchreiben

am beſten. So iſt Schillers Styl am prächtigſten und wirkſamſten, ſobald er nicht philoſophirt, wie ich noch heute an ſeinen höchſt bedeutenden Briefen geſehen, mit denen ich mich grade beſchäftige."

„Gleicherweiſe giebt es unter deutſchen Frauenzimmern geniale Weſen, die einen ganz vortrefflichen Styl ſchreiben, ſo daß ſie ſogar manche unſerer geprieſenen Schriftſteller darin übertreffen."

„Die Engländer ſchreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als practiſche auf das Reale gerichtete Menſchen."

„Die Franzoſen verläugnen ihren allgemeinen Character auch in ihrem Styl nicht. Sie ſind geſelliger Natur und vergeſſen als ſolche nie das Publicum zu dem ſie reden; ſie bemühen ſich klar zu ſeyn, um ihren Leſer zu überzeugen, und anmuthig, um ihm zu gefallen."

„Im Ganzen iſt der Styl eines Schriftſtellers ein treuer Abdruck ſeines Innern; will jemand einen klaren Styl ſchreiben, ſo ſey es ihm zuvor klar in ſeiner Seele, und will jemand einen großartigen Styl ſchreiben, ſo habe er einen großartigen Character."

Goethe ſprach darauf über ſeine Gegner und daß dieſes Geſchlecht nie ausſterbe. „Ihre Zahl iſt Legion, ſagte er, doch iſt es nicht unmöglich, ſie einigermaßen zu claſſificiren."

„Zuerſt nenne ich meine Gegner aus Dummheit; es ſind ſolche, die mich nicht verſtanden, und die

mich tadelten, ohne mich zu kennen. Dieſe anſehnliche Maſſe hat mir in meinem Leben viele Langeweile gemacht; doch es ſoll ihnen verziehen ſeyn, denn ſie wußten nicht was ſie thaten."

„Eine zweyte große Menge bilden ſodann meine Neider. Dieſe Leute gönnen mir das Glück und die ehrenvolle Stellung nicht, die ich durch mein Talent mir erworben. Sie zerren an meinem Ruhm und hätten mich gerne vernichtet. Wäre ich unglücklich und elend, ſo würden ſie aufhören."

„Ferner kommt eine große Anzahl derer, die aus Mangel an eigenem Succeß meine Gegner geworden. Es ſind begabte Talente darunter, allein ſie können mir nicht verzeihen, daß ich ſie verdunkele."

„Viertens nenne ich meine Gegner aus Gründen. Denn da ich ein Menſch bin und als ſolcher menſchliche Fehler und Schwächen habe, ſo können auch meine Schriften davon nicht frey ſeyn. Da es mir aber mit meiner Bildung ernſt war und ich an meiner Veredelung unabläſſig arbeitete, ſo war ich im beſtändigen Fortſtreben begriffen, und es ereignete ſich oft, daß ſie mich wegen eines Fehlers tadelten, den ich längſt abgelegt hatte. Dieſe Guten haben mich am wenigſten verletzt; ſie ſchoſſen nach mir, wenn ich ſchon meilenweit von ihnen entfernt war. Überhaupt war ein abgemachtes Werk mir ziemlich gleichgültig; ich beſaßte mich nicht weiter damit und dachte ſogleich an etwas Neues.

„Eine fernere große Maſſe zeigt ſich als meine Gegner aus abweichender Denkungsweiſe und verſchiedenen Anſichten. Man ſagt von den Blättern eines Baumes, daß deren kaum zwey vollkommen gleich befunden werden, und ſo möchten ſich auch unter tauſend Menſchen kaum zwey finden, die in ihrer Geſinnungs- und Denkungsweiſe vollkommen harmoniren. Setze ich dieſes voraus, ſo ſollte ich mich billig weniger darüber wundern, daß die Zahl meiner Widerſacher ſo groß iſt, als vielmehr darüber, daß ich noch ſo viele Freunde und Anhänger habe. Meine ganze Zeit wich vor mir ab, denn ſie war ganz in ſubjectiver Richtung begriffen, während ich in meinem objectiven Beſtreben im Nachtheile und völlig allein ſtand.“

„Schiller hatte in dieſer Hinſicht vor mir große Avantagen. Ein wohlmeinender General gab mir daher einſt nicht undeutlich zu verſtehen, ich möchte es doch machen, wie Schiller. Darauf ſetzte ich ihm Schillers Verdienſte erſt recht auseinander, denn ich kannte ſie doch beſſer als er. Ich ging auf meinem Wege ruhig fort, ohne mich um den Succeß weiter zu bekümmern, und von allen meinen Gegnern nahm ich ſo wenige Notiz als möglich.“

Wir fuhren zurück und waren darauf bey Tiſche ſehr heiter. Frau von Goethe erzählte viel von Berlin, woher ſie vor Kurzem gekommen; ſie ſprach mit beſonderer Wärme von der Herzogin von Cumberland, die

ihr viel Freundliches erwieſen. Goethe erinnerte ſich dieſer Fürſtin, die als ſehr junge Prinzeß eine Zeitlang bey ſeiner Mutter gewohnt, mit beſonderer Neigung.

Abends hatte ich bey Goethe einen muſikaliſchen Kunſtgenuß bedeutender Art, indem ich den Meſſias von Händel theilweiſe vortragen hörte, wozu einige treffliche Sänger ſich unter Eberweins Leitung vereinigt hatten. Auch Gräfin Caroline von Egloffſtein, Fräulein von Froriep, ſo wie Frau v. Pogwiſch und Frau v. Goethe hatten ſich den Sängerinnen angeſchloſſen und wirkten dadurch zur Erfüllung eines lange gehegten Wunſches von Goethe auf das Freundlichſte mit.

Goethe, in einiger Ferne ſitzend, im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend, voll Bewunderung des großartigen Werkes.

Montag den 19. April 1824.

Der größte Philologe unſerer Zeit, Friedrich Auguſt Wolf aus Berlin, iſt hier, auf ſeiner Durchreiſe nach dem ſüdlichen Frankreich begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren heute ein Diner, wobey von Weimariſchen Freunden: General-Superintendent Röhr, Canzler v. Müller, Oberbaudirector Coudray, Profeſſor Riemer und Hofrath Rehbein außer mir anweſend waren. Über Tiſch ging es äußerſt heiter zu; Wolf gab manchen geiſtreichen Ein-

fall zum Beſten; Goethe, in der anmuthigſten Laune, ſpielte immer den Gegner. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen, ſagte Goethe mir ſpäter, als daß ich immer als Mephiſtopheles gegen ihn agire. Auch geht er ſonſt mit ſeinen inneren Schätzen nicht hervor.“

Die geiſtreichen Scherze über Tiſch waren zu flüchtig und zu ſehr die Frucht des Augenblicks, als daß man ſich ihrer hätte bemächtigen können. Wolf war in witzigen und ſchlagenden Antworten und Wendungen ſehr groß, doch kam es mir vor, als ob Goethe dennoch eine gewiſſe Superiorität über ihn behauptet hätte.

Die Stunden bey Tiſch entſchwanden wie mit Flügeln und es war ſechs Uhr geworden, ehe man es ſich verſah. Ich ging mit dem jungen Goethe ins Theater, wo man die Zauberflöte gab. Später ſah ich auch Wolf in der Loge mit dem Großherzog Carl Auguſt.

Wolf blieb bis zum 25. in Weimar, wo er in das ſüdliche Frankreich abreiſte. Der Zuſtand ſeiner Geſundheit war der Art, daß Goethe die innigſte Beſorgniß über ihn nicht verhehlte.

Sonntag den 2. May 1824

Goethe machte mir Vorwürfe, daß ich eine hieſige angeſehene Familie nicht beſucht. „Sie hätten, ſagte er, im Laufe des Winters dort manchen genußreichen Abend verleben, auch die Bekanntſchaft manches bedeutenden Fremden dort machen können; das iſt Ihnen nun, Gott weiß durch welche Grille, alles verloren gegangen.“

Bey meiner erregbaren Natur, antwortete ich, und bey meiner Dispoſition vielſeitig Intereſſe zu nehmen und in fremde Zuſtände einzugehen, hätte mir nichts läſtiger und verderblicher ſeyn können, als eine zu große Fülle neuer Eindrücke. Ich bin nicht zu Geſellſchaften erzogen und nicht darin hergekommen. Meine früheren Lebenszuſtände waren der Art, daß es mir iſt, als hätte ich erſt ſeit der kurzen Zeit zu leben angefangen, die ich in Ihrer Nähe bin. Nun iſt mir alles neu. Jeder Theaterabend, jede Unterredung mit Ihnen macht in meinem Innern Epoche. Was an anders cultivirten und anders gewöhnten Perſonen gleichgültig vorübergeht, iſt bey mir im höchſten Grade wirkſam; und da die Begier mich zu belehren groß iſt, ſo ergreift meine Seele Alles mit einer gewiſſen Energie und ſaugt daraus ſo viele Nahrung als möglich. Bey ſolcher Lage meines Innern hatte ich daher im Laufe des letzten Winters am Theater und dem Verkehr mit Ihnen vollkom-

men genug, und ich hätte mich nicht neuen Bekanntſchaften und anderem Umgange hingeben können, ohne mich im Innerſten zu zerſtören.

„Ihr ſeyd ein wunderlicher Chriſt, ſagte Goethe lachend; thut, was Ihr wollt, ich will Euch gewähren laſſen.“

Und dann, fuhr ich fort, trage ich in die Geſellſchaft gewöhnlich meine perſönlichen Neigungen und Abneigungen, und ein gewiſſes Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden. Ich ſuche eine Perſönlichkeit, die meiner eigenen Natur gemäß ſey; dieſer möchte ich mich gerne hingeben und mit den Andern nichts zu thun haben.

„Dieſe Ihre Natur-Tendenz, erwiederte Goethe, iſt freylich nicht geſelliger Art; allein was wäre alle Bildung, wenn wir unſere natürlichen Richtungen nicht wollten zu überwinden ſuchen. Es iſt eine große Thorheit, zu verlangen, daß die Menſchen zu uns harmoniren ſollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menſchen immer nur als ein für ſich beſtehendes Individuum angeſehen, das ich zu erforſchen und das ich in ſeiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen trachtete, wovon ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menſchen umgehen zu können, und dadurch allein entſteht die Kenntniß mannigfaltiger Charactere, ſo wie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bey

widerſtrebenden Naturen muß man ſich zuſammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verſchiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, ſo daß man ſich denn bald jedem Vis-à-vis gewachſen fühlt. So ſollen Sie es auch machen. Sie haben dazu mehr Anlage als Sie ſelber glauben; und das hilft nun einmal nichts, Sie müſſen in die große Welt hinein, Sie mögen ſich ſtellen wie Sie wollen."

Ich merkte mir dieſe guten Worte und nahm mir vor, ſo viel wie möglich danach zu handeln.

Gegen Abend hatte Goethe mich zu einer Spazierfahrt einladen laſſen. Unſer Weg ging durch Oberweimar über die Hügel, wo man gegen Weſten die Anſicht des Parkes hat. Die Bäume blühten, die Birken waren ſchon belaubt und die Wieſen durchaus ein grüner Teppich, über welche die ſinkende Sonne herſtreifte. Wir ſuchten maleriſche Gruppen und konnten die Augen nicht genug aufthun. Es ward bemerkt, daß weißblühende Bäume nicht zu malen, weil ſie kein Bild machen; ſo wie daß grünende Birken nicht im Vordergrunde eines Bildes zu gebrauchen, indem das ſchwache Laub dem weißen Stamme nicht das Gleichgewicht zu halten vermöge; es bilde keine große Partieen, die man durch mächtige Licht- und Schatten-Maſſen herausheben könne. „Ruysdael, ſagte Goethe, hat daher nie belaubte Birken in den Vordergrund geſtellt, ſondern bloße Birken-Stämme,

abgebrochene, die kein Laub haben. Ein ſolcher Stamm paßt vortrefflich in den Vordergrund, denn ſeine helle Geſtalt tritt auf das mächtigſte heraus."

Wir ſprachen ſodann nach flüchtiger Berührung anderer Gegenſtände, über die falſche Tendenz ſolcher Künſtler, welche die Religion zur Kunſt machen wollen, während ihnen die Kunſt Religion ſeyn ſollte. „Die Religion, ſagte Goethe, ſteht in demſelbigen Verhältniß zur Kunſt, wie jedes andere höhere Lebensintereſſe auch. Sie iſt bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebens-Stoffen gleiche Rechte hat. Auch ſind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunſtwerk aufzufaſſen iſt, vielmehr gehören dazu ganz andere menſchliche Kräfte und Fähigkeiten. Die Kunſt aber ſoll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir ſie auffaſſen; thut ſie das nicht, ſo verfehlt ſie ihren Zweck und geht ohne die eigentliche Wirkung an uns vorüber. Ein religiöſer Stoff kann indeß gleichfalls ein guter Gegenſtand für die Kunſt ſeyn, jedoch nur in dem Fall, wenn er allgemein menſchlich iſt. Deßhalb iſt eine Jungfrau mit dem Kinde ein durchaus guter Gegenſtand, der hundertmal behandelt worden und immer gern wieder geſehen wird."

Wir waren indeß um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in

Gedanken verloren, dann ſprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend ſogar iſt's immer dieſelbige Sonne.

„Wenn einer fünf und ſiebzig Jahre alt iſt, fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieſer Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feſte Überzeugung, daß unſer Geiſt ein Weſen iſt ganz unzerſtörbarer Natur; es iſt ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es iſt der Sonne ähnlich, die bloß unſern irdiſchen Augen unterzugehen ſcheint, die aber eigentlich nie untergeht, ſondern unaufhörlich fortleuchtet.“

Die Sonne war indeß hinter dem Ettersberge hinabgegangen; wir ſpürten in dem Gehölz einige Abendkühle und fuhren deſto raſcher in Weimar hinein und an ſeinem Hauſe vor. Goethe bat mich, noch ein wenig mit hinauf zu kommen, welches ich that. Er war in äußerſt guter, liebenswürdiger Stimmung. Er ſprach darauf beſonders viel über die Farbenlehre, über ſeine verſtockten Gegner, und daß er das Bewußtſeyn habe, in dieſer Wiſſenſchaft etwas geleiſtet zu haben.

‚Um Epoche in der Welt zu machen, ſagte er bey dieſer Gelegenheit, dazu gehören bekanntlich zwey Dinge; erſtens, daß man ein guter Kopf ſey, und zweytens, daß man eine große Erbſchaft thue. Napoleon erbte die franzöſiſche Revolution, Friedrich der Große den ſchleſiſchen Krieg, Luther die Finſterniß der Pfaffen,

und mir iſt der Irrthum der Newtoniſchen Lehre zu Theil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleiſtet worden; doch künftige Zeiten werden geſtehen, daß mir keineswegs eine ſchlechte Erbſchaft zugefallen."

Goethe hatte mir heute früh ein Convolut Papiere in Bezug auf das Theater zugeſendet; beſonders fand ich darin zerſtreute einzelne Bemerkungen, die Regeln und Studien enthaltend, die er mit Wolff und Grüner durchgemacht, um ſie zu tüchtigen Schauſpielern zu bilden. Ich fand dieſe Einzelnheiten von Bedeutung und für junge Schauſpieler in hohem Grade lehrreich, weßhalb ich mir vornahm, ſie zuſammen zu ſtellen und daraus eine Art von Theater-Catechismus zu bilden. Goethe billigte dieſes Vorhaben und wir ſprachen die Angelegenheit weiter durch. Dieß gab Veranlaſſung, einiger bedeutender Schauſpieler zu gedenken, die aus ſeiner Schule hervorgegangen, und ich fragte bey dieſer Gelegenheit unter andern auch nach der Frau von Heigendorf. „Ich mag auf ſie gewirkt haben, ſagte Goethe, allein meine eigentliche Schülerin iſt ſie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem ſicher und entſchieden gewandt und fertig wie die Ente auf dem Waſſer. Sie bedurfte meiner Lehre nicht, ſie that inſtinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es ſelber zu wiſſen."

Wir ſprachen darauf über die manchen Jahre ſeiner

Theaterleitung, und welche unendliche Zeit er damit für ſein ſchriftſtelleriſches Wirken verloren. „Freylich, ſagte Goethe, ich hätte indeß manches gute Stück ſchreiben können, doch wenn ich es recht bedenke, gereut es mich nicht. Ich habe all mein Wirken und Leiſten immer nur ſymboliſch angeſehen, und es iſt mir im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen, ob ich Töpfe machte oder Schüſſeln.“

Donnerſtag den 6. May 1824.

Als ich im vorigen Sommer nach Weimar kam, war es, wie geſagt, nicht meine Abſicht, hier zu bleiben, ich wollte vielmehr bloß Goethe's perſönliche Bekanntſchaft machen und dann an den Rhein gehen, wo ich an einem paſſenden Ort längere Zeit zu verweilen gedachte.

Gleichwohl ward ich in Weimar durch Goethe's beſonderes Wohlwollen gefeſſelt, auch geſtaltete ſich mein Verhältniß zu ihm immer mehr zu einem practiſchen, indem er mich immer tiefer in ſein Intereſſe zog und mir, als Vorbereitung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke, manche nicht unwichtige Arbeit übertrug.

So ſtellte ich im Laufe dieſes Winters unter andern verſchiedene Abtheilungen zahmer Xenien aus den confuſeſten Convoluten zuſammen, redigirte einen Band

neuer Gedichte, ſo wie den erwähnten Theater-Catechismus und eine ſkizzirte Abhandlung über den Dilettantismus in den verſchiedenen Künſten.

Jener Vorſatz, den Rhein zu ſehen, war indeß in mir beſtändig wach geblieben, und damit ich nicht ferner den Stachel einer unbefriedigten Sehnſucht in mir tragen möchte, ſo rieth Goethe ſelber dazu, einige Monate dieſes Sommers auf einen Beſuch jener Gegenden zu verwenden.

Es war jedoch ſein ganz entſchiedener Wunſch, daß ich nach Weimar zurückkehren möchte. Er führte an, daß es nicht gut ſey, kaum geknüpfte Verhältniſſe wieder zu zerreißen, und daß alles im Leben, wenn es gedeihen wolle, eine Folge haben müſſe. Er ließ dabey nicht undeutlich merken, daß er mich in Verbindung mit Riemer dazu auserſehen, ihn nicht allein bey der bevorſtehenden neuen Ausgabe ſeiner Werke thätigſt zu unterſtützen, ſondern auch jenes Geſchäft mit gedachtem Freunde allein zu übernehmen, im Fall er bey ſeinem hohen Alter abgerufen werden ſollte.

Er zeigte mir dieſen Morgen große Convolute ſeiner Correſpondenz, die er im ſogenannten Büſten-Zimmer hatte auseinander legen laſſen. „Es ſind dieß alle Briefe, ſagte er, die ſeit Anno 1780 von den bedeutendſten Männern der Nation an mich eingegangen; es ſteckt darin ein wahrer Schatz von Ideen, und es ſoll ihre öffentliche Mittheilung Euch künftig vorbehalten

ſeyn. Ich laſſe jetzt einen Schrank machen, wohinein dieſe Briefe nebſt meinem übrigen literariſchen Nachlaſſe gelegt werden. Das ſollen Sie erſt alles in Ordnung und bey einander ſehen, bevor Sie Ihre Reiſe antreten, damit ich ruhig ſey und eine Sorge weniger habe."

Er eröffnete mir ſodann, daß er dieſen Sommer Marienbad abermals zu beſuchen gedenke, daß er jedoch erſt Ende July gehen könne, wovon er mir alle Gründe zutraulich entdeckte. Er äußerte den Wunſch, daß ich noch vor ſeiner Abreiſe zurück ſeyn möchte, um mich vorher noch zu ſprechen.

Ich beſuchte darauf nach einigen Wochen meine Lieben zu Hannover, verweilte dann während der Monate Juny und July am Rhein, wo ich, beſonders zu Frankfurt, Heidelberg und Bonn, unter Goethe's Freunden manche werthe Bekanntſchaft machte.

Dienſtag den 10. Auguſt 1824.

Seit etwa acht Tagen bin ich von meiner Rheinreiſe zurück. Goethe äußerte bey meiner Ankunft eine lebhafte Freude, und ich meinerſeits war nicht weniger glücklich, wieder bey ihm zu ſeyn. Er hatte ſehr viel zu reden und mitzutheilen, ſo daß ich die erſten Tage

wenig von ſeiner Seite kam. Seine frühere Abſicht, nach Marienbad zu gehen, hat er aufgegeben, er will dieſen Sommer gar keine Reiſe machen. „Nun, da Sie wieder hier ſind, ſagte er geſtern, kann es noch einen recht hübſchen Auguſt für mich geben.“

Vor einigen Tagen communicirte er mir die Anfänge einer Fortſetzung von Wahrheit und Dichtung, ein auf Quartblättern geſchriebenes Heft, kaum von der Stärke eines Fingers. Einiges iſt ausgeführt, das Meiſte jedoch nur in Andeutungen enthalten. Doch iſt bereits eine Abtheilung in fünf Bücher gemacht und die ſchematiſirten Blätter ſind ſo zuſammengelegt, daß man bey einigem Studium den Inhalt des Ganzen wohl überſehen kann.

Das bereits Ausgeführte erſcheint mir nun ſo vortrefflich und der Inhalt des Schematiſirten von ſolcher Bedeutung, daß ich auf das Lebhafteſte bedaure, eine ſo viel Belehrung und Genuß verſprechende Arbeit in Stocken gerathen zu ſehen und daß ich Goethe auf alle Weiſe zu einer baldigen Fortſetzung und Vollendung treiben werde.

Die Anlage des Ganzen hat ſehr viel vom Roman. Zartes, anmuthiges, leidenſchaftliches Liebesverhältniß, heiter im Entſtehen, idylliſch im Fortgange, tragiſch am Ende durch ein ſtillſchweigendes gegenſeitiges Entſagen, ſchlingt ſich durch vier Bücher hindurch und verbindet dieſe zu einem wohlgeordneten Ganzen. Der Zauber von Lili's Weſen, im Detail geſchildert, iſt geeignet

jeden Leſer zu feſſeln, ſo wie er den Liebenden ſelbſt dergeſtalt in Banden hielt, daß er ſich nur durch eine wiederholte Flucht zu retten im Stande war.

Die dargeſtellte Lebensepoche iſt gleichfalls höchſt romantiſcher Natur, oder ſie wird es, indem ſie ſich an dem Hauptcharacter entwickelt. Von ganz beſonderer Bedeutung und Wichtigkeit aber iſt ſie dadurch, daß ſie, als Vor-Epoche der Weimariſchen Verhältniſſe, für das ganze Leben entſcheidet. Wenn alſo irgend ein Abſchnitt aus Goethe's Leben Intereſſe hat und den Wunſch einer detaillirten Darſtellung rege macht, ſo iſt es dieſer.

Um nun bey Goethe für die unterbrochene und ſeit Jahren ruhende Arbeit neue Luſt und Liebe zu erregen, habe ich dieſe Angelegenheit nicht allein ſogleich mündlich mit ihm beſprochen, ſondern ich habe ihm auch heute folgende Notizen zugehen laſſen, damit es ihm vor die Augen trete, was vollendet iſt und welche Stellen noch einer Ausführung und anderweiten Anordnung bedürfen.

Erſtes Buch.

Dieſes Buch, welches der anfänglichen Abſicht gemäß als fertig anzuſehen iſt, enthält eine Art von Expoſition, indem namentlich darin der Wunſch nach Theilnahme an Weltgeſchäften ausgeſprochen wird, auf deſſen Erfüllung das Ende der ganzen Epoche durch die Berufung nach Weimar abläuft. Damit es ſich aber dem

Ganzen noch inniger anſchließen möge, ſo rathe ich, das durch die folgenden vier Bücher gehende Verhältniß zu Lili ſchon in dieſem erſten Buche anzuknüpfen und fortzuführen bis zu der Ausflucht nach Offenbach. Dadurch würde auch dieſes erſte Buch an Umfang und Bedeutung gewinnen und ein allzuſtarkes Anwachſen des zweyten verhütet werden.

Zweytes Buch.

Das idylliſche Leben zu Offenbach eröffnete ſodann dieſes zweyte Buch und führte das glückliche Liebesverhältniß durch, bis es zuletzt einen bedenklichen, ernſten, ja tragiſchen Character anzunehmen beginnt. Hier iſt nun die Betrachtung ernſter Dinge, wie ſie das Schema in Bezug auf Stilling verſpricht, wohl am Platze, und es läßt ſich aus den nur mit wenigen Worten angedeuteten Intentionen auf viel Belehrendes von hoher Bedeutung ſchließen.

Drittes Buch.

Das dritte Buch, welches den Plan zu einer Fortſetzung des Fauſt u. ſ. w. enthält, iſt als Epiſode zu betrachten, welche ſich, durch den noch auszuführenden Verſuch der Trennung von Lili, den übrigen Büchern gleichfalls anſchließt.

Ob nun dieſer Plan zu Fauſt mitzutheilen oder zurückzuhalten ſeyn wird, dieſer Zweifel dürfte ſich dann beſeitigen laſſen, wenn man die bereits fertigen Bruchſtücke zur Prüfung vor Augen hat, und erſt darüber klar iſt, ob man überall die Hoffnung einer Fortſetzung des Fauſt aufgeben muß oder nicht.

Viertes Buch.

Das dritte Buch ſchlöſſe mit dem Verſuch einer Trennung von Lili. Dieſes vierte beginnet daher ſehr paſſend mit der Ankunft der Stolberge und Haugwitzens, wodurch die Schweizerreiſe und mithin die erſte Flucht von Lili motivirt wird. Das über dieſes Buch vorhandene ausführliche Schema verſpricht uns die intereſſanteſten Dinge und erregt den Wunſch nach möglichſt detaillirter Ausführung auf das Lebendigſte. Die immer wieder hervorbrechende nicht zu unterdrückende Leidenſchaft zu Lili durchwärmt auch dieſes Buch mit der Glut jugendlicher Liebe und wirft auf den Zuſtand des Reiſenden eine höchſt eigene, angenehme, zauberiſche Beleuchtung.

Fünftes Buch.

Dieſes ſchöne Buch iſt gleichfalls beynahe vollendet. Fortgang und Ende, welche an das unerforſchliche höchſte Schickſalsweſen hinanſtreifen, ja es ausſprechen, ſind

wenigſtens als durchaus fertig anzuſehen, und es bedarf nur noch mit Wenigem der Einleitung, worüber ja auch bereits ein ſehr klares Schema vorliegt. Die Ausführung dieſes iſt aber um ſo nothwendiger und wünſchenswerther, als dadurch die Weimariſchen Verhältniſſe zuerſt zur Sprache kommen und das Intereſſe für ſie zuerſt rege gemacht wird.

Montag den 16. Auguſt 1824.

Der Verkehr mit Goethe war in dieſen Tagen ſehr reichhaltig, ich jedoch mit anderen Dingen zu beſchäftigt, als daß es mir möglich geweſen, etwas Bedeutendes aus der Fülle ſeiner Geſpräche niederzuſchreiben.

Nur folgende Einzelnheiten finden ſich in meinem Tagebuche notirt, wovon ich die Verbindung und die Anläſſe vergeſſen, aus denen ſie hervorgegangen.

„Menſchen ſind ſchwimmende Töpfe, die ſich an einander ſtoßen.“

„Am Morgen ſind wir am klügſten, aber auch am ſorglichſten; denn auch die Sorge iſt eine Klugheit,

wiewohl nur eine paſſive. Die Dummheit weiß von keiner Sorge.“

„Man muß keine Jugendfehler ins Alter hineinnehmen; denn das Alter führt ſeine eigenen Mängel mit ſich.“

„Das Hofleben gleicht einer Muſik, wo jeder ſeine Takte und Pauſen halten muß.“

„Die Hofleute müßten vor Langerweile umkommen, wenn ſie ihre Zeit nicht durch Ceremonie auszufüllen wüßten.“

„Es iſt nicht gut einem Fürſten zu rathen, auch in der geringfügigſten Sache abzudanken.“

„Wer Schauſpieler bilden will, muß unendliche Geduld haben.“

Dienſtag den 9. November 1824.

Abends bey Goethe. Wir ſprachen über Klopſtock und Herder, und ich hörte ihm gerne zu, wie er die großen Verdienſte dieſer Männer gegen mich auseinanderſetzte.

„Unſere Literatur, ſagte er, wäre ohne dieſe gewaltigen Vorgänger das nicht geworden, was ſie jetzt iſt. Mit ihrem Auftreten waren ſie der Zeit voran und haben ſie gleichſam nach ſich geriſſen; jetzt aber iſt die Zeit ihnen vorangeeilt, und ſie, die einſt ſo nothwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört Mittel zu ſeyn. Ein junger Menſch, der heut zu Tage ſeine Cultur aus Klopſtock und Herder ziehen wollte, würde ſehr zurückbleiben.“

Wir ſprachen über Klopſtock's Meſſias und ſeine Oden und gedachten ihrer Verdienſte und Mängel. Wir waren einig, daß Klopſtock zur Anſchauung und Auffaſſung der ſinnlichen Welt und Zeichnung von Characteren keine Richtung und Anlage gehabt und daß ihm alſo das Weſentlichſte zu einem epiſchen und dramatiſchen Dichter, ja man könnte ſagen, zu einem Dichter überhaupt, gefehlt habe.

„Mir fällt hier jene Ode ein, ſagte Goethe, wo er die deutſche Muſe mit der brittiſchen einen Wettlauf machen läßt, und in der That, wenn man bedenkt,

was es für ein Bild giebt, wenn die beyden Mädchen mit einander laufen und die Beine werfen und den Staub mit ihren Füßen erregen, so muß man wohl annehmen, der gute Klopstock habe nicht lebendig vor Augen gehabt, und sich nicht sinnlich ausgebildet, was er machte, denn sonst hätte er sich unmöglich so vergreifen können."

Ich fragte Goethe, wie er in der Jugend zu Klopstock gestanden und wie er ihn in jener Zeit angesehen.

„Ich verehrte ihn, sagte Goethe, mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie meinen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber denken und daran etwas ausſetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Wir kamen auf Herder zurück und ich fragte Goethe, was er für das Beſte ſeiner Werke halte. „Seine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, antwortete Goethe, ſind unſtreitig das vorzüglichſte. Später warf er ſich auf die negative Seite und da war er nicht erfreulich."

Bey der großen Bedeutung Herders, verſetzte ich, kann ich nicht mit ihm vereinigen, wie er in gewiſſen Dingen ſo wenig Urtheil zu haben ſchien. Ich kann ihm z. B. nicht vergeben, daß er, zumal bey dem damaligen Stande der deutſchen Literatur, das Manuſcript des Götz von Berlichingen, ohne Würdigung ſeines Guten, mit ſpöttelnden Anmerkungen zurückſandte. Es

mußte ihm doch für gewiſſe Gegenſtände an allen Organen fehlen.

„In dieſer Hinſicht war es arg mit Herder, erwiederte Goethe; ja wenn er als Geiſt in dieſem Augenblick hier gegenwärtig wäre, fügte er lebhaft hinzu, er würde uns nicht verſtehen.“

Dagegen muß ich den Merk loben, ſagte ich, daß er Sie trieb den Götz drucken zu laſſen.

„Das war freylich ein wunderlicher bedeutender Menſch, erwiederte Goethe. „„Laß das Zeug drucken! ſagte er; es taugt zwar nichts, aber laß es nur drukken!““ Er war nicht für das Umarbeiten und er hatte Recht; denn es wäre wohl anders geworden, aber nicht beſſer.“

Mittwoch den 24. November 1824.

Ich beſuchte Goethe Abends vor dem Theater und fand ihn ſehr wohl und heiter. Er erkundigte ſich nach den hier anweſenden jungen Engländern, und ich ſagte ihm, daß ich die Abſicht habe, mit Herrn Doolan eine deutſche Überſetzung des Plutarch zu leſen. Dieß führte das Geſpräch auf die römiſche und griechiſche Geſchichte und Goethe äußerte ſich darüber folgendermaßen:

„Die römiſche Geſchichte, ſagte er, iſt für uns

eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir ſind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäſar nicht widerſtehen ſollten. So auch die griechiſche Geſchichte bietet wenig Erfreuliches. Wo ſich dieſes Volk gegen äußere Feinde wendet, iſt es zwar groß und glänzend, allein die Zerſtückelung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, iſt auch deſto unerträglicher. Zudem iſt die Geſchichte unſerer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen ſo gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch ſind unſere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die franzöſiſchen Marſchälle und Blücher und Wellington ſind denen des Alterthums völlig an die Seite zu ſetzen."

Das Geſpräch wendete ſich auf die neueſte franzöſiſche Literatur und der Franzoſen täglich zunehmendes Intereſſe an deutſchen Werken.

„Die Franzoſen, ſagte Goethe, thun ſehr wohl, daß ſie anfangen unſere Schriftſteller zu ſtudiren und zu überſetzen; denn beſchränkt in der Form und beſchränkt in den Motiven, wie ſie ſind, bleibt ihnen kein anderes, Mittel als ſich nach außen zu wenden. Mag man uns Deutſchen eine gewiſſe Formloſigkeit vorwerfen, allein wir ſind ihnen doch an Stoff überlegen. Die Theater-Stücke von Kotzebue und Iffland ſind ſo reich an Motiven, daß ſie ſehr lange daran werden zu pflücken ha-

ben, bis alles verbraucht ſeyn wird. Beſonders aber iſt ihnen unſere philoſophiſche Idealität willkommen; denn jedes Ideelle iſt dienlich zu revolutionären Zwecken."

„Die Franzoſen, fuhr Goethe fort, haben Verſtand und Geiſt, aber kein Fundament und keine Pietät. Was ihnen im Augenblick dient, was ihrer Partey zu Gute kommen kann, iſt ihnen das Rechte. Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unſerer Verdienſte, ſondern nur wenn ſie durch unſere Anſichten ihre Partey verſtärken können."

Wir ſprachen darauf über unſere eigene Literatur und was einigen unſerer neueſten jungen Dichter hinderlich.

„Der Mehrzahl unſerer jungen Poeten, ſagte Goethe, fehlt weiter nichts, als daß ihre Subjectivität nicht bedeutend iſt und daß ſie im Objectiven den Stoff nicht zu finden wiſſen. Im höchſten Falle finden ſie einen Stoff, der ihnen ähnlich iſt, der ihrem Subjecte zuſagt; den Stoff aber um ſein ſelbſt willen, weil er ein poetiſcher iſt, auch dann zu ergreifen, wenn er dem Subject widerwärtig wäre, daran iſt nicht zu denken."

„Aber, wie geſagt, wären es nur bedeutende Perſonagen, die durch große Studien und Lebensverhältniſſe gebildet würden, ſo möchte es, wenigſtens um unſere jungen Dichter lyriſcher Art, dennoch ſehr gut ſtehen."

Freytag den 3 December 1824.

Es war mir in dieſen Tagen ein Antrag zugekommen, für ein engliſches Journal unter ſehr vortheilhaften Bedingungen monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher Literatur einzuſenden. Ich war ſehr geneigt, das Anerbieten anzunehmen, doch dachte ich, es wäre vielleicht gut, die Angelegenheit zuvor mit Goethe zu bereden.

Ich ging deßhalb dieſen Abend zur Zeit des Lichtanzündens zu ihm. Er ſaß bey herabgelaſſenen Rouleaux vor einem großen Tiſch, auf welchem geſpeiſ't worden und wo zwey Lichter brannten, die zugleich ſein Geſicht und eine coloſſale Büſte beleuchteten, die vor ihm auf dem Tiſche ſtand und mit deren Betrachtung er ſich beſchäftigte. „Nun? ſagte Goethe, nachdem er mich freundlich begrüßt, auf die Büſte deutend, wer iſt das?“ Ein Poet, und zwar ein Italiener ſcheint es zu ſeyn, ſagte ich. „Es iſt Dante, ſagte Goethe. Er iſt gut gemacht, es iſt ein ſchöner Kopf, aber er iſt doch nicht ganz erfreulich. Er iſt ſchon alt, gebeugt, verdrießlich, die Züge ſchlaff und herabgezogen, als wenn er eben aus der Hölle käme. Ich beſitze eine Medaille, die bey ſeinen Lebzeiten gemacht worden, da iſt alles bey weitem ſchöner.“ Goethe ſtand auf und holte die Medaille. „Sehen Sie, was hier die Naſe für Kraft hat, wie

die Oberlippe ſo kräftig aufſchwillet und das Kinn ſo ſtrebend iſt und mit den Knochen der Kinnlade ſo ſchön zuſammenfließt! — Die Partie um die Augen, die Stirn, iſt in dieſem coloſſalen Bilde faſt dieſelbige geblieben, alles Übrige iſt ſchwächer und älter. Doch damit will ich das neue Werk nicht ſchelten, das im Ganzen ſehr verdienſtlich und ſehr zu loben iſt.

Goethe erkundigte ſich ſodann, wie ich in dieſen Tagen gelebt und was ich gedacht und getrieben. Ich ſagte ihm, daß mir eine Aufforderung zugekommen, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen für ein engliſches Journal monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher ſchöner Proſa einzureichen, und daß ich ſehr geneigt ſey, das Anerbieten anzunehmen.

Goethe's Geſicht, das bisher ſo freundlich geweſen, zog ſich bey dieſen Worten ganz verdrießlich, und ich konnte in jeder ſeiner Mienen die Mißbilligung meines Vorhabens leſen.

„Ich wollte, ſagte er, Ihre Freunde hätten Sie in Ruhe gelaſſen. Was wollen Sie ſich mit Dingen befaſſen, die nicht in Ihrem Wege liegen und die den Richtungen Ihrer Natur ganz zuwider ſind? Wir haben Gold, Silber und Papiergeld, und jedes hat ſeinen Werth und ſeinen Cours, aber um jedes zu würdigen, muß man den Cours kennen. Mit der Literatur iſt es nicht anders. Sie wiſſen wohl die Metalle zu ſchätzen, aber nicht das Papiergeld, Sie ſind darin nicht herge-

kommen, und da wird Ihre Critik ungerecht seyn und Sie werden die Sachen vernichten. Wollen Sie aber gerecht seyn, und Jedes in seiner Art anerkennen und gelten lassen, so müssen Sie sich zuvor mit unserer mittleren Literatur ins Gleichgewicht setzen und sich zu keinen geringen Studien bequemen. Sie müssen zurückgehen und sehen, was die Schlegel gewollt und geleistet, und dann alle neuesten Autoren, Franz Horn, Hoffmann, Clauren u. s. w., alle müssen Sie lesen. Und das ist nicht genug. Auch alle Zeitschriften, vom Morgenblatt bis zur Abendzeitung müssen Sie halten, damit Sie von allem Neuhervortretenden sogleich in Kenntniß sind, und damit verderben Sie Ihre schönsten Stunden und Tage. Und dann alle neuen Bücher, die Sie einigermaßen gründlich anzeigen wollen, müssen Sie doch auch nicht bloß durchblättern, sondern sogar studiren. Wie würde Ihnen das munden! — Und endlich, wenn Sie das Schlechte schlecht finden, dürfen Sie es nicht einmal sagen, wenn Sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, mit aller Welt in Krieg zu gerathen."

„Nein, wie gesagt, schreiben Sie das Anerbieten ab, es liegt nicht in Ihrem Wege. Überhaupt hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen. — Wäre ich vor dreyßig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen nnd Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! — Grade in

dieſen Tagen, bey Durchſicht unſerer Briefe, iſt mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobey die Welt uns mißbrauchte und die für uns ſelbſt ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freylich, es könne das auch, was es andere Leute thun ſieht, allein es iſt nicht ſo und es wird ſeine Faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unſere Haare auf eine Nacht gewickelt ſind? — Wir haben Papier in den Haaren, das iſt alles, und am andern Abend ſind ſie doch wieder ſchlicht."

„Es kommt darauf an, fuhr Goethe fort, daß Sie ſich ein Capital bilden, das nie ausgeht. Dieſes werden Sie erlangen in dem begonnenen Studium der engliſchen Sprache und Literatur. Halten Sie ſich dazu und benutzen Sie die treffliche Gelegenheit der jungen Engländer zu jeder Stunde. Die alten Sprachen ſind Ihnen in der Jugend größtentheils entgangen, deßhalb ſuchen Sie in der Literatur einer ſo tüchtigen Nation wie die Engländer einen Halt. Zudem iſt ja unſere eigene Literatur größtentheils aus der ihrigen hergekommen. Unſere Romane, unſere Trauerſpiele, woher haben wir ſie denn als von Goldſmith, Fielding und Shakſpeare? Und noch heut zu Tage, wo wollen Sie denn in Deutſchland drey literariſche Helden finden, die dem Lord Byron, Moore und Walter Scott an die Seite zu ſetzen wären? — Alſo noch einmal, befeſtigen

Sie ſich im Engliſchen, halten Sie Ihre Kräfte zu etwas Tüchtigem zuſammen, und laſſen Sie alles fahren, was für Sie keine Folge hat und Ihnen nicht gemäß iſt.“

Ich freute mich, daß ich Goethe zu reden gebracht und war in meinem Innern vollkommen beruhigt und entſchloſſen, nach ſeinem Rath in alle Wege zu handeln.

Herr Canzler von Müller ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Und ſo kam das Geſpräch wieder auf die vor uns ſtehende Büſte des Dante und deſſen Leben und Werke. Beſonders ward der Dunkelheit jener Dichtungen gedacht, wie ſeine eigenen Landsleute ihn nie verſtanden, und daß es einem Ausländer umſomehr unmöglich ſey, ſolche Finſterniſſe zu durchdringen. „Ihnen, wendete ſich Goethe freundlich zu mir, ſoll das Studium dieſes Dichters von Ihrem Beichtvater hiemit durchaus verboten ſeyn.“

Goethe bemerkte ferner, daß der ſchwere Reim an jener Unverſtändlichkeit vorzüglich mit Schuld ſey. Übrigens ſprach Goethe von Dante mit aller Ehrfurcht, wobey es mir merkwürdig war, daß ihm das Wort Talent nicht genügte, ſondern daß er ihn eine Natur nannte, als womit er ein Umfaſſenderes, Ahndungsvolleres, tiefer und weiter um ſich Blickendes ausdrücken zu wollen ſchien.

Donnerstag den 9. December 1824.

Ich ging gegen Abend zu Goethe. Er reichte mir freundlich die Hand entgegen und begrüßte mich mit dem Lobe meines Gedichtes zu Schellhorn's Jubiläum. Ich brachte ihm dagegen die Nachricht, daß ich geſchrieben und das engliſche Anerbieten abgelehnt habe.

„Gottlob, ſagte er, daß Sie wieder frey und in Ruhe ſind. Nun will ich Sie gleich noch vor etwas warnen. Es werden die Componiſten kommen und eine Oper haben wollen; aber da ſeyn Sie gleichfalls nur ſtandhaft und lehnen Sie ab, denn das iſt auch eine Sache, die zu nichts führt und womit man ſeine Zeit verdirbt.“

Goethe erzählte mir darauf, daß er dem Verfaſſer des Paria durch Nees von Eſenbeck den Comödienzettel nach Bonn geſchickt habe, woraus der Dichter ſehen möge, daß ſein Stück hier gegeben worden. „Das Leben iſt kurz, fügte er hinzu, man muß ſich einander einen Spaß zu machen ſuchen.“

Die Berliner Zeitungen lagen vor ihm und er erzählte mir von der großen Waſſerfluth in Petersburg. Er gab mir das Blatt, daß ich es leſen möchte. Er ſprach dann über die ſchlechte Lage von Petersburg und lachte beyfällig über eine Äußerung Rouſſeau's, welcher geſagt habe, daß man ein Erdbeben dadurch nicht verhindern

könne, daß man in die Nähe eines feuerſpeienden Berges eine Stadt baue. „Die Natur geht ihren Gang, ſagte er, und dasjenige, was uns als Ausnahme erſcheint, iſt in der Regel.“

Wir gedachten darauf der groſſen Stürme, die an allen Küſten gewüthet, ſo wie der übrigen gewaltſamen Naturäußerungen, welche die Zeitungen gemeldet, und ich fragte Goethe, ob man wohl wiſſe, wie dergleichen zuſammenhänge. „Das weiß niemand, antwortete Goethe, man hat kaum bey ſich von ſolchen geheimen Dingen eine Ahndung, vielweniger könnte man es ausſprechen.“

Oberbaudirector Coudray ließ ſich melden, deßgleichen Profeſſor Riemer; beyde geſellten ſich zu uns und ſo wurde denn die Waſſersnoth von Petersburg abermals durchgeſprochen, wobey Coudray uns durch Zeichnung des Planes jener Stadt die Einwirkungen der Newa und übrige Localität deutlich machte.

1825.

Montag den 10. Januar 1825.

Bey ſeinem großen Intereſſe für die engliſche Nation hatte Goethe mich erſucht, die hier anweſenden jungen Engländer ihm nach und nach vorzuſtellen. Heute um fünf Uhr erwartete er mich mit dem engliſchen Ingenieur-Officier, Herrn H., von welchem ich ihm vorläufig viel Gutes hatte ſagen können. Wir gingen alſo zur beſtimmten Stunde hin und wurden durch den Bedienten in ein angenehm erwärmtes Zimmer geführt, wo Goethe in der Regel Nachmittags und Abends zu ſeyn pflegt. Drey Lichter brannten auf dem Tiſch; aber Goethe war nicht darin, wir hörten ihn in dem anſtoßenden Saale ſprechen.

Herr H. ſah ſich derweile um und bemerkte, außer den Gemälden und einer großen Gebirgscharte an den Wänden, ein Repoſitorium mit vielen Mappen, von welchen ich ihm ſagte, daß ſie viele Handzeichnungen berühmter Meiſter und Kupferſtiche nach den beſten Gemälden aller Schulen enthielten, die Goethe im Leben

nach und nach geſammelt habe und deren wiederholte Betrachtung ihm Unterhaltung gewähre.

Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat Goethe zu uns herein und begrüßte uns freundlich. „Ich darf Sie gradezu in deutſcher Sprache anreden, wendete er ſich an Herrn H., denn ich höre, Sie ſind im Deutſchen ſchon recht bewandert.“ Dieſer erwiederte hierauf mit Wenigem freundlich, und Goethe bat uns darauf, Platz zu nehmen.

Die Perſönlichkeit des Herrn H. mußte auf Goethe einen guten Eindruck machen, denn ſeine große Liebenswürdigkeit und heitere Milde zeigte ſich dem Fremden gegenüber heute in ihrer wahren Schönheit. „Sie haben wohl gethan, ſagte er, daß Sie, um deutſch zu lernen, zu uns herüber gekommen ſind, wo Sie nicht allein die Sprache leicht und ſchnell gewinnen, ſondern auch die Elemente, worauf ſie ruhet, unſern Boden, Clima, Lebensart, Sitten, geſellſchaftlichen Verkehr, Verfaſſung und dergleichen mit nach England im Geiſte hinüber nehmen.“

Das Intereſſe für die deutſche Sprache, erwiederte Herr H., iſt jetzt in England groß und wird täglich allgemeiner, ſo daß jetzt faſt kein junger Engländer von guter Familie iſt, der nicht deutſch lernte.

„Wir Deutſchen, verſetzte Goethe freundlich, haben es jedoch Ihrer Nation in dieſer Hinſicht um ein halbes Jahrhundert zuvorgethan. Ich beſchäftige mich ſeit

fünfzig Jahren mit der engliſchen Sprache und Literatur, ſo daß ich Ihre Schriftſteller und das Leben und die Einrichtung Ihres Landes ſehr gut kenne. Käme ich nach England hinüber, ich würde kein Fremder ſeyn.“

„Aber, wie geſagt, Ihre jungen Landsleute thun wohl, daß ſie jetzt zu uns kommen und auch unſere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unſere eigene Literatur es an ſich verdient, ſondern es iſt auch nicht zu läugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutſche gut verſteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der franzöſiſchen rede ich nicht, ſie iſt die Sprache des Umgangs und ganz beſonders auf Reiſen unentbehrlich, weil ſie jeder verſteht und man ſich in allen Ländern mit ihr, ſtatt eines guten Dolmetſchers aushelfen kann. Was aber das Griechiſche, Lateiniſche, Italieniſche und Spaniſche betrifft, ſo können wir die vorzüglichſten Werke dieſer Nationen in ſo guten deutſchen Überſetzungen leſen, daß wir, ohne ganz beſondere Zwecke nicht Urſache haben, auf die mühſame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutſchen Natur, alles Ausländiſche in ſeiner Art zu würdigen und ſich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen. Dieſes, und die große Fügſamkeit unſerer Sprache macht denn die deutſchen Überſetzungen durchaus treu und vollkommen.“

„Und dann iſt wohl nicht zu läugnen, daß man im Allgemeinen mit einer guten Überſetzung ſehr weit

kommt. Friedrich der Große konnte kein Latein, aber er las ſeinen Cicero in der franzöſiſchen Überſetzung eben ſo gut als wir andern in der Urſprache."

Dann das Geſpräch auf das Theater wendend fragte Goethe Herrn H., ob er es viel beſuche. Ich beſuche das Theater jeden Abend, antwortete dieſer, und ich finde, daß der Gewinn für das Verſtehen der Sprache ſehr groß iſt. „Es iſt merkwürdig, erwiederte Goethe, daß das Ohr, und überall das Vermögen des Verſtehens dem des Sprechens voraufeilt, ſo daß einer bald ſehr gut alles verſtehen, aber keinesweges alles ausdrücken kann." Ich finde täglich, entgegnete Herr H., daß dieſe Bemerkung ſehr wahr iſt; denn ich verſtehe ſehr gut alles was geſprochen wird, auch ſehr gut alles was ich leſe, ja ich fühle ſogar, wenn einer im Deutſchen ſich nicht richtig ausdrücket. Allein wenn ich ſpreche, ſo ſtockt es und ich weiß nicht recht zu ſagen was ich möchte. Eine leichte Converſation bey Hofe, ein Spaß mit den Damen, eine Unterhaltung beym Tanz und dergleichen gelingt mir ſchon. Will ich aber im Deutſchen über einen höheren Gegenſtand meine Meinung hervorbringen, will ich etwas Eigenthümliches und Geiſtreiches ſagen, ſo ſtockt es und ich kann nicht fort. „Da tröſten und beruhigen Sie ſich nur, erwiederte Goethe, denn dergleichen Ungewöhnliches auszudrücken wird uns wohl in unſerer eigenen Mutterſprache ſchwer."

Goethe fragte darauf Herrn H., was er von deutſcher Literatur geleſen habe. Ich habe den Egmont geleſen, antwortete dieſer, und habe an dem Buche ſo viele Freude gehabt, daß ich dreymal zu ihm zurückgekehrt bin. So auch hat Torquato Taſſo mir vielen Genuß gewährt. Jetzt leſe ich den Fauſt, ich finde aber, daß er ein wenig ſchwer iſt. Goethe lachte bey dieſen letzten Worten. „Freylich, ſagte er, würde ich Ihnen zum Fauſt noch nicht gerathen haben. Es iſt tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus. Aber da Sie es von ſelbſt gethan haben, ohne mich zu fragen, ſo mögen Sie ſehen wie Sie durchkommen. Fauſt iſt ein ſo ſeltſames Individuum, daß nur wenige Menſchen ſeine inneren Zuſtände nachempfinden können. So der Character des Mephiſtopheles iſt durch die Ironie und als lebendiges Reſultat einer großen Weltbetrachtung wieder etwas ſehr Schweres. Doch ſehen Sie zu, was für Lichter ſich Ihnen dabey aufthun. Der Taſſo dagegen ſteht dem allgemeinen Menſchengefühl bey weitem näher, auch iſt das Ausführliche ſeiner Form einem leichteren Verſtändniß günſtig.“ Dennoch, erwiederte Herr H., hält man in Deutſchland den Taſſo für ſchwer, ſo daß man ſich wunderte, als ich ſagte, daß ich ihn leſe. „Die Hauptſache beym Taſſo, ſagte Goethe, iſt die, daß man kein Kind mehr ſey und gute Geſellſchaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geiſt und Zartſinn

und genugſamer äußeren Bildung, wie ſie aus dem Umgange mit vollendeten Menſchen der höheren und höchſten Stände hervorgeht, wird den Taſſo nicht ſchwer finden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf den Egmont, und Goethe ſagte darüber Folgendes: „Ich ſchrieb den Egmont im Jahre 1775, alſo vor funfzig Jahren. Ich hielt mich ſehr treu an die Geſchichte und ſtrebte nach möglichſter Wahrheit. Als ich darauf zehn Jahre ſpäter in Rom war, las ich in den Zeitungen, daß die geſchilderten revolutionären Scenen in den Niederlanden ſich buchſtäblich wiederholten. Ich ſah daraus, daß die Welt immer dieſelbige bleibt und daß meine Darſtellung einiges Leben haben mußte."

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen war die Zeit des Theaters herangekommen und wir ſtanden auf und wurden von Goethe freundlich entlaſſen.

Im Nachhauſegehen fragte ich Herrn H., wie ihm Goethe gefallen. Ich habe nie einen Mann geſehen, antwortete dieſer, der bey aller liebevollen Milde ſo viel angeborene Würde beſäße. Er iſt immer groß, er mag ſich ſtellen und ſich herablaſſen wie er wolle.

Dienſtag den 18. Januar 1825.

Ich ging heute um fünf Uhr zu Goethe, den ich in einigen Tagen nicht geſehen hatte, und verlebte mit ihm einen ſchönen Abend. Ich fand ihn in ſeiner Arbeitsſtube in der Dämmerung ſitzend in Geſprächen mit ſeinem Sohn und dem Hofrath Rehbein, ſeinem Arzt. Ich ſetzte mich zu ihnen an den Tiſch. Wir ſprachen noch eine Weile in der Dämmerung, dann ward Licht gebracht und ich hatte die Freude, Goethe vollkommen friſch und heiter vor mir zu ſehen.

Er erkundigte ſich, wie gewöhnlich, theilnehmend nach dem, was mir in dieſen Tagen Neues begegnet, und ich erzählte ihm, daß ich die Bekanntſchaft einer Dichterin gemacht habe. Ich konnte zugleich ihr nicht gewöhnliches Talent rühmen, und Goethe, der einige ihrer Producte gleichfalls kannte, ſtimmte in dieſes Lob mit ein. „Eins von ihren Gedichten, ſagte er, wo ſie eine Gegend ihrer Heimath beſchreibt, iſt von einem höchſt eigenthümlichen Character. Sie hat eine gute Richtung auf äußere Gegenſtände, auch fehlt es ihr nicht an guten inneren Eigenſchaften. Freylich wäre auch manches an ihr auszuſetzen, wir wollen ſie jedoch gehen laſſen und ſie auf dem Wege nicht irren, den das Talent ihr zeigen wird.“

Das Geſpräch kam nun auf die Dichterinnen im

Allgemeinen und der Hofrath Rehbein bemerkte, daß das poetiſche Talent der Frauenzimmer ihm oft als eine Art von geiſtigem Geſchlechtstrieb vorkomme. „Da hören Sie nur, ſagte Goethe lachend, indem er mich anſah, geiſtigen Geſchlechtstrieb! — wie der Arzt das zurechtlegt! —“ Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke, fuhr dieſer fort, aber es iſt ſo etwas. Gewöhnlich haben dieſe Weſen das Glück der Liebe nicht genoſſen und ſie ſuchen nun in geiſtigen Richtungen Erſatz. Wären ſie zu rechter Zeit verheirathet und hätten ſie Kinder geboren, ſie würden an poetiſche Productionen nicht gedacht haben.

„Ich will nicht unterſuchen, ſagte Goethe, in wiefern Sie in dieſem Falle Recht haben; aber bey Frauenzimmer-Talenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß ſie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber ſobald ſie Frauen und Mütter wurden, war es aus; ſie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand.“

„Doch unſere Dichterinnen, fuhr er ſehr lebhaft fort, möchten immer dichten und ſchreiben, ſoviel ſie wollten, wenn nur unſere Männer nicht wie die Weiber ſchrieben! Aber das iſt es, was mir nicht gefällt. Man ſehe doch nur unſere Zeitſchriften und Taſchenbücher, wie das alles ſo ſchwach iſt und immer ſchwächer wird! — Wenn man jetzt ein Capitel des Cellini im Mor-

genblatt abdrucken ließe, wie würde ſich das ausnehmen! —"

„Unterdeſſen, fuhr er heiter fort, wollen wir es gut ſeyn laſſen und uns unſeres kräftigen Mädchens in Halle freuen, die uns mit männlichem Geiſte in die ſerbiſche Welt einführt. Die Gedichte ſind vortrefflich! es ſind einige darunter, die ſich dem hohen Liede an die Seite ſetzen laſſen, und das will etwas heißen. Ich habe den Aufſatz über dieſe Gedichte beendigt und er iſt auch bereits abgedruckt." Mit dieſen Worten reichte er mir die erſten vier Aushängebogen eines neuen Heftes von Kunſt und Alterthum zu, wo ich dieſen Aufſatz fand. „Ich habe die einzelnen Gedichte ihrem Hauptinhalte nach mit kurzen Worten characteriſirt und Sie werden ſich über die köſtlichen Motive freuen. Rehbein iſt ja auch der Poeſie nicht unkundig, wenigſtens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gerne mit zu, wenn Sie dieſe Stelle vorleſen."

Ich las den Inhalt der einzelnen Gedichte langſam. Die angedeuteten Situationen waren ſo ſprechend und ſo zeichnend, daß mir bey einem jeden Wort ein ganzes Gedicht ſich vor den Augen aufbildete. Beſonders anmuthig wollten mir die folgenden erſcheinen.

1.

Sittſamkeit eines ſerbiſchen Mädchens, welches die ſchönen Augenwimpern niemals aufſchlägt.

2.

Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer ſeine Geliebte einem Dritten zuführen ſoll.

3.

Beſorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht ſingen, um nicht froh zu ſcheinen.

4.

Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freye, der Alte die Jungfrau.

5.

Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freyheit gebe.

6.

Vertraulich-frohes Geſpräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr ſeines Herrn Neigung und Abſichten verräth.

7.

Mädchen will den Ungeliebten nicht.

8.

Die ſchöne Kellnerin; ihr Geliebter iſt nicht mit unter den Gäſten.

9.

Finden und zartes Aufwecken der Geliebten.

10.

Welches Gewerbes wird der Gatte ſeyn?

11.

Liebesfreuden verſchwatzt.

12.

Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet ſie am Tage, überraſcht ſie zu Nacht.

Ich bemerkte, daß dieſe bloßen Motive ſo viel Leben in mir anregten, als läſe ich die Gedichte ſelbſt, und daß ich daher nach dem Ausgeführten gar kein Verlangen trage.

„Sie haben ganz Recht, ſagte Goethe, es iſt ſo. Aber Sie ſehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unſere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahndung. Dieß Gedicht iſt ſchön, ſagen ſie, und denken dabey bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verſe. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven beſteht, daran denkt niemand. Und aus dieſem Grunde werden denn auch Tauſende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus null iſt, und die bloß durch Empfindungen und klingende Verſe eine Art von Exiſtenz vorſpiegeln. Überhaupt haben die Dilettanten und beſonders die Frauen von der Poeſie ſehr ſchwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn ſie nur das Techniſche loshätten, ſo hätten ſie das Weſen und wären gemachte Leute; allein ſie ſind ſehr in der Irre.“

Profeſſor Riemer ließ ſich melden; Hofrath Rehbein empfahl ſich. Riemer ſetzte ſich zu uns. Das Geſpräch über die Motive der ſerbiſchen Liebesgedichte ging fort.

Riemer kannte ſchon, wovon die Rede war, und er machte die Bemerkung, daß man nach den obigen Inhalts-Andeutungen nicht allein Gedichte machen könne, ſondern daß auch jene Motive, ohne ſie aus dem Serbiſchen gekannt zu haben, von deutſcher Seite ſchon wären gebraucht und gebildet worden. Er gedachte hierauf einiger Gedichte von ſich ſelber, ſo wie mir während dem Leſen ſchon einige Gedichte von Goethe eingefallen waren, die ich erwähnte.

„Die Welt bleibt immer dieſelbe, ſagte Goethe, die Zuſtände wiederholen ſich, das eine Volk lebt, liebt und empfindet wie das andere, warum ſollte denn der eine Poet nicht wie der andere dichten? Die Situationen des Lebens ſind ſich gleich, warum ſollten denn die Situationen der Gedichte ſich nicht gleich ſeyn?“

Und eben dieſe Gleichheit des Lebens und der Empfindungen, ſagte Riemer, macht es ja, daß wir im Stande ſind, die Poeſie anderer Völker zu verſtehen. Wäre dieſes nicht, ſo würden wir ja bey ausländiſchen Gedichten nie wiſſen, wovon die Rede iſt.

Mir ſind daher, nahm ich das Wort, immer die Gelehrten höchſt ſeltſam vorgekommen, welche die Meinung zu haben ſcheinen, das Dichten geſchehe nicht vom Leben zum Gedicht, ſondern vom Buche zum Gedicht. Sie ſagen immer: das hat er dort her und das dort! — Finden ſie z. B. beym Shakſpeare Stellen, die bey den Alten auch vorkommen, ſo ſoll er es auch

von den Alten haben! So giebt es unter andern beym Shakſpeare eine Situation, wo man beym Anblick eines ſchönen Mädchens die Eltern glücklich preiſet, die ſie Tochter nennen, und den Jüngling glücklich, der ſie als Braut heimführen wird. Und weil nun beym Homer daſſelbige vorkommt, ſo ſoll es der Sheakſpeare auch vom Homer haben! — Wie wunderlich! Als ob man nach ſolchen Dingen ſo weit zu gehen brauchte, und als ob man dergleichen nicht täglich vor Augen hätte und empfände und ausſpräche!

„Ach ja, ſagte Goethe, das iſt höchſt lächerlich!“

So auch, fuhr ich fort, zeigt ſelbſt Lord Byron ſich nicht klüger, wenn er Ihren Fauſt zerſtückelt und der Meinung iſt, als hätten Sie dieſes hier her und jenes dort.

„Ich habe, ſagte Goethe, alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten größtentheils nicht einmal geleſen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den Fauſt machte. Aber Lord Byron iſt nur groß wenn er dichtet, ſobald er reflectirt, iſt er ein Kind. So weiß er ſich auch gegen dergleichen ihn ſelbſt betreffende unverſtändige Angriffe ſeiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte ſich ſtärker dagegen ausdrücken ſollen. Was da iſt, das iſt mein! hätte er ſagen ſollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das iſt gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine

Scene meines Egmonts und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verſtand geſchah, ſo iſt er zu loben. So auch hat er den Character meiner Mignon in einem ſeiner Romane nachgebildet; ob aber mit eben ſo viel Weisheit? iſt eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel iſt ein fortgeſetzter Mephiſtopheles, und das iſt recht! hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es ſchlechter machen müſſen. So ſingt mein Mephiſtopheles ein Lied von Shakſpeare, und warum ſollte er das nicht? warum ſollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakſpeare eben recht war und eben das ſagte, was es ſollte? Hat daher auch die Expoſition meines Fauſt mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, ſo iſt das wiederum ganz recht und ich bin deßwegen eher zu loben als zu tadeln."

Goethe war in der beſten Laune. Er ließ eine Flaſche Wein kommen, wovon er Riemern und mir einſchenkte; er ſelbſt trank Marienbader Waſſer. Der Abend ſchien beſtimmt zu ſeyn, mit Riemern das Manuſcript ſeiner fortgeſetzten Selbſtbiographie durchzugehen, um vielleicht hinſichtlich des Ausdruckes hin und wieder noch Einiges zu verbeſſern. „Eckermann bleibt wohl bey uns und hört mit zu," ſagte Goethe, welches mir ſehr lieb war zu vernehmen, und ſo legte er denn Riemern das Manuſcript vor, der mit dem Jahre 1795 zu leſen anfing.

Ich hatte ſchon im Laufe des Sommers die Freude gehabt, alle dieſe noch ungedruckten Lebensjahre bis auf die neueſte Zeit herauf wiederholt zu leſen und zu betrachten. Aber jetzt in Goethe's Gegenwart ſie laut vorleſen zu hören, gewährte mir einen ganz neuen Genuß. — Riemer war auf den Ausdruck gerichtet und ich hatte Gelegenheit ſeine große Gewandtheit und ſeinen Reichthum an Worten und Wendungen zu bewundern. In Goethen aber war die geſchilderte Lebensepoche rege, er ſchwelgte in Erinnerungen und ergänzte bey Erwähnung einzelner Perſonen und Vorfälle das Geſchriebene durch detaillirte mündliche Erzählung. — Es war ein köſtlicher Abend! der bedeutendſten mitlebenden Männer ward wiederholt gedacht; zu Schillern jedoch, der dieſer Epoche von 1795 bis 1800 am engſten verflochten war, kehrte das Geſpräch immer von neuem zurück. Das Theater war ein Gegenſtand ihres gemeinſamen Wirkens geweſen, ſo auch fallen Goethe's vorzüglichſte Werke in jene Zeit. Der Wilhelm Meiſter wird beendigt, Hermann und Dorothea gleich hinterher entworfen und geſchrieben, Cellini überſetzt für die Horen, die Xenien gemeinſchaftlich gedichtet für Schillers Muſenalmanach, an täglichen Berührungspuncten war kein Mangel. Dieſes alles kam nun dieſen Abend zur Sprache und es fehlte Goethen nicht an Anlaß zu den intereſſanteſten Äußerungen.

„Hermann und Dorothea, ſagte er unter andern, iſt faſt das einzige meiner größeren Gedichte, das mir

noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Antheil leſen. Beſonders lieb iſt es mir in der lateiniſchen Überſetzung; es kommt mir da vornehmer vor, als wäre, es der Form nach, zu ſeinem Urſprunge zurückgekehrt."

Auch vom Wilhelm Meiſter war wiederholt die Rede. „Schiller, ſagte er, tadelte die Einflechtung des Tragiſchen, als welches nicht in den Roman gehöre. Er hatte jedoch Unrecht, wie wir alle wiſſen. In ſeinen Briefen an mich ſind über den Wilhelm Meiſter die bedeutendſten Anſichten und Äußerungen. Es gehört dieſes Werk übrigens zu den incalculabelſten Productionen, wozu mir faſt ſelbſt der Schlüſſel fehlt. Man ſucht einen Mittelpunct, und das iſt ſchwer und nicht einmal gut. Ich ſollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unſern Augen vorübergeht, wäre auch an ſich etwas ohne ausgeſprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff iſt. Will man aber dergleichen durchaus, ſo halte man ſich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unſern Helden richtet, indem er ſagt: Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand. Hieran halte man ſich. Denn im Grunde ſcheint doch das Ganze nichts anderes ſagen zu wollen, als daß der Menſch, trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange."

Der großen Cultur der mittleren Stände ward darauf gedacht, die ſich ſeit den letzten funfzig Jahren über Deutſchland verbreitet, und Goethe ſchrieb die Verdienſte hierum weniger Leſſingen zu, als Herdern und Wieland. „Leſſing, ſagte er, war der höchſte Verſtand, und nur ein eben ſo großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich" Er nannte einen Journaliſten, der ſich nach Leſſing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle geſpielt habe, weil er ſeinem großen Vorgänger ſo weit nachgeſtanden.

„Wielanden, ſagte Goethe, verdankt das ganze obere Deutſchland ſeinen Styl. Es hat viel von ihm gelernt und die Fähigkeit ſich gehörig auszudrücken iſt nicht das geringſte."

Bey Erwähnung der Xenien rühmte Goethe beſonders die von Schiller, die er ſcharf und ſchlagend nannte, dagegen ſeine eigenen unſchuldig und geringe. „Den Thierkreis, ſagte er, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung. Die guten Wirkungen, die ſie zu ihrer Zeit auf die deutſche Literatur ausübten, ſind gar nicht zu berechnen." Viele Perſonen wurden bey dieſer Gelegenheit genannt, gegen welche die Xenien gerichtet waren; ihre Namen ſind jedoch meinem Gedächtniß entgangen.

Nachdem nun ſo, von dieſen und hundert andern intereſſanten Äußerungen und Einflechtungen Goethe's

unterbrochen, das gedachte Manuſcript bis zu Ende des Jahres 1800 vorgeleſen und beſprochen war, legte Goethe die Papiere an die Seite und ließ an einem Ende des großen Tiſches, an dem wir ſaßen, decken und ein kleines Abendeſſen bringen. Wir ließen es uns wohl ſeyn; Goethe ſelbſt rührte aber keinen Biſſen an, wie ich ihn denn nie Abends habe eſſen ſehen. Er ſaß bey uns, ſchenkte uns ein, putzte die Lichter und erquickte uns überdieß geiſtig mit den herrlichſten Worten. Das Andenken Schillers war in ihm ſo lebendig, daß die Geſpräche dieſer letzten Hälfte des Abends nur ihm gewidmet waren.

Riemer erinnerte an Schillers Perſönlichkeit. Der Bau ſeiner Glieder, ſein Gang auf der Straße, jede ſeiner Bewegungen, ſagte er, war ſtolz, nur die Augen waren ſanft. „Ja, ſagte Goethe, alles Übrige an ihm war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft. Und wie ſein Körper war ſein Talent. Er griff in einen großen Gegenſtand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und ſah ihn ſo an und ſo, und handhabte ihn ſo und ſo. Er ſah ſeinen Gegenſtand gleichſam nur von Außen an, eine ſtille Entwickelung aus dem Innern war nicht ſeine Sache. Sein Talent war mehr deſultoriſch. Deßhalb war er auch nie entſchieden und konnte nie fertig werden. Er wechſelte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.“

„Und wie er überall kühn zu Werke ging, ſo war

er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beym Tell für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben ſchießen laſſen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, dieſe Grauſamkeit doch wenigſtens dadurch zu motiviren, daß er Tells Knaben mit der Geſchicklichkeit ſeines Vaters gegen den Landvogt groß thun laſſe, indem er ſagt, daß er wohl auf hundert Schritte ein Apfel vom Baum ſchieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorſtellungen und Bitten nach und machte es ſo wie ich ihm gerathen."

„Daß ich dagegen oft zu viel motivirte, entfernte meine Stücke vom Theater. Meine Eugenie iſt eine Kette von lauter Motiven und dieß kann auf der Bühne kein Glück machen."

„Schillers Talent war recht fürs Theater geſchaffen. Mit jedem Stück ſchritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewiſſer Sinn für das Grauſame anklebte, der ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit ihn nie ganz verlaſſen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnißſcene, wo dieſem das Urtheil vorgeleſen wird, den Alba in einer Maske und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erſcheinen ließ, um ſich an dem Effect zu weiden, den das Todes-Urtheil auf Egmont haben würde. Hiedurch ſollte ſich

der Alba als unerſättlich in Rache und Schadenfreude darſtellen. Ich proteſtirte jedoch und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Menſch."

„Alle acht Tage war er ein Anderer und ein Vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiederſah, erſchien er mir vorgeſchritten in Beleſenheit, Gelehrſamkeit und Urtheil. Seine Briefe ſind das ſchönſte Andenken, das ich von ihm beſitze, und ſie gehören mit zu dem Vortrefflichſten, was er geſchrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Goethe ſtand auf und holte ihn. „Da ſehen und leſen Sie", ſagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war ſchön und mit kühner Hand geſchrieben. Er enthielt ein Urtheil über Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen, welche die franzöſiſche Literatur jener Zeit darſtellen, und die er Schillern in Manuſcript zur Anſicht mitgetheilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie ſehen, ſagte Goethe, wie ſein Urtheil treffend und beyſammen iſt, und wie die Handſchrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. — Er war ein prächtiger Menſch und bey völligen Kräften iſt er von uns gegangen. Dieſer Brief iſt vom 24. April 1805. — Schiller ſtarb am 9. May."

Wir betrachteten den Brief wechſelsweiſe und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der ſchönen Handſchrift, und Goethe widmete ſeinem Freunde noch man-

ches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es ſpät gegen eilf Uhr geworden war und wir gingen.

Donnerstag den 24. Februar 1825.

„Wäre es meine Sache noch, dem Theater vorzuſtehen, ſagte Goethe dieſen Abend, ich würde Byrons Dogen von Venedig auf die Bühne bringen. Freylich iſt das Stück zu lang und es müßte gekürzt werden; aber man müßte nichts daran ſchneiden und ſtreichen, ſondern es ſo machen: Man müßte den Inhalt jeder Scene in ſich aufnehmen und ihn bloß kürzer wiedergeben. Dadurch würde das Stück zuſammengehen, ohne daß man ihm durch Änderungen ſchadete und es würde an kräftiger Wirkung durchaus gewinnen, ohne im Weſentlichen von ſeinem Schönen etwas einzubüßen.“

Dieſe Äußerung Goethe's gab mir eine neue Anſicht, wie man beym Theater in hundert ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und ich war über dieſe Maxime, die freylich einen guten Kopf, ja einen Poeten vorausſetzt der ſeine Sache verſteht, höchſt erfreut.

Wir ſprachen über Lord Byron weiter und ich erwähnte, wie er in ſeinen Converſationen mit Medwin es als etwas höchſt Schwieriges und Undankbares ausgeſprochen habe, für das Theater zu ſchreiben. „Es kommt darauf an, ſagte Goethe, daß der Dichter die

Bahn zu treffen wiſſe, die der Geſchmack und das Intereſſe des Publicums genommen hat. Fällt die Richtung des Talents mit der des Publicums zuſammen, ſo iſt alles gewonnen. Dieſe Bahn hat Houwald mit ſeinem Bilde getroffen, daher der allgemeine Beyfall. Lord Byron wäre vielleicht nicht ſo glücklich geweſen, inſofern ſeine Richtungen von der des Publicums abwichen. Denn es fragt ſich hiebey keineswegs, wie groß der Poet ſey, vielmehr kann ein ſolcher, der mit ſeiner Perſönlichkeit aus dem allgemeinen Publicum wenig hervorragt, oft eben dadurch die allgemeinſte Gunſt gewinnen."

Wir ſetzten das Geſpräch über Lord Byron fort und Goethe bewunderte ſein außerordentliches Talent. „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne, ſagte er, iſt mir bey keinem Menſchen in der Welt größer vorgekommen als bey ihm. Die Art und Weiſe, wie er einen dramatiſchen Knoten löſet, iſt ſtets über alle Erwartung und immer beſſer, als man es ſich dachte." Mir geht es mit Shakſpeare ſo, erwiederte ich, namentlich mit dem Falſtaff, wenn er ſich feſtgelogen hat und ich mich frage, was ich ihn thun laſſen würde, um ſich wieder loszuhelfen, wo denn freylich Shakſpeare alle meine Gedanken bey weitem übertrifft. Daß aber Sie ein Gleiches von Lord Byron ſagen, iſt wohl das höchſte Lob, das dieſem zu Theil werden kann. Jedoch, fügte ich hinzu, ſteht der Poet, der Anfang und Ende

klar überſieht, gegen den befangenen Leſer bey weitem im Vortheil.

Goethe gab mir Recht und lachte dann über Lord Byron, daß Er, der ſich im Leben nie gefügt und der nie nach einem Geſetz gefragt, ſich endlich dem dümmſten Geſetz der drey Einheiten unterworfen habe. „Er hat den Grund dieſes Geſetzes ſo wenig verſtanden, ſagte er, als die übrige Welt. Das Faßliche iſt der Grund, und die drey Einheiten ſind nur in ſo fern gut, als dieſes durch ſie erreicht wird. Sind ſie aber dem Faßlichen hinderlich, ſo iſt es immer unverſtändig ſie als Geſetz betrachten und befolgen zu wollen. Selbſt die Griechen, von denen dieſe Regel ausging, haben ſie nicht immer befolgt; im Phaëthon des Euripides und in andern Stücken wechſelt der Ort, und man ſieht alſo, daß die gute Darſtellung ihres Gegenſtandes ihnen mehr galt als der blinde Reſpect vor einem Geſetz, das an ſich nie viel zu bedeuten hatte. Die Shakſpear'ſchen Stücke gehen über die Einheit der Zeit und des Orts ſo weit hinaus als nur möglich; aber ſie ſind faßlich, es iſt nichts faßlicher als ſie, und deßhalb würden auch die Griechen ſie untadelig finden. Die franzöſiſchen Dichter haben dem Geſetz der drey Einheiten am ſtrengſten Folge zu leiſten geſucht, aber ſie ſündigen gegen das Faßliche, indem ſie ein dramatiſches Geſetz nicht dramatiſch löſen, ſondern durch Erzählung."

Ich dachte hiebey an die Feinde von Houwald,

bey welchem Drama der Verfaſſer ſich auch ſehr im Lichte ſtand, indem er, um die Einheit des Orts zu bewahren, im erſten Act dem Faßlichen ſchadete und überhaupt eine mögliche größere Wirkung ſeines Stückes einer Grille opferte, die ihm niemand Dank weiß. Dagegen dachte ich auch an den Götz von Berlichingen, welches Stück über die Einheit der Zeit und des Orts ſo weit hinausgeht als nur immer möglich; aber auch ſo in der Gegenwart ſich entwickelnd, alles vor die unmittelbare Anſchauung bringend, und daher ſo echt dramatiſch und faßlich iſt als nur irgend ein Stück in der Welt. Auch dachte ich, daß die Einheit der Zeit und des Orts dann natürlich und im Sinne der Griechen wäre, wenn ein Factum ſo wenig Umfang habe, daß es ſich in gehöriger Zeit vor unſern Augen im Detail entwickeln könne; daß aber bey einer großen, durch verſchiedene Orte ſich machenden Handlung kein Grund ſey, ſolche auf einen Ort beſchränken zu wollen, um ſoweniger als bey unſeren jetzigen Bühnen zu beliebiger Verwandlung der Scene durchaus kein Hinderniß im Wege ſtehe.

Goethe fuhr über Lord Byron zu reden fort: „Seinem ſtets ins Unbegrenzte ſtrebenden Naturell, ſagte er, ſteht jedoch die Einſchränkung, die er ſich durch Beobachtung der drey Einheiten auflegte, ſehr wohl. Hätte er ſich doch auch im Sittlichen ſo zu begrenzen gewußt! Daß er dieſes nicht konnte, war ſein Verderben, und es

läßt ſich ſehr wohl ſagen, daß er an ſeiner Zügelloſigkeit zu Grunde gegangen iſt.“

„Er war gar zu dunkel über ſich ſelbſt. Er lebte immer leidenſchaftlich in den Tag hin und wußte und bedachte nicht, was er that. Sich ſelber alles erlaubend und an Andern nichts billigend, mußte er es mit ſich ſelbſt verderben und die Welt gegen ſich aufregen. Mit ſeinen English Bards and Scotch Reviewers verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichſten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In ſeinen folgenden Werken ging er in Oppoſition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetaſtet. Dieſes rückſichtsloſe Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bey der gränzenloſeſten perſönlichen Freyheit fühlte er ſich beklommen; die Welt war ihm wie ein Gefängniß. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entſchluß, ſein Mißverhältniß mit der Welt trieb ihn dazu.“

„Daß er ſich vom Herkömmlichen, Patriotiſchen, losſagte, hat nicht allein einen ſo vorzüglichen Menſchen perſönlich zu Grunde gerichtet, ſondern ſein revolutionärer Sinn und die damit verbundene beſtändige Agitation des Gemüths hat auch ſein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen laſſen. Auch iſt die ewige Oppoſition und Mißbilligung ſeinen vortrefflichen Werken ſelbſt, ſo wie ſie daliegen, höchſt ſchädlich. Denn

nicht allein, daß das Unbehagen des Dichters ſich dem Leſer mittheilt, ſondern auch alles opponirende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative iſt nichts. Wenn ich das Schlechte ſchlecht nenne, was iſt da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute ſchlecht, ſo iſt viel geſchadet. Wer recht wirken will, muß nie ſchelten, ſich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, ſondern nur immer das Gute thun. Denn es kommt nicht darauf an, daß eingeriſſen, ſondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menſchheit reine Freude empfinde."

Ich erquickte mich an dieſen herrlichen Worten und freute mich der köſtlichen Maxime.

„Lord Byron, fuhr Goethe fort, iſt zu betrachten: als Menſch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenſchaften ſind vorzüglich vom Menſchen herzuleiten; ſeine ſchlimmen, daß er ein Engländer und ein Pär von England war; und ſein Talent iſt incommenſurabel."

„Alle Engländer ſind als ſolche ohne eigentliche Reflexion; die Zerſtreuung und der Parteygeiſt laſſen ſie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber ſie ſind groß als praktiſche Menſchen."

„So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über ſich ſelbſt gelangen; deßwegen auch ſeine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen, wie ſein Symbolum: viel Geld und keine Obrigkeit! beweiſet, weil durchaus vieles Geld die Obrigkeit paralyſirt."

„Aber alles, was er produciren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich ſagen, daß ſich bey ihm die Inſpiration an die Stelle der Reflexion ſetzt. Er mußte immer dichten! und da war denn alles, was vom Menſchen, beſonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu ſeinen Sachen kam er, wie die Weiber zu ſchönen Kindern; ſie denken nicht daran und wiſſen nicht wie.“

„Er iſt ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetiſche Kraft iſt mir bey niemanden größer vorgekommen als bey ihm. In Auffaſſung des Äußern und klarem Durchblick vergangener Zuſtände iſt er eben ſo groß als Shakſpeare. Aber Shakſpeare iſt als reines Individuum überwiegend. Dieſes fühlte Byron ſehr wohl, deßhalb ſpricht er vom Shakſpeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verläugnet, denn Shakſpeare's Heiterkeit iſt ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verläugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr wo er kann, denn er weiß ſehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn iſt.“

Goethe ſchien über Byron unerſchöpflich, und ich konnte nicht ſatt werden, ihm zuzuhören. Nach einigen kleinen Zwiſchengeſprächen fuhr er fort:

„Der hohe Stand als engliſcher Pär war Byron ſehr nachtheilig; denn jedes Talent iſt durch die Außenwelt genirt, geſchweige eins bey ſo hoher Geburt und

ſo großem Vermögen. Ein gewiſſer mittler Zuſtand iſt dem Talent bey weitem zuträglicher; weßhalb wir denn auch alle große Künſtler und Poeten in den mittleren Ständen finden. Byrons Hang zum Unbegrenzten hätte ihm bey einer geringeren Geburt und niederem Vermögen bey weitem nicht ſo gefährlich werden können. So aber ſtand es in ſeiner Macht, jede Anwandlung in Ausführung zu bringen und das verſtrickte ihn in unzählige Händel. Und wie ſollte ferner dem, der ſelbſt aus ſo hohem Stande war, irgend ein Stand imponiren und Rückſicht einflößen? Er ſprach aus, was ſich in ihm regte und das brachte ihn mit der Welt in einen unauflöslichen Conflict."

„Man bemerkt mit Verwunderung, fuhr Goethe fort, welcher große Theil des Lebens eines vornehmen reichen Engländers in Entführungen und Duellen zugebracht wird. Lord Byron erzählt ſelbſt, daß ſein Vater drey Frauen entführt habe. Da ſey einer einmal ein vernünftiger Sohn!"

„Er lebte eigentlich immer im Naturzuſtande, und bey ſeiner Art zu ſeyn, mußte ihm täglich das Bedürfniß der Nothwehr vorſchweben. Deßwegen ſein ewiges Piſtolenſchießen. Er mußte jeden Augenblick erwarten herausgefordert zu werden."

„Er konnte nicht allein leben. Deßwegen war er trotz aller ſeiner Wunderlichkeiten gegen ſeine Geſellſchaft höchſt nachſichtig. Er las das herrliche Gedicht über

den Tod des General Moore einen Abend vor, und ſeine edlen Freunde wiſſen nicht, was ſie daraus machen ſollen. Das rührt ihn nicht und er ſteckt es wieder ein. Als Poet beweiſt er ſich wirklich wie ein Lamm. Ein Anderer hätte ſie dem Teufel übergeben!"

Mittwoch den 20. April 1825.

Goethe zeigte mir dieſen Abend einen Brief eines jungen Studirenden, der ihn um den Plan zum zweyten Theile des Fauſt bittet, indem er den Vorſatz habe, dieſes Werk ſeinerſeits zu vollenden. — Trocken, gutmüthig und aufrichtig geht er mit ſeinen Wünſchen und Abſichten frey heraus, und äußert zuletzt ganz unverhohlen, daß es zwar mit allen übrigen neueſten literariſchen Beſtrebungen nichts ſey, daß aber in ihm eine neue Literatur friſch erblühen ſolle.

Wenn ich im Leben auf einen jungen Menſchen ſtieße, der Napoleons Welteroberungen fortzuſetzen ſich rüſtete, oder auf einen jungen Bau-Dilettanten, der den Cölner Dom zu vollenden ſich anſchickte, ſo würde ich mich über dieſe nicht mehr verwundern und ſie nicht verrückter und lächerlicher finden, als eben dieſen jungen Liebhaber der Poeſie, der Wahn genug beſitzt, aus bloßer Neigung den zweyten Theil des Fauſt machen zu können.

„Ja ich halte es für möglicher, den Cölner Dom

auszubauen, als in Goethe's Sinne den Fauſt fortzuſetzen! Denn jenem ließe ſich doch allenfalls mathematiſch beykommen, er ſteht uns doch ſinnlich vor Augen und läßt ſich mit Händen greifen. Mit welchen Schnüren und Maaßen aber wollte man zu einem unſichtbaren geiſtigen Werk reichen, das durchaus auf dem Subject beruht, bey welchem alles auf das Aperçu ankommt, das zum Material ein großes ſelbſt durchlebtes Leben und zur Ausführung eine jahrelang geübte zur Meiſterſchaft geſteigerte Technik erfordert?

Wer ein ſolches Unternehmen für leicht, ja nur für möglich hält, hat ſicher nur ein ſehr geringes Talent, eben weil er keine Ahndung vom Hohen und Schwierigen beſitzt; und es ließe ſich ſehr wohl behaupten, daß, wenn Goethe ſeinen Fauſt bis auf eine Lücke von wenigen Verſen ſelbſt vollenden wollte, ein ſolcher Jüngling nicht fähig ſeyn würde, nur dieſe wenigen Verſe ſchicklich hineinzubringen.

Ich will nicht unterſuchen, woher unſerer jetzigen Jugend die Einbildung gekommen, daß ſie dasjenige als etwas Angeborenes bereits mit ſich bringe, was man bisher nur auf dem Wege vieljähriger Studien und Erfahrungen erlangen konnte, aber ſoviel glaube ich ſagen zu können, daß die in Deutſchland jetzt ſo häufig vorkommenden Äußerungen eines alle Stufen allmählicher Entwickelung keck überſchreitenden Sinnes zu künftigen Meiſterwerken wenige Hoffnung machen.

„Das Unglück iſt, ſagte Goethe, im Staat, daß niemand leben und genießen, ſondern jeder regieren, und in der Kunſt, daß niemand ſich des Hervorgebrachten freuen, ſondern jeder ſeinerſeits ſelbſt wieder produciren will.“

„Auch denkt niemand daran, ſich von einem Werk der Poeſie auf ſeinem eigenen Wege fördern zu laſſen, ſondern jeder will ſogleich wieder daſſelbige machen.“

„Es iſt ferner kein Ernſt da, der ins Ganze geht, kein Sinn dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun, ſondern man trachtet nur, wie man ſein eigenes Selbſt bemerklich mache und es vor der Welt zu möglichſter Evidenz bringe. — Dieſes falſche Beſtreben zeigt ſich überall, und man thut es den neueſten Virtuoſen nach, die nicht ſowohl ſolche Stücke zu ihrem Vortrage wählen, woran die Zuhörer reinen muſikaliſchen Genuß haben, als vielmehr ſolche, worin der Spielende ſeine erlangte Fertigkeit könne bewundern laſſen. Überall iſt es das Individuum, das ſich herrlich zeigen will, und nirgends trifft man auf ein redliches Streben, das dem Ganzen und der Sache zu Liebe ſein eigenes Selbſt zurückſetzte.“

„Hiezu kommt ſodann, daß die Menſchen in ein pfuſcherhaftes Produciren hineinkommen, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Die Kinder machen ſchon Verſe und gehen ſo fort und meinen als Jünglinge, ſie könnten was, bis ſie zuletzt als Männer zur Einſicht des Vortrefflichen

gelangen was da iſt und über die Jahre erſchrecken, die ſie in einer falſchen höchſt unzulänglichen Beſtrebung verloren haben."

„Ja, Viele kommen zur Erkenntniß des Vollendeten und ihrer eigenen Unzulänglichkeit nie und produciren Halbheiten bis an ihr Ende."

„Gewiß iſt es, daß wenn jeder früh genug zum Bewußtſeyn zu bringen wäre, wie die Welt von dem Vortrefflichſten ſo voll iſt und was dazu gehört, dieſen Werken etwas Gleiches an die Seite zu ſetzen, daß ſodann von jetzigen hundert dichtenden Jünglingen kaum ein Einziger Beharren und Talent und Muth genug in ſich fühlen würde, zu Erreichung einer ähnlichen Meiſterſchaft ruhig fortzugehen."

„Viele junge Maler würden nie einen Pinſel in die Hand genommen haben, wenn ſie früh genug gewußt und begriffen hätten, was denn eigentlich ein Meiſter wie Raphael gemacht hat."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die falſchen Tendenzen im Allgemeinen uud Goethe fuhr fort:

„So war meine practiſche Tendenz zur bildenden Kunſt eigentlich eine falſche, denn ich hatte keine Natur-Anlage dazu und konnte ſich alſo dergleichen nicht aus mir entwickeln. Ein gewiſſe Zärtlichkeit gegen die landſchaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine erſten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reiſe nach Italien zerſtörte dieſes practiſche Behagen; eine weite

Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts."

„Man sagt mit Recht, fuhr Goethe fort, daß die gemeinsame Ausbildung menschlicher Kräfte zu wünschen und auch das Vorzüglichste sey. Der Mensch aber ist dazu nicht geboren, jeder muß sich eigentlich als ein besonderes Wesen bilden, aber den Begriff zu erlangen suchen, was alle zusammen sind."

Ich dachte hiebey an den Wilhelm Meister, wo gleichfalls ausgesprochen ist, daß nur alle Menschen zusammengenommen die Menschheit ausmachen und wir nur in sofern zu achten sind, als wir zu schätzen wissen.

So auch dachte ich an die Wanderjahre, wo Jarno immer nur zu Einem Handwerk räth und dabey ausspricht, daß jetzt die Zeit der Einseitigkeiten sey und man den glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und Andere in solchem Sinne wirke.

Nun aber fragt es sich, was jemand für ein Handwerk habe, damit er die Grenzen nicht überschreite, aber auch nicht zu wenig thue.

Wessen Sache es seyn wird, viele Fächer zu übersehen, zu beurtheilen, zu leiten, der soll auch eine möglichste Einsicht in viele Fächer zu erlangen suchen. So kann ein Fürst, ein künftiger Staatsmann, sich

nicht vielſeitig genug ausbilden, denn die Vielſeitigkeit gehört zu ſeinem Handwerk.

Gleicherweiſe ſoll der Poet nach mannigfaltiger Kenntniß ſtreben; denn die ganze Welt iſt ſein Stoff, den er zu handhaben und auszuſprechen verſtehen muß.

Aber der Dichter ſoll kein Maler ſeyn wollen, ſondern ſich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben; ſo wie er dem Schauſpieler überläßt, ſie durch perſönliche Darſtellung uns vor die Augen zu bringen.

Denn Einſicht und Lebensthätigkeit ſollen wohl unterſchieden werden und man ſoll bedenken, daß jede Kunſt, ſobald es auf die Ausübung ankommt, etwas ſehr Schwieriges und Großes iſt, worin es zur Meiſterſchaft zu bringen ein eigenes Leben verlangt wird.

So hat Goethe nach vielſeitigſter Einſicht geſtrebt, aber in ſeiner Lebensthätigkeit hat er ſich nur auf Eins beſchränkt. Nur eine einzige Kunſt hat er geübt und zwar meiſterhaft geübt, nämlich die: Deutſch zu ſchreiben. Daß der Stoff, den er ausſprach, vielſeitiger Natur war, iſt eine andere Sache.

Gleicherweiſe ſoll man Ausbildung von Lebensthätigkeit wohl unterſcheiden.

So gehört zur Ausbildung des Dichters, daß ſein Auge zur Auffaſſung der äußeren Gegenſtände auf alle Weiſe geübt werde. Und wenn Goethe ſeine practiſche Tendenz zur bildenden Kunſt, inſofern er ſie zu ſeiner Lebensthätigkeit hätte machen wollen, eine falſche nennt,

ſo war ſie wiederum ganz am Orte, inſofern es ſeine Ausbildung als Dichter galt.

„Die Gegenſtändlichkeit meiner Poeſie, ſagte Goethe, bin ich denn doch jener großen Aufmerkſamkeit und Übung des Auges ſchuldig geworden; ſo wie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuſchlagen habe.“

Hüten aber ſoll man ſich, die Grenzen ſeiner Ausbildung zu weit zu ſtecken.

„Die Naturforſcher, ſagte Goethe, werden am erſten dazu verführt, weil zur Betrachtung der Natur wirklich eine ſehr harmoniſche allgemeine Ausbildung erfordert wird.“.

Dagegen aber ſoll ſich jeder, ſobald es die Kenntniſſe betrifft, die zu ſeinem Fache unerläßlich gehören, vor Beſchränkung und Einſeitigkeit zu bewahren ſuchen.

Ein Dichter, der für das Theater ſchreiben will, ſoll Kenntniß der Bühne haben, damit er die Mittel erwäge, die ihm zu Gebote ſtehen und er überhaupt wiſſe, was zu thun und zu laſſen ſey; ſo wie es dem Opern-Componiſten nicht an Einſicht der Poeſie fehlen darf, damit er das Schlechte vom Guten unterſcheiden könne und ſeine Kunſt nicht an etwas Unzulänglichem verſchwendet werde.

„Carl Maria von Weber, ſagte Goethe, mußte die Euryanthe nicht componiren; er mußte gleich ſehen, daß dieß ein ſchlechter Stoff ſey, woraus ſich nichts machen

laſſe. Dieſe Einſicht dürfen wir bey jedem Componiſten, als zu ſeiner Kunſt gehörig, vorausſetzen."

So ſoll der Maler Kenntniß in Unterſcheidung der Gegenſtände haben; denn es gehört zu ſeinem Fache, daß er wiſſe, was er zu malen habe und was nicht.

„Im Übrigen aber, ſagte Goethe, iſt es zuletzt die größte Kunſt, ſich zu beſchränken und zu iſoliren."

So hat er die ganze Zeit, die ich in ſeiner Nähe bin, mich ſtets vor allen ableitenden Richtungen zu bewahren und mich immer auf ein einziges Fach zu concentriren geſucht. Zeigte ich etwa Neigung, mich in Naturwiſſenſchaften umzuthun, ſo war immer ſein Rath, es zu unterlaſſen und mich für jetzt bloß an die Poeſie zu halten. Wollte ich ein Buch leſen, wovon er wußte, daß es mich auf meinem jetzigen Wege nicht weiter brächte, ſo widerrieth er es mir ſtets, indem er ſagte, es ſey für mich von keinem practiſchen Nutzen.

„Ich habe gar zu viele Zeit auf Dinge verwendet, ſagte er eines Tages, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, ſo kommt mir die Zahl meiner poetiſchen Werke ſehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten ſollen."

„Hätte ich mich nicht ſo viel mit Steinen beſchäftiget, ſagte er ein andermal, und meine Zeit zu etwas Beſſerem verwendet, ich könnte den ſchönſten Schmuck von Diamanten haben."

Aus gleicher Urſache ſchätzt und rühmt er an ſeinem Freunde Meyer, daß dieſer ausſchließlich auf das Studium der Kunſt ſein ganzes Leben verwendet habe, wodurch man ihm denn die höchſte Einſicht in dieſem Fache zugeſtehen müſſe.

„Ich bin auch in ſolcher Richtung frühzeitig hergekommen, ſagte Goethe, und habe auch faſt ein halbes Leben an Betrachtung und Studium von Kunſtwerken gewendet, aber Meyern kann ich es denn doch in gewiſſer Hinſicht nicht gleich thun. Ich hüte mich daher auch wohl, ein neues Gemälde dieſem Freunde ſogleich zu zeigen, ſondern ich ſehe zuvor zu, wieweit ich ihm meinerſeits beykommen kann. Glaube ich nun, über das Gelungene und Mangelhafte völlig im Klaren zu ſeyn, ſo zeige ich es Meyern, der denn freylich weit ſchärfer ſieht, und dem in manchem Betracht noch ganz andere Lichter dabey aufgehen. Und ſo ſehe ich immer von neuem, was es ſagen will und was dazu gehört, um in einer Sache durchaus groß zu ſeyn. In Meyern liegt eine Kunſt-Einſicht von ganzen Jahrtauſenden.“

Nun aber könnte man fragen, warum denn Goethe, wenn er ſo lebhaft durchdrungen ſey, daß der Menſch nur ein Einziges thun ſolle, warum denn gerade er ſelbſt ſein Leben an ſo höchſt vielſeitige Richtungen verwendet habe?

Hierauf antworte ich, daß, wenn Goethe jetzt in

die Welt käme und er die poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſeiner Nation bereits auf der Höhe vorfände, auf welche ſie jetzt, und zwar größtentheils durch ihn, gebracht ſind, er ſodann ſicher zu ſo mannigfaltigen Richtungen keine Veranlaſſung finden und ſich gewiß auf ein einziges Fach beſchränken würde.

So aber lag es nicht allein in ſeiner Natur, nach allen Seiten hin zu forſchen und ſich über die irdiſchen Dinge klar zu machen; ſondern es lag auch im Bedürfniß der Zeit, das Wahrgenommene auszuſprechen.

Er that bey ſeinem Erſcheinen zwey große Erbſchaften: der Irrthum und die Unzulänglichkeit fielen ihm zu daß er ſie hinwegräume, und verlangten ſeine lebenslänglichen Bemühungen nach vielen Seiten.

Wäre die Newtoniſche Theorie Goethen nicht als ein großer dem menſchlichen Geiſte höchſt ſchädlicher Irrthum erſchienen, glaubt man denn, daß es ihm je eingefallen ſeyn würde, eine Farbenlehre zu ſchreiben und vieljährige Bemühungen einer ſolchen Nebenrichtung zu widmen? Keineswegs! Sondern ſein Wahrheitsgefühl im Conflict mit dem Irrthum war es, das ihn bewog, ſein reines Licht auch in dieſe Dunkelheiten leuchten zu laſſen.

Ein Gleiches iſt von ſeiner Metamorphoſenlehre zu ſagen, worin wir ihm jetzt ein Muſter wiſſenſchaftlicher Behandlung verdanken; welches Werk zu ſchreiben Goethen aber gewiß nie eingefallen ſeyn würde, wenn er

ſeine Zeitgenoſſen bereits auf dem Wege zu einem ſolchem Ziele erblickt hätte.

Ja ſogar von ſeinen vielſeitigen poetiſchen Beſtrebungen möchte ſolches gelten! — Denn es iſt ſehr die Frage, ob Goethe je einen Roman würde geſchrieben haben, wenn ein Werk wie der Wilhelm Meiſter bey ſeiner Nation bereits wäre vorhanden geweſen? Und ſehr die Frage, ob er in ſolchem Fall ſich nicht vielleicht ganz ausſchließlich der dramatiſchen Poeſie gewidmet hätte? —

Was er in ſolchem Fall einer einſeitigen Richtung alles hervorgebracht und gewirkt haben würde, iſt gar nicht abzuſehen; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß, ſobald man aufs Ganze ſieht, kein Verſtändiger wünſchen wird, daß Goethe eben nicht alles dasjenige möchte hervorgebracht haben, wozu ihn zu treiben nun einmal ſeinem Schöpfer gefallen hat.

Donnerstag den 12. May 1825.

Goethe ſprach mit hoher Begeiſterung über Menander. „Nächſt dem Sophocles, ſagte er, kenne ich keinen, der mir ſo lieb wäre. Er iſt durchaus rein, edel, groß und heiter, ſeine Anmuth iſt unerreichbar. Daß wir ſo wenig von ihm beſitzen, iſt allerdings zu

bedauern, allein auch das Wenige iſt unſchätzbar und für begabte Menſchen viel daraus zu lernen.“

„Es kommt nur immer darauf an, fuhr Goethe fort, daß derjenige, von dem wir lernen wollen, unſerer Natur gemäß ſey. So hat z. B. Calderon, ſo groß er iſt und ſo ſehr ich ihn bewundere, auf mich gar keinen Einfluß gehabt, weder im Guten noch im Schlimmen. Schillern aber wäre er gefährlich geweſen, er wäre an ihm irre geworden, und es iſt daher ein Glück, daß Calderon erſt nach ſeinem Tode in Deutſchland in allgemeine Aufnahme gekommen. Calderon iſt unendlich groß im Techniſchen und Theatraliſchen; Schiller dagegen weit tüchtiger, ernſter und größer im Wollen und es wäre daher Schade geweſen, von ſolchen Tugenden vielleicht etwas einzubüßen, ohne doch die Größe Calderons in anderer Hinſicht zu erreichen.“

Wir kamen auf Molière. „Molière, ſagte Goethe, iſt ſo groß, daß man immer von neuem erſtaunt, wenn man ihn wiederlieſ't. Er iſt ein Mann für ſich, ſeine Stücke grenzen ans Tragiſche, ſie ſind apprehenſiv und niemand hat den Muth es ihm nachzuthun. Sein Geiziger, wo das Laſter zwiſchen Vater und Sohn alle Pietät aufhebt, iſt beſonders groß und im hohen Sinne tragiſch. Wenn man aber in einer deutſchen Bearbeitung aus dem Sohn einen Verwandten macht, ſo wird es ſchwach und will nicht viel mehr heißen. Man fürchtet, das Laſter in ſeiner wahren Natur erſcheinen

zu ſehen, allein was wird es da und was iſt denn überall tragiſch wirkſam als das Unerträgliche. —"

„Ich leſe von Molière alle Jahr einige Stücke, ſo wie ich auch von Zeit zu Zeit die Kupfer nach den großen italieniſchen Meiſtern betrachte. Denn wir kleinen Menſchen ſind nicht fähig, die Größe ſolcher Dinge in uns zu bewahren, und wir müſſen daher von Zeit zu Zeit immer dahin zurückkehren, um ſolche Eindrücke in uns anzufriſchen."

„Man ſpricht immer von Originalität, allein was was will das ſagen! So wie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken und das geht ſo fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unſer Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! — Wenn ich ſagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden ſchuldig geworden bin, ſo bliebe nicht viel übrig."

„Hiebey aber iſt es keineswegs gleichgültig, in welcher Epoche unſeres Lebens der Einfluß einer fremden bedeutenden Perſönlichkeit Statt findet."

„Daß Leſſing, Winckelmann und Kant älter waren als ich, und die beyden erſteren auf meine Jugend, der letztere auf mein Alter wirkte, war für mich von großer Bedeutung."

„Ferner: daß Schiller ſo viel jünger war und im friſcheſten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von

Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden."

Nach solchen Äußerungen über die Einflüsse bedeutender Personen auf ihn kam das Gespräch auf die Wirkungen, die er auf Andere gehabt, und ich erwähnte Bürger, bey welchem es mir problematisch erscheine, daß bey ihm, als einem reinen Naturtalent, gar keine Spur einer Einwirkung von Goethe's Seite wahrzunehmen.

„Bürger, sagte Goethe, hatte zu mir wohl eine Verwandtschaft als Talent, allein der Baum seiner sittlichen Cultur wurzelte in einem ganz anderen Boden und hatte eine ganz andere Richtung. Und jeder geht in der aufsteigenden Linie seiner Ausbildung fort, so wie er angefangen. Ein Mann aber, der in seinem dreyßigsten Jahre ein Gedicht wie die Frau Schnips schreiben konnte, mußte wohl in einer Bahn gehen, die von der meinigen ein wenig ablag. Auch hatte er durch sein bedeutendes Talent sich ein Publicum gewonnen, dem er völlig genügte, und er hatte daher keine Ursache, sich nach den Eigenschaften eines Mitstrebenden umzuthun, der ihn weiter nichts anging."

„Überall, fuhr Goethe fort, lernt man nur von dem, den man liebt. — Solche Gesinnungen finden sich nun wohl gegen mich bey jetzt heranwachsenden jungen Talenten, allein ich fand sie sehr spärlich unter Gleich-

zeitigen. Ja ich wüßte kaum einen einzigen Mann von Bedeutung zu nennen, dem ich durchaus recht geweſen wäre. Gleich an meinem Werther tadelten ſie ſoviel, daß, wenn ich jede geſcholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel ſchadete mir nichts, denn ſolche ſubjective Urtheile einzelner obgleich bedeutender Männer ſtellten ſich durch die Maſſe wieder ins Gleiche. Wer aber nicht eine Million Leſer erwartet, ſollte keine Zeile ſchreiben."

„Nun ſtreitet ſich das Publicum ſeit zwanzig Jahren, wer größer ſey: Schiller oder ich, und ſie ſollten ſich freuen, daß überall ein paar Kerle da ſind, worüber ſie ſtreiten können."

Sonnabend den 11. Juny 1825.

Goethe ſprach heute bey Tiſch ſehr viel von dem Buche des Major Parry über Lord Byron. Er lobte es durchaus und bemerkte, daß Lord Byron in dieſer Darſtellung weit vollkommener und weit klarer über ſich und ſeine Vorſätze erſcheine, als in allem, was bisher über ihn geſchrieben worden.

„Der Major Parry, fuhr Goethe fort, muß gleichfalls ein ſehr bedeutender, ja ein hoher Menſch ſeyn, daß er ſeinen Freund ſo rein hat auffaſſen und ſo voll-

kommen hat darſtellen können. Eine Äußerung ſeines Buches iſt mir beſonders lieb und erwünſcht geweſen, ſie iſt eines alten Griechen, eines Plutarch würdig.“ Dem edlen Lord, ſagt Parry, fehlten alle jene Tugenden, die den Bürgerſtand zieren, und welche ſich anzueignen er durch Geburt, durch Erziehung und Lebensweiſe gehindert war. Nun ſind aber ſeine ungünſtigen Beurtheiler ſämmtlich aus der Mittelclaſſe, die denn freylich tadelnd bedauern, dasjenige an ihm zu vermiſſen, was ſie an ſich ſelber zu ſchätzen Urſache haben. Die wackern Leute bedenken nicht, daß er an ſeiner hohen Stelle Verdienſte beſaß, von denen ſie ſich keinen Begriff machen können. „Nun, wie gefällt Ihnen das? ſagte Goethe, nicht wahr, ſo etwas hört man nicht alle Tage?“

Ich freue mich, ſagte ich, eine Anſicht öffentlich ausgeſprochen zu wiſſen, wodurch alle kleinlichen Tadler und Herunterzieher eines höher ſtehenden Menſchen ein für allemal durchaus gelähmt und geſchlagen worden.

Wir ſprachen darauf über welthiſtoriſche Gegenſtände in Bezug auf die Poeſie und zwar in wiefern die Geſchichte des einen Volkes für den Dichter günſtiger ſeyn könne als die eines andern.

„Der Poet, ſagte Goethe, ſoll das Beſondere ergreifen, und er wird, wenn dieſes nur etwas Geſundes iſt, darin ein Allgemeines darſtellen. Die engliſche Geſchichte iſt vortrefflich zu poetiſcher Darſtellung, weil ſie

etwas Tüchtiges, Geſundes und daher Allgemeines iſt, das ſich wiederholt. Die franzöſiſche Geſchichte dagegen iſt nicht für die Poeſie, denn ſie ſtellt eine Lebens-Epoche dar, die nicht wiederkommt. Die Literatur dieſes Volkes, inſofern ſie auf jener Epoche gegründet iſt, ſteht daher als ein Beſonderes da, das mit der Zeit veralten wird."

„Die jetzige Epoche der franzöſiſchen Literatur, ſagte Goethe ſpäter, iſt gar nicht zu beurtheilen. Das eindringende Deutſche bringt darin eine große Gährung hervor und erſt nach zwanzig Jahren wird man ſehen, was dieß für ein Reſultat giebt."

Wir ſprachen darauf über Äſthetiker, welche das Weſen der Poeſie und des Dichters durch abſtracte Definitionen auszudrücken ſich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Reſultat zu kommen.

„Was iſt da viel zu definiren, ſagte Goethe. Lebendiges Gefühl der Zuſtände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten. —"

Mittwoch den 15. October 1825.

Ich fand Goethe dieſen Abend in beſonders hoher Stimmung und hatte die Freude, aus ſeinem Munde abermals manches Bedeutende zu hören. Wir ſprachen über den Zuſtand der neueſten Literatur, wo denn Goethe ſich folgendermaßen äußerte.

„Mangel an Character der einzelnen forſchenden und ſchreibenden Individuen, ſagte er, iſt die Quelle alles Übels unſerer neueſten Literatur.“

„Beſonders in der Critik zeigt dieſer Mangel ſich zum Nachtheile der Welt, indem er entweder Falſches für Wahres verbreitet, oder durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns beſſer wäre.“

„Bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Critik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fictionen und Fabeln anzuſehen ſind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollten wir wenigſtens groß genug ſeyn, daran zu glauben.“

„So hatte ich bisher immer meine Freude an einem großen Factum des dreyzehnten Jahrhunderts, wo Kaiſer Friedrich der zweyte mit dem Pabſte zu thun hatte und das nördliche Deutſchland allen feindlichen Einfällen offen ſtand. Aſiatiſche Horden kamen auch wirklich herein und waren ſchon bis Schleſien vorgedrungen; aber der Herzog von Liegnitz ſetzte ſie durch eine große Niederlage in Schrecken. Dann wendeten ſie ſich nach Mähren, aber hier wurden ſie vom Grafen Sternberg

geſchlagen. Dieſe Tapfern lebten daher bis jetzt immer in mir als große Retter der deutſchen Nation. Nun aber kommt die hiſtoriſche Critik und ſagt, daß jene Helden ſich ganz unnütz aufgeopfert hätten, indem das aſiatiſche Heer bereits zurückgerufen geweſen und von ſelbſt zurückgegangen ſeyn würde. Dadurch iſt nun ein großes vaterländiſches Factum gelähmt und zernichtet, und es wird einem ganz abſcheulich zu Muthe."

Nach dieſen Äußerungen über hiſtoriſche Critiker ſprach Goethe über Forſcher und Literatoren anderer Art.

„Ich hätte die Erbärmlichkeit der Menſchen und wie wenig es ihnen um wahrhaft große Zwecke zu thun iſt, nie ſo kennen gelernt, ſagte er, wenn ich mich nicht durch meine naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen an ihnen verſucht hätte. Da aber ſah ich, daß den Meiſten die Wiſſenſchaft nur etwas iſt, inſofern ſie davon leben, und daß ſie ſogar den Irrthum vergöttern, wenn ſie davon ihre Exiſtenz haben."

„Und in der ſchönen Literatur iſt es nicht beſſer. Auch dort ſind große Zwecke und echter Sinn für das Wahre und Tüchtige und deſſen Verbreitung ſehr ſeltene Erſcheinungen. Einer hegt und trägt den Andern, weil er von ihm wieder gehegt und getragen wird, und das wahrhaft Große iſt ihnen widerwärtig und ſie möchten es gerne aus der Welt ſchaffen, damit ſie ſelber nur

etwas zu bedeuten hätten. So iſt die Maſſe, und einzelne Hervorragende ſind nicht viel beſſer."

„*** hätte bey ſeinem großen Talent, bey ſeiner weltumfaſſenden Gelehrſamkeit der Nation viel ſeyn können. Aber ſo hat ſeine Characterloſigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn ſelbſt um die Achtung der Nation gebracht."

„Ein Mann wie Leſſing thäte uns noth. Denn wodurch iſt dieſer ſo groß als durch ſeinen Character, durch ſein Feſthalten! — So kluge, ſo gebildete Menſchen giebt es viele, aber wo iſt ein ſolcher Character! —"

„Viele ſind geiſtreich genug und voller Kenntniſſe, allein ſie ſind zugleich voller Eitelkeit, und um ſich von der kurzſichtigen Maſſe als witzige Köpfe bewundern zu laſſen, haben ſie keine Scham und Scheu und iſt ihnen nichts heilig."

„Die Frau von Genlis hat daher vollkommen Recht, wenn ſie ſich gegen die Freyheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, ſo geiſtreich alles ſeyn mag, iſt der Welt doch nichts damit gedient; es läßt ſich nichts darauf gründen. Ja es kann ſogar von der größten Schädlichkeit ſeyn, indem es die Menſchen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt."

„Und dann! was wiſſen wir denn, und wie weit reichen wir denn mit all unſerm Witze!"

„Der Menſch iſt nicht geboren, die Probleme der Welt zu löſen, wohl aber zu ſuchen, wo das Problem

angeht und ſich ſodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

„Die Handlungen des Univerſums zu meſſen, reichen ſeine Fähigkeiten nicht hin, und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen, iſt bey ſeinem kleinen Standpunct ein ſehr vergebliches Beſtreben. Die Vernunft des Menſchen und die Vernunft der Gottheit ſind zwey ſehr verſchiedene Dinge."

„Sobald wir dem Menſchen die Freyheit zugeſtehen, iſt es um die Allwiſſenheit Gottes gethan; denn ſobald die Gottheit weiß, was ich thun werde, bin ich gezwungen zu handeln, wie ſie es weiß."

„Dieſes führe ich nur an als ein Zeichen, wie wenig wir wiſſen, und daß an göttlichen Geheimniſſen nicht gut zu rühren iſt."

„Auch ſollen wir höhere Maximen nur ausſprechen, inſofern ſie der Welt zu gute kommen. Andere ſollen wir bey uns behalten, aber ſie mögen und werden auf das, was wir thun, wie der milde Schein einer verborgenen Sonne ihren Glanz breiten."

Sonntag den 25. December 1825.

Ich ging dieſen Abend um 6 Uhr zu Goethe, den ich alleine fand und mit dem ich einige ſchöne Stunden verlebte.

„Mein Gemüth, ſagte er, war dieſe Zeit her durch Vieles beläſtiget; es war mir von allen Seiten her ſo viel Gutes geſchehen, daß ich vor lauter Dankſagungen nicht zum eigentlichen Leben kommen konnte. Die Privilegien wegen des Verlags meiner Werke gingen nach und nach von den Höfen ein, und weil die Verhältniſſe bey jedem anders waren, ſo verlangte auch jeder Fall eine eigene Erwiederung. Nun kamen die Anträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht, behandelt und beantwortet ſeyn wollten. Dann, mein Jubiläum brachte mir ſo tauſendfältiges Gute, daß ich mit den Dankſagungsbriefen noch jetzt nicht fertig bin. Man will doch nicht hohl und allgemein ſeyn, ſondern Jedem doch gerne etwas Schickliches und Gehöriges ſagen. Jetzt aber werde ich nach und nach frey und ich fühle mich wieder zu Unterhaltungen aufgelegt.“

„Ich habe in dieſen Tagen eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen doch mittheilen will.“

„Alles, was wir thun, hat eine Folge. Aber das Kluge und Rechte bringt nicht immer etwas Günſtiges, und das Verkehrte nicht immer etwas Ungünſtiges hervor, vielmehr wirkt es oftmals ganz im Gegentheil.“

„Ich machte vor einiger Zeit, eben bey jenen Unterhandlungen mit Buchhändlern, einen Fehler und es that mir leid, daß ich ihn gemacht hatte. Jetzt aber haben ſich die Umſtände ſo geändert, daß ich einen großen Fehler begangen haben würde, wenn ich jenen nicht gemacht hätte. Dergleichen wiederholt ſich im Leben häufig, und Weltmenſchen, welche dieſes wiſſen, ſieht man daher mit einer großen Frechheit und Dreiſtigkeit zu Werke gehen.“

Ich merkte mir dieſe Beobachtung, die mir neu war. Ich brachte ſodann das Geſpräch auf einige ſeiner Werke und wir kamen auch auf die Elegie Alexis und Dora.

„An dieſem Gedicht, ſagte Goethe, tadelten die Menſchen den ſtarken leidenſchaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie ſanft und ruhig ausgehen ſolle, ohne jene eiferſüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einſehen, daß jene Menſchen Recht hätten. Die Eiferſucht liegt hier ſo nahe und iſt ſo in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn ſie nicht dawäre. Ich habe ſelbſt einen jungen Menſchen gekannt, der in leidenſchaftlicher Liebe zu einem ſchnell gewonnenen Mädchen ausrief: aber wird ſie es nicht einem andern eben ſo machen wie mir?“

Ich ſtimmte Goethen vollkommen bey und erwähnte ſodann der eigenthümlichen Zuſtände dieſer Elegie, wo in ſo kleinem Raum mit wenig Zügen alles ſo wohl

gezeichnet ſey, daß man die häusliche Umgebung und das ganze Leben der handelnden Perſonen darin zu erblicken glaube. Das Dargeſtellte erſcheint ſo wahr, ſagte ich, als ob Sie nach einem wirklich Erlebten gearbeitet hätten.

„Es iſt mir lieb, antwortete Goethe, wenn es Ihnen ſo erſcheint. Es giebt indeß wenige Menſchen, die eine Phantaſie für die Wahrheit des Realen beſitzen, vielmehr ergehen ſie ſich gerne in ſeltſamen Ländern und Zuſtänden, wovon ſie gar keine Begriffe haben und die ihre Phantaſie ihnen wunderlich genug ausbilden mag.“

„Und dann giebt es wieder andere, die durchaus am Realen kleben, und, weil es ihnen an aller Poeſie fehlt, daran gar zu enge Forderungen machen. So verlangten z. B. Einige bey dieſer Elegie, daß ich dem Alexis hätte einen Bedienten beygeben ſollen, um ſein Bündelchen zu tragen; die Menſchen bedenken aber nicht, daß alles Poetiſche und Idylliſche jenes Zuſtandes dadurch wäre geſtört worden.“

Von Alexis und Dora lenkte ſich ſich das Geſpräch auf den Wilhelm Meiſter.

„Es giebt wunderliche Critiker, fuhr Goethe fort. An dieſem Roman tadelten ſie, daß der Held ſich zu viel in ſchlechter Geſellſchaft befinde. Dadurch aber, daß ich die ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich vonder guten zu ſagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetiſchen

Körper und einen mannigfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte niemand das Buch lesen mögen."

„Den anscheinenden Geringfügigkeiten des Wilhelm Meister liegt immer etwas Höheres zum Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Übersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Andern mag das gezeichnete Leben als Leben genügen."

Goethe zeigte mir darauf ein höchst bedeutendes englisches Werk, welches in Kupfern den ganzen Shakspeare darstellte. Jede Seite umfaßte in sechs kleinen Bildern ein besonderes Stück mit einigen untergeschriebenen Versen, so daß der Hauptbegriff und die bedeutendsten Situationen des jedesmaligen Werkes dadurch vor die Augen traten. Alle die unsterblichen Trauerspiele und Lustspiele gingen auf solche Weise, gleich Maskenzügen, dem Geiste vorüber.

„Man erschrickt, sagte Goethe, wenn man diese Bilderchen durchsieht! Da wird man erst gewahr, wie unendlich reich und groß Shakspeare ist! Da ist doch kein Motiv des Menschenlebens, das er nicht dargestellt und ausgesprochen hätte! Und alles mit welcher Leichtigkeit und Freyheit! —"

„Man kann über Shakspeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich. Ich habe in meinem Wihelm

Meiſter an ihm herumgetupft, allein das will nicht viel heißen. Er iſt kein Theaterdichter, an die Bühne hat er nie gedacht, ſie war ſeinem großen Geiſte viel zu enge; ja ſelbſt die ganze ſichtbare Welt war ihm zu enge."

„Er iſt gar zu reich und zu gewaltig. Eine productive Natur darf alle Jahr nur ein Stück von ihm leſen, wenn ſie nicht an ihm zu Grunde gehen will. Ich that wohl, daß ich durch meinen Götz von Berlichingen und Egmont ihn mir vom Halſe ſchaffte, und Byron that ſehr wohl, daß er vor ihm nicht zu großen Reſpect hatte und ſeine eigenen Wege ging. Wie viel treffliche Deutſche ſind nicht an ihm zu Grunde gegangen, an ihm und Calderon!"

„Shakſpeare, fuhr Goethe fort, giebt uns in ſilbernen Schalen goldene Äpfel. Wir bekommen nun wohl durch das Studium ſeiner Stücke die ſilberne Schale, allein wir haben nur Kartoffeln hineinzuthun, das iſt das Schlimme!"

Ich lachte und freute mich des herrlichen Gleichniſſes.

Goethe las mir darauf einen Brief von Zelter über eine Darſtellung des Macbeth in Berlin, wo die Muſik mit dem großen Geiſte und Character des Stückes nicht hatte Schritt halten können und worüber nun Zelter ſich in verſchiedenen Andeutungen ausläſſet. Durch Goethe's Vorleſen gewann der Brief ſein volles Leben

wieder und Goethe hielt oft inne, um ſich mit mir über das Treffende einzelner Stellen zu freuen.

„Macbeth, ſagte Goethe bey dieſer Gelegenheit, halte ich für Shakſpeare's beſtes Theaterſtück, es iſt darin der meiſte Verſtand in Bezug auf die Bühne. Wollen Sie aber ſeinen freyen Geiſt erkennen, ſo leſen Sie Troilus und Creſſida, wo er den Stoff der Ilias auf ſeine Weiſe behandelt.“

Das Geſpräch wendete ſich auf Byron, und zwar wie er gegen Shakſpeare's unſchuldige Heiterkeit im Nachtheil ſtehe, und wie er durch ſein vielfältig negatives Wirken ſich ſo häufigen und meiſtentheils nicht ungerechten Tadel zugezogen habe. „Hätte Byron Gelegenheit gehabt, ſagte Goethe, ſich alles deſſen, was von Oppoſition in ihm war, durch wiederholte derbe Äußerungen im Parlament zu entledigen, ſo würde er als Poet weit reiner daſtehen. So aber, da er im Parlament kaum zum Reden gekommen iſt, hat er alles, was er gegen ſeine Nation auf dem Herzen hatte, bey ſich behalten, und es iſt ihm, um ſich davon zu befreyen, kein anderes Mittel geblieben, als es poetiſch zu verarbeiten und auszuſprechen. Einen groſſen Theil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube ſie dadurch nicht unpaſſend bezeichnet zu haben.“

Es kam darauf einer unſerer neueſten deutſchen Dichter zur Erwähnung, der ſich in kurzer Zeit einen

bedeutenden Namen gemacht, deſſen negative Richtung jedoch gleichfalls nicht gebilliget wurde. „Es iſt nicht zu läugnen, ſagte Goethe, er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; allein ihm fehlt — die Liebe. — Er liebt ſo wenig ſeine Leſer und ſeine Mit-Poeten als ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden: Und wenn ich mit Menſchen- und mit Engel-Zungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von *** geleſen und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſeyn, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben.“

1826.

Sonntag Abend den 19. Januar 1826.

Der erſte deutſche Improviſator, Doctor Wolff aus Hamburg, iſt ſeit mehreren Tagen hier und hat auch bereits öffentlich Proben ſeines ſeltenen Talentes abgelegt. Freytag Abend gab er ein glänzendes Improviſatorium vor ſehr zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des Weimariſchen Hofes. Noch an ſelbigem Abend erhielt er eine Einladung zu Goethe auf nächſten Mittag.

Ich ſprach Doctor Wolff geſtern Abend, nachdem er Mittags vor Goethe improviſirt hatte. Er war ſehr beglückt und äußerte, daß dieſe Stunde in ſeinem Leben Epoche machen würde, indem Goethe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht und in dem, was er an ihm getadelt, den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

Dieſen Abend nun, als ich bey Goethe war, kam das Geſpräch ſogleich auf Wolff. Dr. Wolff iſt ſehr glücklich, ſagte ich, daß Ew. Excellenz ihm einen guten Rath gegeben.

„Ich bin aufrichtig gegen ihn gewesen, sagte Goethe, und wenn meine Worte auf ihn gewirkt und ihn angeregt haben, so ist das ein sehr gutes Zeichen. Er ist ein entschiedenes Talent, daran ist kein Zweifel, allein er leidet an der allgemeinen Krankheit der jetzigen Zeit, an der Subjectivität, und davon möchte ich ihn heilen. Ich gab ihm eine Aufgabe, um ihn zu versuchen. Schildern Sie mir, sagte ich, Ihre Rückkehr nach Hamburg. Dazu war er nun sogleich bereit, und fing auf der Stelle in wohlklingenden Versen zu sprechen an. Ich mußte ihn bewundern, allein ich konnte ihn nicht loben. Nicht die Rückkehr nach Hamburg schilderte er mir, sondern nur die Empfindungen der Rückkehr eines Sohnes zu Eltern, Anverwandten und Freunden, und sein Gedicht konnte eben so gut für eine Rückkehr nach Merseburg und Jena als für eine Rückkehr nach Hamburg gelten. Was ist aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld für die speciellesten Schilderungen bot sich ihm dar, wenn er das Object gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätte!"

Ich bemerkte, daß das Publicum an solcher subjectiven Richtung Schuld sey, indem es allen Gefühlssachen einen entschiedenen Beyfall schenke.

„Mag seyn, sagte Goethe, allein wenn man dem Publicum das Bessere giebt, so ist es noch zufriedener. Ich bin gewiß, wenn es einem improvisirenden Talent,

wie Wolff gelänge, das Leben großer Städte, wie Rom, Neapel, Wien, Hamburg und London mit aller treffenden Wahrheit zu ſchildern und ſo lebendig, daß ſie glaubten, es mit eigenen Augen zu ſehen, er würde alles entzücken und hinreißen. Wenn er zum Objectiven durchbricht, ſo iſt er geborgen, es liegt in ihm, denn er iſt nicht ohne Phantaſie. Nur muß er ſich ſchnell entſchließen und es zu ergreifen wagen."

Ich fürchte, ſagte ich, daß dieſes ſchwerer iſt als man glaubt, denn es erfordert eine Umwandlung der ganzen Denkweiſe. Gelingt es ihm, ſo wird auf jeden Fall ein augenblicklicher Stillſtand in der Production eintreten und es wird eine lange Übung erfordern, bis ihm auch das Objective geläufig und zur zweyten Natur werde.

„Freylich, erwiederte Goethe, iſt dieſer Überſchritt ungeheuer; aber er muß nur Muth haben und ſich ſchnell entſchließen. Es iſt damit wie beym Baden die Scheu vor dem Waſſer, man muß nur raſch hineinſpringen und das Element wird unſer ſeyn."

„Wenn einer ſingen lernen will, fuhr Goethe fort, ſind ihm alle diejenigen Töne, die in ſeiner Kehle liegen, natürlich und leicht; die andern aber, die nicht in ſeiner Kehle liegen, ſind ihm anfänglich äußerſt ſchwer. Um aber ein Sänger zu werden, muß er ſie überwinden, denn ſie müſſen ihm alle zu Gebote ſtehen. Ebenſo iſt es mit einem Dichter. Solange er bloß ſeine weni-

gen ſubjectiven Empfindungen ausſpricht, iſt er noch keiner zu nennen; aber ſobald er die Welt ſich anzueignen und auszuſprechen weiß, iſt er ein Poet. Und dann iſt er unerſchöpflich und kann immer neu ſeyn, wogegen aber eine ſubjective Natur ihr Bischen Inneres bald ausgeſprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht."

„Man ſpricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders ſagen, als: richte dich auf die wirkliche Welt und ſuche ſie auszuſprechen; denn das thaten die Alten auch, da ſie lebten."

Goethe ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich, wie er es gerne hat, auf meinem Stuhle am Tiſche ſitzen blieb. Er ſtand einen Augenblick am Ofen, dann aber, wie einer, der etwas bedacht hat, trat er zu mir heran und den Finger an den Mund gelegt, ſagte er Folgendes:

„Ich will Ihnen etwas entdecken und Sie werden es in Ihrem Leben vielfach beſtätiget finden. Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjectiv, dagegen aber haben alle vorſchreitenden Epochen eine objective Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjective. Dieſes ſehen Sie nicht bloß an der Poeſie, ſondern auch an der Malerey und vielem anderen. Jedes tüchtige Beſtreben dagegen wendet ſich aus dem Inneren hinaus auf die Welt, wie Sie an allen großen Epochen ſehen,

die wirklich im Streben und Vorſchreiten begriffen und alle objectiver Natur waren."

Die ausgeſprochenen Worte gaben Anlaß zu der geiſtreichſten Unterhaltung, wobey beſonders der großen Zeit des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts gedacht wurde.

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf das Theater und das Schwache, Empfindſame und Trübſelige der neueren Erſcheinungen. Ich tröſte und ſtärke mich jetzt an Molière, ſagte ich. Seinen Geizigen habe ich überſetzt nnd beſchäftige mich nun mit ſeinem Arzt wider Willen. Was iſt doch Molière für ein großer, reiner Menſch! — „Ja, ſagte Goethe, reiner Menſch, das iſt das eigentliche Wort, was man von ihm ſagen kann; es iſt an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun dieſe Großheit! Er beherrſchte die Sitten ſeiner Zeit; wogegen aber unſere Iffland und Kotzebue ſich von den Sitten der ihrigen beherrſchen ließen und darin beſchränkt und befangen waren. Molière züchtigte die Menſchen, indem er ſie in ihrer Wahrheit zeichnete."

Ich möchte etwas darum geben, ſagte ich, wenn ich die Molièriſchen Stücke in ihrer ganzen Reinheit auf der Bühne ſehen könnte; allein dem Publicum, wie ich es kenne, muß dergleichen viel zu ſtark und natürlich ſeyn. Sollte dieſe Über-Verfeinerung nicht von der ſogenannten idealen Literatur gewiſſer Autoren herrühren?

„Nein, ſagte Goethe, ſie kommt aus der Geſellſchaft ſelbſt. Und dann, was thun unſere jungen Mädchen im Theater? ſie gehören gar nicht hinein, ſie gehören ins Kloſter und das Theater iſt bloß für Männer und Frauen, die mit menſchlichen Dingen bekannt ſind. Als Molière ſchrieb, waren die Mädchen im Kloſter und er hatte auf ſie gar keine Rückſicht zu nehmen.“

„Da wir nun aber unſere jungen Mädchen ſchwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird Stücke zu geben, die ſchwach und eben darum dieſen recht ſind, ſo ſeyd klug, und macht es wie ich und geht nicht hinein.“

„Ich habe am Theater nur ſo lange ein wahrhaftes Intereſſe gehabt, als ich dabey practiſch einwirken konnte. Es war meine Freude, die Anſtalt auf eine höhere Stufe zu bringen und ich nahm bey den Vorſtellungen weniger Antheil an den Stücken, als daß ich darauf ſah, ob die Schauſpieler ihre Sachen recht machten oder nicht. Was ich zu tadeln hatte, ſchickte ich am andern Morgen dem Regiſſeur auf einem Zettel, und ich konnte gewiß ſeyn, bey der nächſten Vorſtellung die Fehler vermieden zu ſehen. Nun aber, wo ich beim Theater nicht mehr practiſch einwirken kann, habe ich auch keinen Beruf mehr hineinzugehen. Ich müßte das Mangelhafte geſchehen laſſen, ohne es verbeſſern zu können, und das iſt nicht meine Sache.“

„Mit dem Leſen von Stücken geht es mir nicht beſſer. Die jungen deutſchen Dichter ſchicken mir im-

merfort Trauerſpiele, allein was ſoll ich damit? Ich habe die deutſchen Stücke immer nur in der Abſicht geleſen, ob ich ſie könnte ſpielen laſſen, übrigens waren ſie mir gleichgültig. Und was ſoll ich nun in meiner jetzigen Lage mit den Stücken dieſer jungen Leute? Für mich ſelbſt gewinne ich nichts, indem ich leſe, wie man es nicht hätte machen ſollen, und den jungen Dichtern kann ich nicht nützen bey einer Sache, die ſchon gethan iſt. Schickten ſie mir ſtatt ihrer gedruckten Stücke den Plan zu einem Stück, ſo könnte ich wenigſtens ſagen, mache es, oder mache es nicht, oder mache es ſo, oder mache es anders, und dabey wäre doch einiger Sinn und Nutzen."

„Das ganze Unheil entſteht daher, daß die poetiſche Cultur in Deutſchland ſich ſo ſehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen ſchlechten Vers macht. Die jungen Dichter, die mir ihre Werke ſenden, ſind nicht geringer als ihre Vorgänger, und da ſie nun jene ſo hoch geprieſen ſehen, ſo begreifen ſie nicht, warum man ſie nicht auch preiſet. Und doch darf man zu ihrer Aufmunterung nichts thun, eben weil es ſolcher Talente jetzt zu hunderten giebt, und man das Überflüſſige nicht befördern ſoll, während noch ſo viel Nützliches zu thun iſt. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, ſo wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient ſeyn."

Donnerſtag den 16. Februar 1826.

Ich ging dieſen Abend um ſieben Uhr zu Goethe, den ich in ſeinem Zimmer alleine fand. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich geſtern, bey ſeiner Durchreiſe nach Petersburg, den Herzog von Wellington im Gaſthofe geſehen.

„Nun, ſagte Goethe belebt, wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus wie ſein Portrait?"

Ja, ſagte ich, aber beſſer! beſonderer! Wenn man einen Blick in ſein Geſicht gethan hat, ſo ſind alle ſeine Portraits vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzuſehen, um ihn nie wieder zu vergeſſen, ein ſolcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge iſt braun und vom heiterſten Glanze, man fühlt die Wirkung ſeines Blickes. Sein Mund iſt ſprechend, auch wenn er geſchloſſen iſt. Er ſieht aus wie einer, der Vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr anficht. Hart und zäh erſchien er mir wie eine damascener Klinge.

Er iſt, ſeinem Ausſehen nach, hoch in den Funfzigen, von grader Haltung, ſchlank, nicht ſehr groß und eher etwas mager als ſtark. Ich ſah ihn, wie er in den Wagen ſteigen und wieder abfahren wollte.

Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menſchen ging und mit ſehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches.

Goethe hörte meiner Beſchreibung mit ſichtbarem Intereſſe zu. „Da haben Sie einen Helden mehr geſehen, ſagte er, und das will immer etwas heißen.“

Wir kamen auf Napoleon und ich bedauerte, daß ich den nicht geſehen. „Freylich, ſagte Goethe, das war auch der Mühe werth. — Dieſes Compendium der Welt! —“ Er ſah wohl nach etwas aus? fragte ich. „Er war es, antwortete Goethe, und man ſah ihm an, daß er es war; das war alles.“

Ich hatte für Goethe ein ſehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher ſchon erzählt hatte; ein Gedicht von ihm ſelbſt, deſſen er ſich jedoch nicht mehr erinnerte, ſo tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erſchienenen Zeitſchrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch deſſen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteſte aller von Goethe bekannten Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Chriſti zum Gegenſtand, wobey es mir merkwürdig war, wie dem ſehr jungen Verfaſſer die religiöſen Vorſtellungsarten ſo geläufig geweſen. Der Geſinnung nach konnte das Gedicht von Klopſtock herkommen, allein in der Ausführung war es

ganz anderer Natur; es war ſtärker, freyer und leichter und hatte eine größere Energie, einen beſſeren Zug. Außerordentliche Glut erinnerte an eine kräftig brauſende Jugend. Beym Mangel an Stoff drehte es ſich in ſich ſelbſt herum und war länger geworden als billig.

Ich legte Goethen das ganz vergilbte, kaum noch zuſammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen ſah, erinnerte er ſich des Gedichts wieder. „Es iſt möglich, ſagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es ſteht in der Überſchrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen ſolchen Gegenſtand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich beſingen konnte. Noch dieſer Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in engliſcher Sprache geſchrieben und worin ich mich über den Mangel an poetiſchen Gegenſtänden beklage. Wir Deutſchen ſind auch wirklich ſchlimm daran: unſere Ur-Geſchichte liegt zu ſehr im Dunkel und die ſpätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauſes kein allgemeines nationales Intereſſe. Klopſtock verſuchte ſich an Hermann, allein der Gegenſtand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältniß, niemand weiß, was er damit machen ſoll und ſeine Darſtellung iſt daher ohne Wirkung und Popularität geblieben. Ich that einen glücklichen Griff mit meinem Götz von Berlichingen; das war doch Bein

von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch, und es war ſchon etwas damit zu machen.“

„Beym Werther und Fauſt mußte ich dagegen wieder in meinen eigenen Buſen greifen, denn das Überlieferte war nicht weit her. Das Teufels- und Hexen-Weſen machte ich nur einmal; ich war froh, mein nordiſches Erbtheil verzehrt zu haben und wandte mich zu den Tiſchen der Griechen. Hätte ich aber ſo deutlich wie jetzt gewußt, wie viel Vortreffliches ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden da iſt, ich hätte keine Zeile geſchrieben, ſondern etwas anderes gethan.“

Am Oſtertage den 26. März 1826.

Goethe war heute bey Tiſch in der heiterſten, herzlichſten Stimmung. Ein ihm ſehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handſchrift der Dedication ſeines Sardanapal. Er zeigte ſie uns zum Nachtiſch, indem er zugleich ſeine Tochter quälte, ihm Byrons Brief aus Genua wieder zu geben. „Du ſiehſt, liebes Kind, ſagte er, ich habe jetzt alles beyſammen, was auf mein Verhältniß zu Byron Bezug hat, ſelbſt dieſes merkwürdige Blatt gelangt heute wunderbarer Weiſe zu mir und es fehlt mir nun weiter nichts als jener Brief.“

Die liebenswürdige Verehrerin von Byron wollte

aber den Brief nicht wieder entbehren. „Sie haben ihn mir einmal geſchenkt, lieber Vater, ſagte ſie, und ich gebe ihn nicht zurück; und wenn Sie denn einmal wollen, daß das Gleiche zum Gleichen ſoll, ſo geben Sie mir lieber dieſes köſtliche Blatt von heute noch dazu und ich verwahre ſodann alles miteinander.“ Das wollte Goethe noch weniger und der anmuthige Streit ging noch eine Weile fort bis er ſich in ein allgemeines munteres Geſpräch auflöste.

Nachdem wir vom Tiſch aufgeſtanden und die Frauen hinaufgangen waren, blieb ich mit Goethe allein. Er holte aus ſeiner Arbeitsſtube ein rothes Portefeuille, womit er mit mir ans Fenſter trat und es auseinander legte. „Sehen Sie, ſagte er, hier habe ich alles beyſammen, was auf mein Verhältniß zu Lord Byron Bezug hat. Hier iſt ſein Brief aus Livorno, dieß iſt ein Abdruck ſeiner Dedication, dieß mein Gedicht, hier das, was ich zu Medwins Converſationen geſchrieben; nun fehlt mir bloß ſein Brief aus Genua, aber ſie will ihn nicht hergeben.“

Goethe ſagte mir ſodann von einer freundlichen Aufforderung, die in Bezug auf Lord Byron heute aus England an ihn ergangen und die ihn ſehr angenehm berührt habe. Sein Geiſt war bey dieſer Gelegenheit ganz von Byron voll und er ergoß ſich über ihn, ſeine Werke und ſein Talent in tauſend intereſſanten Äußerungen.

„Die Engländer, ſagte er unter anderm, mögen auch von Byron halten, was ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie keinen Poeten aufzuweiſen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er iſt anders als alle Übrigen und meiſtentheils größer.“

Montag den 15. May 1826.

Ich ſprach mit Goethe über St. Schütze, über den er ſich ſehr wohlwollend äußerte.

„In den Tagen meines krankhaften Zuſtandes von voriger Woche, ſagte er, habe ich ſeine heiteren Stunden geleſen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütze in England gelebt, er würde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bey ſeiner Gabe der Beobachtung und Darſtellung weiter nichts als der Anblick eines bedeutenden Lebens.“

Donnerstag den 1. Juny 1826.

Goethe ſprach über den Globe. „Die Mitarbeiter, ſagte er, ſind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum äußerſten Grade. In ihrem Tadel ſind ſie fein und galant, wogegen aber die deutſchen Gelehrten im-

mer glauben, daß ſie den ſogleich haſſen müſſen, der nicht ſo denkt wie ſie. Ich zähle den Globe zu den intereſſanteſten Zeitſchriften und könnte ihn nicht entbehren."

Mittwoch den 26. July

Dieſen Abend hatte ich das Glück, von Goethe manche Äußerung über das Theater zu hören.

Ich erzählte ihm, daß einer meiner Freunde die Abſicht habe, Byrons Two Foscari für die Bühne einzurichten. Goethe zweifelte am Gelingen.

„Es iſt freylich eine verführeriſche Sache, ſagte er. Wenn ein Stück im Leſen auf uns große Wirkung macht, ſo denken wir, es müßte auch von der Bühne herunter ſo thun, und wir bilden uns ein, wir könnten mit weniger Mühe dazu gelangen. Allein es iſt ein eigenes Ding. Ein Stück, das nicht urſprünglich mit Abſicht und Geſchick des Dichters für die Bretter geſchrieben iſt, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerſtrebendes behalten. Welche Mühe habe ich mir nicht mit meinem Götz von Berlichingen gegeben! aber doch will es als Theaterſtück nicht recht gehen. Es iſt zu groß und ich habe es zu zwey Theilen einrichten müſſen, wovon der letzte zwar theatraliſch wirkſam, der erſte aber nur als Expoſitionsſtück anzuſehen iſt. Wollte

man den erſten Theil, des Hergangs der Sache willen, bloß einmal geben, und ſodann bloß den zweyten Theil wiederholt fortſpielen, ſo möchte es gehen. Ein ähnliches Verhältniß hat es mit dem Wallenſtein; die Piccolomini werden nicht wiederholt, aber Wallenſteins Tod wird immerfort gern geſehen."

Ich fragte, wie ein Stück beſchaffen ſeyn müſſe, um theatraliſch zu ſeyn.

„Es muß ſymboliſch ſeyn, antwortete Goethe. Das heißt: jede Handlung muß an ſich bedeutend ſeyn und auf eine noch wichtigere hinzielen. Der Tartüffe von Molière iſt in dieſer Hinſicht ein großes Muſter. Denken Sie nur an die erſte Scene, was das für eine Expoſition iſt! Alles iſt ſogleich vom Anfange herein höchſt bedeutend und läßt auf etwas noch Wichtigeres ſchließen, was kommen wird. Die Expoſition von Leſſings Minna von Barnhelm iſt auch vortrefflich, allein dieſe des Tartüffe iſt nur einmal in der Welt da; ſie iſt das Größte und Beſte, was in dieſer Art vorhanden."

Wir kamen auf die Calderon'ſchen Stücke.

„Bey Calderon, ſagte Goethe, finden Sie dieſelbe theatraliſche Vollkommenheit. Seine Stücke ſind durchaus bretterrecht, es iſt in ihnen kein Zug, der nicht für die beabſichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon iſt dasjenige Genie, was zugleich den größten Verſtand hatte."

Es iſt wunderlich, ſagte ich, daß die Shakſpeariſchen Stücke keine eigentlichen Theater-Stücke ſind, da Shakſpeare ſie doch alle für ſein Theater geſchrieben hat.

„Shakſpeare, erwiederte Goethe, ſchrieb dieſe Stücke aus ſeiner Natur heraus, und dann machte ſeine Zeit und die Einrichtung der damaligen Bühne an ihn keine Anforderungen; man ließ ſich gefallen, wie Shakſpeare es brachte. Hätte aber Shakſpeare für den Hof zu Madrid, oder für das Theater Ludwigs des vierzehnten geſchrieben, er hätte ſich auch wahrſcheinlich einer ſtrengeren Theater-Form gefügt. Doch dieß iſt keineswegs zu beklagen; denn was Shakſpeare als Theater-Dichter für uns verloren hat, das hat er als Dichter im Allgemeinen gewonnen. Shakſpeare iſt ein großer Pſychologe und man lernt aus ſeinen Stücken wie den Menſchen zu Muthe iſt.“

Wir ſprachen über die Schwierigkeit einer guten Theater-Leitung.

„Das Schwere dabey iſt, ſagte Goethe, daß man das Zufällige zu übertragen wiſſe und ſich dadurch von ſeinen höheren Maximen nicht ableiten laſſe. Dieſe höheren Maximen ſind: ein gutes Repertoir trefflicher Tragödien, Opern und Luſtſpiele, worauf man halten und die man als das Feſtſtehende anſehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man ſehen will, eine Gaſtrolle, und dergleichen mehr. Von dieſen Dingen muß man ſich nicht irre leiten

laſſen, ſondern immer wieder zu ſeinem Repertoir zurückkehren. Unſere Zeit iſt nun an wahrhaft guten Stücken ſo reich, daß einem Kenner nichts leichteres iſt, als ein gutes Repertoir zu bilden. Allein es iſt nichts ſchwieriger als es zu halten."

„Als ich mit Schillern dem Theater vorſtand, hatten wir den Vortheil, daß wir den Sommer über in Lauchſtedt ſpielten. Hier hatten wir ein auserleſenes Publicum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und ſo kamen wir denn jedesmal eingeübt in den beſten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommer-Vorſtellungen wiederholen. Dazu hatte das Weimariſche Publicum auf unſere Leitung Vertrauen und war immer, auch bey Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unſerm Thun und Laſſen eine höhere Abſicht zum Grunde liege."

„In den neunziger Jahren, fuhr Goethe fort, war die eigentliche Zeit meines Theater-Intereſſes ſchon vorüber und ich ſchrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epiſchen wenden. Schiller erweckte das ſchon erloſchene Intereſſe, und ihm und ſeinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil. In der Zeit meines Clavigo wäre es mir ein Leichtes geweſen, ein Dutzend Theaterſtücke zu ſchreiben; an Gegenſtänden fehlte es nicht und die Production ward mir leicht; ich hätte immer in acht Tagen ein

Stück machen können und es ärgert mich noch, daß ich es nicht gethan habe."

Mittwoch den 8. November 1826.

Goethe ſprach heute abermals mit Bewunderung über Lord Byron. „Ich habe, ſagte er, ſeinen Deformed Transformed wieder geleſen und muß ſagen, daß ſein Talent mir immer größer vorkommt. Sein Teufel iſt aus meinem Mephiſtopheles hervorgegangen, aber es iſt keine Nachahmung, es iſt alles durchaus originell und neu, und alles knapp, tüchtig und geiſtreich. Es iſt keine Stelle darin, die ſchwach wäre, nicht ſo viel Platz, um den Knopf einer Nadel hinzuſetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geiſt träfe. Ihm iſt nichts im Wege als das Hypochondriſche und Negative und er wäre ſo groß wie Shakſpeare und die Alten." Ich wunderte mich. „Ja, ſagte Goethe, Sie können es mir glauben, ich habe ihn von neuem ſtudirt und muß ihm dieß immer mehr zugeſtehen."

In einem früheren Geſpräche äußerte Goethe: „Lord Byron habe zu viel Empirie." Ich verſtand nicht recht, was er damit ſagen wollte, doch enthielt ich mich ihn zu fragen und dachte der Sache im Stillen nach. Es war aber durch Nachdenken nichts zu gewinnen und ich mußte warten, bis meine vorſchreitende Cultur oder

ein glücklicher Umſtand mir das Geheimniß aufſchließen möchte. Ein ſolcher führte ſich dadurch herbey, daß Abends im Theater eine treffliche Vorſtellung des Macbeth auf mich wirkte, und ich Tags darauf die Werke des Lord Byron in die Hände nahm, um ſeinen Beppo zu leſen. Nun wollte dieſes Gedicht auf den Macbeth mir nicht munden, und je weiter ich las, je mehr ging es mir auf, was Goethe bey jener Äußerung ſich mochte gedacht haben.

Im Macbeth hatte ein Geiſt auf mich gewirkt, der, groß, gewaltig und erhaben wie er war, von niemanden hatte ausgehen können als von Shakſpeare ſelbſt. Es war das Angeborene einer höher und tiefer begabten Natur, welche eben das Individuum, das ſie beſaß, vor allen auszeichnete und dadurch zum großen Dichter machte. Dasjenige, was zu dieſem Stück die Welt und Erfahrung gegeben, war dem poetiſchen Geiſte untergeordnet und diente nur, um dieſen reden und vorwalten zu laſſen. Der große Dichter herrſchte und hob uns an ſeine Seite hinauf zu der Höhe ſeiner Anſicht.

Beym Leſen des Beppo dagegen empfand ich das Vorherrſchen einer verruchten empiriſchen Welt, der ſich der Geiſt, der ſie uns vor die Sinne führt, gewiſſermaßen aſſociirt hatte. Nicht mehr der angeborene größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnete mir, ſondern des Dichters Denkungsweiſe ſchien durch ein häufiges Leben mit der Welt von gleichem

Schlage geworden zu ſeyn. Er erſchien in gleichem Niveau mit allen vornehmen geiſtreichen Weltleuten, von denen er ſich durch nichts auszeichnete als durch ſein großes Talent der Darſtellung, ſo daß er denn auch als ihr redendes Organ betrachtet werden konnte.

Und ſo empfand ich denn beym Leſen des Beppo: Lord Byron habe zu viel Empirie, und zwar nicht, weil er zu viel wirkliches Leben uns vor die Augen führte, ſondern weil ſeine höhere poetiſche Natur zu ſchweigen, ja von einer empiriſchen Denkungsweiſe ausgetrieben zu ſeyn ſchien.

Mittwoch den 29. November 1826.

Lord Byrons Deformed Transformed hatte ich nun auch geleſen und ſprach mit Goethe darüber nach Tiſch.

„Nicht wahr? ſagte er, die erſten Scenen ſind groß und zwar poetiſch groß. Das Übrige, wo es auseinander und zur Belagerung Rom's geht, will ich nicht als poetiſch rühmen, allein man muß geſtehen, daß es geiſtreich iſt.“

Im höchſten Grade, ſagte ich; aber es iſt keine Kunſt geiſtreich zu ſeyn, wenn man vor nichts Reſpect hat.

Goethe lachte. „Sie haben nicht ganz Unrecht,

ſagte er; man muß freilich zugeben, daß der Poet mehr ſagt als man möchte; er ſagt die Wahrheit, allein es wird einem nicht wohl dabey und man ſähe lieber, daß er den Mund hielt Es giebt Dinge in der Welt, die der Dichter beſſer überhüllet als aufdeckt; doch dieß iſt eben Byrons Character und man würde ihn vernichten, wenn man ihn anders wollte."

Ja, ſagte ich, im höchſten Grade geiſtreich iſt er. Wie trefflich iſt z. B. dieſe Stelle:

The Devil speaks truth much oftener than he's deemed,
He hath an ignorant audience.

„Das iſt freylich eben ſo groß und frey als mein Mephiſtopheles irgend etwas geſagt hat."

„Da wir vom Mephiſtopheles reden, fuhr Goethe fort, ſo will ich Ihnen doch etwas zeigen, was Goudray von Paris mitgebracht hat. Was ſagen Sie dazu?"

Er legte mir einen Steindruck vor, die Scenen darſtellend, wo Fauſt und Mephiſtopheles, um Gretchen aus dem Kerker zu befreyen, in der Nacht auf zwey Pferden an einem Hochgerichte vorbeyſauſen. Fauſt reitet ein ſchwarzes, das im geſtreckteſten Galopp ausgreift und ſich, ſo wie ſein Reiter, vor den Geſpenſtern unter dem Galgen zu fürchten ſcheint. Sie reiten ſo ſchnell, daß Fauſt Mühe hat ſich zu halten; die ſtark entgegen wirkende Luft hat ſeine Mütze entführt, die,

von dem Sturmriemen am Halſe gehalten, weit hinter ihm herfliegt. Er hat ſein furchtſam fragendes Geſicht dem Mephiſtopheles zugewendet und lauſcht auf deſſen Worte. Dieſer ſitzt ruhig, unangefochten, wie ein höheres Weſen. Er reitet kein lebendiges Pferd, denn er liebt nicht das Lebendige. Auch hat er es nicht vonnöthen, denn ſchon ſein Wollen bewegt ihn in der gewünſchteſten Schnelle. Er hat bloß ein Pferd, weil er einmal reitend gedacht werden muß; und da genügte es ihm, ein bloß noch in der Haut zuſammenhängendes Gerippe vom erſten beſten Anger aufzuraffen. Es iſt heller Farbe und ſcheint in der Dunkelheit der Nacht zu phosphoresciren. Es iſt weder gezügelt noch geſattelt, es geht ohne das. Der überirdiſche Reiter ſitzt leicht und nachläſſig im Geſpräch zu Fauſt gewendet; das entgegenwirkende Element der Luft iſt für ihn nicht da, er wie ſein Pferd empfinden nichts, es wird ihnen kein Haar bewegt.

Wir hatten an dieſer geiſtreichen Compoſition große Freude. „Da muß man doch geſtehen, ſagte Goethe, daß man es ſich ſelbſt nicht ſo vollkommen gedacht hat. Hier haben Sie ein anderes Blatt, was ſagen Sie zu dieſem! —“

Die wilde Trink-Scene in Auerbachs Keller ſah ich dargeſtellt, und zwar, als Quinteſſenz des Ganzen, den bedeutendſten Moment, wo der verſchüttete Wein als Flamme auflodert und die Beſtialität der Trinken-

den ſich auf die verſchiedenſte Weiſe kund giebt. Alles iſt Leidenſchaft und Bewegung und nur Mephiſtopheles bleibt in der gewohnten heiteren Ruhe. Das wilde Fluchen und Schreien und das gezuckte Meſſer des ihm zunächſt Stehenden ſind ihm nichts. Er hat ſich auf eine Tiſchecke geſetzt und baumelt mit den Beinen; ſein aufgehobener Finger iſt genug, um Flamme und Leidenſchaft zu dämpfen.

Jemehr man dieſes treffliche Bild betrachtete, deſtomehr fand man den großen Verſtand des Künſtlers, der keine Figur der andern gleich machte und in jeder eine andere Stufe der Handlung darſtellte.

„Herr Delacroix, ſagte Goethe, iſt ein großes Talent, das gerade am Fauſt die rechte Nahrung gefunden hat. Die Franzoſen tadeln an ihm ſeine Wildheit, allein hier kommt ſie ihm recht zu Statten. Er wird, wie man hofft, den ganzen Fauſt durchführen, und ich freue mich beſonders auf die Hexenküche und die Brockenſcenen. Man ſieht ihm an, daß er das Leben recht durchgemacht hat, wozu ihm denn eine Stadt wie Paris die beſte Gelegenheit geboten.“

Ich machte bemerklich, daß ſolche Bilder zum beſſeren Verſtehen des Gedichts ſehr viel beytrügen. „Das iſt keine Frage, ſagte Goethe, denn die vollkommnere Einbildungskraft eines ſolchen Künſtlers zwingt uns, die Situationen ſo gut zu denken, wie er ſie ſelber gedacht hat. Und wenn ich nun geſtehen muß, daß

Herr Delacroix meine eigene Vorſtellung bey Scenen übertroffen hat, die ich ſelber gemacht habe, um wie viel mehr werden nicht die Leſer alles lebendig und über ihre Imagination hinausgehend finden!“

Montag den 11 December 1826.

Ich fand Goethe in einer ſehr heiter aufgeregten Stimmung. „Alexander von Humboldt iſt dieſen Morgen einige Stunden bey mir geweſen, ſagte er mir ſehr belebt entgegen. Was iſt das für ein Mann! — Ich kenne ihn ſo lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erſtaunen. Man kann ſagen, er hat an Kenntniſſen und lebendigem Wiſſen nicht ſeines Gleichen. Und eine Vielſeitigkeit, wie ſie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen iſt! Wohin man rührt, er iſt überall zu Hauſe und überſchüttet uns mit geiſtigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerſchöpflich entgegenſtrömt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle ſchon, es wird mir ſeyn, als hätte ich Jahre verlebt.“

Mittwoch den 13. December 1826.

Über Tiſch lobten die Frauen ein Portrait eines jungen Malers. Und was bewundernswürdig iſt, fügten ſie hinzu, er hat alles von ſelbſt gelernt. Dieſes merkte man denn auch beſonders an den Händen, die nicht richtig und kunſtmäßig gezeichnet waren.

„Man ſieht, ſagte Goethe, der junge Mann hat Talent; allein daß er alles von ſelbſt gelernt hat, deßwegen ſoll man ihn nicht loben, ſondern ſchelten. Ein Talent wird nicht geboren, um ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben, ſondern ſich zur Kunſt und guten Meiſtern zu wenden, die denn etwas aus ihm machen. Ich habe dieſer Tage einen Brief von Mozart geleſen, wo er einem Baron, der ihm Compoſitionen zugeſendet hatte, etwa Folgendes ſchreibt: „Euch Dilettanten muß man ſchelten, denn es finden bey Euch gewöhnlich zwey Dinge Statt: entweder Ihr habt keine eigene Gedanken und da nehmet Ihr fremde; oder wenn Ihr eigene Gedanken habt, ſo wißt Ihr nicht damit umzugehen.“ Iſt das nicht himmliſch? und gilt dieſes große Wort, was Mozart von der Muſik ſagt, nicht von allen übrigen Künſten?“

Goethe fuhr fort: „Lenardo da Vinci ſagt: Wenn in euerm Sohn nicht der Sinn ſteckt, dasjenige, was

er zeichnet durch kräftige Schattirung ſo herauszuheben, daß man es mit Händen greifen möchte, ſo hat er kein Talent.“

„Und ferner ſagt Lenardo da Vinci: Wenn euer Sohn Perſpective und Anatomie völlig inne hat, ſo thut ihn zu einem guten Meiſter.“

„Und jetzt, ſagte Goethe, verſtehen unſere jungen Künſtler beydes kaum, wenn ſie ihre Meiſter verlaſſen. So ſehr haben ſich die Zeiten geändert.“

„Unſern jungen Malern, fuhr Goethe fort, fehlt es an Gemüth und Geiſt; ihre Erfindungen ſagen nichts und wirken nichts; ſie malen Schwerdter, die nicht hauen und Pfeile, die nicht treffen, und es dringt ſich mir oft auf, als wäre aller Geiſt aus der Welt verſchwunden.“

Und doch, verſetzte ich, ſollte man glauben, daß die großen kriegeriſchen Ereigniſſe der letzten Jahre den Geiſt aufgeregt hätten.

„Mehr Wollen, ſagte Goethe, haben ſie aufgeregt als Geiſt, und mehr politiſchen Geiſt als künſtleriſchen, und alle Naivetät und Sinnlichkeit iſt dagegen gänzlich verloren gegangen. Wie will aber ein Maler ohne dieſe beyden großen Erforderniſſe etwas machen, woran man Freude haben könnte.“

Ich ſagte, daß ich dieſer Tage in ſeiner Italieniſchen Reiſe von einem Bilde Correggio's geleſen, welches eine Entwöhnung darſtellt, wo das Kind Chriſtus auf dem Schooße der Maria zwiſchen der Mutterbruſt und einer

hingereichten Birne in Zweifel kommt und nicht weiß, welches von beyden es wählen ſoll.

„Ja, ſagte Goethe, das iſt ein Bildchen! da iſt Geiſt, Naivetät, Sinnlichkeit, alles bey einander. Und der heilige Gegenſtand iſt allgemein menſchlich geworden und gilt als Symbol für eine Lebensſtufe, die wir alle durchmachen. Ein ſolches Bild iſt ewig, weil es in die früheſten Zeiten der Menſchheit zurück- und in die künftigſten vorwärts greift. Wollte man dagegen den Chriſtus malen, wie er die Kindlein zu ſich kommen läßt, ſo wäre das ein Bild, welches gar nichts zu ſagen hätte, wenigſtens nichts von Bedeutung.“

„Ich habe nun, fuhr Goethe fort, der deutſchen Malerey über funfzig Jahre zugeſehen, ja nicht bloß zugeſehen, ſondern auch von meiner Seite einzuwirken geſucht, und kann jetzt ſo viel ſagen, daß, ſo wie alles jetzt ſteht, wenig zu erwarten iſt. Es muß ein großes Talent kommen, welches ſich alles Gute der Zeit ſogleich aneignet und dadurch alles übertrifft. Die Mittel ſind alle da, und die Wege gezeigt und gebahnt. Haben wir doch jetzt ſogar auch die Phidiaſſe vor Augen, woran in unſerer Jugend nicht zu denken war. Es fehlt jetzt, wie geſagt, weiter nichts als ein großes Talent, und dieſes, hoffe ich, wird kommen; es liegt vielleicht ſchon in der Wiege und Sie können ſeinen Glanz noch erleben.“

Mittwoch den 20. December 1826.

Ich erzählte Goethen nach Tiſch, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mir viele Freude gewähre. Ich hätte nämlich an einer brennenden Wachskerze bemerkt, daß der durchſichtige untere Theil der Flamme daſſelbe Phänomen zeige, als wodurch der blaue Himmel entſtehe, indem nämlich die Finſterniß durch ein erleuchtetes Trübe geſehen werde.

Ich fragte Goethe, ob er dieſes Phänomen der Kerze kenne und in ſeiner Farbenlehre aufgenommen habe. „Ohne Zweifel", ſagte er. Er nahm einen Band der Farbenlehre herunter und las mir die Paragraphen, wo ich denn alles beſchrieben fand, wie ich es geſehen. „Es iſt mir ſehr lieb, ſagte er, daß Ihnen dieſes Phänomen aufgegangen iſt, ohne es aus meiner Farbenlehre zu kennen; denn nun haben Sie es begriffen und können ſagen, daß Sie es beſitzen. Auch haben Sie dadurch einen Standpunct gefaßt, von welchem aus Sie zu den übrigen Phänomenen weiter gehen werden. Ich will Ihnen jetzt ſogleich ein neues zeigen."

Es mochte etwa vier Uhr ſeyn; es war ein bedeckter Himmel und im erſten Anfangen der Dämmerung. Goethe zündete ein Licht an und ging damit in die Nähe des Fenſters zu einem Tiſche. Er ſetzte das Licht auf einen weißen Bogen Papier und ſtellte ein Stäb-

chen darauf, ſo daß der Schein des Kerzenlichtes vom Stäbchen aus einen Schatten warf nach dem Lichte des Tages zu. „Nun, ſagte Goethe, was ſagen Sie zu dieſem Schatten?“ Der Schatten iſt blau, antwortete ich. „Da hätten Sie alſo das Blaue wieder, ſagte Goethe, aber auf dieſer andern Seite des Stäbchens nach der Kerze zu, was ſehen Sie da?“ Auch einen Schatten. „Aber von welcher Farbe?“ Der Schatten iſt ein röthliches Gelb, antwortete ich; doch wie entſteht dieſes doppelte Phänomen? „Das iſt nun Ihre Sache; ſagte Goethe; ſehen Sie zu, daß Sie es herausbringen. Zu finden iſt es, aber es iſt ſchwer. Sehen Sie nicht früher in meiner Farbenlehre nach, als bis Sie die Hoffnung aufgegeben haben, es ſelber herauszubringen.“ Ich verſprach dieſes mit vieler Freude.

„Das Phänomen am untern Theile der Kerze, fuhr Goethe fort, wo ein durchſichtiges Helle vor die Finſterniß tritt und die blaue Farbe hervorbringt, will ich Ihnen jetzt in vergrößertem Maße zeigen.“ Er nahm einen Löffel, goß Spiritus hinein und zündete ihn an. Da entſtand denn wieder ein durchſichtiges Helle, wodurch die Finſterniß blau erſchien. Wendete ich den brennenden Spiritus vor die Dunkelheit der Nacht, ſo nahm die Bläue an Kräftigkeit zu; hielt ich ihn gegen das Helle, ſo ſchwächte ſie ſich, oder verſchwand gänzlich.

Ich hatte meine Freude an dem Phänomen. „Ja,

ſagte Goethe, daß iſt eben das Große bey der Natur, daß ſie ſo einfach iſt, und daß ſie ihre größten Erſcheinungen immer im Kleinen wiederholt. Daſſelbe Geſetz, wodurch der Himmel blau iſt, ſieht man ebenfalls an dem untern Theil einer brennenden Kerze, am brennenden Spiritus, ſo wie an dem erleuchteten Rauch, der von einem Dorfe aufſteigt, hinter welchem ein dunkles Gebirge liegt."

Aber wie erklären die Schüler von Newton dieſes höchſt einfache Phänomen? fragte ich.

„Das müſſen Sie gar nicht wiſſen, antwortete Goethe. Es iſt gar zu dumm, und man glaubt nicht, welchen Schaden es einem guten Kopfe thut, wenn er ſich mit etwas Dummen befaßt. Bekümmern Sie ſich gar nicht um die Newtonianer, laſſen Sie ſich die reine Lehre genügen, und Sie werden ſich gut dabey ſtehen."

Die Beſchäftigung mit dem Verkehrten, ſagte ich, iſt vielleicht in dieſem Fall eben ſo unangenehm und ſchädlich, als wenn man ein ſchlechtes Trauerſpiel in ſich aufnehmen ſollte, um es nach allen ſeinen Theilen zu beleuchten und in ſeiner Blöße darzuſtellen.

„Es iſt ganz daſſelbe, ſagte Goethe, und man ſoll ſich ohne Noth nicht damit befaſſen. Ich ehre die Mathematik als die erhabenſte und nützlichſte Wiſſenſchaft, ſo lange man ſie da anwendet, wo ſie am Platze iſt; allein ich kann nicht loben, daß man ſie bey Dingen mißbrauchen will, die gar nicht in ihrem Bereich liegen,

und wo die edle Wiſſenſchaft ſogleich als Unſinn erſcheint. Und als ob alles nur dann exiſtirte, wenn es ſich mathematiſch beweiſen läßt. Es wäre doch thöricht, wenn jemand nicht an die Liebe ſeines Mädchens glauben wollte, weil ſie ihm ſolche nicht mathematiſch beweiſen kann! Ihre Mitgift kann ſie ihm mathematiſch beweiſen, aber nicht ihre Liebe. Haben doch auch die Mathematiker nicht die Metamorphoſe der Pflanze erfunden! Ich habe dieſes ohne die Mathematik vollbracht und die Mathematiker haben es müſſen gelten laſſen. Um die Phänomene der Farbenlehre zu begreifen gehört weiter nichts als ein reines Anſchauen und ein geſunder Kopf; allein beydes iſt freilich ſeltener als man glauben ſollte."

Wie ſtehen denn die jetzigen Franzoſen und Engländer zur Farbenlehre? fragte ich.

„Beyde Nationen, antwortete Goethe, haben ihre Avantagen und ihre Nachtheile. Bey den Engländern iſt es gut, daß ſie alles practiſch machen; aber ſie ſind Pedanten. Die Franzoſen ſind gute Köpfe, aber es ſoll bey ihnen alles poſitiv ſeyn, und wenn es nicht ſo iſt, ſo machen ſie es ſo. Doch ſie ſind in der Farbenlehre auf gutem Wege und Einer ihrer Beſten kommt nahe heran. Er ſagt: die Farbe ſey den Dingen angeſchaffen. Denn wie es in der Natur ein Säurendes gebe, ſo gebe es auch ein Färbendes. Damit ſind nun freylich die Phänomene nicht erklärt; allein er ſpielt doch den

Gegenſtand in die Natur hinein, und befreit ihn von der Einſchränkung der Mathematik."

Die Berliner Zeitungen wurden gebracht und Goethe ſetzte ſich, ſie zu leſen. Er reichte auch mir ein Blatt, und ich fand in den Theaternachrichten: daß man dort im Opernhauſe und Königlichen Theater eben ſo ſchlechte Stücke gebe als hier.

„Wie ſoll dieß auch anders ſeyn, ſagte Goethe. Es iſt freylich keine Frage, daß man nicht mit Hülfe der guten engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Stücke ein ſo gutes Repertoir zuſammen bringen ſollte, um jeden Abend ein gutes Stück geben zu können. Allein wo iſt das Bedürfniß in der Nation, immer ein gutes Stück zu ſehen? Die Zeit in welcher Aeſchylus, Sophocles und Euripides ſchrieben, war freilich eine ganz andere: ſie hatte den Geiſt hinter ſich und wollte nur immer das wirklich Größte und Beſte. Aber in unſerer ſchlechten Zeit, wo iſt denn da das Bedürfniß für das Beſte? Wo ſind die Organe es aufzunehmen?"

„Und dann, fuhr Goethe fort, man will etwas Neues! In Berlin wie in Paris, das Publicum iſt überall daſſelbe. Eine Unzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geſchrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis ſechs durchaus ſchlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entſchädiget wird."

„Das einzige Mittel, um jetzt ein deutſches Theater oben zu halten, ſind Gaſtrollen. Hätte ich jetzt noch die Leitung, ſo ſollte der ganze Winter mit trefflichen Gaſtſpielern beſetzt ſeyn. Dadurch würden nicht allein alle gute Stücke immer wieder zum Vorſchein kommen, ſondern das Intereſſe würde auch mehr von den Stücken ab auf das Spiel gelenkt; man könnte vergleich und urtheilen, das Publicum gewönne an Einſichten, und unſere eigenen Schauſpieler würden durch das bedeutende Spiel eines ausgezeichneten Gaſtes immer in Anregung und Nacheiferung erhalten. Wie geſagt: Gaſtrollen und immer Gaſtrollen, und ihr ſolltet über den Nutzen erſtaunen, der daraus für Theater und Publicum hervorgehen würde."

„Ich ſehe die Zeit kommen, wo ein geſcheidter, der Sache gewachſener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und ſie hin und her mit Gaſtrollen verſehen wird, und ich bin gewiß, daß er ſich beſſer bey dieſen vieren ſtehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte."

Mittwoch den 27. December 1826.

Dem Phänomen des blauen und gelben Schattens hatte ich nun zu Hauſe fleißig nachgedacht, und wiewohl es mir lange ein Räthſel blieb, ſo ging mir doch bey fortgeſetztem Beobachten ein Licht auf und ich ward

nach und nach überzeugt, das Phänomen begriffen zu haben.

Heute bey Tiſch ſagte ich Goethen, daß ich das Räthſel gelöſt. „Es wäre viel, ſagte Goethe; nach Tiſch ſollen Sie es mir machen.“ Ich will es lieber ſchreiben, ſagte ich, denn zu einer mündlichen Auseinanderſetzung fehlen mir leicht die richtigen Worte. „Sie mögen es ſpäter ſchreiben, ſagte Goethe, aber heute ſollen Sie es mir erſt vor meinen Augen machen und mir mündlich demonſtriren, damit ich ſehe, ob Sie im Rechten ſind,“

Nach Tiſch, wo es völlig helle war, fragte Goethe: „Können Sie jetzt das Experiment machen?“ Nein, ſagte ich. „Warum nicht?“ fragte Goethe. Es iſt noch zu helle, antwortete ich; es muß erſt ein wenig Dämmerung eintreten, damit das Kerzenlicht einen entſchiedenen Schatten werfe; doch muß es noch helle genug ſeyn, damit das Tageslicht dieſen erleuchten könne. „Hm! ſagte Goethe, das iſt nicht unrecht.“

Der Anfang der Abenddämmerung trat endlich ein und ich ſagte Goethen, daß es jetzt Zeit ſey. Er zündete die Wachskerze an und gab mir ein Blatt weißes Papier und ein Stäbchen. „Nun experimentiren und dociren Sie,“ ſagte er.

Ich ſtellte das Licht auf den Tiſch in die Nähe des Fenſters, legte das Blatt Papier in die Nähe des Lichtes, und als ich das Stäbchen auf die Mitte des Papiers zwiſchen Tages- und Kerzen-Licht ſetzte, war

das Phänomen in vollkommener Schönheit da. Der Schatten nach dem Lichte zu zeigte ſich entſchieden gelb, der andere, nach dem Fenſter zu, vollkommen blau.

„Nun, ſagte Göthe, wie entſteht zunächſt der blaue Schatten?“ Ehe ich dieſes erkläre, ſagte ich, will ich das Grundgeſetz ausſprechen, aus dem ich beyde Erſcheinungen ableite.

Licht und Finſterniß, ſagte ich, ſind keine Farben, ſondern ſie ſind zwey Extreme, in deren Mitte die Farben liegen und entſtehen, und zwar durch eine Modification von beyden.

Den Extremen Licht und Finſterniß zunächſt entſtehen die beyden Farben gelb und blau. Die gelbe an der Grenze des Lichtes, indem ich dieſes durch ein Getrübtes, die blaue an der Grenze der Finſterniß, indem ich dieſe durch ein erleuchtetes Durchſichtige betrachte.

Kommen wir nun, fuhr ich fort, zu unſerm Phänomen, ſo ſehen wir, daß das Stäbchen vermöge der Gewalt des Kerzenlichtes einen entſchiedenen Schatten wirft. Dieſer Schatten würde als ſchwarze Finſterniß erſcheinen, wenn ich die Läden ſchlöſſe und das Tageslicht abſperrte. Nun aber bringt durch die offenen Fenſter das Tageslicht frey herein und bildet ein erhelltes Medium, durch welches ich die Finſterniß des Schattens ſehe, und ſo entſteht denn, dem Geſetze gemäß, die blaue Farbe. Goethe lachte. „Das wäre der blaue, ſagte er; wie aber erklären Sie den gelben Schatten?“

Aus dem Geſetz des getrübten Lichtes, antwortete ich. Die brennende Kerze wirft auf das weiße Papier ein Licht, das ſchon einen leiſen Hauch vom Gelblichen hat. Der einwirkende Tag aber hat ſo viele Gewalt, um vom Stäbchen aus nach dem Kerzenlichte zu einen ſchwachen Schatten zu werfen, der, ſo weit er reicht, das Licht trübt, und ſo entſteht, dem Geſetze gemäß, die gelbe Farbe. Schwäche ich die Trübe, indem ich den Schatten dem Lichte möglichſt nahe bringe, ſo zeigt ſich ein reines Hellgelb; verſtärke ich aber die Trübe, indem ich den Schatten möglichſt vom Licht entferne, ſo verdunkelt ſich das Gelbe bis zum Röthlichen, zu Roth.

Goethe lachte wieder, und zwar ſehr geheimnißvoll. Nun? ſagte ich, habe ich Recht? „Sie haben das Phänomen recht gut geſehen und recht hübſch ausgeſprochen, antwortete Goethe, aber Sie haben es nicht erklärt. Ihre Erklärung iſt geſcheidt, ja ſogar geiſtreich, aber ſie iſt nicht die richtige.“

Nun ſo helfen Sie mir, ſagte ich, und löſen Sie mir das Räthſel, denn ich bin nun im höchſten Grade ungeduldig. „Sie ſollen es erfahren, ſagte Goethe, aber nicht heute, und nicht auf dieſem Wege. Ich will Ihnen nächſtens ein anderes Phänomen zeigen, durch welches Ihnen das Geſetz augenſcheinlich werden ſoll. Sie ſind nahe heran, und weiter iſt in dieſer Richtung nicht zu gelangen. Haben Sie aber das neue Geſetz begriffen, ſo ſind Sie in eine ganz andere Region ein-

geführt und über ſehr vieles hinaus. Kommen Sie einmal am Mittage bey heiterem Himmel ein Stündchen früher zu Tiſch, ſo will ich Ihnen ein deutlicher Phänomen zeigen, durch welches Sie daſſelbe Geſetz, welches dieſem zum Grunde liegt, ſogleich begreifen ſollen."

„Es iſt mir ſehr lieb, fuhr er fort, daß Sie für die Farbe dieſes Intereſſe haben; es wird Ihnen eine Quelle von unbeſchreiblichen Freuden werden."

Nachdem ich Goethe am Abend verlaſſen, konnte ich den Gedanken an das Phänomen nicht aus dem Kopfe bringen, ſo daß ich ſogar im Traume damit zu thun hatte. Aber auch in dieſem Zuſtande ſah ich nicht klarer und kam der Löſung des Räthſels um keinen Schritt näher.

„Mit meinen naturwiſſenſchaftlichen Heften, ſagte Goethe vor einiger Zeit, gehe ich auch langſam fort. Nicht weil ich glaube, die Wiſſenſchaft noch jetzt bedeutend fördern zu können; ſondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beſchäftigung mit der Natur iſt die unſchuldigſte. In äſthetiſcher Hinſicht iſt jetzt an gar keine Verbindung und Correſpondenz zu denken. Da wollen ſie

wiſſen, welche Stadt am Rhein bey meinem Hermann und Dorothea gemeint ſey! — Als ob es nicht beſſer wäre, ſich jede beliebige zu denken! — Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poeſie.“

1 8 2 7.

Mittwoch den 3. Januar 1827.

Heute bey Tiſch ſprachen wir über Cannings treffliche Rede für Portugal.

„Es gibt Leute, ſagte Goethe, die dieſe Rede grob nennen; aber dieſe Leute wiſſen nicht, was ſie wollen, es liegt in ihnen eine Sucht, alles Große zu frondiren. Es iſt keine Oppoſition, ſondern eine bloße Frondation. Sie müſſen etwas Großes haben, das ſie haſſen können. Als Napoleon noch in der Welt war, haßten ſie den, und ſie hatten an ihm eine gute Ableitung. Sodann als es mit dieſem aus war, frondirten ſie die heilige Allianz, und doch iſt nie etwas Größeres und für die Menſchheit Wohlthätigeres erfunden worden. Jetzt kommt die Reihe an Canning. Seine Rede für Portugal iſt das Product eines großen Bewußtſeyns. Er fühlt ſehr gut den Umfang ſeiner Gewalt und die Größe ſeiner Stellung und er hat Recht, daß er ſpricht, wie er ſich empfindet. Aber das können dieſe Sanscülotten nicht begreifen und was uns andern groß er-

cheint, erſcheint ihnen grob. Das Große iſt ihnen unbequem, ſie haben keine Ader es zu verehren, ſie können es nicht dulden."

Donnerstag Abend den 4. Januar 1827.

Goethe lobte ſehr die Gedichte von Victor Hugo. „Er iſt ein entſchiedenes Talent, ſagte er, auf den die deutſche Literatur Einfluß gehabt. Seine poetiſche Jugend iſt ihm leider durch die Pedanterie der claſſiſchen Partey verkümmert; doch jetzt hat er den Globe auf ſeiner Seite und ſo hat er gewonnen Spiel. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen. Er hat viel Objectives und erſcheint mir vollkommen ſo bedeutend als die Herren De Lamartine und Delavigne. Wenn ich ihn recht betrachte, ſo ſehe ich wohl, wo er und andere friſche Talente ſeines Gleichen herkommen. Von Chateaubriand kommen ſie her, der freylich ein ſehr bedeutendes rhetoriſch-poetiſches Talent iſt. Damit Sie nun aber ſehen, in welcher Art Victor Hugo ſchreibt, ſo leſen Sie nur dieß Gedicht über Napoleon: Les deux isles."

Goethe legte mir das Buch vor und ſtellte ſich an den Ofen. Ich las. „Hat er nicht treffliche Bilder? ſagte Goethe, und hat er ſeinen Gegenſtand nicht mit ſehr freyem Geiſte behandelt?" Er trat wieder zu mir.

„Sehen Sie nur dieſe Stelle, wie ſchön ſie iſt!“ Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft. „Das iſt ſchön! Denn das Bild iſt wahr, welches man in Gebirgen finden wird, wo man oft die Gewitter unter ſich hat und wo die Blitze von unten nach oben ſchlagen.“

Ich lobe an den Franzoſen, ſagte ich, daß ihre Poeſie nie den feſten Boden der Realität verläßt. Man kann die Gedichte in Proſa überſetzen und ihr Weſentliches wird bleiben.

„Das kommt daher, ſagte Goethe, die franzöſiſchen Dichter haben Kenntniſſe; dagegen denken die deutſchen Narren, ſie verlören ihr Talent, wenn ſie ſich um Kenntniſſe bemühten, obgleich jedes Talent ſich durch Kenntniſſe nähren muß und nur dadurch erſt zum Gebrauch ſeiner Kräfte gelangt. Doch wir wollen ſie gehen laſſen, man hilft ihnen doch nicht, und das wahrhafte Talent findet ſchon ſeinen Weg. Die vielen jungen Dichter, die jetzt ihr Weſen treiben, ſind gar keine rechten Talente; ſie beurkunden weiter nichts als ein Unvermögen, das durch die Höhe der deutſchen Literatur zur Productivität angereizt worden.“

„Daß die Franzoſen, fuhr Goethe fort, aus der Pedanterie zu einer freyeren Art in der Poeſie hervorgehen, iſt nicht zu verwundern. Diderot und ihm ähnliche Geiſter haben ſchon vor der Revolution dieſe Bahn zu brechen geſucht. Die Revolution ſelbſt ſodann, ſo-

wie die Zeit unter Napoleon ſind der Sache günſtig geweſen. Denn wenn auch die kriegeriſchen Jahre kein eigentlich poetiſches Intereſſe aufkommen ließen und alſo für den Augenblick den Muſen zuwider waren, ſo haben ſich doch in dieſer Zeit eine Menge freyer Geiſter gebildet, die nun im Frieden zur Beſinnung kommen und als bedeutende Talente hervortreten."

Ich fragte Goethe, ob die Partey der Claſſiker auch dem trefflichen Béranger entgegen geweſen? „Das Genre, worin Béranger dichtet, ſagte Goethe, iſt ein älteres, herkömmliches, woran man gewöhnt war; doch hat auch er ſich in manchen Dingen freyer bewegt als ſeine Vorgänger und iſt deßhalb von der pedantiſchen Partey angefeindet worden."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Malerey und auf den Schaden der alterthümelnden Schule. „Sie prätendiren kein Kenner zu ſeyn, ſagte Goethe, und doch will ich Ihnen ein Bild vorlegen, an welchem Ihnen, obgleich es von einem unſerer beſten jetzt lebenden deutſchen Maler gemacht worden, dennoch die bedeutendſten Verſtöße gegen die erſten Geſetze der Kunſt ſogleich in die Augen fallen ſollen. Sie werden ſehen, das Einzelne iſt hübſch gemacht, aber es wird Ihnen bey dem Ganzen nicht wohl werden, und Sie werden nicht wiſſen, was Sie daraus machen ſollen. Und zwar dieſes nicht, weil der Meiſter des Bildes kein hinreichendes Talent iſt, ſondern weil ſein Geiſt, der das Talent leiten ſoll, eben ſo ver-

finſtert iſt wie die Köpfe der übrigen alterthümelnden Maler, ſo daß er die vollkommenen Meiſter ignorirt und zu den unvollkommenen Vorgängern zurückgeht und dieſe zum Muſter nimmt."

„Raphael und ſeine Zeitgenoſſen waren aus einer beſchränkten Manier zur Natur und Freyheit durchgebrochen. Und ſtatt daß jetzige Künſtler Gott danken und dieſe Avantagen benutzen und auf dem trefflichen Wege fortgehen ſollten, kehren ſie wieder zur Beſchränktheit zurück. Es iſt zu arg und man kann dieſe Verfinſterung der Köpfe kaum begreifen. Und weil ſie nun auf dieſem Wege in der Kunſt ſelbſt keine Stütze haben, ſo ſuchen ſie ſolche in der Religion und Partey; denn ohne beydes würden ſie in ihrer Schwäche gar nicht beſtehen können."

„Es geht, fuhr Goethe fort, durch die ganze Kunſt eine Filiation. Sieht man einen großen Meiſter, ſo findet man immer, daß er das Gute ſeiner Vorgänger benutzte und daß eben dieſes ihn groß machte. Männer wie Raphael wachſen nicht aus dem Boden. Sie fußten auf der Antike und dem Beſten was vor ihnen gemacht worden. Hätten ſie die Avantagen ihrer Zeit nicht benutzt, ſo würde wenig von ihnen zu ſagen ſeyn."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die altdeutſche Poeſie; ich erinnerte an Flemming. „Flemming, ſagt Goethe, iſt ein recht hübſches Talent, ein wenig proſaiſch, bür-

gerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen. Es ist eigen, fuhr er fort, ich habe doch so mancherley gemacht und doch ist keins von allen meinen Gedichten, das im lutherischen Gesangbuch stehen könnte." Ich lachte und gab ihm Recht, indem ich mir sagte, daß in dieser wunderlichen Äußerung mehr liege als es den Anschein habe.

Sonntag Abend den 12. Januar 1827

Ich fand eine musikalische Abendunterhaltung bey Goethe, die ihm von der Familie Eberwein, nebst einigen Mitgliedern des Orchesters gewährt wurde. Unter den wenigen Zuhörern waren: der General-Superintendent Röhr, Hofrath Vogel und einige Damen. Goethe hatte gewünscht, das Quartett eines berühmten jungen Componisten zu hören, welches man zunächst ausführte. Der zwölfjährige Carl Eberwein spielte den Flügel zu Goethe's großer Zufriedenheit und in der That trefflich, so daß denn das Quartett in jeder Hinsicht gut executirt vorüberging.

„Es ist wunderlich, sagte Goethe, wohin die aufs höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Componisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus und man kann solchen Sachen aus

eigenem Geiſt und Herzen nichts mehr unterlegen. Wie iſt es Ihnen? mir bleibt alles in den Ohren hängen.“ Ich ſagte, daß es mir in dieſem Falle nicht beſſer gehe. „Doch das Allegro, fuhr Goethe fort, hatte Character. Dieſes ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blocksbergs vor Augen und ich fand alſo doch eine Anſchauung, die ich der wunderlichen Muſik ſupponiren konnte.“

Nach einer Pauſe, während welcher man ſich unterhielt und einige Erfriſchungen nahm, erſuchte Goethe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie ſang zunächſt nach Zelters Compoſition das ſchöne Lied: Um Mitternacht, welches den tiefſten Eindruck machte. „Das Lied bleibt ſchön, ſagte Goethe, ſo oft man es auch hört. Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüſtliches.“ Hierauf folgten einige Lieder aus der Fiſcherin, von Max Eberwein componirt. Der Erlkönig erhielt entſchiedenen Beyfall; ſodann die Arie: Ich hab's geſagt der guten Mutter erregte die allgemeine Äußerung: dieſe Compoſition erſcheine ſo gut getroffen, daß niemand ſie ſich anders denken könne. Goethe ſelbſt war im hohen Grade befriedigt.

Zum Schluß des ſchönen Abends ſang Madame Eberwein auf Goethe's Wunſch einige Lieder des Divans, nach den bekannten Compoſitionen ihres Gatten. Die Stelle: Juſſufs Reize möcht' ich borgen gefiel

Goethen ganz beſonders. „Eberwein, ſagte er zu mir, übertrifft ſich mitunter ſelber.“ Er bat ſodann noch um das Lied: Ach um deine feuchten Schwingen, welches gleichfalls die tiefſten Empfindungen anzuregen geeignet war.

Nachdem die Geſellſchaft gegangen, blieb ich noch einige Augenblicke mit Goethe allein. „Ich habe, ſagte er, dieſen Abend die Bemerkung gemacht, daß dieſe Lieder des Divans gar kein Verhältniß mehr zu mir haben. Sowohl was darin orientaliſch als was darin leidenſchaftlich iſt, hat aufgehört in mir fortzuleben; es iſt wie eine abgeſtreifte Schlangenhaut am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: Um Mitternacht hat ſein Verhältniß zu mir nicht verloren, es iſt von mir noch ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.“

„Es geht mir übrigens öfter mit meinen Sachen ſo, daß ſie mir gänzlich fremd werden. Ich las dieſer Tage etwas Franzöſiſches und dachte im Leſen: der Mann ſpricht geſcheidt genug, du würdeſt es ſelbſt nicht anders ſagen. Und als ich es genau beſehe, iſt es eine überſetzte Stelle aus meinen eigenen Schriften.“

Montag Abend den 15. Januar 1827.

Nach Vollendung der Helena hatte Goethe ſich im vergangenen Sommer zur Fortſetzung der Wanderjahre

gewendet. Von dem Vorrücken dieſer Arbeit erzählte er mir oft. „Um den vorhandenen Stoff beſſer zu benutzen, ſagte er mir eines Tags, habe ich den erſten Theil ganz aufgelöſet und werde nun ſo durch Vermiſchung des Alten und Neuen, zwey Theile bilden. Ich laſſe nun das Gedruckte ganz abſchreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, ſind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein ſolches Zeichen kommt, ſo dictire ich weitet und bin auf dieſe Weiſe genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu laſſen.“

Eines anderen Tages ſagte er mir ſo: „Das Gedruckte der Wanderjahre iſt nun ganz abgeſchrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, ſind mit blauem Papier ausgefüllt, ſo daß ich ſinnlich vor Augen habe, was noch zu thun iſt. So wie ich nun vorrücke, verſchwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude.“

Vor mehreren Wochen hörte ich nun von ſeinem Secretair, daß er an einer neuen Novelle arbeite; ich hielt mich daher Abends von Beſuchen zurück und begnügte mich, ihn bloß alle acht Tage bey Tiſch zu ſehen.

Dieſe Novelle war nun ſeit einiger Zeit vollendet und er legte mir dieſen Abend die erſten Bogen zur Anſicht vor.

Ich war beglückt und las bis zu der bedeutenden Stelle, wo Alle um den todten Tiger herumſtehen und

der Wärtel die Nachricht bringt, daß der Löwe oben an der Ruine ſich in die Sonne gelegt habe.

Während des Leſens hatte ich die außerordentliche Deutlichkeit zu bewundern, womit alle Gegenſtände bis auf die kleinſte Localität vor die Augen gebracht waren. Der Auszug zur Jagd, die Zeichnungen der alten Schloßruine, der Jahrmarkt, der Feldweg zur Ruine, alles trat entſchieden vor die Anſchauung, ſo daß man genöthiget war, ſich das Dargeſtellte gerade ſo zu denken, wie der Dichter es gewollt hatte. Zugleich war alles mit einer ſolchen Sicherheit, Beſonnenheit und Herrſchaft geſchrieben, daß man vom Künftigen nichts vorausahnen und keine Zeile weiter blicken konnte als man las.

Eure Excellenz, ſagte ich, müſſen nach einem ſehr beſtimmten Schema gearbeitet haben.

„Allerdings habe ich das, antwortete Goethe; ich wollte das Süjet ſchon vor dreyßig Jahren ausführen und ſeit der Zeit trage ich es im Kopfe. Nun ging es mir mit der Arbeit wunderlich. Damals, gleich nach Hermann und Dorothea, wollte ich den Gegenſtand in epiſcher Form und Herametern behandeln und hatte auch zu dieſem Zweck ein ausführliches Schema entworfen. Als ich nun jetzt das Süjet wieder vornehme, um es zu ſchreiben, kann ich jenes alte Schema nicht finden und bin alſo genöthigt, ein neues zu machen und zwar ganz gemäß der veränderten Form, die ich

jetzt dem Gegenſtande zu geben Willens war. Nun aber nach vollendeter Arbeit findet ſich jenes ältere Schema wieder und ich freue mich nun, daß ich es nicht früher in Händen gehabt, denn es würde mich nur verwirrt haben. Die Handlung und der Gang der Entwickelung war zwar unverändert, allein im Detail war es doch ein ganz anderes; es war ganz für eine epiſche Behandlung in Herametern gedacht und würde alſo für dieſe proſaiſche Darſtellung gar nicht anwendbar geweſen ſeyn."

Das Geſpräch lenkte ſich auf den Inhalt. Eine ſchöne Situation, ſagte ich, iſt die, wo Honorio, der Fürſtinn gegenüber, am todt ausgeſtreckten Tiger ſteht, die klagende weinende Frau mit dem Knaben herzugekommen iſt, und auch der Fürſt mit dem Jagdgefolge zu der ſeltſamen Gruppe ſo eben herbeyeilt. Das müßte ein treffliches Bild machen, und ich möchte es gemalt ſehen.

„Gewiß, ſagte Goethe, das wäre ein ſchönes Bild; — doch, fuhr er nach einigem Bedenken fort, der Gegenſtand wäre faſt zu reich und der Figuren zu viele, ſo daß die Gruppirung und Vertheilung von Licht und Schatten dem Künſtler ſehr ſchwer werden würde. Allein den früheren Moment, wo Honorio auf dem Tiger kniet und die Fürſtinn am Pferde gegenüber ſteht, habe ich mir wohl als Bild gedacht; und das wäre zu machen." Ich empfand, daß Goethe Recht hatte und

fügte hinzu, daß ja dieſer Moment auch eigentlich der Kern der ganzen Situation ſey, worauf alles ankomme.

Noch hatte ich an dem Geleſenen zu bemerken, daß dieſe Novelle von allen übrigen der Wanderjahre einen ganz verſchiedenen Character trage, indem darin Alles Darſtellung des Äußern, Alles real ſey, „Sie haben Recht, ſagte Goethe, Innerliches finden Sie in dem Geleſenen faſt gar nicht und in meinen übrigen Sachen iſt davon faſt zuviel.“

Nun bin ich neugierig zu erfahren, ſagte ich, wie man ſich des Löwen bemeiſtern wird; daß dieſes auf eine ganz andere Weiſe geſchehen werde, ahne ich faſt, doch das Wie iſt mir gänzlich verborgen. „Es wäre auch nicht gut, wenn Sie es ahneten, ſagte Goethe, und ich will es Ihnen heute nicht verrathen. Donnerstag Abend gebe ich Ihnen das Ende; bis dahin liegt der Löwe in der Sonne.“

Ich brachte das Geſpräch auf den zweyten Theil des Fauſt, insbeſondere auf die claſſiſche Walpurgisnacht, die nur noch in der Skizze dalag, und wovon Goethe mir vor einiger Zeit geſagt hatte, daß er ſie als Skizze wolle drucken laſſen. Nun hatte ich mir vorgenommen, Goethen zu rathen, dieſes nicht zu thun, denn ich fürchtete, ſie möchte, einmal gedruckt, für immer unausgeführt bleiben. Goethe mußte in der Zwiſchenzeit das bedacht haben, denn er kam mir ſogleich entgegen, indem er ſagte, daß er entſchloſſen ſey, jene Skizze nicht drucken

zu laſſen. Das iſt mir ſehr lieb, ſagte ich, denn nun habe ich doch die Hoffnung, daß Sie ſie ausführen werden. „In einem Vierteljahre, ſagte er, wäre es gethan, allein woher will die Ruhe kommen! Der Tag macht gar zu viele Anſprüche an mich; es hält ſchwer, mich ſo ſehr abzuſondern und zu iſoliren. Dieſen Morgen war der Erbgroßherzog bey mir, auf morgen Mittag hat ſich die Großherzogin melden laſſen. Ich habe ſolche Beſuche als eine hohe Gnade zu ſchätzen, ſie verſchönern mein Leben; allein ſie nehmen doch mein Inneres in Anſpruch, ich muß doch bedenken, was ich dieſen hohen Perſonen immer Neues vorlegen und wie ich ſie würdig unterhalten will."

Und doch, ſagte ich, haben Sie vorigen Winter die Helena vollendet, und Sie waren doch nicht weniger geſtört als jetzt. „Freylich, ſagte Goethe, es geht auch, und muß auch gehen, allein es iſt ſchwer." Es iſt nur gut, ſagte ich, daß Sie ein ſo ausführliches Schema haben. „Das Schema iſt wohl da, ſagte Goethe, allein das Schwierigſte iſt noch zu thun; und bey der Ausführung hängt doch Alles gar zu ſehr vom Glück ab. Die claſſiſche Walpurgisnacht muß in Reimen geſchrieben werden und doch muß alles einen antiken Character tragen. Eine ſolche Versart zu finden iſt nicht leicht. Und nun den Dialog!" — Iſt denn der nicht im Schema mit erfunden? ſagte ich. „Wohl das Was, antwortete Goethe, aber nicht das Wie. Und dann

bedenken Sie nur, was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fauſts Rede an die Proſerpina, um dieſe zu bewegen, daß ſie die Helena herausgiebt, was muß das nicht für eine Rede ſeyn, da die Proſerpina ſelbſt zu Thränen davon gerührt wird! — Dieſes alles iſt nicht leicht zu machen und hängt ſehr viel vom Glück ab, ja faſt ganz von der Stimmung und Kraft des Augenblicks."

Mittwoch den 17. Januar 1827.

In der letzten Zeit, wo Goethe ſich mitunter nicht ganz wohl befand, hatten wir in ſeiner nach dem Garten gehenden Arbeitsſtube gegeſſen. Heute war wieder in dem ſogenannten Urbino-Zimmer gedeckt, welches ich als ein gutes Zeichen nahm. Als ich hereintrat, fand ich Goethe und ſeinen Sohn; beyde bewillkommten mich freundlich in ihrer naiven liebevollen Art; Goethe ſelbſt ſchien in der heiterſten Stimmung, wie dieſes an ſeinem höchſt belebten Geſicht zu bemerken war. Durch die offene Thür des angrenzenden ſogenannten Decken-Zimmers ſah ich, über einen großen Kupferſtich gebogen, den Herrn Canzler von Müller; er trat bald zu uns herein und ich freute mich, ihn als angenehme Tiſchgeſellſchaft zu begrüßen. Frau von Goethe wurde noch erwartet, doch ſetzten wir uns vorläufig zu Tiſch. Es

ward mit Bewunderung von dem Kupferſtich geſprochen und Goethe erzählte mir, es ſey ein Werk des berühmten Gérard in Paris, womit dieſer ihm in den letzten Tagen ein Geſchenk gemacht. „Gehen Sie geſchwind hin, fügte er hinzu, und nehmen Sie noch ein paar Augenvoll, ehe die Suppe kommt.“

Ich that nach ſeinem Wunſch und meiner Neigung; ich freute mich an dem Anblick des bewundernswürdigen Werkes, nicht weniger an der Unterſchrift des Malers, wodurch er es Goethen als einen Beweis ſeiner Achtung zueignet. Ich konnte jedoch nicht lange betrachten, Frau v. Goethe trat herein und ich eilte nach meinem Platz zurück. „Nicht wahr? ſagte Goethe, das iſt etwas Großes! Man kann es Tage- und Wochenlang ſtudiren, ehe man die reichen Gedanken und Vollkommenheiten alle herausfindet. Dieſes, ſagte er, ſoll Ihnen auf andere Tage vorbehalten bleiben.“

Wir waren bey Tiſch ſehr heiter. Der Canzler theilte einen Brief eines bedeutenden Mannes aus Paris mit, der zur Zeit der franzöſiſchen Occupation als Geſandter hier einen ſchweren Poſten behauptet und von jener Zeit her mit Weimar ein freundliches Verhältniß fortgeſetzt hatte. Er gedachte des Großherzogs und Goethe's und pries Weimar glücklich, wo das Genie mit der höchſten Gewalt ein ſo vertrautes Verhältniß haben könne.

Frau von Goethe brachte in die Unterhaltung große

Anmuth. Es war von einigen Anſchaffungen die Rede, womit ſie den jungen Goethe neckte und wozu dieſer ſich nicht verſtehen wollte. „Man muß den ſchönen Frauen nicht gar zu viel angewöhnen, ſagte Goethe, denn ſie gehen leicht ins Grenzenloſe. Napoleon erhielt noch auf Elba Rechnungen von Putzmacherinnen, die er bezahlen ſollte. Doch mochte er in ſolchen Dingen leicht zu wenig thun als zu viel. Früher in den Tuilerien wurden einſt in ſeinem Beyſeyn ſeiner Gemahlin von einem Modehändler koſtbare Sachen präſentirt. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verſtehen, daß er doch wenig in dieſer Hinſicht für ſeine Gemahlin thue. Hierauf ſagte Napoleon kein Wort, aber er ſah ihn mit einem ſolchen Blick an, daß der Mann ſeine Sachen ſogleich zuſammenpackte und ſich nie wieder ſehen ließ.“ — That er dieſes als Conſul? fragte Frau von Goethe. „Wahrſcheinlich als Kaiſer, antwortete Goethe, denn ſonſt wäre ſein Blick wohl nicht ſo furchtbar geweſen. Aber ich muß über den Mann lachen, dem der Blick in die Glieder fuhr und der ſich wahrſcheinlich ſchon geköpft oder erſchoſſen ſah.“

Wir waren in der heiterſten Laune und ſprachen über Napoleon weiter fort. Ich möchte, ſagte der junge Goethe, alle ſeine Thaten in trefflichen Gemälden oder Kupferſtichen beſitzen und damit ein großes Zimmer decoriren. „Das müßte ſehr groß ſeyn, erwiederte Goethe,

und doch würden die Bilder nicht hineingehen, ſo groß ſind ſeine Thaten."

Der Canzler brachte Ludens Geſchichte der Deutſchen ins Geſpräch, und ich hatte zu bewundern, mit welcher Gewandtheit und Eindringlichkeit der junge Goethe dasjenige, was öffentliche Blätter an dem Buche zu tadeln gefunden, aus der Zeit, in der es geſchrieben, und den nationalen Empfindungen und Rückſichten die dabey in dem Verfaſſer gelebt, herzuleiten wußte. Es ergab ſich, daß Napoleons Kriege erſt jene des Cäſars aufgeſchloſſen. „Früher, ſagte Goethe, war Cäſars Buch freylich nicht viel mehr als ein bloßes Exercitium gelehrter Schulen."

Von der altdeutſchen Zeit kam das Geſpräch auf die gothiſche. Es war von einem Bücherſchranke die Rede, der einen gothiſchen Character habe; ſodann kam man auf den neueſten Geſchmack, ganze Zimmer in altdeutſcher und gothiſcher Art einzurichten und in einer ſolchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hauſe, ſagte Goethe, wo ſo viele Zimmer ſind, daß man einige derſelben leer ſtehen läßt und im ganzen Jahr vielleicht nur drey, vier Mal hineinkommt, mag eine ſolche Liebhaberey hingehen und man mag auch ein gothiſches Zimmer haben, ſo wie ich es ganz hübſch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chineſiſches hat. Allein ſein Wohnzimmer mit ſo fremder und veralteter Umgebung auszuſtaffiren, kann ich

gar nicht loben. Es iſt immer eine Art von Maskerade, die auf die Länge in keiner Hinſicht wohl thun kann, vielmehr auf den Menſchen, der ſich damit befaßt, einen nachtheiligen Einfluß haben muß. Denn ſo etwas ſteht im Widerſpruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir geſetzt ſind, und wie es aus einer leeren und hohlen Geſinnungs- und Denkungsweiſe hervorgeht, ſo wird es darin beſtärken. Es mag wohl einer an einem luſtigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menſchen halten, der ein ganzes Jahr ſich in einer ſolchen Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, daß er entweder ſchon verrückt ſey, oder daß er doch die größte Anlage habe, es ſehr bald zu werden."

Wir fanden Goethe's Worte über einen ſo ſehr ins Leben eingreifenden Gegenſtand durchaus überzeugend, und da keiner der Anweſenden etwas davon als leiſen Vorwurf auf ſich ſelbſt beziehen konnte, ſo fühlten wir ihre Wahrheit in der heiterſten Stimmung.

Das Geſpräch lenkte ſich auf das Theater und Goethe neckte mich, daß ich am letzten Montag Abend es ihm geopfert. „Er iſt nun drey Jahre hier, ſagte er zu den Übrigen gewendet, und dieß iſt der erſte Abend, wo er mir zu Liebe im Theater gefehlt hat; ich muß ihm das hoch anrechnen. Ich hatte ihn eingeladen und er hatte verſprochen zu kommen, aber doch zweifelte ich, daß er Wort halten würde, beſonders als

es halb ſieben ſchlug und er noch nicht da war. Ja ich hätte mich ſogar gefreut, wenn er nicht gekommen wäre; ich hätte doch ſagen können: da iſt ein ganz verrückter Menſch, dem das Theater über ſeine liebſten Freunde geht und der ſich durch nichts von ſeiner hartnäckigen Neigung abwenden läßt. Aber ich habe Sie auch entſchädigt! Nicht wahr? Habe ich Ihnen nicht ſchöne Sachen vorgelegt?" Goethe zielte mit dieſen Worten auf die neue Novelle.

Wir ſprachen ſodann über Schillers Fiesko, der am letzten Sonnabend war gegeben worden. Ich habe das Stück zum erſten Male geſehen, ſagte ich, und es hat mich nun ſehr beſchäftigt ob man nicht die ganz rohen Scenen mildern könnte; allein ich finde, daß ſich wenig daran thun läßt, ohne den Character des Ganzen zu verletzen.

„Sie haben ganz Recht, es geht nicht, erwiederte Goethe, Schiller hat ſehr oft mit mir darüber geſprochen, denn er ſelbſt konnte ſeine erſten Stücke nicht leiden und er ließ ſie, während wir am Theater waren, nie ſpielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gerne jene drey gewaltſamen Erſtlinge dem Repertoir gewonnen. Es wollte aber nicht gehen, es war alles zu ſehr mit einander verwachſen, ſo daß Schiller ſelbſt an dem Unternehmen verzweifelte und ſich genöthigt ſah, ſeinen Vorſatz aufzugeben und die Stücke zu laſſen wie ſie waren."

Es iſt Schade darum, ſagte ich, denn troz aller Rohheiten ſind ſie mir doch tauſendmal lieber, als die ſchwachen, weichen, forcirten und unnatürlichen Stücke einiger unſerer neueſten Tragiker. Bey Schiller ſpricht doch immer ein grandioſer Geiſt und Character.

„Das wollte ich meinen, ſagte Goethe. Schiller mochte ſich ſtellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bey weitem größer herauskam als das Beſte dieſer Neueren; ja wenn Schiller ſich die Nägel beſchnitt, war er größer als dieſe Herren.“

Wir lachten und freuten uns des gewaltigen Gleichniſſes.

„Aber ich habe doch Perſonen gekannt, fuhr Goethe fort, die ſich über die erſten Stücke Schillers gar nicht zufrieden geben konnten. Eines Sommers in einem Bade, ging ich durch einen eingeſchloſſenen ſehr ſchmalen Weg der zu einer Mühle führte. Es begegnete mir der Fürſt *** und da in demſelben Augenblick einige mit Mehlſäcken beladene Maulthiere auf uns zukamen, ſo mußten wir ausweichen und in ein kleines Haus treten. Hier, in einem engen Stübchen, geriethen wir nach Art dieſes Fürſten ſogleich in tiefe Geſpräche über göttliche und menſchliche Dinge; wir kamen auch auf Schillers Räuber und der Fürſt äußerte ſich folgendermaßen: „Wäre ich Gott geweſen, ſagte er, im Begriff die Welt zu erſchaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgeſehen, daß Schillers Räuber darin würden ge-

ſchrieben werden, ich hätte die Welt nicht erſchaffen.“ Wir mußten lachen. „Was ſagen Sie dazu, ſagte Goethe, das war doch eine Abneigung, die ein wenig weit ging, und die man ſich kaum erklären konnte.“

Von dieſer Abneigung, verſetzte ich, haben dagegen unſere jungen Leute, beſonders unſere Studenten, gar nichts. Die trefflichſten, reifſten Stücke von Schiller und Anderen können gegeben werden und man ſieht von jungen Leuten und Studirenden wenige oder gar keine im Theater; aber man gebe Schillers Räuber oder Schillers Fiesko und das Haus iſt faſt allein von Studenten gefüllt. „Das war, verſetzte Goethe, vor funfzig Jahren wie jetzt und wird auch wahrſcheinlich nach funfzig Jahren nicht anders ſeyn. Was ein junger Menſch geſchrieben hat, wird auch wieder am beſten von jungen Leuten genoſſen werden. Und dann denke man nicht, daß die Welt ſo ſehr in der Cultur und gutem Geſchmack vorſchritte, daß ſelbſt die Jugend ſchon über eine ſolche rohere Epoche hinaus wäre! Wenn auch die Welt im Ganzen vorſchreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Welt-Cultur durchmachen. Mich irritirt das nicht mehr und ich habe längſt einen Vers darauf gemacht, der ſo lautet:

Johannisfeuer ſey unverwehrt.
Die Freude nie verloren!
Weſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Ich brauche nur zum Fenſter hinauszuſehen, um in ſtraßenkehrenden Beſen und herumlaufenden Kindern die Symbole der ſich ewig abnutzenden und immer ſich verjüngenden Welt beſtändig vor Augen zu haben. Kinderſpiele und Jugend-Vergnügungen erhalten ſich daher und pflanzen ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort; denn ſo abſurd ſie auch einem reiferen Alter erſcheinen mögen, Kinder bleiben doch immer Kinder und ſind ſich zu allen Zeiten ähnlich. Deßhalb ſoll man auch die Johannisfeuer nicht verbieten und den lieben Kindern die Freude daran nicht verderben."

Unter ſolchen und ähnlichen heiteren Unterhaltungen gingen die Stunden des Tiſches ſchnell vorüber. Wir jüngeren Leute gingen ſodann hinauf in die obern Zimmer, während der Canzler bey Goethe blieb.

Donnerstag Abend den 18. Januar 1827.

Auf dieſen Abend hatte Goethe mir den Schluß der Novelle verſprochen. Ich ging halb ſieben Uhr zu ihm und fand ihn in ſeiner traulichen Arbeitsſtube allein. Ich ſetzte mich zu ihm an den Tiſch und nachdem wir die nächſten Tagesereigniſſe beſprochen hatten, ſtand Goethe auf und gab mir die erwünſchten letzten Bogen. „Da leſen Sie den Schluß", ſagte er. Ich begann. Goethe ging derweile im Zimmer auf und ab und und ſtand

abwechſelnd am Ofen. Ich las wie gewöhnlich leiſe für mich.

Die Bogen des letzten Abends hatten damit geſchloſſen, daß der Löwe außerhalb der Ringmauer der alten Ruine am Fuße einer hundertjährigen Buche in der Sonne liege und daß man Anſtalten mache, ſich ſeiner zu bemächtigen. Der Fürſt will die Jäger nach ihm ausſenden, der Fremdling aber bittet ſeines Löwen zu ſchonen, indem er gewiß ſey, ihn durch ſanftere Mittel in den eiſernen Käfich zurückzuſchaffen. Dieſes Kind, ſagt er, wird durch liebliche Lieder und den Ton ſeiner ſüßen Flöte das Werk vollbringen. Der Fürſt giebt es zu und nachdem er die nöthigen Vorſichtsmaßregeln angeordnet, reitet er mit den Seinigen in die Stadt zurück. Honorio mit einer Anzahl Jäger beſetzt den Hohlweg, um den Löwen, im Fall er herabkäme, durch ein anzuzündendes Feuer zurückzuſcheuchen. Mutter und Kind, vom Schloßwärtel geführt, ſteigen die Ruine hinan, an deren anderen Seite, an der Ringmauer, der Löwe liegt.

Das gewaltige Thier in den geräumigen Schloßhof hereinzulocken iſt die Abſicht. Mutter und Wärtel verbergen ſich oben in dem halbverfallenen Ritterſaale, das Kind allein geht durch die dunkele Maueröffnung des Hofes zum Löwen hinaus. Eine erwartungsvolle Pauſe tritt ein, man weiß nicht, was aus dem Kinde wird, die Töne ſeiner Flöte verſtummen. Der Wärtel macht

ſich Vorwürfe, daß er nicht mitgegangen; die Mutter iſt ruhig.

Endlich hört man die Töne der Flöte wieder; man hört ſie näher und näher, das Kind tritt durch die Maueröffnung wieder in den Schloßhof herein, der Löwe folgſam mit ſchwerem Gange geht hinter ihm her. Sie ziehen einmal im Hofe herum, dann ſetzt ſich das Kind in eine ſonnige Stelle, der Löwe läßt ſich friedlich bey ihm nieder und legt die eine ſeiner ſchweren Tatzen dem Kinde auf den Schooß. Ein Dorn hat ſich hineingetreten, der Knabe zieht ihn heraus und nimmt ſein ſeidenes Tüchlein vom Halſe und verbindet damit die Tatze.

Mutter und Wärtel, welche der ganzen Scene von oben aus dem Ritterſaale zuſehen, ſind aufs höchſte beglückt. Der Löwe iſt in Sicherheit und gezähmt, und wie das Kind, abwechſelnd mit ſeinen Tönen der Flöte, zur Beſchwichtigung des Unthieres hin und wieder liebliche fromme Lieder hat hören laſſen, ſo beſchließt auch das Kind ſingend mit folgenden Verſen die Novelle:

Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie
Ihn des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Nicht ohne Rührung hatte ich die Handlung des Schluſſes leſen können. Doch wußte ich nicht, was ich ſagen ſollte, ich war überraſcht aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einſam, zu ideal, zu lyriſch und als hätten wenigſtens Einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abſchließend, dem Ende mehr Breite geben ſollen.

Goethe merkte, daß ich einen Zweifel im Herzen hatte und ſuchte mich ins Gleiche zu bringen. „Hätte ich, ſagte er, einige der übrigen Figuren am Ende wieder hervortreten laſſen, ſo wäre der Schluß proſaiſch geworden. Und was ſollten ſie handeln und ſagen, da Alles abgethan war? Der Fürſt mit den Seinigen iſt in die Stadt geritten, wo ſeine Hülfe nöthig ſeyn wird; Honorio, ſobald er hört, daß der Löwe oben in Sicherheit iſt, wird mit ſeinen Jägern folgen; der Mann aber wird ſehr bald mit dem eiſernen Käfich aus der Stadt da ſeyn und den Löwen darin zurückführen. Dieſes ſind alles Dinge, die man voraus ſieht und die deßhalb nicht geſagt und ausgeführt werden müſſen. Thäte man es, ſo würde man proſaiſch werden.“

„Aber ein ideeller, ja lyriſcher Schluß war nöthig und mußte folgen; denn nach der pathetiſchen Rede des Mannes, die ſchon poetiſche Proſa iſt, mußte eine Steigerung kommen, ich mußte zur lyriſchen Poeſie, ja zum Liede ſelbſt übergehen.“

„Um für den Gang dieſer Novelle ein Gleichniß zu

haben, fuhr Goethe fort, ſo denken Sie ſich aus der Wurzel hervorſchießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem ſtarken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. — Die Blume war unerwartet, überraſchend, aber ſie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für ſie da und wäre ohne ſie nicht der Mühe werth geweſen."

Bey dieſen Worten athmete ich leicht auf, es fiel mir wie Schuppen vom Auge, und eine Ahndung von der Trefflichkeit dieſer wunderbaren Compoſition fing an ſich in mir zu regen.

Goethe fuhr fort. „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft beſſer durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieſer Novelle, und dieſes ſchöne Ziel, welches ſich im Kinde und Löwen darſtellt, reizte mich zur Ausführung. Dieß iſt das Ideelle, dieß die Blume. Und das grüne Blätterwerk der durchaus realen Expoſition iſt nur dieſerwegen da und nur dieſerwegen etwas werth. Denn was ſoll das Reale an ſich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargeſtellt iſt, ja es kann uns auch von gewiſſen Dingen eine deutlichere Erkenntniß geben; aber der eigentliche Gewinn für unſere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging."

Wie ſehr Goethe Recht hatte, empfand ich lebhaft,

da der Schluß ſeiner Novelle noch in mir fortwirkte und eine Stimmung von Frömmigkeit in mir hervorgebracht hatte, wie ich ſie lange nicht in dem Grade empfunden. Wie rein und innig, dachte ich bey mir ſelbſt, müſſen doch in einem ſo hohen Alter noch die Gefühle des Dichters ſeyn, daß er etwas ſo Schönes hat machen können! Ich enthielt mich nicht, mich darüber gegen Goethe auszuſprechen, ſo wie überhaupt mich zu freuen, daß dieſe in ihrer Art einzige Production doch nun exiſtire.

„Es iſt mir lieb, ſagte Goethe, wenn Sie zufrieden ſind, und ich freue mich nun ſelbſt, daß ich einen Gegenſtand, den ich ſeit dreyßig Jahren in mir herumgetragen, nun endlich los bin. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben mittheilte, riethen mir ab, weil ſie nicht wiſſen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er ſeinem Gegenſtande zu geben fähig iſt. Man ſoll daher nie jemanden fragen, wenn man etwas ſchreiben will. Hätte Schiller mich vor ſeinem Wallenſtein gefragt, ob er ihn ſchreiben ſolle, ich hätte ihm ſicherlich abgerathen, denn ich hätte nie denken können, daß aus ſolchem Gegenſtande überall ein ſo treffliches Theaterſtück wäre zu machen geweſen. Schiller war gegen eine Behandlung meines Gegenſtandes in Hexametern, wie ich es damals gleich nach Hermann und Dorothea willens war; er rieth zu den achtzeiligen Stanzen. Sie

ſehen aber wohl, daß ich mit der Proſa jetzt am beſten gefahren bin. Denn es kam ſehr auf genaue Zeichnung der Localität an, wobey man doch in ſolchen Reimen wäre genirt geweſen. Und dann ließ ſich auch der anfänglich ganz reale und am Schluß ganz ideelle Character der Novelle in Proſa am beſten geben, ſo wie ſich auch die Liederchen jetzt gar hübſch ausnehmen, welches doch ſo wenig in Hexametern, als in den achtzeiligen Reimen möglich geweſen wäre."

Die übrigen einzelnen Erzählungen und Novellen der Wanderjahre kamen zur Sprache und es ward bemerkt, daß jede ſich von der andern durch einen beſonderen Character und Ton unterſcheide.

„Woher dieſes entſtanden, ſagte Goethe, will ich Ihnen erklären. Ich ging dabey zu Werke wie ein Maler, der bey gewiſſen Gegenſtänden gewiſſe Farben vermeidet und gewiſſe andere dagegen vorwalten läßt. Er wird z. B. bey einer Morgenlandſchaft viel Blau auf ſeine Palette ſetzen, aber wenig Gelb. Malt er dagegen einen Abend, ſo wird er viel Gelb nehmen und die blaue Farbe faſt ganz fehlen laſſen. Auf eine ähnliche Weiſe verfuhr ich bey meinen verſchiedenartigen ſchriftſtelleriſchen Productionen und wenn man ihnen einen verſchiedenen Character zugeſteht, ſo mag es daher rühren."

Ich dachte bey mir, daß dieß eine höchſt kluge Maxime ſey und freute mich, daß Goethe ſie ausgeſprochen.

Sodann hatte ich, vorzüglich bey dieſer letzten Novelle, noch das Detail zu bewundern, womit beſonders das Landſchaftliche dargeſtellt war.

„Ich habe, ſagte Goethe, niemals die Natur poetiſcher Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein früheres Landſchaftszeichnen und dann mein ſpäteres Naturforſchen mich zu einem beſtändigen genauen Anſehen der natürlichen Gegenſtände trieb, ſo habe ich die Natur bis in ihre kleinſten Details nach und nach auswendig gelernt, dergeſtalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote ſteht und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle. In Schillern lag dieſes Naturbetrachten nicht. Was in ſeinem Tell von Schweizerlocalität iſt, habe ich ihm alles erzählt; aber er war ein ſo bewundernswürdiger Geiſt, daß er ſelbſt nach ſolchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte.“

Das Geſpräch lenkte ſich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schillers eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt ſich ſagen, daß er ſo wenig in der deutſchen als einer andern Literatur ſeines Gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiſte; doch dieſer iſt ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne geſehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern ſollen, was er zu einem ſo verwandten

Geiſte würde geſagt haben. Ob wohl Byron bey Schillers Leben ſchon etwas publicirt hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit ſagen. Goethe nahm daher das Converſations-Lexicon und las den Artikel über Byron vor, wobey er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuſchalten. Es fand ſich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken laſſen und daß alſo Schiller nichts von ihm geſehen.

„Durch Schillers alle Werke, fuhr Goethe fort, geht die Idee von Freyheit, und dieſe Idee nahm eine andere Geſtalt an, ſo wie Schiller in ſeiner Cultur weiter ging und ſelbſt ein Anderer wurde. In ſeiner Jugend war es die phyſiſche Freyheit, die ihm zu ſchaffen machte und die in ſeine Dichtungen überging; in ſeinem ſpätern Leben die ideelle."

„Es iſt mit der Freyheit ein wunderlich Ding und jeder hat leicht genug, wenn er ſich nur zu begnügen und zu finden weiß. Und was hilft uns ein Überfluß von Freyheit, die wir nicht gebrauchen können! Sehen Sie dieſes Zimmer und dieſe angrenzende Kammer, in der Sie durch die offene Thür mein Bette ſehen, beyde ſind nicht groß, ſie ſind ohnedieß durch vielerley Bedarf, Bücher, Manuſcripte und Kunſtſachen eingeengt, aber ſie ſind mir genug, ich habe den ganzen Winter darin gewohnt und meine vorderen Zimmer faſt nicht betreten. Was habe ich nun von meinem geräumigen

Hauſe gehabt und von der Freyheit von einem Zimmer ins andere zu gehen, da ich nicht das Bedürfniß hatte, ſie zu benutzen!"

„Hat einer nur ſo viel Freyheit, um geſund zu leben und ſein Gewerbe zu treiben, ſo hat er genug, und ſo viel hat leicht ein jeder. Und dann ſind wir alle nur frey unter gewiſſen Bedingungen, die wir erfüllen müſſen. Der Bürger iſt ſo frey wie der Adeliche, ſobald er ſich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch ſeinen Stand, worin er geboren, angewieſen. Der Adeliche iſt ſo frey wie der Fürſt; denn wenn er bey Hofe nur das wenige Ceremoniel beobachtet, ſo darf er ſich als ſeines Gleichen fühlen. Nicht das macht frey, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern eben daß wir etwas verehren, das über uns iſt. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unſere Anerkennung an den Tag, daß wir ſelber das Höhere in uns tragen und werth ſind ſeines Gleichen zu ſeyn. Ich bin bey meinen Reiſen oft auf norddeutſche Kaufleute geſtoßen, welche glaubten meines Gleichen zu ſeyn, wenn ſie ſich roh zu mir an den Tiſch ſetzten. Dadurch waren ſie es nicht, allein ſie wären es geweſen, wenn ſie mich hätten zu ſchätzen und zu behandeln gewußt."

„Daß nun dieſe phyſiſche Freyheit Schillern in ſeiner Jugend ſo viel zu ſchaffen machte, lag zwar theils in der Natur ſeines Geiſtes, größern Theils aber ſchrieb

es ſich von dem Drucke her, den er in der Militair-ſchule hatte leiden müſſen."

„Dann aber in ſeinem reiferen Leben, wo er der phyſiſchen Freyheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte faſt ſagen, daß dieſe Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an ſeine phyſiſche Natur, die für ſeine Kräfte zu gewaltſam waren."

„Der Großherzog beſtimmte Schillern bey ſeiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich tauſend Thalern und erbot ſich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert ſeyn ſollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieſes letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent, ſagte er, und muß mir ſelber helfen können." Nun aber, bey ſeiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Exiſtenz wegen jährlich zwey Stücke ſchreiben, und um dieſes zu vollbringen trieb er ſich, auch an ſolchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; ſein Talent ſollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote ſtehen."

„Schiller hat nie viel getrunken, er war ſehr mäßig; aber in ſolchen Augenblicken körperlicher Schwäche ſuchte er ſeine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoſes zu ſteigern. Dieß aber zehrte an ſeiner Geſundheit und war auch den Productionen ſelbſt ſchädlich."

„Denn was geſcheidte Köpfe an ſeinen Sachen aus-

ſetzen, leite ich aus dieſer Quelle her. Alle ſolche Stellen, von denen ſie ſagen, daß ſie nicht juſt ſind, möchte ich pathologiſche Stellen nennen, indem er ſie nämlich an ſolchen Tagen geſchrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem categoriſchen Imperativ allen Reſpect, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn ſonſt führet dieſe Idee der ideellen Freyheit ſicher zu nichts Gutem."

Unter dieſen intereſſanten Äußerungen und ähnlichen Geſprächen über Lord Byron und berühmte deutſche Literatoren, von denen Schiller geſagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe; waren die Abendſtunden ſchnell vorübergegangen, und Goethe gab mir die Novelle mit, um ſie für mich zu Hauſe nochmals in der Stille zu betrachten.

Sonntag Abend den 21. Januar 1827.

Ich ging dieſen Abend halb achte zu Goethe und blieb ein Stündchen bey ihm. Er zeigte mir einen Band neuer franzöſiſcher Gedichte der Demoiſelle Gay, und ſprach darüber mit großem Lobe. „Die Franzoſen, ſagte er, machen ſich heraus und es iſt der Mühe werth, daß man ſich nach ihnen umſieht. Ich bin mit Fleiß

darüber her, mir von dem Stande der neueſten franzöſiſchen Literatur einen Begriff zu machen und wenn es glückt mich auch darüber auszuſprechen. Es iſt mir höchſt intereſſant zu ſehen, daß diejenigen Elemente bey ihnen erſt anfangen zu wirken, die bey uns längſt durchgegangen ſind. Das mittlere Talent iſt freylich immer in der Zeit befangen und muß ſich aus denjenigen Elementen nähren, die in ihr liegen. Es iſt bey ihnen bis auf die neueſte Frömmigkeit alles daſſelbige wie bey uns, nur daß es bey ihnen ein wenig galanter und geiſtreicher zum Vorſchein kommt."

Was ſagen aber Eure Excellenz zu Béranger und dem Verfaſſer der Stücke der Clara Gazul?

„Dieſe nehme ich aus, ſagte Goethe, das ſind große Talente, die ein Fundament in ſich ſelber haben und ſich von der Geſinnungsweiſe des Tages frey erhalten." Dieſes zu hören iſt mir ſehr lieb, ſagte ich, denn ich hatte über dieſe beyden ungefähr dieſelbige Empfindung.

Das Geſpräch wendete ſich von der franzöſiſchen Literatur auf die deutſche. „Da will ich Ihnen doch etwas zeigen, ſagte Goethe, das für Sie Intereſſe haben wird. Reichen Sie mir doch einen der beyden Bände die vor Ihnen liegen. Solger iſt Ihnen bekannt." Allerdings, ſagte ich, ich habe ihn ſogar lieb. Ich beſitze ſeine Überſetzung des Sophocles und ſowohl dieſe als die Vorrede dazu gaben mir längſt von ihm eine hohe Meinung. „Sie wiſſen, er iſt vor mehreren Jahren

geſtorben, ſagte Goethe, und man hat jetzt eine Sammlung ſeiner nachgelaſſenen Schriften und Briefe herausgegeben. In ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen, die er in der Form der platoniſchen Dialoge giebt, iſt er nicht ſo glücklich; aber ſeine Briefe ſind vortrefflich. In einem derſelben ſchreibt er an Tieck über die Wahlverwandtſchaften, und dieſen muß ich Ihnen vorleſen, denn es iſt nicht leicht etwas Beſſeres über jenen Roman geſagt worden."

Goethe las mir die treffliche Abhandlung vor und wir beſprachen ſie punctweiſe, indem wir die von einem großen Character zeugenden Anſichten und die Conſequenz ſeiner Ableitungen und Folgerungen bewunderten. Obgleich Solger zugeſtand, daß das Factum in den Wahlverwandtſchaften aus der Natur aller Characterе hervorgehe, ſo tadelte er doch den Character des Eduard.

„Ich kann ihm nicht verdenken, ſagte Goethe, daß er den Eduard nicht leiden mag, ich mag ihn ſelber nicht leiden, aber ich mußte ihn ſo machen, um das Factum hervorzubringen. Er hat übrigens viele Wahrheit, denn man findet in den höheren Ständen Leute genug, bey denen, ganz wie bey ihm, der Eigenſinn an die Stelle des Characters tritt."

Hoch vor allen ſtellte Solger den Architekten, denn wenn alle übrigen Perſonen des Romans ſich liebend und ſchwach zeigten, ſo ſey er der Einzige, der

ſich ſtark und frey erhalte. Und eben das Schöne an ſeiner Natur ſey nicht ſowohl dieſes, daß er in die Verirrungen der übrigen Charactere nicht hineingerathe, ſondern daß der Dichter ihn ſo groß gemacht, daß er nicht hineingerathen könne.

Wir freuten uns über dieſes Wort. „Das iſt freylich ſehr ſchön", ſagte Goethe. Ich habe, ſagte ich, den Character des Architekten auch immer ſehr bedeutend und liebenswürdig gefunden, allein daß er eben deßwegen ſo vortrefflich ſey, daß er vermöge ſeiner Natur in jene Verwickelungen der Liebe nicht hineingerathen könne, daran habe ich freylich nicht gedacht. „Wundern Sie ſich darüber nicht, ſagte Goethe, denn ich habe ſelber nicht daran gedacht, als ich ihn machte. Aber Solger hat Recht, es liegt allerdings in ihm."

„Dieſer Aufſatz, fuhr Goethe fort, iſt ſchon im Jahre 1809 geſchrieben und es hätte mich damals freuen können, ein ſo gutes Wort über die Wahlverwandtſchaften zu hören, während man in jener Zeit und ſpäter mir eben nicht viel Angenehmes über jenen Roman erzeigte."

„Solger hat, wie ich aus dieſen Briefen ſehe, viel Liebe zu mir gehabt; er beklagt ſich in einem derſelben, daß ich ihm auf den Sophocles, den er mir zugeſendet, nicht einmal geantwortet. Lieber Gott! — Aber wie das bey mir geht! Es iſt nicht zu verwundern. Ich habe große Herren gekannt, denen man viel zuſendete. Dieſe machten ſich gewiſſe Formulare und Redensarten,

womit ſie Jedes erwiederten, und ſo ſchrieben ſie Briefe zu hunderten, die ſich alle gleich und alle Phraſe waren. In mir aber lag dieſes nie. Wenn ich nicht Jemanden etwas Beſonderes und Gehöriges ſagen konnte, wie es in der jedesmaligen Sache lag, ſo ſchrieb ich lieber gar nicht. Oberflächliche Redensarten hielt ich für unwürdig, und ſo iſt es denn gekommen, daß ich manchem wackern Manne, dem ich gerne geſchrieben hätte, nicht antworten konnte. Sie ſehen ja ſelbſt, wie das bey mir geht und welche Zuſendungen von allen Ecken und Enden täglich bey mir einlaufen, und müſſen geſtehen, daß dazu mehr als ein Menſchenleben gehören würde, wenn man alles nur flüchtig erwiedern wollte. Aber um Solger thut es mir leid; er iſt gar zu vortrefflich und hätte vor vielen andern etwas Freundliches verdient."

Ich brachte das Geſpräch auf die Novelle, die ich nun zu Hauſe wiederholt geleſen und betrachtet hatte. Der ganze Anfang, ſagte ich, iſt nichts als Expoſition, aber es iſt darin nichts vorgeführt als das Nothwendige, und das Nothwendige mit Anmuth, ſo daß man nicht glaubt, es ſey eines andern wegen da, ſondern es wolle bloß für ſich ſelber ſeyn und für ſich ſelber gelten.

„Es iſt mir lieb, ſagte Goethe, wenn Sie dieſes ſo finden. Doch Eins muß ich noch thun. Nach den Geſetzen einer guten Expoſition nämlich muß ich die Beſitzer der Thiere ſchon vorne auftreten laſſen. Wenn

die Fürſtin und der Oheim an der Bude vorbeyreiten, müſſen die Leute heraustreten und die Fürſtin bitten, auch ihre Bude mit einem Beſuch zu beglücken." Gewiß, ſagte ich, Sie haben Recht; denn da alles Übrige in der Expoſition angedeutet iſt, ſo müſſen es auch dieſe Leute werden, und es liegt ganz in der Sache, da ſie ſich gewöhnlich an der Caſſe aufhalten, daß ſie die Fürſtin nicht ſo unangefochten werden vorbeyreiten laſſen. „Sie ſehen, ſagte Goethe, daß man an einer ſolchen Arbeit, wenn ſie auch ſchon im Ganzen fertig daliegt, im Einzelnen noch immer zu thun hat."

Goethe erzählte mir ſodann von einem Ausländer, der in dieſer Zeit ihn hin und wieder beſucht und davon geſprochen, wie er dieſes und jenes von ſeinen Werken überſetzen wolle. „Er iſt ein guter Menſch, ſagte Goethe, doch in literariſcher Hinſicht bezeigt er ſich als ein wahrer Dilettant. Denn er kann noch kein deutſch und ſpricht ſchon von Überſetzungen, die er machen, und von Portraiten, die er ihnen will vordrucken laſſen. Das iſt aber eben das Weſen der Dilettanten, daß ſie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß ſie immer etwas unternehmen wollen, wozu ſie keine Kräfte haben."

Donnerstag Abend den 29. Januar 1827.

Begleitet von dem Manuſcript der Novelle und einer Ausgabe des Béranger ging ich gegen ſieben Uhr zu Goethe. Ich fand Herrn Soret bey ihm in Geſprächen über die neue franzöſiſche Literatur. Ich hörte mit Intereſſe zu und es kam zur Sprache, daß die neueſten Talente hinſichtlich guter Verſe ſehr viel von Delille gelernt. Da Herrn Soret, als einem geborenen Genfer, das Deutſche nicht ganz geläufig war, Goethe aber im Franzöſiſchen ſich ziemlich bequem ausdrückt, ſo ging die Unterhaltung franzöſiſch und nur an ſolchen Stellen deutſch, wo ich mich in das Geſpräch miſchte. Ich zog den Béranger aus der Taſche und überreichte ihn Goethe, der dieſe trefflichen Lieder von neuem zu leſen wünſchte. Das den Gedichten vorſtehende Portrait fand Herr Soret nicht ähnlich. Goethe freute ſich die zierliche Ausgabe in Händen zu halten. „Dieſe Lieder, ſagte er, ſind vollkommen und als das Beſte in ihrer Art anzuſehen, beſonders wenn man ſich das Gejodel des Refrains hinzudenkt, denn ſonſt ſind ſie als Lieder faſt zu ernſt, zu geiſtreich, zu epigrammatiſch. Ich werde durch Béranger immer an den Horaz und Hafis erinnert, die beyde auch über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbniß ſpottend und ſpielend zur Sprache brachten. Béranger hat zu ſeiner Umgebung dieſelbige Stellung-

Weil er aber aus niederem Stande heraufgekommen, ſo iſt ihm das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er behandelt es noch mit einer gewiſſen Neigung."

Viel Ähnliches ward noch über Béranger und andere neuern Franzoſen hin und her geſprochen, bis Herr Soret an den Hof ging und ich mit Goethe alleine blieb.

Ein verſiegeltes Paket lag auf dem Tiſch. Goethe legte ſeine Hand darauf. „Was iſt das? ſagte er. Es iſt die Helena, die an Cotta zum Druck abgeht." Ich empfand bey dieſen Worten mehr als ich ſagen konnte, ich fühlte die Bedeutung des Augenblickes. Denn wie bey einem neuerbauten Schiff, das zuerſt in die See geht und wovon man nicht weiß, welche Schickſale es erleben wird, ſo iſt es auch mit dem Gedankenwerk eines großen Meiſters, das zuerſt in die Welt hinaustritt, um für viele Zeiten zu wirken und mannigfaltige Schickſale zu erzeugen und zu erleben.

„Ich habe, ſagte Goethe, bis jetzt immer noch Kleinigkeiten daran zu thun und nachzubelfen gefunden. Endlich aber muß es genug ſeyn und ich bin nun froh, daß es zur Poſt geht und ich mich mit befreyter Seele zu etwas Anderem wenden kann. Es mag nun ſeine Schickſale erleben! — Was mich tröſtet iſt, daß die Cultur in Deutſchland doch jetzt unglaublich hoch ſteht und man alſo nicht zu fürchten hat, daß eine ſolche Production lange unverſtanden und ohne Wirkung bleiben werde."

Es ſteckt ein ganzes Alterthum darin, ſagte ich. „Ja, ſagte Goethe, die Philologen werden daran zu thun finden.“ — Für den antiken Theil, ſagte ich, fürchte ich nicht, denn es iſt da das große Detail, die gründlichſte Entfaltung des Einzelnen, wo Jedes geradezu das ſagt, was es ſagen ſoll. Allein der moderne, romantiſche Theil iſt ſehr ſchwer, denn eine halbe Weltgeſchichte ſteckt dahinter, die Behandlung iſt bey ſo großem Stoff nur andeutend und macht ſehr große Anſprüche an den Leſer. „Aber doch, ſagte Goethe, iſt alles ſinnlich, und wird, auf dem Theater gedacht, jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur ſo iſt, daß die Menge der Zuſchauer Freude an der Erſcheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bey der Zauberflöte und andern Dingen der Fall iſt.“

Es wird, ſagte ich, auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieſer Perſonen darzuſtellen und die erhabenen Reden und Verſe zu ſprechen. „Der erſte Theil, ſagte Goethe, erfordert die erſten Künſtler der Tragödie, ſo wie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den erſten Sängern und Sängerinnen beſetzt werden müſſen. Die Rolle der Helena kann nicht von einer ſondern ſie muß von zwey großen Künſtlerinnen geſpielt wer-

den; denn es iſt ein ſeltener Fall, daß eine Sängerin zugleich als tragiſche Künſtlerin von hinlänglicher Bedeutung iſt."

Das Ganze, ſagte ich, wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht läugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu ſehen. Wenn nur ein recht großer Componiſt ſich daran machte! — „Es müßte einer ſeyn, ſagte Goethe, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, ſo daß er ſeine deutſche Natur mit der italieniſchen Art und Weiſe verbände. Doch das wird ſich ſchon finden und ich habe keinen Zweifel; ich freue mich nur, daß ich es los bin. Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, ſondern auf der heiteren Oberfläche der Erde ſich den Elementen zuwirft, thue ich mir wirklich etwas zu gute." Es iſt eine neue Art von Unſterblichkeit, ſagte ich.

„Nun, fuhr Goethe fort, wie ſteht es mit der Novelle?" Ich habe ſie mitgebracht, ſagte ich. Nachdem ich ſie nochmals geleſen, finde ich, daß Eure Excellenz die intendirte Änderung nicht machen dürfen. Es thut gar gute Wirkung, wenn die Leute beym getödteten Tiger zuerſt als durchaus fremde neue Weſen mit ihren abweichenden wunderlichen Kleidungen und Manieren hervortreten und ſich als Beſitzer der Thiere ankündigen. Brächten Sie ſie aber ſchon früher in der

Expoſition, ſo würde dieſe Wirkung gänzlich geſchwächt, ja vernichtet werden.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, ich muß es laſſen, wie es iſt. Ohne Frage, Sie haben ganz Recht. Es muß auch beym erſten Entwurf in mir gelegen haben, die Leute nicht früher zu bringen, eben weil ich ſie ausgelaſſen. Dieſe intendirte Änderung war eine Forderung des Verſtandes und ich wäre dadurch bald zu einem Fehler verleitet worden. Es iſt aber dieſes ein merkwürdiger äſthetiſcher Fall, daß man von einer Regel abweichen muß, um keinen Fehler zu begehen."

Es kam ſodann zur Sprache, welchen Titel man der Novelle geben ſolle; wir thaten manche Vorſchläge, einige waren gut für den Anfang, andere gut für das Ende, doch fand ſich keiner, der für das Ganze paſſend und alſo der rechte geweſen wäre. „Wiſſen Sie was, ſagte Goethe, wir wollen es die Novelle nennen; denn was iſt eine Novelle anders als eine ſich ereignete unerhörte Begebenheit. Dieß iſt der eigentliche Begriff, und ſo Vieles, was in Deutſchland unter dem Titel Novelle geht, iſt gar keine Novelle, ſondern bloß Erzählung oder was Sie ſonſt wollen. In jenem urſprünglichen Sinne einer unerhörten Begebenheit kommt auch die Novelle in den Wahlverwandtſchaften vor."

Wenn man es recht bedenkt, ſagte ich, ſo entſteht doch ein Gedicht immer ohne Titel und iſt ohne Titel das, was es iſt, ſo daß man alſo glauben ſollte, der

Titel gehöre gar nicht zur Sache. „Er gehört auch nicht dazu, ſagte Goethe; die alten Gedichte hatten gar keine Titel, es iſt dieß ein Gebrauch der Neuern, von denen auch die Gedichte der Alten erſt in einer ſpäteren Zeit Titel erhalten haben. Doch dieſer Gebrauch iſt von der Nothwendigkeit herbeygeführt, bey einer ausgebreiteten Literatur die Sachen zu nennen und von einander zu unterſcheiden.“

„Hier, ſagte Goethe, haben Sie etwas Neues; leſen Sie.“ Mit dieſen Worten reichte er mir eine Überſetzung eines ſerbiſchen Gedichtes von Herrn Gerhard. Ich las mit großem Vergnügen, denn das Gedicht war ſehr ſchön und die Überſetzung ſo einfach und klar, daß man im Anſchauen des Gegenſtandes nie geſtört wurde. Das Gedicht führte den Titel: die Gefängnißſchlüſſel. Ich ſage hier nichts von dem Gang der Handlung; der Schluß indeß kam mir abgeriſſen und ein wenig unbefriedigend vor.

„Das iſt, ſagte Goethe, eben das Schöne; denn dadurch läßt es einen Stachel im Herzen zurück und die Phantaſie des Leſers iſt angeregt, ſich ſelbſt alle Möglichkeiten auszubilden, die nun folgen können. Der Schluß hinterläßt den Stoff zu einem ganzen Trauerſpiele, allein er iſt von der Art, wie ſchon Vieles dageweſen iſt. Dagegen das im Gedicht Dargeſtellte iſt das eigentlich Neue und Schöne, und der Dichter verfuhr ſehr weiſe, daß er nur dieſes ausbildete und das

andere dem Leſer überließ. Ich theilte das Gedicht gerne in Kunſt und Alterthum mit, allein es iſt zu lang; dagegen habe ich mir dieſe drey gereimten von Gerhard ausgebeten, die ich im nächſten Heft werde abdrucken laſſen. Was ſagen Sie zu dieſem; hören Sie."

Goethe las nun zuerſt das Lied vom Alten, der ein junges Mädchen liebt, ſodann das Trinklied der Weiber, und zuletzt das energiſche: Tanz uns vor, Theodor. Jedes las er in einem anderen Tone und andern Schwunge, vortrefflich, ſo daß man nicht leicht etwas Vollkommneres hören konnte.

Wir mußten Herrn Gerhard loben, daß er die jedesmaligen Versarten und Refrains durchaus glücklich und im Character gewählt und alles leicht und vollkommen ausgeführt hatte, ſo daß man nicht wußte, wie er es hätte beſſer machen ſollen. „Da ſieht man, ſagte Goethe, was bey einem ſolchen Talent wie Gerhard die große techniſche Übung thut. Und dann kommt ihm zu gute, daß er kein eigentlich gelehrtes Metier, ſondern ein ſolches treibt, das ihn täglich aufs practiſche Leben weiſet. Auch hat er die vielen Reiſen in England und andern Ländern gemacht, wodurch er denn bey ſeinem auf das Reale gehenden Sinn über unſere gelehrten jungen Dichter manche Avantagen hat. Wenn er ſich immer an gute Überlieferungen hält und nur dieſe bearbeitet, ſo wird er nicht leicht etwas Schlech-

tes machen. Alle eigenen Erfindungen dagegen erfordern ſehr viel und ſind eine ſchwere Sache."

Hieran knüpften ſich manche Betrachtungen über die Productionen unſerer neueſten jungen Dichter und es ward bemerkt, daß faſt keiner von ihnen mit einer guten Proſa aufgetreten.

„Die Sache iſt ſehr einfach, ſagte Goethe. Um Proſa zu ſchreiben, muß man etwas zu ſagen haben; wer aber nichts zu ſagen hat, der kann doch Verſe und Reime machen, wo denn ein Wort das andere giebt und zuletzt etwas herauskommt, das zwar nichts iſt aber doch ausſieht, als wäre es was."

Mittwoch den 31. Januar 1827.

Bey Goethe zu Tiſch. „In dieſen Tagen, ſeit ich Sie nicht geſehen, ſagte er, habe ich vieles und mancherley geleſen, beſonders auch einen chineſiſchen Roman, der mich noch beſchäftiget und der mir im hohen Grade merkwürdig erſcheint." Chineſiſchen Roman? ſagte ich, der muß wohl ſehr fremdartig ausſehen. „Nicht ſo ſehr als man glauben ſollte, ſagte Goethe. Die Menſchen denken handeln und empfinden faſt eben ſo wie wir und man fühlt ſich ſehr bald als ihres Gleichen nur daß bey ihnen alles klarer, reinlicher und ſittlicher zugeht. Es iſt bey ihnen alles verſtändig, bürgerlich,

ohne groſſe Leidenſchaft und poetiſchen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, ſo wie mit den engliſchen Romanen des Richardſon. Es unterſcheidet ſich aber wieder dadurch daß bey ihnen die äußere Natur neben den menſchlichen Figuren immer mitlebt. Die Goldfiſche in den Teichen hört man immer plätſchern, die Vögel auf den Zweigen ſingen immerfort, der Tag iſt immer heiter und ſonnig, die Nacht immer klar; vom Mond iſt viel die Rede, allein er verändert die Landſchaft nicht, ſein Schein iſt ſo helle gedacht wie der Tag ſelber. Und das Innere der Häuſer ſo nett und zierlich wie ihre Bilder. Z. B. „Ich hörte die lieblichen Mädchen lachen, und als ich ſie zu Geſichte bekam, ſaßen ſie auf ſeinen Rohrſtühlen.“ Da haben Sie gleich die allerliebſte Situation, denn Rohrſtühle kann man ſich gar nicht ohne die gröſte Leichtigkeit und Zierlichkeit denken. Und nun eine Unzahl von Legenden, die immer in der Erzählung nebenher gehen und gleichſam ſprichwörtlich angewendet werden. Z. B. von einem Mädchen, das ſo leicht und zierlich von Füßen war, daß ſie auf einer Blume balanciren konnte, ohne die Blume zu knicken. Und von einem jungen Manne, der ſich ſo ſittlich und brav hielt, daß er in ſeinem dreyßigſten Jahre die Ehre hatte, mit dem Kaiſer zu reden. Und ferner von Liebespaaren, die in einem langen Umgange ſich ſo enthaltſam bewieſen, daß, als ſie einſt genöthigt waren, eine Nacht

in einem Zimmer mit einander zuzubringen, ſie in Geſprächen die Stunden durchwachten ohne ſich zu berühren. Und ſo unzählige von Legenden, die alle auf das Sittliche und Schickliche gehen. Aber eben durch dieſe ſtrenge Mäßigung in allem hat ſich denn auch das chineſiſche Reich ſeit Jahrtauſenden erhalten und wird dadurch ferner beſtehen."

„Einen höchſt merkwürdigen Gegenſatz zu dieſem chineſiſchen Roman, fuhr Goethe fort, habe ich an den Liedern von Béranger, denen faſt allen ein unſittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liegt und die mir im hohen Grade zuwider ſeyn würden, wenn nicht ein ſo großes Talent wie Béranger die Gegenſtände behandelt hätte, wodurch ſie denn erträglich, ja ſogar anmuthig werden. Aber ſagen Sie ſelbſt, iſt es nicht höchſt merkwürdig, daß die Stoffe des chineſiſchen Dichters ſo durchaus ſittlich und diejenigen des jetzigen erſten Dichters von Frankreich ganz das Gegentheil ſind?"

Ein ſolches Talent wie Béranger, ſagte ich, würde an ſittlichen Stoffen nichts zu thun finden. „Sie haben Recht, ſagte Goethe, eben an den Verkehrtheiten der Zeit offenbart und entwickelt Béranger ſeine beſſere Natur." Aber, ſagte ich, iſt denn dieſer chineſiſche Roman vielleicht einer ihrer vorzüglichſten? „Keineswegs, ſagte Goethe, die Chineſen haben deren zu Tauſenden und hatten ihrer ſchon, als unſere Vorfahren noch in den Wäldern lebten."

„Ich ſehe immer mehr, fuhr Goethe fort, daß die Poeſie ein Gemeingut der Menſchheit iſt, und daß ſie überall und zu allen Zeiten in hunderten und aber hunderten von Menſchen hervortritt. Einer macht es ein wenig beſſer als der andere und ſchwimmt ein wenig länger oben als der andere, das iſt alles. Der Herr v. Matthiſſon muß daher nicht denken, er wäre es, und ich muß nicht denken, ich wäre es, ſondern jeder muß ſich eben ſagen, daß es mit der poetiſchen Gabe keine ſo ſeltene Sache ſey, und daß niemand eben beſondere Urſache habe, ſich viel darauf einzubilden, wenn er ein gutes Gedicht macht. Aber freylich wenn wir Deutſchen nicht aus dem engen Kreiſe unſerer eigenen Umgebung hinausblicken, ſo kommen wir gar zu leicht in dieſen pedantiſchen Dünkel. Ich ſehe mich daher gerne bey fremden Nationen um und rathe jedem, es auch ſeinerſeits zu thun. National-Literatur will jetzt nicht viel ſagen, die Epoche der Welt-Literatur iſt an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, dieſe Epoche zu beſchleunigen. Aber auch bey ſolcher Schätzung des Ausländiſchen dürfen wir nicht bey etwas Beſonderem haften bleiben und dieſes für muſterhaft anſehen wollen. Wir müſſen nicht denken, das Chineſiſche wäre es, oder das Serbiſche, oder Calderon, oder die Nibelungen; ſondern im Bedürfniß von etwas Muſterhaftem müſſen wir immer zu den alten Griechen zurückgehen, in deren Werken ſtets der ſchöne Menſch dargeſtellt iſt. Alles übrige müſſen

wir nur hiſtoriſch betrachten und das Gute, ſo weit es gehen will, uns daraus aneignen.“

Ich freute mich, Goethe in einer Folge über einen ſo wichtigen Gegenſtand reden zu hören. Das Geklingel vorbeyfahrender Schlitten lockte uns zum Fenſter, denn wir erwarteten, daß der groſſe Zug, der dieſen Morgen nach Belvedere vorbey ging, wieder zurückkommen würde. Goethe ſetzte indeß ſeine lehrreichen Äußerungen fort. Von Alexander Manzoni war die Rede und er erzählte mir, daß Graf Reinhard Herrn Manzoni vor nicht langer Zeit in Paris geſehen, wo er als ein junger Autor von Namen in der Geſellſchaft wohl aufgenommen geweſen ſey und daß er jetzt wieder in der Nähe von Mailand auf ſeinem Landgute mit einer jungen Familie und ſeiner Mutter glücklich lebe.

„Manzoni, fuhr Goethe fort, fehlt weiter nichts, als daß er ſelbſt nicht weiß, welch ein guter Poet er iſt, und welche Rechte ihm als ſolchem zuſtehen. Er hat gar zu viel Reſpect vor der Geſchichte und fügt aus dieſem Grunde ſeinen Stücken immer gern einige Auseinanderſetzungen hinzu, in denen er nachweiſet, wie treu er den Einzelnheiten der Geſchichte geblieben. Nun mögen ſeine Facta hiſtoriſch ſeyn, aber ſeine Charactere ſind es doch nicht, ſo wenig es mein Thoas und meine Iphigenia ſind. Kein Dichter hat je die hiſtoriſchen Charactere gekannt, die er darſtellte, hätte er ſie aber gekannt, ſo hätte er ſie ſchwerlich ſo gebrauchen können.

Der Dichter muß wiſſen, welche Wirkungen er hervorbringen will und danach die Natur ſeiner Charactere einrichten. Hätte ich den Egmont ſo machen wollen, wie ihn die Geſchichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, ſo würde ſein leichtſinniges Handeln ſehr abſurd erſchienen ſeyn. Ich mußte alſo einen andern Egmont haben, wie er beſſer mit ſeinen Handlungen und meinen dichteriſchen Abſichten in Harmonie ſtände; und dieß iſt, wie Clärchen ſagt, mein Egmont."

„Und wozu wären denn die Poeten, wenn ſie bloß die Geſchichte eines Hiſtorikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns wo möglich etwas Höheres und Beſſeres geben. Die Charactere des Sophocles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters, ſo wie Charactere des Shakſpeare von der ſeinigen. Und ſo iſt es recht und ſo ſoll man es machen. Ja Shakſpeare geht noch weiter und macht ſeine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht, denn ſonſt hätte ihn ſeine Nation nicht verſtanden."

„Darin, fuhr Goethe fort, waren nun wieder die Griechen ſo groß, daß ſie weniger auf die Treue eines hiſtoriſchen Factums gingen, als darauf, wie es der Dichter behandelte. Zum Glück haben wir jetzt an den Philokteten ein herrliches Beyſpiel, welches Sujet alle drey großen Tragiker behandelt haben, und Sophocles zuletzt und am beſten. Dieſes Dichters treffliches Stück

iſt glücklicherweiſe ganz auf uns gekommen; dagegen von den Philokteten des Aeſchylus und Euripides hat man Bruchſtücke aufgefunden, aus denen hinreichend zu ſehen iſt, wie ſie ihren Gegenſtand behandelt haben. Wollte es meine Zeit mir erlauben, ſo würde ich dieſe Stücke reſtauriren, ſo wie ich es mit dem Phaethon des Euripides gethan, und es ſollte mir keine unangenehme und unnütze Arbeit ſeyn.“

„Bey dieſem Sujet war die Aufgabe ganz einfach: nämlich den Philoktet nebſt dem Bogen von der Inſel Lemnos zu holen. Aber die Art wie dieſes geſchieht, das war nun die Sache der Dichter und darin konnte jeder die Kraft ſeiner Erfindung zeigen und einer es dem andern zuvorthun. Der Ulyß ſoll ihn holen, aber ſoll er vom Philoktet erkannt werden oder nicht, und wodurch ſoll er unkenntlich ſeyn? Soll der Ulyß allein gehen, oder ſoll er Begleiter haben, und wer ſoll ihn begleiten? Beym Aeſchylus iſt der Gefährte unbekannt, beym Euripides iſt es der Diomed, beym Sophocles der Sohn des Achill. Ferner, in welchem Zuſtande ſoll man den Philoktet finden? Soll die Inſel bewohnt ſeyn oder nicht, und wenn bewohnt, ſoll ſich eine mitleidige Seele ſeiner angenommen haben oder nicht? Und ſo hundert andere Dinge, die alle in der Willkür der Dichter lagen und in deren Wahl oder Nichtwahl der eine vor dem andern ſeine höhere Weisheit zeigen konnte. Hierin liegt's und ſo ſollten es die jetzigen Dichter auch

machen, und nicht immer fragen, ob ein Sújet ſchon behandelt worden oder nicht, wo ſie denn immer in Süden und Norden nach unerhörten Begebenheiten ſuchen, die oft barbariſch genug ſind, und die dann auch bloß als Begebenheiten wirken. Aber freylich ein einfaches Sújet durch eine meiſterhafte Behandlung zu etwas zu machen, erfordert Geiſt und großes Talent, und daran fehlt es."

Vorbeyfahrende Schlitten zogen uns wieder ans Fenſter; der erwartete Zug von Belvedere war es aber wieder nicht. Wir ſprachen und ſcherzten unbedeutende Dinge hin und her; dann fragte ich Goethe, wie es mit der Novelle ſtehe.

„Ich habe ſie dieſer Tage ruhen laſſen, ſagte er, aber Eins muß doch noch in der Expoſition geſchehen. Der Löwe nämlich muß brüllen, wenn die Fürſtin an der Bude vorbeyreitet; wobey ich denn einige gute Reflexionen über die Furchtbarkeit dieſes gewaltigen Thieres anſtellen laſſen kann." Dieſer Gedanke iſt ſehr glücklich, ſagte ich, denn dadurch entſteht eine Expoſition, die nicht allein an ſich, an ihrer Stelle, gut und nothwendig iſt, ſondern wodurch auch alles Folgende eine größere Wirkung gewinnt. Bis jetzt erſchien der Löwe faſt zu ſanft, indem er gar keine Spuren von Wildheit zeigte. Dadurch aber, daß er brüllet, läßt er uns wenigſtens ſeine Furchtbarkeit ahnden, und wenn er ſodann ſpäter ſanft der Flöte des Kindes folgt, ſo wird dieſes eine deſto größere Wirkung thun.

„Dieſe Art zu ändern und zu beſſern, ſagte Goethe, iſt nun die rechte, wo man ein noch Unvollkommenes durch fortgeſetzte Erfindungen zum Vollendeten ſteigert. Aber ein Gemachtes immer wieder neu zu machen und weiter zu treiben, wie z. B. Walter Scott mit meiner Mignon gethan, die er außer ihren übrigen Eigenheiten noch taubſtumm ſeyn läßt; dieſe Art zu ändern kann ich nicht loben.“

Donnerstag Abend den 1. Februar 1827.

Goethe erzählte mir von einem Beſuch des Kronprinzen von Preußen in Begleitung des Großherzogs. „Auch die Prinzen Carl und Wilhelm von Preußen, ſagte er, waren dieſen Morgen bey mir. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drey Stunden, und es kam mancherley zur Sprache, welches mir von dem Geiſt, Geſchmack, den Kenntniſſen und der Denkweiſe dieſes jungen Fürſten eine hohe Meinung gab.“

Goethe hatte einen Band der Farbenlehre vor ſich liegen. „Ich bin, ſagte er, Ihnen noch immer eine Antwort wegen des Phänomens der farbigen Schatten ſchuldig. Da dieſes aber Vieles vorausſetzt und mit vielem Andern zuſammenhängt, ſo will ich Ihnen auch heute keine aus dem Ganzen herausgeriſſene Erklärung geben, vielmehr habe ich gedacht, daß es gut ſeyn würde,

wenn wir die Abende, die wir zuſammenkommen, die ganze Farbenlehre mit einander durchleſen. Dadurch haben wir immer einen ſoliden Gegenſtand der Unterhaltung, und Sie ſelbſt werden ſich die ganze Lehre zu eigen machen, ſo daß Sie kaum merken, wie Sie dazu kommen. Das Überlieferte fängt bey Ihnen an zu leben und wieder productiv zu werden, wodurch ich denn vorausſehe, daß dieſe Wiſſenſchaft ſehr bald Ihr Eigenthum ſeyn wird. Nun leſen Sie den erſten Abſchnitt."

Mit dieſen Worten legte Goethe mir das aufgeſchlagene Buch vor. Ich fühlte mich ſehr beglückt durch die gute Abſicht, die er mit mir hatte. Ich las von den pſychologiſchen Farben die erſten Paragraphen.

„Sie ſehen, ſagte Goethe, es iſt nichts außer uns, was nicht zugleich in uns wäre, und wie die äußere Welt ihre Farben hat, ſo hat ſie auch das Auge. Da es nun bey dieſer Wiſſenſchaft ganz vorzüglich auf ſcharfe Sonderung des Objectiven vom Subjectiven ankommt, ſo habe ich billig mit den Farben, die dem Auge gehören, den Anfang gemacht, damit wir bey allen Wahrnehmungen immer wohl unterſcheiden, ob die Farbe auch wirklich außer uns exiſtire, oder ob es eine bloße Scheinfarbe ſey, die ſich das Auge ſelbſt erzeugt hat. Ich denke alſo, daß ich den Vortrag dieſer Wiſſenſchaft beym rechten Ende angefaßt habe, indem ich zunächſt das Organ berichtige, durch welches alle Wahrnehmungen und Beobachtungen geſchehen müſſen."

Ich las weiter bis zu den intereſſanten Paragraphen von den geforderten Farben, wo gelehrt wird, daß das Auge das Bedürfniß des Wechſels habe, indem es nie gerne bey derſelbigen Farbe verweile, ſondern ſogleich eine andere fordere und zwar ſo lebhaft, daß es ſich ſolche ſelbſt erzeuge, wenn es ſie nicht wirklich vorfinde.

Dieſes brachte ein großes Geſetz zur Sprache, das durch die ganze Natur geht und worauf alles Leben und alle Freude des Lebens beruhet. „Es iſt dieſes, ſagte Goethe, nicht allein mit allen anderen Sinnen ſo, ſondern auch mit unſerem höheren geiſtigen Weſen; aber weil das Auge ein ſo vorzüglicher Sinn iſt, ſo tritt dieſes Geſetz des geforderten Wechſels ſo auffallend bey den Farben hervor und wird uns bey ihnen ſo vor allen deutlich bewußt. Wir haben Tänze, die uns im hohen Grade wohl gefallen, weil Dur und Moll in ihnen wechſelt, wogegen aber Tänze aus bloßem Dur oder bloßem Moll ſogleich ermüden.“

Daſſelbe Geſetz, ſagte ich, ſcheint einem gutem Styl zum Grunde zu liegen, bey welchem wir gerne einen Klang vermeiden, der ſo eben gehört wurde. Auch beym Theater wäre mit dieſem Geſetz viel zu machen, wenn man es gut anzuwenden wüßte. Stücke, beſonders Trauerſpiele, in denen ein einziger Ton ohne Wechſel durchgeht, haben etwas Läſtiges und Ermüdendes, und wenn nun das Orcheſter bey einem traurigen

Stück auch in den Zwiſchenacten traurige niederſchlagende Muſik hören läßt, ſo wird man von einem unerträglichen Gefühl gepeinigt, dem man gerne auf alle Weiſe entfliehen möchte.

„Vielleicht, ſagte Goethe, beruhen auch die eingeflochtenen heiteren Scenen in den Shakſpeariſchen Trauerſpielen auf dieſem Geſetz des geforderten Wechſels; allein auf die höhere Tragödie der Griechen ſcheint es nicht anwendbar, vielmehr geht bey dieſer ein gewiſſer Grundton durch das Ganze.“

Die griechiſche Tragödie, ſagte ich, iſt auch nicht von ſolcher Länge, daß ſie bey einem durchgehenden gleichen Ton ermüden könnte; und dann wechſeln auch Chöre und Dialog und der erhabene Sinn iſt von ſolcher Art, daß er nicht läſtig werden kann, indem immer eine gewiſſe tüchtige Realität zum Grunde liegt, die ſtets heiterer Natur iſt.

„Sie mögen Recht haben, ſagte Goethe, und es wäre wohl der Mühe werth zu unterſuchen, in wiefern auch die griechiſche Tragödie dem allgemeinen Geſetze des geforderten Wechſels unterworfen iſt. Aber Sie ſehen, wie alles aneinander hängt, und wie ſogar ein Geſetz der Farbenlehre auf eine Unterſuchung der griechiſchen Tragödie führen kann. Nur muß man ſich hüten, es mit einem ſolchen Geſetz zu weit treiben und es als Grundlage für vieles andere machen zu wollen; vielmehr geht man ſicherer, wenn man es immer nur

als ein Analogon als ein Beiſpiel gebraucht und anwendet."

Wir ſprachen über die Art, wie Goethe ſeine Farbenlehre vorgetragen, daß er nämlich dabey alles aus großen Ur-Geſetzen abgeleitet und die einzelnen Erſcheinungen immer darauf zurückgeführt habe, woraus denn das Faßliche und ein großer Gewinn für den Geiſt hervorgehe.

„Dieſes mag ſeyn, ſagte Goethe, und Sie mögen mich deßhalb loben, aber dieſe Methode erfordert denn auch Schüler, die nicht in der Zerſtreuung leben und die fähig ſind, die Sache wieder im Grunde aufzufaſſen. Es ſind einige recht hübſche Leute in meiner Farbenlehre heraufgekommen, allein das Unglück iſt, ſie bleiben nicht auf geradem Wege, ſondern ehe ich es mir verſehe, weichen ſie ab und gehen einer Idee nach, ſtatt das Object immer gehörig im Auge zu behalten. Aber ein guter Kopf, dem es zugleich um die Wahrheit zu thun wäre, könnte noch immer viel leiſten."

Wir ſprachen von Profeſſoren, die, nachdem das Beſſere gefunden, immer noch die Newtoniſche Lehre vortragen. „Dieß iſt nicht zu verwundern, ſagte Goethe; ſolche Leute gehen im Irrthum fort, weil ſie ihm ihre Exiſtenz verdanken. Sie müßten umlernen, und das wäre eine ſehr unbequeme Sache." Aber, ſagte ich, wie können ihre Experimente die Wahrheit beweiſen, da der Grund ihrer Lehre falſch iſt? — „Sie beweiſen

auch die Wahrheit nicht, ſagte Goethe, und das iſt auch keineswegs ihre Abſicht, ſondern es liegt ihnen bloß daran, ihre Meinung zu beweiſen. Deßhalb verbergen ſie auch alle ſolche Experimente, wodurch die Wahrheit an den Tag kommen und die Unhaltbarkeit ihrer Lehre ſich darlegen könnte."

„Und dann, um von den Schülern zu reden, welchem von ihnen wäre es denn um die Wahrheit zu thun? Das ſind auch Leute, wie andere und völlig zufrieden, wenn ſie über die Sache empiriſch mitſchwatzen können. Das iſt Alles. Die Menſchen ſind überhaupt eigener Natur: ſobald ein See zugefroren iſt, ſind ſie gleich zu hunderten darauf und amüſiren ſich auf der glatten Oberfläche; aber wem fällt es ein zu unterſuchen, wie tief er iſt und welche Arten von Fiſchen unter dem Eiſe hin- und herſchwimmen. Niebuhr hat jetzt einen Handelstractat zwiſchen Rom und Carthago entdeckt aus einer ſehr frühen Zeit, woraus es erwieſen iſt, daß alle Geſchichte des Livius vom frühen Zuſtande des Römiſchen Volks nichts als Fabeln ſind, indem aus jenem Tractat erſichtlich, daß Rom ſchon ſehr früh in einem weit höheren Zuſtande der Cultur ſich befunden als aus dem Livius hervorgeht. Aber wenn Sie nun glauben, daß dieſer entdeckte Tractat in der bisherigen Lehrart der römiſchen Geſchichte eine große Reform hervorbringen werde, ſo ſind Sie im Irrthum. Denken Sie nur immer an den gefrorenen See; ſo

ſind die Leute, ich habe ſie kennen gelernt, ſo ſind ſie und nicht anders.“

Aber doch, ſagte ich, kann es Ihnen nicht gereuen, daß Sie die Farbenlehre geſchrieben; denn nicht allein daß Sie dadurch ein feſtes Gebäude dieſer trefflichen Wiſſenſchaft gegründet, ſondern Sie haben auch darin ein Muſter wiſſenſchaftlicher Behandlung aufgeſtellt, woran man ſich bey Behandlung ähnlicher Gegenſtände immer halten kann.

„Es gereut mich auch keineswegs, ſagte Goethe, obgleich ich die Mühe eines halben Lebens hineingeſteckt habe. Ich hätte vielleicht ein halb Dutzend Trauerſpiele mehr geſchrieben, das iſt alles, und dazu werden ſich noch Leute genug nach mir finden.“

„Aber Sie haben Recht, ich denke auch die Behandlung wäre gut; es iſt Methode darin. In derſelbigen Art habe ich auch eine Tonlehre geſchrieben, ſo wie auch meine Metamorphoſe der Pflanzen auf derſelbigen Anſchauungs- und Ableitungs-Weiſe beruhet.“

„Mit meiner Metamorphoſe der Pflanzen ging es mir eigen; ich kam dazu wie Herſchel zu ſeinen Entdeckungen. Herſchel nämlich war ſo arm, daß er ſich kein Fernrohr anſchaffen konnte, ſondern daß er genöthiget war ſich ſelber eins zu machen. Aber dieß war ſein Glück; denn dieſes ſelbſtfabricirte war beſſer als alle anderen und er machte damit ſeine großen Entdeckungen. In die Botanik war ich auf empiriſchem

Wege hereingekommen. Nun weiß ich noch recht gut, daß mir bey der Bildung der Geſchlechter die Lehre zu weitläuftig wurde, als daß ich den Muth hatte, ſie zu faſſen. Das trieb mich an, der Sache auf eigenem Wege nachzuſpüren und dasjenige zu finden, was allen Pflanzen ohne Unterſchied gemein wäre, und ſo entdeckte ich das Geſetz der Metamorphoſe."

„Der Botanik nun im Einzelnen weiter nachzugehen, liegt gar nicht in meinem Wege, das überlaſſe ich Andern, die es mir auch darin weit zuvor thun. Mir lag bloß daran, die einzelnen Erſcheinungen auf ein allgemeines Grundgeſetz zurückzuführen."

„So auch hat die Mineralogie nur in einer doppelten Hinſicht Intereſſe für mich gehabt: zunächſt nämlich ihres großen practiſchen Nutzens wegen, und dann um darin ein Document über die Bildung der Urwelt zu finden, wozu die Werneriſche Lehre Hoffnung machte. Seit man nun aber nach des trefflichen Mannes Tode in dieſer Wiſſenſchaft das Oberſte zu Unterſt kehrt, gehe ich in dieſem Fache öffentlich nicht weiter mit, ſondern halte mich im Stillen in meiner Überzeugung fort."

„In der Farbenlehre ſteht mir nun noch die Entwickelung des Regenbogens bevor, woran ich zunächſt gehen werde. Es iſt dieſes eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, die ich jedoch zu löſen hoffe. Es iſt mir aus dieſem Grunde lieb, jetzt mit Ihnen die Farbenlehre wieder

durchzugehen, wodurch ſich denn, zumal bey Ihrem Intereſſe für die Sache, Alles wieder anfriſchet."

„Ich habe mich, fuhr Goethe fort, in den Naturwiſſenſchaften ziemlich nach allen Seiten hin verſucht; jedoch gingen meine Richtungen immer nur auf ſolche Gegenſtände, die mich irdiſch umgaben und die unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden konnten; weßhalb ich mich denn auch nie mit Aſtronomie beſchäftiget habe, weil hiebey die Sinne nicht mehr ausreichen, ſondern weil man hier ſchon zu Inſtrumenten, Berechnungen und Mechanik ſeine Zuflucht nehmen muß, die ein eigenes Leben erfordern und die nicht meine Sache waren."

„Wenn ich aber in denen Gegenſtänden, die in meinem Wege lagen, etwas geleiſtet, ſo kam mir dabey zu gute, daß mein Leben in eine Zeit fiel, die an groſſen Entdeckungen in der Natur reicher war als irgend eine andere. Schon als Kind begegnete mir Franklins Lehre von der Electricität, welches Geſetz er damals ſoeben gefunden hatte. Und ſo folgte durch mein ganzes Leben, bis zu dieſer Stunde, eine große Entdeckung der andern; wodurch ich denn nicht allein früh auf die Natur hingeleitet, ſondern auch ſpäter immer fort in der bedeutendſten Anregung erhalten wurde."

„Jetzt werden Vorſchritte gethan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich ſie nicht ahnden konnte, und es iſt mir wie einem, der der Morgenröthe ent-

gegengeht und über den Glanz der Sonne erſtaunt, wenn dieſe hervorleuchtet."

Unter den Deutſchen nannte Goethe bey dieſer Gelegenheit die Namen: Carus, d'Alton, Meyer in Königsberg, mit Bewunderung.

„Wenn nur die Menſchen, fuhr Goethe fort, das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüſterten, ſo wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menſchheit ein Poſitives noth, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte, und es wäre doch gut, wenn das Poſitive zugleich das Rechte und Wahre wäre. In dieſer Hinſicht ſollte es mich freuen, wenn man in den Naturwiſſenſchaften aufs Reine käme, und ſodann im Rechten beharrte und nicht wieder transcendirte, nachdem im Faßlichen alles gethan worden. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten und ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung wieder oben auf."

„So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſes, und wenn die vernichtende Critik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hiebey beruhet alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat."

„In der Poeſie iſt die vernichtende Critik nicht ſo ſchädlich. Wolf hat den Homer zerſtört, doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieſes Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhalla's,

die ſich des Morgens in Stücke hauen und Mittags ſich wieder mit heilen Gliedern zu Tiſche ſetzen."

Goethe war in der beſten Laune und ich war glücklich ihn abermals über ſo bedeutende Dinge reden zu hören. „Wir wollen uns nur, ſagte er, im Stillen auf dem rechten Wege forthalten und die Übrigen gehen laſſen; das iſt das Beſte."

Mittwoch den 7. Februar 1827.

Goethe ſchalt heute auf gewiſſe Critiker, die nicht mit Leſſing zufrieden, und an ihn ungehörige Forderungen machen.

„Wenn man, ſagte er, die Stücke von Leſſing mit denen der Alten vergleicht und ſie ſchlecht und miſerabel findet, was ſoll man da ſagen! — Bedauert doch den außerordentlichen Menſchen, daß er in einer ſo erbärmlichen Zeit leben mußte, die ihm keine beſſeren Stoffe gab als in ſeinen Stücken verarbeitet ſind! — Bedauert ihn doch, daß er in ſeiner Minna von Barnhelm an den Händeln der Sachſen und Preußen Theil nehmen mußte, weil er nichts beſſeres fand! — Auch daß er immerfort polemiſch wirkte und wirken mußte, lag in der Schlechtigkeit ſeiner Zeit. In der Emilie Galotti hatte er ſeine Piquen auf die Fürſten, im Nathan auf die Pfaffen."

Freitag den 16. Februar 1827.

Ich erzählte Goethen, daß ich in dieſen Tagen Winckelmanns Schrift über die Nachahmung griechiſcher Kunſtwerke geleſen, wobey ich geſtand, daß es mir oft vorgekommen, als ſey Winckelmann damals noch nicht völlig klar über ſeine Gegenſtände geweſen.

„Sie haben allerdings Recht, ſagte Goethe, man trifft ihn mitunter in einem gewiſſen Taſten; allein, was das Große iſt, ſein Taſten weiſet immer auf etwas hin; er iſt dem Columbus ähnlich, als er die neue Welt zwar noch nicht entdeckt hatte, aber ſie doch ſchon ahndungsvoll im Sinne trug. Man lernt nichts, wenn man ihn lieſet, aber man wird etwas.“

„Meyer iſt nun weiter geſchritten und hat die Kenntniß der Kunſt auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunſtgeſchichte iſt ein ewiges Werk; allein er wäre das nicht geworden, wenn er ſich nicht in der Jugend an Winckelmann hinaufgebildet hätte und auf deſſen Wege fortgegangen wäre. Da ſieht man abermals, was ein großer Vorgänger thut und was es heißt, wenn man ſich dieſen gehörig zu Nutze macht.“

Mittwoch den 11. April 1827.

Ich ging dieſen Mittag um ein Uhr zu Goethe, der mich vor Tiſch zu einer Spazierfahrt hatte einladen laſſen. Wir fuhren die Straße nach Erfurt. Das Wetter war ſehr ſchön, die Kornfelder zu beyden Seiten des Weges erquickten das Auge mit dem lebhafteſten Grün; Goethe ſchien in ſeinen Empfindungen heiter und jung wie der beginnende Lenz; in ſeinen Worten aber alt an Weisheit.

„Ich ſage immer und wiederhole es, begann er, die Welt könnte nicht beſtehen, wenn ſie nicht ſo einfach wäre. Dieſer elende Boden wird nun ſchon tauſend Jahre bebaut und ſeine Kräfte ſind immer dieſelbigen. Ein wenig Regen, ein wenig Sonne, und es wird jeden Frühling wieder grün, und ſo fort.“ Ich fand auf dieſe Worte nichts zu erwiedern und hinzuzuſetzen. Goethe ließ ſeine Blicke über die grünenden Felder ſchweifen, ſodann aber, wieder zu mir gewendet, fuhr er über andere Dinge folgendermaßen fort.

„Ich habe in dieſen Tagen eine wunderliche Lectüre gehabt, nämlich die Briefe Jacobi's und ſeiner Freunde. Dieß iſt ein höchſt merkwürdiges Buch und Sie müſſen es leſen, nicht um etwas daraus zu lernen, ſondern um in den Zuſtand damaliger Cultur und Literatur hineinzublicken, von dem man keinen Begriff hat. Man ſieht

lauter gewiſſermaßen bedeutende Menſchen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamem Intereſſe, ſondern jeder rund abgeſchloſſen für ſich und ſeinen eigenen Weg gehend, ohne im geringſten an den Beſtrebungen des Andern Theil zu nehmen. Sie ſind mir vorgekommen wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durch einander laufen ohne von einander zu wiſſen und die, ſobald ſie ſich berühren, nur deſto weiter auseinander fahren."

Ich lachte über das treffende Gleichniß. Ich erkundigte mich nach den correſpondirenden Perſonen, und Goethe nannte ſie mir, indem er mir über jeden etwas Beſonderes ſagte.

„Jacobi war eigentlich ein geborener Diplomat, ein ſchöner Mann von ſchlankem Wuchs, feinen vornehmen Weſens, der als Geſandter ganz an ſeinem Platz geweſen wäre. Zum Poeten und Philoſophen fehlte ihm etwas, um beydes zu ſeyn."

„Sein Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen Theil zu nehmen oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns an einander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller ſo einzig, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft weiter bedurfte."

Ich fragte nach Leſſing, ob auch dieſer in den Briefen vorkomme. „Nein, ſagte Goethe, aber Herder und Wieland.“

„Herdern war es nicht wohl bey dieſen Verbindungen; er ſtand zu hoch als daß ihm das hohle Weſen auf die Länge nicht hätte läſtig werden ſollen, ſo wie auch Hamann dieſe Leute mit überlegenem Geiſte behandelte.“

„Wieland, wie immer, erſcheint auch in dieſen Briefen durchaus heiter und wie zu Hauſe. An keiner beſonderen Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehen. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf ſeinem Wurzelchen immer feſte blieb.“

„Mein perſönliches Verhältniß zu Wieland war immer ſehr gut, beſonders in der früheren Zeit, wo er mir allein gehörte. Seine kleinen Erzählungen hat er auf meine Anregung geſchrieben. Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg, denn dieſes Mannes perſönliche Anziehungskraft war ſehr groß.“

Der Wagen wendete ſich zum Rückwege. Wir ſahen gegen Oſten vielfaches Regengewölk, das ſich in einander ſchob. Dieſe Wolken, ſagte ich, ſind doch ſo weit gebildet, daß ſie jeden Augenblick als Regen niederzugehen drohen. Wäre es möglich, daß ſie ſich wieder auflöſten, wenn das Barometer ſtiege? „Ja, ſagte

Goethe, dieſe Wolken würden ſogleich von oben herein verzehrt und aufgeſponnen werden wie ein Rocken. So ſtark iſt mein Glauben an das Barometer. Ja ich ſage immer und behaupte: wäre in jener Nacht der großen Überſchwemmung von Petersburg das Barometer geſtiegen, die Welle hätte nicht herangekonnt."

„Mein Sohn glaubt beym Wetter an den Einfluß des Mondes und Sie glauben vielleicht auch daran, und ich verdenke es euch nicht, denn der Mond erſcheint als ein zu bedeutendes Geſtirn, als daß man ihm nicht eine entſchiedene Einwirkung auf unſere Erde zuſchreiben ſollte; allein die Veränderung des Wetters, der höhere oder tiefere Stand des Barometers rührt nicht vom Mondwechſel her, ſondern iſt rein telluriſch."

„Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunſtkreiſe gleichnißweiſe als ein großes lebendiges Weſen, das im ewigen Ein- und Aus-Athmen begriffen iſt. Athmet die Erde ein, ſo zieht ſie den Dunſtkreis an ſich, ſo daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und ſich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Dieſen Zuſtand nenne ich die Waſſer-Bejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, ſo würde er die Erde erſäufen. Dieß aber giebt ſie nicht zu; ſie athmet wieder aus und entläßt die Waſſerdünſte nach oben, wo ſie ſich in den ganzen Raum der hohen Atmoſphäre ausbreiten und ſich dergeſtalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, ſondern auch ſogar die ewige

Finſterniß des unendlichen Raumes als friſches Blau herdurch geſehen wird.“

„Dieſen Zuſtand der Atmoſphäre nenne ich die Waſſer-Verneinung. Denn wie bey dem entgegengeſetzten nicht allein häufiges Waſſer von oben kommt, ſondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunſten und abtrocknen will; ſo kommt dagegen bey dieſem Zuſtand nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, ſondern auch die Näſſe der Erde ſelbſt verfliegt und geht aufwärts, ſo daß bey einer Dauer über alle Ordnung hinaus, die Erde, auch ohne Sonnenſchein, zu vertrocknen und zu verdörren Gefahr liefe.“

So ſprach Goethe über dieſen wichtigen Gegenſtand und ich hörte ihm mit großer Aufmerkſamkeit zu.

„Die Sache iſt ſehr einfach, fuhr er fort, und ſo am Einfachen, Durchgreifenden halte ich mich und gehe ihm nach, ohne mich durch einzelne Abweichungen irre leiten zu laſſen. Hoher Barometer: Trockenheit, Oſtwind; tiefer Barometer: Näſſe, Weſtwind, dieß iſt das herrſchende Geſetz, woran ich mich halte. Wehet aber einmal bey hohem Barometer und Oſtwind ein naſſer Nebel her, oder haben wir blauen Himmel bey Weſtwind, ſo kümmert mich dieſes nicht und macht meinen Glauben an das herrſchende Geſetz nicht irre, ſondern ich ſehe daraus bloß, daß auch manches Mitwirkende exiſtirt, dem man nicht ſogleich beykommen kann.“

„Ich will Ihnen etwas ſagen, woran Sie ſich im

Leben halten mögen. Es giebt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieſes unterſcheide und bedenke man wohl und habe Reſpect. Es iſt uns ſchon geholfen, wenn wir es überall nur wiſſen, wiewohl es immer ſehr ſchwer bleibt zu ſehen, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält ſich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug iſt, wird ſich am Zugänglichen halten, und indem er in dieſer Region nach allen Seiten geht und ſich befeſtiget, wird er ſogar auf dieſem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt geſtehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewiſſen Grade beyzukommen iſt, und die Natur immer etwas Problematiſches hinter ſich behalte, welches zu ergründen die menſchlichen Fähigkeiten nicht hinreichen."

Unter dieſen Worten waren wir wieder in die Stadt hereingefahren. Das Geſpräch lenkte ſich auf unbedeutende Gegenſtände, wobey jene hohen Anſichten noch eine Weile in meinem Innern fortleben konnten.

Wir waren zu früh zurückgekehrt, um ſogleich an Tiſch zu gehen, und Goethe zeigte mir vorher noch eine Landſchaft von Rubens und zwar einen Sommer-Abend. Links im Vordergrunde ſah man Feldarbeiter nach Hauſe gehen; in der Mitte des Bildes folgte eine Herde Schafe ihrem Hirten dem Dorfe zu; rechts tiefer

im Bilde ſtand ein Heuwagen, um welchen Arbeiter mit Aufladen beſchäftigt waren, abgeſpannte Pferde graſeten nebenbey; ſodann abſeits in Wieſen und Gebüſch zerſtreut weideten mehrere Stuten mit ihren Fohlen, denen man anſah, daß ſie auch in der Nacht draußen bleiben würden. Verſchiedene Dörfer und eine Stadt ſchloſſen den hellen Horizont des Bildes, worin man den Begriff von Thätigkeit und Ruhe auf das Anmuthigſte ausgedrückt fand.

Das Ganze ſchien mir mit ſolcher Wahrheit zuſammen zu hängen und das Einzelne lag mir mit ſolcher Treue vor Augen, daß ich die Meinung äußerte: Rubens habe dieſes Bild wohl ganz nach der Natur abgeſchrieben.

„Keineswegs, ſagte Goethe; ein ſo vollkommenes Bild iſt niemals in der Natur geſehen worden, ſondern wir verdanken dieſe Compoſition dem poetiſchen Geiſte des Malers. Aber der große Rubens hatte ein ſo außerordentliches Gedächtniß, daß er die ganze Natur im Kopfe trug und ſie ihm in ihren Einzelnheiten immer zu Befehl war. Daher kommt dieſe Wahrheit des Ganzen und Einzelnen, ſo daß wir glauben, alles ſey eine reine Copie nach der Natur. Jetzt wird eine ſolche Landſchaft gar nicht mehr gemacht, dieſe Art zu empfinden und die Natur zu ſehen, iſt ganz verſchwunden, es mangelt unſern Malern an Poeſie.“

„Und dann ſind unſere jungen Talente ſich ſelber

überlaſſen, es fehlen die lebendigen Meiſter, die ſie in die Geheimniſſe der Kunſt einführen. Zwar iſt auch von den Todten etwas zu lernen, allein dieſes iſt, wie es ſich zeigt, mehr ein Abſehen von Einzelnheiten als ein Eindringen in eines Meiſters tiefere Art zu denken und zu verfahren.

Frau und Herr v. Goethe traten herein und wir ſetzten uns zu Tiſch. Die Geſpräche wechſelten über heitere Gegenſtände des Tages: Theater, Bälle und Hof, flüchtig hin und her. Bald aber waren wir wieder auf ernſtere Dinge gerathen und wir ſahen uns in einem Geſpräch über Religionslehren in England tief befangen.

„Ihr müßtet wie ich, ſagte Goethe, ſeit funfzig Jahren die Kirchengeſchichte ſtudirt haben, um zu begreifen, wie das alles zuſammenhängt. Dagegen iſt es höchſt merkwürdig, mit welchen Lehren die Mohamedaner ihre Erziehung beginnen. Als Grundlage in der Religion befeſtigen ſie ihre Jugend zunächſt in der Überzeugung, daß dem Menſchen nichts begegnen könne, als was ihm von einer alles leitenden Gottheit längſt beſtimmt worden; und ſomit ſind ſie denn für ihr ganzes Leben ausgerüſtet und beruhigt und bedürfen kaum eines Weiteren.“

„Ich will nicht unterſuchen, was an dieſer Lehre Wahres oder Falſches, Nützliches oder Schädliches ſeyn mag; aber im Grunde liegt von dieſem Glauben doch etwas in uns Allen, auch ohne daß es uns gelehrt

worden. Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht, und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Muth und Heiterkeit behalten! Die Lehre des christlichen Glaubens: kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen eures Vaters, ist aus derselbigen Quelle hervorgegangen, und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge hält und ohne deren Willen und Zulassen nichts geschehen kann."

„Sodann ihren Unterricht in der Philosophie beginnen die Mohamedaner mit der Lehre: daß nichts existire, wovon sich nicht das Gegentheil sagen lasse; und so üben sie den Geist der Jugend, indem sie ihre Aufgaben darin bestehen lassen, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, woraus eine große Gewandtheit im Denken und Reden hervorgehen muß."

„Nun aber, nachdem von jedem aufgestellten Satze das Gegentheil behauptet worden, entsteht der Zweifel welches denn von Beyden das eigentlich Wahre sey. Im Zweifel aber ist kein Verharren, sondern er treibt den Geist zu näherer Untersuchung und Prüfung, woraus denn, wenn diese auf eine vollkommene Weise geschieht, die Gewißheit hervorgeht, welches das Ziel ist, worin der Mensch seine völlige Beruhigung findet."

„Sie ſehen, daß dieſer Lehre nichts fehlt und daß wir mit allen unſern Syſtemen nicht weiter ſind und daß überhaupt niemand weiter gelangen kann.“

Ich werde dadurch, ſagte ich, an die Griechen erinnert, deren philoſophiſche Erziehungsweiſe eine ähnliche geweſen ſeyn muß, wie uns dieſes ihre Tragödie beweiſet, deren Weſen im Verlauf der Handlung auch ganz und gar auf dem Widerſpruch beruhet, indem niemand der redenden Perſonen etwas behaupten kann, wovon der Andere nicht eben ſo klug das Gegentheil zu ſagen wüßte.

„Sie haben vollkommen Recht, ſagte Goethe; auch fehlt der Zweifel nicht, welcher im Zuſchauer oder Leſer erweckt wird; ſo wie wir denn am Schluß durch das Schickſal zur Gewißheit gelangen, welches ſich an das Sittliche anſchließt und deſſen Partey führt.“

Wir ſtanden von Tiſch auf und Goethe nahm mich mit hinab in den Garten, um unſere Geſpräche fortzuſetzen.

An Leſſing, ſagte ich, iſt es merkwürdig, daß er in ſeinen theoretiſchen Schriften, z. B. im Laokoon, nie geradezu auf Reſultate losgeht, ſondern uns immer erſt jenen philoſophiſchen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt. Wir ſehen mehr die Operation des Denkens und Findens, als daß wir große Anſichten und große Wahrheiten erhiel-

ten, die unſer eigenes Denken anzuregen und uns ſelbſt productiv zu machen geeignet wären.

„Sie haben wohl Recht, ſagte Goethe. Leſſing ſoll ſelbſt einmal geäußert haben, daß, wenn Gott ihm die Wahrheit geben wolle, er ſich dieſes Geſchenk verbitten, vielmehr die Mühe vorziehen würde, ſie ſelber zu ſuchen.“

„Jenes philoſophiſche Syſtem der Mohamedaner iſt ein artiger Maßſtab, den man an ſich und Andere anlegen kann, um zu erfahren, auf welcher Stufe geiſtiger Tugend man denn eigentlich ſtehe.“

„Leſſing hält ſich, ſeiner polemiſchen Natur nach, am liebſten in der Region der Widerſprüche und Zweifel auf; das Unterſcheiden iſt ſeine Sache, und dabey kam ihm ſein großer Verſtand auf das Herrlichſte zu Statten. Mich ſelbſt werden Sie dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widerſprüche eingelaſſen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen geſucht und nur die gefundenen Reſultate habe ich ausgeſprochen.“

Ich fragte Goethe, welchen der neueren Philoſophen er für den vorzüglichſten halte.

„Kant, ſagte er, iſt der vorzüglichſte, ohne allen Zweifel. Er iſt auch derjenige, deſſen Lehre ſich fortwirkend erwieſen hat, und die in unſere deutſche Cultur am tiefſten eingedrungen iſt. Er hat auch auf Sie gewirkt, ohne daß Sie ihn geleſen haben. Jetzt brau-

chen Sie ihn nicht mehr, denn was er Ihnen geben konnte, beſitzen Sie ſchon. Wenn Sie einmal ſpäter etwas von ihm leſen wollen, ſo empfehle ich Ihnen ſeine Critik der Urtheilskraft, worin er die Rhetorik vortrefflich, die Poeſie leidlich, die bildende Kunſt aber unzulänglich behandelt hat,"

Haben Eure Excellenz je zu Kant ein perſönliches Verhältniß gehabt? fragte ich.

„Nein, ſagte Goethe. Kant hat nie von mir Notiz genommen, wiewohl ich aus eigener Natur einen ähnlichen Weg ging als er. Meine Metamorphoſe der Pflanzen habe ich geſchrieben, ehe ich etwas von Kant wußte, und doch iſt ſie ganz im Sinne ſeiner Lehre. Die Unterſcheidung des Subjects vom Object, und ferner die Anſicht, daß jedes Geſchöpf um ſein ſelbſt willen exiſtirt und nicht etwa der Korkbaum gewachſen iſt, damit wir unſere Flaſchen propfen können, dieſes hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich ihm hierin zu begegnen. Später ſchrieb ich die Lehre vom Verſuch, welche als Critik von Subject und Object und als Vermittelung von beyden anzuſehen iſt."

„Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantiſchen Philoſophie zu widerrathen. Er ſagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er ſelbſt ſtudirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch ſtudirt und zwar nicht ohne Gewinn."

Unter dieſen Geſprächen gingen wir im Garten auf und ab. Die Wolken hatten ſich indeß verdichtet und es fing an zu tröpfeln, ſo daß wir genöthiget waren uns in das Haus zurückzuziehen, wo wir denn unſere Unterhaltungen noch eine Weile fortſetzten.

Mittwoch den 20. Juny 1827

Der Familien-Tiſch zu fünf Couverts ſtand gedeckt, die Zimmer waren leer und kühl, welches bei der groſſen Hitze ſehr wohl that. Ich trat in das geräumige an den Speiſeſaal angrenzende Zimmer, worin der gewirkte Fußteppich liegt und die coloſſale Büſte der Juno ſteht. Ich war nicht lange allein auf- und abgegangen, als Goethe, aus ſeinem Arbeitszimmer kommend, hereintrat und mich in ſeiner herzlichen Art liebevoll begrüßte und anredete. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl am Fenſter. „Nehmen Sie ſich auch ein Stühlchen, ſagte er, und ſetzen Sie ſich zu mir, wir wollen ein wenig reden bis die übrigen kommen. Es iſt mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bey mir haben kennen gelernt; er iſt wieder abgereiſet und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Thätigkeit und Ruhe.“

Die Perſönlichkeit des Grafen, ſagte ich, iſt mir ſehr bedeutend erſchienen, nicht weniger ſeine groſſen Kenntniſſe; denn das Geſpräch mochte ſich lenken, wo-

hin es wollte, er war überall zu Hauſe und ſprach über Alles gründlich und umſichtig mit großer Leichtigkeit.

„Ja, ſagte Goethe, er iſt ein höchſt bedeutender Mann und ſein Wirkungskreis und ſeine Verbindungen in Deutſchland ſind groß. Als Botaniker iſt er durch ſeine Flora subterranea in ganz Europa bekannt; ſo auch iſt er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie ſeine Geſchichte?" Nein, ſagte ich, aber ich möchte gerne etwas über ihn erfahren. Ich ſah ihn als Grafen und Weltmann, zugleich als vielſeitigen tiefen Gelehrten, dieſes iſt mir ein Problem, das ich gerne möchte gelöſet ſehen. Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf, als Jüngling zum geiſtlichen Stande beſtimmt, in Rom ſeine Studien begonnen; darauf aber, nachdem Öſtreich gewiſſe Vergünſtigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen ſey. Und ſo erzählte Goethe weiter, gründlich, intereſſant und bedeutend, ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die Wanderjahre zieren würde, das ich aber hier zu wiederholen mich nicht geſchickt fühle. Ich war höchſt glücklich ihm zuzuhören und dankte ihm mit meiner ganzen Seele. Das Geſpräch lenkte ſich nun auf die böhmiſchen Schulen und ihre großen Vorzüge, beſonders in Bezug auf eine gründliche äſthetiſche Bildung.

Herr und Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike von P. waren indeſſen auch hereingekommen und wir ſetzten uns zu Tiſch. Die Geſpräche wechſelten heiter und

mannigfaltig, beſonders aber waren die Frömmler einiger norddeutſchen Städte ein oft wiederkehrender Gegenſtand. Es ward bemerkt, daß dieſe pietiſtiſchen Abſonderungen ganze Familien mit einander uneins gemacht und zerſprengt hätten. Ich konnte einen ähnlichen Fall erzählen, wo ich faſt einen trefflichen Freund verloren, weil es ihm nicht gelingen wollen, mich zu ſeiner Meinung zu bekehren. Dieſer, ſagte ich, war ganz von dem Glauben durchdrungen, daß alles Verdienſt und alle gute Werke nichts ſeyen, und daß der Menſch bloß durch die Gnade Chriſti ein gutes Verhältniß zur Gottheit gewinnen könne. Etwas ähnliches, ſagte Frau von Goethe, hat auch eine Freundinn zu mir geſagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit dieſen guten Werken und dieſer Gnade für ein Bewandniß hat.

„So wie alle dieſe Dinge, ſagte Goethe, heutiges Tages in der Welt in Cours und Geſpräch ſind, iſt es nichts als ein Mantſch und vielleicht niemand von euch weiß, wo es herkommt. Ich will es euch ſagen. Die Lehre von den guten Werken, daß nämlich der Menſch durch Gutesthun, Vermächtniſſe und milde Stiftungen eine Sünde abverdienen und ſich überhaupt in der Gnade Gottes dadurch heben könne, iſt katholiſch. Die Reformatoren aber, aus Oppoſition, verwarfen dieſe Lehre, und ſetzten dafür an die Stelle, daß der Menſch einzig und allein trachten müſſe, die Verdienſte Chriſti

zu erkennen und ſich ſeiner Gnaden theilhaftig zu machen, welches denn freylich auch zu guten Werken führe. So iſt es; aber heutiges Tags wird alles durcheinander gemengt und verwechſelt und niemand weiß, woher die Dinge kommen."

Ich bemerkte mehr in Gedanken, als daß ich es ausſprach, daß die verſchiedene Meinung in Religionsſachen doch von jeher die Menſchen entzweyt und zu Feinden gemacht habe, ja daß ſogar der erſte Mord durch eine Abweichung in der Verehrung Gottes herbeygeführet ſey. Ich ſagte, daß ich dieſer Tage Byrons Cain geleſen und beſonders den dritten Act und die Motivirung des Todtſchlages bewundert habe.

„Nicht wahr? ſagte Goethe, das iſt vortrefflich motivirt! es iſt von ſo einziger Schönheit, daß es in der Welt nicht zum zweyten Male vorhanden iſt."

Der Cain, ſagte ich, war doch anfänglich in England verboten, jetzt aber lieſet ihn jedermann und die reiſenden jungen Engländer führen gewöhnlich einen completen Byron mit ſich.

„Es iſt auch Thorheit, ſagte Goethe, denn im Grunde ſteht im ganzen Cain doch nichts, als was die engliſchen Biſchöfe ſelber lehren."

Der Canzler ließ ſich melden und trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. So auch kamen Goethe's Enkel Walter und Wolfgang nach einander geſprungen. Wolf ſchmiegte ſich an den Canzler. „Hole dem

Herrn Canzler, ſagte Goethe, dein Stammbuch und zeige ihm deine Prinzeß und was dir der Graf Sternberg geſchrieben.“ Wolf ſprang hinauf und kam bald mit dem Buche zurück. Der Canzler betrachtete das Portrait der Prinzeß mit beygeſchriebenen Verſen von Goethe. Er durchblätterte das Buch ferner und traf auf Zelters Inſchrift und las laut heraus:

Lerne gehorchen!

„Das iſt doch das einzige vernünftige Wort, ſagte Goethe lachend, was im ganzen Buche ſteht. Ja, Zelter iſt immer grandios und tüchtig! — Ich gehe jetzt mit Riemer ſeine Briefe durch, die ganz unſchätzbare Sachen enthalten. Beſonders ſind die Briefe, die er mir auf Reiſen geſchrieben, von vorzüglichem Werth; denn da hat er als tüchtiger Baumeiſter und Muſikus den Vortheil, daß es ihm nie an bedeutenden Gegenſtänden des Urtheils fehlt. So wie er in eine Stadt eintritt, ſtehen die Gebäude vor ihm, und ſagen ihm, was ſie Verdienſtliches und Mangelhaftes an ſich tragen. Sodann ziehen die Muſik-Vereine ihn ſogleich in ihre Mitte und zeigen ſich dem Meiſter in ihren Tugenden und Schwächen. Wenn ein Geſchwindſchreiber ſeine Geſpräche mit ſeinen muſikaliſchen Schülern aufgeſchrieben hätte, ſo beſäßen wir etwas ganz Einziges in ſeiner Art. Denn in dieſen Dingen iſt Zelter genial und groß und trifft immer den Nagel auf den Kopf.“

Donnerstag den 5. July 1827.

Heute gegen Abend begegnete Goethe mir am Park von einer Spazierfahrt zurückkommend. Im Vorbeyfahren winkte er mir mit der Hand, daß ich ihn beſuchen möchte. Ich wendete daher ſogleich um nach ſeinem Hauſe, wo ich den Oberbaudirector Coudray fand. Goethe ſtieg aus und wir gingen mit ihm die Treppen hinauf. Wir ſetzten uns in dem ſogenannten Juno-Zimmer um einen runden Tiſch. Wir hatten nicht lange geredet, als auch der Canzler hereintrat und ſich zu uns geſellte. Das Geſpräch wendete ſich um politiſche Gegenſtände, Wellingtons Geſandtſchaft nach Petersburg und deren wahrſcheinliche Folgen, Capodiſtrias, die verzögerte Befreyung Griechenlands, die Beſchränkung der Türken auf Conſtantinopel, und dergleichen. Auch frühere Zeiten unter Napoleon kamen zur Sprache, beſonders aber über den Herzog von Enghien und ſein unvorſichtiges revolutionaires Betragen ward viel geredet.

Sodann kam man auf friedlichere Dinge, und Wielands Grab zu Oßmannſtedt war ein viel beſprochener Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Oberbaudirector Coudray erzählte, daß er mit einer eiſernen Einfaſſung des Grabes beſchäftigt ſey. Er gab uns von ſeiner Intention eine deutliche Idee, indem er die Form des eiſernen Gitterwerks auf ein Stück Papier vor unſern Augen hinzeichnete.

Als der Canzler und Coudray gingen, bat Goethe mich, noch ein wenig bey ihm zu bleiben. „Da ich in Jahrtauſenden lebe, ſagte er, ſo kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildſäule denken, die einem verdienten Manne geſetzt wird, ohne ſie im Geiſte ſchon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerſchlagen zu ſehen. Coudray's Eiſenſtäbe um das Wielandiſche Grab ſehe ich ſchon als Hufeiſen unter den Pferdefüßen einer künftigen Cavallerie blinken, und ich kann noch dazu ſagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wielandiſche Grab liegt überdieß viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in ſeiner raſchen Biegung kaum ein hundert Jahre am Ufer fort zu zehren, und er wird die Todten erreicht haben."

Wir ſcherzten mit gutem Humor über die entſetzliche Unbeſtändigkeit der irdiſchen Dinge und nahmen ſodann Coudray's Zeichnung wieder zur Hand und freuten uns an den zarten und kräftigen Zügen der engliſchen Bleyfeder, die dem Zeichner ſo zu Willen geweſen war, daß der Gedanke unmittelbar ohne den geringſten Verluſt auf dem Papiere ſtand.

Dieß führte das Geſpräch auf Handzeichnungen, und Goethe zeigte mir eine ganz vortreffliche eines italieniſchen Meiſters, den Knaben Jeſus darſtellend im Tempel unter den Schriftgelehrten. Daneben zeigte er mir

einen Kupferſtich, der nach dem ausgeführten Bilde gemacht war und man konnte viele Betrachtungen anſtellen, die alle zu Gunſten der Handzeichnung hinausliefen.

„Ich bin in dieſer Zeit ſo glücklich geweſen, ſagte Goethe, viele treffliche Handzeichnungen berühmter Meiſter um ein Billiges zu kaufen. Solche Zeichnungen ſind unſchätzbar, nicht allein, weil ſie die rein geiſtige Intention des Künſtlers geben, ſondern auch, weil ſie uns unmittelbar in die Stimmung verſetzen, in welcher der Künſtler ſich in dem Augenblick des Schaffens befand. Aus dieſer Zeichnung des Jeſusknaben im Tempel blickt aus allen Zügen große Klarheit und heitere ſtille Entſchiedenheit im Gemüthe des Künſtlers, welche wohlthätige Stimmung in uns übergeht, ſo wie wir das Bild betrachten. Zudem hat die bildende Kunſt den großen Vortheil, daß ſie rein objectiver Natur iſt, und uns zu ſich herannöthiget, ohne unſere Empfindungen heftig anzuregen. Ein ſolches Werk ſteht da und ſpricht entweder gar nicht, oder auf eine ganz entſchiedene Weiſe. Ein Gedicht dagegen macht einen weit vageren Eindruck, es erregt die Empfindungen und bey Jedem andere, nach der Natur und Fähigkeit des Hörers.“

Ich habe, ſagte ich, dieſer Tage den trefflichen engliſchen Roman Roderik Random von Smollet geleſen; dieſer kam dem Eindruck einer guten Handzeichnung ſehr nahe. Eine unmittelbare Darſtellung, keine Spur

von einer Hinneigung zum Sentimentalen; ſondern das wirkliche Leben ſteht vor uns, wie es iſt, oft widerwärtig und abſcheulich genug, aber im Ganzen immer heiteren Eindruckes, wegen der ganz entſchiedenen Realität.

„Ich habe den Roderik Random oft rühmen hören, ſagte Goethe, und glaube, was Sie mir von ihm erwähnen; doch ich habe ihn nie geleſen. Kennen Sie den Raſſelas von Johnſon? Leſen Sie ihn doch auch einmal und ſagen Sie mir, wie Sie ihn finden.“ Ich verſprach dieſes zu thun.

Auch in Lord Byron, ſagte ich, finde ich häufig Darſtellungen, die ganz unmittelbar daſtehen und uns rein den Gegenſtand geben, ohne unſer inneres Sentiment auf eine andere Weiſe anzuregen als es eine unmittelbare Handzeichnung eines guten Malers thut. Beſonders der Don Juan iſt an ſolchen Stellen reich.

„Ja, ſagte Goethe, darin iſt Lord Byron groß; ſeine Darſtellungen haben eine ſo leicht hingeworfene Realität, als wären ſie improviſirt. Von Don Juan kenne ich wenig; allein aus ſeinen anderen Gedichten ſind mir ſolche Stellen im Gedächtniß, beſonders Seeſtücke, wo hin und wieder ein Segel herausblickt, ganz unſchätzbar, ſo daß man ſogar die Waſſerluft mit zu empfinden glaubt.“

In ſeinem Don Juan, ſagte ich, habe ich beſonders die Darſtellung der Stadt London bewundert, die man

aus ſeinen leichten Verſen heraus mit Augen zu ſehen wähnt. Und dabey macht er ſich keineswegs viele Scrupel, ob ein Gegenſtand poetiſch ſey oder nicht, ſondern er ergreift und gebraucht alles, wie es ihm vorkommt bis auf die gekräuſelten Perücken vor den Fenſtern der Haarſchneider und bis auf die Männer, welche die Straßenlaternen mit Oel verſehen.

„Unſere deutſchen Äſthetiker, ſagte Goethe, reden zwar viel von poetiſchen und unpoetiſchen Gegenſtänden, und ſie mögen auch in gewiſſer Hinſicht nicht ganz Unrecht haben; allein im Grunde bleibt kein realer Gegenſtand unpoetiſch, ſobald der Dichter ihn gehörig zu gebrauchen weiß.“

Sehr wahr! ſagte ich, und ich möchte wohl, daß dieſe Anſicht zur allgemeinen Maxime würde. Wir ſprachen darauf über die beyden Foscari, wobey ich die Bemerkung machte, daß Byron ganz vortreffliche Frauen zeichne.

„Seine Frauen, ſagte Goethe, ſind gut. Es iſt aber auch das einzige Gefäß, was uns Neueren noch geblieben iſt, um unſere Idealität hinein zu gießen. Mit den Männern iſt nichts zu thun. Im Achill und Odyſſeus, dem Tapferſten und Klügſten, hat der Homer alles vorweggenommen.“

Übrigens, fuhr ich fort, haben die Foscari wegen der durchgehenden Folter-Qualen etwas Apprehenſives, und man begreift kaum, wie Byron im Innern dieſes

peinlichen Gegenſtandes ſo lange leben konnte, um das Stück zu machen.

„Dergleichen war ganz Byrons Element, ſagte Goethe; er war ein ewiger Selbſtquäler, ſolche Gegenſtände waren daher ſeine Lieblings-Themata, wie Sie aus allen ſeinen Sachen ſehen, unter denen faſt nicht ein einziges heiteres Sújet iſt. Aber nicht wahr? Die Darſtellung iſt auch bey den Foscari zu loben.“

Sie iſt vortrefflich, ſagte ich; jedes Wort iſt ſtark, bedeutend und zum Ziele führend, ſo wie ich überhaupt bis jetzt in Byron noch keine matte Zeile gefunden habe. Es iſt mir immer, als ſähe ich ihn aus den Meereswellen kommen, friſch und durchdrungen von ſchöpferiſchen Urkräften. „Sie haben ganz Recht, ſagte Goethe, es iſt ſo.“ — Jemehr ich ihn leſe, fuhr ich fort, jemehr bewundere ich die Größe ſeines Talents und Sie haben ganz recht gethan ihm in der Helena das unſterbliche Denkmal der Liebe zu ſetzen.

„Ich konnte als Repräſentanten der neueſten poetiſchen Zeit, ſagte Goethe, niemanden gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzuſehen iſt. Und dann, Byron iſt nicht antik und iſt nicht romantiſch, ſondern er iſt wie der gegenwärtige Tag ſelbſt. Einen ſolchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen ſeines unbefriedigten Naturells und ſeiner kriegeriſchen Tendenz, woran er in Miſſolunghi zu Grunde ging. Eine Abhandlung über Byron

zu ſchreiben iſt nicht bequem und räthlich, aber gelegentlich ihn zu ehren und auf ihn im Einzelnen hinzuweiſen werde ich auch in der Folge nicht unterlaſſen."

Da die Helena einmal zur Sprache gebracht war, ſo redete Goethe darüber weiter. „Ich hatte den Schluß, ſagte er, früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verſchiedene Weiſe ausgebildet und einmal auch recht gut, aber ich will es euch nicht verrathen. Dann brachte mir die Zeit dieſes mit Lord Byron und Miſſolunghi und ich ließ gern alles Übrige fahren. Aber haben Sie bemerkt, der Chor fällt bey dem Trauergeſang ganz aus der Rolle; er iſt früher und durchgehends antik gehalten, oder verleugnet doch nie ſeine Mädchennatur, hier aber wird er mit einem Mal ernſt und hoch reflectirend und ſpricht Dinge aus, woran er nie gedacht hat und auch nie hat denken können."

Allerdings, ſagte ich, habe ich dieſes bemerkt; allein ſeitdem ich Rubens Landſchaft mit den doppelten Schatten geſehen, und ſeitdem der Begriff der Fictionen mir aufgegangen iſt, kann mich dergleichen nicht irre machen. Solche kleine Widerſprüche können bey einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen. Das Lied mußte nun einmal geſungen werden, und da kein anderer Chor gegenwärtig war, ſo mußten es die Mädchen ſingen.

„Mich ſoll nur wundern, ſagte Goethe lachend, was die deutſchen Critiker dazu ſagen werden. Ob ſie

werden Freyheit und Kühnheit genug haben darüber hinwegzukommen. Den Franzoſen wird der Verſtand im Wege ſeyn, und ſie werden nicht bedenken, daß die Phantaſie ihre eigenen Geſetze hat, denen der Verſtand nicht beykommen kann und ſoll. Wenn durch die Phantaſie nicht Dinge entſtänden, die für den Verſtand ewig problematiſch bleiben, ſo wäre überhaupt zu der Phantaſie nicht viel. Dieß iſt es, wodurch ſich die Poeſie von der Proſa unterſcheidet, bey welcher der Verſtand immer zu Hauſe iſt und ſeyn mag und ſoll."

Ich freute mich dieſes bedeutenden Wortes und merkte es mir. Darauf ſchickte ich mich an zum Gehen, denn es war gegen zehn Uhr geworden. Wir ſaßen ohne Licht, die helle Sommer-Nacht leuchtete aus Norden über den Ettersberg herüber.

Montag Abend den 9. July 1827.

Ich fand Goethe allein, in Betrachtung der Gyps-Paſten nach dem Stoſchiſchen Cabinet. „Man iſt in Berlin ſo freundlich geweſen, ſagte er, mir dieſe ganze Sammlung zur Anſicht herzuſenden; ich kenne die ſchönen Sachen ſchon dem größten Theile nach, hier aber ſehe ich ſie in der belehrenden Folge, wie Winckelmann ſie geordnet hat; auch benutze ich ſeine Beſchreibung und ſehe ſeine Meinung nach in Fällen, wo ich ſelber zweifle."

Wir hatten nicht lange geredet, als der Canzler hereintrat und ſich zu uns ſetzte. Er erzählte uns Nachrichten aus öffentlichen Blättern, unter andern von einem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüſte nach Löwenfleiſch einen Löwen getödtet und ſich ein gutes Stück davon zubereitet habe. „Mich wundert, ſagte Goethe, daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter ſchmackhafter Biſſen ſeyn ſoll.“ Wir ſprachen über die Häßlichkeit dieſer Beſtien und daß ſie deſto unangenehmer, je ähnlicher die Race dem Menſchen ſey. Ich begreife nicht, ſagte der Canzler, wie fürſtliche Perſonen ſolche Thiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können. „Fürſtliche Perſonen, ſagte Goethe, werden ſo viel mit widerwärtigen Menſchen geplagt, daß ſie die widerwärtigeren Thiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns Andern ſind Affen und Geſchrey der Papagayen mit Recht widerwärtig, weil wir dieſe Thiere hier in einer Umgebung ſehen, für die ſie nicht gemacht ſind. Wären wir aber in dem Fall, auf Elephanten unter Palmen zu reiten, ſo würden wir in einem ſolchen Element Affen und Papagayen ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber, wie geſagt, die Fürſten haben Recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertreiben.“ — Hiebey, ſagte ich, fällt mir ein Vers ein, den Sie vielleicht ſelber nicht mehr wiſſen:

Wollen die Menſchen Beſtien ſeyn,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird ſich mindern;
Wir ſind eben alle von Adams Kindern.

Goethe lachte. „Ja, ſagte er, es iſt ſo. Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger iſt. Ich erinnere mich eines Falles aus meiner früheren Zeit, wo es unter den Adlichen hin und wieder noch recht beſtialiſche Herren gab, daß bey Tafel in einer vorzüglichen Geſellſchaft und in Anweſenheit von Frauen ein reicher Edelman ſehr maſſive Reden führte zur Unbequemlichkeit und zum Ärgerniß Aller, die ihn hören mußten. Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entſchloſſener anſehnlicher Herr, der ihm gegenüber ſaß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er ſehr laut eine grobe Unanſtändigkeit beging, worüber alle erſchraken, und jener Grobian mit, ſo daß er ſich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund aufthat. Das Geſpräch nahm von dieſem Augenblick an eine anmuthige heitere Wendung zur Freude aller Anweſenden, und man wußte jenem entſchloſſenen Herrn für ſeine unerhörte Kühnheit vielen Dank in Erwägung der trefflichen Wirkung, die ſie gethan hatte.“

Nachdem wir uns an dieſer heiteren Anecdote ergötzt hatten, brachte der Canzler das Geſpräch auf die neueſten Zuſtände zwiſchen der Oppoſitions- und der Mini-

ſteriellen Partey zu Paris, indem er eine kräftige Rede faſt wörtlich recitirte, die ein äußerſt kühner Demokrat zu ſeiner Vertheidigung vor Gericht gegen die Miniſter gehalten. Wir hatten Gelegenheit, das glückliche Gedächtniß des Canzlers abermals zu bewundern. Über jene Angelegenheit und beſonders das einſchränkende Preß-Geſetz ward zwiſchen Goethe und dem Canzler viel hin und wieder geſprochen; es war ein reichhaltiges Thema, wobey ſich Goethe wie immer als milder Ariſtokrat erwies, jener Freund aber wie bisher ſcheinbar auf der Seite des Volkes feſthielt.

„Mir iſt für die Franzoſen in keiner Hinſicht bange. ſagte Goethe; ſie ſtehen auf einer ſolchen Höhe welthiſtoriſcher Anſicht, daß der Geiſt auf keine Weiſe mehr zu unterdrücken iſt. Das einſchränkende Geſetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einſchränkungen nichts Weſentliches betreffen, ſondern nur gegen Perſönlichkeiten gehen. Eine Oppoſition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einſchränkung aber nöthigt ſie geiſtreich zu ſeyn, und dieß iſt ein ſehr großer Vortheil. Direct und grob ſeine Meinung herauszuſagen mag nur entſchuldigt werden können und gut ſeyn, wenn man durchaus Recht hat. Eine Partey aber hat nicht durchaus Recht, eben weil ſie Partey iſt, und ihr ſteht daher die indirecte Weiſe wohl, worin die Franzoſen von je große Muſter waren. Zu meinem Diener ſage ich gradezu: Hans, zieh mir die Stiefel

aus! das verſteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünſche von ihm dieſen Dienſt, ſo kann ich mich nicht ſo direct ausdrücken, ſondern ich muß auf eine anmuthige, freundliche Wendung ſinnen, wodurch ich ihn zu dieſem Liebesdienſt bewege. Die Nöthigung regt den Geiſt auf und aus dieſem Grunde, wie geſagt, iſt mir die Einſchränkung der Preßfreyheit ſogar lieb. Die Franzoſen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geiſtreichſte Nation zu ſeyn, und ſie verdienen es zu bleiben. Wir Deutſchen fallen mit unſerer Meinung gerne gerade heraus und haben es im Indirecten noch nicht ſehr weit gebracht."

„Die Pariſer Parteyen, fuhr Goethe fort, könnten noch größer ſeyn als ſie ſind, wenn ſie noch liberaler und freyer wären und ſich gegenſeitig noch mehr zugeſtänden als ſie thun. Sie ſtehen auf einer höheren Stufe welthiſtoriſcher Anſicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinanderwirkende gewaltige Kräfte ſind, die ſich paralyſiren und wo die große Einſicht eines Einzelnen Mühe hat durchzudringen, wie wir an Canning und den vielen Quängeleyen ſehen, die man dieſem großen Staatsmanne macht."

Wir ſtanden auf, um zu gehen. Goethe aber war ſo voller Leben, daß das Geſpräch noch eine Weile ſtehend fortgeſetzt wurde. Dann entließ er uns liebevoll und ich begleitete den Canzler nach ſeiner Wohnung. Es war ein ſchöner Abend und wir ſprachen im Gehen

viel über Goethe. Beſonders aber wiederholten wir uns gerne jenes Wort, daß eine Oppoſition ohne Einſchränkung platt werde.

Sonntag den 15. July 1827.

Ich ging dieſen Abend nach acht Uhr zu Goethe, den ich ſo eben aus ſeinem Garten zurückgekehrt fand. „Sehen Sie nur, was da liegt! ſagte er; ein Roman in drey Bänden und zwar von wem? von Manzoni!“ Ich betrachtete die Bücher, die ſehr ſchön eingebunden waren und eine Inſchrift an Goethe enthielten. Manzoni iſt fleißig, ſagte ich. „Ja das regt ſich“, ſagte Goethe. Ich kenne nichts von Manzoni, ſagte ich, als ſeine Ode auf Napoleon, die ich dieſer Tage in Ihrer Überſetzung abermals geleſen und im hohen Grade bewundert habe. Jede Strophe iſt ein Bild! — „Sie haben Recht, ſagte Goethe, die Ode iſt vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutſchland einer davon redet? Es iſt ſo gut, als ob ſie gar nicht da wäre, und doch iſt ſie das beſte Gedicht, was über dieſen Gegenſtand gemacht worden.“

Goethe fuhr fort, die engliſchen Zeitungen zu leſen, in welcher Beſchäftigung ich ihn beim Hereintreten gefunden. Ich nahm einen Band von Carlyle's Über-

ſetzung deutſcher Romane in die Hände und zwar den Theil, welcher Muſäus und Fouqué enthielt. Der mit unſerer Literatur ſehr vertraute Engländer hatte den überſetzten Werken ſelbſt immer eine Einleitung, das Leben und eine Critik des Dichters enthaltend, voran=gehen laſſen. Ich las die Einleitung zu Fouqué und konnte zu meiner Freude die Bemerkung machen, daß das Leben mit Geiſt und vieler Gründlichkeit geſchrieben und der critiſche Standpunct, aus welchem dieſer beliebte Schriftſteller zu betrachten, mit großem Verſtand und vieler ruhiger milder Einſicht in poetiſche Verdienſte be=zeichnet war. Bald vergleicht der geiſtreiche Engländer unſern Fouqué mit der Stimme eines Sängers, die zwar keinen großen Umfang habe und nur wenige Töne enthalte, aber die wenigen gut und vom ſchönſten Wohl=klange. Dann, um ſeine Meinung ferner auszudrücken, nimmt er ein Gleichniß aus kirchlichen Verhältniſſen her, indem er ſagt, daß Fouqué an der poetiſchen Kirche zwar nicht die Stelle eines Biſchofs oder eines andern Geiſtlichen vom erſten Range bekleide, vielmehr mit den Functionen eines Caplans ſich begnüge, in dieſem mitt=leren Amte aber ſich ſehr wohl ausnehme.

Während ich dieſes geleſen, hatte Goethe ſich in ſeine hinteren Zimmer zurückgezogen. Er ſendete mir ſeinen Bedienten mit der Einladung, ein wenig nach=zukommen, welches ich that. „Setzen Sie ſich noch ein wenig zu mir, ſagte er, daß wir noch einige Worte

miteinander reden. Da iſt auch eine Überſetzung des Sophocles angekommen, ſie lieſet ſich gut und ſcheint ſehr brav zu ſeyn; ich will ſie doch einmal mit Solger vergleichen. Nun was ſagen Sie zu Carlyle?“ Ich erzählte ihm, was ich über Fouqué geleſen. „Iſt das nicht ſehr artig? ſagte Goethe; ja überm Meere giebt es auch geſcheidte Leute, die uns kennen und zu würdigen wiſſen.“

„Indeſſen, fuhr Goethe fort, fehlt es in anderen Fächern uns Deutſchen auch nicht an guten Köpfen. Ich habe in den Berliner Jahrbüchern die Recenſion eines Hiſtorikers über Schloſſer geleſen, die ſehr groß iſt. Sie iſt Heinrich Leo unterſchrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müſſen. Er ſteht höher als die Franzoſen, welches in geſchichtlicher Hinſicht doch etwas heißen will. Jene haften zu ſehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopf bringen, dieſes aber beſitzt der Deutſche in ganzer Freyheit. Über das indiſche Caſten-Weſen hat er die trefflichſten Anſichten. Man ſpricht immer viel von Ariſtokratie und Demokratie, die Sache iſt ganz einfach dieſe: In der Jugend, wo wir nichts beſitzen, oder doch den ruhigen Beſitz nicht zu ſchätzen wiſſen, ſind wir Demokraten. Sind wir aber in einem langen Leben zu Eigenthum gekommen, ſo wünſchen wir dieſes nicht allein geſichert, ſondern wir wünſchen auch, daß unſere Kinder und Enkel das Er-

worbene ruhig genießen mögen. Deßhalb ſind wir im Alter immer Ariſtokraten ohne Ausnahme, wenn wir auch in der Jugend uns zu anderen Geſinnungen hinneigten. Leo ſpricht über dieſen Punkt mit großem Geiſte."

„Im äſthetiſchen Fach ſieht es freylich bey uns am ſchwächſten aus und wir können lange warten, bis wir auf einen Mann wie Carlyle ſtoßen. Es iſt aber ſehr artig, daß wir jetzt, bey dem engen Verkehr zwiſchen Franzoſen, Engländern und Deutſchen, in den Fall kommen uns einander zu corrigiren. Das iſt der große Nutzen, der bey einer Weltliteratur herauskommt und der ſich immer mehr zeigen wird. Carlyle hat das Leben von Schiller geſchrieben und ihn überall ſo beurtheilt, wie ihn nicht leicht ein Deutſcher beurtheilen wird. Dagegen ſind wir über Shakſpeare und Byron im Klaren und wiſſen deren Verdienſte vielleicht beſſer zu ſchätzen als die Engländer ſelber."

Mittwoch den 18. July 1827.

„Ich habe Ihnen zu verkündigen, war heute Goethe's erſtes Wort bey Tiſch, daß Manzoni's Roman alles überflügelt, was wir in dieſer Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus

vollkommen iſt, und daß das Äußere, alle Zeichnung von Localitäten und dergleichen, gegen die großen inneren Eigenſchaften um kein Haar zurückſteht. Das will etwas heißen.“ Ich war verwundert und erfreut, dieſes zu hören. „Der Eindruck beym Leſen, fuhr Goethe fort, iſt der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt, und von der Bewunderung wieder in die Rührung, ſo daß man aus einer von dieſen beyden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In dieſem Roman ſieht man erſt recht, was Manzoni iſt. Hier kommt ſein vollendetes Innere zum Vorſchein, welches er bey ſeinen dramatiſchen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Ich will nun gleich hinterher den beſten Roman von Walter Scott leſen, etwa den Waverley, den ich noch nicht kenne, und ich werde ſehen, wie Manzoni ſich gegen dieſen großen engliſchen Schriftſteller ausnehmen wird. Manzoni's innere Bildung erſcheint hier auf einer ſolchen Höhe, daß ihm ſchwerlich etwas gleich kommen kann; ſie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darſtellung des Einzelnen wie der italieniſche Himmel ſelber.“ Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm? fragte ich. „Durchaus nicht, antwortete Goethe. Er hat Sentiment, aber er iſt ohne alle Sentimentalität; die Zuſtände ſind männlich und rein empfunden. Ich will heute nichts

weiter ſagen, ich bin noch im erſten Bande, bald aber ſollen Sie mehr hören.“

Sonnabend den 21. July 1827.

Als ich dieſen Abend zu Goethe ins Zimmer trat, fand ich ihn im Leſen von Manzoni's Roman. „Ich bin ſchon im dritten Bande, ſagte er, indem er das Buch an die Seite legte, und komme dabey zu vielen neuen Gedanken. Sie wiſſen, Ariſtoteles ſagt vom Trauerſpiele, es müſſe Furcht erregen, wenn es gut ſeyn ſolle. Es gilt dieſes jedoch nicht bloß von der Tragödie, ſondern auch von mancher anderen Dichtung. Sie finden es in meinem Gott und die Bajadere, Sie finden es in jedem guten Luſtſpiele und zwar bey der Verwickelung, ja Sie finden es ſogar in den ſieben Mädchen in Uniform, indem wir doch immer nicht wiſſen können, wie der Spaß für die guten Dinger abläuft. Dieſe Furcht nun kann doppelter Art ſeyn, ſie kann beſtehen in Angſt, oder ſie kann auch beſtehen in Bangigkeit. Dieſe letztere Empfindung wird in uns rege, wenn wir ein moraliſches Übel auf die handelnden Perſonen heranrücken und ſich über ſie verbreiten ſehen, wie z. B. in den Wahlverwandtſchaften. Die Angſt aber entſteht im Leſer oder Zuſchauer, wenn die handelnden Perſonen von einer phyſiſchen Gefahr bedroht

werden. Z. B. in den Galeerenſclaven und im Freyſchütz; ja in der Scene der Wolfsſchlucht bleibt es nicht einmal bey der Angſt, ſondern es erfolgt eine totale Vernichtung in Allen die es ſehen."

„Von dieſer Angſt nun macht Manzoni Gebrauch und zwar mit wunderbarem Glück, indem er ſie in Rührung auflöſet und uns durch dieſe Empfindung zur Bewunderung führt. Das Gefühl der Angſt iſt ſtoffartig, und wird in jedem Leſer entſtehen, die Bewunderung aber entſpringt aus der Einſicht, wie vortrefflich der Autor ſich in jedem Falle benahm und nur der Kenner wird mit dieſer Empfindung beglückt werden. Was ſagen Sie zu dieſer Äſthetik? — Wäre ich jünger, ſo würde ich nach dieſer Theorie etwas ſchreiben, wenn auch nicht ein Werk von ſolchem Umfange, wie dieſes von Manzoni."

„Ich bin nun wirklich ſehr begierig, was die Herren vom Globe zu dieſem Roman ſagen werden; ſie ſind geſcheidt genug, um das Vortreffliche daran zu erkennen; auch iſt die ganze Tendenz des Werkes ein rechtes Waſſer auf die Mühle dieſer Liberalen, wiewohl ſich Manzoni ſehr mäßig gehalten hat. Doch nehmen die Franzoſen ſelten ein Werk mit ſo reiner Neigung auf wie wir; ſie bequemen ſich nicht gerne zu dem Standpuncte des Autors, ſondern ſie finden, ſelbſt bey dem Beſten, immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne iſt und das der Autor hätte ſollen anders machen."

Goethe erzählte mir ſodann einige Stellen des Romans, um mir eine Probe zu geben, mit welchem Geiſte er geſchrieben. „Es kommen, fuhr er ſodann fort, Manzoni vorzüglich vier Dinge zu Statten, die zu der großen Vortrefflichkeit ſeines Werkes beygetragen. Zunächſt daß er ein ausgezeichneter Hiſtoriker iſt, wodurch denn ſeine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die ſie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich ſich unter Roman vorſtellt. Zweytens iſt ihm die katholiſche Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältniſſe poetiſcher Art hervorgehen, die er als Proteſtant nicht gehabt haben würde. So wie es drittens ſeinem Werke zu gute kommt, daß der Autor in revolutionairen Reibungen viel gelitten, die, wenn er auch perſönlich nicht darin verflochten geweſen, doch ſeine Freunde getroffen und theils zu Grunde gerichtet haben. Und endlich viertens iſt es dieſem Romane günſtig, daß die Handlung in der reizenden Gegend am Comer See vorgeht, deren Eindrücke ſich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben und die er alſo in- und auswendig kennet. Daher entſpringt nun auch ein großes Hauptverdienſt des Werkes, nämlich die Deutlichkeit und das bewundernswürdige Detail in Zeichnung der Localität.“

Montag den 23. July 1827.

Als ich dieſen Abend gegen acht Uhr in Goethe's Hauſe anfragte, hörte ich, er ſey noch nicht vom Garten zurückgekehrt. Ich ging ihm daher entgegen und fand ihn im Park auf einer Bank unter kühlen Linden ſitzen, ſeinen Enkel Wolfgang an ſeiner Seite.

Goethe ſchien ſich meiner Annäherung zu freuen und winkte mir, neben ihm Platz zu nehmen. Wir hatten kaum die erſten flüchtigen Reden des Zuſammentreffens abgethan, als das Geſpräch ſich wieder auf Manzoni wendete.

„Ich ſagte Ihnen doch neulich, begann Goethe, daß unſerm Dichter in dieſem Roman der Hiſtoriker zu gute käme, jetzt aber im dritten Bande finde ich, daß der Hiſtoriker dem Poeten einen böſen Streich ſpielt, indem Herr Manzoni mit einem Mal den Rock des Poeten auszieht und eine ganze Weile als nackter Hiſtoriker daſteht. Und zwar geſchieht dieſes bey einer Beſchreibung von Krieg, Hungersnoth und Peſtilenz, welche Dinge ſchon an ſich widerwärtiger Art ſind, und die nun durch das umſtändliche Detail einer trockenen chronikenhaften Schilderung unerträglich werden. Der deutſche Überſetzer muß dieſen Fehler zu vermeiden ſuchen, er muß die Beſchreibung des Kriegs und der Hungersnoth um einen guten Theil, und die der Peſt um zwey

Drittheil zuſammenſchmelzen, ſo daß nur ſo viel übrig bleibt, als nöthig iſt, um die handelnden Perſonen darin zu verflechten. Hätte Manzoni einen rathgebenden Freund zur Seite gehabt, er hätte dieſen Fehler ſehr leicht vermeiden können. Aber er hatte als Hiſtoriker zu großen Reſpect vor der Realität. Dieß macht ihm ſchon bey ſeinen dramatiſchen Werken zu ſchaffen, wo er ſich jedoch dadurch hilft, daß er den überflüſſigen geſchichtlichen Stoff als Noten beygiebt. In dieſem Falle aber hat er ſich nicht ſo zu helfen gewußt und ſich von dem hiſtoriſchen Vorrath nicht trennen können. Dieß iſt ſehr merkwürdig. Doch ſobald die Perſonen des Romans wieder auftreten, ſteht der Poet in voller Glorie wieder da und nöthigt uns wieder zu der gewohnten Bewunderung."

Wir ſtanden auf und lenkten unſere Schritte dem Hauſe zu.

„Man ſollte kaum begreifen, fuhr Goethe fort, wie ein Dichter wie Manzoni, der eine ſo bewunderungswürdige Compoſition zu machen verſteht, nur einen Augenblick gegen die Poeſie hat fehlen können. Doch die Sache iſt einfach; ſie iſt dieſe."

„Manzoni iſt ein geborener Poet, ſo wie Schiller einer war. Doch unſere Zeit iſt ſo ſchlecht, daß dem Dichter im umgebenden menſchlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um ſich nun aufzuerbauen, griff Schiller zu zwey großen Dingen: zur

Philoſophie und Geſchichte; Manzoni zur Geſchichte allein. Schillers Wallenſtein iſt ſo groß, daß in ſeiner Art zum zweyten Mal nicht etwas Ähnliches vorhanden iſt; aber Sie werden finden, daß eben dieſe beyden gewaltigen Hülfen, die Geſchichte und Philoſophie, dem Werke an verſchiedenen Theilen im Wege ſind und ſeinen reinen poetiſchen Succeß hindern. So leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geſchichte."

Euer Excellenz, ſagte ich, ſprechen große Dinge aus und ich bin glücklich, Ihnen zuzuhören. „Manzoni, ſagte Goethe, hilft uns zu guten Gedanken." Er wollte in Äußerung ſeiner Betrachtungen fortfahren, als der Canzler an der Pforte von Goethe's Hausgarten uns entgegentrat und ſo das Geſpräch unterbrochen wurde. Er geſellte ſich, als ein Willkommener, zu uns und wir begleiteten Goethe die kleine Treppe hinauf durch das Büſtenzimmer in den länglichen Saal, wo die Rouleau's niedergelaſſen waren und auf dem Tiſch am Fenſter zwey Lichter brannten. Wir ſetzten uns um den Tiſch, wo dann zwiſchen Goethe und dem Canzler Gegenſtände anderer Art verhandelt wurden.

Montag den 24. September 1827.

Mit Goethe nach Berka. Bald nach acht Uhr fuhren wir ab; der Morgen war sehr schön. Die Straße geht anfänglich bergan, und da wir in der Natur nichts zu betrachten fanden, so sprach Goethe von literarischen Dingen. Ein bekannter deutscher Dichter war dieser Tage durch Weimar gegangen und hatte Goethen sein Stammbuch gegeben. „Was darin für schwaches Zeug steht, glauben Sie nicht, sagte Goethe. Die Poeten schreiben alle, als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazareth. Alle sprechen sie von dem Leiden und dem Jammer der Erde und von den Freuden des Jenseit, und unzufrieden, wie schon alle sind, hetzt einer den andern in noch größere Unzufriedenheit hinein. Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustand zufrieden zu machen. Aber die jetzige Generation fürchtet sich vor aller echten Kraft und nur bey der Schwäche ist es ihr gemüthlich und poetisch zu Sinne."

„Ich habe ein gutes Wort gefunden, fuhr Goethe fort, um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazareth-Poesie nennen; dagegen die echt Tyrtäische diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt,

ſondern auch den Menſchen mit Muth ausrüſtet, die Kämpfe des Lebens zu beſtehen.“

Goethe's Worte erhielten meine ganze Zuſtimmung.

Im Wagen zu unſern Füßen lag ein aus Binſen geflochtener Korb mit zwey Handgriffen, der meine Aufmerkſamkeit erregte. „Ich habe ihn, ſagte Goethe, aus Marienbad mitgebracht, wo man ſolche Körbe in allen Größen hat, und ich bin ſo an ihn gewöhnt, daß ich nicht reiſen kann, ohne ihn bey mir zu führen. Sie ſehen, wenn er leer iſt, legt er ſich zuſammen und nimmt wenig Raum ein; gefüllt dehnt er ſich nach allen Seiten aus und faßt mehr, als man denken ſollte. Er iſt weich und biegſam und dabey ſo zähe und ſtark, daß man die ſchwerſten Sachen darin fortbringen kann.“

Er ſieht ſehr maleriſch und ſogar antik aus, ſagte ich.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, er kommt der Antike nahe, denn er iſt nicht allein ſo vernünftig und zweckmäßig als möglich, ſondern er hat auch dabey die einfachſte, gefälligſte Form, ſo daß man alſo ſagen kann: er ſteht auf dem höchſten Punkt der Vollendung. Auf meinen mineralogiſchen Excurſionen in den böhmiſchen Gebirgen iſt er mir beſonders zu Statten gekommen. Jetzt enthält er unſer Frühſtück. Hätte ich einen Hammer mit, ſo möchte es auch heute nicht an Gelegenheit fehlen, hin und wieder ein Stückchen abzuſchlagen und ihn mit Steinen gefüllt zurückzubringen.“

Wir waren auf die Höhe gekommen und hatten die freye Aussicht auf die Hügel, hinter denen Berka liegt. Ein wenig links sahen wir in das Thal, das nach Hetschburg führt und wo auf der andern Seite der Ilm ein Berg vorliegt, der uns seine Schattenseite zukehrte und wegen der vorschwebenden Dünste des Ilm-Thales meinen Augen blau erschien. Ich blickte durch mein Glas auf dieselbige Stelle und das Blau verringerte sich auffallend. Ich machte Goethen diese Bemerkung. Da sieht man doch, sagte ich, wie auch bey den rein objectiven Farben das Subject eine große Rolle spielt. Ein schwaches Auge befördert die Trübe, dagegen ein geschärftes treibt sie fort oder macht sie wenigstens geringer.

„Ihre Bemerkung ist vollkommen richtig, sagte Goethe; durch ein gutes Fernrohr kann man sogar das Blau der fernsten Gebirge verschwinden machen. Ja! das Subject ist bey allen Erscheinungen wichtiger als man denkt. Schon Wieland wußte dieses sehr gut, denn er pflegte gewöhnlich zu sagen: Man könnte die Leute wohl amüsiren, wenn sie nur amüsabel wären. —" Wir lachten über den heiteren Geist dieser Worte.

Wir waren indeß das kleine Thal hinabgefahren, wo die Straße über eine hölzerne mit einem Dach überbaute Brücke geht, unter welcher das nach Hetschburg hinabfließende Regenwasser sich ein Bette gebildet hat

das jetzt trocken lag. Chauſſée-Arbeiter waren beſchäftigt, an den Seiten der Brücke einige aus röthlichem Sandſteine gehauene Steine zu errichten, die Goethe's Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Etwa eine Wurfsweite über die Brücke hinaus, wo die Straße ſich ſachte an den Hügel hinanhebt, der den Reiſenden von Berka trennet, ließ Goethe halten. „Wir wollen hier ein wenig ausſteigen, ſagte er, und ſehen, ob ein kleines Frühſtück in freyer Luft uns ſchmecken wird. Wir ſtiegen aus und ſahen uns um. Der Bediente breitete eine Serviette über einen viereckigen Steinhaufen, wie ſie an den Chauſſéen zu liegen pflegen und holte aus dem Wagen den aus Binſen geflochtenen Korb, aus welchem er neben friſchen Semmeln, gebratene Rebhühner und ſaure Gurken auftiſchte. Goethe ſchnitt ein Rebhuhn durch und gab mir die eine Hälfte. Ich aß, indem ich ſtand und herumging; Goethe hatte ſich dabey auf die Ecke eines Steinhaufens geſetzt. Die Kälte der Steine, woran noch der nächtliche Thau hängt, kann ihm unmöglich gut ſeyn, dachte ich und machte meine Beſorgniß bemerklich; Goethe aber verſicherte, daß es ihm durchaus nicht ſchade, wodurch ich mich denn beruhigt fühlte und es als ein neues Zeichen anſah, wie kräftig er ſich in ſeinem Innern empfinden müſſe. Der Bediente hatte indeß auch eine Flaſche Wein aus dem Wagen geholt, wovon er uns einſchenkte „Unſer Freund Schütze, ſagte Goethe, hat nicht Un-

recht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muſter nehmen und wenn das Wetter ſich nur einigermaßen hält, ſo ſoll dieß auch unſere letzte Partie nicht geweſen ſeyn.“ Ich freute mich dieſer Verſicherung.

Ich verlebte darauf mit Goethe, theils in Berka, theils in Tonndorf einen höchſt merkwürdigen Tag. Er war in den geiſtreichſten Mittheilungen unerſchöpflich; auch über den zweiten Theil des Fauſt, woran er damals ernſtlich zu arbeiten anfing, äußerte er viele Gedanken, und ich bedaure deßhalb um ſo mehr, daß in meinem Tagebuche ſich nichts weiter notirt findet als dieſe Einleitung.

Geſpräche mit Goethe.

Zweyter Theil.

Geſpräche mit Goethe

in den

letzten Jahren ſeines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweyter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1836.

1828.

Sonntag, den 15. Juny 1823.

Wir hatten nicht lange am Tiſch geſeſſen, als Herr Seidel mit den Tyrolern ſich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer geſtellt, ſo daß ſie durch die offenen Thüren gut zu ſehen, und ihr Geſang aus dieſer Ferne gut zu hören war. Herr Seidel ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. Die Lieder und das Gejodel der heiteren Tyroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel beſonders der Strauß und Du, du liegſt mir im Herzen, wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe ſelbſt erſchien keineswegs ſo entzückt als wir Andern. „Wie Kirſchen und Beeren behagen, ſagte er, muß man Kinder und Sperlinge fragen.“ Zwiſchen den Liedern ſpielten die Tyroler allerlei nationale Tänze, auf einer Art von liegenden Zittern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tyrolern und entläßt ſie. Er ſetzt ſich wieder zu uns an den Tiſch.

Wir ſprechen von Oberon, und daß ſo viele Menſchen von allen Ecken herbeygeſtrömt, um dieſe Oper zu ſehen, ſo daß ſchon Mittags keine Billets mehr zu haben geweſen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater, ſagt er, wenn wir aufſtehen wollten! Die Herren und Damen wünſchten vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen.“ Goethen erſcheint dieſe Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr iſt, doch fügt er ſich und ſteht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen Anderen, und ſagt leiſe und mit betrübtem Geſicht: „Eure Freude auf das Theater iſt vergeblich, es iſt keine Vorſtellung, der Großherzog iſt todt! auf der Reiſe von Berlin hieher iſt er geſtorben.“ Eine allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich unter uns. Goethe kommt herein, wir thun als ob nichts paſſirt wäre und ſprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenſter und ſpricht über die Tyroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge, ſagte er, Sie haben Zeit bis ſechs Uhr; laſſen Sie die Andern und bleiben Sie bey mir, wir ſchwätzen noch ein wenig.“ Der junge Goethe ſucht die Geſellſchaft fortzutreiben, um ſeinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Canzler, der ihm vorhin die Bothſchaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen ſeines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt Ihr denn nicht erſt Euren Kaffee trinken, ſagt er, es iſt ja

kaum vier Uhr!“ Indeß gingen die Uebrigen und auch ich nahm meinen Hut. „Nun? wollen Sie auch gehen?“ ſagte Goethe, indem er mich verwundert anſah. Ja, ſagte der junge Goethe, Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu thun. Ja, ſagte ich, ich habe noch etwas vor. „So geht denn, ſagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte, aber ich begreife Euch nicht.“

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um ſeinem Vater die unſelige Eröffnung zu machen.

Ich ſah Goethe darauf ſpät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn ſeufzen und laut vor ſich hinreden. Er ſchien zu fühlen, daß in ſein Daſeyn eine unerſetzliche Lücke geriſſen worden. Allen Troſt lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wiſſen. „Ich hatte gedacht, ſagte er, ich wollte *vor* Ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns empor zu halten ſo gut und ſo lange es gehen will.“

Die Großherzogin Mutter traf die Todesnachricht in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmsthal, den jungen

Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um ſich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und ſich in einer neuen Umgebung durch eine friſche Thätigkeit wieder herzuſtellen. Durch bedeutende ihn nahe berührende literariſche Anregungen von Seiten der Franzoſen ward er von Neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bey welchen Studien ihm dieſer ländliche Aufenthalt, wo ihm bey jedem Schritt ins Freye die üppigſte Vegetation rankender Weinreben und ſproſſender Blumen umgab, ſehr zu Statten kam.

Ich beſuchte ihn dort einige Mal in Begleitung ſeiner Schwiegertochter und Enkel. Er ſchien ſehr glücklich zu ſeyn und konnte nicht unterlaſſen, ſeinen Zuſtand und die herrliche Lage des Schloſſes und der Gärten wiederholt zu preiſen. Und in der That! man hatte aus den Fenſtern von ſolcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Thal mit der durch Wieſen ſich hinſchlängelnden Saale. Gegenüber nach Oſten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite ſchweifte, ſo daß man fühlte, es ſey dieſer Stand am Tag der Beobachtung vorbeyziehender und ſich im Weiten verlierender Regenſchauer, ſo wie bey Nacht der Betrachtung des öſtlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne beſonders günſtig.

„Ich verlebe hier, ſagte Goethe, ſo gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenſter, um mich an der Pracht der jetzt

zuſammenſtehenden drey Planeten zu weiden und an dem wachſenden Glanz der Morgenröthe zu erquicken. Faſt den ganzen Tag bin ich ſodann im Freyen, und halte geiſtige Zwieſprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken ſagen und wovon ich Euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht ſchlecht ſind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in dieſem Zuſtande ſo fortzuleben."

Donnerstag, den 11. September 1823.

Heute zwey Uhr, bey dem herrlichſten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüſtig und ganz braun von der Sonne. Wir ſetzten uns bald zu Tiſch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten ſtößt, und deſſen Thüren offen ſtanden. Er erzählte von mancherley gehabten Beſuchen und erhaltenen Geſchenken, und ſchien ſich überall in zwiſchen geſtreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, ſo konnte man eine gewiſſe Befangenheit nicht verkennen, wie ſie derjenige empfindet, der in einen alten Zuſtand zurückkehrt, der durch mancherley Verhältniſſe, Rückſichten und Anforderungen bedingt iſt.

Wir waren noch bey den erſten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin Mutter kam, die ihre Freude über Goethe's Zurückkunft zu erkennen gab, mit der

Meldung, daß ſie nächſten Dienſtag das Vergnügen haben werde, ihn zu beſuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe Niemanden von der fürſtlichen Familie geſehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin Mutter in fortwährendem Briefwechſel geſtanden, ſo daß ſie ſich über den erlittenen Verluſt gewiß hinlänglich ausgeſprochen hatten. Allein jetzt ſtand das perſönliche Wiederſehen bevor, das ohne einige ſchmerzliche Regungen von beyden Seiten nicht wohl abgehen konnte, und das demnach im Voraus mit einiger Apprehenſion mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof noch nicht geſehen und als neuer Landesherrſchaft gehuldigt. Dieſes alles ſtand ihm bevor, und wenn es ihn auch als groſſen Weltmann keineswegs genieren konnte, ſo genierte es ihn doch als Talent, das immer in ſeinen angeborenen Richtungen und in ſeiner Thätigkeit leben möchte.

Zudem drohten Beſuche aus allen Gegenden. Das Zuſammenkommen berühmter Naturforſcher in Berlin hatte viele bedeutende Männer in Bewegung geſetzt, die, in ihren Wegen Weimar durchkreuzend, ſich theils hatten melden laſſen und deren Ankunft zu erwarten war. Wochenlange Störungen, die den inneren Sinn hinnahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was ſonſt für Unannehmlichkeiten mit übrigens ſo werthen Beſuchen in Verbindung ſtehen mochten, dieſes alles mußte von Goethe geſpenſtiſch voraus empfunden wer-

den, ſo wie er wieder den Fuß auf die Schwelle ſetzte und die Räume ſeiner Zimmer durchſchritt.

Was aber alles dieſes Bevorſtehende noch läſtiger machte, war ein Umſtand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferung ſeiner Werke, welche auch die Wanderjahre enthalten ſoll, muß auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Dieſen früher in Einem Bande erſchienenen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen, und das Alte mit ſo viel Neuem verſchmolzen, daß es als ein Werk in drey Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen ſoll. Hieran iſt nun zwar bereits viel gethan, aber noch ſehr viel zu thun. Das Manuſcript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt ſeyn wollen. Hier fehlt etwas in der Expoſition, hier iſt ein geſchickter Uebergang zu finden, damit dem Leſer weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk ſey; hier ſind Fragmente von groſſer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und ſo iſt an allen drey Bänden noch ſehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen.

Goethe theilte mir vergangenes Frühjahr das Manuſcript zur Durchſicht mit; wir verhandelten damals ſehr viel über dieſen wichtigen Gegenſtand mündlich und ſchriftlich; ich rieth ihm, den ganzen Sommer der Vollendung dieſes Werkes zu widmen, und alle anderen Arbeiten ſo lange zur Seite zu laſſen; er war gleichfalls

von dieſer Nothwendigkeit überzeugt und hatte den feſten Entſchluß, ſo zu thun. Dann aber ſtarb der Großherzog; in Goethe's ganze Exiſtenz war dadurch eine ungeheure Lücke geriſſen, an eine ſo viele Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Compoſition war nicht mehr zu denken, und er hatte nur zu ſehen, wie er ſich perſönlich oben halten und wieder herſtellen wollte.

Jetzt aber, da er mit Herbſtes Anfang von Dornburg zurückkehrend die Zimmer ſeiner Weimariſchen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung ſeiner Wanderjahre, wozu ihm nur noch die kurze Friſt weniger Monate vergönnet war, lebendig vor die Seele treten, und zwar im Conflict mit den mannigfaltigen Störungen, die ihm bevorſtanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken ſeines Talentes im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zuſammen, ſo wird man mich verſtehen, wenn ich ſage, daß in Goethe, trotz ſeiner leichten heiteren Scherze bey Tiſch, eine tiefer liegende Befangenheit nicht ſey zu verkennen geweſen.

Warum ich aber dieſe Verhältniſſe berühre, hat noch einen anderen Grund. Es ſteht mit einer Aeußerung Goethe's in Verbindung, die mir ſehr merkwürdig erſchien, die ſeinen Zuſtand und ſein eigenthümliches Weſen ausſprach, und wovon ich nun reden will.

Profeſſor Abeken zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. Auguſt einen Einſchluß zugeſendet,

mit dem Erſuchen, ihn Goethe zu ſeinem Geburtstage zu ſchicklicher Stunde zu überreichen. Es ſey ein Andenken in Bezug auf Schiller, das gewiß Freude verurſachen werde.

Als nun Goethe heute bey Tiſch von den mannigfaltigen Geſchenken erzählte, die ihm zu ſeinem Geburtstag nach Dornburg geſendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung, ſagte Goethe, die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bey der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, ſeine Aeußerungen niederzuſchreiben. Sie hat alles ſehr hübſch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das lieſet ſich nun nach ſo langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zuſtand verſetzt wird, der mit tauſend anderen bedeutenden vorübergegangen iſt, in dieſem Fall aber glücklicherweiſe in ſeiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefeſſelt worden.“

„Schiller erſcheint hier, wie immer, im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſeyn würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frey heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſeyn! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Perſonen, die Gegenſtände,

die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel geniert uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſeyn ſollte, und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſeyn möchte, frey auszulaſſen. Wir ſind die Sclaven der Gegenſtände, und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder zu freyer Ausdehnung Raum geben."

Goethe ſchwieg, das Geſpräch miſchte ſich anders, ich aber bedachte dieſe merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und ausſprechenden Worte in meinem Herzen.

Mittwoch, den 1. October 1823.

Herr Hönninghauſen aus Crefeld, Chef eines großen Handelshauſes, zugleich Liebhaber der Naturwiſſenſchaften, beſonders der Mineralogie, ein durch große Reiſen und Studien vielſeitig unterrichteter Mann, war heute bey Goethe zu Tiſch. Er kam von der Verſammlung der Naturforſcher aus Berlin zurück, und es ward über dahinſchlagende Dinge, beſonders über mineralogiſche Gegenſtände manches geſprochen.

Auch von den Vulkaniſten war die Rede und von der Art und Weiſe, wie die Menſchen über die Natur zu Anſichten und Hypotheſen kommen; bey welcher Gelegenheit denn großer Naturforſcher und auch des

Ariſtoteles gedacht wurde, über welchen ſich Goethe alſo ausſprach.

„Ariſtoteles, ſagte er, hat die Natur beſſer geſehen als irgend ein Neuerer, aber er war zu raſch mit ſeinen Meinungen. Man muß mit der Natur langſam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will.“

„Wenn ich bey Erforſchung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu einer Meinung gekommen war, ſo verlangte ich nicht, daß die Natur mir ſogleich Recht geben ſollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Verſuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn ſie ſich ſo gefällig erweiſen wollte, gelegentlich meine Meinung zu beſtätigen. That ſie es nicht, ſo brachte ſie mich wohl auf ein anderes Aperçú, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten ſie ſich vielleicht williger fand.“

Freitag, den 3. October 1828.

Ich ſprach dieſen Mittag bey Tiſch mit Goethe über Fouqué's Sängerkrieg auf der Wartburg, den ich auf ſeinen Wunſch geleſen. Wir kamen darin überein, daß dieſer Dichter ſich zeitlebens mit altdeutſchen Studien beſchäftiget, und daß am Ende keine Cultur für ihn daraus hervorgegangen.

„Es iſt in der altdeutſchen düſteren Zeit, ſagte Goethe, eben ſo wenig für uns zu holen, als wir aus

den ſerbiſchen Liedern und ähnlichen barbariſchen Volkspoeſieen gewonnen haben. Man lieſt es und intereſſirt ſich wohl eine Zeitlang dafür, aber bloß um es abzuthun und ſodann hinter ſich liegen zu laſſen. Der Menſch wird überhaupt genug durch ſeine Leidenſchaften und Schickſale verdüſtert, als daß er nöthig hätte, dieſes noch durch die Dunkelheiten einer barbariſchen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er ſich zu ſolchen Kunſt- und Literatur-Epochen wende, in denen vorzügliche Menſchen zu vollendeter Bildung gelangten, ſo daß es ihnen ſelber wohl war, und ſie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande ſind."

„Wollen Sie aber von Fouqué eine gute Meinung bekommen, ſo leſen Sie ſeine Undine, die wirklich allerliebſt iſt. Freylich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal ſagen, daß der Dichter alles daraus gemacht hätte, was darinne lag; aber doch, die Undine iſt gut und wird Ihnen gefallen."

Es geht mir ungünſtig mit der neueſten deutſchen Literatur, ſagte ich. Zu den Gedichten von Egon Ebert kam ich aus Voltaire, deſſen erſte Bekanntſchaft ich gemacht, und zwar durch die kleinen Gedichte an Perſonen, die gewiß zu dem Beſten gehören, was er je geſchrieben. Nun mit Fouqué geht es mir nicht beſſer. Vertieft in Walter Scotts Fair maid of Perth, gleichfalls das Erſte, was ich von dieſem großen Schriftſteller

leſe, bin ich veranlaßt, dieſes an die Seite zu legen und mich in den Sängerkrieg auf der Wartburg zu begeben.

„Gegen ſo große Ausländer, ſagte Goethe, können freylich die neueren Deutſchen keine Probe halten; aber es iſt gut, daß Sie ſich nach und nach mit allem In- und Ausländiſchen bekannt machen, um zu ſehen, wo denn eigentlich eine höhere Weltbildung, wie ſie der Dichter bedarf, zu holen iſt.“

Frau von Goethe trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch.

„Aber nicht wahr? fuhr Goethe heiter fort, Walter Scott's Fair maid of Perth iſt gut! — Das iſt gemacht! Das iſt eine Hand! — Im Ganzen die ſichere Anlage und im Einzelnen kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail! ſowohl im Dialog als in der beſchreibenden Darſtellung, die beyde gleich vortrefflich ſind. — Seine Scenen und Situationen gleichen Gemälden von Teniers; im Ganzen der Anordnung zeigen ſie die Höhe der Kunſt, die einzelnen Figuren haben eine ſprechende Wahrheit und die Ausführung erſtreckt ſich mit künſtleriſcher Liebe bis aufs Kleinſte, ſo daß uns kein Strich geſchenkt wird. — Bis wie weit haben Sie jetzt geleſen?“

Ich bin bis zu der Stelle gekommen, ſagte ich, wo Henri Smith das ſchöne Zittermädchen durch Straßen und Umwege nach Hauſe führt, und wo ihm zu ſeinem

Aerger der Mützenmacher Proutfut und der Apotheker Dwining begegnen.

„Ja, ſagte Goethe, die Stelle iſt gut! — Daß der widerſtrebende ehrliche Waffenſchmied ſo weit gebracht wird, neben dem verdächtigen Mädchen zuletzt ſelbſt das Händchen mit aufzuhocken, iſt einer der größten Züge, die irgend in Romanen anzutreffen ſind. Es zeugt von einer Kenntniß der menſchlichen Natur, der die tiefſten Geheimniſſe offenbar liegen.“

Als einen höchſt glücklichen Griff, ſagte ich, muß ich auch bewundern, daß Walter Scott den Vater der Heldin einen Handſchuhmacher ſeyn läßt, der durch den Handel mit Fellen und Häuten mit den Hochländern ſeit lange in Verkehr geſtanden und noch ſteht.

„Ja, ſagte Goethe, das iſt ein Zug der höchſten Art. Es entſpringen daraus für das ganze Buch die günſtigſten Verhältniſſe und Zuſtände, die dadurch alle zugleich eine reale Baſis erhalten, ſo daß ſie die überzeugendſte Wahrheit mit ſich führen. Ueberall finden Sie bey Walter Scott die große Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung, die aus ſeiner umfaſſenden Kenntniß der realen Welt hervorgeht, wozu er durch lebenslängliche Studien und Beobachtungen und ein tägliches Durchſprechen der wichtigſten Verhältniſſe gelangt iſt. Und nun ſein großes Talent und ſein umfaſſendes Weſen! — Sie erinnern ſich des engliſchen Critikers, der die Poeten mit menſchlichen Sänger-

Stimmen vergleicht, wo Einigen nur wenig gute Töne zu Gebote ſtänden, während Andere den höchſten Umfang von Tiefe und Höhe in vollkommener Gewalt hätten. Dieſer letzteren Art iſt Walter Scott. In dem Fair maid of Perth werden Sie nicht eine einzige ſchwache Stelle finden, wo es Ihnen fühlbar würde, es habe ſeine Kenntniß und ſein Talent nicht ausgereicht. Er iſt ſeinem Stoff nach allen Richtungen hin gewachſen. Der König, der königliche Bruder, der Kronprinz, das Haupt der Geiſtlichkeit, der Adel, der Magiſtrat, die Bürger und Handwerker, die Hochländer, ſie ſind alle mit gleich ſicherer Hand gezeichnet und mit gleicher Wahrheit getroffen."

Die Engländer, ſagte Frau v. Goethe, lieben beſonders den Character des Henri Smith, und Walter Scott ſcheint ihn auch zum Helden des Buchs gemacht zu haben. Mein Favorit iſt er nicht; mir könnte der Prinz gefallen.

Der Prinz, ſagte ich, bleibt bey aller Wildheit immer noch liebenswürdig genug, und er iſt vollkommen ſo gut gezeichnet wie irgend ein Anderer.

„Wie er zu Pferde ſitzend, ſagte Goethe, das hübſche Zittermädchen auf ſeinen Fuß treten läßt, um ſie zu einem Kuß zu ſich heranzuheben, iſt ein Zug von der verwegenſten engliſchen Art. Aber Ihr Frauen habt Unrecht, wenn Ihr immer Partey macht; Ihr leſet gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für Euer Herz

zu finden, einen Helden, den Ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß Euch dieser oder jener Character gefalle, sondern daß Euch das Buch gefalle."

Wir Frauen sind nun einmal so, lieber Vater, sagte Frau von Goethe, indem sie über den Tisch neigend ihm die Hand drückte. „Man muß Euch schon in Eurer Liebenswürdigkeit gewähren lassen, erwiederte Goethe."

Das neueste Stück des Globe lag neben ihm, das er zur Hand nahm. Ich sprach derweile mit Frau v. Goethe über junge Engländer, deren Bekanntschaft ich im Theater gemacht.

„Was aber die Herren vom Globe für Menschen sind, begann Goethe wieder mit einigem Feuer, wie die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von Einem Sinne durchdrungen sind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Particuliers; an Übereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen."

Dienstag, den 7. October 1828.

Heute bey Tiſch war die heiterſte Geſellſchaft. Außer den Weimariſchen Freunden waren auch einige von Berlin zurückkehrende Naturforſcher zugegen, unter denen Herr von Martius aus München, der an Goethe's Seite ſaß, mir bekannt war. Über die mannigfaltigſten Dinge wurde hin und her geſcherzt und geſprochen. Goethe war von beſonders guter Laune und überaus mittheilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, Moſes von Roſſini, ward viel beredet. Man tadelte das Sújet, man lobte und tadelte die Muſik; Goethe äußerte ſich folgendermaßen.

„Ich begreife Euch nicht, Ihr guten Kinder, ſagte er, wie Ihr Sújet und Muſik trennen und jedes für ſich genießen könnt. Ihr ſagt, das Sújet tauge nicht, aber Ihr hättet es ignorirt und Euch an der trefflichen Muſik erfreuet. Ich bewundere wirklich die Einrichtung Eurer Natur, und wie Eure Ohren im Stande ſind, anmuthigen Tönen zu lauſchen, während der gewaltigſte Sinn, das Auge, von den abſurdeſten Gegenſtänden geplagt wird."

„Und daß Euer Moſes doch wirklich gar zu abſurd iſt, werdet Ihr nicht läugnen. So wie der Vorhang aufgeht, ſtehen die Leute da und beten! — Dieß iſt ſehr unpaſſend. Wenn Du beten willſt, ſteht geſchrieben, ſo gehe in dein Kämmerlein und ſchleuß die Thür hinter dir zu. Aber auf dem Theater ſoll man nicht beten."

„Ich hätte Euch einen ganz anderen Moſes machen wollen und das Stück ganz anders anfangen laſſen. Ich hätte Euch zuerſt gezeigt, wie die Kinder Israel, bey ſchwerem Frohndienſt, von der Tyranney der egyptiſchen Vögte zu leiden haben, damit es nachher deſto anſchaulicher würde, welche Verdienſte ſich Moſes um ſein Volk erworben, das er aus ſo ſchändlichem Druck zu befreyen gewußt."

Goethe fuhr fort mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Scenen und Acte aufzubauen, immer geiſtreich und voller Leben, im hiſtoriſchen Sinne des Sujets, und zum freudigen Erſtaunen der ganzen Geſellſchaft, die den unaufhaltſamen Fluß ſeiner Gedanken und den heiteren Reichthum ſeiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu raſch vorüber um es aufzufaſſen, doch iſt mir der Tanz der Egyptier im Gedächtniß geblieben, den Goethe nach der überſtandenen Finſterniß, als Freude über das wiedergegebene Licht, eintreten ließ.

Das Geſpräch lenkte ſich von Moſes zurück auf die Sündfluth, und ſo nahm es bald, durch den geiſtreichen Naturforſcher angeregt, eine naturhiſtoriſche Wendung.

„Man will, ſagte Herr von Martius, auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noahs verſteinert gefunden haben, und es ſollte mich wundern, wenn man nicht auch die verſteinerten Schädel der erſten Menſchen finden ſollte."

Dieſe Aeußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und ſo kam die Unterhaltung auf die verſchiedenen Menſchenraçen, wie ſie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der Erde bewohnen; ſo daß man mit der Frage ſchloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menſchen von dem einzigen Paare Adam und Eva abſtammen?

Herr v. Martius war für die Sage der heiligen Schrift, die er als Naturforſcher durch den Satz zu beſtätigen ſuchte, daß die Natur in ihren Productionen höchſt ökonomiſch zu Werke gehe.

„Dieſer Meinung, ſagte Goethe, muß ich widerſprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur ſich immer reichlich, ja verſchwenderiſch erweiſe, und daß es weit mehr in ihrem Sinne ſey, anzunehmen, ſie habe, ſtatt eines einzigen armſeligen Paares, die Menſchen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen laſſen.“

„Als nämlich die Erde bis zu einem gewiſſen Punkt der Reife gediehen war, die Waſſer ſich verlaufen hatten und das Trockene genugſam grünete, trat die Epoche der *Menſchwerdung ein, und es entſtanden* die Menſchen durch die Allmacht Gottes überall wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerſt. Anzunehmen, daß dieſes geſchehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzuſinnen, *wie* es geſchehen, halte ich für ein unnützes Geſchäft, das wir denen überlaſſen

wollen, die ſich gerne mit unauflösbaren Problemen beſchäftigen, und die nichts beſſeres zu thun haben."

Wenn ich auch, ſagte Herr v. Martius mit einiger Schalkheit, mich als Naturforſcher von der Anſicht Eurer Excellenz gerne überzeugen ließ, ſo fühle ich mich doch als guter Chriſt in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Ausſagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen ſeyn möchte.

„Die heilige Schrift, erwiederte Goethe, redet allerdings nur von Einem Menſchenpaare, das Gott am ſechsten Tage erſchaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächſt mit ihrem auserwählten Volke zu thun, und ſo wollen wir auch dieſem die Ehre ſeiner Abſtammung von Adam keineswegs ſtreitig machen. Wir andern aber, ſo wie auch die Neger und Lappländer, und ſchlanke Menſchen, die ſchöner ſind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werthe Geſellſchaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weiſe unterſcheiden, und daß ſie, beſonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvorthun."

Wir lachten; das Geſpräch miſchte ſich allgemein; Goethe, durch Herrn v. Martius zu Widerſprüchen angeregt, ſagte noch manches bedeutende Wort, das, den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grund eines tieferen Hinterhaltes hervorging.

Nach aufgehobener Tafel ließ ſich der preußiſche Miniſter, Herr v. Jordan, melden und wir zogen uns in das angrenzende Zimmer.

Mittwoch, den 8. October 1828.

Tieck, mit Gemahlin und Töchtern und Gräfin Finkenſtein, von ſeiner Rheinreiſe zurückkommend, wurde heute bei Goethe zu Tiſch erwartet. Ich traf in den Vorzimmern mit ihnen zuſammen. Tieck ſah ſehr wohl aus, die Rheinbäder ſchienen eine gute Wirkung auf ihn gehabt zu haben. Ich erzählte ihm, daß ich in der Zwiſchenzeit den erſten Roman von Walter Scott geleſen, und welche Freude ich über dieſes außerordentliche Talent empfunden. „Ich zweifle, ſagte Tieck, daß dieſer neueſte Roman, den ich noch nicht kenne, das Beſte ſey, was Walter Scott geſchrieben; allein dieſer Schriftſteller iſt ſo bedeutend, daß das Erſte, was man von ihm lieſet, immer in Erſtaunen ſetzet, man mag zu ihm gelangen von welcher Seite man wolle."

Profeſſor Göttling trat herein, von ſeiner italieniſchen Reiſe ganz friſch zurückgekehrt. Ich hatte große Freude ihn wieder zu ſehen und zog ihn an ein Fenſter, daß er mir erzählen möchte. „Nach Rom! ſagte er, nach Rom müſſen Sie, um etwas zu werden! Das iſt eine Stadt! das iſt ein Leben! das iſt eine Welt! —

Alles was in unſerer Natur Kleines iſt, kann in Deutſchland nicht herausgebracht werden. Aber ſobald wir in Rom eintreten, geht eine Umwandlung mit uns vor und wir fühlen uns groß wie die Umgebung.“ Warum ſind Sie nicht länger dort geblieben? fragte ich. „Geld und Urlaub, entgegnete er, waren zu Ende. Aber es ward mir wunderlich zu Muthe, als ich, das ſchöne Italien im Rücken, den Fuß wieder über die Alpen ſetzte.“

Goethe kam und begrüßte die Anweſenden. Er ſprach Verſchiedenes mit Tieck und den Seinigen, und bot ſodann der Gräfin den Arm, um ſie zu Tiſch zu führen. Wir Andern folgten und machten, indem wir uns ſetzten, bunte Reihe. Die Unterhaltung war lebhaft und ungenirt, von dem jedoch, was geſprochen worden, weiß ich mich wenig zu erinnern.

Nach aufgehobener Tafel ließen ſich die Prinzen von Oldenburg melden. Wir gingen alle hinauf in die Zimmer der Frau v. Goethe, wo Fräulein Agnes Tieck ſich zum Flügel ſetzte, und das ſchöne Lied: Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild ꝛc. mit einer trefflichen Alt-Stimme, in Geiſte der Situation vortrug, daß es einen Eindruck ganz eigener unvergeßlicher Art machte.

Donnerstag, den 9. October 1823.

Diesen Mittag bey Tisch war ich mit Goethe und Frau v. Goethe allein. Und wie ein Gespräch früherer Tage wohl wieder aufgenommen und fortgeführt wird so geschah es auch heute. Der Moses von Rossini kam abermals zur Sprache und wir erinnerten uns gerne Goethe's heiterer Erfindung von vorgestern.

„Was ich in Scherz und guter Laune über den Moses geäußert haben mag, sagte Goethe, weiß ich nicht mehr; denn so etwas geschieht ganz unbewußt. Aber so viel ist gewiß, daß ich eine Oper nur dann mit Freuden genießen kann, wenn das Sújet eben so vollkommen ist wie die Musik, so daß beyde mit einander gleichen Schritt gehen. Fragt Ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich Euch den Wasserträger; denn hier ist das Sújet so vollkommen, daß man es ohne Musik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde. Diese Wichtigkeit einer guten Unterlage begreifen entweder die Componisten nicht, oder es fehlt ihnen durchaus an sachverständigen Poeten, die ihnen mit Bearbeitung guter Gegenstände zur Seite träten. Wäre der Freyschütz kein so gutes Sújet, so hätte die Musik zu thun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen."

Es ward noch Verschiedenes über diesen Gegenstand

geſprochen, dann aber gedachten wir des Profeſſor Göttling und ſeiner italieniſchen Reiſe.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen, ſagte Goethe, daß er von Italien mit ſolcher Begeiſterung redet; weiß ich doch wie mir ſelber zu Muthe geweſen iſt! Ja ich kann ſagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Menſch ſey. — Zu dieſer Höhe, zu dieſem Glück der Empfindung bin ich ſpäter nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zuſtande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden."

„Doch wir wollen uns nicht melancholiſchen Betrachtungen hingeben, fuhr Goethe nach einer Pauſe fort; wie geht es mit Ihrem Fair maid of Perth? Wie hält es ſich? Wie weit ſind Sie? Erzählen Sie mir und geben Sie Rechenſchaft."

Ich leſe langſam, ſagte ich; ich bin jedoch bis zu der Scene vorgerückt, wo Proutfut in der Rüſtung von Henri Smith, deſſen Gang und deſſen Art zu pfeifen er nachahmt, erſchlagen und am andern Morgen von den Bürgern in den Straßen von Perth gefunden wird, die ihn für Henri Smith halten und darüber die ganze Stadt in Allarm ſetzen.

„Ja, ſagte Goethe, die Scene iſt bedeutend, ſie iſt eine der beſten."

Ich habe dabey beſonders bewundert, fuhr ich fort, in wie hohem Grade Walter Scott das Talent beſitzt,

verworrene Zuſtände mit großer Klarheit auseinander zu ſetzen, ſo daß alles zu Maſſen und zu ruhigen Bildern ſich abſondert, die einen ſolchen Eindruck in uns hinterlaſſen, als hätten wir dasjenige, was zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten geſchieht, gleich allwiſſenden Weſen, von oben herab mit Einem Male überſehen.

„Überhaupt, ſagte Goethe, iſt der Kunſtverſtand bey Walter Scott ſehr groß, weßhalb denn auch wir und unſers Gleichen, die darauf, wie etwas gemacht iſt, ein beſonderes Augenmerk richten, an ſeinen Sachen ein doppeltes Intereſſe und davon den vorzüglichſten Gewinn haben. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, aber Sie werden im dritten Theile noch einen Kunſtpfiff der erſten Art finden. Daß der Prinz im Staatsrath den klugen Vorſchlag gethan, die rebelliſchen Hochländer ſich unter einander todt ſchlagen zu laſſen, haben Sie bereits geleſen, auch daß der Palm-Sonntag feſtgeſetzt worden, wo die beyden feindlichen Stämme der Hochländer nach Perth herabkommen ſollen, um dreyßig gegen dreyßig auf Tod und Leben mit einander zu fechten. Nun ſollen Sie bewundern, wie Walter Scott es macht und einleitet, daß am Tage der Schlacht an der einen Partey ein Mann fehlt, und mit welcher Kunſt er es von fern her anzuſtellen weiß, ſeinen Helden Henri Smith an den Platz des fehlenden Mannes unter die Kämpfenden zu bringen! — Dieſer Zug iſt überaus groß, und Sie werden ſich freuen, wenn Sie dahin kommen.“

„Wenn Sie aber mit dem Fair maid of Perth zu Ende ſind, ſo müſſen Sie ſogleich den Waverley leſen, der freylich noch aus ganz anderen Augen ſieht, und der ohne Frage den beſten Sachen an die Seite zu ſtellen iſt, die je in der Welt geſchrieben worden. Man ſieht, es iſt derſelbige Menſch, der die Fair maid of Perth gemacht hat, aber es iſt derjenige, der die Gunſt des Publicums erſt noch zu gewinnen hatte, und der ſich daher zuſammen nimmt, ſo daß er keinen Zug thut, der nicht vortrefflich wäre. Die Fair maid of Perth dagegen iſt mit einer breiteren Feder geſchrieben, der Autor iſt ſchon ſeines Publicums gewiß, und er läßt ſich ſchon etwas freyer gehen. Wenn man den Waverley geleſen hat, ſo begreift man freylich wohl, warum Walter Scott ſich noch jetzt immer den Verfaſſer jener Production nennt; denn darin hat er gezeigt, was er konnte, und er hat ſpäter nie etwas geſchrieben, das beſſer wäre, oder das dieſem zuerſt publicirten Romane nur gleich käme."

Donnerſtag, den 9. October 1828.

Zu Ehren Tiecks war dieſen Abend in den Zimmern der Frau v. Goethe ein ſehr unterhaltender Thee. Ich machte die Bekanntſchaft des Grafen und der Gräfin Medem; letztere ſagte mir, daß ſie am Tage Goethe geſehen und wie ſie von dieſem Eindruck noch im

Innerſten beglückt ſey. Der Graf intereſſirte ſich beſonders für den Fauſt und deſſen Fortſetzung, über welche Dinge er ſich mit mir eine Weile lebhaft unterhielt.

Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß Tieck etwas leſen würde, und ſo geſchah es auch. Die Geſellſchaft begab ſich ſehr bald in ein entfernteres Zimmer, und nachdem jeder es ſich in einem weiten Kreis auf Stühlen und Sopha's zum Anhören bequem gemacht, las Tieck den Clavigo.

Ich hatte das Stück oft geleſen und empfunden, doch jetzt erſchien es mir durchaus neu, und that eine Wirkung wie faſt nie zuvor. Es war mir, als hörte ich es vom Theater herunter, allein beſſer; die einzelnen Charactere und Situationen waren vollkommener gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorſtellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich beſetzt worden.

Man könnte kaum ſagen, welche Partieen des Stückes Tieck beſſer geleſen, ob ſolche, in denen ſich Kraft und Leidenſchaft der Männer entwickelt, ob ruhig klare Verſtandes-Scenen, oder ob Momente gequälter Liebe. Zu dem Vortrag letzterer Art ſtanden ihm jedoch ganz beſondere Mittel zu Gebot. Die Scene zwiſchen Marie und Clavigo tönet mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Bruſt, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halb erſtickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Thränen heißen Athems, alles dieſes iſt mir noch vollkommen

gegenwärtig und wird mir unvergeßlich ſeyn. Jedermann war im Anhören verſunken und davon hingeriſſen; die Lichter brannten trübe, Niemand dachte daran, oder wagte es, ſie zu putzen, aus Furcht vor der leiſeſten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wirkung, und waren wohl der gefühlteſte Tribut, der dem Vorleſer wie dem Dichter gezollt werden könnte.

Tieck hatte geendigt und ſtand auf, ſich den Schweiß von der Stirne wiſchend, die Hörenden aber waren noch immer wie gefeſſelt auf ihren Stühlen; jeder ſchien in dem, was ihm ſo eben durch die Seele gegangen war, noch zu tief begriffen, als daß er paſſende Worte des Dankes für den hätte bereit haben ſollen, der eine ſo wunderbare Wirkung auf alle hervorgebracht hatte.

Nach und nach fand man ſich wieder; man ſtand auf und ſprach und ging erheitert durch einander; dann aber begab man ſich zu einem Soupé, das in den Nebenzimmern auf kleinen Tiſchen bereit ſtand.

Goethe ſelbſt war dieſen Abend nicht gegenwärtig; aber ſein Geiſt und ſein Andenken war unter uns allen lebendig. Er ſendete Tieck ſeine Entſchuldigung, deſſen beyden Töchtern Agnes und Dorothea aber zwey Tuchnadeln mit ſeinem Bildniß und rothen Bandſchleifen, die Frau v. Goethe überreichte und wie kleine Orden ihnen vorſteckte.

Freytag, den 10. October 1828.

Von Herrn William Fraſer in London, Herausgeber des Foreign Review, gelangten dieſen Morgen zwey Exemplare des dritten Stücks jener periodiſchen Schrift zu mir, wovon ich das eine Exemplar dieſen Mittag Goethen überreichte.

Ich fand wieder eine heitere Tiſchgeſellſchaft geladen, zu Ehren Tiecks und der Gräfin, die auf das Bitten Goethe's und der übrigen Freunde noch einen Tag zugegeben hatten, während der übrige Theil dieſer Familie ſchon am Morgen nach Dresden vorausgereiſet war.

Ein beſonderer Gegenſtand der Unterhaltung bey Tiſch war die engliſche Literatur und namentlich Walter Scott, bey welcher Gelegenheit Tieck unter andern ſagte, daß er vor zehn Jahren das erſte Exemplar des Waverley nach Deutſchland gebracht habe.

Sonnabend, den 11. October 1828.

Das gedachte Foreign Review des Herrn Fraſer enthielt unter vielen bedeutenden und intereſſanten Gegenſtänden auch einen höchſt würdigen Aufſatz über Goethe von Carlyle, den ich dieſen Morgen ſtudirte. Ich ging Mittags ein wenig früher zu Tiſch, um vor der Ankunft der übrigen Gäſte mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünſchte, noch allein, in Erwartung der Geſellſchaft. Er trug ſeinen ſchwarzen Frack und Stern, worin ich ihn ſo gerne ſehe; er ſchien heute beſonders jugendlich heiter, und wir fingen ſogleich an von unſerm gemeinſamen Intereſſe zu reden. Goethe ſagte mir, daß er Carlyle's Aufſatz über ihn gleichfalls dieſen Morgen betrachtet, und ſo waren wir denn im Stande, über die Beſtrebungen der Ausländer manche Worte des L bes gegenſeitig auszutauſchen.

„Es iſt eine Freude, zu ſehen, ſagte Goethe, wie die frühere Pedanterie der Schotten ſich in Ernſt und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyle's Verdienſte um die deutſche Literatur erwäge, ſo iſt es auffallend, welch ein bedeutender Vorſchritt zum Beſſeren geſchehen iſt."

An Carlyle, ſagte ich, muß ich vor allem den Geiſt und Character verehren, der ſeinen Richtungen zum Grunde liegt. Es iſt ihm um die Cultur ſeiner Nation zu thun, und da fragt er denn bey den literariſchen Erzeugniſſen des Auslandes, womit er ſeine Landsleute bekannt zu machen wünſcht, weniger nach Künſten des Talents, als nach der Höhe ſittlicher Bildung, die aus ſolchen Werken zu gewinnen.

„Ja, ſagte Goethe, die Geſinnung aus der er handelt, iſt beſonders ſchätzbar. Und wie iſt es ihm

Ernſt! und wie hat er uns Deutſche ſtudirt! Er iſt in unſerer Literatur faſt beſſer zu Hauſe als wir ſelbſt; zum wenigſten können wir mit ihm in unſern Bemühungen um das Engliſche nicht wetteifern."

Der Aufſatz, ſagte ich, iſt mit einem Feuer und Nachdruck geſchrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurtheile und Widerſprüche zu bekämpfen ſind. Den Wilhelm Meiſter zumal ſcheinen übelwollende Critiker und ſchlechte Überſetzer in kein günſtiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt ſich nun Carlyle ſehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den Meiſter leſen dürfe, widerſpricht er ſehr heiter mit dem Beyſpiele der letzten Königin von Preußen, die ſich mit dem Buche vertraut gemacht, und die doch mit Recht für eine der erſten Frauen ihrer Zeit gelte.

Verſchiedene Tiſchgäſte traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete ſeine Aufmerkſamkeit mir wieder zu und ich fuhr fort.

Freylich, ſagte ich, hat Carlyle den Meiſter ſtudirt, und ſo, durchdrungen von dem Werth des Buches wie er iſt, möchte er gerne, daß es ſich allgemein verbreitete, er möchte gerne, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte.

Goethe zog mich an ein Fenſter, um mir zu antworten.

„Liebes Kind, ſagte er, ich will Ihnen etwas ver-

trauen, das Sie ſogleich über Vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zu Gute kommen ſoll. Meine Sachen können nicht popular werden; wer daran denkt und dafür ſtrebt, iſt in einem Irrthum. Sie ſind nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen, die etwas Ähnliches wollen und ſuchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind."

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Geſpräch ziehend. Ich wendete mich zu Anderen, worauf wir uns bald zu Tiſch ſetzten.

Von dem, was geſprochen wurde, wüßte ich nichts zu ſagen; Goethe's Worte lagen mir im Sinn und beſchäftigten ganz mein Inneres.

Freylich, dachte ich, ein Schriftſteller wie Er, ein Geiſt von ſolcher Höhe, eine Natur von ſo unendlichem Umfang, wie ſoll der popular werden! Kann doch kaum ein kleiner Theil von ihm popular werden! Kaum ein Lied, das luſtige Brüder und verliebte Mädchen ſingen und das für Andere wiederum nicht da iſt.

Und, recht beſehen, iſt es nicht mit allen außerordentlichen Dingen ſo? Iſt denn Mozart popular? Und iſt es denn Raphael? — Und verhält ſich nicht die Welt gegen ſo große Quellen überſchwenglichen geiſtigen Lebens überall nur wie Naſchende, die froh ſind, hin und wieder ein Weniges zu erhaſchen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja! fuhr ich in meinen Gedanken fort, Goethe hat Recht! Er kann ſeinem Umfange nach nicht popular werden, und ſeine Werke ſind nur für einzelne Menſchen, die etwas Ähnliches ſuchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind.

Sie ſind im Ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menſchheit zu dringen wünſchen und ſeinen Pfaden nachgehen. — Sie ſind im Einzelnen für leidenſchaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter ſuchen. — Sie ſind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man ſich ausdrücke und wie man einen Gegenſtand kunſtgemäß behandele. — Sie ſind für Critiker, die darin ein Muſter empfangen, nach welchen Maximen man urtheilen ſolle, und wie man auch eine Recenſion intereſſant und anmuthig mache, ſo daß man ſie mit Freuden leſe. — Seine Werke ſind für den Künſtler, weil ſie ihm im Allgemeinen den Geiſt aufklären und er im Beſonderen aus ihnen lernt, welche Gegenſtände eine kunſtgemäße Bedeutung haben, und was er demnach darſtellen ſolle und was nicht. — Sie ſind für den Naturforſcher, nicht allein weil gefundene große Geſetze ihm überliefert werden, ſondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geiſt mit der Natur verfahren müſſe, damit ſie ihm ihre Geheimniſſe offenbare.

Und ſo gehen denn alle wiſſenſchaftlich und künſt-

leriſch Strebenden bey den reichbeſetzten Tafeln ſeiner Werke zu Gaſte, und in ihren Wirkungen zeugen ſie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der ſie geſchöpft haben.

Dieſe und ähnliche Gedanken gingen mir bey Tiſch durch den Kopf. Ich dachte an einzelne Perſonen, an manchen wackeren deutſchen Künſtler, Naturforſcher, Dichter und Critiker, die einen großen Theil ihrer Bildung Goethen zu danken haben. Ich dachte an geiſtreiche Italiener, Franzoſen und Engländer, die auf ihn ihre Augen richten und die in ſeinem Sinne handeln.

Unterdeſſen hatte man um mich her heiter geſcherzt und geſprochen und es ſich an guten Gerichten wohl ſeyn laſſen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit drein geredet, aber alles, ohne eigentlich bey der Sache zu ſeyn. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beſte Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann, ſagte Goethe, er iſt immer abweſend, außer wenn er im Theater ſitzt.“

Man lachte auf meine Koſten; doch war es mir nicht unlieb. Ich war heute in meinem Gemüth beſonders glücklich. Ich ſegnete mein Geſchick, das mich, nach manchen wunderlichen Fügungen, den Wenigen zugeſellet hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, deſſen Größe mir noch vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegan-

gen war, und den ich nun in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit perſönlich vor Augen hatte.

Biscuit und ſchöne Trauben wurden zum Nachtiſch aufgetragen. Letztere waren aus der Ferne geſendet und Goethe that geheimnißvoll, woher ſie gekommen. Er vertheilte ſie und reichte mir eine ſehr reife über den Tiſch. „Hier, mein Guter, ſagte er, eſſen Sie von dieſen Süßigkeiten und ſeyn Sie vergnügt.“ Ich ließ mir die Traube aus Goethe's Händen wohlſchmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in ſeiner Nähe.

Man ſprach vom Theater, von Wolff's Verdienſten, und wie viel Gutes von dieſem trefflichen Künſtler ausgegangen.

„Ich weiß ſehr wohl, ſagte Goethe, daß unſere hieſigen älteren Schauſpieler manches von mir gelernt haben, aber im eigentlichen Sinne kann ich doch nur Wolff meinen Schüler nennen. Wie ſehr er in meine Maximen eingedrungen war, und wie er in meinem Sinne handelte, davon will ich einen Fall erzählen, den ich gerne wiederhole.“

„Ich war einſt gewiſſer anderer Urſachen wegen auf Wolff ſehr böſe. Er hatte Abends zu ſpielen und ich ſaß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, ſollſt du ihm doch einmal recht aufpaſſen; es iſt doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn ſprechen und ihn entſchuldigen könnte. — Wolff ſpielte und ich wen-

dete mein geſchärftes Auge nicht von ihm. Aber wie ſpielte er! wie war er ſicher! wie war er feſt! — Es war mir unmöglich, ihm nur den Schein eines Verſtoßes gegen die Regeln abzuliſten, die ich ihm eingepflanzt hatte, und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut ſeyn.

Montag, den 20. October 1823.

Oberbergrath Noeggerath aus Bonn, von dem Verein der Naturforſcher aus Berlin zurückkehrend, war heute an Goethe's Tiſch ein ſehr willkommener Gaſt. Über Mineralogie ward viel verhandelt; der werthe Fremde gab beſonders gründliche Auskunft über die mineralogiſchen Vorkommen und Verhältniſſe in der Nähe von Bonn.

Nach aufgehobener Tafel traten wir in das Zimmer mit der coloſſalen Büſte der Juno. Goethe zeigte den Gäſten einen langen Papierſtreifen mit Contouren des Frieſes vom Tempel zu Phigalia. Man betrachtete das Blatt und wollte bemerken, daß die Griechen, bey ihren Darſtellungen von Thieren, ſich weniger an die Natur gehalten, als daß ſie dabey nach einer gewiſſen Convenienz verfahren. Man wollte gefunden haben, daß ſie in Darſtellungen dieſer Art hinter der Natur zurückgeblieben, und daß Widder, Opferſtiere und Pferde, wie

ſie auf Basreliefs vorkommen, häufig ſehr ſteife, unförmliche und unvollkommene Geſchöpfe ſeyen.

„Ich will darüber nicht ſtreiten, ſagte Goethe, aber vor allen Dingen muß man unterſcheiden, aus welcher Zeit und von welchem Künſtler ſolche Werke herrühren. Denn ſo ließen ſich wohl Muſterſtücke in Menge vorlegen, wo griechiſche Künſtler, in ihren Darſtellungen von Thieren, die Natur nicht allein erreicht, ſondern ſogar weit übertroffen haben. Die Engländer, die erſten Pferdekenner der Welt, müſſen doch jetzt von zwei antiken Pferdeköpfen geſtehen, daß ſie in ihren Formen ſo vollkommen befunden werden, wie jetzt gar keine Racen mehr auf der Erde exiſtiren. Es ſind dieſe Köpfe aus der beſten griechiſchen Zeit; und wenn uns nun ſolche Werke in Erſtaunen ſetzen, ſo haben wir nicht ſowohl anzunehmen, daß jene Künſtler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet haben, wie die jetzige iſt, als vielmehr, daß ſie im Fortſchritte der Zeit und Kunſt ſelber etwas geworden waren, ſo daß ſie ſich mit perſönlicher Großheit an die Natur wandten.“

Während dieſes geſprochen wurde, ſtand ich mit einer Dame ſeitwärts an einem Tiſch, um ein Kupferwerk zu betrachten, und ich konnte zu Goethe's Worten nur ein halbes Ohr wenden; deſto tiefer aber ergriff ich ſie mit meiner Seele.

Die Geſellſchaft war nach und nach gegangen und

ich mit Goethe allein gelaſſen, der ſich zum Ofen ſtellte. Ich trat in ſeine Nähe.

Euer Excellenz, ſagte ich, haben vorhin in der Äußerung, daß die Griechen ſich mit perſönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort geſprochen, und ich halte dafür, daß man ſich von dieſem Satz nicht tief genug durchdringen könne.

„Ja, mein Guter, ſagte Goethe, hierauf kommt alles an. Man muß etwas ſeyn, um etwas zu machen. Dante erſcheint uns groß, aber er hatte eine Cultur von Jahrhunderten hinter ſich; das Haus Rothſchild iſt reich, aber es hat mehr als Ein Menſchenalter gekoſtet, um zu ſolchen Schätzen zu gelangen. Dieſe Dinge liegen alle tiefer, als man denkt. Unſere guten altdeutſchelnden Künſtler wiſſen davon nichts, ſie wenden ſich mit perſönlicher Schwäche und künſtleriſchem Unvermögen zur Nachahmung der Natur, und meinen es wäre was. Sie ſtehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß ſeine Bildung ſo geſteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande ſey, die geringere reale Natur zu der Höhe ſeines Geiſtes heranzuheben, und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erſcheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerem Hinderniß, nur Intention geblieben iſt.“

Mittwoch, den 22. Oktober 1828.

Heute war bey Tiſch von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte ſich darüber ſehr ſchön. „Die Frauen, ſagte er, ſind ſilberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen iſt nicht von den Erſcheinungen der Wirklichkeit abſtrahirt, ſondern ſie iſt mir angeboren, oder in mir entſtanden, Gott weiß wie. Meine dargeſtellten Frauen-Charactere ſind daher auch alle gut weggekommen, ſie ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind.“

Dienſtag, den 18. November 1828.

Goethe ſprach von einem neuen Stück des Edinburgh Review. „Es iſt eine Freude, zu ſehen, ſagte er, zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die engliſchen Critiker ſich jetzt erheben. Von der früheren Pedanterie iſt keine Spur mehr, und große Eigenſchaften ſind an deren Stelle getreten. In dem letzten Stück, in einem Aufſatz über deutſche Literatur, finden Sie folgende Äußerung: „Es giebt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer ſich gerne aus dem Sinne ſchlägt.“ Nun, was ſagen Sie? da wiſſen wir mit einem Male, woran

wir ſind, und wiſſen, wohin wir eine große Zahl unſerer neueſten Literatoren zu claſſificiren haben."

Dienſtag, den 16. December 1828.

Ich war heute mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube allein zu Tiſch; wir ſprachen über verſchiedene literariſche Dinge.

„Die Deutſchen, ſagte er, können die Philiſterey nicht loswerden. — Da quängeln und ſtreiten ſie jetzt über verſchiedene Diſtichen, die ſich bey Schiller gedruckt finden und auch bey mir, und ſie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entſchieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da ſind!"

„Freunde wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich in einander ſo ſehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſeyn konnte, ob ſie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der

Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede seyn! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterey stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

Etwas Ähnliches, sagte ich, kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt, und die Quellen auszuspüren sucht, woher er seine Cultur hat.

„Das ist sehr lächerlich! sagte Goethe; man könnte eben so gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakspeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Cultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt wo sie es findet."

„Überhaupt, fuhr Goethe fort, ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch

nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im Einzelnen vor mir daſſelbige gefunden und geſagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder ſagte, und daß ich dafür ſtrebte, in einer confuſen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verſchaffen, das iſt mein Verdienſt."

„Und denn, man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder geprediget wird, und zwar nicht von Einzelnen, ſondern von der Maſſe. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Univerſitäten, überall iſt der Irrthum oben auf, und es iſt ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf ſeiner Seite iſt."

„Oft lehret man auch Wahrheit und Irrthum zugleich und hält ſich an letzteren. So las ich vor einigen Tagen in einer engliſchen Encyklopädie die Lehre von der Entſtehung des Blauen. Obenan ſtand die wahre Anſicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newtoniſche Irrthum, und zwar mit dem Bemerken, daß man ſich an dieſen zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene ſey."

Ich mußte mich lachend verwundern, als ich dieſes hörte. Jede Wachskerze, ſagte ich, jeder erleuchtete Küchenrauch, der etwas Dunkeles hinter ſich hat, jeder duftige Morgennebel, wenn er vor ſchattigen Stellen liegt, überzeugen mich täglich von der Entſtehung der blauen Farbe und lehren mich die Bläue des Himmels

begreifen. Was aber die Newtoniſchen Schüler ſich dabey denken mögen, daß die Luft die Eigenſchaft beſitze, alle übrigen Farben zu verſchlucken und nur die blaue zurückzuwerfen, dieſes iſt mir völlig unbegreiflich, und ich ſehe nicht ein, welchen Nutzen und welche Freude man an einer Lehre haben kann, wobey jeder Gedanke völlig ſtille ſteht und jede geſunde Anſchauung durchaus verſchwindet.

„Gute Seele, ſagte Goethe, um Gedanken und Anſchauungen iſt es den Leuten auch gar nicht zu thun. Sie ſind zufrieden, wenn ſie nur Worte haben womit ſie verkehren, welches ſchon mein Mephiſtopheles gewußt und nicht übel ausgeſprochen hat:

Vor allem haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein. ꝛc.

Goethe recitirte dieſe Stelle lachend und ſchien überall in der beſten Laune. „Es iſt nur gut, ſagte er, daß ſchon alles gedruckt ſteht, und ſo will ich fortfahren, ferner drucken zu laſſen, was ich gegen falſche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe.“

„Treffliche Menſchen, fuhr er nach einer Pauſe fort, kommen jetzt in den Naturwiſſenſchaften heran und ich ſehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber ſie halten ſich nicht; ihr vorwaltendes Subjective führt

ſie in die Irre. Wiederum Andere halten zu ſehr auf Facta und ſammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewieſen wird. Im Ganzen fehlt der theoretiſche Geiſt, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erſcheinungen Herr zu werden."

Ein kurzer Beſuch unterbrach unſere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelaſſen lenkte ſich das Geſpräch auf die Poeſie, und ich erzählte Goethen, daß ich dieſer Tage ſeine kleinen Gedichte wieder betrachtet, und beſonders bey zweyen verweilet habe, bey der Ballade nämlich von den Kindern und dem Alten und bey den glücklichen Gatten.

„Ich halte auf dieſe beyden Gedichte ſelber etwas, ſagte Goethe, wiewohl das deutſche Publicum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können."

In der Ballade, ſagte ich, iſt ein ſehr reicher Gegenſtand in große Enge zuſammengebracht, mittelſt aller poetiſchen Formen und Künſte und Kunſtgriffe, worunter ich beſonders den hochſchätze, daß das Vergangene der Geſchichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkt erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das Übrige ſich vor unſern Augen entwickelt.

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen, ſagte Goethe, ehe ich ſie niederſchrieb; es ſtecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe ſie drey bis vier Mal verſucht, ehe ſie mir ſo gelingen wollte wie ſie jetzt iſt."

Das Gedicht von den glücklichen Gatten, fuhr ich fort, iſt gleichfalls ſehr reich an Motiven; es erſcheinen darin ganze Landſchaften und Menſchenleben, durchwärmt von dem Sonnenſchein eines anmuthigen Frühlingshimmels, der ſich über dem Ganzen ausbreitet.

„Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt, ſagte Goethe, und es freut mich, daß Sie ihm ein beſonderes Intereſſe ſchenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppel-Kindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug.“

Wir kamen ſodann auf den Bürgergeneral, wovon ich erzählte, daß ich dieſes heitere Stück in dieſen Tagen mit einem Engländer geleſen, und daß in uns beyden der lebhafte Wunſch entſtanden, es auf dem Theater zu ſehen. Dem Geiſte nach, ſagte ich, iſt darin nichts veraltet, und im Einzelnen der dramatiſchen Entwickelung iſt darin kein Zug, der nicht für die Bühne gedacht wäre.

„Es war zu ſeiner Zeit ein ſehr gutes Stück, ſagte Goethe, und es hat uns manchen heiteren Abend gemacht. Freylich, es war trefflich beſetzt, und ſo vortrefflich einſtudirt, daß der Dialog Schlag auf Schlag ging, im völligſten Leben Malkolmi ſpielte den Märten, man konnte nichts Vollkommneres ſehen.“

Die Rolle des Schnaps, ſagte ich, erſcheint mir nicht weniger glücklich; ich dächte, das Repertoir hätte nicht viele aufzuweiſen, die dankbarer und beſſer wären.

Es iſt in dieſer Figur, wie im ganzen Stück, eine Deutlichkeit, eine Gegenwart, wie ſie das Theater nur wünſchen kann. Die Scene, wo er mit dem Felleiſen kommt und nach einander die Sachen hervorbringt, wo er Märten den Schnurbart anklebt und ſich ſelbſt mit Freyheitsmütze, Uniform und Degen bekleidet, gehört zu den vorzüglichſten.

„Dieſe Scene, ſagte Goethe, hat in früherer Zeit auf unſerm Theater immer viel Glück gemacht. Es kam dazu noch der Umſtand, daß das Felleiſen mit den Sachen ein wirklich hiſtoriſches war. Ich fand es nämlich zur Zeit der Revolution auf meiner Reiſe an der franzöſiſchen Grenze, wo die Flucht der Emigrirten durchgegangen war, und wo es einer mochte verloren oder weggeworfen haben. Die Sachen, ſo wie ſie im Stück vorkommen, waren alle darin; ich ſchrieb danach die Scene, und das Felleiſen mit allem Zubehör ſpielte nachher, zu nicht geringem Vergnügen unſerer Schauſpieler, immer mit, ſo oft das Stück gegeben wurde."

Die Frage, ob man den Bürgergeneral noch jetzt mit Intereſſe und Nutzen ſehen könne, machte noch eine Weile den Gegenſtand unſerer Unterhaltung.

Goethe erkundigte ſich ſodann nach meinen Fortſchritten in der franzöſiſchen Literatur, und ich erzählte ihm, daß ich mich abwechſelnd noch immer mit Voltaire beſchäftige, und daß das große Talent dieſes Mannes mir das reinſte Glück gewähre. Ich kenne

immer nur noch wenig von ihm, ſagte ich; ich halte mich noch immer in dem Kreiſe ſeiner kleinen Gedichte an Perſonen, die ich leſe und immer wieder leſe und von denen ich mich nicht trennen kann.

„Eigentlich, ſagte Goethe, iſt alles gut, was ein ſo großes Talent wie Voltaire ſchreibt, wiewohl ich nicht alle ſeine Frechheiten gelten laſſen möchte. Aber Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie ſo lange bey ſeinen kleinen Gedichten an Perſonen verweilen; ſie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigſten Sachen, die er geſchrieben. Es iſt darin keine Zeile, die nicht voller Geiſt, Klarheit, Heiterkeit und Anmuth wäre.“

Und man ſieht darin, ſagte ich, ſeine Verhältniſſe zu allen Großen und Mächtigen der Erde, und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire ſelber ſpielt, indem er ſich den Höchſten gleich zu empfinden ſcheint, und man ihm nie anmerkt, daß irgend eine Majeſtät ſeinen freyen Geiſt nur einen Augenblick hat geniren können.

„Ja, ſagte Goethe, vornehm war er. Und bey all ſeiner Freyheit und Verwegenheit hat er ſich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches faſt noch mehr ſagen will. Ich kann wohl die Kaiſerin von Öſtreich als eine Autorität in ſolchen Dingen anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürſtliche Perſonen

keine Spur ſey, daß er je die Linie der Convenienz überſchritten habe."

Erinnern ſich Euer Excellenz, ſagte ich, des kleinen Gedichtes, wo er der Prinzeß von Preußen, nachherigen Königin von Schweden, die artige Liebeserklärung macht, indem er ſagt, daß er ſich im Traum zum Rang der Könige habe erhoben geſehen?

„Es iſt eins ſeiner vorzüglichſten, ſagte Goethe, indem er recitirte:

Je vous aimais princesse et j'osais vous le dire,
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout oté,
Je n'ai perdu que mon empire.

Ja, das iſt artig! — Und dann, fuhr Goethe fort, hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem ſein Talent jeden Augenblick ſo zur Hand war wie Voltaire. Ich erinnere mich einer Anekdote, wo er eine Zeitlang zum Beſuch bey ſeiner Freundin Du Chatelet geweſen war, und in dem Augenblick der Abreiſe, als ſchon der Wagen vor der Thüre ſteht, einen Brief von einer groſſen Anzahl junger Mädchen eines benachbarten Kloſters erhält, die zum Geburtstag ihrer Äbtiſſin den Tod Julius Cäſars aufführen wollen und ihn um einen Prolog bitten. Der Fall war zu artig, als daß Voltaire ihn ablehnen konnte; ſchnell läßt er ſich daher Feder und Papier geben, und ſchreibt ſtehend auf dem Rande eines Kamins das Verlangte. Es iſt ein Gedicht von etwa zwanzig Verſen, durchaus durchdacht und vollendet,

ganz für den gegebenen Fall paſſend, genug, von der beſten Sorte.“ Ich bin ſehr begierig, es zu leſen ſagte ich. „Ich zweifle, ſagte Goethe, daß es in Ihrer Sammlung ſteht, es iſt erſt kürzlich zum Vorſchein gekommen, wie er denn ſolche Gedichte zu Hunderten gemacht hat, von denen noch manche hie und dort im Privatbeſitz verborgen ſeyn mögen.“

Ich fand dieſer Tage eine Stelle in Lord Byron, ſagte ich, woraus zu meiner Freude hervorging, welche außerordentliche Achtung auch Byron vor Voltaire gehabt. Auch ſieht man es ihm wohl an, wie ſehr er Voltaire mag geleſen, ſtudirt und benutzt haben.

„Byron, ſagte Goethe, wußte zu gut wo etwas zu holen war, und er war zu geſcheidt, als daß er aus dieſer allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte ſchöpfen ſollen.“

Das Geſpräch wendete ſich hiernächſt ganz auf Byron und einzelne ſeiner Werke; wobey Goethe häufigen Anlaß fand, manche ſeiner früheren Äußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talentes zu wiederholen.

In alles was Euer Excellenz über Byron ſagen, erwiederte ich, ſtimme ich von Herzen bey; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch ſeyn mag, ſo möchte ich doch ſehr zweifeln, daß aus ſeinen Schriften für reine Menſchenbildung ein entſchiedener Gewinn zu ſchöpfen.

„Da muß ich Ihnen widerſprechen, ſagte Goethe. Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandioſität, iſt das nicht alles bildend? — Wir müſſen uns hüten, es ſtets im entſchieden Reinen und Sittlichen ſuchen zu wollen. — Alles Große bildet, ſobald wir es gewahr werden."

1 8 2 9.

Mittwoch, den 4. Februar 1829.

„Ich habe im Schubart zu leſen fortgefahren, ſagte Goethe; er iſt freylich ein bedeutender Menſch, und er ſagt ſogar manches ſehr Vorzügliche, wenn man es ſich in ſeine eigene Sprache überſetzt. Die Hauptrichtung ſeines Buches geht darauf hinaus, daß es einen Standpunct außerhalb der Philoſophie gebe, nämlich den des geſunden Menſchenverſtandes; und daß Kunſt und Wiſſenſchaft, unabhängig von der Philoſophie, mittelſt freyer Wirkung natürlicher menſchlicher Kräfte, immer am beſten gediehen ſey. Dieß iſt durchaus Waſſer auf unſere Mühle. Von der Philoſophie habe ich mich ſelbſt immer frey erhalten; der Standpunct des geſunden Menſchenverſtandes war auch der meinige, und Schubart beſtätiget alſo, was ich mein ganzes Leben ſelber geſagt und gethan habe.

Das Einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, iſt, daß er gewiſſe Dinge beſſer weiß als er ſie ſagt, und daß er alſo nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die chriſtliche Reli-

gion in die Philoſophie herein, die doch nichts darin zu thun hat. Die chriſtliche Religion iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr dieſe Wirkung zugeſteht, iſt ſie über aller Philoſophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philoſoph nicht das Anſehen der Religion, um gewiſſe Lehren zu beweiſen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Menſch ſoll an Unſterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es iſt ſeiner Natur gemäß, und er darf auf religiöſe Zuſagen bauen; wenn aber der Philoſoph den Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele aus einer Legende hernehmen will, ſo iſt das ſehr ſchwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unſerer Fortdauer entſpringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeyns anzuweiſen, wenn die jetzige meinem Geiſt nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz ſchlug bey dieſen Worten vor Bewunderung und Liebe. Iſt doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgeſprochen worden, die mehr zu edlen Thaten reizt, als dieſe. Denn wer will nicht bis an ſein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgſchaft eines ewigen Lebens findet.

Goethe ließ ein Porteſeuille mit Landzeichnungen

und Kupferſtichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter ſtille betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen ſchönen Stich nach einem Gemälde von Oſtade. „Hier, ſagte er, haben Sie die Scene zu unſerm Good man und good wife.“ — Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich ſah das Innere einer Bauernwohnung vorgeſtellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur ein Raum war. Mann und Frau ſaßen ſich nahe gegenüber; die Frau ſpinnend, der Mann Garn windend; ein Bube zu ihren Füßen. Im Hintergrunde ſah man ein Bette, ſo wie überall nur das roheſte allernothwendigſte Hausgeräthe; die Thür ging unmittelbar ins Freye. Den Begriff beſchränkten ehelichen Glückes gab dieſes Blatt vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewiſſes Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen, lag auf den Geſichtern vom Manne und der Frau wie ſie ſich einander anblickten. Es wird einem wohler zu Muthe, ſagte ich, je länger man dieſes Blatt anſieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art. „Es iſt der Reiz der Sinnlichkeit, ſagte Goethe, den keine Kunſt entbehren kann, und der in Gegenſtänden ſolcher Art in ſeiner ganzen Fülle herrſcht. Bey Darſtellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künſtler ins Ideelle geht, iſt es ſchwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder Alter günſtig oder hinderlich ſeyn, und der Künſtler muß daher ſeine

Jahre bedenken und danach ſeine Gegenſtände wählen. Meine Iphigenie und mein Taſſo ſind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen und beleben zu können. Jetzt in meinem Alter wären ſo ideelle Gegenſtände nicht für mich geeignet, und ich thue vielmehr wohl, ſolche zu wählen, wo eine gewiſſe Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genaſts hier bleiben, ſo ſchreibe ich euch zwey Stücke, jedes in einem Act und in Proſa. Das eine von der heiterſten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grauſam und erſchütternd, ſo daß am Ende zwey Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schillers Zeit her, und er hat auf mein Antreiben ſchon eine Scene davon geſchrieben. Beyde Sujets habe ich lange durchdacht, und ſie ſind mir ſo vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem Bürgergeneral gethan habe."

Thun Sie es, ſagte ich, ſchreiben Sie die beyden Stücke auf jeden Fall; es iſt Ihnen nach den Wanderjahren eine Erfriſchung und wirkt wie eine kleine Reiſe. Und wie würde die Welt ſich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zu Liebe thäten, was Niemand mehr erwartet.

„Wie geſagt, fuhr Goethe fort, wenn Genaſts hier bleiben, ſo bin ich gar nicht ſicher, daß ich euch

nicht den Spaß mache. Aber ohne dieſe Ausſicht wäre dazu wenig Reiz, denn ein Stück auf dem Papiere iſt gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß ſeine Rollen denen Figuren auf den Leib ſchreiben, die ſie ſpielen ſollen. Habe ich alſo auf Genaſt und ſeine Frau zu rechnen, und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madam Seidel, ſo weiß ich was ich zu thun habe, und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß ſeyn."

„Für das Theater zu ſchreiben, fuhr Goethe fort, iſt ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennet, der mag es unterlaſſen. Ein intereſſantes Factum, denkt jeder, werde auch intereſſant auf den Brettern erſcheinen; aber mit nichten! — Es können Dinge ganz hübſch zu leſen und hübſch zu denken ſeyn, aber, auf die Bretter gebracht, ſieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt laſſen. Wenn man meinen Hermann und Dorothea lieſet, ſo denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu ſehen. Töpfer hat ſich verführen laſſen es hinaufzubringen; allein was iſt es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich geſpielt wird, und wer kann ſagen, daß es in jeder Hinſicht ein gutes Stück ſey? — Für das Theater zu ſchreiben iſt ein Metier, das man kennen ſoll, und will ein Talent, das man beſitzen muß. Beydes iſt ſelten,

und wo es ſich nicht vereinigt findet, wird ſchwerlich etwas Gutes an den Tag kommen.“

Montag, den 9. Februar 1829.

Goethe ſprach viel über die Wahlverwandtſchaften, beſonders daß jemand ſich in der Perſon des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und geſehen. „Der Charakter, ſagte er, muß alſo wohl einige Wahrheit haben, und in der Welt mehr als Ein Mal exiſtiren. Es iſt in den Wahlverwandtſchaften überall keine Zeile, die ich nicht ſelber erlebt hätte, und es ſteckt darin mehr, als irgend jemand bey einmaligem Leſen aufzunehmen im Stande wäre.“

Dienſtag, den 10. Februar 1829.

Ich fand Goethe umringt von Charten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein beſonderes Intereſſe zeigte.

Sodann viel über Merck geſprochen, von welchem er mir eine poetiſche Epiſtel an Wieland vom Jahre 1776 vorlieſet, in höchſt geiſtreichen aber etwas derben Knittelverſen. Der ſehr heitere Inhalt geht beſonders gegen Jacobi, den Wieland, in einer zu günſtigen Re-

cenſion im Merkur, überſchätzt zu haben ſcheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Über den Zuſtand damaliger Cultur, und wie ſchwer es gehalten, aus der ſogenannten Sturm- und Drangperiode ſich zu einer höheren Bildung zu retten.

Über ſeine erſten Jahre in Weimar. Das poetiſche Talent im Conflict mit der Realität, die er, durch ſeine Stellung zum Hof, und verſchiedenartige Zweige des Staatsdienſtes, zu höherem Vortheil in ſich aufzunehmen genöthigt iſt. Deßhalb in den erſten zehn Jahren nichts Poetiſches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente vorgeleſen. Durch Liebſchaften verdüſtert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vortheile, daß er den Ort nicht verändert, und daß er dieſelbigen Erfahrungen nicht nöthig gehabt zweymal zu machen.

Flucht nach Italien, um ſich zu poetiſcher Productivität wieder herzuſtellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn jemand darum wiſſe. Deßhalb tiefes Geheimniß. Von Rom aus an den Herzog geſchrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an ſich ſelbſt.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürſtin mit vollkommen menſchlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu ſeiner Mutter, und wünſcht, daß ſie für immer nach Weimar komme. Er iſt dagegen.

Über die erſten Anfänge des Fauſt.

„Der Fauſt entſtand mit meinem Werther; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Poſtpapier geſchrieben und nichts daran geſtrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuſchreiben, die nicht gut war und die nicht beſtehen konnte."

Mittwoch, den 11. Februar 1829.

Mit Oberbaudirector Coudray bey Goethe zu Tiſch. Coudray erzählt viel von der weiblichen Induſtrie-Schule und dem Waiſen-Inſtitut, als den beſten Einrichtungen dieſer Art des Landes; erſtere von der Großfürſtin, letzteres vom Großherzog Carl Auguſt gegründet. Mancherley über Theater-Decoration und Wegebau. Coudray legt Goethen den Riß zu einer fürſtlichen Capelle vor. Über den Ort, wo der herrſchaftliche Stuhl anzubringen; wogegen Goethe Einwendungen macht, die Coudray annimmt. Nach Tiſch Soret. Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern.

Donnerstag, den 12. Februar 1829.

Goethe lieſet mir das friſch entſtandene, überaus herrliche Gedicht: Kein Weſen kann zu nichts zer-

fallen ꝛc. „Ich habe, ſagte er, dieſes Gedicht als Widerſpruch der Verſe: Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Seyn beharren will ꝛc. geſchrieben, welche dumm ſind, und welche meine Berliner Freunde, bey Gelegenheit der naturforſchenden Verſammlung, zu meinem Ärger in goldenen Buchſtaben ausgeſtellt haben.“

Über den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Character hervorhebt. „Er war ein guter Menſch, ſagte er, und eben deßwegen groß. Denn wenn ein guter Menſch mit Talent begabt iſt, ſo wird er immer zum Heil der Welt ſittlich wirken, ſey es als Künſtler, Naturforſcher, Dichter, oder was alles ſonſt.“

„Es iſt mir lieb, fuhr Goethe fort, daß Sie Coudray geſtern näher kennen gelernt haben. Er ſpricht ſich in Geſellſchaft ſelten aus, aber ſo unter uns haben Sie geſehen, welch ein trefflicher Geiſt und Character in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich vielen Widerſpruch erlitten, aber jetzt hat er ſich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunſt und Vertrauen des Hofes. Coudray iſt einer der geſchickteſten Architekten unſerer Zeit. Er hat ſich zu mir gehalten und ich mich zu ihm, und es iſt uns beyden von Nutzen geweſen. Hätte ich den vor funfzig Jahren gehabt!“ —

Über Goethe's eigene architektoniſche Kenntniſſe. Ich bemerke, er müſſe viel in Italien gewonnen haben. „Es

gab mir einen Begriff vom Ernſten und Großen, antwortete er, aber keine Gewandtheit. Der Weimariſche Schloßbau hat mich vor allem gefördert. Ich mußte mit einwirken, und war ſogar in dem Fall, Geſimſe zeichnen zu müſſen. Ich that es den Leuten von Metier gewiſſermaßen zuvor, weil ich ihnen in der Intention überlegen war."

Das Geſpräch kam auf Zelter. „Ich habe einen Brief von ihm, ſagte Goethe; er ſchreibt unter andern, daß die Aufführung des Meſſias ihm durch eine ſeiner Schülerinnen verdorben ſey, die eine Arie zu weich, zu ſchwach, zu ſentimental geſungen. Das Schwache iſt ein Characterzug unſers Jahrhunderts. Ich habe die Hypotheſe, daß es in Deutſchland eine Folge der Anſtrengung iſt, die Franzoſen los zu werden. Maler, Naturforſcher, Bildhauer, Muſiker, Poeten, es iſt, mit wenigen Ausnahmen, alles ſchwach, und in der Maſſe ſteht es nicht beſſer."

Doch, ſagte ich, gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum Fauſt eine paſſende Muſik kommen zu ſehen.

„Es iſt ganz unmöglich, ſagte Goethe. Das Abſtoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was ſie ſtellenweiſe enthalten müßte, iſt der Zeit zuwider. Die Muſik müßte im Character des Don Juan ſeyn; Mozart hätte den Fauſt componiren müſſen. Meyer-Beer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird ſich auf ſo etwas nicht einlaſſen; er iſt zu ſehr mit italieniſchen Theatern verflochten."

Sodann, ich weiß nicht mehr in welcher Verbindung und welchem Bezug, ſagte Goethe folgendes ſehr Bedeutende.

„Alles Große und Geſcheidte, ſagte er, exiſtirt in der Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und König gegen ſich hatten, und die ihre großen Plane einſam durchführten. Es iſt nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenſchaften und Gefühle mögen popular werden, aber die Vernunft wird immer nur im Beſitz einzelner Vorzüglicher ſeyn.“

Freytag, den 13. Februar 1829.

Mit Goethe allein zu Tiſch. „Ich werde nach Beendigung der Wanderjahre, ſagte er, mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret die Überſetzung weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimniſſe liegen noch verborgen, manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahndung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken.“

„Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und ſchließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt iſt es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm, geht von Knoten zu Knoten und bildet

zuletzt einen Kopf; bey den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abſchließen, in welchem ſich die Kräfte concentriren."

„Was ſo bey Einzelnen geſchieht, geſchieht auch bey ganzen Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelnheiten, die ſich aneinander ſchließen, bringen als Geſammtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht, und als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt, den Bienen-König. Wie dieſes geſchieht iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen, aber ich könnte ſagen, daß ich darüber meine Gedanken habe."

„So bringt ein Volk ſeine Helden hervor, die, gleich Halbgöttern, zu Schutz und Heil an der Spitze ſtehen; und ſo vereinigten ſich die poetiſchen Kräfte der Franzoſen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes ſind groß in der Generation in der ſie wirken; manche dauren ſpäter hinaus; die meiſten werden durch Andere erſetzt und von der Folgezeit vergeſſen."

Ich freute mich dieſer bedeutenden Gedanken. Goethe ſprach ſodann über Naturforſcher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweiſen. „Herr von Buch, ſagte er, hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypotheſe enthält. Seine Schrift ſoll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr v. Buch die Hypotheſe im Schilde führt,

daß ſolche Granitblöcke durch etwas Gewaltſames von Innen hervorgeworfen und zerſprengt worden, ſo deutet er dieſes gleich im Titel an, indem er ſchon dort von zerſtreuten Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerſtreuung ſehr nahe liegt, und dem argloſen Leſer die Schlinge des Irrthums über den Kopf gezogen wird, er weiß nicht wie."

„Man muß alt werden, um dieſes alles zu überſehen, und Geld genug haben, ſeine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot das ich ſage, koſtet mir eine Börſe voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens iſt durch meine Hände gegangen, um das zu lernen was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, ſondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literariſches Einkommen ſeit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürſtlichen Perſonen ausgeben ſehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich Theil nahm."

„Es iſt nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um geſcheidt zu werden; man muß auch in großen Verhältniſſen leben, und Gelegenheit haben, den ſpielenden Figuren der Zeit in die Karten zu ſehen, und ſelber zu Gewinn und Verluſt mitzuſpielen."

„Ohne meine Bemühungen in den Naturwiſſenſchaf-

ten hätte ich jedoch die Menſchen nie kennen gelernt wie ſie ſind. In allen anderen Dingen kann man dem reinen Anſchauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verſtandes, den Character-Schwächen und -Stärken nicht ſo nachkommen; es iſt alles mehr oder weniger biegſam und ſchwankend, und läßt alles mehr oder weniger mit ſich handeln; aber die Natur verſteht gar keinen Spaß, ſie iſt immer wahr, immer ernſt, immer ſtrenge; ſie hat immer Recht, und die Fehler und Irrthümer ſind immer des Menſchen. Den Unzulänglichen verſchmäht ſie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt ſie ſich und offenbart ihm ihre Geheimniſſe."

„Der Verſtand reicht zu ihr nicht hinauf, der Menſch muß fähig ſeyn, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die ſich in Urphänomenen, phyſiſchen wie ſittlichen, offenbaret, hinter denen ſie ſich hält und die von ihr ausgehen."

„Die Gottheit aber iſt wirkſam im Lebendigen, aber nicht im Todten; ſie iſt im Werdenden und ſich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erſtarrten. Deßhalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun; der Verſtand mit dem Gewordenen, Erſtarrten, daß er es nutze."

„Die Mineralogie iſt daher eine Wiſſenſchaft für den Verſtand, für das practiſche Leben, denn ihre Ge-

genſtände ſind etwas Todtes, das nicht mehr entſteht, und an eine Syntheſe iſt dabey nicht zu denken. Die Gegenſtände der Meteorologie ſind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und ſchaffen ſehen, ſie ſetzen eine Syntheſe voraus; allein der Mitwirkungen ſind ſo mannigfaltige, daß der Menſch dieſer Syntheſe nicht gewachſen iſt, und er ſich daher in ſeinen Beobachtungen und Forſchungen unnütz abmühet. Wir ſteuern dabey auf Hypotheſen los, auf imaginäre Inſeln, aber die eigentliche Syntheſe wird wahrſcheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie ſchwer es gehalten, ſelbſt in ſo einfachen Dingen, wie die Pflanze und die Farbe, zu einiger Syntheſe zu gelangen."

Sonntag, den 15. Februar 1829.

Goethe empfing mich mit großem Lobe wegen meiner Redaction der naturhiſtoriſchen Aphorismen für die Wanderjahre. „Werfen Sie ſich auf die Natur, ſagte er, Sie ſind dafür geboren, und ſchreiben Sie zunächſt ein Compendium der Farbenlehre." Wir ſprachen viel über dieſen Gegenſtand.

Eine Kiſte vom Niederrhein langte an, mit ausgegrabenen antiken Gefäßen, Mineralien, kleinen Dom-

bildern und Gedichten des Carnevals, welches alles nach Tiſch ausgepackt wurde.

Dienſtag, den 17. Februar 1829.

Viel über den Großkophta geſprochen. „Lavater, ſagte Goethe, glaubte an Caglioſtro und deſſen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater: dieß ſey ein anderer Caglioſtro, der Wunderthäter Caglioſtro ſey eine heilige Perſon.“

„Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuſchungen unterworfen, und die ganz ſtrenge Wahrheit war nicht ſeine Sache; er belog ſich und Andere. Es kam zwiſchen mir und ihm deßhalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich geſehen, ohne von ihm geſehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich ſah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weßwegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt.“

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man faſt wegen ſeiner Phyſiognomik ſchließen ſollte. „Durchaus nicht, antwortete Goethe, ſeine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöſe. Was in Lavaters Phyſiognomik über Thierſchädel vorkommt, iſt von mir.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Franzoſen, auf die Vorleſungen von Guizot, Villemain und Couſin, und Goethe ſprach mit hoher Achtung über den Standpunct dieſer Männer, und wie ſie alles von einer freyen und neuen Seite betrachteten, und überall grade aufs Ziel losgingen. „Es iſt, ſagte Goethe, als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; dieſe Männer aber ſind kühn und frey genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man ſogleich auf den breiteſten Weg des Gartens tritt."

Von Couſin kamen wir auf indiſche Philoſophie. „Dieſe Philoſophie, ſagte Goethe, hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr ſind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen ſich in ihr die Epochen, die wir alle ſelber durchmachen. Wir ſind Senſualiſten, ſo lange wir Kinder ſind; Idealiſten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenſtand Eigenſchaften legen, die nicht eigentlich darin ſind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und ſind Skeptiker ehe wir es glaubten. Der Reſt des Lebens iſt gleichgültig, wir laſſen es gehen wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch."

„In der deutſchen Philoſophie wären noch zwey große Dinge zu thun. Kant hat die Critik der reinen Vernunft geſchrieben, womit unendlich viel geſchehen, aber der Kreis nicht abgeſchloſſen iſt. Jetzt müßte ein

Fähiger, ein Bedeutender, die Critik der Sinne und des Menſchenverſtandes ſchreiben, und wir würden, wenn dieſes gleich vortrefflich geſchehen, in der deutſchen Philoſophie nicht viel mehr zu wünſchen haben."

„Hegel, fuhr Goethe fort, hat in den Berliner Jahrbüchern eine Recenſion über Hamann geſchrieben, die ich in dieſen Tagen leſe und wieder leſe und die ich ſehr loben muß. Hegels Urtheile als Critiker ſind immer gut geweſen."

„Villemain ſteht in der Critik gleichfalls ſehr hoch. Die Franzoſen werden zwar nie ein Talent wieder ſehen, das dem von Voltaire gewachſen wäre. Von Villemain aber kann man ſagen, daß er in ſeinem geiſtigen Standpunct über Voltairen erhaben iſt, ſo daß er ihn in ſeinen Tugenden und Fehlern beurtheilen kann."

Mittwoch, den 18. Februar 1829.

Wir ſprachen über die Farbenlehre, unter andern über Trinkgläſer, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkele blau erſcheinen, und die alſo die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, ſagte Goethe bey dieſer Gelegenheit, iſt das Erſtaunen; und wenn ihn das Urphänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo

ſey er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres ſoll er nicht dahinter ſuchen; hier iſt die Grenze. Aber den Menſchen iſt der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, ſie denken es müſſe noch weiter gehen, und ſie ſind den Kindern ähnlich, die, wenn ſie in einen Spiegel gegukt, ihn ſogleich umwenden, um zu ſehen was auf der anderen Seite iſt."

Das Geſpräch lenkte ſich auf Merck, und ich fragte, ob Merck ſich auch mit Naturſtudien befaßt. „O ja, ſagte Goethe, er beſaß ſogar bedeutende naturhiſtoriſche Sammlungen. Merck war überall ein höchſt vielſeitiger Menſch. Er liebte auch die Kunſt, und zwar ging dieſes ſo weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philiſters ſah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu ſchätzen wiſſe, er Alles anwendete, um es in ſeine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in ſolchen Dingen gar kein Gewiſſen, jedes Mittel war ihm recht, und ſelbſt eine Art von grandioſem Betrug wurde nicht verſchmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieſer Art einige ſehr intereſſante Beyſpiele.

„Ein Menſch wie Merck, fuhr er fort, wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, ſo würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die deutſche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man

mit Luſt viel Gutes zu malen hoffte. Jetzt iſt ſie ſo beſchrieben und beſudelt, daß man keine Freude hat ſie anzublicken, und daß ein geſcheidter Menſch nicht weiß, wohin er noch etwas zeichnen ſoll."

Donnerstag, den 19. Februar 1829.

Mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube allein zu Tiſch. — Er war ſehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geſchäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendigt ſehe.

Wir ſprachen ſodann viel über Egmont, der am Abend vorher, nach der Bearbeitung von Schiller, gegeben worden, und es kamen die Nachtheile zur Erwähnung, die das Stück durch dieſe Redaction zu leiden hat.

Es iſt in vielfacher Hinſicht nicht gut, ſagte ich, daß die Regentin fehlt; ſie iſt vielmehr dem Stücke durchaus nothwendig. Denn nicht allein, daß das Ganze durch dieſe Fürſtin einen höheren, vornehmeren Character erhält, ſondern es treten auch die politiſchen Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf den ſpaniſchen Hof, durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entſchiedener hervor.

„Ganz ohne Frage, ſagte Goethe. Und dann ge-

winnet auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürſtin auf ihn wirft, ſo wie auch Clärchen gehoben erſcheint, wenn wir ſehen, daß ſie, ſelbſt über Fürſtinnen ſiegend, Egmonts ganze Liebe allein beſitzt. Dieſes ſind alles ſehr delicate Wirkungen, die man freylich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf."

Auch will mir ſcheinen, ſagte ich, daß bey den vielen bedeutenden Männerrollen, eine einzige weibliche Figur, wie Clärchen, zu ſchwach und etwas gedrückt erſcheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke geſprochen wird, will nicht viel ſagen; das perſönliche Auftreten macht den Eindruck.

„Sie empfinden das Verhältniß ſehr richtig, ſagte Goethe. — Als ich das Stück ſchrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles ſehr wohl abgewogen, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes ſehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze beſteht. Aber Schiller hatte in ſeiner Natur etwas Gewaltſames; er handelte oft zu ſehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenſtande, der zu behandeln war."

Man möchte auf Sie ſchelten, ſagte ich, daß Sie es gelitten und daß Sie in einem ſo wichtigen Fall ihm ſo unbedingte Freyheit gegeben.

„Man iſt oft gleichgültiger als billig, antwortete Goethe. Und dann war ich in jener Zeit mit anderen Dingen tief beſchäftigt. Ich hatte ſo wenig ein Intereſſe für Egmont wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt iſt es wenigſtens ein Troſt für mich, daß das Stück gedruckt daſteht, und daß es Bühnen giebt, die verſtändig genug ſind, es treu und ohne Verkürzung ganz ſo aufzuführen wie ich es geſchrieben."

Goethe erkundigte ſich ſodann nach der Farbenlehre und ob ich ſeinem Vorſchlage, ein Compendium zu ſchreiben, weiter nachgedacht. Ich ſagte ihm wie es damit ſtehe, und ſo geriethen wir unvermuthet in eine Differenz, die ich bey der Wichtigkeit des Gegenſtandes mittheilen will.

Wer es beobachtet hat, wird ſich erinnern, daß bey heiteren Wintertagen und Sonnenſchein, die Schatten auf dem Schnee häufig blau geſehen werden. Dieſes Phänomen bringt Goethe in ſeiner Farbenlehre unter die ſubjectiven Erſcheinungen, indem er als Grundlage annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus weiß, ſondern, durch eine mehr oder weniger dunſtreiche Atmoſphäre dringend, in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß alſo der Schnee, von der Sonne beſchienen, nicht durchaus weiß, ſondern eine gelblich tingirte Fläche ſey, die das Auge zum Gegenſatz und alſo zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der

auf dem Schnee geſehen werdende blaue Schatten ſey demnach eine geforderte Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt, und danach die von Sauſſüre auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen ſehr conſequent zurechtlegt.

Als ich nun in dieſen Tagen die erſten Capitel der Farbenlehre abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethe's freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Compendium ſeiner Farbenlehre zu ſchreiben, war ich, durch Schnee und Sonnenſchein begünſtigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenſchein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Überraſchung fand, daß Goethe's Ableitung auf einem Irrthum beruhe. Wie ich aber zu dieſem Aperçú gelangte, will ich ſagen.

Aus den Fenſtern meines Wohnzimmers ſehe ich grade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das, bey dem niederen Stande der Sonne im Winter, mir entgegen einen ſo großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

Auf dieſe Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor einigen Tagen, bey völlig blauem Himmel und Sonnenſcheine, und war überraſcht, die ganze Maſſe vollkommen blau zu ſehen. Eine geforderte Farbe, ſagte ich zu mir ſelber, kann dieſes nicht ſeyn, denn mein

Auge wird von keiner von der Sonne beſchienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegenſatz hervorgerufen werden könnte; ich ſehe nichts als die ſchattige blaue Maſſe. Um aber durchaus ſicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zuſammen, und blickte durch ſolche Röhre auf die ſchattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu ſehen blieb.

Daß dieſer blaue Schatten alſo nichts Subjectives ſeyn konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe ſtand da, außer mir, ſelbſtſtändig, mein Subject hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? und da ſie nun einmal da war, wodurch konnte ſie entſtehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und ſiehe! die Auflöſung des Räthſels kündigte ſich mir an. Was kann es ſeyn, ſagte ich zu mir ſelber, als der Widerſchein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat, im Schatten ſich anzuſiedeln? Denn es ſteht geſchrieben: die Farbe iſt dem Schatten verwandt, ſie verbindet ſich gerne mit ihm, und erſcheint uns gerne in ihm und durch ihn, ſobald der Anlaß nur gegeben iſt.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypotheſe wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne ſchien durch

Dünſte, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus gelben Schein; ſie wirkte mächtig genug, um entſchiedene Schatten zu werfen, und es hätte in dieſem Fall, nach Goethe's Lehre, das friſcheſte Blau entſtehen müſſen. Es entſtand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächſten Vormittage, bey bewölkter Atmoſphäre, blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch, und warf auf dem Schnee entſchiedene Schatten. Allein ſie waren ebenfalls nicht blau, ſondern grau. In beyden Fällen fehlte der Wiederſchein des blauen Himmels, um dem Schatten ſeine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Überzeugung gewonnen, daß Goethe's Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr beſtätiget werde, und daß ſeine dieſen Gegenſtand behandelnden Paragraphen der Farbenlehre einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Ähnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelſchatten, die mit Hülfe eines Kerzenlichtes Morgens früh bey Tagesanbruch, ſo wie Abends in der erſten Dämmerung, deßgleichen bey hellem Mondſchein, beſonders ſchön geſehen werden. Daß hiebey der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlichte erleuchtete, gelbe, objectiver Art ſey und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgeſprochen, obgleich es ſo iſt; den andern, vom ſchwachen Tages- oder Mond-

lichte erleuchteten, bläulichen, oder bläulich-grünen Schatten aber, erklärt er für ſubjectiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichtes im Auge hervorgerufen werde.

Dieſe Lehre fand ich nun, bey ſorgfältigſter Beobachtung des Phänomens, gleichfalls nicht durchaus beſtätigt; es wollte mir vielmehr erſcheinen, als ob das von außen hereinwirkende ſchwache Tages- oder Mondlicht einen bläulich färbenden Ton bereits mit ſich bringe, der denn, theils durch den Schatten, theils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichtes verſtärkt werde, und daß alſo auch hiebey eine objective Grundlage Statt finde und zu beachten ſey.

Daß das Licht des anbrechenden Tages, wie des Mondes, einen bleichen Schein werfe, iſt bekannt. Ein bey Tagesanbruch oder im Mondſchein angeblicktes Geſicht erſcheint blaß, wie genugſame Erfahrungen beſtätigen. Auch Shakſpeare ſcheint dieſes gekannt zu haben, denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bey Tagesanbruch von ſeiner Geliebten geht, und in freyer Luft Eins dem Andern plötzlich ſo bleich erſcheint, liegt dieſe Wahrnehmung ſicher zum Grunde. Die bleichmachende Wirkung eines ſolchen Lichtes aber wäre ſchon genugſame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit ſich führen müſſe, indem ein ſolches Licht dieſelbige Wirkung thut, wie ein Spiegel aus

bläulichem oder grünlichem Glaſe. Doch ſtehe noch Folgendes zu weiterer Beſtätigung.

Das Licht, vom Auge des Geiſtes geſchaut, mag als durchaus weiß gedacht werden; allein das empiriſche, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird ſelten in ſolcher Reinheit geſehen; vielmehr hat es, durch Dünſte oder ſonſt modificirt, die Neigung, ſich entweder für die Plus- oder Minus-Seite zu beſtimmen, und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erſcheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt ſich in ſolchem Fall entſchieden zur Plus-Seite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber, ſo wie das bey der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beydes keine directe, ſondern reflectirte Lichter ſind, die überdieß durch Dämmerung und Nacht modificirt werden, neigen ſich auf die paſſive, auf die Minus-Seite, und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung, oder bey Mondenſchein, einen weißen Bogen Papier ſo, daß deſſen eine Hälfte vom Mond oder Tageslichte, deſſen andere aber vom Kerzenlichte beſchienen werde, ſo wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und ſo werden beyde Lichter, ohne hinzugekommenen Schatten, und ohne ſubjective Steigerung, bereits auf der activen oder paſſiven Seite ſich befinden.

Das Reſultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin, daß auch Goethe's Lehre von den farbigen Doppelſchatten nicht durchaus richtig ſey, daß bey dieſem Phänomen mehr Objectives einwirke als von ihm beobachtet worden, und daß das Geſetz der ſubjectiven Forderung dabey nur als etwas Secundäres in Betracht komme.

Wäre das menſchliche Auge überall ſo empfindlich und empfänglich, daß es bey der leiſeſten Berührung von irgend einer Farbe ſogleich disponirt wäre die entgegengeſetzte hervorzubringen; ſo würde das Auge ſtets eine Farbe in die andere übertragen, und es würde das unangenehmſte Gemiſch entſtehen.

Dieß iſt aber glücklicher Weiſe nicht ſo, vielmehr iſt ein geſundes Auge ſo organiſirt, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt, oder, darauf aufmerkſam gemacht, ſie doch nur mit Mühe hervorbringt; ja daß dieſe Operation ſogar einige Übung und Geſchicklichkeit verlangt, ehe ſie, ſelbſt unter günſtigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Characteriſtiſche ſolcher ſubjectiven Erſcheinungen, daß nämlich das Auge zu ihrer Hervorbringung gewiſſermaßen einen mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn ſie entſtanden, ſie keine Stätigkeit haben, ſondern flüchtige, ſchnell verſchwindende Weſen ſind, iſt bey den blauen Schatten im Schnee, ſo wie bey den farbigen Doppelſchatten, von Goethe zu ſehr

außer Acht gelaſſen; denn in beyden Fällen iſt von einer kaum merklich tingirten Fläche die Rede, und in beyden Fällen ſteht die geforderte Farbe beym erſten Hinblick ſogleich entſchieden da.

Aber Goethe, bey ſeinem Feſthalten am einmal erkannten Geſetzlichen, und bey ſeiner Maxime, es ſelbſt in ſolchen Fällen vorauszuſetzen, wo es ſich zu verbergen ſcheine, konnte ſehr leicht verführt werden eine Syntheſe zu weit greifen zu laſſen, und ein liebgewonnenes Geſetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute ſeine Farbenlehre zur Erwähnung brachte, und ſich erkundigte, wie es mit dem beſprochenen Compendium ſtehe, hätte ich die ſo eben entwickelten Puncte gerne verſchweigen mögen, denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit ſagen ſollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Compendium wirklich ernſt war, ſo mußten, ehe ich in dem Unternehmen ſicher vorſchreiten konnte, zuvor alle Irrthümer beſeitigt und alle Mißverſtändniſſe beſprochen und gehoben ſeyn.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach ſorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Puncten von ihm abweichen zu müſſen, indem ich ſowohl ſeine Ableitung der blauen Schatten im Schnee, als auch ſeine

Lehre von den farbigen Doppelſchatten, nicht durchaus beſtätiget finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über dieſe Puncte vor; allein da es mir nicht gegeben iſt, Gegenſtände im mündlichen Geſpräch mit einiger Klarheit umſtändlich zu entwickeln, ſo beſchränkte ich mich darauf, bloß die Reſultate meines Gewahrwerdens hinzuſtellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir ſchriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethe's erhaben-heiteres Weſen ſich verfinſterte, und ich nur zu deutlich ſah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

Freylich, ſagte ich, wer gegen Euer Excellenz Recht haben will, muß früh aufſtehen; allein doch kann es ſich fügen, daß der Mündige ſich übereilt und der Unmündige es findet.

„Als ob Ihr es gefunden hättet! antwortete Goethe etwas ironiſch ſpöttelnd; mit Eurer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im Übrigen ſteckt Ihr in der tiefſten Dialektik. Das Einzige, was an Euch Gutes iſt, beſteht darin, daß Ihr wenigſtens ehrlich genug ſeyd, um grade herauszuſagen, wie Ihr denket."

„Es geht mir mit meiner Farbenlehre, fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, gerade wie mit der

chriſtlichen Religion. Man glaubt eine Weile treue Schüler zu haben, und ehe man es ſich verſieht, weichen ſie ab und bilden eine Sekte. Sie ſind ein Ketzer wie die anderen auch, denn Sie ſind der erſte nicht, der von mir abgewichen iſt. Mit den trefflichſten Menſchen bin ich wegen beſtrittener Puncte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen ..... und mit *** wegen ....“ Er nannte mir hier einige bedeutende Namen.

Wir hatten indeß abgeſpeiſt, das Geſpräch ſtockte, Goethe ſtand auf und ſtellte ſich ans Fenſter. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand, denn, wie er auch ſchalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Theil ſey.

Es währte auch nicht lange, ſo ſprachen und ſcherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm ſagte, daß er meine Widerſprüche zu beſſerer Prüfung ſchriftlich haben ſolle, und daß bloß die Ungeſchicklichkeit meines mündlichen Vortrages Schuld ſey, warum er mir nicht Recht gebe, konnte er nicht umhin, Einiges von Ketzern und Ketzerey mir noch in der Thüre halb lachend halb ſpottend zuzuwerfen.

Wenn es nun problematiſch erſcheinen mag, daß Goethe in ſeiner Farbenlehre nicht gut Widerſprüche vertragen konnte, während er bey ſeinen poetiſchen Werken ſich immer durchaus läßlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, ſo löſet ſich vielleicht das Räthſel, wenn man bedenkt, daß ihm, als Poet, von außen her die völligſte Genugthuung zu Theil ward, während er bey der Farbenlehre, dieſem größten und ſchwierigſten aller ſeiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverſtändigſte Widerſpruch von allen Seiten entgegen, und ſo war es denn wohl natürlich, daß er ſich immer in einer Art von gereiztem kriegeriſchen Zuſtand, und zu leidenſchaftlicher Oppoſition ſtets gerüſtet, befinden mußte.

Es ging ihm in Bezug auf ſeine Farbenlehre, wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur deſto mehr liebt, je weniger es von Andern erkannt wird.

„Auf Alles was ich als Poet geleiſtet habe, pflegte er wiederholt zu ſagen, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch Trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir ſeyn. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der ſchwierigen Wiſſenſchaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas

zu gute, und ich habe daher ein Bewußtſeyn der Superiorität über Viele.“

Freytag, den 20. Februar 1829.

Mit Goethe zu Tiſch. Er iſt froh über die Beendigung der Wanderjahre, die er morgen abſenden will. In der Farbenlehre tritt er etwas herüber zu meiner Meinung, hinſichtlich der blauen Schatten im Schnee. Er ſpricht von ſeiner italieniſchen Reiſe, die er gleich wieder vorgenommen.

„Es geht uns wie den Weibern, ſagte er; wenn ſie gebären, verreden ſie es wieder beym Manne zu ſchlafen, und ehe man ſich's verſieht, ſind ſie wieder ſchwanger.“

Über den vierten Band ſeines Lebens; in welcher Art er ihn behandeln will, und daß dabey meine Notizen vom Jahre 1824, über das bereits Ausgeführte und Schematiſirte, ihm gute Dienſte thuen.

Er lieſet mir das Tagebuch von Göttling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von früheren jenaiſchen Fechtmeiſtern handelt. Goethe ſpricht viel Gutes von Göttling.

Montag, den 23. März 1829.

„Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden, ſagte Goethe heute, wo ich die Baukunſt eine erſtarrte Muſik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunſt ausgeht, kommt dem Effect der Muſik nahe.“

„Prächtige Gebäude und Zimmer ſind für Fürſten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man ſich beruhigt, man iſt zufrieden und will nichts weiter.“

„Meiner Natur iſt es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich ſie in Carlsbad gehabt, ſogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieſes ſchlechte Zimmer worin wir ſind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, iſt für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Naur volle Freyheit thätig zu ſeyn und aus mir ſelber zu ſchaffen.“

Wir ſprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das ſie mit einander geführt, und wie ſie ſich täglich zu gegenſeitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. Auch an dem Fauſt, ſagte ich, ſchien Schiller ein großes Intereſſe zu nehmen; es iſt hübſch wie er Sie treibt, und ſehr liebenswürdig wie er ſich durch ſeine Idee verleiten läßt, ſelber am Fauſt fortzuerfinden. Ich habe dabey bemerkt, daß etwas Voreilendes in ſeiner Natur lag.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, er war ſo, wie alle Menſchen, die zu ſehr von der Idee ausgehen.

Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den Wilhelm Meiſter ſehen, den er bald ſo und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu thun, daß ich feſt ſtand und ſeine wie meine Sachen von ſolchen Einflüſſen frey hielt und ſchützte."

Ich habe dieſen Morgen, ſagte ich, ſeine nadoweſſiſche Todtenklage geleſen, und mich gefreut, wie das Gedicht ſo vortrefflich iſt.

„Sie ſehen, antwortete Goethe, wie Schiller ein großer Künſtler war, und wie er auch das Objective zu faſſen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß die nadoweſſiſche Todtenklage gehört zu ſeinen allerbeſten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieſer Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß ſeine nächſten Freunde ihn dieſes Gedichtes wegen tadelten, indem ſie meinten, es trage nicht genug von ſeiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von ſeinen Freunden zu leiden gehabt! — Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bey dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und drein geſchlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug, iſt ja der Character des außerordentlichen Mädchens, wie ſie zu dieſer Zeit und zu dieſen Zuſtänden recht war, ſogleich vernichtet, und ſie ſinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. — Aber Sie werden bey weiterem Leben immer mehr finden, wie wenige Menſchen

fähig ſind, ſich auf den Fuß deſſen zu ſetzen, was ſeyn muß, und daß vielmehr Alle nur immer das loben und das hervorgebracht wiſſen wollen, was ihnen ſelber gemäß iſt. Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand." —

„Hätte ich in der bildenden Kunſt und in den Naturſtudien kein Fundament gehabt, ſo hätte ich mich in der ſchlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch ſchwerlich oben gehalten; aber das hat mich geſchützt, ſo wie ich auch Schillern von dieſer Seite zu Hülfe kam."

Dienſtag, den 24. März 1829.

„Je höher ein Menſch, ſagte Goethe, deſto mehr ſteht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpaſſen, daß ſein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe."

„So waltete bey meiner Bekanntſchaft mit Schillern durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden; aber daß wir es grade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte, und Schiller der

philoſophiſchen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beyde von größtem Erfolg.“

Donnerſtag, den 2. April 1829.

„Ich will Ihnen ein politiſches Geheimniß entdecken, ſagte Goethe heute bey Tiſch, das ſich über kurz oder lang offenbaren wird. Capodiſtrias kann ſich an der Spitze der griechiſchen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten, denn ihm fehlet eine Qualität, die zu einer ſolchen Stelle unentbehrlich iſt: er iſt kein Soldat. Wir haben aber kein Beyſpiel, daß ein Cabinetsmann einen revolutionairen Staat hätte organiſiren und Militär und Feldherren ſich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Fauſt, an der Spitze einer Armee, mag man befehlen und Geſetze geben, und man kann ſicher ſeyn, daß man gehorcht werde; aber ohne dieſes iſt es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu ſeyn, hätte nie zur höchſten Gewalt emporſteigen können, und ſo wird ſich auch Capodiſtrias als Erſter auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er ſehr bald eine ſecundäre Rolle ſpielen. Ich ſage Ihnen dieſes voraus, und Sie werden es kommen ſehen; es liegt in der Natur der Dinge und iſt nicht anders möglich.“

Goethe ſprach darauf viel über die Franzoſen, beſonders über Couſin, Villemain und Guizot. „Die Einſicht, Umſicht und Durchſicht dieſer Männer, ſagte er, iſt groß; ſie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen, mit dem Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts, welches denn freylich Wunder thut.“

Von dieſen kamen wir auf die neueſten franzöſiſchen Dichter und auf die Bedeutung von claſſiſch und romantiſch. „Mir iſt ein neuer Ausdruck eingefallen, ſagte Goethe, der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Claſſiſche nenne ich das Geſunde, und das Romantiſche das Kranke. Und da ſind die Nibelungen claſſiſch wie der Homer, denn beyde ſind geſund und tüchtig. Das meiſte Neuere iſt nicht romantiſch, weil es neu, ſondern weil es ſchwach, kränklich und krank iſt, und das Alte iſt nicht claſſiſch, weil es alt, ſondern weil es ſtark, friſch, froh und geſund iſt. Wenn wir nach ſolchen Qualitäten Claſſiſches und Romantiſches unterſcheiden, ſo werden wir bald im Reinen ſeyn.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf Bérangers Gefangenſchaft. „Es geſchieht ihm ganz Recht, ſagt Goethe. Seine letzten Gedichte ſind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und friedlichen Bürgerſinn ſeine Strafe vollkommen verwirkt. Seine früheren Gedichte dagegen ſind heiter und harmlos, und ganz geeignet, einen Zirkel froher glücklicher Menſchen

zu machen, welches denn wohl das Beſte iſt, was man von Liedern ſagen kann."

Ich bin gewiß, verſetzte ich, daß ſeine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt hat, und daß er, um ſeinen revolutionairen Freunden zu gefallen, manches geſagt hat, was er ſonſt nicht geſagt haben würde. Euer Excellenz ſollten Ihr Schema ausführen und das Capitel von den Influenzen ſchreiben, der Gegenſtand iſt wichtiger und reicher, jemehr man darüber nachdenkt.

„Er iſt nur zu reich, ſagte Goethe, denn am Ende iſt Alles Influenz, inſofern wir es nicht ſelber ſind."

Man hat nur darauf zu ſehen, ſagte ich, ob eine Influenz hinderlich oder förderlich, ob ſie unſerer Natur angemeſſen und begünſtigend, oder ob ſie ihr zuwider iſt.

„Das iſt es freylich, ſagte Goethe, worauf es ankommt; aber das iſt auch eben das Schwere, daß unſere beſſere Natur ſich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Beym Nachtiſch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japaneſiſche Pflanze vor uns auf den Tiſch ſtellen. Ich bemerkte, daß von beyden Pflanzen eine verſchiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japaneſiſche Pflanze dagegen barbariſch melancholiſch wirke.

„Sie haben nicht Unrecht, ſagte Goethe, und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemüthsart ſeiner Be-

wohner zugeſtanden hat. Und gewiß! wer ſein Lebenlang von hohen ernſten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Menſch werden, als wer täglich unter luſtigen Birken ſich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menſchen im Allgemeinen nicht ſo ſenſibler Natur ſind als wir andern, und daß ſie im Ganzen kräftig vor ſich hinleben, ohne den äußeren Eindrücken ſo viele Gewalt einzuräumen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß außer dem Angeborenen der Race, ſowohl Boden und Clima, als Nahrung und Beſchäftigung einwirkt, um den Character eines Volkes zu vollenden. Auch iſt zu bedenken, daß die früheſten Stämme meiſtentheils von einem Boden Beſitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo alſo die Gegend mit dem angeborenen Character der Menſchen bereits in Harmonie ſtand."

„Sehen Sie ſich einmal um, fuhr Goethe fort, hinter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte." Dieſes blaue Briefcouvert? ſagte ich. „Ja, ſagte Goethe. — Nun, was ſagen Sie zu der Handſchrift? Iſt das nicht ein Menſch, dem es groß und frey zu Sinne war, als er die Adreſſe ſchrieb? — Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handſchrift waren ſehr frey und grandios. Merck könnte ſo geſchrieben haben, ſagte ich. „Nein, ſagte Goethe, der war nicht edel und poſitiv genug. Es iſt von Zelter! — Papier und Feder hat ihn bey dieſem

Gewerk begünſtigt, ſo daß die Schrift ganz ſeinen groſſen Character ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handſchriften legen."

Freytag, den 8. April 1825.

Mit Oberbaudirector Coudray bey Goethe zu Tiſch. — Coudray erzählte von einer Treppe im Großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man ſeit Jahren höchſt unbequem gefunden, an deren Verbeſſerung der alte Herrſcher immer gezweifelt habe, und die nun unter der Regierung des jungen Fürſten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verſchiedener Chauſſee-Bauten gab Coudray Nachricht, und daß man den Weg über die Berge nach Blankenhain, wegen zwey Fuß Steigung auf die Ruthe, ein wenig hätte umleiten müſſen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Ruthe habe.

Ich fragte Coudray, wie viel Zoll die eigentliche Norm ſey, welche man beym Chauſſee-Bau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte. „Zehn Zoll auf die Ruthe, antwortete er, da iſt es bequem." Aber, ſagte ich, wenn man von Weimar aus irgend eine Straße nach Oſten, Süden, Weſten oder Norden fährt,

ſo findet man ſehr bald Stellen, wo die Chauſſee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Ruthe haben möchte. „Das ſind kurze, unbedeutende Strecken, antwortete Goudray, und dann geht man oft beym Chauſſee-Bau über ſolche Stellen in der Nähe eines Ortes abſichtlich hin, um demſelben ein kleines Einkommen für Vorſpann nicht zu nehmen.“ Wir lachten über dieſe redliche Schelmerey. „Und im Grunde, fuhr Goudray fort, iſt's auch eine Kleinigkeit; die Reiſewagen gehen über ſolche Stellen leicht hinaus, und die Frachtfahrer ſind einmal an einige Plackerey gewöhnt. Zudem, da ſolcher Vorſpann gewöhnlich bey Gaſtwirthen genommen wird, ſo haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit einmal zu trinken, und ſie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verdürbe.“

„Ich möchte wiſſen, ſagte Goethe, ob es in ganz ebenen flachen Gegenden nicht ſogar beſſer wäre, die grade Straßen-Linie dann und wann zu unterbrechen, und die Chauſſee künſtlich hier und dort ein wenig ſteigen und fallen zu laſſen; es würde das bequeme Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen beſſerem Abfluß des Regenwaſſers immer trocken wäre.“ Das ließe ſich wohl machen, antwortete Goudray, und würde ſich höchſt wahrſcheinlich ſehr nützlich erweiſen.

Goudray brachte darauf eine Schrift hervor, den Entwurf einer Inſtruction für einen jungen Architekten,

den die Ober-Baubehörde zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Paris zu ſchicken im Begriff ſtand. Er las die Inſtruction, ſie ward von Goethe gut befunden und gebilligt. Goethe hatte beym Miniſterium die nöthige Unterſtützung ausgewirkt, man freute ſich, daß die Sache gelungen, und ſprach über die Vorſichtsmaßregeln, die man nehmen wolle, damit dem jungen Manne das Geld gehörig zu gute komme, und er auch ein Jahr damit ausreiche. Bey ſeiner Zurückkunft hatte man die Abſicht, ihn an der neu zu errichtenden Gewerkſchule als Lehrer anzuſtellen, wodurch denn einem talentreichen jungen Mann alſobald ein angemeſſener Wirkungskreis eröffnet ſey. Es war alles gut und ich gab dazu meinen Segen im Stillen.

Bauriſſe, Vorlegeblätter für Zimmerleute von Schinkel wurden darauf vorgezeigt und betrachtet. Coudray fand die Blätter bedeutend und zum Gebrauch für die künftige Gewerkſchule vollkommen geeignet.

Man ſprach von Bauten, vom Schall und wie er zu vermeiden, und von großer Feſtigkeit der Gebäude der Jeſuiten. „In Meſſina, ſagte Goethe, waren alle Gebäude vom Erdbeben zuſammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloſter der Jeſuiten ſtanden ungerührt, als wären ſie geſtern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderſchütterung den geringſten Effect auf ſie gehabt.“

Von Jeſuiten und deren Reichthümern lenkte ſich das Geſpräch auf Catholiken und die Emancipation der Irländer. „Man ſieht, ſagte Coudray, die Emancipation wird zugeſtanden werden, aber das Parlament wird die Sache ſo verklauſuliren, daß dieſer Schritt auf keine Weiſe für England gefährlich werden kann.“

„Bey den Catholiken, ſagte Goethe, ſind alle Vorſichtsmaßregeln unnütz. Der päbſtliche Stuhl hat Intereſſen, woran wir nicht denken, und Mittel, ſie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protocoll nehmen laſſen, daß wenn der erſte Kopf eines bedeutenden Proteſtanten durch die Stimme eines Catholiken falle, man an mich denken möge.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf die neueſte Literatur der Franzoſen, und Goethe ſprach abermals mit Bewunderung von den Vorleſungen der Herren Couſin, Villemain und Guizot. „Statt des Voltairiſchen leichten oberflächlichen Weſens, ſagte er, iſt bey ihnen eine Gelehrſamkeit, wie man ſie früher nur bey Deutſchen fand. Und nun ein Geiſt, ein Durchdringen und Auspreſſen des Gegenſtandes, herrlich! es iſt als ob ſie die Kelter träten. Sie ſind alle drey vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er iſt mir der liebſte.“

Wir ſprachen darauf über Gegenſtände der Weltgeſchichte, und Goethe äußerte Folgendes über Regenten.

„Um popular zu ſeyn, ſagte er, braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als ſeine Größe. Hat er ſo geſtrebt und gewirkt, daß ſein Staat im Innern glücklich und nach Außen geachtet iſt, ſo mag er mit allen ſeinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Cigarre im Munde auf einer ſchlechten Troſchke fahren, es iſt alles gleich, er hat einmal die Liebe ſeines Volkes und genießt immer dieſelbige Achtung. Fehlt aber einem Fürſten die perſönliche Größe, und weiß er nicht durch gute Thaten bey den Seinen ſich in Liebe zu ſetzen, ſo muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein beſſeres und wirkſameres, als die Religion, und den Mitgenuß und die Mitübung derſelbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erſcheinen, auf die Gemeinde herabſehen, und von ihr ein Stündchen ſich anblicken laſſen, iſt das trefflichſte Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anrathen möchte, und das, bey aller Größe, ſelbſt Napoleon nicht verſchmähet hat.“

Das Geſpräch wendete ſich nochmals zu den Catholiken und wie groß der Geiſtlichen Einfluß und Wirken im Stillen ſey. Man erzählte von einem jungen Schriftſteller in Hanau, der vor kurzem in einer Zeitſchrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Roſenkranz geſprochen. Dieſe Zeitſchrift ſey ſogleich ein-

gegangen, und zwar durch den Einfluß der Geiſtlichen in ihren verſchiedenen Gemeinden. „Von meinem Werther, ſagte Goethe, erſchien ſehr bald eine italieniſche Überſetzung in Mayland. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu ſehen. Der Biſchof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geiſtlichen in den Gemeinden aufkaufen laſſen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der ſogleich einſah, daß der Werther für die Catholiken ein ſchlechtes Buch ſey, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirkſamſten Mittel ergriffen, es ganz im Stillen wieder aus der Welt zu ſchaffen."

Sonntag, den 5. April 1829.

Goethe erzählte mir, daß er vor Tiſch nach Belvedere gefahren ſey, um Coudray's neue Treppe im Schloß in Augenſchein zu nehmen, die er vortrefflich gefunden. Auch ſagte er mir, daß ein großer verſteinerter Klotz angekommen, den er mir zeigen wolle.

„Solche verſteinerte Stämme, ſagte er, finden ſich unter dem einundfunfzigſten Grade ganz herum bis nach Amerika, wie ein Erdgürtel. Man muß immer mehr

erſtaunen! Von der früheren Organiſation der Erde hat man gar keinen Begriff, und ich kann es Herrn von Buch nicht verdenken, wenn er die Menſchen endoctrinirt, um ſeine Hypotheſen zu verbreiten. Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da iſt es denn am Ende einerley was gelehret wird, wenn es nur einigermaßen einen Anſchein von Vernunft hat."

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann ſprachen wir von ſeiner italieniſchen Reiſe, und er ſagte mir, daß er in einem ſeiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Paket Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren ſeine Briefe aus Italien; er ſuchte das Gedicht und las:

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe!
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben!
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Ich freute mich ſehr über dieß Gedicht, das mir vollkommen neu erſchien. „Es kann Ihnen nicht fremd

ſeyn, ſagte Goethe, denn es ſteht in der Claudina von Villa Bella, wo es der Rugantino ſingt. Ich habe es jedoch dort zerſtückelt, ſo daß man darüber hinausliefet und niemand merkt was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut! Es drückt den Zuſtand artig aus und bleibt hübſch im Gleichniß; es iſt in Art der Anakreontiſchen. Eigentlich hätten wir dieſes Lied, und ähnliche andere aus meinen Opern, unter den Gedichten wieder ſollen abdrucken laſſen, damit der Componiſt doch die Lieder beyſammen hätte." Ich fand dieſes gut und vernünftig, und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht ſehr ſchön geleſen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm ſchien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verſe:

Du lärmſt ſo ungeſchickt, ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

ſprach er noch mitunter wie im Traume vor ſich hin.

Er erzählte mir ſodann von einem neu erſchienenen Buch über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden verfaßt ſey, und worin man die merkwürdigſten Aufſchlüſſe erhalte. „Das Buch, ſagte er, iſt ganz nüchtern, ohne Enthuſiasmus geſchrieben, aber man ſieht dabey, welchen großartigen Character das Wahre hat, wenn es einer zu ſagen wagt."

Auch von einem Trauerſpiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es iſt ein pathologiſches Product,

ſagte er; die Säfte ſind Theilen überflüſſig zugeleitet, die ſie nicht haben wollen, und andern, die ſie bedurft hätten, ſind ſie entzogen. Das Sujet war gut, ſehr gut, aber die Scenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dächte, das wäre pathologiſch oder auch romantiſch, wenn Sie nach unſerer neuen Theorie lieber wollen."

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beyſammen, und Goethe bewirthete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

Montag, den 6. April 1829.

Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bey Tiſche las und der mir Freude machte. Wir ſprachen viel Löbliches von Egon Ebert und Böhmen, und gedachten auch des Profeſſors Zauper mit Liebe.

„Das Böhmen iſt ein eigenes Land, ſagte Goethe, ich bin dort immer gerne geweſen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutſchland ſchon anfängt ſelten zu werden, indem hier jeder Lump ſchreibt, bey dem an ein ſittliches Fundament und eine höhere Abſicht nicht zu denken iſt."

Goethe ſprach ſodann von Egon Eberts neueſtem epiſchen Gedicht, deßgleichen von der früheren Weiberherrſchaft in Böhmen, und woher die Sage von den Amazonen entſtanden.

Dieß brachte die Unterhaltung auf das Epos eines anderen Dichters, der ſich viel Mühe gegeben, ſein Werk in öffentlichen Blättern günſtig beurtheilt zu ſehen. „Solche Urtheile, ſagte Goethe, ſind denn auch hier und dort erſchienen. Nun aber iſt die Halliſche Literaturzeitung dahinter gekommen, und hat gradezu ausgeſprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günſtigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, iſt bald entdeckt; es iſt nicht mehr die Zeit, das Publicum zum Beſten zu haben und es in die Irre zu führen."

Ich bewundere, ſagte ich, daß die Menſchen um ein wenig Namen es ſich ſo ſauer werden laſſen, ſo daß ſie ſelbſt zu falſchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.

„Liebes Kind, ſagte Goethe, ein Name iſt nichts Geringes. Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen faſt die halbe Welt in Stücke geſchlagen!" —

Es entſtand eine kleine Pauſe im Geſpräch, dann aber erzählte Goethe mir Ferneres von dem neuen Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren iſt groß, ſagte er. Aller Nimbus, alle Illuſion, die Journaliſten, Geſchichtsſchreiber und Poeten über Napoleon gebracht

haben, verſchwindet vor der entſetzlichen Realität dieſes Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächſt er, ſo wie er an Wahrheit zunimmt."

Eine eigene Zaubergewalt, ſagte ich, mußte er in ſeiner Perſönlichkeit haben, daß die Menſchen ihm ſogleich zufielen und anhingen und ſich von ihm leiten ließen.

„Allerdings, ſagte Goethe, war ſeine Perſönlichkeit eine überlegene. Die Hauptſache aber beſtand darin, daß die Menſchen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deßhalb fielen ſie ihm zu, ſo wie ſie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauſpieler einem neuen Regiſſeur zu, von dem ſie glauben, daß er ſie in gute Rollen bringen werde. Dieß iſt ein altes Mährchen, das ſich immer wiederholt; die menſchliche Natur iſt einmal ſo eingerichtet. — Niemand dienet einem Andern aus freyen Stücken; weiß er aber, daß er damit ſich ſelber dient, ſo thut er es gerne. Napoleon kannte die Menſchen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Geſpräch wendete ſich auf Zelter. „Sie wiſſen, ſagte Goethe, daß Zelter den preußiſchen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein Wappen; aber eine große Nachkommenſchaft iſt da, und ſomit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte alſo ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grund-

lage ſey, und ich habe den luſtigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich ſchrieb an ihn und er war es zufrieden; aber ein Pferd wollte er haben. Gut! ſagte ich, ein Pferd ſollſt du haben, aber eins mit Flügeln. — Sehen Sie ſich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen ſah ſehr ſtattlich aus und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Thurmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer geweſen. Ein geflügeltes Pferd hebt ſich dahinter hervor, nach höheren Regionen ſtrebend, wodurch ſein Genius und Aufſchwung zum Höheren ausgeſprochen war. Dem Wappenſchilde oben fügte ſich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunſt, wodurch der treffliche Freund, unter dem Einfluß und Schutz günſtiger Geſtirne, ſich Ruhm erworben. Unten, dem Wappen an, hing der Orden, womit ſein König ihn beglückt und geehrt, als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienſte.

„Ich habe es von Facius ſtechen laſſen, ſagte Goethe, und Sie ſollen einen Abdruck ſehen. Iſt es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein Wappen macht, und ihm dadurch gleichſam den Adel giebt?" Wir freuten uns über den heiteren Gedanken, und

Goethe ſchickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu laſſen.

Wir ſaßen noch eine Weile am Tiſch, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläſer alten Rheinwein tranken. Goethe ſummte Undeutliches vor ſich hin. Mir kam das Gedicht von geſtern wieder in den Kopf; ich recitirte:

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden. ꝛc.

Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden, ſagte ich, es iſt durchaus eigenartig, und drückt die Unordnung ſo gut aus, die durch die Liebe in unſer Leben gebracht wird. „Es bringt uns einen düſteren Zuſtand vor Augen," ſagte Goethe. Es macht mir den Eindruck eines Bildes, ſagte ich, eines niederländiſchen. „Es hat ſo etwas von Good man und good wife," ſagte Goethe. Sie nehmen mir das Wort von der Zunge, ſagte ich, denn ich habe ſchon fortwährend an jenes Schottiſche denken müſſen, und das Bild von Oſtade war mir vor Augen. „Aber wunderlich iſt es, ſagte Goethe, daß ſich beyde Gedichte nicht malen laſſen; ſie geben wohl den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt, wären ſie nichts." Es ſind dieſes ſchöne Beyſpiele, ſagte ich, wo die Poeſie der Malerey ſo nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte ſind mir die liebſten, indem ſie Anſchauung und Empfindung

zugleich gewähren. Wie ſie aber zu dem Gefühl eines ſolchen Zuſtandes gekommen ſind, begreife ich kaum; das Gedicht iſt wie aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt. „Ich werde es auch nicht zum zweyten Male machen, ſagte Goethe, und wüßte auch nicht zu ſagen, wie ich dazu gekommen bin, wie uns denn dieſes ſehr oft geſchieht.“

Noch etwas Eigenes, ſagte ich, hat das Gedicht. Es iſt mir immer als wäre es gereimt, und doch iſt es nicht ſo. Woher kommt das? „Es liegt im Rhythmus, ſagte Goethe. Die Verſe beginnen mit einem Vorſchlag, gehen trochäiſch fort, wo denn der Dactylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düſter klagenden Character bekommt.“ Goethe nahm eine Bleyfeder und theilte ſo ab:

Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver|trieben.

Wir ſprachen über Rhythmus im Allgemeinen und kamen darin überein, daß ſich über ſolche Dinge nicht denken laſſe. „Der Tact, ſagte Goethe, kommt aus der poetiſchen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Geſcheidtes zu Stande.“

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels; Goethe fing an über Guizot zu reden. „Ich gehe in ſeinen Vorleſungen fort, ſagte er, und ſie halten ſich trefflich. Die dießjährigen gehen etwa bis ins achte Jahr-

hundert. Er beſitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bey keinem Geſchichtsſchreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in ſeinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereigniſſe. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewiſſer religiöſer Meinungen auf die Geſchichte gehabt, wie die Lehre von der Erbſünde, von der Gnade, von guten Werken, gewiſſen Epochen eine ſolche und eine andre Geſtalt gegeben, ſehen wir deutlich hergeleitet und nachgewieſen. Auch das römiſche Recht, als ein fortlebendes, das, gleich einer untertauchenden Ente, ſich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht, und immer einmal wieder lebendig hervortritt, ſehen wir ſehr gut behandelt, bey welcher Gelegenheit denn auch unſerm trefflichen Savigny volle Anerkennung zu Theil wird."

„Wie Guizot von den Einflüſſen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, iſt mir beſonders merkwürdig geweſen, was er von den Deutſchen ſagt. „„Die Germanen, ſagt er, brachten uns die Idee der perſönlichen Freyheit, welche dieſem Volke vor allem eigen war."" Iſt das nicht ſehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und iſt nicht dieſe Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirkſam? — Die Reformation kam aus dieſer Quelle, wie die Burſchenverſchwörung auf der Wartburg, Geſcheidtes wie Dummes. Auch das Buntſchäckige unſerer

Literatur, die Sucht unſerer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müſſen, ſo wie die Abſonderung und Veriſolirung unſerer Gelehrten, wo jeder für ſich ſteht und von ſeinem Puncte aus ſein Weſen treibt, Alles kommt daher. Franzoſen und Engländer dagegen halten weit mehr zuſammen und richten ſich nach einander. In Kleidung und Betragen haben ſie etwas Übereinſtimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um ſich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutſchen aber gehen jeder ſeinem Kopfe nach, jeder ſucht ſich ſelber genug zu thun; er fragt nicht nach dem Andern, denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der perſönlichen Freyheit, woraus denn, wie geſagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Abſurdes."

Dienſtag, den 7. April 1829.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrath Meyer, der einige Zeit unpäßlich geweſen, mit Goethe am Tiſch ſitzen, und freute mich, ihn wieder ſo weit hergeſtellt zu ſehen. Sie ſprachen von Kunſtſachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für viertauſend Pfund gekauft, wodurch Peel ſich denn beſonders in Meyers

Gunſt geſetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worin wir uns theilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emancipation der Irländer ſehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabey iſt, ſagte Goethe, daß bey dieſer Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran niemand gedacht hat, und die ohne dieſe Veranlaſſung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den irländiſchen Zuſtand werden wir aber doch nicht, denn die Sache iſt zu verwickelt. So viel aber ſieht man, daß dieſes Land an Übeln leidet, die durch kein Mittel und alſo auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können. War es bis jetzt ein Unglück, daß Irland ſeine Übel alleine trug, ſo iſt es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das iſt die Sache. Und den Catholiken iſt gar nicht zu trauen. Man ſieht, welchen ſchlimmen Stand die zwei Millionen Proteſtanten, gegen die Übermacht der fünf Millionen Catholiken, bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme proteſtantiſche Pächter gedrückt, chikanirt und gequält worden, die von catholiſchen Nachbarn umgeben waren. Die Catholiken vertragen ſich unter ſich nicht, aber ſie halten immer zuſammen, wenn es gegen einen Proteſtanten geht. Sie ſind einer Meute Hunden gleich, die ſich unter einander beißen, aber, ſobald ſich ein Hirſch zeigt, ſogleich einig ſind und in Maſſe auf ihn los gehen.“

Von den Irländern wendete ſich das Geſpräch zu den Händeln in der Türkey. Man wunderte ſich, wie die Ruſſen, bey ihrer Übermacht, im vorigjährigen Feldzuge nicht weiter gekommen. „Die Sache iſt die, ſagte Goethe, die Mittel waren unzulänglich, und deßhalb machte man zu große Anforderungen an Einzelne, wodurch denn perſönliche Großthaten und Aufopferungen geſchahen, ohne die Angelegenheit im Ganzen zu fördern."

Es mag auch ein verwünſchtes Local ſeyn, ſagte Meyer; man ſieht, in den älteſten Zeiten, daß es in dieſer Gegend, wenn ein Feind von der Donau her zu dem nördlichen Gebirg eindringen wollte, immer Händel ſetzte, daß er immer den hartnäckigſten Widerſtand gefunden, und daß er faſt nie hereingekommen iſt. Wenn die Ruſſen ſich nur die Seeſeite offen halten, um ſich von dorther mit Proviant verſehen zu können! „Das iſt zu hoffen," ſagte Goethe.

„Ich leſe jetzt Napoleons Feldzug in Egypten, und zwar was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourrienne davon ſagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verſchwindet, und die Facta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit daſtehen. Man ſieht, er hatte bloß dieſen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich nichts thun konnte, um ſich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unſchlüſſig, was zu thun ſey; er beſuchte alle

franzöſiſchen Häfen an der Küſte des atlantiſchen Meeres hinunter, um den Zuſtand der Schiffe zu ſehen und ſich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht gerathen ſey, und entſchloß ſich daher zu dem Zuge nach Egypten."

Ich muß bewundern, ſagte ich, wie Napoleon, bey ſolcher Jugend, mit den großen Angelegenheiten der Welt ſo leicht und ſicher zu ſpielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.

„Liebes Kind, ſagte Goethe, das iſt das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel ſeinen Flügel; Beydes erſcheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine ſo wenig wie das Andere, und doch iſt es ſo und geſchieht vor unſern Augen. Napoleon war darin beſonders groß, daß er zu jeder Stunde derſelbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er ſtand immer auf feſten Füßen, und war immer klar und entſchieden was zu thun ſey. Er war immer in ſeinem Element und jedem Augenblick und jedem Zuſtande gewachſen, ſo wie es Hummeln gleichviel iſt, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Discant ſpielt. Das iſt die Facilität, die ſich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden iſt, in Künſten des Friedens wie des Krieges, am Clavier wie hinter den Kanonen."

„Man ſieht aber an dieſem Buch, fuhr Goethe fort, wie viele Mährchen uns von ſeinem egyptiſchen Feldzuge erzählet worden. Manches beſtätiget ſich zwar, allein Vieles gar nicht, und das Meiſte iſt anders."

„Daß er die achthundert türkiſchen Gefangenen hat erſchießen laſſen, iſt wahr; aber es erſcheint als reifer Beſchluß eines langen Kriegsrathes, indem, nach Erwägung aller Umſtände, kein Mittel geweſen iſt, ſie zu retten."

„Daß er in die Pyramiden ſoll hinabgeſtiegen ſeyn, iſt ein Mährchen. Er iſt hübſch außerhalb ſtehen geblieben und hat ſich von den Andern erzählen laſſen was ſie unten geſehen."

„So auch verhält ſich die Sage, daß er orientaliſches Coſtüm angelegt, ein wenig anders. Er hat bloß ein einziges Mal im Hauſe dieſe Maskerade geſpielt, und iſt ſo unter den Seinigen erſchienen, zu ſehen wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht geſtanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht ſteht, und ſo hat er dieſes Coſtüm nie wieder angelegt."

„Die Peſtkranken aber hat er wirklich beſucht, und zwar um ein Beyſpiel zu geben, daß man die Peſt überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig ſey. Und er hat Recht! — Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bey einem Faulfieber der Anſteckung unvermeidlich ausgeſetzt war, und wo ich bloß durch einen entſchiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es iſt unglaublich,

was in ſolchen Fällen der moraliſche Wille vermag! Er durchdringt gleichſam den Körper und ſetzt ihn in einen activen Zuſtand, der alle ſchädlichen Einflüſſe zurückſchlägt. Die Furcht dagegen iſt ein Zuſtand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Beſitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, ſeiner Armee ein impoſantes Beyſpiel zu geben."

„Aber, fuhr Goethe ſehr heiter ſcherzend fort, habt Reſpect! Napoleon hatte in ſeiner Feldbibliothek was für ein Buch? — meinen Werther!" —

Daß er ihn gut ſtudirt gehabt, ſagte ich, ſieht man bey ſeinem Lever in Erfurt.

„Er hatte ihn ſtudirt wie ein Criminalrichter ſeine Acten, ſagte Goethe, und in dieſem Sinne ſprach er auch mit mir darüber."

„Es findet ſich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liſte der Bücher, die Napoleon in Egypten bey ſich geführt, worunter denn auch der Werther ſteht. Das Merkwürdige an dieſer Liſte aber iſt, wie die Bücher unter verſchiedenen Rubriken claſſificirt werden. Unter der Aufſchrift Politiqae z. B. finden wir aufgeführt: Le vieux testament, le nouveau testament, le coran, woraus man denn ſieht, aus welchem Geſichtspunct Napoleon die religiöſen Dinge angeſehen."

Goethe erzählte uns noch manches Intereſſante aus dem Buche, das ihn beſchäftigte. Unter andern auch

kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee, an der Spitze des rothen Meeres, zur Zeit der Ebbe durch einen Theil des trockenen Meerbettes gegangen, aber von der Fluth eingeholt worden ſey, ſo daß die letzte Mannſchaft bis unter die Arme im Waſſer habe waten müſſen, und es alſo mit dieſem Wageſtück faſt ein pharaoniſches Ende genommen hätte. Bey dieſer Gelegenheit ſagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Fluth. Er verglich es mit den Wolken, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, ſondern die an allen Orten zugleich entſtehen, und ſich überall gleichmäßig fortſchieben.

Mittwoch, den 8. April 1829.

Goethe ſaß ſchon am gedeckten Tiſch, als ich hereintrat; er empfing mich ſehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten, ſagte er, woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Bayern.“

Ich theile Ihre Freude, ſagte ich. Aber iſt es nicht eigen, ich habe mich ſeit einer Stunde auf einem Spaziergange ſehr lebhaft mit dem Könige von Bayern in Gedanken beſchäftigt, und nun erfahre ich dieſe angenehme Nachricht. „Es kündigt ſich oft etwas in unſerm Innern an, ſagte Goethe. Dort liegt der Brief,

nehmen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir her und leſen Sie."

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und ſo las ich denn ganz ungeſtört die Königlichen Worte. Der Brief war datirt: Rom, den 26. März 1829, und mit einer ſtattlichen Hand ſehr deutlich geſchrieben. Der König meldete Goethen, daß er ſich in Rom ein Beſitzthum gekauft, und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludoviſi, am nordweſtlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, ſo daß er das ganze Rom überſchauen könne und gegen Nordoſt einen freyen Anblick von Sanct Peter habe. „Es iſt eine Ausſicht, ſchreibt er, welche zu genießen man weit reiſen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenſtern meines Eigenthums habe." Er fährt fort ſich glücklich zu preiſen, nun in Rom auf eine ſo ſchöne Weiſe anſäſſig zu ſeyn. „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht geſehen, ſchreibt er, ich ſehnte mich danach wie man ſich nach einer Geliebten ſehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht." Von den erhabenen Kunſtſchätzen und Gebäuden ſpricht er ſodann mit der Begeiſterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und deſſen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geſchmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg ſo

ſchön und menſchlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von ſo hohen Perſonen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe. „Da ſehen Sie einen Monarchen,“ ſagte er, der neben der Königlichen Majeſtät ſeine angeborene ſchöne Menſchennatur gerettet hat. Es iſt eine ſeltene Erſcheinung und deßhalb um ſo erfreulicher.“ Ich ſah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. „Hier in Rom, ſchreibt der König, erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunſt, die Natur, ſind meine täglichen Genüſſe, Künſtler meine Tiſchgenoſſen.“ Er ſchreibt auch, wie er oft an dem Hauſe vorbeygehe wo Goethe gewohnt, und wie er dabey ſeiner gedenke. Aus den römiſchen Elegieen ſind einige Stellen angeführt, woraus man ſieht, daß der König ſie gut im Gedächtniß hat und ſie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder leſen mag. „Ja, ſagte Goethe, die Elegieen liebt er beſonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich ſollte ihm ſagen was an dem Factum ſey, weil es in den Gedichten ſo anmuthig erſcheint, als wäre wirklich was Rechtes daran geweſen. Man bedenkt aber ſelten, daß der Poet meiſtens aus geringen Anläſſen was Gutes zu machen weiß.“

„Ich wollte nur, fuhr Goethe fort, daß des Königs Gedichte jetzt dawären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber ſagen könnte. Nach dem Wenigen zu ſchließen was ich von ihm geleſen, werden die Gedichte

gut ſeyn. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun, in ſo prächtigem Gefäß, uns den Gehalt eines hohen Gemüthes zu geben hat, ſo läßt ſich mit Recht viel Treffliches erwarten."

„Indeſſen freue ich mich, daß der König ſich in Rom ſo hübſch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage iſt ſehr ſchön, und die deutſchen Künſtler wohnen alle in der Nähe."

Der Bediente wechſelte die Teller, und Goethe ſagte ihm, daß er den großen Kupferſtich von Rom im Decken-Zimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen doch zeigen, an welch einem ſchönen Platz der König ſich angekauft hat, damit Sie ſich die Localität gehörig denken mögen." Ich fühlte mich Goethen ſehr verbunden.

Geſtern Abend, verſetzte ich, habe ich die Claudine von Villa Bella geleſen und mich ſehr daran erbauet. Es iſt ſo gründlich in der Anlage, und ſo verwegen, locker, frech und froh in der Erſcheinung, daß ich den lebhaften Wunſch fühle, es auf dem Theater zu ſehen. „Wenn es gut geſpielt wird, ſagte Goethe, macht es ſich gar nicht ſchlecht." Ich habe ſchon in Gedanken das Stück beſetzt, ſagte ich, und die Rollen vertheilt. Herr Genaſt müßte den Rugantino machen, er iſt für die Rolle wie geſchaffen. Herr Franke den Don Pedro, denn er iſt von einem ähnlichen Wuchs, und es iſt gut, wenn zwey Brüder ſich ein wenig gleich

ſind. Herr La Roche den Basko, der dieſer Rolle, durch treffliche Maske und Kunſt, den wilden Anſtrich geben würde, deſſen ſie bedarf. „Madam Eberwein, fuhr Goethe fort, dächte ich, wäre eine ſehr gute Lucinde, und Demoiſelle Schmidt machte die Claudine.“ Zum Alonzo, ſagte ich, müßten wir eine ſtattliche Figur haben, mehr einen guten Schauſpieler als Sänger, und ich dächte, Herr Oels oder Herr Graff würden da am Platze ſeyn. Von wem iſt denn die Oper componirt, und wie iſt die Muſik? „Von Reichardt, antwortete Goethe, und zwar iſt die Muſik vortrefflich. Nur iſt die Inſtrumentirung, dem Geſchmack der früheren Zeit gemäß, ein wenig ſchwach. Man müßte jetzt in dieſer Hinſicht etwas nachhelfen, und die Inſtrumentirung ein wenig ſtärker und voller machen. Unſer Lied: Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe ꝛc. iſt dem Componiſten ganz beſonders gelungen.“ Es iſt eigen an dieſem Liede, ſagte ich, daß es in eine Art behaglich träumeriſche Stimmung verſetzt, wenn man es ſich recitirt. „Es iſt aus einer ſolchen Stimmung hervorgegangen, ſagte Goethe, und da iſt denn auch mit Recht die Wirkung eine ſolche.“

Wir hatten abgeſpeiſt. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferſtich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltſtadt lag vor uns; Goethe fand ſehr bald die Villa Ludoviſi und in der Nähe den

neuen Beſitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie, ſagte Goethe, was das für eine Lage iſt! — Das ganze Rom ſtreckt ſich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel iſt ſo hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinausſehen. Ich bin in dieſer Villa geweſen und habe oft den Anblick aus dieſen Fenſtern genoſſen. Hier, wo die Stadt jenſeit der Tiber gegen Nordoſt ſpitz ausläuft, liegt Sanct Peter, und hier der Vatikan in der Nähe. Sie ſehen, der König hat aus den Fenſtern ſeiner Villa den Fluß herüber eine freye Anſicht dieſer Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutſchland; das iſt die Porta del Popolo; in einer dieſer erſten Straßen zum Thor herein wohnte ich, in einem Eckhauſe. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben ſoll, es iſt aber nicht das rechte. Aber es thut nichts; ſolche Dinge ſind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf laſſen.“

Wir gingen wieder in unſer Zimmer zurück. — Der Canzler, ſagte ich, wird ſich über den Brief des Königs freuen. „Er ſoll ihn ſehen,“ ſagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern leſe, fuhr Goethe fort, muß ich immer an den Canzler denken, und zwar daß er dort recht in ſeinem Element und an ſeinem Platz ſeyn würde. Denn es gehört zu einer ſolchen Stelle nicht allein, daß man geſcheidt ſey, ſondern daß man

auch den Trieb und die Luſt zu reden habe, welches ſich doch Beydes in unſerm Canzler vereinigt. Napoleon hatte auch dieſen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er ſchreiben oder dictiren. Auch bey Blücher finden wir, daß er gerne redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unſer Großherzog redete gerne, obgleich er lakoniſcher Natur war, und wenn er nicht reden konnte, ſo ſchrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Geſetz abgefaßt, und zwar meiſtentheils gut. Nur hat ein Fürſt nicht die Zeit und die Ruhe, ſich in allen Dingen die nöthige Kenntniß des Details zu verſchaffen. So hatte er in ſeiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man reſtaurirte Gemälde bezahlen ſolle. Der Fall war ſehr artig. Denn wie die Fürſten ſind, ſo hatte er die Beurtheilung der Reſtaurationskoſten mathematiſch auf Maß und Zahlen feſtgeſetzt. Die Reſtauration, hatte er verordnet, ſoll fußweiſe bezahlt werden. Hält ein reſtaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, ſo ſind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, ſo zahlet vier. Dieß war fürſtlich verordnet, aber nicht künſtleriſch. Denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zuſtande ſeyn, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu reſtauriren wäre; ein anderes aber von vier, kann ſich der Art befinden, daß zu deſſen Reſtauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber

die Fürſten lieben als gute Militairs mathematiſche Beſtimmungen, und gehen gerne nach Maß und Zahl groß-artig zu Werke."

Ich freute mich dieſer Anecdote. Sodann ſprachen wir noch Manches über Kunſt und derartige Gegenſtände.

„Ich beſitze Handzeichnungen, ſagte Goethe, nach Gemälden von Raphael und Dominichin, worüber Meyer eine merkwürdige Äußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mittheilen will."

„Die Zeichnungen, ſagte Meyer, haben etwas Ungeübtes, aber man ſieht, daß derjenige, der ſie machte, ein zartes richtiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen iſt, ſo daß ſie uns das Original ſehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künſtler jene Bilder copiren, ſo würde er alles weit beſſer und vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es iſt vorauszuſagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß alſo ſeine beſſere Zeichnung weit entfernt ſeyn würde uns von Raphael und Dominichin einen ſo reinen vollkommenen Begriff zu geben."

„Iſt das nicht ein ſehr artiger Fall? ſagte Goethe. Es könnte ein Ähnliches bey Überſetzungen Statt finden. Voß hat z. B. ſicher eine treffliche Überſetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte

beſitzen und auch wiedergeben können, ohne im Ganzen ein ſo meiſterhafter Überſetzer wie Voß zu ſeyn."

Ich fand dieſes alles ſehr gut und wahr und ſtimmte vollkommen bey. Da das Wetter ſchön und die Sonne noch hoch am Himmel war, ſo gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächſt einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Crokus blühten ſehr kräftig. Wir blickten auf die Blumen und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette Bilder hatten. „Sie meinten neulich, ſagte Goethe, daß das Grüne und Rothe ſich gegenſeitig beſſer hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höherer Stufe ſtänden und deßhalb vollkommener, geſättigter und wirkſamer wären als dieſe. — Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, ſobald ſie ſich dem Auge entſchieden darſtellt, wirkt zur Hervorrufung der geforderten gleich kräftig; es kommt bloß darauf an, daß unſer Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünſtig ſey. Überall muß man ſich hüten, bey den Farben zu zarte Unterſcheidungen und Beſtimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgeſetzt wird, vom Weſentlichen ins Unweſentliche, vom Wahren in die Irre, und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden."

Ich merkte mir dieſes als eine gute Lehre in meinen Studien. Indeſſen war die Zeit des Theaters herangerückt und ich ſchickte mich an zu gehen. „Sehen Sie zu,“ ſagte Goethe lachend, indem er mich entließ, daß Sie die Schreckniſſe der dreyßig Jahre aus dem Leben eines Spielers heute gut überſtehen.“

Freytag, den 10. April 1829.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indeß eine Erquickung der Augen geben.“ Mit dieſen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor, mit Landſchaften von Claude Lorrain.

Es waren die erſten, die ich von dieſem großen Meiſter geſehen. Der Eindruck war außerordentlich, und mein Erſtaunen und Entzücken ſtieg, ſo wie ich ein folgendes und abermals ein folgendes Blatt umwendete. Die Gewalt der ſchattigen Maſſen hüben und drüben, nicht weniger das mächtige Sonnenlicht aus dem Hintergrunde hervor in der Luft und deſſen Wiederglanz im Waſſer, woraus denn immer die große Klarheit und Entſchiedenheit des Eindrucks hervorging, empfand ich als ſtets wiederkehrende Kunſtmarime des großen Meiſters. So auch hatte ich mit Freude zu bewundern, wie jedes Bild durch und durch eine kleine

Welt für ſich ausmachte, in der nichts exiſtirte was nicht der herrſchenden Stimmung gemäß war und ſie beförderte. War es ein Seehafen mit ruhenden Schiffen, thätigen Fiſchern und dem Waſſer angrenzenden Prachtgebäuden; war es eine einſame dürftige Hügelgegend mit naſchenden Ziegen, kleinem Bach und Brücke, etwas Buſchwerk und ſchattigem Baum, worunter ein ruhender Hirte die Schalmei bläſt; oder war es eine tieferliegende Bruchgegend mit ſtagnirendem Waſſer, das bey mächtiger Sommerwärme die Empfindung behaglicher Kühle giebt, immer war das Bild durch und durch nur Eins, nirgends die Spur von etwas Fremdem, das nicht zu dieſem Element gehörte.

„Da ſehen Sie einmal einen vollkommenen Menſchen, ſagte Goethe, der ſchön gedacht und empfunden hat, und in deſſen Gemüth eine Welt lag, wie man ſie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. — Die Bilder haben die höchſte Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinſte Detail auswendig, und er gebrauchte ſie als Mittel, um die Welt ſeiner ſchönen Seele auszudrücken. Und das iſt eben die wahre Idealität, die ſich realer Mittel ſo zu bedienen weiß, daß das erſcheinende Wahre eine Täuſchung hervorbringt als ſey es wirklich.“

Ich dächte, ſagte ich, das wäre ein gutes Wort, und zwar eben ſo gültig in der Poeſie wie in den bildenden Künſten. „Ich ſollte meinen,“ ſagte Goethe.

„Indeſſen, fuhr er fort, wäre es wohl beſſer, Sie ſparten ſich den ferneren Genuß des trefflichen Claude zum Nachtiſch, denn die Bilder ſind wirklich zu gut um viele davon hinter einander zu ſehen.“ Ich fühle ſo, ſagte ich, denn mich wandelt jedesmal eine gewiſſe Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwenden will. Es iſt eine Furcht eigener Art, die ich vor dieſem Schönen empfinde, ſo wie es uns wohl mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte koſtbare Stellen uns nöthigen inne zu halten, und wir nur mit einem gewiſſen Zaudern weiter gehen.

„Ich habe dem König von Bayern geantwortet, verſetzte Goethe nach einer Pauſe, und Sie ſollen den Brief leſen.“ Das wird ſehr lehrreich für mich ſeyn, ſagte ich, und ich freue mich dazu. „Indeß, ſagte Goethe, ſteht hier in der allgemeinen Zeitung ein Gedicht an den König, das der Canzler mir geſtern vorlas und das Sie doch auch ſehen müſſen.“ Goethe gab mir das Blatt und ich las das Gedicht im Stillen. „Nun, was ſagen Sie dazu?“ ſagte Goethe. Es ſind die Empfindungen eines Dilettanten, ſagte ich, der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönet und reimet, während er ſelber zu reden glaubt. „Sie haben vollkommen recht, ſagte Goethe, ich halte das Gedicht auch für ein ſehr ſchwaches Product; es

giebt nicht die Spur von äußerer Anſchauung, es iſt bloß mental, und das nicht im rechten Sinne."

Um ein Gedicht gut zu machen, ſagte ich, dazu gehören bekanntlich große Kenntniſſe der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote ſteht, der wird, bey den beſten ideellen Richtungen, ſelten etwas Gutes zu Tage bringen.

„Und das Eigene iſt, ſagte Goethe, daß nur das geborene Talent eigentlich weiß, worauf es ankommt, und daß alle Übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen."

Das beweiſen die Äſthetiker, ſagte ich, von denen faſt keiner weiß was eigentlich gelehrt werden ſollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln ſie vom Idealen, und ſtatt den jungen Dichter darauf hinzuweiſen, was er nicht hat, verwirren ſie ihm das was er beſitzt. Wem z. B. von Haus aus einiger Witz und Humor angeboren wäre, wird ſicher mit dieſen Kräften am beſten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt iſt; wer aber die geprieſenen Abhandlungen über ſo hohe Eigenſchaften ſich zu Gemüthe führte, würde ſogleich in dem unſchuldigen Gebrauch dieſer Kräfte geſtört und gehindert werden, das Bewußtſeyn würde dieſe Kräfte paralyſiren und er würde, ſtatt einer gehofften Förderung, ſich unſäglich gehindert ſehen. „Sie

haben vollkommen Recht, und es wäre über dieſes Capitel Vieles zu ſagen."

„Ich habe indeß, fuhr er fort, das neue Epos von Egon Ebert geleſen und Sie ſollen es auch thun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. — Das iſt nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber dieſem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetiſche Grundlage, die Grundlage des Realen. Landſchaften, Sonnen-Auf- und Untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die ſeinige war, ſind vollkommen gut und nicht beſſer zu machen. Das Übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, iſt nicht in der gehörigen Wahrheit erſchienen und es mangelt dieſem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln ſind ins Allgemeine gezogen, in das was junge Leute für poetiſch und romantiſch halten und was dafür in der äſthetiſchen Welt gewöhnlich paſſirt."

Es iſt dieß ein Fehler, ſagte ich, der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das ſpecielle Wahre, aus Furcht, es ſey nicht poetiſch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze.

„Egon Ebert, ſagte Goethe, hätte ſich ſollen an die Überlieferung der Chronik halten, da hätte aus ſeinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung ſtudirte, was er ſich für Mühe mit der Schweiz gab als er ſeinen Tell

ſchrieb, und wie Shakſpeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in ſeine Stücke aufgenommen hat, ſo könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen. In meinem Clavigo habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen." Es iſt aber ſo verarbeitet, ſagte ich, daß man es nicht merkt, es iſt nicht ſtoffartig geblieben. „So iſt es recht, ſagte Goethe, wenn es ſo iſt."

Goethe erzählte mir ſodann einige Züge von Beaumarchais. „Er war ein toller Chriſt, ſagte er, und Sie müſſen ſeine Memoiren leſen. — Proceſſe waren ſein Element, worin es ihm erſt eigentlich wohl wurde. Es exiſtiren noch Reden von Advocaten aus einem ſeiner Proceſſe, die zu dem Merkwürdigſten, Talentreichſten und Verwegenſten gehören was je in dieſer Art verhandelt worden. Eben dieſen berühmten Proceß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofes hinabging, begegnete ihm der Canzler, der hinauf wollte. Beaumarchais ſollte ihm ausweichen, allein dieſer weigerte ſich, und beſtand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müſſe. Der Canzler, in ſeiner Würde beleidigt, befahl den Leuten ſeines Gefolges, Beaumarchais auf die Seite zu ſchieben, welches geſchah; worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtsſaal zurückging, und einen Proceß gegen den Canzler anhängig machte, den er gewann."

Ich freute mich über dieſe Anecdote und wir unterhielten uns bey Tiſche heiter fort über verſchiedene Dinge.

„Ich habe meinen zweyten Aufenthalt in Rom wieder vorgenommen, ſagte Goethe, damit ich ihn endlich loswerde und an etwas Anderes gehen kann. Meine gedruckte Italieniſche Reiſe habe ich, wie Sie wiſſen, ganz aus Briefen redigirt. Die Briefe aber, die ich während meines zweyten Aufenthaltes in Rom geſchrieben, ſind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; ſie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine Weimariſchen Verhältniſſe, und zeigen zu wenig von meinem italieniſchen Leben. Aber es finden ſich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen inneren Zuſtand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, ſolche Stellen auszuziehen und einzeln über einander zu ſetzen, und ſie ſo meiner Erzählung einzuſchalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird.“ Ich fand dieſes vollkommen gut und beſtätigte Goethe in dem Vorſatz.

„Man hat zu allen Zeiten geſagt und wiederholt, fuhr Goethe fort, man ſolle trachten ſich ſelber zu kennen. Dieß iſt eine ſeltſame Forderung, der bis jetzt niemand genüget hat und der eigentlich auch niemand genügen ſoll. Der Menſch iſt mit allen ſeinen Sinnen und Trachten aufs Äußere angewieſen, auf die Welt um ihn her, und er

hat zu thun, dieſe inſoweit zu kennen und ſich inſoweit dienſtbar zu machen, als er es zu ſeinen Zwecken bedarf. Von ſich ſelber weiß er bloß wenn er genießt oder leidet, und ſo wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über ſich belehrt, was er zu ſuchen oder zu meiden hat. Übrigens aber iſt der Menſch ein dunkeles Weſen, er weiß nicht woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigſten von ſich ſelber. Ich kenne mich auch nicht und Gott ſoll mich auch davor behüten. Was ich aber ſagen wollte iſt dieſes, daß ich in Italien in meinem vierzigſten Jahre klug genug war, um mich ſelber inſoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunſt habe, und daß dieſe meine Tendenz eine falſche ſey. Wenn ich etwas zeichnete, ſo fehlte es mir an genugſamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewiſſe Furcht die Gegenſtände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Machte ich eine Landſchaft und kam ich aus den ſchwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, ſo fürchtete ich immer dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und ſo that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortſchritte, ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorne anfangen wenn ich eine Zeitlang ausgeſetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, beſonders zu Landſchaften, und Hackert ſagte ſehr oft: wenn Sie achtzehn Monate

bey mir bleiben wollen, ſo ſollen Sie etwas machen, woran Sie und Andere Freude haben."

Ich hörte dieſes mit großem Intereſſe. Wie aber, ſagte ich, ſoll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunſt ein wahrhaftes Talent habe?

„Das wirkliche Talent, ſagte Goethe, beſitzt einen angeborenen Sinn für die Geſtalt, die Verhältniſſe und die Farbe, ſo daß es alles dieſes unter weniger Anleitung ſehr bald und richtig macht. Beſonders hat es den Sinn für das Körperliche, und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwiſchenpauſen der Übung ſchreitet es fort und wächſt im Innern. Ein ſolches Talent iſt nicht ſchwer zu erkennen, am beſten aber erkennt es der Meiſter."

„Ich habe dieſen Morgen das Fürſtenhaus beſucht, fuhr Goethe ſehr heiter fort; die Zimmer der Großherzogin ſind höchſt geſchmackvoll gerathen und Coudray hat mit ſeinen Italienern neue Proben großer Geſchicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beſchäftigt; es ſind ein paar Mayländer; ich redete ſie gleich italieniſch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergeſſen hatte. Sie erzählten mir, daß ſie zuletzt das Schloß des Königs von Würtemberg gemalt, daß ſie ſodann nach Gotha verſchrieben worden, wo ſie indeß nicht hätten einig werden können; man habe zur ſelben Zeit in Weimar von ihnen erfahren, und ſie hieher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu decoriren.

Ich hörte und ſprach das Italieniſche einmal wieder gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmoſphäre des Landes mit. Die guten Menſchen ſind ſeit drey Jahren aus Italien heraus; ſie wollen aber, wie ſie ſagten, von hier directe nach Haus eilen, nachdem ſie zuvor in Auftrag des Herrn von Spiegel noch ein Decoration für unſer Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrſcheinlich nicht böſe ſeyn werdet. Es ſind ſehr geſchickte Leute; der Eine iſt ein Schüler des erſten Decorations-Malers in Mayland, und Ihr könnt alſo eine gute Decoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tiſch abgeräumt hatte, ließ Goethe ſich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns Andere, ſagte er, wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und ſich anſiedeln will, muß heirathen und catholiſch werden, ſonſt hält er es nicht aus und hat eine ſchlechte Exiſtenz. Hackert that ſich nicht wenig darauf zu gute, daß er ſich als Proteſtant ſo lange dort erhalten."

Goethe zeigte mir ſodann auch auf dieſem Grundriß die merkwürdigſten Gebäude und Plätze. „Dieß, ſagte er, iſt der Farneſiſche Garten." War es nicht hier, ſagte ich, wo Sie die Hexenſcene des Fauſt geſchrieben? „Nein, ſagte er, das war im Garten Borgheſe."

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landſchaften von Claude Lorrain, und wir ſprachen noch Manches über dieſen großen Meiſter. Sollte ein jetziger

junger Künſtler, ſagte ich, ſich nicht nach ihm bilden können?

„Wer ein ähnliches Gemüth hätte, antwortete Goethe, würde ohne Frage ſich an Claude Lorrain auf das trefflichſte entwickeln. Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stiche gelaſſen, würde dieſem Meiſter höchſtens nur Einzelnheiten abſehen und ſich deren nur als Phraſe bedienen.“

Sonnabend, den 11. April 1829.

Ich fand heute den Tiſch im langen Saale gedeckt und zwar für mehrere Perſonen. Goethe und Frau v. Goethe empfingen mich ſehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der franzöſiſchen Geſandtſchaft, deſſen Schwager Herr v. D., auf einer Durchreiſe begriffen, um gegen die Türken in ruſſiſche Dienſte zu gehen; Fräulein Ulrike, und zuletzt Hofrath Vogel.

Goethe war in beſonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anweſenden, ehe man ſich zu Tiſch ſetzte, mit einigen guten Frankfurter Späßen, beſonders zwiſchen Rothſchild und Bethmann, wie der Eine dem Andern die Speculationen verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir Andern ſetzten

uns zu Tiſch. Die Unterhaltung war anmuthig belebt, man ſprach von Reiſen, von Bädern, und Madame Schopenhauer intereſſirte beſonders für die Einrichtung ihres neuen Beſitzes am Rhein, in der Nähe der Inſel Nonnenwerth.

Zum Nachtiſch erſchien Graf Reinhard wieder, der wegen ſeiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bey Hofe geſpeiſt, ſondern ſich auch zweymal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papſt gewählet ſey, und zwar ein Caſtiglione, und Goethe erzählte der Geſellſchaft die Förmlichkeiten, die man bey der Wahl herkömmlich beobachtet.

Graf Reinhard, der den Winter in Paris gelebt, konnte manche erwünſchte Auskunft über bekannte Staatsmänner, Literatoren und Poeten geben. Man ſprach über Chateaubriand, Guizot, Salvandy, Béranger, Merimée und Andere.

Nach Tiſch und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in ſeine Arbeitsſtube und zeigte mir zwey höchſt merkwürdige Scripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwey Briefe aus Goethe's Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an ſeinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geſchrieben, der eine im July, der andere im December. In beyden ſprach ſich ein junger Menſch aus, der von großen Dingen eine Ahndung hat die ihm bevorſtehen. In dem letzteren zeigten ſich ſchon

Spuren vom Werther; das Verhältniß in Seſenheim iſt angeknüpft, und der glückliche Jüngling ſcheint ſich in dem Taumel der ſüßeſten Empfindungen zu wiegen und ſeine Tage halb träumeriſch hinzuſchlendern. Die Handſchrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und ſchon zu dem Character entſchieden, den Goethe's Hand ſpäter immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu leſen, und verließ Goethe in der glücklichſten, dankbarſten Empfindung.

Sonntag, den 12. April 1829.

Goethe las mir ſeine Antwort an den König von Bayern. Er hatte ſich dargeſtellt wie einen der perſönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und ſich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. Es mag ſchwer ſeyn, ſagte ich, das richtige Verhältniß zu treffen wie man ſich in ſolchen Fällen zu halten habe. „Wer wie ich, antwortete Goethe, ſein ganzes Leben hindurch mit hohen Perſonen zu verkehren gehabt, für den iſt es nicht ſchwer. Das Einzige dabey iſt, daß man ſich nicht durchaus menſchlich gehen laſſe, vielmehr ſich ſtets innerhalb einer gewiſſen Convenienz halte."

Goethe ſprach darauf von der Redaction ſeines zweyten Aufenthaltes in Rom, die ihn jetzt beſchäftiget.

„Bey den Briefen, ſagte er, die ich in jener Periode geſchrieben, ſehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewiſſe Avantagen und Desavantagen, in Vergleich zu früheren oder ſpäteren Jahren hat. So war ich in meinem vierzigſten Jahre über einige Dinge vollkommen ſo klar und geſcheidt als jetzt und in manchen Hinſichten ſogar beſſer; aber doch beſitze ich jetzt in meinem achtzigſten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauſchen möchte.“

Während Sie dieſes reden, ſagte ich, ſteht mir die Metamorphoſe der Pflanze vor Augen, und ich begreife ſehr wohl, daß man aus der Periode der Blüthe, nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blüthenſtandes zurücktreten möchte.

„Ihr Gleichniß, ſagte Goethe, drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie ſich ein recht ausgezacktes Blatt, fuhr er lachend fort, ob es aus dem Zuſtande der freyeſten Entwickelung in die dumpfe Beſchränktheit der Cotyledone zurückmöchte? — Und nun iſt es ſehr artig, daß wir ſogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchſten Alters gelten kann, indem ſie, über die Periode der Blüthe und der Frucht hinaus, ohne weitere Production noch munter fortwächſt.“

„Das Schlimme iſt, fuhr Goethe fort, daß man im Leben ſo viel durch falſche Tendenzen iſt gehindert

worden und daß man nie eine ſolche Tendenz erkannt, als bis man ſich bereits davon frey gemacht."

Woran aber, ſagte ich, ſoll man ſehen und wiſſen daß eine Tendenz eine falſche ſey?

„Die falſche Tendenz, antwortete Goethe, iſt nicht productiv, und wenn ſie es iſt, ſo iſt das Hervorgebrachte von keinem Werth. Dieſes an Andern gewahr zu werden iſt nicht ſo gar ſchwer, aber an ſich ſelber, iſt ein eigenes Ding und will eine große Freyheit des Geiſtes. Und ſelbſt das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann ſich nicht entſchließen, ſo wie es ſchwer hält, ſich von einem geliebten Mädchen los zu machen, von deren Untreue man längſt wiederholte Beweiſe hat. Ich ſage dieſes, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einſah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunſt eine falſche ſey, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

Aber doch, ſagte ich, hat Ihnen dieſe Tendenz ſo vielen Vortheil gebracht, daß man ſie kaum eine falſche nennen möchte.

„Ich habe an Einſicht gewonnen, ſagte Goethe, weßhalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das iſt der Vortheil, den wir aus jeder falſchen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent ſich in der Muſik bemühet, wird freylich nie ein Meiſter werden, aber er wird dabey lernen, dasjenige zu erkennen

und zu ſchätzen, was der Meiſter gemacht hat. Trotz aller meiner Beſtrebungen bin ich freylich kein Künſtler geworden, aber, indem ich mich in allen Theilen der Kunſt verſuchte, habe ich gelernt von jedem Strich Rechenſchaft zu geben, und das Verdienſtliche vom Mangelhaften zu unterſcheiden. Dieſes iſt kein kleiner Gewinn, ſo wie denn ſelten eine falſche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreyung des heiligen Grabes offenbar eine falſche Tendenz; aber ſie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geſchwächt und gehindert worden ſind ſich zu Herren von Europa zu machen."

Wir ſprachen noch über verſchiedene Dinge, und Goethe erzählte ſodann von einem Werk über Peter den Großen von Segür, das ihm intereſſant ſey und ihm manchen Aufſchluß gegeben. „Die Lage von Petersburg, ſagte er, iſt ganz unverzeihlich, um ſo mehr wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden ſich hebt, und daß der Kaiſer die eigentlich Stadt ganz von aller Waſſersnoth hätte frey halten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre, und bloß den Hafen in der Niederung gelaſſen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorſtellungen, und ſagte ihm voraus, daß die Population alle ſiebenzig Jahre erſaufen würde. Es ſtand auch ein alter Baum da, mit verſchiedenen Spuren eines hohen Waſſerſtandes. Aber es war alles umſonſt, der Kaiſer blieb bey

ſeiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte."

„Sie werden geſtehen, daß in dieſem Verfahren eines ſo großen Characters durchaus etwas Problematiſches liege. Aber wiſſen Sie wie ich es mir erkläre? Der Menſch kann ſeine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieſes geht ſo weit, daß ſelbſt mangelhafte Dinge, woran er ſich in ſolchen Jahren gewöhnt, und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch ſpäter in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet iſt, und er das Fehlerhafte daran nicht einſieht. So wollte denn Peter der Große das liebe Amſterdam ſeiner Jugend in einer Hauptſtadt am Ausfluſſe der Newa wiederholen; ſo wie die Holländer immer verſucht worden ſind, in ihren entfernten Beſitzungen ein neues Amſterdam wiederholt zu gründen."

Montag, den 13. April 1829.

Heute, nachdem Goethe über Tiſch mir manches gute Wort geſagt, erquickte ich mich zum Nachtiſch noch an einigen Landſchaften von Claude Lorrain. „Die Sammlung, ſagte Goethe, führt den Titel: Liber veritatis, ſie könnte eben ſo gut liber naturae et artis heißen, denn es findet ſich hier die Natur und Kunſt auf der höchſten Stufe und im ſchönſten Bunde."

Ich fragte Goethe nach dem Herkommen von Claude Lorrain und in welcher Schule er ſich gebildet. „Sein nächſter Meiſter, ſagte Goethe, war Antonio Taſſo; dieſer aber war ein Schüler von Paul Brill, ſo daß alſo deſſen Schule und Maximen ſein eigentliches Fundament ausmachten und in ihm gewiſſermaßen zur Blüthe kamen; denn dasjenige was bey dieſen Meiſtern noch ernſt und ſtrenge erſcheint, hat ſich bey Claude Lorrain zur heiterſten Anmuth und lieblichſten Freyheit entfaltet. Über ihn konnte man nun weiter nicht hinaus.“

„Übrigens iſt von einem ſo großen Talent, das in einer ſo bedeutenden Zeit und Umgebung lebte, kaum zu ſagen von wem es gelernt. Es ſieht ſich um, und eignet ſich an, wo es für ſeine Intentionen Nahrung findet. Claude Lorrain verdankt ohne Frage der Schule der Carracci's eben ſo viel wie ſeinen nächſten namhaften Meiſtern.“

„So ſagt man gewöhnlich: Julius Roman war ein Schüler von Raphael; aber man könnte eben ſo gut ſagen: er war ein Schüler des Jahrhunderts. Nur Guido Reni hatte einen Schüler, der Geiſt, Gemüth und Kunſt ſeines Meiſters ſo in ſich aufgenommen hatte, daß er faſt daſſelbige wurde und daſſelbige machte, welches indeß ein eigener Fall war, der ſich kaum wiederholt hat. Die Schule der Carracci dagegen war befreyender Art, ſo daß durch ſie jedes Talent in ſeiner

angeborenen Richtung entwickelt wurde, und Meiſter hervorgingen, von denen keiner dem andern gleich ſah. Die Carracci waren zu Lehrern der Kunſt wie geboren; ſie fielen in eine Zeit wo nach allen Seiten hin bereits das Beſte gethan war, und ſie daher ihren Schülern das Muſterhafteſte aus allen Fächern überliefern konnten. Sie waren große Künſtler, große Lehrer, aber ich könnte nicht ſagen daß ſie eigentlich geweſen was man geiſtreich nennt. Es iſt ein wenig kühn, daß ich ſo ſage, allein es will mir ſo vorkommen."

Nachdem ich noch einige Landſchaften von Claude Lorrain betrachtet, ſchlug ich ein Künſtler-Lexicon auf, um zu ſehen, was über dieſen großen Meiſter ausgeſprochen. Wir fanden gedruckt: „Sein Hauptverdienſt beſtand in der Palette." Wir ſahen uns an und lachten. „Da ſehen Sie, ſagte Goethe, wie viel man lernen kann, wenn man ſich an Bücher hält und ſich dasjenige aneignet was geſchrieben ſteht."

Dienſtag, den 14. April 1829.

Als ich dieſen Mittag hereintrat, ſaß Goethe mit Hofrath Meyer ſchon bey Tiſch, in Geſprächen über Italien und Gegenſtände der Kunſt. Goethe ließ einen Band Claude Lorrain vorlegen, worin Meyer uns diejenige Landſchaft ausſuchte und zeigte, von der die

Zeitungen gemeldet, daß Peel ſich das Original für viertauſend Pfund angeeignet. Man mußte geſtehen, daß es ein ſchönes Stück ſey, und daß Herr Peel keinen ſchlechten Kauf gethan. An der rechten Seite des Bildes fiel der Blick auf eine Gruppe ſitzender und ſtehender Menſchen. Ein Hirte bückt ſich zu einem Mädchen, das er zu unterrichten ſcheint wie man die Schalmei blaſen müſſe. Mitten ſah man auf einen See im Glanz der Sonne, und an der linken Seite des Bildes gewahrte man weidendes Vieh im Schatten eines Gehölzes. Beyde Gruppen balancirten ſich auf das Beſte, und der Zauber der Beleuchtung wirkte mächtig, nach gewohnter Art des Meiſters. Es war die Rede, wo das Original ſich zeither befunden, und in weſſen Beſitz Meyer es in Italien geſehen.

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf das neue Beſitzthum des Königs von Bayern in Rom. „Ich kenne die Villa ſehr gut, ſagte Meyer, ich bin oft darin geweſen und gedenke der ſchönen Lage mit Vergnügen. Es iſt ein mäßiges Schloß, das der König nicht fehlen wird ſich auszuſchmücken und nach ſeinem Sinne höchſt anmuthig zu machen. Zu meiner Zeit wohnte die Herzogin Amalie darin, und Herder in dem Nebengebäude. Später bewohnte es der Herzog von Suſſex und der Graf Münſter. Fremde hohe Herrſchaften haben es immer wegen der geſunden Lage und herrlichen Ausſicht beſonders geliebt.“

Ich fragte Hofrath Meyer wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatican ſey. „Von Trinita di Monte, in der Nähe der Villa, ſagte Meyer, wo wir Künſtler wohnten, iſt es bis zum Vatican eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg und oft mehr als einmal.“ Der Weg über die Brücke, ſagte ich, ſcheint etwas um zu ſeyn; ich dächte man käme näher, wenn man ſich über die Tiber ſetzen ließe und durch das Feld ginge. „Es iſt nicht ſo, ſagte Meyer, aber wir hatten auch dieſen Glauben und ließen uns ſehr oft überſetzen. Ich erinnere mich einer ſolchen Überfahrt, wo wir in einer ſchönen Nacht bey hellem Mondſchein vom Vatican zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Lips unter uns, und es hatte ſich der gewöhnliche Streit entſponnen, wer größer ſey, Raphael oder Michel Angelo. So beſtiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, ſchlug ein luſtiger Vogel, ich glaube es war Bury, vor, das Waſſer nicht eher zu verlaſſen, als bis der Streit völlig abgethan ſey und die Parteyen ſich vereiniget hätten. Der Vorſchlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abſtoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputiren erſt recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entſchieden. So fuhren wir Stundenlang hinüber und herüber, wobey niemand ſich

beſſer ſtand als der Schiffer, dem ſich die Vajoc's bey jeder Überfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bey ſich, der ihm half, und dem die Sache endlich gar zu wunderlich erſcheinen mochte. „Vater, ſagte er, was haben denn die Männer, daß ſie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müſſen wenn wir ſie ans Ufer gebracht?" „„Ich weiß nicht mein Sohn, antwortete der Schiffer, aber ich glaube ſie ſind toll."" Endlich, um nicht die ganze Nacht hin und her zu fahren, vereinigte man ſich nothdürftig und wir gingen zu Lande."

Wir freuten uns und lachten über dieſe anmuthige Anecdote von künſtleriſcher Verrücktheit. Hofrath Meyer war in der beſten Laune, er fuhr fort uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß ihn zu hören.

„Der Streit über Raphael und Michel Angelo, ſagte Meyer, war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genugſame Künſtler zuſammentrafen, ſo daß von beyden Parteyen ſich einige anweſend fanden. In einer Oſterie, wo man ſehr billigen und guten Wein trank, pflegte er ſich zu entſpinnen; man berief ſich auf Gemälde, auf einzelne Theile derſelben, und wenn die Gegenpartey widerſtritt und dieß und jenes nicht zugeben wollte, entſtand das Bedürfniß der unmittelbaren Anſchauung der Bilder. Streitend verließ man die Oſteri und ging raſchen Schrittes zur Sixtiniſchen Ca-

pelle, wozu ein Schuster den Schlüssel hatte, der immer für vier Groschen aufschloß. Hier, vor den Bildern, ging es nun an Demonstrationen, und wenn man lange genug gestritten, kehrte man in die Osterie zurück, um bey einer Flasche Wein sich zu versöhnen und alle Controversen zu vergessen. So ging es jeden Tag, und der Schuster an der Sixtinischen Capelle erhielt manche vier Groschen."

Bey dieser heiteren Gelegenheit erinnerte man sich eines anderen Schusters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich sein Leder geklopft. „Es war das Portrait eines römischen Kaisers, sagte Meyer; die Antike stand vor des Schusters Thüre, und wir haben ihn sehr oft in in dieser löblichen Beschäftigung gesehen wenn wir vorbeygingen."

Mittwoch, den 15. April 1829.

Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Productivität gerufen werden, und über Andere, die über Dinge schreiben die sie nicht verstehen.

„Das Verführerische für junge Leute, sagte Goethe, ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so viele Cultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Mensch athmet. Poe-

tiſche und philoſophiſche Gedanken leben und regen ſich in ihm, mit der Luft ſeiner Umgebung hat er ſie eingeſogen, aber er denkt ſie wären ſein Eigenthum, und ſo ſpricht er ſie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat was er von ihr empfangen, iſt er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragenem Waſſer eine Weile geſprudelt hat, und die aufhört zu rieſeln, ſobald der erborgte Vorrath erſchöpft iſt."

Dienſtag, den 1. September 1829.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreiſenden, der bey Hegeln ein Collegium über den Beweis des Daſeyns Gottes gehört. Goethe ſtimmte mir bey, daß dergleichen Vorleſungen nicht mehr an der Zeit ſeyen.

„Die Periode des Zweifels, ſagte er, iſt vorüber; es zweifelt jetzt ſo wenig jemand an ſich ſelber als an Gott. Zudem ſind die Natur Gottes, die Unſterblichkeit, das Weſen unſerer Seele und ihr Zuſammenhang mit dem Körper, ewige Probleme, worin uns die Philoſophen nicht weiter bringen. Ein franzöſiſcher Philoſoph der neueſten Tage fängt ſein Capitel ganz getroſt folgendermaßen an: „Es iſt bekannt, daß der Menſch aus zwey Theilen beſteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen

und ſodann von der Seele reden.“ Fichte ging doch ſchon ein wenig weiter und zog ſich etwas klüger aus der Sache, indem er ſagte: Wir wollen handeln vom Menſchen als Leib betrachtet und vom Menſchen als Seele betrachtet. Er fühlte zu wohl, daß ſich ein ſo enge verbundenes Ganzes nicht trennen laſſe. Kant hat unſtreitig am meiſten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menſchliche Geiſt zu dringen fähig ſey, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unſterblichkeit philoſophirt! und wie weit iſt man gekommen! — Ich zweifle nicht an unſerer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir ſind nicht auf gleiche Weiſe unſterblich, und um ſich künftig als große Entelechie zu manifeſtiren, muß man auch eine ſeyn.“

„Während aber die Deutſchen ſich mit Auflöſung philoſophiſcher Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen practiſchen Verſtande aus, und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Declamationen gegen den Sclavenhandel, und während ſie uns weiß machen wollen, was für humane Maximen ſolchem Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt ſich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Object ſey, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie thun, und welches man hätte wiſſen ſollen. An der weſtlichen Küſte von Afrika gebrauchen ſie die Neger ſelbſt in ihren großen Beſitzungen, und es iſt gegen ihr Intereſſe, daß man ſie dort

ausführe. In Amerika haben ſie ſelbſt große Neger-Colonieen angelegt, die ſehr productiv ſind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit dieſen verſehen ſie die nordamerikaniſchen Bedürfniſſe, und indem ſie auf ſolche Weiſe einen höchſt einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von Außen ihrem merkantiliſchen Intereſſe ſehr im Wege, und ſie predigen daher, nicht ohne Object, gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Congreß argumentirte der engliſche Geſandte ſehr lebhaft dagegen; aber der portugieſiſche war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wiſſe, daß man zuſammengekommen ſey, ein allgemeines Weltgericht abzugeben, oder die Grundſätze der Moral feſtzuſetzen. — Er kannte das engliſche Object recht gut, und ſo hatte auch er das ſeinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

Sonntag, den 6. December 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die erſte Scene vom zweyten Act des Fauſt. Der Eindruck war groß, und verbreitete in meinem Innern ein hohes Glück. Wir ſind wieder in Fauſts Studirzimmer verſetzt, und Mephiſtopheles findet noch alles am alten Platze wie er es verlaſſen hat. Fauſts alten Studirpelz nimmt er

vom Haken; tauſend Motten und Inſecten flattern heraus, und indem Mephiſtopheles ausſpricht, wo dieſe ſich wieder unterthun, tritt uns die umgebende Localität ſehr deutlich vor die Augen. Er zieht den Pelz an, um, während Fauſt hinter einem Vorhange im paralyſirten Zuſtande liegt, wieder einmal den Herrn zu ſpielen. Er zieht die Klingel; die Glocke giebt in den einſamen alten Kloſter-Hallen einen ſo fürchterlichen Ton, daß die Thüren aufſpringen und die Mauern erbeben. Der Famulus ſtürzt herbey und findet in Fauſts Stuhle den Mephiſtopheles ſitzen, den er nicht kennt, aber vor dem er Reſpect hat. Auf Befragen giebt er Nachricht von Wagner, der unterdeß ein berühmter Mann geworden und auf die Rückkehr ſeines Herrn hofft. Er iſt, wie wir hören, in dieſem Augenblick in ſeinem Laboratorium tief beſchäftigt, einen Homunculus hervorzubringen. Der Famulus wird entlaſſen; es erſcheint der Baccalaureus, derſelbige, den wir vor einigen Jahren als ſchüchternen jungen Studenten geſehen, wo Mephiſtopheles, in Fauſts Rocke, ihn zum Beſten hatte. Er iſt unterdeß ein Mann geworden und ſo voller Dünkel, daß ſelbſt Mephiſtopheles nicht mit ihm auskommen kann, der mit ſeinem Stuhle immer weiter rückt und ſich zuletzt ans Parterre wendet.

Goethe las die Scene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlich productiven Kraft, und wie alles ſo knapp beyſammen war.

„Da die Conception ſo alt iſt, ſagte Goethe, und ich ſeit funfzig Jahren darüber nachdenke, ſo hat ſich das innere Material ſo ſehr gehäuft, daß jetzt das Ausſcheiden und Ablehnen die ſchwere Operation iſt. Die Erfindung des ganzen zweyten Theiles iſt wirklich ſo alt wie ich ſage. Aber daß ich ihn erſt jetzt ſchreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge ſo viel klarer geworden, mag der Sache zu Gute kommen. Es geht mir damit wie Einem, der in ſeiner Jugend ſehr viel kleines Silber- und Kupfer-Geld hat, das er während dem Lauf ſeines Lebens immer bedeutender einwechſelt, ſo daß er zuletzt ſeinen Jugendbeſitz in reinen Goldſtücken vor ſich ſieht.“

Wir ſprachen über die Figur des Baccalaureus. Iſt in ihm, ſagte ich, nicht eine gewiſſe Claſſe ideeller Philoſophen gemeint? „Nein, ſagte Goethe, es iſt die Anmaßlichkeit in ihm perſonificirt, die beſonders der Jugend eigen iſt, wovon wir in den erſten Jahren nach unſerm Befreyungskriege ſo auffallende Beweiſe hatten. Auch glaubt jeder in ſeiner Jugend, daß die Welt eigentlich erſt mit ihm angefangen, und daß Alles eigentlich um ſeinetwillen da ſey. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen ſeine Leute um ſich verſammelte, und ſie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen. Aber hiebey war er ſo klug, dieſen Befehl

nicht eher auszuſprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt ſtand von ſelber zu erſcheinen."

Wir ſprachen noch Vieles über den Fauſt und deſſen Compoſition, ſo wie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in ſtilles Nachdenken verſunken; dann begann er folgendermaßen.

„Wenn man alt iſt, ſagte er, denkt man über die weltlichen Dinge anders als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menſchheit zu necken und zum Beſten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinſtellen, die ſo anlockend ſind, daß jeder nach ihnen ſtrebt, und ſo groß, daß niemand ſie erreicht. So ſtellten ſie den Raphael hin, bey dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben ſich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So ſtellten ſie den Mozart hin, als etwas Unerreichbares in der Muſik. Und ſo in der Poeſie Shakſpeare. Ich weiß was Sie mir gegen dieſen ſagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So ſteht Napoleon unerreichbar da. Daß die Ruſſen ſich gemäßigt haben und nicht nach Conſtantinopel hineingegangen ſind, iſt zwar ſehr groß, aber auch ein ſolcher Zug findet ſich in Napoleon, denn auch er hat ſich gemäßigt und iſt nicht nach Rom gegangen."

An dieſes reiche Thema knüpfte ſich viel Verwandtes; bey mir ſelbſt aber dachte ich im Stillen, daß auch mit

Goethe die Dämonen ſo etwas möchten im Sinne haben, indem auch er eine Figur ſey, zu anlockend, um ihm nicht nachzuſtreben, und zu groß, um ihn zu erreichen.

Mittwoch, den 16. December 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die zweyte Scene des zweyten Acts von Fauſt, wo Mephiſtopheles zu Wagner geht, der durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu machen im Begriff iſt. Das Werk gelingt, der Homunculus erſcheint in der Flaſche, als leuchtendes Weſen, und iſt ſogleich thätig. Wagners Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Raiſonniren iſt nicht ſeine Sache; er will handeln, und da iſt ihm das Nächſte unſer Held Fauſt, der in ſeinem paralyſirten Zuſtande einer höheren Hülfe bedarf. Als ein Weſen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchſichtig iſt, ſieht der Homunculus das Innere des ſchlafenden Fauſt, den ein ſchöner Traum von der Leda beglückt, wie ſie, in anmuthiger Gegend badend, von Schwänen beſucht wird. Indem der Homunculus dieſen Traum ausſpricht, erſcheint vor unſerer Seele das reizendſte Bild. Mephiſtopheles ſieht davon nichts, und der Homunculus verſpottet ihn wegen ſeiner nordiſchen Natur.

„Überhaupt, ſagte Goethe, werden Sie bemerken,

daß der Mephiſtopheles gegen den Homunculus in Nachtheil zu ſtehen kommt, der ihm an geiſtiger Klarheit gleicht, und durch ſeine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen ſo viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn ſolche geiſtige Weſen, wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menſchwerdung noch nicht verdüſtert und beſchränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter Beyden eine Art von Verwandtſchaft exiſtirt."

Gewiß, ſagte ich, erſcheint der Mephiſtopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entſtehung des Homunculus heimlich gewirkt hat, ſo wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Weſen erſcheint. Und ſo hebt er ſich denn im Ganzen wieder, und kann ſich in ſeiner ſuperioren Ruhe im Einzelnen wohl etwas gefallen laſſen.

„Sie empfinden das Verhältniß ſehr richtig, ſagte Goethe; es iſt ſo, und ich habe ſchon gedacht, ob ich nicht dem Mephiſtopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunculus im Werden iſt, einige Verſe in den Mund legen ſoll, wodurch ſeine Mitwirkung ausgeſprochen und dem Leſer deutlich würde."

Das könnte nicht ſchaden, ſagte ich. Angedeutet jedoch iſt es ſchon, indem Mephiſtopheles die Scene mit den Worten ſchließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, dieß könnte dem Aufmerkenden faſt genug ſeyn; indeß will ich doch noch auf einige Verſe ſinnen.“

Aber, ſagte ich, jenes Schlußwort iſt ein großes, das man nicht ſo leicht ausdenken wird.

„Ich dächte, ſagte Goethe, man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der ſechs Söhne hat, iſt verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Auch Könige und Miniſter, die viele Perſonen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung ſich etwas dabey denken können.“

Fauſts Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich überſah dieſes im Geiſt als einen höchſt bedeutenden Zug in der Compoſition.

Es iſt wunderbar, ſagte ich, wie in einem ſolchen Werke die einzelnen Theile auf einander ſich beziehen, auf einander wirken und einander ergänzen und heben. Durch dieſen Traum von der Leda hier im zweyten Act gewinnt ſpäter die Helena erſt das eigentliche Fundament. Dort iſt immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede; aber hier erſcheint dieſe Handlung ſelbſt, und wenn man nun mit dem ſinnlichen Eindruck ſolcher Situation ſpäter zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollſtändiger erſcheinen! —

Goethe gab mir Recht, und es ſchien ihm lieb, daß ich dieſes bemerkte. „So auch, ſagte er, werden Sie finden, daß ſchon immer in dieſen früheren Acten das Claſſiſche und Romantiſche anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem ſteigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beyde Dichtungsformen entſchieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden."

„Die Franzoſen, fuhr Goethe fort, fangen nun auch an über dieſe Verhältniſſe richtig zu denken. „„Es iſt alles gut und gleich, ſagen ſie, Claſſiſches wie Romantiſches, es kommt nur darauf an, daß man ſich dieſer Formen mit Verſtand zu bedienen und darin vortrefflich zu ſeyn vermöge. So kann man auch in Beyden abſurd ſeyn, und dann taugt das Eine ſo wenig wie das Andere."" Ich dächte das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man ſich eine Weile beruhigen könnte."

Sonntag, den 20. December 1829.

Bey Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen vom Canzler, und ich fragte Goethe, ob er ihm bey ſeiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geſchrieben, ſagte

Goethe. Der Canzler hat Manzoni beſucht, er lebt auf ſeinem Landgute in der Nähe von Mayland und iſt zu meinem Bedauern fortwährend kränklich."

Es iſt eigen, ſagte ich, daß man ſo häufig bey ausgezeichneten Talenten, beſonders bey Poeten, findet, daß ſie eine ſchwächliche Conſtitution haben.

„Das Außerordentliche was ſolche Menſchen leiſten, ſagte Goethe, ſetzt eine ſehr zarte Organiſation voraus, damit ſie ſeltener Empfindungen fähig ſeyn und die Stimme der Himmliſchen vernehmen mögen. Nun iſt eine ſolche Organiſation, im Conflict mit der Welt und den Elementen, leicht geſtört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Senſibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, iſt leicht einer fortgeſetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beſtändig krank. Als ich ihn zuerſt kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewiſſe Zähheit; er hielt ſich noch die vielen Jahre und hätte ſich bey geſünderer Lebensweiſe noch länger halten können."

Wir ſprachen vom Theater und inwiefern eine gewiſſe Vorſtellung gelungen ſey.

„Ich habe Unzelmann in dieſer Rolle geſehen, ſagte Goethe, bey dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freyheit ſeines Geiſtes, die er

uns mittheilte. Denn es iſt mit der Schauſpielkunſt wie mit allen übrigen Künſten. Was der Künſtler thut oder gethan hat, ſetzt uns in die Stimmung, in der er ſelber war, da er es machte. Eine freye Stimmung des Künſtlers macht uns frey, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Dieſe Freyheit im Künſtler iſt gewöhnlich dort, wo er ganz ſeiner Sache gewachſen iſt, weßhalb es uns denn bey niederländiſchen Gemälden ſo wohl wird, indem jene Künſtler das nächſte Leben darſtellten, wovon ſie vollkommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauſpieler dieſe Freyheit des Geiſtes empfinden, ſo muß er durch Studium, Phantaſie und Naturell vollkommen Herr ſeiner Rolle ſeyn, alle körperlichen Mittel müſſen ihm zu Gebote ſtehen, und eine gewiſſe jugendliche Energie muß ihn unterſtützen. Das Studium iſt indeſſen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauen thun das Meiſte durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Wolff ſo vortrefflich war."

Wir unterhielten uns ferner über dieſen Gegenſtand, wobey die vorzüglichſten Schauſpieler der Weimariſchen Bühne zur Sprache kamen, und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Mir trat indeß der Fauſt wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunculus, und wie man dieſe

Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe, sagte ich, doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann.

„Wagner, sagte Goethe, darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affaire ziehen würde."

So auch gedachten wir des großen Carnevals und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. Es wäre doch noch ein wenig mehr, sagte ich, wie der Markt von Neapel. „Es würde ein sehr großes Theater erfordern, sagte Goethe, und es ist fast nicht denkbar." Ich hoffe es noch zu erleben, war meine Antwort. Besonders freue ich mich auf den Elephanten, von der Klugheit gelenkt, die Victoria oben, und Zucht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie wie sie nicht leicht besser existiren möchte.

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elephant, sagte Goethe. In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartey und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches

freylich grandios seyn muß. Sodann, wenn am Schlusse des Stücks der Elephant herausgerufen wird, erscheint er ganz alleine, macht seine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie sehen also, daß bey unserm Carneval auf den Elephanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur wie es deren nicht leicht giebt."

Es ist aber so voller Glanz und Wirkung, sagte ich, daß eine Bühne es sich nicht leicht wird entgehen lassen. Und wie es sich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerst schöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater decoriren und zugleich eine Masse bilden, so daß es den immer bedeutender werdenden Erscheinungen nicht an Umgebung und Zuschauern mangelt. Dann, nach dem Elephanten, das Drachengespann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor. Ferner die Erscheinung des großen Pan und wie zuletzt alles in scheinbarem Feuer steht und schließlich von herbeyziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöscht wird! — Wenn das alles so zur Erscheinung käme wie Sie es gedacht haben, das Publicum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichthum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen.

„Geht nur, sagte Goethe, und laßt mir das Publicum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit

gebahren ſo gut ſie kann, und es benutzen ſo weit ſie es fähig iſt."

Wir ſprachen darauf über den Knabe Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Fauſt ſteckt, und in der Maske des Geizes der Mephiſtopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber iſt der Knabe Lenker." — Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es iſt der Euphorion!" ſagte Goethe. — Wie kann aber dieſer, fragte ich, ſchon hier im Carneval erſcheinen, da er doch erſt im dritten Act geboren wird? — „Der Euphorion, antwortete Goethe, iſt kein menſchliches, ſondern nur ein allegoriſches Weſen. Es iſt in ihm die Poeſie perſonificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Perſon gebunden iſt. Derſelbige Geiſt, dem es ſpäter beliebt Euphorion zu ſeyn, erſcheint jetzt als Knabe Lenker, und er iſt darin den Geſpenſtern ähnlich, die überall gegenwärtig ſeyn und zu jeder Stunde hervortreten können."

Sonntag, den 27. December 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die Scene vom Papiergelde.

„Sie erinnern ſich, ſagte er, daß bey der Reichs-

verſammlung das Ende vom Liede iſt, daß es an Geld fehlt, welches Mephiſtopheles zu verſchaffen verſpricht. Dieſer Gegenſtand geht durch die Maskerade fort, wo Mephiſtopheles es anzuſtellen weiß, daß der Kaiſer in der Maske des großen Pan ein Papier unterſchreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tauſendmal vervielfältigt und verbreitet wird."

„In dieſer Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiſer zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß was er gethan hat. Der Schatzmeiſter übergiebt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiſer, anfänglich erzürnt, dann bey näherer Einſicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papier-Gabe ſeiner Umgebung reichliche Geſchenke, und läßt im Abgehen noch einige tauſend Kronen fallen, die der dicke Narr zuſammenrafft und ſogleich geht, um das Papier in Grundbeſitz zu verwandeln."

Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephiſtopheles herleitet und dadurch ein Hauptintereſſe des Tages ſo bedeutend verknüpft und verewigt.

Kaum war die Scene geleſen und manches darüber hin und her geſprochen als Goethe's Sohn herunterkam und ſich zu uns an den Tiſch ſetzte. Er erzählte uns von Coopers letztem Roman, den er geleſen und den er in ſeiner anſchaulichen Art auf das Beſte referirte. Von unſerer geleſenen Scene verriethen wir nichts, aber er ſelbſt fing

ſehr bald an, viel über preußiſche Treſorſcheine zu reden und daß man ſie über den Werth bezahle. Während der junge Goethe ſo ſprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiederte und wodurch wir uns zu verſtehen gaben, wie ſehr das Dargeſtellte an der Zeit ſey.

Mittwoch, den 30. December 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die fernere Scene.

„Nachdem ſie nun am Kaiſerlichen Hofe Geld haben, ſagte er, wollen ſie amüſirt ſeyn. Der Kaiſer wünſcht Paris und Helena zu ſehen, und zwar ſollen ſie durch Zauberkünſte in Perſon erſcheinen. Da aber Mephiſtopheles mit dem griechiſchen Alterthum nichts zu thun und über ſolche Figuren keine Gewalt hat, ſo bleibt dieſes Werk Fauſten zugeſchoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Fauſt unternehmen muß um die Erſcheinung möglich zu machen, iſt noch nicht ganz vollendet, und ich leſe es Ihnen das nächſte Mal. Die Erſcheinung von Paris und Helena ſelbſt aber ſollen Sie heute hören.“

Ich war glücklich im Vorgefühl des Kommenden und Goethe fing an zu leſen. In dem alten Ritter-

ſaale ſah ich Kaiſer und Hof einziehen, um das Schauſpiel zu ſehen. Der Vorhang hebt ſich und das Theater, ein griechiſcher Tempel, iſt mir vor Augen. Mephiſtopheles im Souffleurkaſten, der Aſtrolog auf der einen Seite des Proſceniums, Fauſt auf der andern mit dem Dreyfuß heraufſteigend. Er ſpricht die nöthige Formel aus und es erſcheint, aus dem Weihrauchdampf der Schale ſich entwickelnd, Paris. Indem der ſchöne Jüngling bey ätheriſcher Muſik ſich bewegt, wird er beſchrieben. Er ſetzt ſich, er lehnt ſich, den Arm über den Kopf gebogen, wie wir ihn auf alten Bildwerken dargeſtellt finden. Er iſt das Entzücken der Frauen, die die Reize ſeiner Jugendfülle ausſprechen; er iſt der Haß der Männer, in denen ſich Neid und Eiferſucht regt und die ihn herunterziehen wie ſie nur können. Paris entſchläft und es erſcheint Helena. Sie naht ſich dem Schlafenden, ſie drückt einen Kuß auf ſeine Lippen; ſie entfernt ſich von ihm und wendet ſich, nach ihm zurückzublicken. In dieſer Wendung erſcheint ſie beſonders reizend. Sie macht den Eindruck auf die Männer, wie Paris auf die Frauen. Die Männer zu Liebe und Lob entzündet, die Frauen zu Neid, Haß und Tadel. Fauſt ſelber iſt ganz Entzücken und vergißt, im Anblick der Schönheit die er hervorgerufen, Zeit, Ort und Verhältniß, ſo daß Mephiſtopheles jeden Augenblick nöthig findet, ihn zu erinnern, daß er ja ganz aus der Rolle falle. Neigung

und Einverſtändniß ſcheint zwiſchen Paris und Helena zuzunehmen, der Jüngling umfaßt ſie, um ſie zu entführen; Fauſt will ſie ihm entreißen, aber, indem er den Schlüſſel gegen ihn wendet, erfolgt eine heftige Exploſion, die Geiſter gehen in Dunſt auf und Fauſt liegt paralyſirt am Boden.

1 8 3 0.

Sonntag, den 9. Januar 1830.

Goethe zeigte mir das englische Taschenbuch Keepsake für 1830, mit sehr schönen Kupfern und einigen höchst interessanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nachtische las. Er selbst hatte derweil die neueste französische Übersetzung seines Faust von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu lesen schien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf, sagte er, wenn ich bedenke, daß dieses Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor funfzig Jahren Voltaire geherrscht hat. Sie können sich hiebey nicht denken was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene

Füße in ein wahreres Verhältniß zur Natur zu ſtellen.“

Wir ſprachen über Voltaire Ferneres, und Goethe recitirte mir das Gedicht les Systèmes, woraus ich mir abnahm, wie ſehr er ſolche Sachen in ſeiner Jugend mußte ſtudirt und ſich angeeignet haben.

Die erwähnte Überſetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Proſa, lobte Goethe als ſehr gelungen. „Im Deutſchen, ſagte er, mag ich den Fauſt nicht mehr leſen; aber in dieſer franzöſiſchen Überſetzung wirkt alles wieder durchaus friſch, neu und geiſtreich.“

„Der Fauſt, fuhr er fort, iſt doch ganz etwas Incommenſurabeles, und alle Verſuche, ihn dem Verſtand näher zu bringen, ſind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erſte Theil aus einem etwas dunkelen Zuſtand des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieſes Dunkel reizt die Menſchen, und ſie mühen ſich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen.“

Sonntag, den 10. Januar 1830.

Heute zum Nachtiſch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Fauſt zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahndete des Gegenſtandes, ſo

wie die Art und Weiſe, wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wunderſam, ſo daß ich mich ganz in die Lage von Fauſt verſetzt fühlte, den bey der Mittheilung des Mephiſtopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargeſtellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir ſo vieles räthſelhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufſchluß zu bitten. Er aber, in ſeiner gewöhnlichen Art, hüllte ſich in Geheimniſſe, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt ſo wunderlich! —

„Ich kann Ihnen weiter nichts verrathen, ſagte er darauf, als daß ich beym Plutarch gefunden, daß im griechiſchen Alterthume von Müttern, als Gottheiten, die Rede geweſen. Dieß iſt alles was ich der Überlieferung verdanke, das Übrige iſt meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuſcript mit nach Hauſe, ſtudiren Sie alles wohl und ſehen Sie zu wie Sie zurecht kommen.“

Ich war darauf glücklich bey wiederholter ruhiger Betrachtung dieſer merkwürdigen Scene, und entwickelte mir über der Mütter eigentliches Weſen und Wirken, über ihre Umgebung und Aufenthalt, die nachfolgende Anſicht.

Könnte man ſich den ungeheuren Weltkörper unſerer Erde im Innern als leeren Raum denken, ſo daß man

hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzuſtreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu ſtoßen, ſo wäre dieſes der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Fauſt hinabgeht. Sie leben gleichſam außer allem Ort, denn es iſt nichts Feſtes das ſie in einiger Nähe umgiebt; auch leben ſie außer aller Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Geſtirn, welches auf- oder unterginge und den Wechſel von Tag und Nacht andeutete.

So, in ewiger Dämmerung und Einſamkeit beharrend, ſind die Mütter ſchaffende Weſen, ſie ſind das ſchaffende und erhaltende Prinzip, von dem alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Geſtalt und Leben hat. Was zu athmen aufhört, geht als geiſtige Natur zu ihnen zurück, und ſie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Daſeyn zu treten. Alle Seelen und Formen von dem was einſt war und künftig ſeyn wird, ſchweift in dem endloſen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her; es umgiebt die Mütter, und der Magier muß alſo in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht ſeiner Kunſt über die Form eines Weſens Gewalt haben, und ein früheres Geſchöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will.

Die ewige Metamorphoſe des irdiſchen Daſeyns, des Entſtehens und Wachſens, des Zerſtörens und Wiederbildens, iſt alſo der Mütter nie aufhörende Beſchäftigung. Und wie nun bey allem, was auf der Erde

durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptſächlich wirkſam iſt, ſo mögen jene ſchaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht, und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beygelegt werden.

Freylich iſt dieſes alles nur eine poetiſche Schöpfung; allein der beſchränkte Menſch vermag nicht viel weiter zu dringen, und er iſt zufrieden etwas zu finden, wobey er ſich beruhigen möchte. Wir ſehen auf Erden Erſcheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wiſſen woher ſie kommen und wohin ſie gehen. Wir ſchließen auf einen geiſtigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben, und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphiſiren müſſen, um unſere dunkelen Ahndungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen.

So ſind alle Mythen entſtanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortlebten, und ebenſo dieſe neue von Goethe, die wenigſtens den Schein einiger Naturwahrheit hat, und die wohl den beſten gleichzuſtellen ſeyn dürfte, die je gedacht worden.

Sonntag, den 24. Januar 1830.

„Ich habe dieſer Tage einen Brief von unſerm berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten, ſagte Goethe, der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß.“

„Ich habe eine Erfahrung gemacht, ſchreibt er, die mir nicht verloren ſeyn ſoll.“ Was aber folgt auf ſolchen Eingang? Es handelt ſich um nichts Geringeres, als den Verluſt von wenigſtens Tauſend Thalern. Den Schacht, wo es durch weicheren Boden und Geſtein zwölfhundert Fuß tief zum Steinſalz hinabgeht, hat er unvorſichtiger Weiſe an den Seiten nicht unterſtützt; der weichere Boden hat ſich abgelöſt und die Grube unten ſo verſchlämmt, daß es jetzt einer höchſt koſtſpieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird ſodann, die zwölfhundert Fuß hinunter, metallene Röhren einſetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück ſicher zu ſeyn. Er hätte es gleich thun ſollen, und er hätte es auch ſicher gleich gethan, wenn ſolche Leute nicht eine Verwegenheit beſäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine ſolche Unternehmung zu wagen. Er iſt aber durchaus ruhig bey dem Unfall und ſchreibt ganz getroſt: „Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren ſeyn ſoll.“ Das nenne ich doch noch einen Menſchen an dem man Freude hat, und der, ohne

zu klagen, gleich wieder thätig iſt und immer auf den Füßen ſteht. Was ſagen Sie dazu, iſt es nicht artig?"

Es erinnert mich an Sterne, antwortete ich, welcher beklagt, ſein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben. „Es iſt etwas Ähnliches," ſagte Goethe.

Auch muß ich an Behriſch denken, fuhr ich fort, wie er Sie belehrt was Erfahrung ſey, welches Capitel ich gerade dieſer Tage zu abermaliger Erbauung geleſen: „Erfahrung aber iſt, daß man erfahrend erfährt, was erfahren zu haben, man nicht gerne erfahren haben möchte." „Ja, ſagte Goethe lachend, das ſind die alten Späße, womit wir ſo ſchändlich unſere Zeit verdarben!" Behriſch, fuhr ich fort, ſcheint ein Menſch geweſen zu ſeyn voller Anmuth und Zierlichkeit. Wie artig iſt der Spaß im Weinkeller, wo er Abends den jungen Menſchen verhindern will zu ſeinem Liebchen zu gehen, und dieſes auf die heiterſte Weiſe vollbringt, indem er ſeinen Degen umſchnallet, bald ſo und bald ſo, ſo daß er Alle zum Lachen bringt, und den jungen Menſchen die Stunde des Rendezvous darüber vergeſſen macht. „Ja, ſagte Goethe, es war artig; es wäre eine der anmuthigſten Scenen auf der Bühne, wie denn Behriſch überall für das Theater ein guter Character war."

Wir wiederholten darauf geſprächsweiſe alle die Wunderlichkeiten, die von Behriſch in Goethe's Leben

erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Sammt und Wolle gegen einander eine abſtechende Schattirung gemacht, und wie er darauf ſtudirt habe, immer noch ein neues Grau auf ſeinen Körper zu bringen. Dann wie er die Gedichte geſchrieben, den Setzer nachgeäfft und den Anſtand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben. Auch wie es ſein Lieblings-Zeitvertreib geweſen, im Fenſter zu liegen, die Vorbeygehenden zu muſtern und ihren Anzug in Gedanken ſo zu verändern, daß es höchſt lächerlich geweſen ſeyn würde, wenn die Leute ſich ſo gekleidet hätten. „Und dann ſein gewöhnlicher Spaß mit dem Poſtboten, ſagte Goethe, wie gefällt Ihnen der, iſt der nicht auch luſtig?“ Der iſt mir unbekannt, ſagte ich, es ſteht davon nichts in Ihrem Leben. „Wunderlich! ſagte Goethe, ſo will ich es Ihnen denn erzählen.“

„Wenn wir zuſammen im Fenſter lagen, und Behriſch in der Straße den Briefträger kommen ſah, wie er von einem Hauſe ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groſchen aus der Taſche und legte ihn bey ſich ins Fenſter. Siehſt Du den Briefträger? ſagte er dann zu mir gewendet, er kommt immer näher und wird gleich hier oben ſeyn, das ſehe ich ihm an. Er hat einen Brief an Dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechſel, — mit einem Wechſel! ich will nicht ſagen wie ſtark. — Siehſt Du, jetzt kommt er herein. Nein! — Aber er

wird gleich kommen. Da iſt er wieder. Jetzt! — Hier! hier herein mein Freund! hier herein! — Er geht vorbey? Wie dumm! o wie dumm! Wie kann einer nur ſo dumm ſeyn und ſo unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinſicht! Unverantwortlich gegen Dich, indem er Dir den Wechſel nicht bringt, den er für Dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen ſich ſelbſt, indem er ſich um einen Groſchen bringt, den ich ſchon für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einſtecke." So ſteckte er denn den Groſchen mit höchſtem Anſtande wieder in die Taſche und wir hatten etwas zu lachen."

Ich freute mich dieſes Scherzes, der den übrigen vollkommen gleich ſah. Ich fragte Goethe, ob er Behriſch ſpäter nie wieder geſehen.

„Ich habe ihn wieder geſehen, ſagte Goethe, und zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reiſe nach Deſſau machte, wohin Behriſch von Leipzig aus als Erzieher des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie ſonſt, als feinen Hofmann und vom beſten Humor."

Was ſagte er dazu, fragte ich, daß Sie in der Zwiſchenzeit ſo berühmt geworden?

„Hab' ich es Dir nicht geſagt? war ſein Erſtes, war es nicht geſcheidt, daß Du damals die Verſe nicht drucken ließeſt, und daß Du gewartet haſt bis Du etwas

ganz Gutes machteſt? Freylich, ſchlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn ſonſt hätte ich ſie nicht geſchrieben. Aber wären wir zuſammen geblieben, ſo hätteſt Du auch die andern nicht ſollen drucken laſſen; ich hätte ſie Dir auch geſchrieben und es wäre eben ſo gut geweſen." Sie ſehen, er war noch ganz der Alte. Er war bey Hof ſehr gelitten, ich ſah ihn immer an der fürſtlichen Tafel."

„Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 geſehen, wo er ſchon alt war, aber immer noch in der beſten Laune. Er bewohnte einige ſehr ſchöne Zimmer im Schloß, deren eines er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine beſondere Liebhaberey trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterſcheidungen und Abtheilungen gemacht, und einer gewiſſen Sorte den Namen Pelargonien beygelegt. Darüber konnte ſich nun der alte Herr nicht zufrieden geben und er ſchimpfte auf die Botaniker. „Die dummen Kerle! ſagte er; ich denke ich habe das ganze Zimmer voll Geranien und nun kommen ſie und ſagen es ſeyen Pelargonien. Was thu ich aber damit wenn es keine Geranien ſind, und was ſoll ich mit Pelargonien!" So ging es nun halbe Stunden lang fort und Sie ſehen, er war ſich vollkommen gleich geblieben."

Wir ſprachen ſodann über die claſſiſche Walpurgisnacht, deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen ge-

leſen. „Der mythologiſchen Figuren, die ſich hiebey zudrängen, ſagte er, ſind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß ſolche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Fauſt iſt jetzt mit dem Chiron zuſammen und ich hoffe die Scene ſoll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazu halte, kann ich in ein paar Monaten mit der Walpurgisnacht fertig ſeyn. Es ſoll mich nun aber auch nichts wieder vom Fauſt abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte ihn zu vollenden! Und möglich iſt es; — der fünfte Act iſt ſo gut wie fertig, und der vierte wird ſich ſodann wie von ſelber machen.“

Goethe ſprach darauf über ſeine Geſundheit, und pries ſich glücklich, ſich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt ſo gut halte, ſagte er, verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längſt abgefahren. Vogel iſt zum Arzt wie geboren, und überhaupt einer der genialſten Menſchen, die mir je vorgekommen ſind. Doch wir wollen nicht ſagen wie gut er iſt, damit er uns nicht genommen werde.“

Sonntag, den 31. Januar 1830.

Bey Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen über Milton. „Ich habe vor nicht langer Zeit ſeinen Simſon

geleſen, ſagte Goethe, der ſo im Sinne der Alten iſt, wie kein anderes Stück irgend eines neueren Dichters. Er iſt ſehr groß; und ſeine eigene Blindheit iſt ihm zu Statten gekommen, um den Zuſtand Simſons mit ſolcher Wahrheit darzuſtellen. Milton war in der That ein Poet und man muß vor ihm allen Reſpect haben."

Es kommen verſchiedene Zeitungen, und wir ſehen in den Berliner Theaternachrichten, daß man Seeungeheuer und Wallfiſche auf dortige Bühne gebracht.

Goethe lieſt in der franzöſiſchen Zeitſchrift, le Temps, einen Artikel über die enorme Beſoldung der engliſchen Geiſtlichkeit, die mehr beträgt, als die in der ganzen übrigen Chriſtenheit zuſammen. „Man hat behauptet, ſagte Goethe, die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren ob ſie gut oder ſchlecht regiert werde."

Mittwoch, den 3. Februar 1830.

Bey Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen über Mozart. „Ich habe ihn als ſiebenjährigen Knaben geſehen, ſagte Goethe, wo er auf einer Durchreiſe ein Concert gab. Ich ſelber war etwa vierzehn Jahr alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in ſeiner Friſur und Degen noch ganz deutlich." Ich machte große Augen,

und es war mir ein halbes Wunder zu hören, daß Goethe alt genug ſey, um Mozart als Kind geſehen zu haben.

Sonntag, den 7. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Mancherley Geſpräche über Fürſt Primas; daß er ihn an der Tafel der Kaiſerin von Öſtreich durch eine geſchickte Wendung zu vertheidigen gewagt. Des Fürſten Unzulänglichkeit in der Philoſophie, ſein dilettantiſcher Trieb zur Malerey, ohne Geſchmack. Bild, der Miß Gore geſchenkt. Seine Gutherzigkeit und Weichheit, Alles wegzugeben; ſo daß er zuletzt in Armuth dageſtanden.

Geſpräche über den Begriff des Desobligeanten.

Nach Tiſch ſtellt ſich der junge Goethe, mit Walter und Wolf, in ſeinem Maskenanzuge als Klingsohr dar und fährt an Hof.

Mittwoch, den 10. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Er ſprach mit wahrer Anerkennung über das Feſtgedicht Riemers zur Feyer des 2. Februar. „Überall, fügte Goethe hinzu, was Riemer

macht, kann ſich vor Meiſter und Geſellen ſehen laſſen.“

Wir ſprachen ſodann über die claſſiſche Walpurgisnacht, und daß er dabey auf Dinge komme, die ihn ſelber überraſchen. Auch gehe der Gegenſtand mehr auseinander als er gedacht.

„Ich habe jetzt etwas über die Hälfte, ſagte er, aber ich will mich dazu halten und hoffe bis Oſtern fertig zu ſeyn. Sie ſollen früher nichts weiter davon ſehen, aber ſobald es fertig iſt, gebe ich es Ihnen mit nach Hauſe, damit Sie es in der Stille prüfen. Wenn Sie nun den 38ſten und 39ſten Band zuſammenſtellten, ſo daß wir Oſtern die letzte Lieferung abſenden könnten, ſo wäre es hübſch und wir hätten den Sommer zu etwas Großem frey. Ich würde im Fauſt bleiben und den vierten Act zu überwinden ſuchen.“ Ich freute mich dazu und verſprach ihm meinerſeits jeden Beyſtand.

Goethe ſchickte darauf ſeinen Bedienten, um ſich nach der Großherzogin Mutter zu erkundigen, die ſehr krank geworden und deren Zuſtand ihm bedenklich ſchien.

„Sie hätte den Maskenzug nicht ſehen ſollen, ſagte er; aber fürſtliche Perſonen ſind gewohnt ihren Willen zu haben, und ſo iſt denn alles Proteſtiren des Hofes und der Ärzte vergeblich geweſen. Dieſelbige Willenskraft, mit der ſie Napoleon widerſtand, ſetzt ſie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und ſo ſehe ich

es ſchon kommen: ſie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrſchaft des Geiſtes, wenn der Körper ſchon aufgehört haben wird zu gehorchen."

Goethe ſchien ſichtbar betrübt und war eine Weile ſtille. Bald aber ſprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buch, zur Rechtfertigung von Hudſon Lowe geſchrieben.

„Es ſind darin Züge der koſtbarſten Art, ſagte er, die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wiſſen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war ſie zuletzt völlig unſcheinbar geworden, ſo daß die Nothwendigkeit gefühlt wurde, ſie durch eine andere zu erſetzen. Er wünſchte dieſelbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Inſel waren keine Vorräthe dieſer Art; es fand ſich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine ſolche Farbe auf ſeinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als ſeine alte Uniform wenden zu laſſen und ſie ſo zu tragen." —

„Was ſagen Sie dazu? Iſt es nicht ein vollkommen tragiſcher Zug? Iſt es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt ſoweit reducirt zu ſehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein ſolches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, ſo iſt das Schickſal, das ihm widerfuhr, immer

noch ſehr milde; es iſt eine Nemeſis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden, immer noch ein wenig galant zu ſeyn. Napoleon giebt uns ein Beyſpiel, wie gefährlich es ſey, ſich ins Abſolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."

Wir ſprachen noch manches dahin Bezügliche, und ich ging darauf ins Theater um den Stern von Sevilla zu ſehen.

Sonntag, den 14. Februar 1830.

Dieſen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tiſch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem ſo eben erfolgten Tode der Großherzogin Mutter. Wie wird das bey ſeinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erſter Gedanke, und ſo betrat ich mit einiger Apprehenſion das Haus. Die Dienerſchaft ſagte mir, daß ſeine Schwiegertochter ſo eben zu ihm gegangen ſey, um ihm die betrübende Botſchaft mitzutheilen. Seit länger als funfzig Jahren, ſagte ich mir, iſt er dieſer Fürſtin verbunden geweſen, er hat ihrer beſonderen Huld und Gnade ſich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit ſolchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überraſcht, ihn vollkommen heiter und kräf-

tig mit ſeiner Schwiegertochter und ſeinen Enkeln am Tiſch ſitzen und ſeine Suppe eſſen zu ſehen, als ob eben nichts paſſirt wäre. Wir ſprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge; nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau v. Goethe blickte mich an und wir redeten lauter, damit die Töne der Todes-Glocken ſein Inneres nicht berühren und erſchüttern möchten; denn wir dachten er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es ſtand in ſeinem Innern gänzlich anders. Er ſaß vor uns, gleich einem Weſen höherer Art, von irdiſchen Leiden unberührbar. Hofrath Vogel ließ ſich melden; er ſetzte ſich zu uns und erzählte die einzelnen Umſtände von dem Hinſcheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in ſeiner bisherigen vollkommenſten Ruhe und Faſſung aufnahm. Vogel ging wieder und wir ſetzten unſer Mittagseſſen und Geſpräche fort. Auch vom Chaos war viel die Rede, und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel, in der letzten Nummer, als ganz vorzüglich. Als Frau v. Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von ſeiner claſſiſchen Walpurgisnacht, daß er damit jeden Tag weiter komme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten und den ich mit großem Intereſſe las. Die edle treue Geſinnung des Königs ſprach ſich in jeder Zeile aus, und

Goethen ſchien es beſonders wohl zu thun, daß der König gegen ihn ſich fortwährend ſo gleich bleibe. Hofrath Soret ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Er kam mit beruhigenden Troſtesworten der Kaiſerlichen Hoheit an Goethe, die dazu beytrugen, deſſen heitergefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe ſetzt ſeine Geſpräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de Lenclos, die in ihrem ſechzehnten Jahre bey großer Schönheit dem Tode nahe geweſen, und die Umſtehenden in völliger Faſſung mit den Worten getröſtet habe: Was iſt's denn weiter? laſſe ich doch lauter Sterbliche zurück! — Übrigens habe ſie fortgelebt und ſey neunzig Jahr alt geworden, nachdem ſie bis in ihr achtzigſtes hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe ſpricht darauf über Gozzi und deſſen Theater zu Venedig, wobey die improviſirenden Schauſpieler bloß die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur ſechs und dreyßig tragiſche Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es ſey ihm nicht einmal gelungen, nur ſo viele zu finden.

Sodann manches Intereſſante über Grimm, deſſen Geiſt und Character und ſehr geringes Vertrauen zum Papiergelde.

Mittwoch, den 17. Februar 1830.

Wir ſprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Decorationen und Anzüge. Das Reſultat war folgendes.

Im Allgemeinen ſollen die Decorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günſtigen Ton haben, wie die Decorationen von Beuther, welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in aller Friſche herausſetzen. Iſt aber der Decorationsmaler von einem ſo günſtigen unbeſtimmten Tone abzuweichen genöthigt, und iſt er in dem Fall, etwa ein rothes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt, oder einen grünen Garten darzuſtellen, ſo ſollen die Schauſpieler klug ſeyn und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauſpieler mit einer rothen Uniform und grünen Beinkleidern in ein rothes Zimmer, ſo verſchwindet der Oberkörper und man ſieht bloß die Beine; tritt er mit demſelbigen Anzuge in einen grünen Garten, ſo verſchwinden ſeine Beine und ſein Oberkörper geht auffallend hervor. So ſah ich einen Schauſpieler mit weißer Uniform und ganz dunkelen Beinkleidern, deſſen Oberkörper, in einem weißen Zelt, und deſſen Beine, auf einem dunkelen Hintergrund, gänzlich verſchwanden.

„Und ſelbſt, fügte Goethe hinzu, wenn der Decorationsmaler in dem Fall wäre, ein rothes oder gelbes Zimmer, oder einen grünen Garten oder Wald zu ma-

chen, ſo ſollen dieſe Farben immer etwas ſchwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde ſich ablöſe und die gehörige Wirkung thue."

Wir ſprechen über die Ilias, und Goethe macht mich auf das ſchöne Motiv aufmerkſam, daß der Achill eine Zeitlang in Unthätigkeit verſetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorſchein kommen und ſich entwickeln mögen.

Von ſeinen Wahlverwandtſchaften ſagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich ſo, wie er erlebt worden. Daſſelbe von der Geſchichte in Seſenheim.

Nach Tiſch ein Porteſeuille der niederländiſchen Schule durchgeſehen. Ein Hafenſtück, wo Männer auf der einen Seite friſches Waſſer einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne ſpielen, gab Anlaß zu ſchönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunſt nicht zu ſchaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel ſind geworfen, wie man an den Geberden der Männer ſieht, aber ſie ſind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil ſie das Licht unterbrochen und alſo nachtheilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu ſeinem Kirchhof betrachtet, woraus man ſah, welche Mühe ſich ein ſolcher Meiſter gegeben.

Sonntag, den 21. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Er zeigt mir die Luftpflanze die ich mit großem Intereſſe betrachte. Ich bemerke darin ein Beſtreben, ihre Exiſtenz ſo lange wie möglich fortzuſetzen, ehe ſie einem folgenden Individuum erlaubt, ſich zu manifeſtiren.

„Ich habe mir vorgenommen, ſagte Goethe darauf, in vier Wochen ſo wenig den Temps als Globe zu leſen. Die Sachen ſtehen ſo, daß ſich innerhalb dieſer Periode etwas ereignen muß, und ſo will ich die Zeit erwarten, bis mir von Außen eine ſolche Nachricht kommt. Meine claſſiſche Walpurgisnacht wird dabey gewinnen, und ohnehin ſind Jenes Intereſſen wovon man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird.“

Er giebt mir ſodann einen Brief von Boiſſerée aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen leſe. Boiſſerée ſpricht beſonders über den zweyten Aufenthalt in Rom, ſo wie über einige Punkte des letzten Heftes von Kunſt und Alterthum. Er urtheilt über dieſe Dinge ſo wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlaſſung, über die ſeltene Bildung und Thätigkeit dieſes bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählt mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius, als ſehr brav durchdacht und ausge-

führt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Compoſition liege.

Später, auf einem Spaziergange, kommt mir die Luſtpflanze wieder vor die Seele, und ich habe den Gedanken, daß ein Weſen ſeine Exiſtenz fortſetzt ſo lange es geht, dann aber ſich zuſammennimmt, um wieder ſeines Gleichen hervorzubringen. Es erinnert mich dieſes Naturgeſetz an jene Legende, wo wir uns die Gottheit im Urbeginn der Dinge alleine denken, ſodann aber den Sohn erſchaffend, welcher ihr gleich iſt. So auch haben gute Meiſter nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich gute Schüler zu bilden, in denen ſie ihre Grundſätze und Thätigkeiten fortgeſetzt ſehen. Nicht weniger iſt jedes Werk eines Künſtlers, oder Dichters, als ſeines Gleichen zu betrachten, und in demſelbigen Grade, wie ein ſolches Werk vortrefflich iſt, wird der Künſtler oder Dichter vortrefflich geweſen ſeyn, da er es machte. Ein treffliches Werk eines Andern ſoll daher niemals Neid in mir erregen, indem es mich auf einen vortrefflichen Menſchen zurückſchließen läßt, der es zu machen werth war.

Mittwoch, den 24. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Wir ſprechen über den Homer. Ich bemerke, daß ſich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anſchließe. — „Es iſt unendlich zart und menſchlich, ſagte Goethe, und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus ſind, wo die Franzoſen dieſe Einwirkung der Götter Maſchinerie nannten. Aber freylich! ſo ungeheure Verdienſte nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit, denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Cultur.“

Goethe ſagte mir ſodann, daß er in die Erſcheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden, und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tiſch zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius: den Orpheus vor Pluto's Throne darſtellend, um die Eurydice zu befreyen. Das Bild erſchien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günſtiger geweſen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits geſiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben wird. Die Situation hätte ſodann nicht mehr

das Geſpannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde ſie vollkommene Befriedigung gewähren.

Montag, den 1. März 1830.

Bey Goethe zu Tiſch mit Hofrath Voigt aus Jena. Die Unterhaltung geht um lauter naturhiſtoriſche Gegenſtände, wobey Hofrath Voigt die vielſeitigſten Kenntniſſe entwickelt. Goethe erzählt, daß er einen Brief erhalten, mit der Einwendung, daß die Cotyledonen keine Blätter ſeyen, und zwar, weil ſie kein Auge hinter ſich hätten. Wir überzeugen uns aber an verſchiedenen Pflanzen, daß die Cotyledonen allerdings Augen hinter ſich haben, ſo gut wie jedes folgende Blatt. Voigt ſagt, daß das Aperçú von der Metamorphoſe der Pflanze eine der fruchtbarſten Entdeckungen ſey, welche die neuere Zeit im Fache der Naturforſchung erfahren.

Wir reden über Sammlungen ausgeſtopfter Vögel, wobey Goethe erzählt, daß ein Engländer mehrere Hunderte lebendiger Vögel in großen Behältern gefüttert habe. Von dieſen ſeyen einige geſtorben und er habe ſie ausſtopfen laſſen. Dieſe ausgeſtopften hätten ihm nun ſo gefallen, daß ihm der Gedanke gekommen: ob es nicht beſſer ſey, ſie alle todtſchlagen und ausſtopfen

zu laſſen, welchen Gedanken er denn auch alſobald ausgeführt habe.

Hofrath Voigt erzählt, daß er im Begriff ſey Cuviers Naturgeſchichte, in fünf Bänden, zu überſetzen und mit Ergänzungen und Erweiterungen herauszugeben.

Nach Tiſche, als Voigt gegangen war, zeigt Goethe mir das Manuſcript ſeiner Walpurgisnacht, und ich bin erſtaunt über die Stärke, zu der es in den wenigen Wochen herangewachſen.

Mittwoch, den 3. März 1830.

Mit Goethe vor Tiſch ſpazieren gefahren. Er ſpricht günſtig über mein Gedicht in Bezug auf den König von Bayern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vortheilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige was man Convenienz heiße, worin Voltaire ſo groß geweſen. Dieſen wolle er mir zum Muſter vorſchlagen.

Darauf bey Tiſch reden wir viel über Wieland, beſonders über den Oberon, und Goethe iſt der Meinung, daß das Fundament ſchwach ſey, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeyſchaffung der Barthaare und Backen-

zähne ein Geiſt benutzt werde, ſey gar nicht wohl erfunden, beſonders weil der Held ſich dabey ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, ſinnliche und geiſtreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leſer ſo angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinausleſe.

Wir reden fort über viele Dinge und ſo kommen wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Menſch abſchüttelt was ihm nicht gemäß iſt, ſagte Goethe, iſt mir ein Beweis daß ſo etwas exiſtire.“ Ich hatte ſeit einigen Minuten daſſelbige gedacht und ſagen wollen, und ſo war es mir doppelt lieb, daß Goethe es ausſprach. „Leibnitz, fuhr er fort, hat ähnliche Gedanken über ſolche ſelbſtſtändige Weſen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden.“

Ich nahm mir vor das Weitere darüber in Leibnitz an Ort und Stelle nachzuleſen.

Sonntag, den 7. März 1830.

Um zwölf Uhr zu Goethe, den ich heute beſonders friſch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er ſeine claſſiſche Walpurgisnacht habe zurücklegen müſſen, um

die letzte Lieferung fertig zu machen. „Hiebey aber, ſagte er, bin ich klug geweſen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war, und noch viel bereits Erfundenes zu ſagen hatte. Auf dieſe Weiſe läßt ſich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich ſo lange fortgeſchrieben hätte bis es ſtockte.“ Ich merkte mir dieſes als eine gute Lehre.

Es war die Abſicht geweſen, vor Tiſch eine Spazierfahrt zu machen; allein wir fanden es beyderſeits ſo angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbeſtellt wurden.

Unterdeſſen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiſte ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegoſſene Portraits, Basreliefs, von ſieben und funfzig berühmten Perſonen. Friedrich trug die Abgüſſe in verſchiedenen Schiebläden herein, und es gab große Unterhaltung, alle die intereſſanten Perſönlichkeiten zu betrachten. Beſonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erſchien ſo kräftig und verwegen, wie ſein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas Humoriſtiſches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps, zeigten ſich als reine, freye, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Portraits der Demoiſelle Gay, der Madame Taſtú und anderer junger Schriftſtellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menſchen früherer Jahrhunderte, und wir hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen

wir von einer bedeutenden Perſon zur andern, und Goethe konnte nicht umhin wiederholt zu äußern, daß er durch dieſe Sendung von David einen Schatz beſitze, wofür er dem trefflichen Künſtler nicht genug danken könne. Er werde nicht unterlaſſen, dieſe Sammlung Durchreiſenden vorzuzeigen und ſich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Perſonen unterrichten zu laſſen.

Auch Bücher waren in der Kiſte verpackt geweſen, die er in die vorderen Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tiſch ſetzten. Wir waren heiter und ſprachen von Arbeiten und Vorſätzen hin und her. „Es iſt nicht gut daß der Menſch alleine ſey, ſagte Goethe, und beſonders nicht daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen ſoll. Ich verdanke Schillern die Achilleïs und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es ſich zurechnen, wenn ich den zweyten Theil des Fauſt zu Stande bringe. Ich habe es Ihnen ſchon oft geſagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wiſſen.“ Ich freute mich dieſer Worte, im Gefühl daß daran viel Wahres ſeyn möge.

Beym Nachtiſch öffnete Goethe eins der Pakete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps, begleitet von einem Brief den Goethe mir zu leſen gab. Hier ſah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der franzöſiſchen Literatur

zugeſtanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geiſtiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethe's Jugend Shakſpeare gewirkt. Von Voltaire läßt ſich nicht ſagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß ſie ſich in ſeinem Geiſt verſammelten und ihn als ihren Herrn und Meiſter erkannten. Überall war der Brief von Emile Deſchamps mit ſehr liebenswürdiger herzlicher Freyheit geſchrieben. „Man blickt in den Frühling eines ſchönen Gemüths," ſagte Goethe.

Ferner befand ſich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons, in den verſchiedenſten Stellungen. „Das iſt etwas für meinen Sohn," ſagte Goethe, und ſendete das Blatt ſchnell hinauf. Es verfehlte auch ſeine Wirkung nicht, indem der junge Goethe ſehr bald herunter kam, und voller Freude dieſe Hüte ſeines Helden für das non plus ultra ſeiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen befand ſich das Bild unter Glas und Rahmen und an ſeinem Ort, unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

Dienſtag, den 16. März 1830.

Morgens beſucht mich Herr v. Goethe und eröffnet mir, daß ſeine lange beabſichtigte Reiſe nach Italien entſchieden, daß von ſeinem Vater die nöthigen Gelder bewilligt worden, und daß er wünſche daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinſchaftlich über dieſe Nachricht und bereden viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bey Goethe's Hauſe vorbeygehe, winkt Goethe mir am Fenſter, und ich bin ſchnell zu ihm hinauf. Er iſt in den vorderen Zimmern und ſehr heiter und friſch. Er fängt ſogleich an von der Reiſe ſeines Sohnes zu reden, daß er ſie billige, ſie vernünftig finde, und ſich freue daß ich mitgehe. „Es wird für Euch beyde gut ſeyn, ſagte er, und Ihre Cultur insbeſondere wird ſich nicht ſchlecht dabey befinden."

Er zeigt mir ſodann einen Chriſtus mit zwölf Apoſteln, und wir reden über das Geiſtloſe ſolcher Figuren, als Gegenſtände der Darſtellung für den Bildhauer. „Der eine Apoſtel, ſagte Goethe, iſt immer ungefähr wie der andere, und die wenigſten haben Leben und Thaten hinter ſich, um ihnen Character und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bey dieſer Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyclus von zwölf bibliſchen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders und daher jede ein dankbarer Gegenſtand für den Künſtler iſt."

„Zuerſt Adam, der ſchönſte Mann, ſo vollkommen wie man ſich ihn nur zu denken fähig iſt. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Menſch berufen ſey die Erde zu bauen.“

„Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinſtock, und man kann dieſer Figur etwas von einem indiſchen Bachus geben.“

„Nächſt dieſem Moſes, als erſten Geſetzgeber.“

„Sodann David, als Krieger und König.“

„Auf dieſen Jeſaias, ein Fürſt und Prophet.“

„Daniel ſodann, der auf Chriſtus, den künftigen, hindeutet.“

„Chriſtus.“

„Ihm zunächſt Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und ſo wäre denn Chriſtus von zwey jugendlichen Figuren eingeſchloſſen, von denen der eine (Daniel) ſanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andere (Johannes) leidenſchaftlich mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?“

„Der Hauptmann von Capernaum, als Repräſentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden.“

„Auf dieſen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Beſſerung ſich zuwendenden Menſchheit. In welchen beyden Figuren der Inbegriff des Chriſtenthums enthalten wäre.“

„Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigſten verbreitet hat.“

„Auf dieſen Jacobus, der zu den entfernteſten Völkern ging, und die Miſſionaire repräſentirt.“

„Petrus machte den Schluß. Der Künſtler müßte ihn in die Nähe der Thür ſtellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forſchend betrachte, ob ſie denn auch werth ſeyen, das Heiligthum zu betreten.“

„Was ſagen Sie zu dieſem Cyclus? — Ich dächte er wäre reicher als die zwölf Apoſtel, wo jeder ausſieht wie der andere. Den Moſes und die Magdalene würde ich ſitzend bilden.“

Ich war ſehr glücklich dieſes Alles zu hören und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir verſprach. „Ich will es noch alles durchdenken, ſagte er, und es dann nebſt andern neueſten Dingen Ihnen zum neununddreyßigſten Band geben.“

Mittwoch, den 17. März 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich ſprach mit ihm über eine Stelle in ſeinen Gedichten, ob es heißen müſſe: „Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verhieß“ wie in allen älteren Ausgaben ſteht; oder: „Wie es dein Prieſter Properz ꝛc.“ welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieſer letzteren Lesart, ſagte Goethe, habe ich mich durch Göttling verleiten laſſen. Prieſter Properz klingt zudem ſchlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart.“

So, ſagte ich, ſtand auch in dem Manuſcript Ihrer Helena, daß Theſeus ſie entführet als ein zehenjährig ſchlankes Reh. Auf Göttling's Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken laſſen: ein ſiebenjährig ſchlankes Reh, welches gar zu jung iſt, ſowohl für das ſchöne Mädchen, als für die Zwillingsbrüder Caſtor und Pollux, die ſie befreyen. Das Ganze liegt ja ſo in der Fabelzeit, daß niemand ſagen kann wie alt ſie eigentlich war, und zudem iſt die ganze Mythologie ſo verſatil, daß man die Dinge brauchen kann wie es am bequemſten und hübſcheſten iſt.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe; ich bin auch dafür, daß ſie zehn Jahr alt geweſen ſey als Theſeus ſie entführet, und ich habe daher auch ſpäter geſchrieben: vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem ſiebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen.“

Zum Nachtiſch zeigte Goethe mir zwey friſche Hefte von Neureuther, nach ſeinen Balladen, und wir bewunderten vor allen den freyen heitern Geiſt des liebenswürdigen Künſtlers.

Sonntag, den 21. März 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Er ſpricht zunächſt über die Reiſe ſeines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illuſion machen ſollen. „Man kommt gewöhnlich zurück wie man gegangen iſt, ſagte er, ja man muß ſich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die ſpäter für unſere Zuſtände nicht paſſen. So brachte ich aus Italien den Begriff der ſchönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen ſind als ſie hätten ſollen. Die Hauptſache iſt, daß man lerne ſich ſelbſt zu beherrſchen. Wollte ich mich ungehindert gehen laſſen, ſo läge es wohl in mir, mich ſelbſt und meine Umgebung zu Grunde zu richten.“

Wir ſprachen ſodann über krankhafte körperliche Zuſtände, und über die Wechſelwirkung zwiſchen Körper und Geiſt.

„Es iſt unglaublich, ſagte Goethe, wie viel der Geiſt zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beſchwerden des Unterleibes, allein der geiſtige Wille und die Kräfte des oberen Theiles halten mich im Gange. Der Geiſt muß nur dem Körper nicht nachgeben! — So arbeite ich bey hohem Barometerſtande leichter als bey tiefem; da ich nun dieſes weiß, ſo ſuche ich, bey tiefem Barometer, durch größere Anſtrengung

die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir."

„In der Poeſie jedoch laſſen ſich gewiſſe Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geiſtigen Willen nicht zu erreichen iſt. So laſſe ich mir jetzt in meiner Walpurgisnacht Zeit, damit Alles die gehörige Kraft und Anmuth erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden bevor Sie gehen."

„Was darin von Piquen vorkommt, habe ich ſo von den beſonderen Gegenſtänden abgelöſt und ins Allgemeine geſpielt, daß es zwar dem Leſer nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wiſſen wird, worauf es eigentlich gemeint iſt. Ich habe jedoch geſtrebt, daß Alles, im antiken Sinne, in beſtimmten Umriſſen daſtehe, und daß nichts Vages, Ungewiſſes vorkomme, welches dem romantiſchen Verfahren gemäß ſeyn mag."

„Der Begriff von claſſiſcher und romantiſcher Poeſie, der jetzt über die ganze Welt geht und ſo viel Streit und Spaltungen verurſacht, fuhr Goethe fort, iſt urſprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxime des objectiven Verfahrens, und wollte nur dieſes gelten laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjectiv wirkte, hielt ſeine Art für die rechte, und, um ſich gegen mich zu wehren, ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich ſelber, wider Willen, romantiſch ſey,

und meine Iphigenie, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs ſo claſſiſch und im antiken Sinne ſey, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo daß ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun jedermann von Claſſicismus und Romanticismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte."

Ich lenkte das Geſpräch wieder auf den Cyclus der zwölf Figuren, und Goethe ſagte mir noch Einiges zur Ergänzung.

„Den Adam müßte man bilden wie ich geſagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am beſten nach dem Sündenfall denke; man müßte ihn mit einem dünnen Rehfellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken, daß er der Vater der Menſchheit, ſo würde man wohl thun, ihm ſeinen älteſten Sohn beyzugeben, einen trotzigen, kühn um ſich blickenden Knaben, einen kleinen Herkules, in der Hand eine Schlange erdrückend."

„Auch wegen Noah haben ich einen anderen Gedanken gehabt, der mir beſſer gefällt; ich würde ihn nicht dem indiſchen Bachus anähneln, ſondern ich würde ihn als Winzer darſtellen, wobey man ſich eine Art von Erlöſer denken könnte, der, als erſter Pfleger des Weinſtocks, die Menſchheit von der Qual der Sorgen und Bedrängniſſe frey machte."

Ich war beglückt über dieſe guten Gedanken und nahm mir vor ſie zu notiren.

Goethe zeigte mir ſodann das Blatt von Neureuther zu ſeiner Legende vom Hufeiſen. Der Künſtler, ſagte ich, hat dem Heiland nur acht Jünger beygegeben. „Und ſchon dieſe acht, fiel Goethe ein, waren ihm zu viel, und er hat ſehr klug getrachtet, ſie durch zwey Gruppen zu trennen und die Monotonie eines geiſtloſen Zuges zu vermeiden.“

Mittwoch, den 24. März 1830.

Bey Goethe zu Tiſch in den heiterſten Geſprächen. Er erzählt mir von einem franzöſiſchen Gedicht, das als Manuſcript in der Sammlung von David mitgekommen, unter dem Titel: le rire de Mirabeau. „Das Gedicht iſt voller Geiſt und Verwegenheit, ſagte Goethe, und Sie müſſen es ſehen. Es iſt als hätte der Mephiſtopheles dem Poeten dazu die Tinte präparirt. Es iſt groß, wenn er es geſchrieben, ohne den Fauſt geleſen zu haben, und eben ſo groß, wenn er ihn geleſen.“

Mittwoch, den 21. April 1830.

Ich nahm heute Abſchied von Goethe, indem die Abreiſe nach Italien mit ſeinem Sohn dem Kammerherrn auf morgen früh beſtimmt war. Wir ſprachen manches auf die Reiſe Bezügliche durch, beſonders empfahl er mir, gut zu beobachten, und ihm dann und wann zu ſchreiben.

Ich fühlte eine gewiſſe Rührung Goethe zu verlaſſen; doch tröſtete mich der Anblick ſeiner feſten Geſundheit, und die Zuverſicht, ihn glücklich wiederzuſehen.

Als ich ging ſchenkte er mir ein Stammbuch, worin er ſich mit folgenden Worten eingeſchrieben:

„Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt ſich eh' ich's merke."

Hios.

Den Reiſenden

Weimar
den 21. April 1830.

Goethe.

Frankfurt, Sonnabend den 24. April 1830.

Ich machte gegen eilf Uhr einen Spaziergang um die Stadt und durch die Gärten, nach dem Taunusgebirge zu, und freute mich an dieſer herrlichen Natur

und Vegetation. Vorgeſtern, in Weimar, waren die Bäume noch in Knospen; hier aber fand ich die neuen Triebe der Kaſtanien ſchon einen Fuß lang, die der Linden eine Viertel-Elle; das Laub der Birken war ſchon dunkelgrün, die Eichen waren alle ausgeſchlagen. Das Gras ſah ich einen Fuß hoch, ſo daß am Thor mir Mädchen begegneten, die ſchwere Graskörbe hereintrugen.

Ich ging durch die Gärten, um eine freye Anſicht des Taunusgebirges zu gewinnen; es war ein muntrer Wind, die Wolken zogen aus Südweſt, und warfen ihre Schatten auf das Gebirge, ſo wie ſie nach Nordoſt vorbeyzogen. Zwiſchen den Gärten ſah ich einige Störche niedergehen, und ſich wieder aufheben, welches in dem Sonnenſchein, zwiſchen den ziehenden weißen Wolken und blauen Himmel, ein ſchöner Anblick war und den Character der Gegend vollendete. Als ich zurückging, kamen mir vor dem Thore die ſchönſten Kühe entgegen, braun, weiß, gefleckt und von glänzender Haut.

Die hieſige Luft iſt anmuthig und wohlthätig, das Waſſer von ſüßlichem Geſchmack. Beefſteaks habe ich ſeit Hamburg nicht ſo gute gegeſſen als hier; auch freue ich mich über das treffliche Weißbrod.

Es iſt Meſſe, und das Getreibe und Geleyer und Gedudel auf der Straße geht vom Morgen bis ſpät in die Nacht. Ein Savoyardenknabe war mir merkwürdig, der eine Leyer drehte, und hinter ſich einen Hund zog,

auf welchem ein Affe ritt. Er pfiff und ſang zu uns herauf, und reizte uns lange, ihm etwas zu geben. Wir warfen ihm hinunter, mehr als er erwarten konnte, und ich dachte er würde einen Blick des Dankes heraufſenden. Er that aber nicht dergleichen, ſondern ſteckte ſein Geld ein und blickte ſogleich nach Anderen, die ihm geben ſollten.

Frankfurt, Sonntag den 25. April 1830.

Wir machten dieſen Morgen eine Spazierfahrt um die Stadt, in einem ſehr eleganten Wagen unſeres Wirthes. Die reizenden Anlagen, die prächtigen Gebäude, der ſchöne Strom, die Gärten und einladenden Gartenhäuſer erquickten die Sinne; ich machte jedoch bald die Bemerkung, daß es ein Bedürfniß des Geiſtes ſey, den Gegenſtänden einen Gedanken abzugewinnen, und daß, ohne dieſes, am Ende alles gleichgültig und ohne Bedeutung an uns vorübergehe.

Mittags, an Table d'hôte, ſah ich viele Geſichter, allein wenige von ſolchem Ausdruck, daß ſie mir merkwürdig ſeyn konnten. Der Oberkellner jedoch intereſſirte mich in hohem Grade, ſo daß denn meine Augen nur ihm und ſeinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Menſch! Gegen zweyhundert Gäſte

ſaßen wir an langen Tiſchen, und es klingt beynahe unglaublich, wenn ich ſage, daß dieſer Oberkellner faſt allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufſetzte und abnahm, und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabey wurde nie etwas verſchüttet, auch nie jemand der Speiſenden berührt, ſondern alles geſchah luftartig, behende, wie durch Geiſtergewalt. Und ſo flogen Tauſend von Schüſſeln und Tellern aus ſeinen Händen auf den Tiſch, und wiederum vom Tiſch in die Hände ihm folgender Bedienung. Ganz in ſeine Intention vertieft war der ganze Menſch bloß Blick und Hand, und er öffnete ſeine geſchloſſenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er beſorgte nicht bloß den Tiſch, ſondern auch die einzelnen Beſtellungen an Wein und dergleichen; und dabey merkte er ſich alles, ſo daß er am Ende der Tafel eines jeden Zeche wußte und das Geld eincaſſirte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geiſtes und das große Gedächtniß dieſes merkwürdigen jungen Mannes. Dabey war er immer vollkommen ruhig und ſich bewußt, und immer bereit zu einem Scherz und einer geiſtreichen Erwiederung, ſo daß ein beſtändiges Lächeln auf ſeinen Lippen ſchwebte. Ein franzöſiſcher Rittmeiſter der alten Garde beklagte ihn gegen Ende der Tafel, daß die Damen ſich entfernten; er antwortete ſchnell ablehnend: C'est pour vous autres; nous sommes sans passion. Das Franzöſiſche

ſprach er vollkommen, ebenſo das Engliſche, und man verſicherte mich, daß er noch drey andere Sprachen in ſeiner Gewalt habe. Ich ließ mich ſpäter mit ihm in ein Geſpräch ein, und hatte nach allen Seiten hin eine ſeltene Bildung an ihm zu ſchätzen.

Abends im Don Juan hatten wir Urſache, mit Liebe an Weimar zu denken. Im Grunde waren alles gute Stimmen und hübſche Talente, allein ſie ſpielten und redeten faſt alle wie Naturaliſten, die keinem Meiſter etwas ſchuldig geworden. Sie waren undeutlich, und thaten als ob kein Publicum da wäre. Das Spiel einiger Perſonen gab zu der Bemerkung Anlaß, daß das Unedle, ohne Character, ſogleich gemein und unerträglich werde, während es durch Character ſich ſogleich in die höhere Sphäre der Kunſt erhebt. Das Publicum war ſehr laut und ungeſtüm, und es fehlte nicht an vielfältigem Da Capo- und Hervorgerufe. Der Zerline ging es gut und übel zugleich, indem die eine Hälfte des Hauſes ziſchte, während die andere applaudirte, ſo daß ſich die Parteyen ſteigerten, und es jedesmal mit einem wüſten Lärm und Tumult endigte.

Mailand, den 23. May 1830.

Ich bin nun bald drey Wochen hier und es iſt wohl Zeit, daß ich Einiges aufſchreibe.

Das große Theater della Scala iſt zu unſerm Bedauren geſchloſſen; wir waren darin und ſahen es angefüllt mit Gerüſten. Man nimmt verſchiedene Reparaturen vor und bauet, wie man ſagt, noch eine Reihe Logen. Die erſten Sänger und Sängerinnen haben dieſen Zeitpunct wahrgenommen und ſind auf Reiſen gegangen. Einige, ſagt man, ſind in Wien, andere in Paris.

Das Marionetten-Theater habe ich gleich nach meiner Ankunft beſucht, und habe mich gefreut an der außerordentlichen Deutlichkeit der redenden Perſonen. Dieß Marionetten-Theater iſt vielleicht das beſte in der Welt; es iſt berühmt, und man hört davon reden, ſo wie man Mailand nahe kommt.

Das Theater della Canobiana, mit fünf Reihen Logen über einander, iſt nach der Scala das größte. Es faßt dreytauſend Menſchen. Es iſt mir ſehr angenehm; ich habe es oft beſucht und immer dieſelbige Oper und daſſelbige Ballet geſehen. Man giebt ſeit drey Wochen il Conte Ory, Oper von Roſſini, und das Ballet l'Orfana di Genevra. Die Decorationen von San Quirico oder unter deſſen Anleitung gemacht, wirken durchaus angenehm, und ſind beſcheiden genug, um ſich

von den Anzügen der ſpielenden Figuren überbieten zu laſſen. San Quirico, ſagt man, hat viele geſchickte Leute in ſeinem Dienſt; alle Beſtellungen gehen an ihn, er überträgt ſie ferner, und giebt die Anleitungen, ſo daß alles unter ſeinem Namen geht und er ſelbſt ſehr wenig macht. Er ſoll vielen geſchickten Künſtlern jährlich ein ſchönes Firum geben, und dieſes auch bezahlen, wenn ſie krank ſind und das ganze Jahr nichts zu thun haben.

Bey der Oper ſelbſt war es mir zunächſt lieb, keinen Souffleurkaſten zu ſehen, der ſonſt, ſo unangenehm, immer die Füße der handelnden Perſonen verdeckt.

Sodann gefiel mir der Platz des Capellmeiſters. Er ſtand ſo, daß er ſein ganzes Orcheſter überſieht, und rechts und links winken und leiten kann, und von Allen geſehen wird, ein wenig erhöht, in der Mitte, zunächſt am Parket, ſo daß er, über das Orcheſter hinaus, frey auf die Bühne ſieht. In Weimar dagegen ſteht der Capellmeiſter ſo, daß er zwar frey auf die Bühne ſieht, aber das Orcheſter im Rücken hat, ſo daß er ſich immer umwenden muß, wenn er jemanden etwas bedeuten will.

Das Orcheſter ſelbſt iſt ſehr ſtark beſetzt, ich zählte ſechzehn Bäſſe, und zwar an jedem äußerſten Ende acht. Das gegen hundert Perſonen ſich belaufende Perſonal iſt von beyden Seiten zu nach innen auf den Capellmeiſter gewendet, und zwar ſo, daß ſie den Rücken gegen die ins Proſcenium hineingehenden Parterre-Logen

haben, und mit dem einen Auge auf die Bühne und mit dem andern ins Parterre ſehen; grade aus aber auf den Capellmeiſter.

Die Stimmen der Sänger und Sängerinnen betreffend, ſo entzückte mich dieſer reine Klang und die Stärke der Töne, dieſes leichte Anſprechen und freye Herausgehen ohne die geringſte Anſtrengung. Ich dachte an Zelter und wünſchte ihn an meiner Seite zu ſeyn. Vor allen beglückte mich die Stimme der Signora Corradi-Pantanelli, welche den Pagen ſang. Ich ſprach über dieſe treffliche Sängerin gegen Andere, und hörte, ſie ſey auf nächſten Winter für die Scala engagirt. Die Prima-Donna, als Conteſſa Adele, war eine junge Anfängerin, Signora Albertini; in ihrer Stimme liegt etwas ſehr Zartes, Hellreines, wie das Licht der Sonne. Jeden aus Deutſchland Kommenden muß ſie in hohem Grade erfreuen. Sodann ein junger Baſſiſt ragte hervor. Seine Stimme hat den gewaltigſten Ton, iſt jedoch noch ein wenig unbeholfen, ſo wie auch ſein Spiel, obgleich frey, auf die Jugend ſeiner Kunſt ſchließen ließ.

Die Chöre gingen vortrefflich und mit dem Orcheſter auf das Präciſeſte.

Die Körperbewegung der ſpielenden Perſonen anlangend, ſo war mir eine gewiſſe Mäßigkeit und Ruhe merkwürdig, indem ich Äußerungen des lebhaften italieniſchen Characters erwartet hatte.

Die Schminke war nur ein Hauch von Röthe, ſo wie man es in der Natur gerne ſieht, und ſo, daß man nicht an geſchminkte Wangen erinnert wird.

Bey der ſtarken Beſetzung des Orcheſters war es mir merkwürdig, daß es nie die Stimmen der Sänger übertönte, ſondern daß dieſe immer die herrſchenden blieben. Ich ſprach darüber an Table d'hôte, und hörte einen verſtändigen jungen Mann Folgendes erwiedern.

„Die deutſchen Orcheſter, ſagte er, ſind egoiſtiſch und wollen als Orcheſter ſich hervorthun und etwas ſeyn. Ein italieniſches Orcheſter dagegen iſt discret. Es weiß recht gut, daß in der Oper der Geſang der menſchlichen Stimmen die Hauptſache iſt, und daß die Begleitung des Orcheſters dieſen nur tragen ſoll. Zudem hält der Italiener dafür, daß der Ton eines Inſtruments nur ſchön ſey, wenn man ihn nicht forcirt. Mögen daher in einem italieniſchen Orcheſter noch ſo viele Geigen, Clarinetten, Trompeten und Bäſſe geſpielt und geblaſen werden, der Total-Eindruck des Ganzen wird immer ſanft und angenehm bleiben, [illegible] ein deutſches Orcheſter, bey dreyfach ſchwächerer Beſetzung, ſehr leicht laut und rauſchend wird.“

Ich konnte ſo überzeugenden Worten nicht widerſprechen, und freute mich, mein Problem ſo klar gelöſt zu ſehen.

Aber ſollten nicht auch, verſetzte ich, die neueſten

Componiſten ſchuld ſeyn, indem ſie die Orcheſter-Begleitung der Oper zu ſtark inſtrumentiren?"

„Allerdings, erwiederte der Fremde, ſind neuere Componiſten in dieſen Fehler gefallen; allein niemals wirklich große Meiſter wie Mozart und Roſſini. Ja es findet ſich ſogar bey dieſen, daß ſie, in der Begleitung, eigene, von der Melodie des Geſanges unabhängige, Motive ausgeführt haben; allein demungeachtet haben ſie ſich immer ſo mäßig gehalten, daß die Stimme des Geſanges immer das Herrſchende und Vorwaltende geblieben iſt. Neueſte Meiſter dagegen übertönen, bey wirklicher Armuth an Motiven in der Begleitung, durch eine gewaltſame Inſtrumentirung ſehr oft den Geſang."

Ich gab dem verſtändigen jungen Fremden meinen Beyfall. Mein Tiſchnachbar ſagte mir, es ſey ein junger liefländiſcher Baron, der ſich lange in Paris und London aufgehalten und nun ſeit fünf Jahren hier ſey und viel ſtudire.

Noch etwas muß ich erwähnen, das ich in der Oper bemerkt, und welches mir Freude machte zu bemerken. Es iſt nämlich dieſes, daß die Italiener auf dem Theater die Nacht nicht als wirkliche Nacht, ſondern nur ſymboliſch behandeln. Auf deutſchen Theatern war es mir immer unangenehm, daß in nächtlichen Scenen eine vollkommene Nacht eintrat, wo denn der Ausdruck der handelnden Figuren, ja oft die Perſonen ſelber, ganz verſchwanden, und man eben nichts mehr ſah als die

leere Nacht. Die Italiener behandeln das weiſer. Ihre Theater-Nacht iſt nie eine wirkliche, ſondern nur eine Andeutung. Nur der Hintergrund des Theaters verdunkelte ſich ein Weniges, und die ſpielenden Perſonen zogen ſich ſo ſehr in den Vordergrund, daß ſie durchaus beleuchtet blieben, und kein Zug in dem Ausdruck ihrer Geſichter uns entging. In der Malerey ſollte es billig auch ſo ſeyn, und es ſoll mich wundern, ob ich Bilder finden werde, wo die Nacht die Geſichter ſo verdunkelt hat, daß der Ausdruck unkenntlich wird. Ich hoffe von guten Meiſtern kein ſolches Bild zu finden.

Dieſelbige ſchöne Maxime fand ich auch im Ballet angewendet. Eine nächtliche Scene war vorgeſtellt, wo ein Mädchen von einem Räuber überfallen wird. Das Theater iſt nur ein Weniges verdunkelt, ſo daß man alle Bewegungen und den Ausdruck der Geſichter vollkommen ſieht. Auf das Geſchrey des Mädchens entflieht der Mörder, und die Landleute eilen aus ihren Hütten herzu mit Lichtern. Aber nicht mit Lichtern von trüber Flamme, ſondern dem Weißfeuer ähnlichen, ſo daß uns durch dieſen Contraſt der helleſten Beleuchtung erſt fühlbar wird, daß es in der vorigen Scene Nacht war.

Was man mir in Deutſchland von dem lauten italieniſchen Publicum vorausſagte, habe ich beſtätigt gefunden, und zwar nimmt die Unruhe des Publicums zu, je länger eine Oper gegeben wird. Vor vierzehn Tagen ſah ich eine der erſten Vorſtellungen von dem Conte

Dry. Die beſten Sänger und Sängerinnen empfing man bey ihrem Auftreten mit Applaus; man ſprach wohl in gleichgültigen Scenen, allein bey dem Eintritt guter Arien wurde alles ſtille, und ein allgemeiner Beyfall lohnte den Sänger. Die Chöre gingen vortrefflich, und ich bewunderte die Präciſion, wie Orcheſter und Stimmen ſtets zuſammentrafen. Jetzt aber, nachdem man die Oper ſeit der Zeit jeden Abend gegeben hat, iſt beym Publicum jede Aufmerkſamkeit hin, ſo daß alles redet und das Haus von einem lauten Getöſe ſummet. Es regt ſich kaum eine Hand mehr, und man begreift kaum wie man auf der Bühne noch die Lippe öffnen und im Orcheſter noch einen Strich thun mag. Man bemerkt auch keinen Eifer und keine Präciſion mehr, und der Fremde, der gerne etwas hören möchte, wäre in Verzweiflung, wenn man in ſo heiterer Umgebung überall verzweifeln könnte.

Mailand, den 30. May 1830,
am 1. Pfingſttage.

Ich will noch Einiges notiren was mir bis jetzt in Italien zu bemerken Freude machte, oder ſonſt ein Intereſſe erweckte.

Oben auf dem Simplon, in der Einöde von Schnee

und Nebel, in der Nähe einer Refuge, kam ein Knabe mit ſeinem Schweſterchen den Berg herauf an unſern Wagen. Beyde hatten kleine Körbe auf dem Rücken, mit Holz, das ſie in dem untern Gebirge, wo noch einige Vegetation iſt, geholt hatten. Der Knabe reichte uns einige Bergkriſtalle und ſonſtiges Geſtein, wofür wir ihm einige kleine Münze gaben. Nun hat ſich mir als unvergeßlich eingeprägt, mit welcher Wonne er verſtohlen auf ſein Geld blickte, indem er an unſerm Wagen herging. Dieſen himmliſchen Ausdruck von Glückſeligkeit habe ich nie vorher geſehen. Ich hatte zu bedenken, daß Gott alle Quellen und alle Fähigkeiten des Glücks in das menſchliche Gemüth gelegt hat, und daß es zum Glück völlig gleich iſt, wo und wie einer wohnt.

Ich wollte in meinen Mittheilungen fortfahren, allein ich ward unterbrochen, und kam während meines ferneren Aufenthaltes in Italien, wo freylich kein Tag ohne bedeutende Eindrücke und Beobachtungen verging, nicht wieder zum Schreiben. Erſt nachdem ich mich von Goethe dem Sohne getrennt und die Alpen im Rücken hatte, richtete ich Folgendes wieder an Goethe.

Genf, Sonntag den 12. September 1830.

Ich habe Ihnen dießmal ſoviel mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich endigen ſoll.

Eure Excellenz haben oft im Scherz geſagt, daß das Fortreiſen eine recht gute Sache ſey, wenn nur das Wiederkommen nicht wäre. Ich finde dieß nun zu meiner Qual beſtätigt, indem ich mich an einer Art von Scheideweg befinde, und nicht weiß welchen ich einſchlagen ſoll.

Mein Aufenthalt in Italien, ſo kurz er auch war, iſt doch wie billig nicht ohne große Wirkung für mich geweſen. Eine reiche Natur hat mit ihren Wundern zu mir geſprochen und mich gefragt, wie weit ich denn gekommen, um ſolche Sprache zu vernehmen. Große Werke der Menſchen, große Thätigkeiten, haben mich angeregt und mich auf meine eigenen Hände blicken laſſen, um zu ſehen was denn ich ſelbſt vermöge. Exiſtenzen tauſendfacher Art haben mich berührt und mich gefragt, wie denn die meinige beſchaffen. Und ſo ſind drey große Bedürfniſſe in mir lebendig: Mein Wiſſen zu vermehren, meine Exiſtenz zu verbeſſern, und, daß beydes möglich ſey, vor allen Dingen etwas zu thun.

Was nun dieſes letztere betrifft, ſo bin ich über das, was zu thun ſey, keineswegs in Zweifel. Es liegt mir

ſeit lange ein Werk am Herzen, womit ich mich dieſe Jahre her in freyen Stunden beſchäftiget habe, und das ſo weit fertig iſt, wie ungefähr ein neugebautes Schiff, dem noch das Tauwerk und die Segel fehlen um in die See zu gehen.

Es ſind dieß jene Geſpräche über große Maximen in allen Fächern des Wiſſens und der Kunſt, ſo wie Aufſchlüſſe über höhere menſchliche Intereſſen, Werke des Geiſtes und vorzügliche Perſonen des Jahrhunderts, wozu ſich im Laufe der ſechs Jahre, die ich in Ihrer Nähe zu ſeyn das Glück hatte, die häufigſten Anläſſe fanden. Es ſind dieſe Geſpräche für mich ein Fundament von unendlicher Cultur geworden, und wie ich im höchſten Grade beglückt war, ſie zu hören und in mich aufzunehmen, ſo wollte ich auch anderen Guten dieſes Glück bereiten, indem ich ſie niederſchrieb und ſie der beſſeren Menſchheit bewahrte.

Eure Excellenz haben von dieſen Converſationen hin und wieder einige Bogen geſehen, Sie haben ſelbigen Ihren Beyfall geſchenkt, und mich wiederholt aufgemuntert, in dieſem Unternehmen fortzufahren. Solches iſt denn periodenweiſe geſchehen, wie mein zerſtreutes Leben in Weimar es zuließ, ſo daß ſich etwa zu zwey Bänden reichliche Materialien geſammelt finden.

Vor meiner Abreiſe nach Italien habe ich dieſe wichtigen Manuſcripte nicht mit meinen übrigen Schriften und Sachen in meine Koffer verpackt, ſondern ich habe

ſie, in einem beſonderen Paket verſiegelt, unſerm Freunde Soret zur Aufbewahrung vertraut, mit dem Erſuchen, im Fall mir auf der Reiſe ein Unheil zuſtieße und ich nicht zurückkäme, ſie in Ihre Hände zu geben.

Nach dem Beſuche in Venedig, bey unſerm zweyten Aufenthalt in Mailand, überfiel mich ein Fieber, ſo daß ich einige Nächte ſehr krank war und eine ganze Woche, ohne Neigung zu der geringſten Nahrung, ganz ſchmählich danieder lag. In dieſen einſamen verlaſſenen Stunden gedachte ich vorzüglich jenes Manuſcripts, und es beunruhigte mich, daß es ſich nicht in einem ſo klaren abgeſchloſſenen Zuſtand befinde, um davon entſchieden Gebrauch zu machen. Es trat mir vor Augen, daß es häufig nur mit der Bleyfeder geſchrieben, daß einige Stellen undeutlich und nicht gehörig ausgedrückt, daß Manches ſich nur in Andeutungen befinde, und, mit einem Wort, eine gehörige Redaction und die letzte Hand fehle.

In ſolchen Zuſtänden und bey ſolchem Gefühl erwachte in mir ein dringendes Verlangen nach jenen Papieren. Die Freude, Neapel und Rom zu ſehen, verſchwand, und eine Sehnſucht ergriff mich, nach Deutſchland zurückzukehren, um, von allem zurückgezogen, einſam, jenes Manuſcript zu vollenden.

Ohne von dem was tiefer in mir vorging zu reden, ſprach ich mit Ihrem Herrn Sohn über meine körperlichen Zuſtände; er empfand das Gefährliche, mich in

der großen Hitze weiter mitzuſchleppen, und wir wurden eins, daß ich noch Genua verſuchen, und wenn dort mein Befinden ſich nicht beſſern ſollte, es meiner Wahl überlaſſen ſey, nach Deutſchland zurückzugehen.

So hatten wir uns einige Zeit in Genua aufgehalten, als ein Brief von Ihnen uns erreichte, worin Sie aus der Ferne her zu empfinden ſchienen, wie es ungefähr mit uns ſtehen möchte, und worin Sie ausſprachen, daß, im Fall ich etwa Neigung hätte zurückzukehren, ich Ihnen willkommen ſeyn ſolle.

Wir verehrten Ihren Blick, und waren erfreut, daß Sie jenſeits der Alpen Ihre Zuſtimmung zu einer Angelegenheit gaben, die ſo eben unter uns ausgemacht worden. Ich war entſchloſſen ſogleich zu gehen, Ihr Herr Sohn jedoch fand es artig, wenn ich noch bleiben und an demſelbigen Tage mit ihm zugleich abreiſen wollte.

Dieſes that ich mit Freuden, und ſo war es denn Sonntag den 25. July Morgens vier Uhr, als wir uns auf der Straße in Genua zum Lebewohl umarmten. Zwey Wagen ſtanden, der eine um an der Küſte hinauf nach Livorno zu gehen, welchen Ihr Herr Sohn beſtieg, der andere über das Gebirge nach Turin bereit, worin ich mich zu anderen Gefährten ſetzte. So fuhren wir auseinander, in entgegengeſetzten Richtungen, beyde gerührt und mit den treueſten Wünſchen für unſer wechſelſeitiges Wohl.

Nach einer dreytägigen Reiſe, in groſſer Hitze und Staub, über Novi, Alexandria und Aſti, kam ich nach Turin, wo es nöthig war, mich einige Tage zu erholen und umzuſehen, und eine weitere paſſende Gelegenheit über die Alpen zu erwarten. Dieſe fand ſich Montag den 2. Auguſt über den Mont Cenis nach Chambery, wo wir Abends den 6. ankamen. Am 7., Nachmittags, fand ich weitere Gelegenheit nach Aix, und am 8. ſpät, in Dunkelheit und Regen erreichte ich Genf, wo ich im Gaſthof zur Krone ein Unterkommen fand.

Hier war alles voll von Engländern, die, von Paris geflohen, als Augenzeugen der dortigen außerordentlichen Auftritte viel zu erzählen hatten. Sie können denken, welchen Eindruck das erſte Erfahren jener welterſchüttern-den Begebenheiten auf mich machte, mit welchem Intereſſe ich die Zeitungen las, die im Piemonteſiſchen unterdrückt waren, und wie ich den Erzählungen der täglich neu Ankommenden, ſo wie dem Hin- und Wiederreden und Streiten politiſirender Menſchen an Table d'hôte zuhörte. Alles war in der höchſten Aufregung, und man verſuchte die Folgen zu überſehen, die aus ſo groſſen Gewaltſchritten für das übrige Europa hervorgehen könnten. Ich beſuchte Freundin Sylveſtre, Sorets Eltern und Bruder, und da jeder in ſo aufgeregten Tagen eine Meinung haben muſte, ſo bildete ich mir die, daß die franzöſiſchen Miniſter vorzüglich deßwegen ſtrafbar ſeyen, weil ſie den Monarchen zu

Schritten verleitet, wodurch beym Volke das Vertrauen und das Königliche Anſehen verletzt worden.

Es war meine Abſicht geweſen, Ihnen bey meiner Ankunft in Genf ſogleich ausführlich zu ſchreiben; allein die Aufregung und Zerſtreuung der erſten Tage war zu groß, als daß ich die Sammlung finden konnte, um mich Ihnen mitzutheilen wie ich es wollte. Sodann am 15. Auguſt erreichte mich ein Brief unſers Freundes Sterling aus Genua, mit einer Nachricht, die mich im Tiefſten betrübte und mir jede Communication nach Weimar unterſagte. Jener Freund meldete, daß Ihr Herr Sohn, am Tage ſeiner Trennung von mir, bey einem Umſturz mit dem Wagen, das Schlüſſelbein gebrochen habe und in Spezzia danieder liege. Ich ſchrieb ſogleich als Erwiederung, daß ich bereit ſey, auf den erſten Wink über die Alpen zurückzukommen, und daß ich Genf auf keinen Fall zur Fortſetzung meiner Reiſe nach Deutſchland verlaſſen würde, bis nicht durchaus beruhigende Nachrichten aus Genua bey mir eingegangen. In Erwartung ſolcher, richtete ich mich in einem Privatlogis wirthſchaftlich ein, und benutzte meinen Aufenthalt zu meiner weiteren Ausbildung in der franzöſiſchen Sprache.

Endlich, am 28. Auguſt, ward mir ein doppelter Feſttag bereitet, indem an dieſem Tage ein zweyter Brief von Sterling des Inhalts mich beglückte, daß Ihr Herr Sohn von ſeinem Unfall in kurzer Zeit völlig hergeſtellt

ſey, und durchaus heiter, wohl und ſtark ſich in Livorno befinde. So waren denn alle meine Beſorgniſſe von jener Seite mit einem Mal völlig gehoben, und ich betete in der Stille meines Herzens die Verſe:

Du, danke Gott wenn er dich preßt,
Und dank' ihm wenn er dich wieder entläßt.

Ich ſchickte mich nun ernſtlich an Ihnen Nachricht von mir zu geben; ich wollte Ihnen ſagen was ungefähr auf den vorliegenden Blättern enthalten; ich wollte ferner erſuchen, ob es mir nicht vergönnt ſeyn wolle, jenes Manuſcript, das mir ſo ſehr am Herzen liegt, von Weimar entfernt, in ſtiller Zurückgezogenheit zu vollenden; indem ich nicht eher völlig frey und froh zu werden glaube, als bis ich Ihnen jenes lange gehegte Werk in deutlicher Reinſchrift, geheftet, zur Genehmigung der Publication vorlegen könne.

Nun aber erhalte ich Briefe aus Weimar, woraus ich ſehe, daß meine baldige Zurückkunft erwartet wird, und daß man die Abſicht hat, mir eine Stelle zu geben. Solches Wohlwollen habe ich zwar mit Dank zu erkennen, allein es durchkreuzt meine jetzigen Pläne, und bringt mich in einen wunderlichen Zwieſpalt mit mir ſelber.

Käme ich jetzt nach Weimar zurück, ſo wäre an eine ſchnelle Vollendung meiner nächſten literariſchen Vorſätze gar nicht zu denken. Ich käme dort ſogleich wieder in die alte Zerſtreuung; ich wäre in der kleinen Stadt,

wo Einer dem Andern auf dem Halſe liegt, ſogleich wieder von verſchiedenen kleinen Verhältniſſen hin und hergezerrt, die mich zerſtören, ohne mir und Andern entſchieden zu nutzen.

Zwar enthält ſie viel Gutes und Treffliches, das ich ſeit lange geliebt habe und das ich ewig lieben werde; denke ich aber daran zurück, ſo iſt es mir, als ſähe ich vor den Thoren der Stadt einen Engel mit einem feurigen Schwerdt, um mir den Eingang zu wehren und mich davon hinwegzutreiben.

Ich bin, wie ich mich kenne, ein wunderliches Weſen von einem Menſchen. An gewiſſen Dingen hänge ich treu und feſt, ich halte an Vorſätzen durch viele Jahre hindurch, und führe ſie aus, hartnäckig, durch tauſend Umwege und Schwierigkeiten; aber in einzelnen Berührungen des täglichen Lebens iſt niemand abhängiger, wankender, beſtimmbarer, allerley Eindrücke fähiger, als ich, welches beydes denn das höchſt veränderliche und wiederum feſte Geſchick meines Lebens bildet. Sehe ich auf meine durchlaufene Bahn zurück, ſo ſind die Verhältniſſe und Zuſtände, durch die ich gegangen, höchſt bunt und verſchieden; blicke ich aber tiefer, ſo ſehe ich durch alle hindurch einen gewiſſen einfachen Zug eines höheren Hinaufſtrebens hindurchgehen, ſo daß es mir denn auch gelungen iſt, von Stufe zu Stufe mich zu veredeln und zu verbeſſern.

Aber eben jene große Beſtimmbarkeit und Fügſam-

keit meines Weſens macht es von Zeit zu Zeit nöthig, meine Lebensverhältniſſe zu rectificiren; ſo wie ein Schiffer, den die Launen verſchiedener Winde von ſeiner Bahn gebracht, immer wieder die alte Richtung ſucht.

Eine Stelle anzunehmen, iſt mit meinen ſo lange zurückgedrängten literariſchen Zwecken jetzt nicht zu vereinigen. Stunden an junge Engländer zu geben, iſt nicht ferner meine Abſicht. Ich habe die Sprache gewonnen, und das iſt alles was mir fehlte und worüber ich nun froh bin. Ich verkenne nicht das Gute, das mir aus dem langen Verkehr mit den jungen Fremdlingen erwachſen iſt, allein jedes Ding hat ſeine Zeit und ſeinen Wechſel.

Überall iſt das mündliche Lehren und Wirken gar nicht meine Sache. Es iſt ein Metier, wozu ich ſo wenig Talent als Ausbildung beſitze. Es fehlt mir alle redneriſche Gabe, indem jedes lebendige vis-à-vis gewöhnlich eine ſolche Gewalt über mich ausübt, daß ich mich ſelber vergeſſe, daß es mich in ſein Weſen und Intereſſe zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und ſelten zur Freyheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange.

Dagegen, dem Papiere gegenüber, fühle ich mich durchaus frey und ganz im Beſitz meiner ſelbſt; das ſchriftliche Entwickeln meiner Gedanken iſt daher auch meine eigentliche Luſt und mein eigentliches Leben, und ich halte jeden Tag für verloren, an dem ich nicht einige Seiten geſchrieben habe, die mir Freude machen.

Meine ganze Natur drängt mich jetzt, aus mir selber heraus auf einen größeren Kreis zu wirken, in der Literatur Einfluß zu gewinnen, und zu weiterem Glück mir endlich einigen Namen zu machen.

Zwar iſt der literariſche Ruhm, an ſich betrachtet, kaum der Mühe werth; ja ich habe geſehen, daß er etwas ſehr Läſtiges und Störendes ſeyn kann; allein doch hat er das Gute, daß er den Thätig-Strebenden gewahr werden läßt, daß ſeine Wirkungen einen Boden gefunden, und dieß iſt ein Gefühl göttlicher Art, welches erhebt und Gedanken und Kräfte giebt, wozu man ſonſt nicht gekommen wäre.

Wenn man ſich dagegen zu lange in engen kleinen Verhältniſſen herumdrückt, ſo leidet der Geiſt und Character, man wird zuletzt großer Dinge unfähig, und hat Mühe ſich zu erheben.

Hat die Frau Großherzogin wirklich die Abſicht, etwas für mich zu thun, ſo finden ſo hohe Perſonen ſehr leicht eine Form, um ihre gnädigen Geſinnungen auszulaſſen. Will ſie meine nächſten literariſchen Schritte unterſtützen und begünſtigen, ſo wird ſie ein gutes Werk thun, deſſen Früchte nicht verloren ſeyn ſollen.

Vom Prinzen kann ich ſagen, daß er eine beſondere Stelle in meinem Herzen hat. Ich hoffe viel Gutes von ſeinen geiſtigen Fähigkeiten und ſeinem Character, und werde gern meine wenigen Kenntniſſe zu ſeiner Dispoſition ſtellen. Ich werde mich immer weiter aus-

zubilden ſuchen, und er wird immer älter werden, um das empfangen zu können, was ich etwa Beſſeres zu geben hätte.

Zunächſt aber liegt mir vor allen Dingen die völlige Ausarbeitung jenes mehr erwähnten Manuſcripts am Herzen. Ich möchte einige Monate in ſtiller Zurückgezogenheit, bey meiner Geliebten und deren Verwandten in der Nähe von Göttingen, mich dieſer Sache widmen, damit ich, von einer alten Bürde mich befreyend, zu künftigen neuen mich wieder geneigt und bereit machte. Mein Leben iſt ſeit einigen Jahren in Stocken gerathen und ich möchte gern, daß es noch einmal einigen friſchen Cours bekäme. Zudem iſt meine Geſundheit ſchwach und wankend, ich bin meines langen Bleibens nicht ſicher, und ich möchte gern etwas Gutes zurücklaſſen, das meinen Namen in dem Andenken der Menſchen eine Weile erhielte.

Nun aber vermag ich nichts ohne Sie, ohne Ihre Zuſtimmung und Ihren Segen. Ihre ferneren Wünſche in Bezug auf mich ſind mir verborgen, auch weiß ich nicht was man höchſten Orts vielleicht Gutes mit mir im Sinne hat. So aber, wie ich es ausgeſprochen, ſteht es mit mir, und da ich Ihnen nun klar vorliege, ſo werden Sie leicht ſehen, ob wichtigere Gründe zu meinem Glück meine nächſte Zurückkunft wünſchen laſſen, oder ob ich getroſt vor der Hand meinen eigenen geiſtigen Vorſätzen folgen kann.

Ich gehe in einigen Tagen von hier über Neuſchatel, Colmar und Straßburg, mit gehöriger Muße und Umherſchauung, nach Frankfurt, ſo wie ich die Reiſegelegenheit finde. Nun würde es mich ſehr beglücken, wenn ich in Frankfurt einige Zeilen von Ihnen erwarten könnte, die ich dorthin poste restante an mich gehen zu laſſen bitte.

Ich bin nun froh, daß ich dieſe ſchwere Beichte von der Seele habe, und freue mich, in einem nächſten Brief über Dinge leichterer Art mich Euer Excellenz mitzutheilen.

Ich bitte um einen herzlichen Gruß an Hofrath Meyer, Oberbaudirector Coudray, Profeſſor Riemer, Canzler von Müller und was Ihnen ſonſt nahe iſt und meiner gedenken mag.

Sie ſelbſt aber drücke ich zu meinem Herzen, und verharre in den Geſinnungen der höchſten Verehrung und Liebe, wo ich auch ſey, ganz der Ihrige.

E.

Genf, den 14. September 1830.

Zu meiner großen Freude habe ich aus einem Ihrer letzten Briefe in Genua erſehen, daß die Lücken und das Ende der claſſiſchen Walpurgisnacht glücklich erobert worden. Die drey erſten Acte wären alſo vollkommen

fertig, die Helena verbunden, und demnach das Schwierigſte gethan. Das Ende iſt, wie Sie mir ſagten, ſchon da, und ſo wird, wie ich hoffe, der vierte Act ſich Ihnen bald überwunden ergeben, und etwas Großes wäre zu Stande gebracht, woran künftige Jahrhunderte ſich erbauen und üben möchten. Ich freue mich dazu ganz außerordentlich, und werde jede Nachricht, die mir das Vorrücken der poetiſchen Mächte vermeldet, mit Jubel empfangen.

Ich habe auf meiner Reiſe häufige Gelegenheit gehabt, des Fauſt zu gedenken, und daraus einige claſſiſche Stellen anzuwenden. Wenn ich in Italien die ſchönen Menſchen und das Gedeihen der friſchen Kinder ſah, waren mir die Verſe zugegen:

Hier iſt das Wohlbehagen erblich!
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob, noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind.

Dagegen wenn ich, von dem Anblick der ſchönen Natur hingeriſſen, Herz und Augen an Seen, Bergen und Thälern weidete, ſchien irgend ein unſichtbarer kleiner Teufel ſein Spiel mit mir zu treiben, indem er mir jedesmal die Verſe zuflüſterte:

Und hätt' ich nicht gerüttelt und geſchüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön?

Alle vernünftige Anſchauung war ſodann mit einem Mal verſchwunden, die Abſurdität fing an zu herrſchen, ich fühlte eine Art Umwälzung in meinem Innern, und es war keine Hülfe, als jedesmal mit Lachen zu endigen.

Bey ſolchen Gelegenheiten habe ich recht empfunden, daß der Poet eigentlich immer poſitiv ſeyn ſollte. Der Menſch gebraucht den Dichter, um das auszuſprechen, was er ſelbſt nicht auszudrücken vermag. Von einer Erſcheinung, von einer Empfindung wird er ergriffen, er ſucht nach Worten, ſeinen eigenen Vorrath findet er unzulänglich, und ſo muß ihm der Dichter zu Hülfe kommen, der ihn frey macht, indem er ihn befriedigt.

In dieſem Gefühl habe ich denn jene erſteren Verſe wiederholt geſegnet, und die letzteren täglich lachend verwünſcht. Wer aber möchte ſie an der Stelle entbehren, für die ſie gemacht ſind, und wo ſie im ſchönſten Sinne wirken!

Ein eigentliches Tagebuch habe ich in Italien nicht geführt; die Erſcheinungen waren zu groß, zu viel, zu ſchnell wechſelnd, als daß man ſich ihrer im nächſten Augenblick hätte bemächtigen mögen und können. Ich habe jedoch meine Augen und Ohren immer offen gehabt und mir Vieles gemerkt. Solche Erinnerungen will ich nun zu einander gruppiren und unter einzelnen Rubriken behandeln. Beſonders habe ich hübſche Bemerkungen zur Farbenlehre gemacht, auf deren nächſte Darſtellung ich mich freue. Es iſt natürlich nichts

Neues, allein immer iſt es erwünſcht, neue Manifeſtationen des alten Geſetzes zu finden.

In Genua hat Sterling für die Lehre ein großes Intereſſe gezeigt. Was ihm von Newtons Theorie überliefert worden, hat ihm nicht genügt, und ſo hatte er denn offene Ohren für die Grundzüge, die ich ihm von Ihrer Lehre in wiederholten Geſprächen habe geben können. Wenn man Gelegenheit hätte, ein Exemplar des Werks nach Genua zu ſpediren, ſo könnte ich wohl ſagen, daß ihm ein ſolches Geſchenk nicht unwillkommen ſeyn würde.

Hier in Genf habe ich ſeit drey Wochen eine wißbegierige Schülerin an Freundin Sylveſtre gefunden. Ich habe dabey die Bemerkung gemacht, daß das Einfache ſchwerer zu faſſen iſt als man denkt, und daß es eine große Übung erfordert, in den mannigfaltigſten Einzelnheiten der Erſcheinung immer das Grundgeſetz zu finden. Dem Geiſt aber giebt es eine große Gewandtheit, indem die Natur ſehr delicat iſt, und man immer auf der Hut ſeyn muß, durch einen zu raſchen Ausſpruch ihr nicht Gewalt zu thun.

Übrigens findet man hier in Genf an einer ſo groſſen Sache auch nicht die Spur einer Theilnahme. Nicht allein, daß man auf hieſiger Bibliothek Ihre Farbenlehre nicht hat, ja man weiß nicht einmal, daß ſo etwas in der Welt iſt. Hieran mögen nun die Deutſchen mehr

Schuld ſeyn als die Genfer, allein es verdrießt mich doch und reizt mich zu ſchalkhaften Bemerkungen.

Bekanntlich hat Lord Byron einige Zeit ſich hier aufgehalten, und da er die Geſellſchaft nicht liebte, ſo hat er ſein Weſen bey Tag und Nacht in der Natur und auf dem See getrieben, wovon man hier noch zu erzählen hat, und wovon in ſeinem Childe Harold ein ſchönes Denkmal geblieben. Auch die Farbe der Rhone hat er bemerkt, und wenn er auch die Urſache nicht ahnen konnte, ſo hat er doch ein empfängliches Auge gezeigt. Er ſagt in einer Bemerkung zum dritten Geſange:

„The colour of the Rhone at Geneva is blue, to a depth of tint which I have never seen equalled in water, salt or fresh, except in the Mediterranean and Archipelago.“

Die Rhone, wie ſie ſich zuſammendrängt um durch Genf zu gehen, theilt ſich in zwey Arme, über welche vier Brücken führen, auf denen hin und hergehend man die Farbe des Waſſers recht gut beobachten kann.

Nun iſt merkwürdig, daß das Waſſer des einen Armes blau iſt, wie Byron es geſehen hat, das des andern aber grün. Der Arm, wo das Waſſer blau erſcheint, iſt reißender, und hat den Grund ſo tief gehöhlt, daß kein Licht hinabdringen kann und alſo unten vollkommene Finſterniß herrſchet. Das ſehr klare Waſſer wirkt als ein trübes Mittel und es entſteht aus

den bekannten Geſetzen das ſchönſte Blau. Das Waſſer des anderen Armes geht nicht ſo tief, das Licht erreicht noch den Grund, ſo daß man Steine ſieht, und da es unten nicht finſter genug iſt, um blau zu werden, aber nicht flach und der Boden nicht rein, weiß und glänzend genug, um gelb zu ſeyn, ſo bleibt die Farbe in der Mitte, und manifeſtirt ſich als grün.

Wäre ich nun, wie Byron, zu tollen Streichen aufgelegt, und hätte ich die Mittel, ſie auszuführen, ſo würde ich folgendes Experiment machen.

Ich würde in dem grünen Arm der Rhone, in der Nähe der Brücke, wo täglich Tauſende von Menſchen paſſiren, ein großes ſchwarzes Bret, oder ſo etwas, ſo tief befeſtigen laſſen, daß ein reines Blau entſtände, und nicht weit davon ein ſehr großes Stück weißes glänzendes Blech, in ſolcher Tiefe des Waſſers, daß im Schein der Sonne ein entſchiedenes Gelb erglänzte. Wenn nun die Menſchen vorbeygingen und in dem grünen Waſſer den gelben und blauen Fleck erblickten, ſo würde ihnen das ein Räthſel ſeyn, das ſie neckte, und das ſie nicht löſen könnten. Man kommt auf Reiſen zu allerley Späßen; dieſer aber ſcheint mir zu den guten zu gehören, worin einiger Sinn vorhanden iſt und einiger Nutzen ſeyn könnte.

Vor einiger Zeit war ich in einem Buchladen, wo in dem erſten kleinen Duodezbändchen, das ich zur

Hand nahm, mir eine Stelle vor Augen trat, die in meiner Überſetzung alſo lautet:

„Aber jetzt ſaget mir: wenn man eine Wahrheit entdeckt hat, muß man ſie den anderen Menſchen mittheilen? Wenn ihr ſie bekannt macht, ſo werdet ihr von einer Unzahl von Leuten verfolgt, die von dem entgegengeſetzten Irrthum leben, indem ſie verſichern, daß eben dieſer Irrthum die Wahrheit, und alles was dahin geht, ihn zu zerſtören, der größte Irrthum ſelber ſey.“

Dieſe Stelle ſchien mir auf die Art, wie die Männer vom Fach Ihre Farbenlehre aufgenommen, eine Anwendung zu finden, als wäre ſie dafür geſchrieben worden, und ſie gefiel mir dermaßen, daß ich ihr zu Liebe das ganze Buch kaufte. Es enthielt Paul und Virginia und „La Chaumière indienne“ von Bernardin de Saint Pierre, und ich hatte alſo auch übrigens meinen Kauf nicht zu bereuen. Ich las das Buch mit Freuden; der reine herrliche Sinn des Verfaſſers erquickte mich, und ſeine zarte Kunſt, beſonders wie er bekannte Gleichniſſe ſchicklich anwendet, wußte ich zu erkennen und zu ſchätzen.

Auch die erſte Bekanntſchaft mit Rouſſeau und Montesquieu habe ich hier gemacht; damit aber mein Brief nicht ſelbſt zum Buche werde, ſo will ich über dieſe, ſo wie über vieles Andere, das ich noch ſagen möchte, für heute hinweggehen.

Seitdem ich den langen Brief von vorgeſtern von der Seele habe, fühle ich mich heiter und frey, wie nicht ſeit Jahren, und ich möchte immer ſchreiben und reden. Es iſt mir wirklich das höchſte Bedürfniß, mich wenigſtens vor der Hand von Weimar entfernt zu halten; ich hoffe, daß Sie es billigen, und ſehe ſchon die Zeit, wo Sie ſagen werden, daß ich recht gethan.

Morgen wird das hieſige Theater mit dem Barbier von Sevilla eröffnet, welches ich noch ſehen will; dann aber gedenke ich ernſtlich abzureiſen. Das Wetter ſcheint ſich auch aufklären und mich begünſtigen zu wollen. Es hat hier geregnet ſeit Ihrem Geburtstage, wo es ſchon morgens früh mit Gewittern anfing, die den ganzen Tag, in der Richtung von Lyon her, die Rhone herauf über den See zogen nach Lauſanne zu, ſo daß es faſt den ganzen Tag donnerte. Ich habe ein Zimmer für 16 Sous täglich, das mir die ſchönſte Ausſicht auf den See und das Gebirge gewährt. Geſtern regnete es unten, es war kalt, und die höchſten Spitzen des Jura zeigten ſich nach vorbeygezogenem Schauer zum erſten Mal weiß mit Schnee, der aber heute ſchon wieder verſchwunden iſt. Die Vorgebirge des Montblanc fangen ſchon an ſich mit bleibendem Weiß zu umhüllen; an der Küſte des See's hinauf, in dem Grün der reichen Vegetation, ſtehen ſchon einige Bäume gelb und braun; die Nächte werden kalt, und man ſieht, daß der Herbſt vor der Thür iſt.

Ich grüße Frau v. Goethe, Fräulein Ulrike, und Walter, Wolf und die Alma herzlich. Ich habe an Frau v. Goethe Vieles über Sterling zu ſchreiben, welches morgen geſchehen ſoll.

Ich freue mich, von Ew. Excellenz einen Brief in Frankfurt zu erhalten, und bin glücklich in dieſer Hoffnung.

Mit den beſten Wünſchen und treueſten Geſinnungen verharrend.

E.

Ich reiſte am 21. September von Genf ab, und nachdem ich mich in Bern ein paar Tage aufgehalten, kam ich am 27. nach Straßburg, wo ich abermals einige Tage verweilte.

Hier, an dem Fenſter eines Friſeurs vorbeygehend, ſah ich eine kleine Büſte Napoleons, die, von der Straße zu gegen das Dunkel des Zimmers betrachtet, alle Abſtufungen von Blau zeigte, vom milchigen Hellblau bis zum tiefen Violet. Ich hatte eine Ahndung, daß, vom Innern des Zimmers gegen das Licht angeſehen, die Büſte mir alle Abſtufungen des Gelben gewähren würde, und ſo konnte ich einem augenblicklichen lebhaften Trieb nicht widerſtehen, zu den mir ganz unbekannten Perſonen geradezu hineinzutreten.

Mein erſter Blick war nach der Büſte, wo mir denn die herrlichſten Farben der activen Seite, vom blaſſeſten Gelb bis zum dunkelen Rubinroth, zu großer Freude entgegenglänzten. Ich fragte lebhaft, ob man nicht geneigt ſeyn wolle, mir dieſes Bruſtbild des großen Helden zu überlaſſen? — Der Wirth erwiederte mir, daß er, aus gleicher Anhänglichkeit für den Kaiſer, ſich vor kurzem die Büſte aus Paris mitgebracht habe; da jedoch meine Liebe die ſeinige noch um ein gutes Theil zu übertreffen ſcheine, wie er aus meiner enthuſiaſtiſchen Freude ſchließe, ſo gebühre mir auch der Vorzug des Beſitzes, und er wolle ſie mir gerne überlaſſen.

In meinen Augen hatte dieß gläſerne Bild einen unſchätzbaren Werth, und ich konnte daher nicht umhin, den guten Eigenthümer mit einiger Verwunderung anzuſehen, als er es für wenige Franken in meine Hände gab.

Ich ſchickte es, nebſt einer in Mailand gekauften gleichfalls merkwürdigen Medaille, als ein kleines Reiſegeſchenk an Goethe, der es denn nach Verdienſt zu ſchätzen wußte.

In Frankfurt und ſpäter erhielt ich von ihm folgende Briefe.

Erſter Brief.

„Nur mit dem Wenigſten vermelde: daß Ihre beyden Schreiben von Genf glücklich angekommen ſind,

freylich erſt am 26. September. Ich eile daher nur ſo viel zu ſagen: bleiben Sie ja in Frankfurt, bis wir wohl überlegt haben, wo Sie Ihren künftigen Winter zubringen wollen."

„Ich lege für dießmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geh. Rath von Willemer bey, welches ich baldigſt abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelſten Sinne mit mir verbunden ſind und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können."

„Soviel alſo für dießmal. Schreiben Sie mir alſobald wenn Sie dieſen Brief erhalten haben."

Unwandelbar

Weimar
den 26. Septbr. 1830. Goethe.

Zweyter Brief.

„Zum allerſchönſten begrüße ich Sie, mein Theuerſter, in meiner Vaterſtadt, und hoffe, Sie werden die wenigen Tage in vertraulichem Vergnügen mit meinen vortrefflichen Freunden zugebracht haben."

„Wenn Sie nach Nordheim abzugehen und daſelbſt einige Zeit zu verweilen wünſchen, ſo wüßt' ich nichts entgegen zu ſetzen. Wollen Sie ſich in ſtiller

Zeit mit dem Manuſcripte beſchäftigen, das in Soret's Händen iſt, ſo ſoll es mir um deſto angenehmer ſeyn, weil ich zwar keine baldige Publication deſſelben wünſche, es aber gern mit Ihnen durchgehen und rectificiren möchte. Es wird ſeinen Werth erhöhen, wenn ich bezeugen kann, daß es ganz in meinem Sinne aufgefaßt ſey."

„Mehr ſage ich nicht, überlaſſe Ihnen und erwarte das Weitere. Man grüßt Sie freundlich aus meinem Hauſe; von den übrigen Theilnehmern habe, ſeit dem Empfang Ihres Briefes, niemand geſprochen."

„Alles Gute wünſchend

Weimar treulichſt

den 12. Octbr. 1830.

J. W. v. Goethe."

Dritter Brief.

„Der lebhafte Eindruck, den Sie beym Anblick des merkwürdigen, Farbe vermittelnden Bruſtbildes erfuhren, die Begierde, ſich ſolches anzueignen, das artige Abenteuer, welches Sie deßhalb beſtanden, und der gute Gedanke, mir ſolches als Reiſegabe zu verehren, das alles deutet darauf: wie durchdrungen Sie ſind von dem herrlichen Urphänomen, welches hier in allen ſeinen

Äußerungen hervortritt. Dieſer Begriff, dieſes Gefühl wird Sie mit ſeiner Fruchtbarkeit durch Ihr ganzes Leben begleiten, und ſich noch auf manche productive Weiſe bey Ihnen legitimiren. Der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menſchlichen Geiſte; Bücher mögen ſich durch Bücher vermehren, indeſſen der Verkehr mit lebendigen Urgeſetzen dem Geiſte gefällt, der das Einfache zu erfaſſen weiß, das Verwickelte ſich entwirrt und das Dunkle ſich aufklärt."

„Wenn Ihr Dämon Sie wieder nach Weimar führt, ſollen Sie jenes Bild in der heftigen klaren Sonne ſtehen ſehen, wo, unter dem ruhigen Blau des durchſcheinenden Angeſichts, die derbe Maſſe der Bruſt und der Epauletten von dem mächtigſten Rubinroth in allen Schattirungen auf- und abwärts leuchtet, und wie das Granitbild Memnons in Tönen, ſo ſich hier das trübe Glasbild in Farbenpracht manifeſtirt. Man ſieht hier wirklich den Helden auch für die Farbenlehre ſieghaft. Haben Sie den ſchönſten Dank für dieſe unerwartete Bekräftigung der mir ſo werthen Lehre."

„Auch mit der Medaille haben Sie mein Cabinet doppelt und dreyfach bereichert; ich bin auf einen Mann aufmerkſam worden mit Namen Dupré. Ein vortrefflicher Bildhauer, Erzgießer, Medailleur; er war es, der das Bildniß Heinrichs des Vierten auf dem Pontneuf modellirte und goß. Durch die geſendete Medaille angeregt, ſah ich meine übrigen durch, fand noch

ſehr vorzügliche mit demſelben Namen, andere vermuthlich von ihm, und ſo hat Ihre Gabe auch hier eine ſchöne Anregung veranlaßt."

„Mit meiner Metamorphoſe, die Soretſche Überſetzung an der Seite, ſind wir erſt am fünften Bogen; ich wußte lange nicht, ob ich dieſem Unternehmen mit Fluch oder Segen gedenken ſollte. Nun aber, da es mich wieder in die Betrachtung der organiſchen Natur hineindrängt, freu' ich mich daran und folge dem Berufe willig. Die für mich nun über vierzig Jahr alte Maxime gilt noch immer fort; man wird durch ſie in dem ganzen labyrinthiſchen Kreiſe des Begreiflichen glücklich umher geleitet, und bis an die Grenze des Unbegreiflichen geführt, wo man ſich denn, nach großem Gewinn, gar wohl beſcheiden kann. Alle Philoſophen der alten und neuen Welt vermochten auch nicht weiter zu gelangen. Mehr darf man ſich in Schriften auszuſprechen kaum anmaßen."

J. W. v. Goethe.

Bey meinem Aufenthalte zu Nordheim, wo ich, nach einigem Verweilen zu Frankfurt und Caſſel, erſt gegen Ende Octobers angekommen war, vereinigten ſich alle Umſtände dahin, um meine Rückkehr nach Weimar erwünſcht zu machen.

Die baldige Herausgabe meiner Converſationen hatte Goethe nicht gebilligt, und ſomit war denn an eine erfolgreiche Eröffnung einer rein literariſchen Laufbahn nicht mehr zu denken.

Sodann das Wiederſehen meiner ſeit Jahren innigſt Geliebten, und das täglich erneute Gefühl ihrer großen Tugenden, erregten den Wunſch ihres baldigen Beſitzes und das Verlangen nach einer ſichern Exiſtenz auf das lebhafteſte.

Unter ſolchen Umſtänden erreichte mich eine Botſchaft aus Weimar, von der Frau Großherzogin befohlen, die ich mit Freuden ergriff, wie aus folgendem Brief an Goethe näher hervorgeht.

Nordheim, den 6. November 1830.

Der Menſch denkt und Gott lenkt, und ehe man eine Hand umwendet, ſind unſere Zuſtände und Wünſche anders als wir es voraus dachten.

Vor einigen Wochen hatte ich eine gewiſſe Furcht, nach Weimar zurückzukehren, und jetzt ſtehen die Sachen ſo, daß ich nicht allein bald und gerne zurückkomme, ſondern auch mit Gedanken umgehe, mich dort häuslich einzurichten und für immer zu befeſtigen.

Ich habe vor einigen Tagen ein Schreiben von

Soret erhalten, mit dem Anerbieten eines fixen Gehaltes von Seiten der Frau Großherzogin, wenn ich zurückkommen und in meinem bisherigen Unterricht mit dem Prinzen fortfahren wolle. Noch anderes Gute will Soret mir mündlich mittheilen, und so sehe ich denn aus allem, daß man gnädige Gesinnungen gegen mich hegen mag.

Ich schriebe nun gerne eine zustimmende Antwort an Soret; allein ich höre, er ist zu den Seinigen nach Genf gereiset, und so bleibt mir weiter nichts übrig als mich an Eure Excellenz mit der Bitte zu wenden: der Kaiserlichen Hoheit den Entschluß meiner baldigen Zurückkunft geneigtest mitzutheilen.

Ihnen selbst hoffe ich zugleich durch diese Nachricht einige Freude zu machen, indem doch mein Glück und meine Beruhigung Ihnen seit lange am Herzen liegt.

Ich sende die schönsten Grüße allen lieben Ihrigen und hoffe ein baldiges frohes Wiedersehen.

E.

Am 20. November Nachmittags reiste ich von Nordheim ab, auf dem Wege nach Göttingen, das ich in der Dunkelheit erreichte.

Abends an Table d'hôte, als der Wirth hörte, daß ich aus Weimar sey und dahin zurückwolle, äußerte

er in gemüthlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in ſeinem hohen Alter noch ein ſchweres Leid habe erfahren müſſen, indem, wie er heut in den Zeitungen geleſen, ſein einziger Sohn in Italien am Schlage geſtorben ſey.

Man mag denken, was ich bey dieſen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anweſenden Fremden zu Zeugen meiner inneren Bewegung zu machen.

Ich verbrachte die Nacht ſchlaflos. Das mich ſo nahe berührende Ereigniß war mir beſtändig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs, und in Mühlhauſen und Gotha, vergingen mir nicht beſſer. Einſam im Wagen, bey den trüben Novembertagen, und in den öden Feldern, wo nichts Äußeres mich zu zerſtreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu faſſen, und in den Gaſthöfen unter Menſchen hörte ich, als von einer Neuigkeit des Tages, immer von dem mich ſo nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Beſorgniß war, daß Goethe in ſeinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überſtehen möchte. „Und welchen Eindruck, ſagte ich mir, wird deine Ankunft machen, da du mit ſeinem Sohne gegangen biſt und nun alleine zurückkommſt! Er wird ihn erſt zu verlieren glauben, wenn er dich wiederſieht.“

Unter ſolchen Gedanken und Empfindungen erreichte

ich Dienſtag den 23. November Abends ſechs Uhr das letzte Chauſſeehaus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menſchliche Daſeyn ſchwere Momente habe, durch die man hindurch müſſe. Meine Gedanken verkehrten mit höheren Weſen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Secunden aus dichtem Gewölk glänzend hervortrat und ſich dann wieder finſter verhüllte wie zuvor. War dieſes nun Zufall oder war es etwas mehr, genug ich nahm es als ein günſtiges Zeichen von oben, und gewann daraus eine unerwartete Stärkung.

Kaum daß ich meine Wirthsleute begrüßt hatte, ſo war mein erſter Weg in das Goetheſche Haus. Ich ging zuerſt zu Frau v. Goethe. Ich fand ſie bereis in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegen einander auszuſprechen.

Ich ging ſodann zu Goethe hinunter. Er ſtand aufrecht und feſt und ſchloß mich in ſeine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig; wir ſetzten uns und ſprachen ſogleich von geſcheidten Dingen, und ich war höchſt beglückt, wieder bey ihm zu ſeyn. Er zeigte mir zwey angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geſchrieben, aber nicht hatte abgehen laſſen. Wir ſprachen ſodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches Andere; ſeines Sohnes jedoch ward mit keiner Sylbe gedacht.

Donnerſtag, den 25. November 1830.

Goethe ſendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geſchenk engliſcher und deutſcher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tiſch. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferſtichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugeſendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Beſuche erfreut, und daß er Ihr meine Ankunft verkündiget habe.

Frau v. Goethe geſellte ſich zu uns und wir ſetzten uns zu Tiſch. Ich mußte von meiner Reiſe erzählen. Ich ſprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es ſchien ihm beſonders intereſſant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen engliſchen Conſuls zu vernehmen. Ich erzählte ſodann von Genf, und er erkundigte ſich theilnehmend nach der Familie Soret und Herrn von Bonſtetten. Von letzterem wünſchte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab ſo gut es gelingen wollte.

Nach Tiſch war es mir lieb, daß Goethe von meinen Converſationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erſte Arbeit ſeyn, ſagte er, und wir wollen nicht eher nachlaſſen, als bis alles vollkommen gethan und im Reinen iſt.“

Übrigens erſchien Goethe mir heute beſonders ſtille und oft in ſich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

Dienſtag, den 30. November 1830.

Goethe ſetzte uns vorigen Freytag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutſturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, ſechs Pfund Blut, welches bey ſeinem achtzigjährigen Alter viel ſagen will. Die große Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Hofraths Vogel, verbunden mit ſeiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch dießmal geſiegt, ſo daß er mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegengeht, ſchon wieder den beſten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder ſchläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden iſt ihm verboten, doch ſein ewig reger Geiſt kann nicht ruhen, er denkt ſchon wieder an ſeine Arbeiten. Dieſen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billet, das er mit der Bleyfeder im Bette geſchrieben.

„Haben Sie die Güte, mein beſter Doctor, beykommende ſchon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es ſich zum Ganzen ſchicke. Fauſt folgt hierauf!

Ein frohes Wiederſehen!

W. d. 30. Nov.

1830. Goethe.“

Nach Goethe's raſch erfolgender völligen Geneſung wendete er ſein ganzes Intereſſe auf den vierten Act des Fauſt, ſo wie auf die Vollendung des vierten Bandes von Wahrheit und Dichtung.

Mir empfahl er die Redaction ſeiner kleinen bis dahin ungedruckten Schriften, deßgleichen eine Durchſicht ſeiner Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es uns klar werden möchte, wie damit bey künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaction meiner Geſpräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anſtatt mich mit dem bereits Geſchriebenen zu befaſſen, den Vorrath ferner durch Neues zu vermehren, ſo lange ein gütiges Geſchick geneigt ſeyn wolle, es mir zu vergönnen.

1 8 3 1.

Sonnabend, den 1. Januar 1831.

Von Goethe's Briefen an verſchiedene Perſonen, wovon die Concepte ſeit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden ſind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge ſorgfältig betrachtet, und will nunmehr in nachſtehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederſchreiben, die bey einer künftigen Redaction und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

§. 1.

Zunächſt iſt die Frage entſtanden, ob es gerathen ſey, dieſe Briefe ſtellenweiſe und gleichſam im Auszuge mitzutheilen.

Hierauf ſage ich, daß es im Allgemeinen Goethe's Natur und Verfahren iſt, auch bey den kleinſten Gegenſtänden mit einiger Intention zu Werke zu gehen, welches denn auch vorzüglich in dieſen Briefen erſcheint, wo der Verfaſſer immer als ganzer Menſch bey der Sache geweſen, ſo daß jedes Blatt von Anfang bis zu

Ende nicht allein vollkommen gut geſchrieben iſt, ſondern auch darin eine ſuperiore Natur und vollendete Bildung ſich in keiner Zeile verläugnet hat.

Ich bin demnach dafür, die Briefe ganz zu geben von Anfang bis zu Ende, zumal da einzelne bedeutende Stellen durch das Vorangehende und Nachfolgende oft erſt ihren wahren Glanz und wirkſamſtes Verſtändniß erhalten.

Und genau beſehen, und dieſe Briefe vis-à-vis einer mannigfaltigen großen Welt betrachtet, wer wollte ſich denn anmaßen und ſagen, welche Stelle bedeutend und alſo mitzutheilen ſey und welche nicht? — Hat doch der Grammatiker, der Biograph, der Philoſoph, der Ethiker, der Naturforſcher, der Künſtler, der Poet, der Academiker, der Schauſpieler, und ſo ins Unendliche, hat doch jeder ſeine verſchiedenen Intereſſen, ſo daß der eine grade über die Stelle hinausliefet, die der andere als höchſt bedeutend ergreift und ſich aneignet.

So findet ſich z. B. in dem erſten Hefte von 1807 ein Brief an einen Freund, deſſen Sohn ſich dem Forſtfache widmen will, und dem Goethe die Carriere vorzeichnet, die der junge Mann zu machen hat. Einen ſolchen Brief wird vielleicht ein junger Literator überſchlagen, während ein Forſtmann ſicher mit Freuden bemerken wird, daß der Dichter auch in ſein Fach hineingeblickt, und auch darin guten Rath hat ertheilen wollen.

Ich wiederhole daher, daß ich dafür bin, dieſe Briefe, ohne Zerſtückelung, ganz ſo zu geben wie ſie ſind, und zwar um ſo mehr, als ſie in der Welt in ſolcher Geſtalt verbreitet exiſtiren, und man ſicher darauf rechnen kann, daß die Perſonen, die ſie erhalten, ſie einſt ganz ſo werden drucken laſſen, wie ſie geſchrieben worden.

§. 2.

Fänden ſich jedoch Briefe, deren unzerſtückte Publication bedenklich wäre, die aber im Einzelnen gute Sachen enthielten, ſo ließe man dieſe Stellen ausſchreiben, und vertheilte ſie entweder in das Jahr, wohin ſie gehören, oder machte auch daraus nach Gutbefinden eine beſondere Sammlung.

§. 3.

Es könnte der Fall vorkommen, daß ein Brief uns in dem erſten Hefte, wo wir ihm begegnen, von keiner ſonderlichen Bedeutung erſchiene und wir alſo nicht für ſeine Mittheilung geſtimmt wären. Fände ſich nun aber in den ſpäteren Jahrgängen, daß ein ſolcher Brief Folge gehabt, und alſo als Anfangsglied einer ferneren Kette zu betrachten wäre, ſo würde er durch dieſen Umſtand bedeutend werden und unter die Mitzutheilenden aufzunehmen ſeyn.

§. 4.

Man könnte zweifeln, ob es beſſer ſey, die Briefe nach den Perſonen zuſammen zu ſtellen, an die ſie

geſchrieben worden; oder ſie, nach den verſchiedenen Jahren, bunt durch einander fortlaufen zu laſſen.

Ich bin für dieſes Letztere, zunächſt, weil es eine ſchöne immer wieder anfriſchende Abwechſelung gewähren würde, indem, einer anderen Perſon gegenüber, nicht allein immer ein anders nüancirter Ton des Vortrages eintritt, ſondern auch ſtets andere Sachen zur Sprache gebracht werden, ſo daß denn Theater, poetiſche Arbeiten, Naturſtudien, Familienangelegenheiten, Bezüge zu höchſten Perſonen, freundſchaftliche Verhältniſſe u. ſ. w. ſich abwechſelnd darſtellen.

Sodann aber bin ich für eine gemiſchte Herausgabe nach Jahren auch aus dem Grunde, weil die Briefe eines Jahres, durch die Berührung deſſen was gleichzeitig lebte und wirkte, nicht allein den Character des Jahres tragen, ſondern auch die Zuſtände und Beſchäftigungen der ſchreibenden Perſon nach allen Seiten und Richtungen hin zur Sprache bringen, ſo daß denn ſolche Jahres-Briefe ganz geeignet ſeyn möchten, die bereits gedruckte ſummariſche Biographie der Tag- und Jahres-Hefte mit dem friſchen Detail des Augenblicks zu ergänzen.

§. 5.

Briefe, die andere Perſonen bereits haben drucken laſſen, indem ſie vielleicht eine Anerkennung ihrer Verdienſte, oder ſonſt ein Lob und eine Merkwürdigkeit enthalten, ſoll man in dieſer Sammlung noch einmal brin-

gen, indem ſie theils in die Reihe gehören, anderntheils aber jenen Perſonen damit ein Wille geſchehen möchte, indem ſie dadurch vor der Welt beſtätiget ſehen, daß ihre Documente echt waren.

§. 6.

Die Frage, ob ein Empfehlungsbrief in die Sammlung aufzunehmen ſey oder nicht, ſoll in Erwägung der empfohlenen Perſon entſchieden werden. Iſt aus ihr nichts geworden, ſo ſoll man den Brief, im Fall er nicht ſonſtige gute Dinge enthält, nicht aufnehmen; hat aber die empfohlene Perſon ſich in der Welt einen rühmlichen Namen gemacht, ſo ſoll man den Brief aufnehmen.

§. 7.

Briefe an Perſonen, die aus Goethe's Leben bekannt ſind, wie z. B. Lavater, Jung, Behriſch, Kniep, Hackert und Andere, haben an ſich Intereſſe, und ein ſolcher Brief wäre mitzutheilen, wenn er auch außerdem eben nichts Bedeutendes enthalten ſollte.

§. 8.

Man ſoll überhaupt in Mittheilung dieſer Briefe nicht zu ängſtlich ſeyn, indem ſie uns von Goethe's breiter Exiſtenz und mannigfaltiger Wirkung nach allen Ecken und Enden einen Begriff geben, und indem ſein Benehmen gegen die verſchiedenſten Perſonen und in

den mannigfaltigſten Lagen als im hohen Grade lehrreich zu betrachten iſt.

§. 9.

Wenn verſchiedene Briefe über eine und dieſelbe Thatſache reden, ſo ſoll man die vorzüglichſten auswählen, und wenn ein gewiſſer Punct in verſchiedenen Briefen vorkommt, ſo ſoll man ihn in einigen unterdrücken und ihn dort ſtehen laſſen, wo er am beſten ausgeſprochen iſt.

§. 10.

In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handſchriften merkwürdiger Menſchen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müſſen nicht unterdrückt werden, indem ſie als durchaus characteriſirend und liebenswürdig erſcheinen.

Vorſtehende Paragraphen ſind durch Betrachtung der Briefe von den Jahren 1807, 1808 und 1809 angeregt. Was ſich im ferneren Verlauf der Arbeit an allgemeinen Bemerkungen noch ergeben möchte, ſoll Gegenwärtigem nachträglich hinzugefügt werden.

W. d. 1. Januar 1831.

G.

Heute nach Tiſch beſprach ich mit Goethe die vorſtehende Angelegenheit punctweiſe, wo er denn dieſen meinen Vorſchlägen ſeine beyfällige Zuſtimmung gab. „Ich werde, ſagte er, in meinem Teſtament Sie zum Herausgeber dieſer Briefe ernennen, und darauf hindeuten, daß wir über das dabey zu beobachtende Verfahren im Allgemeinen mit einander einig geworden."

Mittwoch, den 9. Februar 1831.

Ich las geſtern mit dem Prinzen in Voſſens Luiſe weiter und hatte über das Buch für mich im Stillen Manches zu bemerken. Die großen Verdienſte der Darſtellung der Localität und äußeren Zuſtände der Perſonen entzückten mich; jedoch wollte mir erſcheinen, daß das Gedicht eines höheren Gehaltes entbehre, welche Bemerkung ſich mir beſonders an ſolchen Stellen aufdrang, wo die Perſonen in wechſelſeitigen Reden ihr Inneres auszuſprechen in dem Fall ſind. Im Vicar of Wakefield iſt auch ein Landprediger mit ſeiner Familie dargeſtellt, allein der Poet beſaß eine höhere Weltcultur, und ſo hat ſich dieſes auch ſeinen Perſonen mitgetheilt, die alle ein mannigfaltigeres Innere an den Tag legen. In der Luiſe ſteht Alles auf dem Niveau einer beſchränkten mittleren Cultur, und ſo iſt freylich immer

genug da, um einen gewiſſen Kreis von Leſern durchaus zu befriedigen. Die Verſe betreffend, ſo wollte es mir vorkommen, als ob der Herameter für ſolche beſchränkte Zuſtände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert ſey, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen um bequem geleſen zu werden.

Ich äußerte mich über dieſen Punct heute Mittag bey Tiſch gegen Goethe. „Die früheren Ausgaben jenes Gedichts, ſagte er, ſind in ſolcher Hinſicht weit beſſer, ſo daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgeleſen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünſtelt, und aus techniſchen Grillen das Leichte, Natürliche der Verſe verdorben. Überhaupt geht Alles jetzt aufs Techniſche aus, und die Herren Critiker fangen an zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. — Wäre ich noch jung und verwegen genug, ſo würde ich abſichtlich gegen alle ſolche techniſche Grillen verſtoßen, ich würde Alliterationen, Aſſonanzen und falſche Reime, Alles gebrauchen wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptſache losgehen, und ſo gute Dinge zu ſagen ſuchen, daß jeder gereizt werden ſollte, es zu leſen und auswendig zu lernen.“

Freytag, den 11. Februar 1831.

Heute bey Tiſch erzählte mir Goethe, daß er den vierten Act des Fauſt angefangen habe und ſo fortzufahren gedenke, welches mich ſehr beglückte.

Sodann ſprach er mit großem Lob über Carl Schöne, einen jungen Philologen in Leipzig, der ein Werk über die Coſtume in den Stücken des Euripides geſchrieben, und, bey großer Gelehrſamkeit, doch davon nicht mehr entwickelt habe, als eben zu ſeinen Zwecken nöthig.

„Ich freue mich, ſagte Goethe, wie er mit productivem Sinn auf die Sache losgeht, während andere Philologen der letzten Zeit ſich gar zu viel mit dem Techniſchen und mit langen und kurzen Sylben zu ſchaffen gemacht haben.“

„Es iſt immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn ſie ſo ins Kleinliche des Techniſchen geht, und eben ſo iſt es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es ſich mit dergleichen befaßt.“

„Und dann ſind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden ſich z. B. im Grafen Platen faſt alle Haupterforderniſſe eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geiſt, Productivität beſitzt er im hohen Grade; auch findet ſich bey ihm eine vollkommene techniſche Ausbildung, und ein Studium und ein Ernſt wie bey wenigen Andern; allein ihn hindert ſeine unſelige polemiſche Richtung.“

„Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutſchen Literatur nicht vergeſſen kann, iſt einem ſo hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der romantiſche Ödipus trägt Spuren daß, beſonders was das Techniſche betrifft, grade Platen der Mann war, um die beſte deutſche Tragödie zu ſchreiben; allein, nachdem er in gedachtem Stück die tragiſchen Motive parodiſtiſch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernſt eine Tragödie machen!“

„Und dann, was nie genug bedacht wird, ſolche Händel occupiren das Gemüth, die Bilder unſerer Feinde werden zu Geſpenſtern, die zwiſchen aller freyen Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron iſt an ſeiner polemiſchen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Urſache, zur Ehre der deutſchen Literatur, von einer ſo unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“

Sonnabend, den 12. Februar 1831.

Ich leſe im neuen Teſtament, und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in dieſen Tagen zeigte, wo Chriſtus auf dem Meere wandelt, und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthloſigkeit ſogleich einzuſinken anfängt.

„Es iſt dieß eine der ſchönſten Legenden, ſagte Goethe, die ich vor allen lieb habe. Es iſt darin die hohe Lehre ausgeſprochen, daß der Menſch durch Glauben und friſchen Muth im ſchwierigſten Unternehmen ſiegen werde; dagegen bey anwandelndem geringſten Zweifel ſogleich verloren ſey."

Sonntag, den 13. Februar 1831.

Bey Goethe zu Tiſch. Er erzählt mir, daß er im vierten Act des Fauſt fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang ſo gelungen wie er es gewünſcht. „Das, was geſchehen ſollte, ſagte er, hatte ich, wie Sie wiſſen, längſt; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da iſt es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen ſind. Ich werde nun dieſe ganze Lücke, von der Helena bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederſchreiben, damit ich ſodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen, und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächſt anmuthen. Dieſer Act bekommt wieder einen ganz eigenen Character, ſo daß er, wie eine für ſich beſtehende kleine Welt, das Übrige nicht berührt, und nur durch einen leiſen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden ſich dem Ganzen anſchließt."

Er wird alſo, ſagte ich, völlig im Character des Übrigen ſeyn; denn im Grunde ſind doch der Auerbachſche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die claſſiſche Walpurgisnacht, die Helena, lauter für ſich beſtehende kleine Weltenkreiſe, die, in ſich abgeſchloſſen, wohl auf einander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszuſprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinander zu reihen was er Luſt hat. Es iſt mit der Odyſſee und dem Gil-Blas auch nicht anders.

„Sie haben vollkommen Recht, ſagte Goethe; auch kommt es bey einer ſolchen Compoſition bloß darauf an, daß die einzelnen Maſſen bedeutend und klar ſeyen, während es als ein Ganzes immer incommenſurabel bleibt, aber eben deßwegen, gleich einem unaufgelösten Problem, die Menſchen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt.“

Ich erzählte ſodann von dem Brief eines jungen Militairs, dem ich, nebſt anderen Freunden, gerathen hatte in ausländiſche Dienſte zu gehen, und der nun, da er die fremden Zuſtände nicht nach ſeinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen ſchilt, die ihm gerathen.

„Es iſt mit dem Rathgeben ein eigenes Ding, ſagte Goethe, und wenn man eine Weile in der Welt geſehen

hat, wie die geſcheidteſten Dinge mißlingen, und das Abſurdeſte oft zu einem glücklichen Ziele führt, ſo kommt man wohl davon zurück, jemanden einen Rath ertheilen zu wollen. Im Grunde iſt es auch von dem, der einen Rath verlangt, eine Beſchränktheit, und von dem, der ihn giebt, eine Anmaßung. Man ſollte nur Rath geben in Dingen, in denen man ſelber mitwirken will. Bittet mich ein Anderer um guten Rath, ſo ſage ich wohl, daß ich bereit ſey ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er verſprechen wolle, nicht danach zu handeln."

Das Geſpräch lenkte ſich auf das neue Teſtament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgeleſen wo Chriſtus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. Wenn man die Evangeliſten lange nicht geleſen, ſagte ich, ſo erſtaunt man immer wieder über die ſittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unſere moraliſche Willenskraft auch eine Art von categoriſchem Imperativ. „Beſonders, ſagte Goethe, finden Sie den categoriſchen Imperativ des Glaubens, welches ſodann Mahomet noch weiter getrieben hat." Übrigens, ſagte ich, ſind die Evangeliſten, wenn man ſie näher anſieht, voller Abweichungen und Widerſprüche, und die Bücher müſſen wunderliche Schickſale gehabt haben, ehe ſie ſo beyſammen gebracht ſind, wie wir ſie nun haben. „Es iſt ein Meer auszutrinken, ſagte Goethe, wenn man ſich in

eine hiſtoriſche und critiſche Unterſuchung dieſerhalb einläßt. Man thut immer beſſer, ſich ohne Weiteres an das zu halten, was wirklich da iſt, und ſich davon anzueignen, was man für ſeine ſittliche Cultur und Stärkung gebrauchen kann. Übrigens iſt es hübſch, ſich die Localität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Beſſeres empfehlen, als das herrliche Buch von Röhr über Paläſtina. Der verſtorbene Großherzog hatte über dieſes Buch eine ſolche Freude, daß er es zweymal kaufte, indem er das erſte Exemplar, nachdem er es geleſen, der Bibliothek ſchenkte, und das andere für ſich behielt, um es immer in ſeiner Nähe zu haben."

Ich wunderte mich über des Großherzogs Theilnahme an ſolchen Dingen. „Darin, ſagte Goethe, war er groß. Er hatte Intereſſe für Alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach ſchlagen in welches es wollte. Er war immer vorſchreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, ſuchte er bey ſich einheimiſch zu machen. Wenn etwas mißlang, ſo war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft wie ich dieß oder jenes Verfehlte bey ihm entſchuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterſte Weiſe, und ging immer ſogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dieſes eine eigene Größe ſeines Weſens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, ſondern angeboren."

Zum Nachtiſch betrachteten wir einige Kupfer nach neueſten Meiſtern, beſonders im landſchaftlichen Fach, wobey mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falſches wahrzunehmen. „Es iſt ſeit Jahrhunderten ſo viel Gutes in der Welt, ſagte Goethe, daß man ſich billig nicht wundern ſollte wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft.“ Es iſt nur das Üble, ſagte ich, daß es ſo viele falſche Lehren giebt, und daß ein junges Talent nicht weiß welchem Heiligen es ſich widmen ſoll. „Davon haben wir Proben, ſagte Goethe; wir haben ganze Generationen an falſchen Maximen verloren gehen und leiden ſehen, und haben ſelber darunter gelitten. Und nun in unſern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrthum durch den Druck ſogleich allgemein predigen zu können! Mag ein ſolcher Kunſtrichter nach einigen Jahren auch beſſer denken, und mag er auch ſeine beſſere Überzeugung öffentlich verbreiten, ſeine Irrlehre hat doch unterdeß gewirkt und wird auch künftig, gleich einem Schlingkraut, neben dem Guten immer fortwirken. Mein Troſt iſt nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irre zu leiten und nicht zu verderben iſt.“

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es ſind wirklich gute Sachen, ſagte Goethe; Sie ſehen reine hübſche Talente, die was gelernt und die ſich Geſchmack und Kunſt in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlet dieſen Bildern allen etwas und zwar: das Männliche. — Merken Sie ſich dieſes Wort und

unterſtreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewiſſe zudringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten ſich überall ausſprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerey, ſondern auch in allen übrigen Künſten. Es lebt ein ſchwächeres Geſchlecht, von dem ſich nicht ſagen läßt ob es ſo iſt durch die Zeugung, oder durch eine ſchwächere Erziehung und Nahrung."

Man ſieht aber dabey, ſagte ich, wie viel in den Künſten auf eine große Perſönlichkeit ankommt, die freylich in früheren Jahrhunderten beſonders zu Hauſe war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Titian und Paul Veroneſe ſteht, ſo empfindet man den gewaltigen Geiſt dieſer Männer, in ihrem erſten Aperçu von dem Gegenſtande, wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energiſches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und dieſe höhere Gewalt der künſtleriſchen Perſönlichkeit dehnet unſer eigenes Weſen aus und erhebt uns über uns ſelbſt wenn wir ſolche Werke betrachten. Dieſer männliche Geiſt, von dem Sie ſagen, findet ſich auch ganz beſonders in den Rubensſchen Landſchaften. Es ſind freylich auch nur Bäume, Erdboden, Waſſer, Felſen und Wolken, allein ſeine kräftige Geſinnung iſt in die Formen gefahren, und ſo ſehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir ſehen ſie von der Gewalt des Künſtlers durchdrungen und nach ſeinem Sinne von neuem hervorgebracht.

„Allerdings, ſagte Goethe, iſt in der Kunſt und Poeſie die Perſönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Critikern und Kunſtrichtern der neueſten Zeit ſchwache Perſonagen gegeben, die dieſes nicht zugeſtehen, und die eine große Perſönlichkeit, bey einem Werke der Poeſie oder Kunſt, nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wiſſen."

„Aber freylich, um eine große Perſönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum ſelber etwas ſeyn. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgeſprochen, waren arme Heringe, und einer ſolchen Erhebung nicht fähig; oder ſie waren unverſchämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer ſchwachen Welt mehr aus ſich machen wollten und auch wirklich machten als ſie waren."

Montag, den 14. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Er hatte die Memoiren des General Rapp geleſen, wodurch das Geſpräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müſſe gehabt haben, ſich als Mutter ſo vieler Helden und einer ſo gewaltigen Familie zu wiſſen. Sie hatte Napoleon, ihren zweyten Sohn, geboren als ſie achtzehn Jahr alt war und ihr Gemahl dreyundzwanzig,

ſo daß alſo die friſcheſte Jugendkraft der Eltern ſeinem phyſiſchen Theile zu Gute kam. Neben ihm gebiert ſie drey andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energiſch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewiſſen poetiſchen Talent. Auf ſolche vier Söhne folgen drey Töchter, und zuletzt Jerome, der am ſchwächſten von Allen ausgeſtattet geweſen zu ſeyn ſcheint.

Das Talent iſt freylich nicht erblich, allein es will eine tüchtige phyſiſche Unterlage, und da iſt es denn keineswegs einerley, ob jemand der Erſt- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von ſchwachen und alten Eltern iſt gezeugt worden.

Merkwürdig iſt, ſagte ich, daß ſich von allen Talenten das muſikaliſche am früheſten zeigt, ſo daß Mozart in ſeinem fünften, Beethoven in ſeinem achten, und Hummel in ſeinem neunten Jahre ſchon die nächſte Umgebung durch Spiel und Compoſitionen in Erſtaunen ſetzten.

„Das muſikaliſche Talent, ſagte Goethe, kann ſich wohl am früheſten zeigen, indem die Muſik ganz etwas Angeborenes, Inneres iſt, das von Außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freylich, eine Erſcheinung wie Mozart, bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären iſt. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn ſie es nicht zuweilen

in außerordentlichen Individuen verſuchte, die wir anſtaunen und nicht begreifen woher ſie kommen."

Dienſtag, den 15. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich erzähle ihm vom Theater; er lobt das geſtrige Stück, Heinrich III. von Dúmas, als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publicum nicht die rechte Speiſe geweſen. „Ich hätte es unter meiner Direction nicht zu bringen gewagt, ſagte er, denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem Standhaften Prinzen für Noth gehabt, um ihn beym Publicum einzuſchwärzen, der doch noch weit menſchlicher und poetiſcher iſt und im Grunde weit näher liegt als Heinrich der Dritte."

Ich rede vom Groß-Cophta, den ich in dieſen Tagen abermals geleſen. Ich gehe die einzelnen Scenen geſprächsweiſe durch und ſchließe mit dem Wunſch, es einmal auf der Bühne zu ſehen.

„Es iſt mir lieb, ſagte Goethe, daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden, was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine geringe Operation, ein ganz reales Factum erſt poetiſch, und dann theatraliſch zu machen. Und doch werden Sie

zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht iſt. Schiller war auch ſehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es ſich denn für höhere Menſchen wirklich brillant machte. Für das Publicum im Allgemeinen jedoch iſt es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehenſives, wobey es den Leuten nicht heimlich iſt. Es fällt, ſeinem verwegenen Character nach, ganz in den Kreis der Clara Gazul, und der franzöſiſche Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein ſo gutes Sújet vorweggenommen. Ich ſage ein ſo gutes Sújet, denn im Grunde iſt es nicht bloß von ſittlicher, ſondern auch von großer hiſtoriſcher Bedeutung; das Factum geht der franzöſiſchen Revolution unmittelbar voran und iſt davon gewiſſermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandsgeſchichte ſo nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und ſo hatte ſie denn in der Meinung des Volkes den Standpunct verloren, um unantaſtbar zu ſeyn. Der Haß ſchadet niemanden, aber die Verachtung iſt es was den Menſchen ſtürzet. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten ſich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewiſſe Journale erſt verächtlich machen."

Donnerstag, den 17. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich bringe ihm ſeinen Aufenthalt in Carlsbad vom Jahre 1807, deſſen Redaction ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen, die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer, ſagte Goethe lachend, man müſſe alt werden um geſcheidt zu ſeyn; im Grunde aber hat man bey zunehmenden Jahren zu thun, ſich ſo klug zu erhalten als man geweſen iſt. Der Menſch wird in ſeinen verſchiedenen Lebensſtufen wohl ein Anderer, aber er kann nicht ſagen, daß er ein Beſſerer werde, und er kann in gewiſſen Dingen ſo gut in ſeinem zwanzigſten Jahre Recht haben, als in ſeinem ſechzigſten."

„Man ſieht freylich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs, und anders auf den Gletſchern des Urgebirgs. Man ſieht auf dem einen Standpunct ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das iſt auch alles, und man kann nicht ſagen, daß man auf dem einen mehr Recht hätte, als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftſteller aus verſchiedenen Stufen ſeines Lebens Denkmale zurückläßt, ſo kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen beſitze, daß er auf jeder Stufe rein geſehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke grade und treu geſagt habe wie er

gedacht. Dann wird ſein Geſchriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entſtanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag ſich auch ſpäter entwickeln und verändern wie er wolle."

Ich gab dieſen guten Worten meine vollkommene Beyſtimmung. „Es kam mir in dieſen Tagen ein Blatt Maculatur in die Hände, fuhr Goethe fort, das ich las. Hm! ſagte ich zu mir ſelber, was da geſchrieben ſteht, iſt gar nicht ſo unrecht, du denkſt auch nicht anders, und würdeſt es auch nicht viel anders geſagt haben. Als ich aber das Blatt recht beſehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts ſtrebe, ſo vergeſſe ich was ich geſchrieben habe, wo ich denn ſehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzuſehen."

Ich erkundigte mich nach dem Fauſt und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los, ſagte Goethe, ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuſcript des zweyten Theiles heute heften laſſen, damit es mir als eine ſinnliche Maſſe vor Augen ſey. Die Stelle des fehlenden vierten Actes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es iſt keine Frage, daß das Fertige anlocket und reizet, um das zu vollenden was noch zu thun iſt. Es liegt in ſolchen ſinnlichen Dingen mehr als man denkt, und man muß dem Geiſtigen mit allerley Künſten zu Hülfe kommen."

Goethe ließ den gehefteten neuen Fauſt hereinbringen, und ich war erſtaunt über die Maſſe des Geſchriebenen, das im Manuſcript als ein guter Folioband mir vor Augen war.

Es iſt doch alles, ſagte ich, ſeit den ſechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bey dem andern Vielen, was ſeitdem geſchehen, nur ſehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man ſieht aber wie etwas heranwächſt, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzuthut.

„Davon überzeugt man ſich beſonders wenn man älter wird, ſagte Goethe, während die Jugend glaubt, es müſſe alles an Einem Tage geſchehen. Wenn aber das Glück mir günſtig iſt, und ich mich ferner wohl befinde, ſo hoffe ich in den nächſten Frühlingsmonaten am vierten Act ſehr weit zu kommen. Es war auch dieſer Act, wie Sie wiſſen, längſt erfunden; allein da ſich das Übrige während der Ausführung ſo ſehr geſteigert hat, ſo kann ich jetzt von der früheren Erfindung nur das Allgemeinſte brauchen, und ich muß nun auch dieſes Zwiſchen-Stück durch neue Erfindungen ſo heranheben, daß es dem Anderen gleich werde.“

Es kommt doch in dieſem zweyten Theil, ſagte ich, eine weit reichere Welt zur Erſcheinung als im erſten.

„Ich ſollte denken, ſagte Goethe. Der erſte Theil iſt faſt ganz ſubjectiv; es iſt alles aus einem befangeneren, leidenſchaftlicheren Individuum hervorgegangen,

welches Halbdunkel den Menſchen auch ſo wohl thun mag. Im zweyten Theile aber iſt faſt gar nichts Subjectives, es erſcheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenſchaftloſere Welt, und wer ſich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wiſſen."

Es ſind darin einige Denkübungen, ſagte ich, und es möchte auch mitunter einige Gelehrſamkeit erfordert werden. Es iſt mir nur lieb, daß ich Schellings Büchlein über die Kabiren geleſen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famöſen Stelle der claſſiſchen Walpurgisnacht deuten.

„Ich habe immer gefunden, ſagte Goethe lachend, daß es gut ſey etwas zu wiſſen."

Freytag, den 18. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Wir reden über verſchiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der Einzelnen hervorrufe, und man vor lauter Wünſchen zuletzt nicht mehr wiſſe, welche man befriedigen ſolle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moraliſcher Delicateſſe auf die Länge nicht durchkomme, in-

dem man eine gemiſchte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Reſpect zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeſchäft ein ſehr großes Metier ſey, das den ganzen Menſchen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vorwaltende Tendenz zu den Künſten habe, wodurch nicht allein das Intereſſe des Fürſten, ſondern auch die Kräfte des Staates gewiſſen nöthigeren Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künſten ſey mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir ſodann, daß ſeine Metamorphoſe der Pflanzen mit Sorets Überſetzung gut vorrücke, und daß ihm bey der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes, beſonders der Spirale, ganz unerwartet günſtige Dinge von Außen zu Hülfe kommen. „„Wir beſchäftigen uns, ſagte er, wie Sie wiſſen, mit dieſer Überſetzung ſchon länger als ſeit einem Jahre, es ſind tauſend Hinderniſſe dazwiſchen getreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig geſtockt, und ich habe es oft im Stillen verwünſcht. Nun aber komme ich in den Fall alle dieſe Hinderniſſe zu verehren, indem im Laufe dieſer Zögerungen, außerhalb, bey andern trefflichen Menſchen, Dinge herangereift ſind, die jetzt als das ſchönſte Waſſer auf meine Mühle, mich über alle Begriffe weiter bringen, und meiner Arbeit einen Abſchluß erlangen laſſen, wie es vor einem Jahre nicht

wäre denkbar geweſen. Dergleichen iſt mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in ſolchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämoniſches zu glauben, das man anbetet, ohne ſich anzumaßen es weiter erklären zu wollen."

Sonnabend, den 19. Februar 1831.

Bey Goethe zu Tiſch mit Hofrath Vogel. Goethen war eine Brochüre über die Inſel Helgoland zugekommen, worin er mit großem Intereſſe las und uns das Weſentlichſte daraus mittheilte.

Nach den Geſprächen über eine ſo eigenthümliche Localität kamen ärztliche Dinge an die Reihe, und Vogel erzählte, als das Neueſte des Tages, von den natürlichen Blattern, die, trotz aller Impfung, mit einem Male wieder in Eiſenach hervorgebrochen ſeyen und in kurzer Zeit bereits viele Menſchen hingerafft hätten.

„Die Natur, ſagte Vogel, ſpielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß ſehr aufpaſſen, wenn eine Theorie gegen ſie ausreichen ſoll. Man hielt die Schutzblattern ſo ſicher und ſo untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Geſetz machte. Nun aber dieſer Vorfall in Eiſenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht

die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und ſchwächt die Motive für das Anſehen des Geſetzes."

„Dennoch aber, ſagte Goethe, bin ich dafür, daß man von dem ſtrengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem ſolche kleine Ausnahmen gegen die unüberſehbaren Wohlthaten des Geſetzes gar nicht in Betracht kommen."

„Ich bin auch der Meinung, ſagte Vogel, und möchte ſogar behaupten, daß in allen ſolchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht geſichert, die Impfung mangelhaft geweſen iſt. Soll nämlich die Impfung ſchützen, ſo muß ſie ſo ſtark ſeyn, daß Fieber entſteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber ſchützt nicht. Ich habe daher heute in der Seſſion den Vorſchlag gethan, eine verſtärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen."

„Ich hoffe daß Ihr Vorſchlag durchgegangen iſt, ſagte Goethe, ſo wie ich immer dafür bin, ſtrenge auf ein Geſetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgiebt als billig."

Es kam ſodann zur Sprache, daß man jetzt auch in der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher anfange weich und ſchlaff zu werden, und daß ärztliche Zeugniſſe und Gutachten oft dahingehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbey zu helfen. Bey dieſer Gelegenheit lobte Vogel einen jungen Phyſikus, der in ähn-

lichen Fällen immer Character zeige, und der noch kürzlich, bey dem Zweifel eines Gerichtes, ob eine gewiſſe Kindesmörderin für zurechnungsfähig zu halten, ſein Zeugniß dahin ausgeſtellt habe, daß ſie es allerdings ſey.

Sonntag, den 20. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Er eröffnet mir, daß er meine Beobachtung über die blauen Schatten im Schnee, daß ſie nämlich aus dem Wiederſchein des blauen Himmels entſtehen, geprüft habe und für richtig anerkenne. „Es kann jedoch Beydes zugleich wirken, ſagte er, und die durch das gelbliche Licht erregte Forderung kann die blaue Erſcheinung verſtärken.“ Ich gebe dieſes vollkommen zu, und freue mich daß Goethe mir endlich beyſtimmet.

Es ärgert mich nur, ſagte ich, daß ich meine Farbenbeobachtungen am Monteroſa und Montblanc nicht an Ort und Stelle im Detail niedergeſchrieben habe. Das Hauptreſultat jedoch war, daß in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden, Mittags bei der helleſten Sonne, der Schnee gelb, ja röthlich gelb erſchien, während die ſchneefreyen dunkelen Theile des Gebirgs im entſchiedenſten Blau herüberſahen. Das Phänomen überraſchte mich nicht, indem ich mir hätte

vorherſagen können, daß die gehörige Maſſe von zwiſchenliegender Trübe dem, die Mittagsſonne reflectirenden, weißen Schnee einen tiefgelben Ton geben würde; aber das Phänomen freute mich beſonders aus dem Grunde, weil es die irrige Anſicht einiger Naturforſcher, daß die Luft eine blaufärbende Eigenſchaft beſitze, ſo ganz entſchieden widerlegt. Denn wäre die Luft in ſich bläulich, ſo hätte eine Maſſe von zwanzig Stunden, wie ſie zwiſchen mir und dem Monteroſa lag, den Schnee müſſen hellblau oder weißbläulich durchſcheinen laſſen, aber nicht gelb und gelbröthlich.

„Die Beobachtung, ſagte Goethe, iſt von Bedeutung und widerlegt jenen Irrthum durchaus.“

Im Grunde, ſagte ich, iſt die Lehre vom Trüben ſehr einfach, ſo daß man gar zu leicht zu dem Glauben verführt wird, man könne ſie einem Andern in wenig Tagen und Stunden überliefern. Das Schwierige aber iſt, nun mit dem Geſetz zu operiren und ein Urphänomen in tauſendfältig bedingten und verhüllten Erſcheinungen immer wieder zu erkennen.

„Ich möchte es dem Whiſt vergleichen, ſagte Goethe, deſſen Geſetze und Regeln auch gar leicht zu überliefern ſind, das man aber ſehr lange geſpielt haben muß, um darin ein Meiſter zu ſeyn. Überhaupt lernet niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer ſich in gewiſſen Dingen nicht ſelbſt thätig bemühet, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb.“

Goethe erzählte mir ſodann von dem Buche eines jungen Phyſikers, das er loben müſſe, wegen der Klarheit mit der es geſchrieben, und dem er die teleologiſche Richtung gerne nachſehe.

„Es iſt dem Menſchen natürlich, ſagte Goethe, ſich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten, und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf ſich, und in ſo fern ſie ihm dienen und nützen. Er bemächtiget ſich der vegetabiliſchen und animaliſchen Welt, und, indem er andere Geſchöpfe als paſſende Nahrung verſchlingt, erkennet er ſeinen Gott, und preiſet deſſen Güte, die ſo väterlich für ihn geſorget. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck giebt, glaubt er auch daß ſie dazu ſind geſchaffen worden. Ja er kann ſich nicht denken, daß nicht auch das kleinſte Kraut für ihn da ſey, und wenn er deſſen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, ſo glaubt er doch, daß ſolches ſich künftig ihm gewiß entdecken werde."

„Und wie der Menſch nun im Allgemeinen denkt, ſo denkt er auch im Beſondern, und er unterläßt nicht, ſeine gewohnte Anſicht aus dem Leben auch in die Wiſſenſchaft zu tragen, und auch bey den einzelnen Theilen eines organiſchen Weſens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen."

„Dieß mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wiſſenſchaft eine Weile damit durchkommen;

allein gar bald wird er auf Erſcheinungen ſtoßen, wo er mit einer ſo kleinen Anſicht nicht ausreicht, und wo er, ohne höheren Halt, ſich in lauter Widerſprüchen verwickelt."

„Solche Nützlichkeitslehrer ſagen wohl: der Ochſe habe Hörner um ſich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und, wenn es welche hat, warum ſind ſie ihm um die Ohren gewickelt, ſo daß ſie ihm zu nichts dienen?"

„Etwas Anderes aber iſt es, wenn ich ſage: der Ochſe wehrt ſich mit ſeinen Hörnern weil er ſie hat."

„Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? iſt durchaus nicht wiſſenſchaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? — Denn wenn ich frage: wie hat der Ochſe Hörner? ſo führet mich das auf die Betrachtung ſeiner Organiſation, und belehret mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann."

„So hat der Menſch in ſeinem Schädel zwey unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehret, daß dieſe Höhlen Reſte des thieriſchen Schädels ſind, die ſich bey ſolchen geringeren Organiſationen in ſtärkerem Maße befinden, und die ſich beym Menſchen, trotz ſeiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben."

„Die Nützlichkeitslehrer würden glauben ihren Gott

zu verlieren, wenn ſie nicht den anbeten ſollen, der dem Ochſen die Hörner gab, damit er ſich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichthum ſeiner Schöpfung ſo groß war, nach tauſendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tauſendfältigen Thieren ein Weſen das ſie alle enthält: den Menſchen."

„Man verehre ferner den, der dem Vieh ſein Futter giebt und dem Menſchen Speiſe und Trank ſo viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine ſolche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteſte Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geſchöpfen wimmelt, ſo daß Krieg, Peſt, Waſſer und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das iſt mein Gott! —"

Montag, den 21. Februar 1831.

Goethe lobte ſehr die neueſte Rede von Schelling, womit dieſer die Münchener Studenten beruhigt. „Die Rede, ſagte er, iſt durch und durch gut, und man freuet ſich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in dieſem Falle ein trefflicher Gegenſtand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichſte gelungen iſt. Könnte

man von dem Gegenſtande und Zweck ſeiner Kabirenſchrift daſſelbige ſagen, ſo würden wir ihn auch da rühmen müſſen, denn ſeine rhetoriſchen Talente und Künſte hat er auch da bewieſen."

Schellings Kabiren brachten das Geſpräch auf die claſſiſche Walpurgisnacht, und wie ſich dieſe von den Brockenſcenen des erſten Theiles unterſcheide.

„Die alte Walpurgisnacht, ſagte Goethe, iſt monarchiſch, indem der Teufel dort überall als entſchiedenes Oberhaupt reſpectirt wird. Die claſſiſche aber iſt durchaus republicaniſch, indem Alles in der Breite neben einander ſteht, ſo daß der Eine ſo viel gilt wie der Andere, und niemand ſich ſubordinirt und ſich um den Andern bekümmert."

Auch, ſagte ich, ſondert ſich in der claſſiſchen alles in ſcharf umriſſene Individualitäten, während auf dem deutſchen Blocksberg jedes Einzelne ſich in eine allgemeine Hexenmaſſe auflöſet.

„Deßhalb, ſagte Goethe, weiß auch der Mephiſtopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunculus ihm von theſſaliſchen Hexen redet. Ein guter Kenner des Alterthums wird bey dem Wort theſſaliſche Hexen ſich auch Einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

Das Alterthum, ſagte ich, mußte Ihnen doch ſehr lebendig ſeyn, um alle jene Figuren wieder ſo friſch ins Leben treten zu laſſen, und ſie mit ſolcher Freyheit

zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es gethan haben.

„Ohne eine lebenslängliche Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt, ſagte Goethe, wäre es mir nicht möglich geweſen. Das Schwierige indeſſen war, ſich bey ſo großer Fülle mäßig zu halten, und alle ſolche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyen, und einigen andern Ungeheuern, keinen Gebrauch gemacht."

Aber was Sie in jener Nacht erſcheinen laſſen, ſagte ich, iſt alles ſo zuſammengehörig und ſo gruppirt, daß man es ſich in der Einbildungskraft leicht und gerne zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden ſich ſo gute Anläſſe auch gewiß nicht entgehen laſſen; beſonders freue ich mich den Mephiſtopheles bey den Phorkyaden zu ſehen, wo er im Profil die famöſe Maske probirt.

„Es ſtecken darin einige gute Späße, ſagte Goethe, welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weiſe benutzen wird. Wenn die Franzoſen nur erſt die Helena gewahr werden, und ſehen was daraus für ihr Theater zu machen iſt! Sie werden das Stück, wie es iſt, verderben; aber ſie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das iſt alles was man erwarten und wünſchen kann. Der Phorkyas werden ſie ſicher einen

Chor von Ungeheuern beygeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet iſt.“

Es käme darauf an, ſagte ich, daß ein tüchtiger Poet von der romantiſchen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Roſſini ſein großes Talent zu einer bedeutenden Compoſition zuſammennähme, um mit der Helena Wirkung zu thun. Denn es ſind darin Anläſſe zu prächtigen Decorationen, überraſchenden Verwandlungen, glänzenden Coſtumen und reizenden Balletten, wie nicht leicht in einem anderen Stück, ohne zu erwähnen, daß eine ſolche Fülle von Sinnlichkeit ſich auf dem Fundament einer geiſtreichen Fabel bewegt, wie ſie nicht leicht beſſer erfunden werden dürfte.

„Wir wollen erwarten, ſagte Goethe, was uns die Götter Weiteres bringen. Es läßt ſich in ſolchen Dingen nichts beſchleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menſchen aufgehe, und daß Theater-Directoren, Poeten und Componiſten darin ihren Vortheil gewahr werden.“

Dienſtag, den 22. Februar 1831.

Ober-Conſiſtorialrath Schwabe begegnet mir in den Straßen; ich begleite ihn eine Strecke, wo er mir von ſeinen mannigfaltigen Geſchäften erzählt und ich in den bedeutenden Wirkungskreis dieſes vorzüglichen Mannes

hineinblicke. Er ſagt, daß er in den Nebenſtunden ſich mit Herausgabe eines Bändchens neuer Predigten beſchäftige, daß eins ſeiner Schulbücher kürzlich ins Däniſche überſetzt, daß davon vierzigtauſend Exemplare verkauft worden, und man es in Preußen in den vorzüglichſten Schulen eingeführt habe. Er bittet mich, ihn zu beſuchen, welches ich mit Freuden verſpreche.

Darauf mit Goethe zu Tiſch, rede ich über Schwabe, und Goethe ſtimmt in deſſen Lob vollkommen ein. „Die Großherzogin, ſagte er, ſchätzet ihn auch im hohen Grade, wie denn dieſe Dame überall recht gut weiß, was ſie an den Leuten hat. Ich werde ihn zu meiner Portraitſammlung zeichnen laſſen, und Sie thun ſehr wohl, ihn zu beſuchen, und ihn vorläufig um dieſe Erlaubniß zu bitten. Beſuchen Sie ihn ja, zeigen Sie ihm Theilnahme an dem was er thut und vorhat. Es wird für Sie von Intereſſe ſeyn, in einen Wirkungskreis eigener Art hineinzublicken, wovon man doch, ohne einen näheren Verkehr mit einem ſolchen Mann, keinen rechten Begriff hat.“

Ich verſpreche dieſes zu thun; indem die Kenntniß practiſch-thätiger, das Nützliche befördernder Menſchen meine wahre Neigung iſt.

Mittwoch, den 23. Februar 1831.

Vor Tiſch, bey einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee, begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in ſeinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen, und reden über naturhiſtoriſche Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung von einigen Meilen, mittelſt zwiſchenliegender Trübe, ein Dunkeles eher blau erſcheine als ein Weißes gelb. Goethe ſtimmet mir zu, und wir ſprechen ſodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht, ſagte Goethe, ob dieſes höchſte Weſen Verſtand und Vernunft habe, ſondern ich fühle: es iſt der Verſtand, es iſt die Vernunft ſelber. Alle Geſchöpfe ſind davon durchdrungen und der Menſch hat davon ſoviel, daß er Theile des Höchſten erkennen mag."

Bey Tiſch kam das Beſtreben gewiſſer Naturforſcher zur Erwähnung, die, um die organiſche Welt zu durchſchreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieſes iſt ein großer Irrthum, ſagte Goethe. In der mineralogiſchen Welt iſt das Einfachſte das Herrlichſte, und in der organiſchen iſt es das Complicirteſte. Man ſieht alſo, daß beyde Welten ganz verſchiedene Tenden-

zen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein ſtufenartiges Fortſchreiten Statt findet."

Ich merkte mir dieſes, als von großer Bedeutung.

Donnerstag, den 24. Februar 1831.

Ich leſe Goethe's Aufſatz über Zahn in den Wiener Jahrbüchern, den ich bewundere, indem ich die Prämiſſen bedenke, die es vorausſetzte, um ihn zu ſchreiben.

Bey Tiſch erzählet mir Goethe, daß Soret bey ihm geweſen, und daß ſie in der Überſetzung der Metamorphoſe einen hübſchen Fortſchritt gemacht.

„Das Schwierige bey der Natur, ſagte Goethe, iſt: das Geſetz auch da zu ſehen wo es ſich uns verbirgt, und ſich nicht durch Erſcheinungen irre machen zu laſſen, die unſern Sinnen widerſprechen. Denn es widerſpricht in der Natur manches den Sinnen und iſt doch wahr. Daß die Sonne ſtill ſtehe, daß ſie nicht auf- und untergehe, ſondern daß die Erde ſich täglich in undenkbarer Geſchwindigkeit herumwälze, widerſpricht den Sinnen ſo ſtark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter daß es ſo ſey. Und ſo kommen auch widerſprechende Erſcheinungen im Pflanzenreiche vor, wobey man ſehr auf ſeiner Hut ſeyn muß, ſich dadurch nicht auf falſche Wege leiten zu laſſen."

Sonnabend, den 26. Februar 1831.

Ich las heute viel in Goethe's Farbenlehre, und freute mich zu bemerken, daß ich dieſe Jahre her, durch vielfache Übung mit den Phänomenen, in das Werk ſo hineingewachſen, um jetzt ſeine großen Verdienſte mit einiger Klarheit empfinden zu können. Ich bewundere, was es gekoſtet hat, ein ſolches Werk zuſammenzubringen, indem mir nicht bloß die letzten Reſultate erſcheinen, ſondern indem ich tiefer blicke, was alles durchgemacht worden, um zu feſten Reſultaten zu gelangen.

Nur ein Menſch von großer moraliſcher Kraft konnte das durchführen, und wer es ihm nachthun wollte, müßte ſich daran ſehr hoch hinaufbringen. Alles Unzarte, Unwahre, Egoiſtiſche würde aus der Seele verſchwinden müſſen, oder die reine, wahre Natur würde ihn verſchmähen. Bedächten dieſes die Menſchen, ſo würden ſie gern einige Jahre ihres Lebens daran wenden, und den Kreis einer ſolchen Wiſſenſchaft auf ſolche Weiſe durchmachen, um daran Sinne, Geiſt und Charakter zu prüfen und zu erbauen. Sie würden Reſpect vor dem Geſetzlichen gewinnen, und dem Göttlichen ſo nahe treten, als es einem irdiſchen Geiſte überall nur möglich.

Dagegen beſchäftiget man ſich viel zu viel mit Poeſie und überſinnlichen Myſterien, welches ſubjective nachgiebige Dinge ſind, die an den Menſchen weiter keine Anforderungen machen, ſondern ihm ſchmeicheln und im günſtigen Fall ihn laſſen wie er iſt.

In der Poeſie iſt nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, was wiederum wie eine zweyte Natur daſteht, und uns entweder zu ſich heraufhebt, oder uns verſchmäht. Eine mangelhafte Poeſie hingegen entwickelt unſere Fehler, indem wir die anſteckenden Schwächen des Poeten in uns aufnehmen. Und zwar in uns aufnehmen, ohne es zu wiſſen, weil wir das unſerer Natur Zuſagende nicht für mangelhaft erkennen.

Um aber in der Poeſie aus Gutem wie aus Schlechtem einigen Vortheil zu ziehen, müßte man bereits auf einer ſehr hohen Stufe ſtehen, und ein ſolches Fundament beſitzen, um dergleichen Dinge als außer uns liegende Gegenſtände zu betrachten.

Deßhalb lobe ich mir den Verkehr mit der Natur, die unſere Schwächen auf keine Weiſe begünſtigt, und die entweder etwas aus uns macht, oder überall nichts mit uns zu thun hat.

Montag, den 23. Februar 1831.

Ich beſchäftige mich den ganzen Tag mit dem Manuſcript des vierten Bandes von Goethe's Leben, das er mir geſtern zuſandte, um zu prüfen was daran etwa noch zu thun ſeyn möchte. Ich bin glücklich über dieſes Werk, indem ich bedenke was es ſchon iſt und was

es noch werden kann. Einige Bücher erſcheinen ganz vollendet und laſſen nichts Weiteres wünſchen. An andern dagegen iſt noch ein gewiſſer Mangel an Congruenz wahrzunehmen, welches daher entſtanden ſeyn mag, daß zu ſehr verſchiedenen Epochen daran iſt gearbeitet worden.

Dieſer ganze vierte Band iſt ſehr verſchieden von den drey früheren. Jene ſind durchaus fortſchreitend in einer gewiſſen gegebenen Richtung, ſo daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bey dieſem dagegen ſcheint die Zeit kaum zu rücken, auch ſieht man kein entſchiedenes Beſtreben der Hauptperſon. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, manches gewollt, aber anders geleitet, und ſo empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schickſal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gewebe aufzieht, das erſt künftige Jahre vollenden ſollen.

Es war daher in dieſem Bande am Ort, von jener geheimen problematiſchen Gewalt zu reden, die Alle empfinden, die kein Philoſoph erklärt, und über die der Religiöſe ſich mit einem tröſtlichen Worte hinaushilft.

Goethe nennet dieſes unausſprechliche Welt- und Lebens-Räthſel das Dämoniſche, und indem er ſein Weſen bezeichnet, fühlen wir daß es ſo iſt, und es kommt uns vor, als würden vor gewiſſen Hintergründen unſers Lebens die Vorhänge weggezogen. Wir glauben weiter und deutlicher zu ſehen, werden aber bald

gewahr, daß der Gegenſtand zu groß und mannigfaltig iſt, und daß unſere Augen nur bis zu einer gewiſſen Grenze reichen.

Der Menſch iſt überall nur für das Kleine geboren, und er begreift nur und hat nur Freude an dem was ihm bekannt iſt. Ein großer Kenner begreift ein Gemälde, er weiß das verſchiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen zu verknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne iſt ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewiſſe einzelne Theile, er fragt nicht ob ein Geſicht garſtig oder ſchön, ob eine Stelle hell oder dunkel, ſondern er fragt ob Alles an ſeinem Ort ſtehe und geſetzlich und recht ſey. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, ſo werden wir ſehen, wie ihn das Ganze unberührt läſſet oder verwirret, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abſtoßen, und wie er am Ende bey ihm bekannten ganz kleinen Dingen ſtehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieſer Helm und dieſe Feder ſo gut gemacht ſey.

Im Grunde aber ſpielen wir Menſchen vor dem großen Schickſalsgemälde der Welt mehr oder weniger alle die Rolle dieſes Unkundigen. Die Lichtpartien, das Anmuthige zieht uns an, die ſchattigen und widerwärtigen Stellen ſtoßen uns zurück, das Ganze verwirrt uns und wir ſuchen vergebens nach der Idee eines einzigen Weſens, dem wir ſo Widerſprechendes zuſchreiben.

Nun kann wohl einer in menſchlichen Dingen ein

großer Kenner werden, indem es denkbar iſt, daß er ſich die Kunſt und das Wiſſen eines Meiſters vollkommen aneigne, allein in göttlichen Dingen könnte es nur ein Weſen, das dem Höchſten ſelber gleich wäre. Ja und wenn nun dieſes uns ſolche Geheimniſſe überliefern und offenbaren wollte, ſo würden wir ſie nicht zu faſſen und nichts damit anzufangen wiſſen, und wir würden wiederum jenem Unkundigen vor dem Gemälde gleichen, dem der Kenner ſeine Prämiſſen, nach denen er urtheilt, durch alles Einreden nicht mitzutheilen im Stande wäre.

In dieſer Hinſicht iſt es denn ſchon ganz recht, daß alle Religionen nicht unmittelbar von Gott ſelber gegeben worden, ſondern daß ſie, als das Werk vorzüglicher Menſchen, für das Bedürfniß und die Faßlichkeit einer großen Maſſe ihres Gleichen berechnet ſind.

Wären ſie ein Werk Gottes, ſo würde ſie niemand begreifen; da ſie aber ein Werk der Menſchen ſind, ſo ſprechen ſie das Unerforſchliche nicht aus.

Die Religion der hochgebildeten alten Griechen kam nicht weiter, als daß ſie einzelne Äußerungen des Unerforſchlichen durch beſondere Gottheiten verſinnlichte. Da aber ſolche Einzelnheiten beſchränkte Weſen waren, und im Ganzen des Zuſammenhangs eine Lücke blieb, ſo erfanden ſie die Idee des Fatums, das ſie über Alle ſetzten, wodurch denn, da dieſes wiederum ein vielſeitig Unerforſchliches blieb, die Angelegenheit mehr abgethan als abgeſchloſſen wurde.

Chriſtus dachte einen alleinigen Gott, dem er alle die Eigenſchaften beylegte, die er in ſich ſelbſt als Vollkommenheiten empfand. Er ward das Weſen ſeines eigenen ſchönen Innern, voll Güte und Liebe wie er ſelber, und ganz geeignet, daß gute Menſchen ſich ihm vertrauensvoll hingeben und dieſe Idee, als die ſüßeſte Verknüpfung nach oben, in ſich aufnehmen.

Da nun aber das große Weſen, welches wir die Gottheit nennen, ſich nicht bloß im Menſchen, ſondern auch in einer reichen gewaltigen Natur, und in mächtigen Weltbegebenheiten ausſpricht, ſo kann auch natürlich eine nach menſchlichen Eigenſchaften von ihm gebildete Vorſtellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widerſprüche ſtoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug iſt, ſich durch eine künſtliche Ausrede beſchwichtigen zu laſſen, oder groß genug, ſich auf den Standpunct einer höheren Anſicht zu erheben.

Einen ſolchen Standpunct fand Goethe früh in Spinoza, und er erkennet mit Freuden, wie ſehr die Anſichten dieſes großen Denkers den Bedürfniſſen ſeiner Jugend gemäß geweſen. Er fand in ihm ſich ſelber, und ſo konnte er ſich auch an ihm auf das Schönſte befeſtigen.

Und da nun ſolche Anſichten nicht ſubjectiver Art waren, ſondern in den Werken und Äußerungen Gottes

durch die Welt ein Fundament hatten, ſo waren es nicht Schalen, die er bey ſeiner eigenen ſpätern tiefen Welt- und Naturforſchung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, ſondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gleich geſunder Richtung fortwuchs, und ſich zuletzt zu der Blüthe einer reichen Erkenntniß entfaltete.

Widerſacher haben ihn oft beſchuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den ſeinigen ausſprechen, ſo würden ſie erſtaunen, aber ſie würden nicht fähig ſeyn ihn zu faſſen.

Goethe ſelbſt aber iſt weit entfernt zu glauben, daß er das höchſte Weſen erkenne wie es iſt. Alle ſeine ſchriftlichen und mündlichen Äußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforſchliches ſey, wovon der Menſch nur annähernde Spuren und Ahndungen habe.

Übrigens iſt die Natur und ſind wir Menſchen alle vom Göttlichen ſo durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und ſind, daß wir nach ewigen Geſetzen leiden und uns freuen, daß wir ſie ausüben und daß ſie an uns ausgeübt werden, gleichviel ob wir ſie erkennen oder nicht.

Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß, und dem Sperling die Kirſche, ohne daß er daran denkt wie ſie gewachſen iſt.

Mittwoch, den 2. März 1831.

Heute bey Goethe zu Tiſch, kam das Geſpräch bald wieder auf das Dämoniſche, und er fügte zu deſſen näheren Bezeichnung noch Folgendes hinzu.

„Das Dämoniſche, ſagte er, iſt dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen.“

Napoleon, ſagte ich, ſcheint dämoniſcher Art geweſen zu ſeyn. „Er war es durchaus, ſagte Goethe, im höchſten Grade, ſo daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen iſt. Auch der verſtorbene Großherzog war eine dämoniſche Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, ſo daß ſein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein geweſen wäre. Dämoniſche Weſen ſolcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter.“

Erſcheint nicht auch, ſagte ich, das Dämoniſche in den Begebenheiten? „Ganz beſonders, ſagte Goethe, und zwar in allen, die wir durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen vermögen. Überhaupt manifeſtirt es ſich auf die verſchiedenſte Weiſe in der ganzen Natur, in der unſichtbaren wie in der ſichtbaren. Manche Geſchöpfe ſind ganz dämoniſcher Art, in manchen ſind Theile von ihm wirkſam.“

Hat nicht auch, ſagte ich, der Mephiſtopheles dämoniſche Züge? — „Nein, ſagte Goethe; der Mephi-

ſtopheles iſt ein viel zu negatives Weſen; das Dämoniſche aber äußert ſich in einer durchaus poſitiven Thatkraft."

„Unter den Künſtlern, fuhr Goethe fort, findet es ſich mehr bey Muſikern, weniger bey Malern. Bey Paganini zeigt es ſich im hohen Grade, wodurch er denn auch ſo große Wirkungen hervorbringt."

Ich war ſehr erfreut über alle dieſe Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe ſich unter dem Begriff des Dämoniſchen dachte.

Wir reden ſodann viel über den vierten Band, und Goethe bittet mich aufzuzeichnen, was noch daran möchte zu thun ſeyn.

Donnerstag, den 3. März 1831.

Mittags mit Goethe. Er ſah einige architectoniſche Hefte durch, und meinte, es gehöre einiger Übermuth dazu, Paläſte zu bauen, indem man nie ſicher ſey, wie lange ein Stein auf dem andern bleiben würde. „Wer in Zelten leben kann, ſagte er, ſteht ſich am beſten. Oder wie gewiſſe Engländer thun, die von einer Stadt und einem Wirthshaus ins andere ziehen und überall eine hübſche Tafel gedeckt finden."

Sonntag, den 6. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch in mancherley Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Unarten, und er vergleicht ſie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von ſelber abfallen, und wobey man es nicht ſo genau und ſo ſtrenge zu nehmen brauche.

„Der Menſch, ſagte er, hat verſchiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre beſonderen Tugenden und Fehler mit ſich, die in der Epoche, wo ſie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewiſſermaßen recht ſind. Auf der folgenden Stufe iſt er wieder ein Anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern iſt keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten ſind an deren Stelle getreten. Und ſo geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wiſſen wie wir ſeyn werden.“

Zum Nachtiſch las Goethe mir ſodann einige ſeit 1775 ſich erhaltene Fragmente von Hanswurſts Hochzeit. Kilian Bruſtfleck eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er ſich beklagt, daß ihm Hanswurſts Erziehung, trotz aller Mühe, ſo ſchlecht geglückt ſey. Die Scene, ſo wie alles Übrige, war ganz im Tone des Fauſt geſchrieben. Eine gewaltige productive Kraft bis zum Übermuth ſprach ſich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte bloß, daß es ſo über alle Grenzen hinaus-

gehe, daß ſelbſt die Fragmente ſich nicht mittheilen laſſen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück ſpielenden Perſonen, die faſt drey Seiten füllten und ſich gegen hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbſten luſtigſten Sorte, ſo daß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler, und zeichneten eine Figur dermaßen, daß ſie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannigfaltigſten Unarten und Laſter, und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unſittlichen Welt vorausſetzen. Wäre das Stück zu Stande gekommen, ſo hätte man die Erfindung bewundern müſſen, der es geglückt, ſo mannigfaltige ſymboliſche Figuren in eine einzige lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertig machen können, ſagte Goethe, indem es einen Gipfel von Muthwillen vorausſetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernſt meiner Natur lag, und auf dem ich mich alſo nicht halten konnte. Und dann ſind in Deutſchland unſere Kreiſe zu beſchränkt, als daß man mit ſo etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain, wie Paris, mag dergleichen ſich herumtummeln, ſo wie man auch dort wohl ein Béranger ſeyn kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre.“

Dienſtag, den 8. März 1831.

Heute mit Goethe zu Tiſch erzählte er mir zunächſt, daß er den Ivanhoe leſe. „Walter Scott iſt ein großes Talent, ſagte er, das nicht ſeines Gleichen hat, und man darf ſich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Leſewelt ſo außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er giebt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunſt, die ihre eigenen Geſetze hat."

Wir ſprachen ſodann über den vierten Band der Biographie, und waren im Hin- und Wiederreden über das Dämoniſche begriffen, ehe wir es uns verſahen.

„In der Poeſie, ſagte Goethe, iſt durchaus etwas Dämoniſches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bey der aller Verſtand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch ſo über alle Begriffe wirkt."

„Deßgleichen iſt es in der Muſik im höchſten Grade, denn ſie ſteht ſo hoch, daß kein Verſtand ihr beykommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrſcht und von der niemand im Stande iſt, ſich Rechenſchaft zu geben. Der religiöſe Cultus kann ſie daher auch nicht entbehren; ſie iſt eins der erſten Mittel, um auf die Menſchen wunderbar zu wirken."

„So wirft ſich auch das Dämoniſche gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn ſie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große."

„Beym verſtorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerſtehen konnte. Er übte auf die Menſchen eine Anziehung durch ſeine ruhige Gegenwart, ohne daß er ſich eben gütig und freundlich zu erweiſen brauchte. Alles, was ich auf ſeinen Rath unternahm, glückte mir, ſo daß ich in Fällen, wo mein Verſtand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte was zu thun ſey, wo er es denn inſtinktmäßig ausſprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolgs gewiß ſeyn konnte."

„Ihm wäre zu gönnen geweſen, daß er ſich meiner Ideen und höheren Beſtrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämoniſche Geiſt verließ, und nur das Menſchliche zurückblieb, ſo wußte er mit ſich nichts anzufangen und er war übel daran."

„Auch in Byron mag das Dämoniſche in hohem Grade wirkſam geweſen ſeyn, weßhalb er auch die Attractiva in großer Maße beſeſſen, ſo daß ihm denn beſonders die Frauen nicht haben widerſtehen können."

In die Idee vom Göttlichen, ſagte ich verſuchend, ſcheint die wirkende Kraft, die wir das Dämoniſche nennen, nicht einzugehen.

„Liebes Kind, ſagte Goethe, was wiſſen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unſere engen Begriffe vom höchſten Weſen ſagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, ſo würde ich doch noch zu kurz kommen, und im

Vergleich ſo grenzenloſer Eigenſchaften noch nichts geſagt haben.“

Mittwoch, den 9. März 1831.

Goethe fuhr heute fort, mit der höchſten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

„Man lieſ't viel zu viel geringe Sachen, ſagte er, womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man ſollte eigentlich immer nur das leſen was man bewundert, wie ich in meiner Jugend that, und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den Rob Roy angefangen, und will ſo ſeine beſten Romane hinter einander durchleſen. Da iſt freylich Alles groß, Stoff, Gehalt, Charactere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorſtudien, ſo wie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man ſieht aber, was die engliſche Geſchichte iſt, und was es ſagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine ſolche Erbſchaft zu Theil wird. Unſere deutſche Geſchichte in fünf Bänden iſt dagegen eine wahre Armuth, ſo daß man auch, nach dem Götz von Berlichingen, ſogleich ins Privatleben ging, und eine Agnes Bernauerin und einen Otto von Wittelsbach ſchrieb, womit freylich nicht viel gethan war.“

Ich erzählte, daß ich Daphnis und Chloe lese und zwar in der Überſetzung von Courier. „Das iſt auch ein Meiſterſtück, ſagte Goethe, das ich oft geleſen und bewundert habe, worin Verſtand, Kunſt und Geſchmack auf ihrem höchſten Gipfel erſcheinen, und wogegen der gute Virgil freylich ein wenig zurücktritt. Das landſchaftliche Local iſt ganz im Pouſſiniſchen Styl, und erſcheint hinter den Perſonen mit ſehr wenigen Zügen vollendet."

„Sie wiſſen, Courier hat in der Bibliothek zu Florenz eine neue Handſchrift gefunden, mit der Hauptſtelle des Gedichts, welche die bisherigen Ausgaben nicht hatten. Nun muß ich bekennen, daß ich immer das Gedicht in ſeiner mangelhaften Geſtalt geleſen und bewundert habe, ohne zu fühlen und zu bemerken, daß der eigentliche Gipfel fehlte. Es mag aber dieſes für die Vortrefflichkeit des Gedichts zeugen, indem das Gegenwärtige uns ſo befriedigte, daß man an ein Abweſendes gar nicht dachte."

Nach Tiſch zeigte Goethe mir eine von Coudray gezeichnete höchſt geſchmackvolle Thür des Dornburger Schloſſes, mit einer lateiniſchen Inſchrift, ungefähr dahin lautend, daß der Einkehrende freundlich empfangen und bewirthet werden ſolle, und man dem Vorbeyziehenden die glücklichſten Pfade wünſche.

Goethe hatte dieſe Inſchrift in ein deutſches Diſtichon verwandelt und als Motto über einen Brief geſetzt,

den er im Sommer 1828, nach dem Tode des Großherzogs, bey ſeinem Aufenthalte in Dornburg, an den Oberſten von Beulwitz geſchrieben. Ich hatte von dieſem Brief damals viel im Publicum reden hören, und es war mir nun ſehr lieb, daß Goethe mir ihn heute mit jener gezeichneten Thür vorlegte.

Ich las den Brief mit großem Intereſſe, und hatte daran zu bewundern, wie er die Localität des Dornburger Schloſſes ſowohl, als das untere Terrain im Thale benutzt um daran die größten Anſichten zu knüpfen, und zwar Anſichten ſolcher Art, um den Menſchen, nach einem erlittenen großen Verluſt, durchaus wieder aufzurichten und auf die friſcheſten Füße zu ſtellen.

Ich war über dieſen Brief ſehr glücklich, indem ich für mich bemerkte, daß man nach einem guten Stoff nicht weit zu reiſen brauche, ſondern daß Alles auf einem tüchtigen Gehalt im Innern des Dichters ankomme, um aus den geringſten Anläſſen etwas Bedeutendes zu machen.

Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine beſondere Mappe zuſammen, um Beydes für die Zukunft zu erhalten.

Donnerstag, den 10. März 1831.

Ich las heute mit dem Prinzen Goethe's Novelle vom Tiger und Löwen, worüber der Prinz ſehr glücklich war, indem er den Effect einer großen Kunſt empfand, und ich nicht weniger glücklich, indem ich in das geheime Gewebe einer vollendeten Compoſition deutlich hineinſah. Ich empfand daran eine gewiſſe Allgegenwart des Gedankens, welches daher entſtanden ſeyn mag, daß der Dichter den Gegenſtand ſo viele Jahre in ſeinem Innern hegte, und dadurch ſo ſehr Herr ſeines Stoffes ward, daß er das Ganze wie das Einzelne in höchſter Klarheit zugleich überſehen, und jede einzelne Partie geſchickt dahin ſtellen konnte, wo ſie für ſich nothwendig war und zugleich das Kommende vorbereitete und darauf hinwirkte. Nun bezieht ſich alles vorwärts und rückwärts und iſt zugleich an ſeiner Stelle recht, ſo daß man als Compoſition ſich nicht leicht etwas Vollkommeneres denken kann. Indem wir weiter laſen empfand ich den lebhaften Wunſch, daß Goethe ſelbſt dieſes Juwel einer Novelle als ein fremdes Werk möchte betrachten können. Zugleich bedachte ich, daß der Umfang des Gegenſtandes grade ein ſehr günſtiges Maß habe, ſowohl für den Poeten um Alles klug durcheinander zu verarbeiten, als für den Leſer um dem Ganzen wie dem Einzelnen mit einiger Vernunft wieder beyzukommen.

Freytag, den 11. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch in mannigfaltigen Geſprächen. „Bey Walter Scott, ſagte er, iſt es eigen, daß eben ſein großes Verdienſt in Darſtellung des Details ihn oft zu Fehlern verleitet. So kommt im Ivanhoe eine Scene vor, wo man Nachts in der Halle eines Schloſſes zu Tiſche ſitzt, und ein Fremder hereintritt. Nun iſt es zwar recht, daß er den Fremden von oben herab beſchrieben hat, wie er ausſieht und wie er gekleidet iſt, allein es iſt ein Fehler, daß er auch ſeine Füße, ſeine Schuhe und Strümpfe beſchreibt. Wenn man Abends am Tiſche ſitzt und jemand hereintritt, ſo ſieht man nur ſeinen obern Körper. Beſchreibe ich aber die Füße, ſo tritt ſogleich das Licht des Tages herein, und die Scene verliert ihren nächtlichen Character."

Ich fühlte das Überzeugende ſolcher Worte, und merkte ſie mir für künftige Fälle.

Goethe fuhr ſodann fort, mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Ich erſuchte ihn ſeine Anſichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die Kunſt in jenem Schriftſteller ſo hoch ſtehe, daß es ſchwer ſey, ſich darüber öffentlich mitzutheilen.

Montag, den 14. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch, mit dem ich mancherley berede. Ich muß ihm von der Stummen von Portici erzählen, die vorgeſtern gegeben worden, und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revolution gar nicht zur Anſchauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun jeder in die leergelaſſene Stelle das hineintrage, was ihm ſelber in ſeiner Stadt und ſeinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper, ſagte Goethe, iſt im Grunde eine Satyre auf das Volk, denn wenn es den Liebeshandel eines Fiſchermädchens zur öffentlichen Angelegenheit macht, und den Fürſten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürſtin heirathet, ſo erſcheint es doch wohl ſo abſurd und ſo lächerlich wie möglich."

Zum Nachtiſch zeigte Goethe mir Zeichnungen nach Berliner Redensarten, worunter die heiterſten Dinge vorkommen, und woran die Mäßigkeit des Künſtlers gelobt wurde, der an die Caricatur nur heran-, aber nicht wirklich hineingegangen.

Dienſtag, den 15. März 1831.

Ich beſchäftige mich den ganzen Morgen mit dem Manuſcript des vierten Bandes von Wahrheit und

Dichtung, und ſchreibe darüber folgende Notiz an Goethe.

Das zweyte, vierte und fünfte Buch ſind als vollendet anzuſehen, bis auf einige Kleinigkeiten, die bey einer letzten Durchſicht ſehr leicht werden abzuthun ſeyn.

Über das erſte und dritte Buch folgen hier einige Bemerkungen.

Erſtes Buch.

Die Erzählung von Jungs verunglückter Augenkur iſt von ſo ernſter Bedeutung, daß es die Menſchen auf innere tiefe Betrachtungen führt, und daß, wenn in Geſellſchaft erzählt, darauf ſicherlich eine Pauſe im Geſpräch entſtehen würde. Ich rathe daher, das erſte Buch damit zu ſchließen, damit auch auf ſolche Weiſe eine Art von Pauſe eintrete.

Die artigen Anekdoten vom Feuer in der Judengaſſe und Schlittſchuhlaufen im rothen Sammetpelz der Mutter, die jetzt am Ende des erſten Buches liegen und da nicht an paſſender Stelle ſind, würden ſehr ſchicklich dort zu verknüpfen ſeyn, wo von dem bewußtloſen ganz unvorbedachten poetiſchen Produciren die Rede iſt. Denn jene Fälle deuten auf einen ähnlichen glücklichen Zuſtand des Gemüths, das auch handelnd ſich nicht lange fragt und beſinnt was zu thun ſey, ſondern ſchon gethan hat ehe noch der Gedanke kommt.

Drittes Buch.

Dieſes würde nach der Verabredung dasjenige aufnehmen, was über den äußeren politiſchen Zuſtand von 1775, ſo wie über den inneren von Deutſchland, die Bildung des Adels u. ſ. w. noch zu dictiren ſeyn möchte.

Was über Hanswurſts Hochzeit, ſo wie über andere zu Stande gekommene und nicht zu Stande gekommene poetiſche Unternehmungen zu ſagen wäre, könnte, im Fall es ſich in dem bereits ſehr ſtarken vierten Buche nicht beſſer anſchlöſſe, oder vielleicht gar dort den ſehr gut verknüpften Zuſammenhang unterbräche, ſich gleichfalls dieſem dritten Buche anfügen.

Ich habe alle Schemata und Fragmente zu dieſem Zweck im dritten Buche zuſammengelegt, und wünſche nun Glück und Neigung, auch dieſes noch Fehlende mit friſchem Geiſt und gewohnter Anmuth zu dictiren.

G.

Mittags zu Tiſch mit dem Prinzen und Herrn Sorei. Wir reden viel über Courier und ſodann über den Schluß von Goethe's Novelle, wobey ich die Bemerkung mache, daß Gehalt und Kunſt darin viel zu hoch ſtehen, als daß die Menſchen wüßten was ſie

damit anzufangen haben. Man will immer wieder hören und wieder ſehen, was man ſchon einmal gehört und geſehen hat; und wie man gewohnt iſt, die Blume Poeſie in durchaus poetiſchen Gefilden anzutreffen, ſo iſt man in dieſem Falle erſtaunt, ſie aus einem durchaus realen Boden hervorwachſen zu ſehen. In der poetiſchen Region läßt man ſich alles gefallen, und iſt kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber, in dieſem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringſte ſtutzen, was nur ein Weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tauſend Wundern umgeben, an die wir gewohnt ſind, iſt uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. Auch fällt es dem Menſchen durchaus nicht ſchwer, an Wunder einer früheren Zeit zu glauben; allein einem Wunder, das heute geſchieht, eine Art von Realität zu geben, und es, neben dem ſichtbar Wirklichen, als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieſes ſcheint nicht mehr im Menſchen zu liegen, oder wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unſer Jahrhundert wird daher auch immer proſaiſcher werden, und es wird, mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Überſinnliche, alle Poeſie auch immer mehr verſchwinden.

Zu dem Schluß von Goethe's Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt, als die Empfindung, daß der Menſch von höheren Weſen nicht ganz ver-

laſſen ſey, daß ſie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm Theil nehmen, und in der Noth ihm helfend zur Seite ſind.

Dieſer Glaube iſt etwas ſo Natürliches, daß er zum Menſchen gehört, daß er einen Beſtandtheil ſeines Weſens ausmacht, und, als das Fundament aller Religion, allen Völkern angeboren iſt. In den erſten menſchlichen Anfängen zeigt er ſich ſtark; er weicht aber auch der höchſten Cultur nicht, ſo daß wir ihn unter den Griechen noch groß in Plato ſehen, und zuletzt noch eben ſo glänzend in dem Verfaſſer von Daphnis und Chloe. In dieſem liebenswürdigen Gedicht waltet das Göttliche unter der Form von Pan und den Nymphen, die an frommen Hirten und Liebenden Theil nehmen, welche ſie am Tage ſchützen und retten, und denen ſie Nachts im Traum erſcheinen und ihnen ſagen was zu thun ſey. In Goethe's Novelle iſt dieſes behütende Unſichtbare unter der Form des Ewigen und der Engel gedacht, die einſt in der Grube, unter grimmigen Löwen, den Propheten bewahrten, und die hier, in der Nähe eines ähnlichen Ungeheuers, ein gutes Kind ſchützend umgeben. Der Löwe zerreißt den Knaben nicht, er zeigt ſich vielmehr ſanft und willig; denn die in alle Ewigkeit fort thätigen höheren Weſen ſind vermittelnd im Spiele.

Damit aber dieſes einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar erſcheine, ſo benutzt der

Dichter noch ein zweytes mächtiges Motiv, nämlich das der Muſik, deren magiſche Gewalt die Menſchen von den älteſten Zeiten her empfunden haben, und von der auch wir uns noch täglich beherrſchen laſſen, ohne zu wiſſen wie uns geſchieht.

Und wie nun Orpheus durch eine ſolche Magie alle Thiere des Waldes zu ſich heranzog, und in dem letzten griechiſchen Dichter ein junger Hirt mit ſeiner Flöte die Ziegen leitet, ſo daß ſie auf verſchiedene Melodien ſich zerſtreuen und verſammeln, vor dem Feind fliehen und ruhig hinweiden, ſo übt auch in Goethe's Novelle die Muſik auf den Löwen ihre Macht aus, indem das gewaltige Thier den Melodien der ſüßen Flöte nachgeht, und überall folget, wohin die Unſchuld des Knaben ihn leiten will.

Indem ich nun über ſo unerklärliche Dinge mit verſchiedenen Leuten geſprochen, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Menſch von ſeinen trefflichen Vorzügen ſo ſehr eingenommen iſt, daß er ſie den Göttern beyzulegen gar kein Bedenken trägt, allein den Thieren daran einen Antheil zu vergönnen ſich nicht gerne entſchließen mag.

Mittwoch, den 16. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch, dem ich das Manuſcript vom vierten Band ſeines Lebens zurückbringe und darüber mancherley Geſpräche habe.

Wir reden auch über den Schluß des Tell und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, ſeinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben ſo herabſinken zu laſſen, indem er über dieſen ein hartes Gericht hält, während er ſich ſelbſt mit ſeiner eigenen That brüſtet.

„Es iſt kaum begreiflich, ſagte Goethe, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie Andere auch; und wenn er in dieſem Fall ſo fehlen konnte, ſo geſchah es mehr aus ſolchen Einwirkungen, als aus ſeiner eigenen guten Natur.“

Freytag, den 18. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich bringe ihm Daphnis und Chloe, welches er einmal wieder zu leſen wünſcht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich ſey, ſie anderen Menſchen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen, ſagte

Goethe, iſt ſehr ſelten, und man thut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, ſolche Dinge für ſich zu behalten, und davon nur ſo viel hervorzukehren, als nöthig iſt, um gegen die Andern in einiger Avantage zu ſeyn."

Wir berühren ſodann den Punct, daß viele Menſchen, beſonders Critiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignoriren, und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Werth legen.

„Der Menſch, ſagte Goethe, erkennet nur das an und preiſet nur das, was er ſelber zu machen fähig iſt; und da nun gewiſſe Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Exiſtenz haben, ſo gebrauchen ſie den Pfiff, daß ſie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus ſchelten und ganz tief herabſetzen, damit das Mittlere, was ſie anpreiſen, auf einer deſto größeren Höhe erſcheine."

Ich merkte mir dieſes, damit ich wiſſen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken.

Wir ſprachen ſodann von der Farbenlehre, und daß gewiſſe deutſche Profeſſoren noch immer fortfahren, ihre Schüler davor, als vor einem großen Irrthum, zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid, ſagte Goethe; mir ſelbſt aber kann es völlig einerley ſeyn, denn meine Farbenlehre iſt ſo alt wie die Welt, und wird auf die Länge nicht zu verläugnen und bey Seite zu bringen ſeyn."

Goethe erzählte mir ſodann, daß er mit ſeiner neuen Ausgabe der Metamorphoſe der Pflanzen und Sorets immer beſſer gelingenden Überſetzung gut fortſchreite. „Es wird ein merkwürdiges Buch werden, ſagte er, indem darin die verſchiedenſten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich laſſe darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforſchern eintreten, wobey es erfreulich iſt zu ſehen, daß ſich jetzt in Deutſchland unter den Beſſeren ein ſo guter Styl gebildet hat, daß man nicht mehr weiß ob der eine redet oder der andere. Das Buch macht mir indeß mehr Mühe als ich dachte; auch bin ich anfangs faſt wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrſchte dabey etwas Dämoniſches ob, dem nicht zu widerſtehen war.

Sie haben wohl gethan, ſagte ich, ſolchen Einwirkungen nachzugeben, denn das Dämoniſche ſcheint ſo mächtiger Natur zu ſeyn, daß es am Ende doch Recht behält.

„Nur muß der Menſch, verſetzte Goethe, auch wiederum gegen das Dämoniſche Recht zu behalten ſuchen, und ich muß in gegenwärtigem Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit ſo gut zu machen, als in meinen Kräften ſteht und die Umſtände es mir anbieten. Es iſt in ſolchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzoſen Codille nennen, wobey zwar die geworfenen Würfel viel entſcheiden, allein wo

es der Klugheit des Spielenden überlaſſen bleibt, nun auch die Steine im Bret geſchickt zu ſetzen."

Ich verehrte dieſes gute Wort und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um danach zu handeln.

Sonntag, den 20. März 1831.

Goethe erzählte mir bey Tiſch, daß er in dieſen Tagen Daphnis und Chloe geleſen.

„Das Gedicht iſt ſo ſchön, ſagte er, daß man den Eindruck davon, bey den ſchlechten Zuſtänden in denen man lebt, nicht in ſich behalten kann, und daß man immer von neuem erſtaunt, wenn man es wieder lieſ't. Es iſt darin der helleſte Tag, und man glaubt lauter herculaniſche Bilder zu ſehen, ſo wie auch dieſe Gemälde auf das Buch zurückwirken und unſerer Phantaſie beym Leſen zu Hülfe kommen."

Mir hat, ſagte ich, eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit ſehr wohl gethan, worin alles gehalten iſt. Es kommt kaum eine fremde Anſpielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreiſe herausführte. Von Gottheiten ſind bloß Pan und die Nymphen wirkſam, eine andere wird kaum genannt, und man ſieht auch, daß das Bedürfniß der Hirten an dieſen Gottheiten genug hat.

„Und doch, bey aller mäßigen Abgeſchloſſenheit, ſagte

Goethe, iſt darin eine vollſtändige Welt entwickelt. Wir ſehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

Auch erblicken wir darin, ſagte ich, den Menſchen auf allen ſeinen Lebensſtufen, von der Geburt herauf bis ins Alter; auch alle häuslichen Zuſtände, wie die wechſelnden Jahreszeiten ſie mit ſich führen, gehen an unſeren Augen vorüber.

„Und nun die Landſchaft! ſagte Goethe, die mit wenigen Strichen ſo entſchieden gezeichnet iſt, daß wir in der Höhe hinter den Perſonen Weinberge, Äcker und Obſtgärten ſehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß und ein wenig Waldung, ſo wie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, ſondern immer der blaueſte reinſte Himmel, die anmuthigſte Luft und ein beſtändig trockener Boden, ſo daß man ſich überall nackend hinlegen möchte."

„Das ganze Gedicht, fuhr Goethe fort, verräth die höchſte Kunſt und Cultur. Es iſt ſo durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt, und alle von der gründlichſten beſten Art ſind, wie z. B. das von dem Schatz bey dem ſtinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geſchmack und eine Vollkommenheit und Delicateſſe der Empfindung, die ſich dem Beſten gleichſtellt das je gemacht worden. Alles Widerwärtige, was von Außen

in, die glücklichen Zustände des Gedichts störend hereintritt, wie Überfall, Raub und Krieg, ist immer auf das Schnelleste abgethan, und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laster erscheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptpersonen, sondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das ist alles von der ersten Schönheit."

Und dann, sagte ich, hat mir so wohl gefallen, wie das Verhältniß der Herren und Diener sich ausspricht. In ersteren die humanste Behandlung, und in letzteren, bey aller naiven Freyheit, doch der große Respect und das Bestreben, sich bey dem Herrn auf alle Weise in Gunst zu setzen. So sucht denn auch der junge Städter, der sich dem Daphnis durch das Ansinnen einer unnatürlichen Liebe verhaßt gemacht hat, sich bey diesem, da er als Sohn des Herrn erkannt ist, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochsenhirten die geraubte Chloe auf eine kühne Weise wieder abjagt und zu Daphnis zurückführt.

„In allen diesen Dingen, sagte Goethe, ist ein großer Verstand; so auch daß Chloe gegen den beyderseitigen Willen der Liebenden, die nichts Besseres kennen als nackt neben einander zu ruhen, durch den ganzen Roman bis ans Ende ihre Jungfrauschaft behält, ist gleichfalls vortrefflich, und so schön motivirt, daß dabey die größten menschlichen Dinge zur Sprache kommen."

„Man müßte ein ganzes Buch ſchreiben, um alle großen Verdienſte dieſes Gedichts nach Würden zu ſchätzen. Man thut wohl, es alle Jahr einmal zu leſen, um immer wieder daran zu lernen, und den Eindruck ſeiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden.“

Montag den 21. März 1831.

Wir ſprachen über politiſche Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris, und den Wahn der jungen Leute, in die höchſten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

Auch in England, ſagte ich, haben die Studenten vor einigen Jahren bey Entſcheidung der katholiſchen Frage durch Einreichung von Bittſchriften einen Einfluß zu erlangen verſucht; allein man hat ſie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen.

„Das Beyſpiel von Napoleon, ſagte Goethe, hat beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchſen, den Egoismus aufgeregt, und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was ſie ſelber zu ſeyn wünſchen. Es iſt nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht ſobald wieder geboren wird, und ich fürchte faſt, daß noch einige hunderttauſend Men-

ſchen darauf gehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.“

„An literariſche Wirkung iſt auf einige Jahre gar nicht zu denken, und man kann jetzt weiter nichts thun, als für eine friedlichere Zukunft im Stillen manches Gute vorzubereiten.“

Nach dieſem wenigen Politiſchen waren wir bald wieder in Geſprächen über Daphnis und Chloe. Goethe lobte die Überſetzung von Courier als ganz vollkommen. „Courier hat wohl gethan, ſagte er, die alte Überſetzung von Amyot zu reſpectiren und beyzubehalten, und ſie nur an einigen Stellen zu verbeſſern und zu reinigen und näher an das Original hinanzutreiben. Dieſes alte Franzöſiſch iſt ſo naiv, und paßt ſo durchaus für dieſen Gegenſtand, daß man nicht leicht eine vollkommnere Überſetzung in irgend einer anderen Sprache von dieſem Buche machen wird.“

Wir redeten ſodann von Courier's eigenen Werken, von ſeinen kleinen Flugſchriften, und der Vertheidigung des berüchtigten Tintenflecks auf dem Manuſcript zu Florenz.

„Courier iſt ein groſſes Naturtalent, ſagte Goethe, das Züge von Byron hat, ſo wie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen; von Beaumarchais die groſſe advocatiſche Gewandtheit; von Diderot das Dialektiſche, und zudem iſt er ſo geiſtreich, daß

man es nicht in höherem Grade ſeyn kann. Von der Beſchuldigung des Tintenflecks ſcheint er ſich indeß nicht ganz zu reinigen, auch iſt er in ſeiner ganzen Richtung nicht poſitiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es iſt nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm ſelber ſeyn ſollte.“

Wir redeten ſodann über den Unterſchied des deutſchen Begriffes von Geiſt und des franzöſiſchen esprit. „Das franzöſiſche esprit, ſagte Goethe, kommt dem nahe, was wir Deutſchen Witz nennen. Unſer Geiſt würden die Franzoſen vielleicht durch esprit und ame ausdrücken. Es liegt darin zugleich der Begriff von Productivität, welchen das franzöſiſche esprit nicht hat.“

Voltaire, ſagte ich, hat doch nach deutſchen Begriffen dasjenige, was wir Geiſt nennen. Und da nun das franzöſiſche esprit nicht hinreicht, was ſagen nun die Franzoſen?

„In dieſem hohen Falle, ſagte Goethe, drücken ſie es durch génie aus.“

Ich leſe jetzt einen Band von Diderot, ſagte ich, und bin erſtaunt über das außerordentliche Talent dieſes Mannes. Und welche Kenntniſſe, und welche Gewalt der Rede! Man ſieht in eine große bewegte Welt, wo Einer dem Andern zu ſchaffen machte, und Geiſt und Character ſo in beſtändiger Übung erhalten wurden, daß beyde gewandt und ſtark werden mußten.

Was aber die Franzoſen im vorigen Jahrhundert in der Literatur für Männer hatten, erſcheint ganz außerordentlich. Ich muß ſchon erſtaunen, wie ich nur eben hineinblicke.

„Es war die Metamorphoſe einer hundertjährigen Literatur, ſagte Goethe, die ſeit Ludwig dem vierzehnten heranwuchs, und zuletzt in voller Blüthe ſtand. Voltaire hetzte aber eigentlich Geiſter wie Diderot, D'Alembert, Beaumarchais und Andere herauf, denn um neben Ihm nur etwas zu ſeyn, mußte man viel ſeyn, und es galt kein Feyern."

Goethe erzählte mir ſodann von einem jungen Profeſſor der orientaliſchen Sprache und Literatur in Jena, der eine Zeit lang in Paris gelebt und eine ſo ſchöne Bildung habe, daß er wünſche, ich möchte ihn kennen lernen. Als ich ging, gab er mir einen Aufſatz von Schrön über den zunächſt kommenden Cometen, damit ich in ſolchen Dingen nicht ganz fremd ſeyn möchte.

Dienſtag den 22. März 1831.

Goethe las mir zum Nachtiſch Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes aus Rom. Einige deutſche Künſtler erſcheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutſchen Röcken, Tabackspfeifen und Bullenbeiſſern.

Der großen Meiſter wegen, und um etwas zu lernen, ſcheinen ſie nicht nach Rom gekommen zu ſeyn. Raphael dünkt ihnen ſchwach, und Tizian bloß ein guter Coloriſt.

„Niebuhr hat Recht gehabt, ſagte Goethe, wenn er eine barbariſche Zeit kommen ſah. Sie iſt ſchon da, wir ſind ſchon mitten darinne; denn worin beſteht die Barbarey anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt.“

Der junge Freund erzählt ſodann vom Carneval, von der Wahl des neuen Pabſtes, und der gleich hinterdrein ausbrechenden Revolution.

Wir ſehen Horaz Vernet, welcher ſich ritterlich verſchanzet; einige deutſche Künſtler dagegen ſich ruhig zu Hauſe halten und ihre Bärte abſchneiden, woraus zu bemerken, daß ſie ſich bey den Römern durch ihr Betragen nicht eben ſehr beliebt mögen gemacht haben.

Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie ſie an einigen jungen deutſchen Künſtlern wahrzunehmen, von einzelnen Perſonen ausgegangen ſey, und ſich als eine geiſtige Anſteckung verbreitet habe, oder ob ſie in der ganzen Zeit ihren Urſprung gehabt.

„Sie iſt von wenigen Einzelnen ausgegangen, ſagte Goethe, und wirkt nun ſchon ſeit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künſtler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Beſten gleich zu thun. Eine ſolche Lehre war ſehr einſchmeichelnd und man

ergriff ſie mit beyden Händen. Denn um fromm zu ſeyn, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder ſchon von ſeiner Frau Mutter. Man kann nur etwas ausſprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit ſchmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu ſeyn."

Freytag den 25. März 1831.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnſtuhl, den er dieſer Tage in einer Auction ſich hatte kaufen laſſen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen, ſagte er, denn alle Arten von Bequemlichkeit ſind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie ſehen in meinem Zimmer kein Sopha; ich ſitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl, und habe erſt ſeit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen laſſen. Eine Umgebung von bequemen geſchmackvollen Meublen hebt mein Denken auf, und verſetzt mich in einen behaglichen paſſiven Zuſtand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt ſey, ſind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Sonntag den 27. März 1831.

Das heiterſte Frühlingswetter iſt nach langem Erwarten endlich eingetreten; am durchaus blauen Himmel ſchwebt nur hin und wieder ein weißes Wölkchen, und es iſt warm genug, um wieder in Sommerkleidern zu gehen.

Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und ſo aßen wir denn heute wieder im Freyen. Wir ſprachen über die Großfürſtin, wie ſie im Stillen überall hinwirke und Gutes thue, und ſich die Herzen aller Unterthanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin, ſagte Goethe, hat ſo viel Geiſt und Güte, als guten Willen; ſie iſt ein wahrer Segen für das Land. Und wie nun der Menſch überall bald empfindet, woher ihm Gutes kommt, und wie er die Sonne verehrt und die übrigen wohlthätigen Elemente, ſo wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen ſich ihr mit Liebe zuwenden, und daß ſie ſchnell erkannt wird, wie ſie es verdient.“

Ich ſagte, daß ich mit dem Prinzen Minna von Barnhelm angefangen, und wie vortrefflich mir dieſes Stück erſcheine. Man hat von Leſſing behauptet, ſagte ich, er ſey ein kalter Verſtandesmenſch; ich finde aber in dieſem Stück ſo viel Gemüth, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz, und freye Weltbildung eines heiteren friſchen Lebemenſchen, als man nur wünſchen kann.

„Sie mögen denken, ſagte Goethe, wie das Stück auf uns jungen Leute wirkte, als es in jener dunkelen Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerkſam, daß noch etwas Höheres exiſtire, als wovon die damalige ſchwache literariſche Epoche einen Begriff hatte. Die beyden erſten Acte ſind wirklich ein Meiſterſtück von Expoſition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann.“

„Heut zu Tage will freylich niemand mehr etwas von Expoſition wiſſen; die Wirkung, die man ſonſt im dritten Act erwartete, will man jetzt ſchon in der erſten Scene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poeſie wie mit dem Seefahren iſt, wo man erſt vom Ufer ſtoßen und erſt auf einer gewiſſen Höhe ſeyn muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann.“

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen, womit Frankfurter Freunde ihm zu ſeinem letzten Geburtstag ein Geſchenk gemacht. Er erzählte mir dabey einige Anekdoten von Merck, der dem verſtorbenen Großherzog nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bey Eiſenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich, fuhr Goethe fort, waren immer mit einander wie Fauſt und Mephiſtopheles. So moquirte er ſich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieſer ſich über die ſchlechte Lebensweiſe,

das ungewohnte Eſſen, den ſchweren Wein und die Muskito's beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung, ihn ſo kleine Dinge wie Eſſen, Trinken und Fliegen hätten incommodiren können."

„Alle ſolche Neckereien gingen bey Merck unſtreitig aus dem Fundament einer hohen Cultur hervor; all eida er nicht productiv war, ſondern im Gegentheil eine entſchieden negative Richtung hatte, ſo war er immer weniger zum Lobe-bereit als zum Tadel, und er ſuchte unwillkührlich alles hervor, um ſolchem Kitzel zu genügen."

Wir ſprachen über Vogel und ſeine adminiſtrativen Talente, ſo wie über *** und deſſen Perſönlichkeit, „***, ſagte Goethe, iſt ein Mann für ſich, den man mit keinem andern vergleichen kann. Er war der Einzige, der mit mir gegen den Unfug der Preßfreyheit ſtimmte; er ſteht feſt, man kann ſich an ihm halten, er wird immer auf der Seite des Geſetzlichen ſeyn."

Wir gingen nach Tiſch ein wenig im Garten auf und ab und hatten unſere Freude an den blühenden weißen Schneeglöckchen und gelben Crokus. Auch die Tulpen kamen hervor und wir ſprachen über die Pracht und Koſtbarkeit der holländiſchen Gewächſe ſolcher Art. „Ein groſſer Blumenmaler, ſagte Goethe, iſt gar nicht mehr denkbar; es wird jetzt zu groſſe wiſſenſchaftliche Wahrheit verlangt, und der Botaniker zählt dem Künſt-

ler die Staubfäden nach, während er für maleriſche Gruppirung und Beleuchtung kein Auge hat.“

Montag den 28. März 1831.

Ich verlebte heute mit Goethe wieder ſehr ſchöne Stunden. „Mit meiner Metamorphoſe der Pflanzen, ſagte er, habe ich ſo gut wie abgeſchloſſen. Dasjenige, was ich über die Spirale und Herrn von Martius noch zu ſagen hatte, iſt auch ſo gut wie fertig, und ich habe mich dieſen Morgen ſchon wieder dem vierten Bande meiner Biographie zugewendet, und ein Schema von dem geſchrieben, was noch zu thun iſt. Ich kann es gewiſſermaßen beneidenswürdig nennen, daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt iſt, die Geſchichte meiner Jugend zu ſchreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinſicht von großer Bedeutung iſt.“

Wir ſprachen die einzelnen Theile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

Bey dem dargeſtellten Liebesverhältniß mit Lili, ſagte ich, vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben ſolche Scenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre.

„Das kommt daher, ſagte Goethe, weil ſolche Scenen poetiſch ſind, und ich durch die Kraft der Poeſie

das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag erſetzt haben.“

Wir gedachten ſodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zuſtand ſeiner Schweſter redet. „Dieſes Capitel, ſagte er, wird von gebildeten Frauen mit Intereſſe geleſen werden, denn es werden viele ſeyn, die meiner Schweſter darin gleichen, daß ſie, bey vorzüglichen geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften, nicht zugleich das Glück eines ſchönen Körpers empfinden.“

Daß ſie, ſagte ich, bey bevorſtehenden Feſtlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausſchlag im Geſicht heimgeſucht wurde, iſt etwas ſo Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämoniſchem zuſchreiben möchte.

„Sie war ein merkwürdiges Weſen, ſagte Goethe, ſie ſtand ſittlich ſehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, ſich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieſer Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche Abneigung haben, oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden, was dieſes ſagen will. Ich konnte daher meine Schweſter auch nie als verheirathet denken, vielmehr wäre ſie als Äbtiſſin in einem Kloſter recht eigentlich an ihrem Platze geweſen.“

„Und da ſie nun, obgleich mit einem der bravſten Männer verheirathet, in der Ehe nicht glücklich war,

ſo widerrieth ſie ſo leidenſchaftlich meine beabſichtigte Verbindung mit Lili.“

Dienſtag den 29. März 1831.

Wir ſprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige characteriſtiſche Züge.

„Der verſtorbene Großherzog, ſagte er, war Mercken ſehr günſtig, ſo daß er ſich einſt für eine Schuld von viertauſend Thalern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, ſo ſchickte Merck zu unſerer Verwunderung die Bürgſchaft zurück. Seine Umſtände hatten ſich nicht verbeſſert, und es war räthſelhaft, welche Art von Negotiation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiederſah, löſte er mir das Räthſel in folgenden Worten.“

„Der Herzog, ſagte er, iſt ein freygebiger, trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menſchen hilft, wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügſt du dieſen Herrn um das Geld, ſo wirket das nachtheilig für tauſend Andere; denn er wird ſein köſtliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menſchen werden darunter leiden, daß Einer ein ſchlechter Kerl war. — Was habe ich nun gethan? — ich habe ſpeculirt und das Geld von einem Schurken geliehen; denn wenn ich dieſen darum betrüge, ſo thut's nichts, hätte ich aber

den guten Herrn darum betrogen, ſo wäre es Schade geweſen."

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieſes Mannes.

„Merck hatte das Eigene, fuhr Goethe fort, daß er im Geſpräch mitunter he! he! herauszuſtoßen pflegte. Dieſes Angewöhnen ſteigerte ſich, wie er älter wurde, ſo daß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge ſeiner vielen Speculationen, und endigte damit, ſich zu erſchießen. Er bildete ſich ein, er müſſe bankerott machen; allein es fand ſich, daß ſeine Sachen keineswegs ſo ſchlecht ſtanden, wie er es ſich gedacht hatte."

Mittwoch den 30. März 1831.

Wir reden wieder über das Dämoniſche.

„Es wirft ſich gern an bedeutende Figuren, ſagte Goethe, auch wählt es ſich gerne etwas dunkele Zeiten. In einer klaren proſaiſchen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit ſich zu manifeſtiren."

Goethe ſprach hiedurch aus, was ich ſelber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, ſo wie es immer Freude macht, unſere Gedanken beſtätigt zu ſehen.

Geſtern und dieſen Morgen las ich den dritten Band

ſeiner Biographie, wobey es mir war, wie bey einer fremden Sprache, wo wir, nach gemachten Fortſchritten, ein Buch wieder leſen, das wir früher zu verſtehen glaubten, das aber erſt jetzt in ſeinen kleinſten Theilen und Nüancen uns entgegentritt.

Ihre Biographie iſt ein Buch, ſagte ich, wodurch wir in unſerer Cultur uns auf die entſchiedenſte Weiſe gefördert ſehen.

„Es ſind lauter Reſultate meines Lebens, ſagte Goethe, und die erzählten einzelnen Facta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit, zu beſtätigen.“

Was Sie unter andern von Baſedow erwähnen, ſagte ich, wie er nämlich zu Erreichung höherer Zwecke die Menſchen nöthig hat und ihre Gunſt erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er ſo ohne alle Rückſicht ſeine abſtoßenden religiöſen Anſichten äußert, und den Menſchen dasjenige, woran ſie mit Liebe hängen, verdächtig macht, ſolche und ähnliche Züge erſcheinen mir von großer Bedeutung.

„Ich dächte, ſagte Goethe, es ſteckten darin einige Symbole des Menſchenlebens. Ich nannte das Buch Wahrheit und Dichtung, weil es ſich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geiſt des Widerſpruchs, Wahrheit aus ſeinem Leben geſchrieben! — Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines ſolchen Mannes et-

was anderes ſeyn könnte, als daß der Autor ein Philiſter geweſen! — Aber die Deutſchen wiſſen nicht leicht, wie ſie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß ſie es gewahr werden. Ein Factum unſeres Lebens gilt nicht, inſofern es wahr iſt, ſondern in ſo fern es etwas zu bedeuten hatte."

Donnerstag den 31. März 1831.

Zu Tafel beym Prinzen mit Soret und Meyer Wir redeten über literariſche Dinge, und Meyer erzählte uns ſeine erſte Bekanntſchaft mit Schiller.

„Ich ging, ſagte er, mit Goethe in dem ſogenannten Paradies bey Jena ſpazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerſt mit einander redeten. Er hatte ſeinen Don Carlos noch nicht beendigt; er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und ſchien ſehr krank und an den Nerven leidend. Sein Geſicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe dachte, er würde keine vierzehn Tage leben, allein, als er zu größerem Behagen kam, erholte er ſich wieder und ſchrieb dann erſt alle ſeine bedeutenden Sachen."

Meyer erzählte ſodann einige Züge von Jean Paul und Schlegel, die er beyde in einem Wirthshauſe zu Heidelberg getroffen; ſo wie Einiges aus ſeinem Aufent-

halte in Italien, heitere Sachen, die uns ſehr behagten.

In Meyers Nähe wird es mir immer wohl, welches daher kommen mag, daß er ein in ſich abgeſchloſſenes zufriedenes Weſen iſt, das von der Umgebung wenig Notiz nimmt, und dagegen ſein eigenes behagliches Innere in ſchicklichen Pauſen hervorkehrt. Dabey iſt er in allem fundirt, beſitzt den höchſten Schatz von Kenntniſſen, und ein Gedächtniß, dem die entfernteſten Dinge gegenwärtig ſind, als wären ſie geſtern geſchehen. Er hat ein Übergewicht von Verſtand, den man fürchten müßte, wenn er nicht auf der edelſten Cultur ruhte; aber ſo iſt ſeine ſtille Gegenwart immer angenehm, immer belehrend.

Freitag den 1. April 1831.

Mit Goethe zu Tiſch in mannigfaltigen Geſprächen. Er zeigte mir ein Aquarell-Gemälde von Herrn v. Reutern, einen jungen Bauern darſtellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bey einer Korb- und Decken-Verkäuferin ſteht. Der junge Menſch ſieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwey ſitzende Frauen und ein dabey ſtehendes derbes Mädchen den hübſchen jungen Menſchen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt ſo artig, und der Ausdruck der Figuren iſt

ſo wahr und naiv, daß man nicht ſatt wird es zu betrachten.

„Die Aquarellmalerey, ſagte Goethe, ſteht in dieſem Bilde auf einer ſehr hohen Stufe. Nun ſagen die einfältigen Menſchen, Herr von Reutern habe in der Kunſt niemanden etwas zu verdanken, ſondern habe alles von ſich ſelber. Als ob der Menſch etwas anderes aus ſich ſelber hätte, als die Dummheit und das Ungeſchick! Wenn dieſer Künſtler auch keinen namhaften Meiſter gehabt, ſo hat er doch mit trefflichen Meiſtern verkehrt, und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunſt und Natur haben ihn ausgebildet. Er iſt vortrefflich, und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht ſagen, daß er Alles von ſich ſelber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künſtler ließe ſich allenfalls ſagen, er habe alles von ſich ſelber, allein von einem trefflichen nicht.“

Goethe zeigte mir darauf, von demſelbigen Künſtler, einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freygelaſſenen Stelle zu einer Inſchrift. Oben ſah man ein Gebäude im gothiſchen Styl; reiche Arabesken, mit eingeflochtenen Landſchaften und häuslichen Scenen, liefen zu beyden Seiten hinab; unten ſchloß eine anmuthige Waldpartie mit dem friſcheſten Grün und Raſen.

„Herr v. Reutern wünſcht, ſagte Goethe, daß ich ihm in die freygelaſſene Stelle etwas hineinſchreibe; allein ſein Rahmen iſt ſo prächtig und kunſtreich, daß ich mit meiner Handſchrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu dieſem Zweck einige Verſe gedichtet, und ſchon gedacht, ob es nicht beſſer ſey, ſie durch die Hand eines Schönſchreibers eintragen zu laſſen. Ich wollte es dann eigenhändig unterſchreiben. Was ſagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?"

Wenn ich Herr v. Reutern wäre, ſagte ich, ſo würde ich unglücklich ſeyn, wenn das Gedicht in einer fremden Handſchrift käme, aber glücklich, wenn es von Ihrer eigenen Hand geſchrieben wäre. Der Maler hat Kunſt genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu ſeyn, es kommt bloß darauf an, daß ſie echt, daß ſie die Ihrige ſey. Und dann rathe ich ſogar, es nicht mit lateiniſchen, ſondern mit deutſchen Lettern zu ſchreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Character hat, und es auch beſſer zu der gothiſchen Umgebung paßt.

„Sie mögen Recht haben, ſagte Goethe, und es iſt am Ende der kürzeſte Weg, daß ich ſo thue. Vielleicht kommt mir in dieſen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das ſchöne Bild einen Klecks mache, fügte er lachend hinzu, ſo mögt Ihr es verantworten." Schreiben Sie nur, ſagte ich, es wird recht ſeyn, wie es auch werde.

Dienſtag den 5. April 1831.

Mittags mit Goethe. „In der Kunſt, ſagte er, iſt mir nicht leicht ein erfreulicheres Talent vorgekommen, als das von Neureuther. Es beſchränkt ſich ſelten ein Künſtler auf das, was er vermag, die meiſten wollen mehr thun als ſie können, und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talente geſetzt hat. Von Neureuther jedoch läßt ſich ſagen, daß er über ſeinem Talent ſtehe. Die Gegenſtände aus allen Reichen der Natur ſind ihm geläufig, er zeichnet eben ſo wohl Gründe, Felſen und Bäume, wie Thiere und Menſchen; Erfindung, Kunſt und Geſchmack beſitzt er im hohen Grade, und indem er eine ſolche Fülle in leichten Randzeichnungen gewiſſermaßen vergeudet, ſcheint er mit ſeinen Fähigkeiten zu ſpielen, und es geht auf den Beſchauer das Behagen über, welches die bequeme freye Spende eines reichen Vermögens immer zu begleiten pflegt.“

„In Randzeichnungen hat es auch niemand zu der Höhe gebracht wie er, und ſelbſt das große Talent von Albrecht Dürer war ihm darin weniger ein Muſter als eine Anregung.“

„Ich werde, fuhr Goethe fort, ein Exemplar dieſer Zeichnungen von Neureuther an Herrn Carlyle nach

Schottland ſenden, und hoffe jenem Freunde damit kein unwillkommenes Geſchenk zu machen."

Montag den 2. May 1831.

Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in dieſen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Actes von Fauſt ſo gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieſer Scenen, ſagte er, iſt über dreyßig Jahre alt; ſie war von ſolcher Bedeutung, daß ich daran das Intereſſe nicht verloren, allein ſo ſchwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künſte wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut iſt, ſo ſchreibe ich jetzt den vierten Act hintereinander weg."

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftſtellers. „Es iſt ein Talent, ſagte er, dem der Parteyhaß als Alliance dient und das ohne ihn keine Wirkung gethan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie erſetzet, und wo geringe Talente bedeutend erſcheinen, indem ſie als Organ einer Partey auftreten. So auch findet man im Leben eine Maſſe von Perſonen, die nicht Character genug haben, um alleine zu ſtehen; dieſe werfen ſich gleichfalls an eine Partey,

wodurch ſie ſich geſtärkt fühlen und nun eine Figur machen.“

„Béranger dagegen iſt ein Talent, das ſich ſelber genug iſt. Er hat daher auch nie einer Partey gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in ſeinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte.“

Sonntag den 15. May 1831.

Mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube alleine zu Tiſch. Nach manchen heiteren Unterhaltungen brachte er zuletzt das Geſpräch auf ſeine perſönlichen Angelegenheiten, indem er aufſtand und von ſeinem Pulte ein beſchriebenes Papier nahm.

„Wenn einer, wie ich, über die achtzig hinaus iſt, ſagte er, hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt ſeyn, abgerufen zu werden, und daran denken, ſein Haus zu beſtellen. Ich habe, wie ich Ihnen ſchon neulich eröffnete, Sie in meinem Teſtament zum Herausgeber meines literariſchen Nachlaſſes ernannt, und habe dieſen Morgen, als eine Art von Contract, eine kleine Schrift aufgeſetzt, die Sie mit mir unterzeichnen ſollen.“

Mit dieſen Worten legte Goethe mir den Aufſatz vor, worin ich die nach ſeinem Tode herauszugebenden,

theils vollendeten, theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt, und überhaupt die näheren Beſtimmungen und Bedingungen ausgeſprochen fand. Ich war im Weſentlichen einverſtanden, und wir unterzeichneten darauf beyderſeitig.

Das benannte Material; mit deſſen Redaction ich mich bisher ſchon von Zeit zu Zeit beſchäftigt hatte, ſchätzte ich zu etwa funfzehn Bänden; wir beſprachen darauf einzelne noch nicht ganz entſchiedene Puncte.

„Es könnte der Fall eintreten, ſagte Goethe, daß der Verleger über eine gewiſſe Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mittheilbaren Material verſchiedenes zurückbleiben müßte. In dieſem Fall könnten Sie etwa den polemiſchen Theil der Farbenlehre weglaſſen. Meine eigentliche Lehre iſt in dem theoretiſchen Theile enthalten, und da nun auch ſchon der hiſtoriſche vielfach polemiſcher Art iſt, ſo daß die Hauptirrthümer der Newtoniſchen Lehre darin zur Sprache kommen, ſo wäre des Polemiſchen damit faſt genug. Ich desavouire meine etwas ſcharfe Zergliederung der Newtoniſchen Sätze zwar keineswegs, ſie war zu ihrer Zeit nothwendig und wird auch in der Folge ihren Werth behalten, allein im Grunde iſt alles polemiſche Wirken gegen meine eigentliche Natur und ich habe daran wenig Freude.“

Ein zweyter Punct, der von uns näher beſprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am

Ende des zweyten und dritten Theiles der Wanderjahre abgedruckt ſtehen.

Bey der begonnenen Umarbeitung und Vervollſtändigung dieſes früher in Einem Bande erſchienenen Romans, hatte Goethe nämlich ſeinen Anſchlag auf zwey Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke gedruckt ſteht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuſcript über die Erwartung, und da ſein Schreiber etwas weitläufig geſchrieben, ſo täuſchte ſich Goethe und glaubte, ſtatt zu zwey Bänden, zu dreyen genug zu haben, und das Manuſcript ging in drey Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewiſſen Puncte gediehen war, fand es ſich, daß Goethe ſich verrechnet hatte, und daß beſonders die beyden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuſcript, und da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geſchrieben und eingeſchaltet werden konnte, ſo befand ſich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter dieſen Umſtänden ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er ſich zu helfen gedenke, indem er mir zwey ſtarke Manuſcript-Bündel vorlegte, die er zu dieſem Zweck hatte herbeyholen laſſen.

„In dieſen beyden Paketen, ſagte er, werden Sie

verſchiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelnheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Ausſprüche über Naturforſchung, Kunſt, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon ſechs bis acht gedruckte Bogen zuſammenredigirten, um damit vorläufig die Lücken der Wanderjahre zu füllen. Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt ſich damit rechtfertigen, daß bey Makarien von einem Archiv geſprochen wird, worin ſich dergleichen Einzelnheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus, und haben zugleich den Vortheil, durch dieſes Vehikel eine Maſſe ſehr bedeutender Dinge ſchicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorſchlag und machte mich ſogleich an die Arbeit und vollendete die Redaction ſolcher Einzelnheiten in weniger Zeit. Goethe ſchien ſehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwey Hauptmaſſen zuſammengeſtellt; wir gaben der einen den Titel: Aus Makariens Archiv, und der anderen die Aufſchrift: Im Sinne der Wanderer, und da Goethe gerade zu dieſer Zeit zwey bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins auf Schillers Schädel, und ein anderes: Kein Weſen kann zu nichts zerfallen, ſo hatte er den Wunſch, auch dieſe Gedichte ſogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten ſie alſo dem Schluſſe der beyden Abtheilungen an.

Als nun aber die Wanderjahre erſchienen, wußte niemand, wie ihm geſchah. Den Gang des Romans ſah man durch eine Menge räthſelhafter Sprüche unterbrochen, deren Löſung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künſtlern, Naturforſchern und Literatoren zu erwarten war, und die allen übrigen Leſern, zumal Leſerinnen, ſehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beyden Gedichte ſo wenig verſtanden, als es geahnet werden konnte, wie ſie nur möchten an ſolche Stellen gekommen ſeyn.

Goethe lachte dazu. „Es iſt nun einmal geſchehen, ſagte er heute, und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bey Herausgabe meines Nachlaſſes dieſe einzelnen Sachen dahin ſtellen, wohin ſie gehören; damit ſie, bey einem abermaligen Abdruck meiner Werke, ſchon an ihrem Orte vertheilt ſtehen, und die Wanderjahre ſodann, ohne die Einzelnheiten und die beyden Gedichte, in zwey Bänden zuſammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war.“

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunſt bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunſtgegenſtände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen, ſo wie alles Ethiſche und Literariſche in einen gleichfalls paſſenden Band dereinſt zu vertheilen habe.

Mittwoch den 25. Mai 1831.

Wir ſprachen über Wallenſteins Lager. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an dieſem Stücke Theil gehabt, und daß beſonders die Capuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deßhalb heute bey Tiſch, und er gab mir folgende Antwort.

„Im Grunde, ſagte er, iſt alles Schillers eigene Arbeit. Da wir jedoch in ſo einem Verhältniß mit einander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchſprach, ſondern auch die Ausführung, ſo wie ſie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, ſo mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Zu der Capuziner-Predigt ſchickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn ſogleich jene Predigt mit großem Geiſte zuſammenſtellte.“

„Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwey Verſen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wiſſen wollte, wie der Bauer zu den falſchen Würfeln gekommen, ſo ſchrieb ich dieſe Verſe eigenhändig in das Manuſcript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, ſondern in ſeiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne

viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein ſorgfältiges Motiviren war, wie ich ſchon geſagt, nicht ſeine Sache, woher denn auch die gröſsere Theater-Wirkung ſeiner Stücke kommen mag."

Sonntag den 29. May 1831.

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der ſich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieſes zu bemerken, ſagte er, denn es zeugt von einem zu zarten Gewiſſen, welches das eigene moraliſche Selbſt ſo hoch ſchätzet, daſs es ihm nichts verzeihen will. Ein ſolches Gewiſſen macht hypochondriſche Menſchen, wenn es nicht durch eine groſse Thätigkeit balancirt wird."

Man hatte mir in dieſen Tagen ein Neſt junger Graſemücken gebracht, nebſt einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr ſeine Jungen zu füttern, ſondern wie er ſogar, aus dem Fenſter frey gelaſſen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine ſolche, Gefahr und Gefangenſchaft überwindende, elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äuſserte mein Erſtaunen darüber heute gegen Goethe. „Närriſcher Menſch! antwortete er mir lächelnd bedeu-

tungsvoll, wenn Ihr an Gott glaubtet, ſo würdet Ihr Euch nicht verwundern."

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt "

„Beſeelte Gott den Vogel nicht mit dieſem allmächtigen Trieb gegen ſeine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht beſtehen können! — So aber iſt die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirkſam."

Eine ähnliche Äußerung that Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myrons Kuh mit dem ſäugenden Kalbe geſendet wurde. „Hier, ſagte er, haben wir einen Gegenſtand der höchſten Art; das, die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende, ernährende Princip iſt uns hier in einem ſchönen Gleichniß vor Augen; dieſes und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes."

Montag den 6. Juny 1831.

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Actes von Fauſt. Ich las bis zu

der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt iſt, und Fauſt in der Nacht, auf dem Balkon ſeines Palaſtes ſtehend, den Rauch riecht, den ein leiſer Wind ihm zuwehet.

Die Namen Philemon und Baucis, ſagte ich, verſetzen mich an die phrygiſche Küſte, und laſſen mich jenes berühmten alterthümlichen Paares gedenken; aber doch ſpielet unſere Scene in der neueren Zeit und in einer chriſtlichen Landſchaft.

„Mein Philemon und Baucis, ſagte Goethe, hat mit jenem berühmten Paare des Alterthums und der ſich daran knüpfenden Sage nichts zu thun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charactere dadurch zu heben. Es ſind ähnliche Perſonen und ähnliche Verhältniſſe; und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günſtig.“

Wir redeten ſodann über den Fauſt, den das Erbtheil ſeines Characters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlaſſen hat, und den, bey allen Schätzen der Welt, und in einem ſelbſtgeſchaffenen neuen Reiche, ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen genieren, die nicht ſein ſind. Er iſt darin dem iſraelitiſchen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu beſitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboths hätte.

„Der Fauſt, wie er im fünften Act erſcheint, ſagte Goethe ferner, ſoll nach meiner Intention gerade hundert Jahr alt ſeyn, und ich bin nicht gewiß, ob es

nicht etwa gut wäre, dieſes irgendwo ausdrücklich zu bemerken.“

Wir ſprachen ſodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerkſam, wo es heißt:

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

„In dieſen Verſen, ſagte er, iſt der Schlüſſel zu Fauſt's Rettung enthalten. In Fauſt ſelber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es ſteht dieſes mit unſerer religiöſen Vorſtellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft ſelig werden, ſondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.“

„Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, ſehr ſchwer zu machen war, und daß ich, bey ſo überſinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, mich ſehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetiſchen Intentionen, durch die ſcharf umriſſenen chriſtlich-kirchlichen Figuren und Vorſtellungen, eine wohlthätig beſchränkende Form und Feſtigkeit gegeben hätte.“

Den noch fehlenden vierten Act vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen, so daß im August der ganze zweyte Theil geheftet und vollkommen fertig da-lag. Dieſes Ziel, wonach er ſo lange geſtrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein ferneres Leben, ſagte er, kann ich nunmehr als ein reines Geſchenk anſehen, und es iſt jetzt im Grunde ganz einerley, ob und was ich noch etwa thue.“

Mittwoch, den 21. December 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen, woher es gekommen, daß ſeine Farbenlehre ſich ſo wenig verbreitet habe. „Sie iſt ſehr ſchwer zu überliefern, ſagte er, denn ſie will, wie Sie wiſſen, nicht bloß geleſen und ſtudirt, ſondern ſie will gethan ſeyn, und das hat ſeine Schwierigkeit. Die Geſetze der Poeſie und Malerey ſind gleichfalls bis auf einen gewiſſen Grad mitzutheilen, allein, um ein guter Poet und Maler zu ſeyn bedarf es Genie, das ſich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in ſeiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen productiven Geiſt, der Vieles zu überſehen vermag, und iſt eine ſeltene Gabe, die ſich nur bey ganz vorzüglichen Naturen findet.“

„Und auch damit iſt es noch nicht gethan. Den wie einer mit allen Regeln und allem Genie noch kei Maler iſt, ſondern wie eine unausgeſetzte Übung hinz kommen muß, ſo iſt es auch bey der Farbenlehre nic genug, daß einer die vorzüglichſten Geſetze kenne un den geeigneten Geiſt habe, ſondern er muß ſich imme fort mit den einzelnen oft ſehr geheimnißvollen Phän menen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu thu machen.“

„So wiſſen wir z. B. im Allgemeinen recht gu daß die grüne Farbe durch eine Miſchung des Gelbe und Blauen entſteht; allein bis einer ſagen kann, begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grü des Laubes, oder das Grün des Meerwaſſers, dieſe erfordert ein ſo allſeitiges Durchſchreiten des Farbe reiches und eine daraus entſpringende ſolche Höhe vo Einſicht, zu welcher bis jetzt kaum jemand gelangt iſt.

Zum Nachtiſch betrachteten wir darauf einige Lan ſchaften von Pouſſin. „Diejenigen Stellen, ſag Goethe bey dieſer Gelegenheit, worauf der Maler de höchſte Licht fallen läßt, laſſen kein Detail in der Au führung zu; weßhalb denn Waſſer, Felsſtücke, nackt Erdboden und Gebäude, für ſolche Träger des Haup lichtes die günſtigſten Gegenſtände ſind. Dinge dag gen, die in der Zeichnung ein größeres Detail erfordern kann der Künſtler nicht wohl an ſolchen Lichtſtellen g brauchen.“

„Ein Landſchaftsmaler, ſagte Goethe ferner, muß viele Kenntniſſe haben. Es iſt nicht genug daß er Perſpective, Architektur und die Anatomie des Menſchen und der Thiere verſtehe, ſondern er muß ſogar auch einige Einſichten in die Botanik und Mineralogie beſitzen. Erſtere, damit er das Charakteriſtiſche der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Character der verſchiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verſtehe. Doch iſt deßhalb nicht nöthig, daß er ein Mineralog vom Fache ſey, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Thonſchiefer- und Sandſtein-Gebirgen zu thun hat, und er nur zu wiſſen braucht, in welchen Formen es liegt, wie es ſich bey der Verwitterung ſpaltet, und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln."

Goethe zeigte mir ſodann einige Landſchaften von Hermann von Schwanefeld, wobey er über die Kunſt und Perſönlichkeit dieſes vorzüglichen Menſchen Verſchiedenes ausſprach.

„Man findet bey ihm, ſagte er, die Kunſt als Neigung und die Neigung als Kunſt, wie bey keinem andern. Er beſitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen Frieden, der ſich uns mittheilt wenn wir ſeine Bilder betrachten. In den Niederlanden geboren, ſtudirte er in Rom unter Claude Lorrain, durch welchen Meiſter er ſich auf das vollkommenſte ausbildete und ſeine ſchöne Eigenthümlichkeit auf das freyeſte entwickelte."

Wir ſchlugen darauf in einem Künſtler-Lexicon nach, um zu ſehen, was über Hermann von Schwanefeld geſagt ward, wo man ihm denn vorwarf, daß er ſeinen Meiſter nicht erreicht habe. „Die Narren! ſagte Goethe, Schwanefeld war ein Anderer als Claude Lorrain, und dieſer kann nicht ſagen, daß er ein Beſſerer geweſen. Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unſere Biographen und Lexiconſchreiber von uns ſagen, ſo wäre es ein ſchlechtes Metier, und überall nicht der Mühe werth.“

Am Schluſſe dieſes und zu Anfange des nächſten Jahres wandte ſich Goethe ganz wieder ſeinen Lieblingsſtudien, den Naturwiſſenſchaften, zu, und beſchäftigte ſich theils, auf Anregung von Boiſſerée, mit fernerer Ergründung der Geſetze des Regenbogens, ſo wie beſonders auch, aus Theilnahme an dem Streit zwiſchen Cuvier und St. Hilaire, mit Gegenſtänden der Metamorphoſe der Pflanzen- und Thier-Welt. Auch redigirte er mit mir gemeinſchaftlich den hiſtoriſchen Theil der Farbenlehre, ſo wie er auch an einem Capitel über die Miſchung der Farben innigen Antheil nahm, das ich auf ſeine Anregung, um in den theoretiſchen Band aufgenommen zu werden, bearbeitete.

Es fehlte in dieſer Zeit nicht an mannigfachen intereſſanten Unterhaltungen und geiſtreichen Äußerungen ſeinerſeits. Allein, wie er in völliger Kraft und Friſche mir täglich vor Augen war, ſo dachte ich es würde immer ſo fortgehen, und war in Auffaſſung ſeiner Worte gleichgültiger als billig, bis es denn endlich zu ſpät war, und ich am 22. März 1832 mit Tauſenden von edlen Deutſchen ſeinen unerſetzlichen Verluſt zu beweinen hatte.

Folgendes notirte ich nicht lange darauf aus der nächſten Erinnerung.

Anfangs März 1832.

Goethe erzählte bey Tiſch, daß der Baron Carl v. Spiegel ihn beſucht, und daß er ihm über die Maßen wohl gefallen. „Er iſt ein ſehr hübſcher junger Mann, ſagte Goethe; er hat in ſeiner Art, in ſeinem Benehmen ein Etwas, woran man ſogleich den Edelmann erkennet. Seine Abkunft könnte er eben ſo wenig verleugnen, als jemand einen höheren Geiſt verleugnen könnte. Denn Beydes, Geburt und Geiſt, geben dem, der ſie einmal beſitzet, ein Gepräge, das ſich durch kein Incognito verbergen läßt. Es ſind Gewalten wie die Schönheit, de-

ten man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß ſie höherer Art ſind."

Einige Tage ſpäter.

Wir ſprachen über die tragiſche Schickſals-Idee der Griechen.

„Dergleichen, ſagte Goethe, iſt unſerer jetzigen Denkungsweiſe nicht mehr gemäß, es iſt veraltet, und überhaupt mit unſeren religiöſen Vorſtellungen in Widerſpruch. Verarbeitet ein moderner Poet ſolche frühere Ideen zu einem Theaterſtück, ſo ſieht es immer aus wie eine Art von Affectation. Es iſt ein Anzug, der längſt aus der Mode gekommen iſt, und der uns, gleich der römiſchen Toga, nicht mehr zu Geſichte ſteht."

„Wir Neueren ſagen jetzt beſſer mit Napoleon: die Politik iſt das Schickſal. Hüten wir uns aber mit unſeren neueſten Literatoren zu ſagen, die Politik ſey die Poeſie, oder ſie ſey für den Poeten ein paſſender Gegenſtand. Der engliſche Dichter Thomſon ſchrieb ein ſehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein ſehr ſchlechtes über die Freyheit; und zwar nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern aus Mangel an Poeſie im Gegenſtande."

„So wie ein Dichter politiſch wirken will, muß er

ſich einer Partey hingeben; und ſo wie er dieſes thut, iſt er als Poet verloren; er muß ſeinem freyen Geiſte, ſeinem unbefangenen Überblick Lebewohl ſagen, und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Haſſes über die Ohren ziehen."

„Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freyem Blick über Ländern ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er hinabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft."

„Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen, und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? — An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben ſo, als wenn man von einem Regiments-Chef verlangen wolle: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſeyn, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen. Das Vaterland

eines Regiments-Chefs aber iſt ſein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot ſeyn, wenn er ſich um politiſche Dinge gar nicht bemüht als ſo weit ſie ihn angehen, und wenn er dagegen ſeinen ganzen Sinn und ſeine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und ſie ſo gut einzuexerciren und in ſo guter Zucht und Ordnung zu erhalten ſucht, daß ſie, wenn das Vaterland einſt in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann ſtehen."

„Ich haſſe alle Pfuſcherey wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherey in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht."

„Sie wiſſen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das was über mich geſchrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, ſo ſauer ich es mir auch mein Lebelang habe werden laſſen, all mein Wirken in den Augen gewiſſer Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verſchmäht habe, mich in politiſche Parteyungen zu mengen. Um dieſen Leuten recht zu ſeyn, hätte ich müſſen Mitglied eines Jacobiner-Clubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über dieſen ſchlechten Gegenſtand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicherweiſe tadelte Goethe die von Anderen ſo ſehr geprieſene politiſche Richtung in Uhland. „Geben Sie

Acht, ſagte er, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände ſeyn und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, iſt keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit ſeinem Geſange wird es aus ſeyn, und das iſt gewiſſermaßen zu bedauern. Schwaben beſitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt ſind, um Mitglied der Stände zu ſeyn, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland."

Der letzte Fremde, den Goethe gaſtfreundlich bey ſich bewirthete, war der älteſte Sohn der Frau von Arnim; das Letzte was er geſchrieben, waren einige Verſe in das Stammbuch des gedachten jungen Freundes.

Am andern Morgen nach Goethe's Tode ergriff mich eine tiefe Sehnſucht, ſeine irdiſche Hülle noch einmal zu ſehen. Sein treuer Diener Friedrich ſchloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgeſtreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Feſtigkeit waltete auf den Zügen ſeines erhaben-edlen Geſichts. Die mächtige Stirn ſchien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer

Locke von ſeinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, ſie ihm abzuſchneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Betttuch gehüllet, große Eisſtücke hatte man in einiger Nähe umhergeſtellt, um ihn friſch zu erhalten ſo lange als möglich. Friedrich ſchlug das Tuch auseinander, und ich erſtaunte über die göttliche Pracht dieſer Glieder. Die Bruſt überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und ſanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinſten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Menſch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergeſſen, daß der unſterbliche Geiſt eine ſolche Hülle verlaſſen. Ich legte meine Hand auf ſein Herz, — es war überall eine tiefe Stille, — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Thränen freyen Lauf zu laſſen.

Gespräche mit Goethe.

Dritter Theil.

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Dritter Theil.

Magdeburg:
Heinrichshofen'sche Buchhandlung.

1848.

Ihro Kaiſerlichen Hoheit

der regierenden Frau Großherzogin zu

Sachſen-Weimar und Eiſenach,

Maria Paulowna,

Großfürſtin von Rußland,

in erneuter Dankbarkeit unterthänigſt zugeeiguet.

Vorrede.

Indem ich endlich dieſen längſt verſprochenen dritten Theil meiner Geſpräche mit Goethe abgeſchloſſen vor mir ſehe, beglückt mich das freudige Gefühl überwundener großer Hinderniſſe.

Mein Fall war ſehr ſchwierig. Er glich dem eines Schiffers, der nicht mit dem Winde ſegeln kann, der heute weht, ſondern mit großer Geduld oft Wochen und Monate lang einen Fahrwind erwarten muß, wie er vor Jahren geweht hat. — Als ich ſo glücklich war, die beiden erſten Theile zu ſchreiben, konnte ich gewiſſermaßen mit gutem Winde gehen, weil mir damals das friſch geſprochene Wort noch in den Ohren klang und der lebendige Verkehr mit jenem wunderbaren Manne mich in dem Element einer Begeiſterung erhielt,

wodurch ich mich zum Ziele getragen fühlte wie auf Flügeln.

Jetzt aber, wo jene Stimme schon seit vielen Jahren verstummt ist, und das Glück jener persönlichen Berührungen so weit hinter mir liegt, konnte ich die so nöthige Begeisterung nur in solchen Stunden erlangen, wo es mir vergönnt war, in mein eigenes Inneres zu gehen und in ungestörter Vertiefung das Vergangene wieder zu frischen Farben zu beleben, wo es denn anfing, sich zu regen, und ich große Gedanken und große Charakterzüge vor mir liegen sah, gleich Gebirgen, fernen zwar, aber deutlich und wie von der Sonne des wirklichen Tages beschienen.

So kam mir denn die Begeisterung aus der Freude am Großen; das Einzelne des Ideenganges und mündlichen Ausdruckes ward wieder frisch, als ob ich es gestern erlebt hätte. Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den besondern lieben Klang seiner Stimme, die mit keines Anderen zu vergleichen. Ich sah ihn wieder Abends in schwarzem Frack und Stern bei heller Erleuchtung seiner Zimmer im geselligen Kreise scherzen und

lachen und heiteres Gespräch führen. Dann anderen Tages bei schönem Wetter war er im Wagen neben mir, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Kniee gelegt. Seine Gesichtsfarbe braun-gesund, wie die frische Luft; sein Gespräch geistreich in die freie Welt hinein, das Geräusch des Wagens übertönend. Oder ich sah mich Abends bei stillem Kerzenlicht wieder in sein Studierzimmer versetzt, wo er im weißen flanellenen Schlafrock am Tische mir gegenüber saß, milde, wie die Stimmung eines gut verlebten Tages. Wir sprachen über große und gute Dinge, er kehrte das Edelste, was in seiner Natur lag, mir entgegen; mein Geist entzündete sich an dem seinigen. Es war zwischen uns die innigste Harmonie; er reichte mir über den Tisch herüber seine Hand, die ich drückte. Dann ergriff ich wohl ein neben mir stehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu sagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in seinen Augen ruhten.

So war ich ihm in voller Lebendigkeit wieder zugesellt und seine Worte klangen wieder wie ehemals.

Aber wie es auch ſonſt im Leben zu gehen pflegt, daß wir wohl eines geliebten Todten gedenken, doch bei dem Geräuſch des fordernden Tages oft Wochen und Monate lang nur flüchtig, und daß die ſtillen Augenblicke einer ſolchen Vertiefung, wo wir ein vor uns dahingegangenes Geliebtes in der ganzen Friſche des Lebens wieder zu beſitzen glauben, zu den ſeltenen ſchönen Stunden gehören, ſo erging es mir auch mit Goethe.

Es vergingen oft Monate, wo meine Seele, durch Berührungen des täglichen Lebens hingenommen, für ihn todt war und er meinem Geiſte mit keinem Worte zuſprach. Und wiederum traten andere Wochen und Monate unfruchtbarer Stimmung ein, wo in meinem Gemüth nichts keimen und nichts blühen wollte. Solche nichtige Zeiten mußte ich mit großer Geduld nutzlos vorübergehen laſſen, denn das in ſolchen Zuſtänden Geſchriebene wäre nichts werth geweſen. Ich mußte vom guten Glück die Wiederkehr von Stunden erwarten, wo das Vergangene mir in voller Lebendigkeit gegenwärtig und mein Inneres an geiſtiger Kraft und ſinnlichem Behagen auf

einer Höhe ſtand, um zur Einkehr Goethe'ſcher Gedanken und Empfindungen eine würdige Behauſung zu ſeyn. Denn ich hatte es mit einem Helden zu thun, den ich nicht durfte ſinken laſſen. In der ganzen Milde der Geſinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geiſtes und in der gewohnten Würde einer hohen Perſönlichkeit mußte er erſcheinen, um wahr zu ſeyn, — und das war keineswegs etwas Geringes!

Mein Verhältniß zu ihm war eigenthümlicher Art und ſehr zarter Natur. Es war das des Schülers zum Meiſter, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungs-Bedürftigen zum Bildungs-Reichen. Er zog mich in ſeine Kreiſe und ließ mich an den geiſtigen und leiblichen Genüſſen eines höheren Daſeyns Theil nehmen. Oft ſah ich ihn nur alle acht Tage, wo ich ihn in den Abendſtunden beſuchte; oft auch jeden Tag, wo ich Mittags mit ihm, bald in größerer Geſellſchaft, bald tête à tête zu Tiſch zu ſeyn das Glück hatte.

Seine Unterhaltung war mannigfaltig, wie ſeine Werke. Er war immer Derſelbige und im-

mer ein Anderer. Bald occupirte ihn irgend eine große Idee und ſeine Worte quollen reich und unerſchöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling, wo Alles in Blüthe ſtand und man, von dem allgemeinen Glanz geblendet, nicht daran dachte, ſich einen Strauß zu pflücken. Zu anderen Zeiten dagegen fand man ihn ſtumm und einſilbig, als lagerte ein Nebel auf ſeiner Seele; ja es konnten Tage kommen, wo es war, als wäre er voll eiſiger Kälte und als ſtriche ein ſcharfer Wind über Reif- und Schneefelder. Und wiederum wenn man ihn ſah, war er wieder wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büſchen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieſelt. Dann war es eine Luſt, ihn zu hören; ſeine Nähe war dann beſeligend und das Herz erweiterte ſich bei ſeinen Worten.

Winter und Sommer, Alter und Jugend ſchienen bei ihm im ewigen Kampf und Wechſel zu ſeyn; doch war es an ihm, dem Siebzig- bis Achtzigjährigen, wohl zu bewundern, daß die Jugend immer wieder obenauf war und jene an-

gedeuteten Herbſt- und Wintertage zu ſeltenen Ausnahmen gehörten.

Seine Selbſtbeherrſchung war groß, ja ſie bildete eine hervorragende Eigenthümlichkeit ſeines Weſens. Sie war eine Schweſter jener hohen Beſonnenheit, wodurch es ihm gelang, immer Herr ſeines Stoffes zu ſeyn, und ſeinen einzelnen Werken diejenige Kunſtvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenſchaft aber ward er, ſo wie in manchen ſeiner Schriften, ſo auch in manchen mündlichen Aeußerungen, oft gebunden und voller Rückſicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde, und jene Selbſtbeherrſchung ihn verließ, dann ward ſein Geſpräch jugendlich dahinbrauſend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergſtrome. In ſolchen Augenblicken ſagte er das Größte und Beſte, was in ſeiner reichen Natur lag, und von ſolchen Augenblicken iſt es wohl zu verſtehen, wenn ſeine früheren Freunde über ihn geäußert, daß ſein geſprochenes Wort beſſer ſey, als ſein geſchriebenes und gedrucktes. So ſagte Mar-

montel von Diderot, daß, wer dieſen nur aus ſeinen Schriften gekannt, ihn nur halb gekannt; daß er aber, ſobald er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft geworden, einzig und hinreißend geweſen.

Darf ich nun hoffen, daß von jenen glücklichen Momenten in dieſen Geſprächen Manches feſtzuhalten mir gelungen, ſo mag es dieſem Bande nicht weniger zu Gute kommen, daß darin eine doppelte Spiegelung von Goethe's Perſönlichkeit ſtattfindet, einmal nämlich gegen mich, und dann gegen einen jungen Freund.

Herr Soret aus Genf, als freiſinniger Republikaner zur Leitung der Erziehung Sr. K. H. des Erbgroßherzogs im Jahre 1822 nach Weimar berufen, hatte von gedachtem Jahre bis zu Goethe's Tode zu ihm gleichfalls ein ſehr nahes Verhältniß. Er war in Goethe's Hauſe ein häufiger Tiſchgenoſſe, auch in ſeinen Abendgeſellſchaften ein oft und gerne geſehener Gaſt. Außerdem boten ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe vielfache Berührungspunkte zu einem dauernden Umgange. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethe's Cryſtalle, ſowie ſeine Kenntniſſe

der Botanik ihn fähig machten, Goethe's Metamorphoſe der Pflanze ins Franzöſiſche zu überſetzen und dadurch jener wichtigen Schrift eine größere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe ferner führte ihn gleichfalls oft in Goethe's Nähe, indem er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs und Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Frau Großherzogin ihm zu Beſuchen bei Goethe Veranlaſſung gaben.

Von ſolchen perſönlichen Berührungen hat nun Herr Soret in ſeinen Tagebüchern häufig Notiz genommen, und vor einigen Jahren die Güte gehabt, ein daraus zuſammengeſtelltes kleines Manuſcript mir in dem Sinne zu übergeben, daß es mir geſtattet ſeyn ſolle, das Beſte und Intereſſanteſte in meinen dritten Band chronologiſch zu verweben.

Dieſe in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Notizen waren bald ausführlich, bald aber nur flüchtig und lückenhaft, ſo wie die eiligen, oft ſehr geſchäftsreichen Tage des Verfaſſers es ihm hatten erlauben wollen. Da jedoch in dem gan-

zen Manuſcript kein Gegenſtand vorgekommen, der nicht zwiſchen Goethe und mir wiederholt und ausführlich wäre beſprochen worden, ſo waren meine eigenen Tagebücher ganz geeignet, das von Soret Geſchriebene zu ergänzen, dort gelaſſene Lücken auszufüllen und das oft nur Angedeutete in hinlänglicher Entwickelung darzuſtellen. Alle Geſpräche jedoch, bei denen das Manuſcript von Soret zu Grunde liegt oder ſtark benutzt worden, wie es beſonders in den beiden erſten Jahren der Fall, ſind oben am Datum mit einem * bezeichnet, um ſie von denen, die bloß von mir ſind, und welche, bis auf Weniges, die Jahre 1824 bis 1829 und einen großen Theil von 1830, 1831 und 1832 ausmachen, zu unterſcheiden.

Und ſo wüßte ich nun weiter nichts hinzuzufügen, als daß ich dieſem lange und mit Liebe gehegten dritten Band dieſelbe gute Aufnahme wünſche, wie ſie in ſo reichlichem Maße den beiden erſten zu Theil geworden.

Weimar, den 21. December 1847.

1822.

Sonnabend, den 21. September 1822*.

Dieſen Abend bei Goethe mit Hofrath Meyer. Die Unterhaltung drehte ſich hauptſächlich um Mineralogie, Chemie und Phyſik. Die Phänomene der Polariſation des Lichts ſchienen ihn beſonders zu intereſſiren. Er zeigte mir verſchiedene Vorrichtungen, größtentheils nach ſeinen eigenen Angaben conſtruirt, und äußerte den Wunſch, mit mir einige Experimente zu machen.

Goethe ward im Laufe des Geſprächs immer freier und mittheilender. Ich blieb länger als eine Stunde und er ſagte mir beim Abſchiede viel Gutes.

Seine Geſtalt iſt noch ſchön zu nennen, ſeine Stirn und Augen ſind beſonders majeſtätiſch. Er iſt groß und wohlgebaut und von ſo rüſtigem Anſehen, daß man nicht wohl begreift, wie er ſich ſchon ſeit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Geſellſchaft und an Hof zu gehen.

Dienstag, den 24. September 1822*.

Den Abend bei Goethe zugebracht mit Meyer, Goethe's Sohn, Frau v. Goethe und ſeinem Arzt,

Hofrath Rehbein. Goethe war heute beſonders lebhaft. Er zeigte mir prächtige Lithographien aus Stuttgart, etwas ſo Vollkommenes in dieſer Art, wie ich noch nicht geſehen. Darauf ſprachen wir über wiſſenſchaftliche Dinge, beſonders über die Fortſchritte der Chemie. Das Jod und das Chlor beſchäftigten Goethe vorzugsweiſe; er ſprach über dieſe Subſtanzen mit einem Erſtaunen, als ob ihn die neuen Entdeckungen der Chemie ganz unvermuthet überraſcht hätten. Er ließ ſich etwas Jod hereinbringen und verflüchtigte es vor unſern Augen an der Flamme einer Wachskerze, wobei er nicht verfehlte, uns den violetten Dunſt bewundern zu laſſen, als freudige Beſtätigung eines Geſetzes ſeiner Theorie der Farben.

Dienstag, den 1. October 1822*.

Bei Goethe zu einer Abendgeſellſchaft. Ich fand unter den Anweſenden auch Herrn Canzler v. Müller, Präſidenten Peucer, Dr. Stephan Schütze, und Regierungsrath Schmidt, welcher letztere einige Sonaten von Beethoven mit einer ſeltenen Vollkommenheit vortrug. Hohen Genuß gewährte mir auch die Unterhaltung Goethes und ſeiner Schwiegertochter, die, jugendlich heiter, mit einem liebenswürdigen Naturell unendlich viel Geiſt verbindet.

Donnerstag, den 10. October 1822*.

In einer Abendgeſellſchaft bei Goethe mit dem berühmten Blumenbach aus Göttingen. Blumenbach iſt alt, aber von lebhaftem und heiterem Ausdruck; er hat ſich die ganze Beweglichkeit der Jugend zu bewahren gewußt. Sein Benehmen iſt der Art, daß man nicht denkt, daß man einen Gelehrten vor ſich habe. Seine Herzlichkeit iſt frei und froh; er macht keine Umſtände und man iſt bald mit ihm auf einem ſehr bequemen Fuß. Seine Bekanntſchaft war mir ſo intereſſant wie angenehm.

Dienstag, den 5. November 1822*.

Abendgeſellſchaft bei Goethe. Unter den Anweſenden befand ſich auch der Maler Kolbe. Man zeigte uns von ihm ein trefflich ausgeführtes Gemälde, eine Copie der Venus von Titian der Dresdener Galerie.

Auch Herrn von Eſchwege und den berühmten Hummel fand ich dieſen Abend bei Goethe. Hummel improviſirte faſt eine Stunde lang auf dem Piano, mit einer Kraft und einem Talent, wovon es unmöglich iſt ſich einen Begriff zu machen, wenn man ihn nicht gehört hat. Ich fand ſeine Unterhaltung einfach und natürlich, und ihn ſelbſt, für einen Virtuoſen von ſo großer Berühmtheit, auffallend beſcheiden.

Dienstag, den 3. December 1822*.

Bei Goethe in einer Abendgesellschaft. Die Herren Riemer, Coudray, Meyer, Goethe's Sohn und Frau v. Göthe waren unter den Anwesenden.

Die Studenten in Jena sind in Aufstand begriffen; man hat eine Compagnie Artillerie hingeschickt, um sie zu beruhigen. Riemer las eine Sammlung von Liedern, die man ihnen verboten und die dadurch Anlaß oder Vorwand der Revolte gegeben. Alle diese Lieder erhielten beim Vorlesen entschiedenen Beifall, besonders wegen des Talentes das darin sichtbar; Goethe selbst fand sie gut und versprach sie mir zur ruhigen Durchsicht.

Nachdem wir darauf eine Zeit lang Kupferstiche und kostbare Bücher betrachtet hatten, machte Goethe uns die Freude, das Gedicht Charon zu lesen. Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Declamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme! abwechselnd donnernd, und dann wieder sanft und milde. Vielleicht entwickelte er an einigen Stellen zu viele Kraft für den kleinen Raum in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen.

Goethe sprach darauf über Literatur und seine Werke, sowie über Frau v. Stael und Verwandtes. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit der Uebersetzung und

Zuſammenſtellung der Fragmente vom Phaëton des Euripides. Er hat dieſe Arbeit bereits vor einem Jahre angefangen und in dieſen Tagen wieder vorgenommen.

Donnerstag, den 5. December 1822*.

Dieſen Abend bei Goethe, hörte ich die Probe des erſten Acts einer im Entſtehen begriffenen Oper, der Graf von Gleichen, von Eberwein. Seit Goethe die Direction des Theaters niedergelegt, ſey dieß das erſtemal, ſagte man mir, daß er ein ſo großes Perſonal der Oper bei ſich ſehe. Herr Eberwein dirigirte den Geſang. Bei den Chören aſſiſtirten auch einige Damen aus der Bekanntſchaft Goethe's, während die Soloparthieen durch Mitglieder der Oper geſungen wurden. Einige Stücke erſchienen mir ſehr merkwürdig, beſonders ein Canon zu vier Stimmen.

Dienstag, den 17. December 1822*.

Abends bei Goethe. Er war ſehr heiter und behandelte das Thema, daß die Thorheiten der Väter für ihre Kinder verloren ſeyen, mit vielem Geiſt. Die Nachforſchungen, die man jetzt zur Entdeckung von Salzquellen anſtellt, intereſſirten ihn ſichtbar. Er ſchalt auf die Dummheit gewiſſer Unternehmer, welche die äußeren Spuren und die Lage und Folge der Schichten,

unter denen Steinſalz liegt und durch die der Bohrer gehen muß, ganz außer Acht laſſen, und die, ohne den rechten Fleck zu wiſſen und zu finden, immer ein einziges Bohrloch an einer und derſelbigen Stelle auf's Gerathewohl hartnäckig verfolgen.

1823.

Montag, den 9. Februar 1823*.

Abends bei Goethe, den ich allein fand, in Gesprächen mit Meyer. Ich durchblätterte ein Album vergangener Jahrhunderte mit einigen sehr berühmten Handschriften, wie z. B. von Luther, Erasmus, Mosheim und Anderen. Der letztere hatte in lateinischer Sprache folgendes merkwürdige Wort geschrieben:

Der Ruhm eine Quelle von Mühe und Leiden; die Dunkelheit eine Quelle des Glücks.

Montag, den 23. Februar 1823*.

Goethe ist seit einigen Tagen gefährlich krank geworden; gestern lag er ohne Hoffnung. Doch hat sich heute eine Krisis eingestellt, wodurch er gerettet zu werden scheint. Noch diesen Morgen äußerte er, daß er sich für verloren halte; später, Mittags, schöpfte er Hoffnung, daß er es überwinden werde; und wieder Abends meinte er, wenn er davon komme, so müsse man gestehen, daß er für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt.

Dienstag, den 24. Februar 1823*.

Der heutige Tag war in Bezug auf Goethe noch ſehr beunruhigend, indem dieſen Mittag die Beſſerung nicht erfolgte wie geſtern. In einem Anfall von Schwäche ſagte er zu ſeiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwiſchen Leben und Tod beginnt.“

Doch hatte der Kranke am Abend ſein volles geiſtiges Bewußtſeyn und zeigte ſchon wieder einigen ſcherzhaften Uebermuth. „Ihr ſeyd zu furchtſam mit Euren Mitteln, ſagte er zu Rehbein, Ihr ſchont mich zu ſehr! — Wenn man einen Kranken vor ſich hat, wie ich es bin, ſo muß man ein wenig Napoleoniſch mit ihm zu Werke gehen.“ Er trank darauf eine Taſſe eines Decocts von Arnica, welche geſtern, im gefährlichſten Moment von Huſchke angewendet, die glückliche Kriſis bewirkt hatte. Goethe machte eine gracieuſe Beſchreibung dieſer Pflanze und erhob ihre energiſchen Wirkungen in den Himmel. — Man ſagte ihm, daß die Aerzte nicht hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn ſehe. „Wäre ich der Großherzog, rief Goethe, ſo würde ich viel gefragt und mich viel um Euch bekümmert haben.“

In einem Augenblick, wo er ſich beſſer befand und wo ſeine Bruſt freier zu ſeyn ſchien, ſprach er mit Leichtigkeit und klarem Geiſte, worauf Rehbein einem der Naheſtehenden in's Ohr fliſterte: „Eine beſſere Reſpiration pflegt eine beſſere Inſpiration mit ſich

zu führen.“ Goethe, der es gehört, rief darauf mit großer Heiterkeit: „Das weiß ich längſt; aber dieſe Wahrheit paßt nicht auf Euch, Ihr Schelm!“

Goethe ſaß aufrecht in ſeinem Bette, der offenen Thür ſeines Arbeitzimmers gegenüber, wo ſeine näheren Freunde verſammelt waren, ohne daß er es wußte. Seine Züge erſchienen mir wenig verändert, ſeine Stimme war rein und deutlich; doch war darin ein feierlicher Ton, wie der eines Sterbenden. „Ihr ſcheint zu glauben, ſagte er zu ſeinen Kindern, daß ich beſſer bin; aber Ihr betrügt Euch.“ Man ſuchte ihm jedoch ſeine Apprehenſionen ſcherzend auszureden, welches er ſich denn auch gefallen zu laſſen ſchien. Es waren indeß immer noch mehr Perſonen in das Zimmer hereingetreten, welches ich keineswegs für gut finden konnte, indem die Gegenwart ſo vieler Menſchen unnöthigerweiſe die Luft verſchlechterte und der Bedienung des Kranken im Wege war. Ich konnte nicht unterlaſſen, mich darüber auszuſprechen, und ging hinab in das untere Zimmer, von wo aus ich meine Bülletins der Kaiſerlichen Hoheit zuſchickte.

Mittwoch, den 25. Februar 1823*.

Goethe hat ſich Rechenſchaft ablegen laſſen über das Verfahren, das man bisher mit ihm beobachtet; auch hat er die Liſten der Perſonen geleſen, die ſich bisher nach ſeinem Befinden erkundiget und deren Zahl täglich

ſehr groß war. Er empfing darauf den Großherzog und ſchien ſpäter von dem Beſuch nicht angegriffen. In ſeinem Arbeitszimmer fand ich heute weniger Perſonen, woraus ich zu meiner Freude ſchloß, daß meine geſtrige Bemerkung etwas gefruchtet hatte.

Nun aber, da die Krankheit gehoben iſt, ſcheint man die Folgen zu fürchten. Seine linke Hand iſt geſchwollen und es zeigen ſich drohende Vorboten der Waſſerſucht. Erſt in einigen Tagen wird man wiſſen, was man von dem endlichen Ausgang der Krankheit zu halten hat. Goethe hat heute das erſtemal nach einem ſeiner Freunde verlangt, nämlich nach ſeinem älteſten Freunde Meyer. Er wollte ihm eine ſeltene Medaille zeigen, die er aus Böhmen erhalten hat und worüber er entzückt iſt.

Ich kam um zwölf Uhr, und da Goethe hörte, daß ich dort war, ließ er mich in ſeine Nähe rufen. Er reichte mir die Hand, indem er mir ſagte: „Sie ſehen in mir einen vom Tode Erſtandenen.“ Er beauftragte mich ſodann, Ihrer Kaiſerlichen Hoheit für die Theilnahme zu danken, die ſie ihm während ſeiner Krankheit bewieſen. „Meine Geneſung wird ſehr langſam ſeyn, fügte er darauf hinzu, aber den Herren Aerzten bleibt doch nichtsdeſtoweniger die Ehre, ein kleines Wunder an mir gethan zu haben.“

Nach ein paar Minuten zog ich mich zurück. Seine Farbe iſt gut, allein er iſt ſehr abgemagert und athmet

noch mit einiger Beſchwerde. Es kam mir vor, als würde ihm das Sprechen ſchwieriger als geſtern. Die Geſchwulſt des linken Armes iſt ſehr ſichtbar; er hält die Augen geſchloſſen und öffnet ſie nur wenn er ſpricht.

Montag, den 2. März 1823.

Dieſen Abend bei Goethe, den ich in mehreren Tagen nicht geſehen. Er ſaß in ſeinem Lehnſtuhl und hatte ſeine Schwiegertochter und Riemer bei ſich. Er war auffallend beſſer. Seine Stimme hatte wieder ihren natürlichen Klang, ſein Athemholen war frei, ſeine Hand nicht mehr geſchwollen, ſein Ausſehen wieder wie in geſundem Zuſtand, und ſeine Unterhaltung leicht. Er ſtand auf und ging ohne Umſtände in ſein Schlafzimmer und wieder zurück. Man trank den Thee bei ihm, und da es heute wieder das erſtemal war, ſo machte ich Frau v. Goethe ſcherzhaft Vorwürfe, daß ſie vergeſſen habe, einen Blumenſtrauß auf das Theebrett zu ſtellen. Frau von Goethe nahm ſogleich ein farbiges Band von ihrem Hut und band es an die Theemaſchine. Dieſer Scherz ſchien Goethen viel Vergnügen zu machen.

Wir betrachteten darauf eine Sammlung nachgemachter Edelſteine, die der Großherzog hatte von Paris kommen laſſen.

Sonnabend, den 22. März 1823*.

Man hat heute im Theater Goethe's Taſſo zur Feier ſeiner Geneſung gegeben, mit einem Prolog von Riemer, den Frau von Heigendorf geſprochen. Seine Büſte ward unter lautem Beifall der gerührten Zuſchauer mit einem Lorbeerkranze geſchmückt. Nach beendigter Vorſtellung ging Frau v. Heigendorf zu Goethe. Sie war noch im Coſtüm der Leonore und überreichte ihm den Kranz des Taſſo, den Goethe nahm, um damit die Büſte der Großfürſtin Alexandra zu ſchmücken.

Mittwoch, den 1. April 1823*.

Ich brachte Goethen von Seiten Ihrer Kaiſerlichen Hoheit eine Nummer des Franzöſiſchen Modejournals, worin von einer Ueberſetzung ſeiner Werke die Rede war. Wir ſprachen bei dieſer Gelegenheit über Rameau's Neffen, wovon das Original lange verloren geweſen. Verſchiedene Deutſche glauben, daß jenes Original nie exiſtirt habe und daß Alles Goethe's eigene Erfindung ſey. Goethe aber verſichert, daß es ihm durchaus unmöglich geweſen ſeyn würde, Diderot's geiſtreiche Darſtellung und Schreibart nachzuahmen, und daß der deutſche Rameau nichts weiter ſey, als eine ſehr treue Ueberſetzung.

Freitag, den 3. April 1823*.

Einen Theil des Abends bei Goethe zugebracht in

Geſellſchaft des Herrn Oberbaudirectors Coudray. Wir ſprachen über das Theater und die Verbeſſerungen, die dabei ſeit einiger Zeit eingetreten ſind. „Ich bemerke es, ohne hinzugehen, ſagte Goethe lachend. Noch vor zwei Monaten kamen meine Kinder des Abends immer mißvergnügt nach Hauſe. Sie waren nie mit dem Plaiſir zufrieden, das man ihnen hatte bereiten wollen. Aber jetzt hat ſich das Blatt gewendet; ſie kommen mit freudeglänzenden Geſichtern, weil ſie doch einmal ſich recht hätten ſatt weinen können. Geſtern haben ſie dieſe „Wonne der Thränen“ einem Drama von Kotzebue zu verdanken gehabt.“

Montag, den 13. April 1823.

Abends mit Goethe allein. Wir ſprachen über Literatur, Lord Byron, deſſen Sardanapal und Werner. Sodann kamen wir auf den Fauſt, über den Goethe oft und gerne redet. Er möchte, daß man ihn ins Franzöſiſche überſetzte, und zwar im Charakter der Zeit des Marot. Er betrachtet ihn als die Quelle, aus der Byron die Stimmung zu ſeinem Manfred geſchöpft. Goethe findet, daß Byron in ſeinen beiden letzten Tragödien entſchiedene Fortſchritte gemacht, indem er darin weniger düſter und miſanthropiſch erſcheint. Wir ſprachen ſodann über den Text der Zauberflöte, wovon Goethe die Fortſetzung gemacht, aber noch keinen Componiſten gefunden hat, um den Gegenſtand gehörig zu

behandeln. Er giebt zu, daß der bekannte erſte Theil voller Unwahrſcheinlichkeiten und Späße ſey, die nicht Jeder zurechtzulegen und zu würdigen wiſſe; aber man müſſe doch auf alle Fälle dem Autor zugeſtehen, daß er im hohen Grade die Kunſt verſtanden habe, durch Contraſte zu wirken und große theatraliſche Effecte herbeizuführen.

Mittwoch, den 15. April 1823*.

Abends bei Goethe mit Gräfin Caroline Egloffſtein. Goethe ſcherzte über die deutſchen Almanache und andere periodiſche Erſcheinungen, alle von einer lächerlichen Sentimentalität durchdrungen, die an der Ordnung des Tages zu ſeyn ſcheine. Die Gräfin bemerkte, daß die deutſchen Romanſchreiber den Anfang gemacht, den Geſchmack ihrer zahlreichen Leſer zu verderben, und daß nun wiederum die Leſer die Romanſchreiber verdürben, die, um für ihre Manuſcripte einen Verleger zu finden, ſich jetzt ihrerſeits dem herrſchenden ſchlechten Geſchmack des Publicums bequemen müßten.

Sonntag, den 26. April 1823*.

Ich fand Coudray und Meyer bei Goethe. Man ſprach über verſchiedene Dinge. „Die Großherzogliche Bibliothek, ſagte Goethe unter Anderem, beſitzt einen Globus, der unter der Regierung Carls des Fünften von einem Spanier verfertigt worden. Es finden ſich

auf ihm einige merkwürdige Inſchriften, wie z. B. die folgende: „Die Chineſen ſind ein Volk, das ſehr viele Aehnlichkeit mit den Deutſchen hat.“ „In älteren Zeiten, fuhr Goethe fort, waren auf den Landcharten die afrikaniſchen Wüſten mit Abbildungen wilder Thiere bezeichnet. Heut zu Tage aber thut man dergleichen nicht; vielmehr ziehen die Geographen vor, uns carte blanche zu laſſen.“

Mittwoch, den 6. Mai 1823*.

Abends bei Goethe. Er ſuchte mir einen Begriff ſeiner Farbenlehre zu geben. „Das Licht, ſagte er, ſey keineswegs eine Zuſammenſetzung verſchiedener Farben; auch könne das Licht allein keine Farben hervorbringen, vielmehr gehöre immer dazu eine gewiſſe Modification und Miſchung von Licht und Schatten.

Dienstag, den 13. Mai 1823*.

Ich fand Goethe beſchäftigt, ſeine kleinen Gedichtchen und Blättchen an Perſonen zuſammen zu ſuchen. „In früheren Zeiten, ſagte er, wo ich leichtſinniger mit meinen Sachen umging und Abſchriften zu nehmen unterließ, ſind hunderte ſolcher Gedichte verloren gegangen.“

Montag, den 2. Juni 1823*.

Der Canzler, Riemer und Meyer waren bei Goethe. Man ſprach über die Gedichte von Béranger und

Goethe commentirte und paraphraſirte einige derſelben mit großer Originalität und guter Laune.

Sodann war von Phyſik und Meteorologie die Rede. Goethe iſt im Begriff, die Theorie einer Witterungslehre auszuarbeiten, wobei er das Steigen und Fallen des Barometers gänzlich den Wirkungen des Erdballs und deſſen Anziehung und Entlaſſung der Atmosphäre zuſchreiben wird.

„Die Herren Gelehrten, und namentlich die Herren Mathematiker, fuhr Goethe fort, werden nicht verfehlen, meine Ideen durchaus lächerlich zu finden; oder auch, ſie werden noch beſſer thun, ſie werden ſie vornehmerweiſe völlig ignoriren. Wiſſen Sie aber warum? Weil ſie ſagen, ich ſey kein Mann vom Fache.“

Der Caſtengeiſt der Gelehrten, erwiederte ich, wäre wohl zu verzeihen. Wenn ſich in ihre Theorieen einige Irrthümer eingeſchlichen haben und darin fortgeſchleppt werden, ſo muß man die Urſache darin ſuchen, daß ſie dergleichen zu einer Zeit als Dogmen überliefert bekommen haben, wo ſie ſelber noch auf den Schulbänken ſaßen.

„Das iſt's eben! rief Goethe. Eure Gelehrten machen es wie unſere Weimar'ſchen Buchbinder. Das Meiſterſtück, das man von ihnen verlangt, um in die Gilde aufgenommen zu werden, iſt keineswegs ein hübſcher Einband nach dem neueſten Geſchmack. Nein, weit entfernt! Es muß noch immer eine dicke Bibel in

Folio geliefert werden, ganz wie ſie vor zwei bis drei Jahrhunderten Mode war, mit plumpen Deckeln und in ſtarkem Leder. — Die Aufgabe iſt eine Abſurdität. Aber es würde dem armen Handwerker ſchlecht gehen, wenn er behaupten wollte, ſeine Examinatoren wären dumme Leute."

Freitag, den 24. October 1823*.

Abends bei Goethe. Madame Szymanowska, deren Bekanntſchaft er dieſen Sommer in Marienbad gemacht, phantaſirte auf dem Flügel. Goethe, im Anhören verloren, ſchien mitunter ſehr ergriffen und bewegt.

Dienstag, den 11. November 1823*.

Kleine Abendgeſellſchaft bei Goethe, der ſeit längerer Zeit wieder leidend iſt. Seine Füße hatte er in eine wollene Decke gewickelt, die ihn ſeit dem Feldzuge in der Champagne überall hin begleitet. Bei Gelegenheit dieſer Decke erzählte er uns eine Anekdote aus dem Jahre 1806, wo die Franzoſen Jena occupirt hatten und der Caplan eines franzöſiſchen Regiments Behänge zum Schmuck ſeines Altars requirirte. „Man hatte ihm ein Stück glänzend carmoiſinrothes Zeug geliefert, ſagte Goethe, das ihm aber noch nicht gut genug war. Er beſchwerte ſich darüber bei mir. Schicken Sie mir jenes Zeug, antwortete ich ihm, ich will ſehen, ob ich Ihnen etwas Beſſeres verſchaffen kann. Indeſſen

hatten wir auf unſerm Theater ein neues Stück zu geben und ich benutzte den prächtigen rothen Stoff, um damit meine Schauſpieler herauszuputzen. Was aber meinen Caplan betraf, ſo erhielt er weiter nichts; er ward vergeſſen und er hat ſehen müſſen, wie er ſich ſelber half."

Sonntag, den 16. November 1823.

Goethe iſt immer noch nicht beſſer. Die Frau Großfürſtin ſchickte ihm dieſen Abend durch mich einige ſehr ſchöne Medaillen, deren Betrachtung ihm vielleicht einige Zerſtreuung und Aufheiterung gewähren möchte. Goethe war über dieſe zarte Aufmerkſamkeit ſeiner hohen Fürſtin ſichtbar erfreut. Er klagte mir darauf, daß er denſelbigen Schmerz an der Seite des Herzens fühle, wie er ſeiner ſchweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen. „Ich kann nicht arbeiten, ſagte er; ich kann nicht leſen, und ſelbſt das Denken gelingt mir nur in glücklichen Augenblicken der Erleichterung."

Montag, den 17. November 1823.

Humboldt iſt hier. Ich war heute einen Augenblick bei Goethe, wo es mir ſchien, als ob die Gegenwart und die Unterhaltung Humboldt's einen günſtigen Einfluß auf ihn gehabt habe. Sein Uebel ſcheint nicht bloß phyſiſcher Art zu ſeyn. Es ſcheint vielmehr, daß die leidenſchaftliche Neigung, die er dieſen Sommer in

Marienbad zu einer jungen Dame gefaßt und die er jetzt zu bekämpfen ſucht, als Haupturſache ſeiner jetzigen Krankheit zu betrachten iſt.

Freitag, den 28. November 1823*.

Der erſte Theil von Meyers Kunſtgeſchichte, der ſo eben erſchienen, ſcheint Goethe ſehr angenehm zu beſchäftigen. Er ſprach darüber heute in Ausdrücken des höchſten Lobes.

Freitag, den 5. December 1823*.

Ich brachte Goethen einige Mineralien, beſonders ein Stück thonigen Oker, den Deſchamps zu Cormayan gefunden, und wovon Herr Maſſot viel Rühmens macht. Wie ſehr aber war Goethe erſtaunt, als er in dieſer Farbe ganz dieſelbige erkannte, die Angelika Kaufmann zu den Fleiſchpartieen ihrer Gemälde zu benutzen pflegte! „Sie ſchätzte das Wenige, das ſie davon beſaß, ſagte er, nach dem Gewicht des Goldes. Der Ort indeß, wo es herſtammte und wo es zu finden, war ihr unbekannt.“ Goethe meinte gegen ſeine Tochter, ich behandele ihn wie einen Sultan, dem man täglich neue Geſchenke bringe. Er behandelt Sie vielmehr wie ein Kind! erwiederte Frau v. Goethe; worüber er ſich denn nicht enthalten konnte zu lächeln.

Sonntag, den 7. December 1823*.

Ich fragte Goethen, wie er ſich heute befinde. „Nicht ganz ſo ſchlecht als Napoleon auf ſeiner Inſel", war die ſeufzende Antwort. Der ſich ſehr in die Länge ziehende krankhafte Zuſtand ſcheint denn doch nach und nach ſehr auf ihn zu wirken.

Sonntag, den 21. December 1823*.

Goethe's gute Laune war heute wieder glänzend. Wir haben den kürzeſten Tag erreicht, und die Hoffnung, jetzt mit jeder Woche die Tage wieder bedeutend zunehmen zu ſehen, ſcheint auf ſeine Stimmung den günſtigſten Einfluß auszuüben. „Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne!" rief er mir froh entgegen, als ich dieſen Vormittag bei ihm eintrat. Ich höre, daß er jedes Jahr die Wochen vor dem kürzeſten Tage in deprimirter Stimmung zu verbringen und zu verſeufzen pflegt.

Frau v. Goethe trat herein, um ihren Schwiegerpapa zu benachrichtigen, daß ſie nach Berlin zu reiſen im Begriff ſey, um dort mit ihrer nächſtens zurückkommenden Mutter zuſammen zu treffen.

Als Frau v. Goethe gegangen war, ſcherzte Goethe mit mir über die lebendige Einbildungskraft, welche die Jugend charakteriſire. „Ich bin zu alt, ſagte er, um ihr zu widerſprechen und ihr begreiflich zu machen, daß die Freude, ihre Mutter dort oder hier zuerſt wiederzuſehen, ganz dieſelbige ſeyn würde. Dieſe Winterreiſe

iſt viel Mühe um nichts; aber ein ſolches Nichts iſt der Jugend oft unendlich viel. — Und im Ganzen genommen, was thut's! Man muß oft etwas Tolles unternehmen, um nur wieder eine Zeit lang leben zu können. In meiner Jugend habe ich es nicht beſſer gemacht, und doch bin ich noch ziemlich mit heiler Haut davon gekommen."

Dienstag, den 30. December 1823.*

Abends mit Goethe allein, in allerlei Geſprächen. Er ſagte mir, daß er die Abſicht habe, ſeine Reiſe in die Schweiz vom Jahre 1797 in ſeine Werke aufzunehmen. Sodann war die Rede vom Werther, den er nicht wieder geleſen habe, als einmal, ungefähr zehn Jahre nach ſeinem Erſcheinen. Auch mit ſeinen anderen Schriften habe er es ſo gemacht. Wir ſprachen darauf von Ueberſetzungen, wobei er mir ſagte, daß es ihm ſehr ſchwer werde, engliſche Gedichte in deutſchen Verſen wiederzugeben. „Wenn man die ſchlagenden einſilbigen Worte der Engländer, ſagte er, mit vielſilbigen oder zuſammengeſetzten deutſchen ausdrücken will, ſo iſt gleich alle Kraft und Wirkung verloren." Von ſeinem Rameau ſagte er, daß er die Ueberſetzung in vier Wochen gemacht und Alles dictirt habe.

Wir ſprachen ſodann über Naturwiſſenſchaften, insbeſondere über die Kleingeiſterei, womit dieſe und jene

Gelehrten ſich um die Priorität ſtreiten. „Ich habe durch nichts die Menſchen beſſer kennen gelernt, ſagte Goethe, als durch meine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Ich habe es mich viel koſten laſſen und es iſt mit manchen Leiden verknüpft geweſen; aber ich freue mich dennoch die Erfahrung gemacht zu haben.“

In den Wiſſenſchaften, bemerkte ich, ſcheint auf eine beſondere Weiſe der Egoismus der Menſchen angeregt zu werden; und wenn dieſer einmal in Bewegung geſetzt iſt, ſo pflegen ſehr bald alle Schwächen des Charakters zum Vorſchein zu kommen.

„Die Fragen der Wiſſenſchaft, verſetzte Goethe, ſind ſehr häufig Fragen der Exiſtenz. Eine einzige Entdeckung kann einen Mann berühmt machen und ſein bürgerliches Glück begründen. Deßhalb herrſcht auch in den Wiſſenſchaften dieſe große Strenge und dieſes Feſthalten und dieſe Eiferſucht auf das Aperçü eines Andern. Im Reich der Aeſthetik dagegen iſt Alles weit läßlicher; die Gedanken ſind mehr oder weniger ein angeborenes Eigenthum aller Menſchen, wobei Alles auf die Behandlung und Ausführung ankommt und billigerweiſe wenig Neid ſtattfindet. Ein einziger Gedanke kann das Fundament zu hundert Epigrammen hergeben und es fragt ſich bloß, welcher Poet denn nun dieſen Gedanken auf die wirkſamſte und ſchönſte Weiſe zu verſinnlichen gewußt habe.“

„Bei der Wiſſenſchaft aber iſt die Behandlung null,

und alle Wirkung liegt im Aperçü. Es iſt dabei wenig Allgemeines und Subjectives, ſondern die einzelnen Manifeſtationen der Naturgeſetze liegen alle ſphynxartig, ſtarr, feſt und ſtumm außer uns da. Jedes wahrgenommene neue Phänomen iſt eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigenthum. Taſte aber nur Einer das Eigenthum an, und der Menſch mit ſeinen Leidenſchaften wird ſogleich daſeyn."

„Es wird aber, fuhr Goethe fort, in den Wiſſenſchaften auch zugleich dasjenige als Eigenthum angeſehen, was man auf Academieen überliefert erhalten und gelernt hat. Kommt nun Einer, der etwas Neues bringt, das mit unſerm Credo, das wir ſeit Jahren nachbeten und wiederum Anderen überliefern, in Widerſpruch ſteht und es wohl gar zu ſtürzen droht, ſo regt man alle Leidenſchaften gegen ihn auf und ſucht ihn auf alle Weiſe zu unterdrücken. Man ſträubt ſich dagegen, wie man nur kann; man thut, als höre man nicht, als verſtände man nicht; man ſpricht darüber mit Geringſchätzung, als wäre es gar nicht der Mühe werth es nur anzuſehen und zu unterſuchen; und ſo kann eine neue Wahrheit lange warten, bis ſie ſich Bahn macht. Ein Franzoſe ſagte zu einem meiner Freunde in Bezug auf meine Farbenlehre: Wir haben funfzig Jahre lang gearbeitet, um das Reich Newton's zu gründen und zu befeſtigen; es werden andere funfzig Jahre nöthig ſeyn, um es zu ſtürzen."

„Die mathematiſche Gilde hat meinen Namen in der Wiſſenſchaft ſo verdächtig zu machen geſucht, daß man ſich ſcheut, ihn nur zu nennen. Es kam mir vor einiger Zeit eine Broſchüre in die Hand, worin Gegenſtände der Farbenlehre behandelt waren; und zwar ſchien der Verfaſſer ganz durchdrungen von meiner Lehre zu ſeyn und hatte Alles auf dieſelben Fundamente gebaut und zurückgeführt. Ich las die Schrift mit großer Freude; allein zu meiner nicht geringen Ueberraſchung mußte ich ſehen, daß der Verfaſſer mich nicht einmal genannt hatte. Später ward mir das Räthſel gelöſt. Ein gemeinſchaftlicher Freund beſuchte mich und geſtand mir: der talentreiche junge Verfaſſer habe durch jene Schrift ſeinen Ruf zu gründen geſucht und habe mit Recht gefürchtet, ſich bei der gelehrten Welt zu ſchaden, wenn er es gewagt hätte, ſeine vorgetragenen Anſichten durch meinen Namen zu ſtützen. — Die kleine Schrift machte Glück, und der geiſtreiche junge Verfaſſer hat ſich mir ſpäter perſönlich vorgeſtellt und ſich entſchuldigt.“

Der Fall erſcheint mir um ſo merkwürdiger, verſetzte ich, da man in allen anderen Dingen auf Ihre Autorität ſtolz zu ſeyn Urſache hat und Jedermann ſich glücklich ſchätzet, in Ihrer Zuſtimmung vor der Welt einen mächtigen Schutz zu finden. Bei Ihrer Farbenlehre ſcheint mir das Schlimme zu ſeyn, daß Sie es dabei nicht bloß mit dem berühmten, von Allen anerkannten

Newton, ſondern auch mit ſeinen in der ganzen Welt verbreiteten Schülern zu thun haben, die ihrem Meiſter anhängen und deren Zahl Legion iſt. Geſetzt auch, daß Sie am Ende recht behalten, ſo werden Sie gewiß noch eine geraume Zeit mit Ihrer neuen Lehre allein ſtehen.

„Ich bin es gewohnt und bin darauf gefaßt, erwiederte Goethe. Aber ſagen Sie ſelbſt, fuhr er fort, konnte ich nicht ſtolz ſeyn, wenn ich mir ſeit zwanzig Jahren geſtehen mußte, daß der große Newton und alle Mathematiker und erhabenen Rechner mit ihm in Bezug auf die Farbenlehre ſich in einem entſchiedenen Irrthum befänden und daß ich unter Millionen der Einzige ſey, der in dieſem großen Natur-Gegenſtande allein das Rechte wiſſe? Mit dieſem Gefühl der Superiorität war es mir denn möglich, die ſtupide Anmaßlichkeit meiner Gegner zu ertragen. Man ſuchte mich und meine Lehre auf alle Weiſe anzufeinden und meine Ideen lächerlich zu machen; aber ich hatte nichtsdeſtoweniger über mein vollendetes Werk eine große Freude. Alle Angriffe meiner Gegner dienten mir nur, um die Menſchen in ihrer Schwäche zu ſehen.“

Während Goethe ſo mit einer Kraft und einem Reichthum des Ausdruckes ſprach, wie ich in ganzer Wahrheit wiederzugeben nicht im Stande bin, glänzten ſeine Augen von einem außerordentlichen Feuer. Man ſah darin den Ausdruck des Triumphs, während ein

ironiſches Lächeln um ſeine Lippen ſpielte. Die Züge ſeines ſchönen Geſichtes waren impoſanter als je.

Mittwoch, den 31. December 1823.

Bei Goethe zu Tiſche, in mancherlei Geſprächen. Er zeigte mir ein Porteſeuille mit Handzeichnungen, unter denen beſonders die Anfänge von Heinrich Füßli merkwürdig.

Wir ſprachen ſodann über religiöſe Dinge und den Mißbrauch des göttlichen Namens.

„Die Leute tractiren ihn, ſagte Goethe, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchſte Weſen nicht viel mehr, als ihres Gleichen. Sie würden ſonſt nicht ſagen: Der Herr Gott, der liebe Gott, der gute Gott. Er wird ihnen, beſonders den Geiſtlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phraſe, zu einem bloßen Namen, wobei ſie ſich auch gar nichts denken. Wären ſie aber durchdrungen von ſeiner Größe, ſie würden verſtummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“

1824.

Freitag, den 2. Januar 1824.

Bei Goethe zu Tiſch in heiteren Geſprächen. Eine junge Schönheit der Weimariſchen Geſellſchaft kam zur Erwähnung, wobei einer der Anweſenden bemerkte, daß er faſt auf dem Punkte ſtehe, ſie zu lieben, obgleich ihr Verſtand nicht eben glänzend zu nennen.

„Pah! ſagte Goethe lachend, als ob die Liebe etwas mit dem Verſtande zu thun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge, als den Verſtand. Wir lieben an ihr das Schöne, das Jugendliche, das Neckiſche, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Capricen, und Gott weiß was alles Unausſprechliche ſonſt; aber wir lieben nicht ihren Verſtand. Ihren Verſtand achten wir, wenn er glänzend iſt, und ein Mädchen kann dadurch in unſern Augen unendlich an Werth gewinnen. Auch mag der Verſtand gut ſeyn, uns zu feſſeln, wenn wir bereits lieben. Allein der Verſtand iſt nicht dasjenige, was fähig wäre, uns zu entzünden und eine Leidenſchaft zu erwecken.“

Man fand an Goethe's Worten viel Wahres und Ueberzeugendes und war ſehr bereit, den Gegenſtand ebenfalls von dieſer Seite zu betrachten.

Nach Tiſche und als die Uebrigen gegangen waren blieb ich bei Goethe ſitzen und verhandelte mit ihm noch mancherlei Gutes.

Wir ſprachen über die engliſche Literatur, über die Größe Shakſpeare's, und welch einen ungünſtigen Stand alle engliſchen dramatiſchen Schriftſteller gehabt, die nach jenem poetiſchen Rieſen gekommen.

„Ein dramatiſches Talent, fuhr Goethe fort, wenn es bedeutend war, konnte nicht umhin, von Shakſpeare Notiz zu nehmen, ja es konnte nicht umhin, ihn zu ſtudiren. Studirte es ihn aber, ſo mußte ihm bewußt werden, daß Shakſpeare die ganze Menſchennatur nach allen Richtungen hin, und in allen Tiefen und Höhen, bereits erſchöpft habe, und daß im Grunde für ihn, den Nachkömmling, nichts mehr zu thun übrig bleibe. Und woher hätte Einer den Muth nehmen ſollen, nur die Feder anzuſetzen, wenn er ſich ſolcher bereits vorhandener unergründlicher und unerreichbarer Vortrefflichkeiten in ernſter anerkennender Seele bewußt war!"

„Da hatte ich es freilich vor funfzig Jahren in meinem lieben Deutſchland beſſer. Ich konnte mich ſehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponiren und mich nicht ſehr aufhalten. Ich ließ die deutſche Literatur und das Studium derſelben ſehr bald hinter mir und wendete mich zum Leben und zur Production. So nach und nach vorſchreitend ging ich in meiner natürlichen Entwickelung fort und bildete

mich nach und nach zu den Productionen heran, die mir von Epoche zu Epoche gelangen. Und meine Idee vom Vortrefflichen war auf jeder meiner Lebens- und Entwickelungsſtufen nie viel größer, als was ich auch auf jeder Stufe zu machen im Stande war. Wäre ich aber als Engländer geboren, und wären alle jene vielfältigen Meiſterwerke bei meinem erſten jugendlichen Erwachen mit all ihrer Gewalt auf mich eingedrungen, es hätte mich überwältigt und ich hätte nicht gewußt, was ich hätte thun wollen. Ich hätte nicht ſo leichten, friſchen Muthes vorſchreiten können, ſondern mich ſicher erſt lange beſinnen und umſehen müſſen, um irgendwo einen neuen Ausweg zu finden."

Ich lenkte das Geſpräch auf Shakſpeare zurück. Wenn man ihn, ſagte ich, aus der engliſchen Literatur gewiſſermaßen herausreißt und als einen Einzelnen nach Deutſchland verſetzt und betrachtet, ſo kann man nicht umhin, ſeine rieſenhafte Größe als ein Wunder anzuſtaunen. Sucht man ihn aber in ſeiner Heimath auf, verſetzt man ſich auf den Boden ſeines Landes und in die Atmoſphäre des Jahrhunderts in dem er lebte, ſtudirt man ferner ſeine Mitlebenden und unmittelbaren Nachfolger, athmet man die Kraft, die uns aus Ben Jonſon, Maſſinger, Marlow und Beaumont und Fletcher anweht, ſo bleibt zwar Shakſpeare immer noch eine gewaltig hervorragende Größe, aber man kommt doch zu der Ueberzeugung, daß viele Wunder ſeines

Geiſtes einigermaßen zugänglich werden und daß Vieles von ihm in der kräftigen productiven Luft ſeines Jahrhunderts und ſeiner Zeit lag.

„Sie haben vollkommen Recht, erwiederte Goethe. Es iſt mit Shakſpeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide, und Sie werden vor Erſtaunen über ſeine Größe keine Worte finden. Beſuchen Sie ihn aber in ſeiner rieſigen Heimath, kommen Sie zu ihm über ſeine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finſteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthart und Monte Roſa, ſo wird zwar der Montblanc immer ein Rieſe bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein ſolches Erſtaunen ſetzen."

„Wer übrigens nicht glauben will, fuhr Goethe fort, daß Vieles von der Größe Shakſpeare's ſeiner großen kräftigen Zeit angehört, der ſtelle ſich nur die Frage, ob er denn eine ſolche Staunen erregende Erſcheinung in dem heutigen England von 1824, in dieſen ſchlechten Tagen kritiſirender und zerſplitternder Journale, für möglich halte?"

„Jenes ungeſtörte, unſchuldige, nachtwandleriſche Schaffen, wodurch allein etwas Großes gedeihen kann, iſt gar nicht mehr möglich. Unſere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präſentirteller der Oeffentlichkeit. Die täglich an funfzig verſchiedenen Orten erſcheinenden

kritiſchen Blätter, und der dadurch im Publicum bewirkte Klatſch, laſſen nichts Geſundes aufkommen. Wer ſich heut zu Tage nicht ganz davon zurückhält und ſich nicht mit Gewalt iſolirt, iſt verloren. Es kommt zwar durch das ſchlechte, größtentheils negative, äſthetiſirende und kritiſirende Zeitungsweſen eine Art Halbcultur in die Maſſen, allein dem hervorbringenden Talent iſt es ein böſer Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum ſeiner Schöpfungskraft zerſtört, vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefſte Mark und die verborgenſte Faſer."

„Und dann, wie zahm und ſchwach iſt ſeit den lumpigen paar hundert Jahren nicht das Leben ſelber geworden! Wo kommt uns noch eine originelle Natur unverhüllt entgegen! Und wo hat Einer die Kraft, wahr zu ſeyn und ſich zu zeigen, wie er iſt! Das wirkt aber zurück auf den Poeten, der Alles in ſich ſelber finden ſoll, während von Außen ihn Alles in Stich läßt."

Das Geſpräch wendete ſich auf den Werther. „Das iſt auch ſo ein Geſchöpf, ſagte Goethe, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es iſt darin ſo viel Innerliches aus meiner eigenen Bruſt, ſo viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn ſolcher Bändchen auszuſtatten. Uebrigens habe ich das Buch, wie ich ſchon öfter geſagt, ſeit

ſeinem Erſcheinen nur ein einzigesmal wieder geleſen und mich gehütet, es abermals zu thun. Es ſind lauter Brandraketen! — Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte, den pathologiſchen Zuſtand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging."

Ich erinnerte an ſein Geſpräch mit Napoleon, das ich aus der Skizze kenne, die unter ſeinen ungedruckten Papieren vorhanden, und die ich ihn wiederholt erſucht habe, weiter auszuführen. Napoleon, ſagte ich, bezeichnet gegen Sie im Werther eine Stelle, die ihm, einer ſcharfen Prüfung gegenüber, nicht Stich zu halten ſcheint, welches Sie ihm auch zugeben. Ich möchte ſehr gerne wiſſen, welche Stelle er gemeint hat. „Rathen Sie!" ſagte Goethe mit einem geheimnißvollen Lächeln. Nun, ſagte ich, ich dächte faſt, es wäre die, wo Lotte Werthern die Piſtolen ſchickt, ohne gegen Alberten ein Wort zu ſagen und ohne ihm ihre Ahnungen und Befürchtungen mitzutheilen. Sie haben ſich zwar alle Mühe gegeben, dieſes Schweigen zu motiviren, allein es ſcheint doch Alles gegen die dringende Nothwendigkeit, wo es das Leben des Freundes galt, nicht Stich zu halten. „Ihre Bemerkung, erwiederte Goethe, iſt freilich nicht ſchlecht. Ob aber Napoleon dieſelbe Stelle gemeint hat, oder eine andere, halte ich für gut, nicht zu verrathen. Aber wie geſagt, Ihre Beobachtung iſt eben ſo richtig wie die ſeinige."

Ich brachte zur Erwähnung, ob denn die groſse Wirkung, die der Werther bei ſeinem Erſcheinen gemacht, wirklich in der Zeit gelegen. Ich kann mich, ſagte ich, nicht zu dieſer allgemein verbreiteten Anſicht bekennen. Der Werther hat Epoche gemacht, weil er erſchien, nicht weil er in einer gewiſſen Zeit erſchien. Es liegt in jeder Zeit ſo viel unausgeſprochenes Leiden, ſo viel heimliche Unzufriedenheit und Lebensüberdruß, und in einzelnen Menſchen ſo viele Mißverhältniſſe zur Welt, ſo viele Conflicte ihrer Natur mit bürgerlichen Einrichtungen, daß der Werther Epoche machen würde und wenn er erſt heute erſchiene.

„Sie haben wohl Recht, erwiederte Goethe, weßhalb denn auch das Buch auf ein gewiſſes Jünglingsalter noch heute wirkt, wie damals. Auch hätte ich kaum nöthig gehabt, meinen eigenen jugendlichen Trübſinn aus allgemeinen Einflüſſen meiner Zeit und aus des Lectüre einzelner engliſcher Autoren herzuleiten. Es waren vielmehr individuelle nahe liegende Verhältniſſe, die mir auf die Nägel brannten und mir zu ſchaffen machten, und die mich in jenen Gemüthszuſtand brachten, aus dem der Werther hervorging. Ich hatte gelebt, geliebt, und ſehr viel gelitten! — Das war es.“

„Die viel beſprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltcultur an, ſondern dem Lebensgange jedes Einzelnen, der mit angeborenem freiem Naturſinn ſich in die

beſchränkenden Formen einer veralteten Welt finden und ſchicken lernen ſoll. Gehindertes Glück, gehemmte Thätigkeit, unbefriedigte Wünſche, ſind nicht Gebrechen einer beſonderen Zeit, ſondern jedes einzelnen Menſchen, und es müßte ſchlimm ſeyn, wenn nicht Jeder einmal in ſeinem Leben eine Epoche haben ſollte, wo ihm der Werther käme, als wäre er bloß für ihn geſchrieben."

Sonntag, den 4. Januar 1824.

Heute nach Tiſche ging Goethe mit mir das Portefeuille von Raphael durch. Er beſchäftigt ſich mit Raphael ſehr oft, um ſich immerfort im Verkehr mit dem Beſten zu erhalten, und ſich immerfort zu üben, die Gedanken eines hohen Menſchen nachzudenken. Dabei macht es ihm Freude, mich in ähnliche Dinge einzuführen.

Hernach ſprachen wir über den Divan; beſonders über das Buch des Unmuths, worin Manches ausgeſchüttet, was er gegen ſeine Feinde auf dem Herzen hatte.

„Ich habe mich übrigens ſehr mäßig gehalten, fügte er hinzu; — wenn ich Alles hätte ausſprechen wollen, was mich wurmte und mir zu ſchaffen machte, ſo hätten die wenigen Seiten wohl zu einem ganzen Bande anwachſen können."

„Man war im Grunde nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Auch war man ſelten mit dem zufrie-

den, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zu Liebe zu thun, so verlangte ſie, daß ich mich noch obendrein bei ihr bedanken ſollte, daß ſie es nur erträglich fand. — Lobte man mich, ſo ſollte ich das nicht in freudigem Selbſtgefühl als einen ſchuldigen Tribut hinnehmen, ſondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende beſcheidene Phraſe, worin ich demüthig den völligen Unwerth meiner Perſon und meines Werkes an den Tag lege. Das aber widerſtrebte meiner Natur und ich hätte müſſen ein elender Lump ſeyn, wenn ich ſo hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber ſtark genug war, mich in ganzer Wahrheit ſo zu zeigen, wie ich fühlte, ſo galt ich für ſtolz, und gelte noch ſo bis auf den heutigen Tag."

„In religiöſen Dingen, in wiſſenſchaftlichen und politiſchen, überall machte es mir zu ſchaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Muth hatte, mich auszuſprechen, wie ich empfand."

„Ich glaubte an Gott und die Natur, und an den Sieg des Edlen über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich ſollte auch glauben, daß Drei Eins ſey und Eins Drei; das aber widerſtrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele; auch ſah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindeſten wäre geholfen geweſen."

„Ferner bekam es mir ſchlecht, daß ich einſah, die Newton'ſche Lehre vom Licht und der Farbe ſey ein Irrthum, und daß ich den Muth hatte, dem allgemeinen Credo zu widerſprechen. Ich erkannte das Licht in ſeiner Reinheit und Wahrheit und ich hielt es meines Amtes, dafür zu ſtreiten. Jene Partei aber trachtete in allem Ernſt, das Licht zu verfinſtern, denn ſie behauptete: das Schattige ſey ein Theil des Lichtes. Es klingt abſurd, wenn ich es ſo ausſpreche, aber doch iſt es ſo. Denn man ſagte: die Farben, welche doch ein Schattiges und Durchſchattetes ſind, ſeyen das Licht ſelber, oder, was auf eins hinauskommt, ſie ſeyen des Lichtes bald ſo und bald ſo gebrochene Strahlen."

Goethe ſchwieg, während auf ſeinem bedeutenden Geſicht ein ironiſches Lächeln verbreitet war. Er fuhr fort:

„Und nun gar in politiſchen Dingen! — Was ich da für Noth und was ich da zu leiden gehabt, mag ich gar nicht ſagen. Kennen ſie meine Aufgeregten?"

Erſt geſtern, erwiederte ich, habe ich wegen der neuen Ausgabe Ihrer Werke das Stück geleſen, und von Herzen bedauert, daß es unvollendet geblieben. Aber wie es auch iſt, ſo wird ſich jeder Wohldenkende zu Ihrer Geſinnung bekennen.

„Ich ſchrieb es zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, fuhr Goethe fort, und man kann es gewiſſermaßen als

mein politiſches Glaubensbekenntniß jener Zeit anſehen. Als Repräſentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingeſtellt und mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgeſprochen, wie der Adel eigentlich denken ſoll. Die Gräfin kommt ſo eben aus Paris zurück, ſie iſt dort Zeuge der revolutionären Vorgänge geweſen und hat daraus für ſich ſelbſt keine ſchlechte Lehre gezogen. Sie hat ſich überzeugt, daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken iſt, und daß die revolutionären Aufſtände der unteren Klaſſen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen ſind. Jede Handlung, die mir unbillig ſcheint, ſagt ſie, will ich künftig ſtreng vermeiden, auch werde ich über ſolche Handlungen Anderer, in der Geſellſchaft und bei Hofe meine Meinung laut ſagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr ſchweigen, und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verſchrieen werden ſollte."

„Ich dächte, fuhr Goethe fort, dieſe Geſinnung wäre durchaus reſpectabel. Sie war damals die meinige und iſt es noch jetzt. Zum Lohne dafür aber belegte man mich mit allerlei Titeln, die ich nicht wiederholen mag."

Man braucht nur den Egmont zu leſen, verſetzte ich, um zu erfahren, wie Sie denken. Ich kenne kein deutſches Stück, wo der Freiheit des Volkes mehr das Wort geredet würde, als in dieſem.

„Man beliebt einmal, erwiederte Goethe, mich nicht ſo ſehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke

von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Ariſtokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte was er ſagte als ich, das merkwürdige Glück, als beſonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröſte mich damit, daß es Anderen vor mir nicht beſſer gegangen."

„Es iſt wahr, ich konnte kein Freund der franzöſiſchen Revolution ſeyn, denn ihre Gräuel ſtanden mir zu nahe und empörten mich täglich und ſtündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu erſehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei ſeyn, daß man in Deutſchland künſtlicher Weiſe ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren."

„Ebenſowenig aber war ich ein Freund herriſcher Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes iſt, ſondern der Regierung. Revolutionen ſind ganz unmöglich, ſobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach ſind, ſo daß ſie ihnen durch zeitgemäße Verbeſſerungen entgegenkommen, und ſich nicht ſo lange ſträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird."

„Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, ſo nannte man mich einen Freund des Beſtehenden. Das iſt aber ein ſehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten

möchte. Wenn das Beſtehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, ſo hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes beſteht, ſo heißt ein Freund des Beſtehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten."

„Die Zeit aber iſt in ewigem Fortſchreiten begriffen und die menſchlichen Dinge haben alle funfzig Jahre eine andere Geſtalt, ſo daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, ſchon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen iſt."

„Und wiederum iſt für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen, ohne Nachäffung einer anderen. Denn was dem einen Volk auf einer gewiſſen Altersſtufe eine wohlthätige Nahrung ſeyn kann erweiſt ſich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Verſuche, irgend eine ausländiſche Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, ſind daher thöricht, und alle beabſichtigten Revolutionen ſolcher Art ohne Erfolg; denn ſie ſind ohne Gott, der ſich von ſolchen Pfuſchereien zurückhält. Iſt aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, ſo iſt Gott mit ihm und ſie gelingt. Er war ſichtbar mit Chriſtus und ſeinen erſten Anhängern, denn die Erſcheinung der neuen Lehre der Liebe war

den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luthern, denn die Reinigung jener durch Pfaffenwesen verunstalteten Lehre war es nicht weniger. Beide genannten großen Kräfte aber waren nicht Freunde des Bestehenden; vielmehr waren Beide lebhaft durchdrungen, daß der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse und daß es nicht ferner im Unwahren, Ungerechten und Mangelhaften so fortgehen und bleiben könne."

Mittwoch, den 5. Mai 1824.

Die Papiere, welche die Studien enthalten, die Goethe mit den Schauspielern Wolf und Grüner gemacht, haben mich diese Tage lebhaft beschäftigt und es ist mir gelungen, diese höchst zerstückelten Notizen in eine Art Form zu bringen, so daß daraus etwas entstanden ist, das wohl für den Anfang eines Catechismus für Schauspieler gelten könnte.

Ich sprach heute mit Goethe über diese Arbeit und wir gingen die einzelnen Gegenstände durch. Besonders wichtig wollte uns erscheinen, was über die Aussprache und Ablegung von Provinzialismen angedeutet worden.

„Ich habe in meiner langen Praxis, sagte Goethe, Anfänger aus allen Gegenden Deutschlands kennen gelernt. Die Aussprache der Norddeutschen ließ im Ganzen wenig zu wünschen übrig. Sie ist rein und kann in mancher Hinsicht als musterhaft gelten. Dagegen habe ich mit geborenen Schwaben, Oestreichern

und Sachſen oft meine Noth gehabt. Auch Eingeborene unſerer lieben Stadt Weimar haben mir viel zu ſchaffen gemacht. Bei dieſen entſtehen die lächerlichſten Mißgriffe daraus, daß ſie in den hieſigen Schulen nicht angehalten werden, das B. vom P. und das D. vom T. durch eine markirte Ausſprache ſtark zu unterſcheiden. Man ſollte kaum glauben, daß ſie B. P. D. und T. überhaupt für vier verſchiedene Buchſtaben halten, denn ſie ſprechen nur immer von einem weichen und einem harten B. und von einem weichen und einem harten D. und ſcheinen dadurch ſtillſchweigend anzudeuten, daß P. und T. gar nicht exiſtiren. Aus einem ſolchen Munde klingt denn Pein wie Bein, Paß wie Baß, und Teckel wie Deckel."

Ein hieſiger Schauſpieler, verſetzte ich, der das T. und D. gleichfalls nicht gehörig unterſchied, machte in dieſen Tagen einen Fehler ähnlicher Art, der ſehr auffallend erſchien. Er ſpielte einen Liebhaber, der ſich eine kleine Untreue hatte zu Schulden kommen laſſen, worüber ihm das erzürnte junge Frauenzimmer allerlei heftige Vorwürfe macht. Ungeduldig, hatte er zuletzt auszurufen: „o ende!" Er konnte aber das T. vom D. nicht unterſcheiden und rief: „o ente!", (O Ente!) welches denn ein allgemeines Lachen erregte.

„Der Fall iſt ſehr artig, erwiederte Goethe, und verdiente wohl in unſern Theater-Catechismus mit aufgenommen zu werden."

Eine hieſige junge Sängerin, fuhr ich fort, die das T. und D. gleichfalls nicht unterſcheiden konnte, hatte neulich zu ſagen: „Ich will dich den Eingeweihten übergeben.“ Da ſie aber das T. wie D. ſprach, ſo klang es, als ſagte ſie: „Ich will dich den Eingeweiden übergeben.“

So hatte neulich, fuhr ich fort, ein hieſiger Schauſpieler, der eine Bedientenrolle ſpielte, einem Fremden zu ſagen: „Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rathe.“ Da er aber das T. vom D. nicht unterſchied, ſo klang es, als ſagte er: „Mein Herr iſt nicht zu Haus, er ſitzt im Rade.“

„Auch dieſe Fälle, ſagte Goethe, ſind nicht ſchlecht und wir wollen ſie uns merken. So wenn Einer das P. und B. nicht unterſcheidet und ausrufen ſoll: Packe ihn an! aber ſtatt deſſen ruft: Backe ihn an! ſo iſt es abermals lächerlich.“

„Gleicherweiſe, fuhr Goethe fort, wird hier das Ü häufig wie J ausgeſprochen, wodurch nicht weniger die ſchändlichſten Mißverſtändniſſe veranlaßt werden. So habe ich nicht ſelten ſtatt Küſtenbewohner — Kiſtenbewohner, ſtatt Thürſtück — Thierſtück, ſtatt gründlich — grindlich, ſtatt Trübe — Triebe, und ſtatt Ihr müßt — Ihr mißt vernehmen müſſen, nicht ohne Anwandlung von einigem Lachen.“

Dieſer Art, verſetzte ich, iſt mir neulich im Theater ein ſehr ſpaßhafter Fall vorgekommen, wo eine Dame in einer mißlichen Lage einem Manne folgen ſoll, den

ſie vorher nie geſehen. Sie hatte zu ſagen: „Ich kenne Dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth Deiner Züge.“ Da ſie aber das Ü. wie J. ſprach, ſo ſagte ſie: „Ich kenne Dich zwar nicht, aber ich ſetze mein ganzes Vertrauen in den Edelmuth Deiner Ziege.“ Es entſtand ein großes Gelächter.

„Dieſer Fall iſt abermals gar nicht ſchlecht, erwiederte Goethe, und wir wollen ihn uns gleichfalls merken. So auch, fuhr er fort, wird hier das G. und K. häufig mit einander verwechſelt, und ſtatt G. — K. und ſtatt K. — G. geſprochen, wahrſcheinlich abermals aus der Ungewißheit, ob ein Buchſtabe weich oder hart ſey, eine Folge der hier ſo beliebten Lehre. Sie werden im hieſigen Theater wahrſcheinlich ſehr oft Kartenhaus für Gartenhaus, Kaſſe für Gaſſe, klauben für glauben, bekränzen für begrenzen, und Kunſt für Gunſt bereits gehört haben, oder noch künftig hören.“

Etwas Aehnliches, erwiederte ich, iſt mir allerdings vorgekommen. Ein hieſiger Schauſpieler hatte zu ſagen: „Dein Gram geht mir zu Herzen.“ Er ſprach aber das G. wie K. und ſagte ſehr deutlich: „Dein Kram geht mir zu Herzen.“

„Dergleichen Verwechſelungen von G. und K., verſetzte Goethe, hören wir übrigens nicht bloß von Schauſpielern, ſondern auch wohl von ſehr gelehrten

Theologen. Mir paſſirte einſt perſönlich ein Fall der Art, den ich Ihnen doch erzählen will."

„Als ich nämlich vor einigen Jahren mich einige Zeit in Jena aufhielt und im Gaſthof „Zur Tanne" logirte, ließ ſich eines Morgens ein Studioſus der Theologie bei mir melden. Nachdem er ſich eine Weile mit mir ganz hübſch unterhalten, rückte er beim Abſchiede gegen mich mit einem Anliegen ganz eigener Art hervor. Er bat mich nämlich, ihm doch am nächſten Sonntage zu erlauben, ſtatt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte ſogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen ſey, die das G. und K. verwechſeln. Ich erwiederte ihm alſo mit aller Freundlichkeit, daß ich ihm in dieſer Angelegenheit zwar perſönlich nicht helfen könne, daß er aber ſicher ſeinen Zweck erreichen würde, wenn er die Güte haben wolle, ſich an den Herrn Archidiaconus Koethe zu wenden."

Dienstag, den 18. Mai 1824.

Abends bei Goethe in Geſellſchaft mit Riemer. Goethe unterhielt uns von einem engliſchen Gedicht, das die Geologie zum Gegenſtande hat. Er machte uns davon erzählungsweiſe eine improviſirte Ueberſetzung mit ſo vielem Geiſt, Einbildungskraft und guter Laune, daß jede Einzelnheit lebendig vor Augen trat, als wäre Alles eine im Moment entſtehende Erfindung von ihm

ſelber. Man ſah den Helden des Gedichts, den König Coal, in glänzendem Audienzſaal auf ſeinem Throne ſitzen, ſeine Gemahlin Pyrites an ſeiner Seite, in Erwartung der Großen des Reichs. — Nach ihrer Rangordnung eintretend, erſchienen nach und nach und wurden dem Könige vorgeſtellt: Herzog Granit, Marquis Schiefer, Gräfin Porphyry, und ſo die Uebrigen, die Alle mit einigen treffenden Beiwörtern und Späßen charakteriſirt wurden. Es tritt ferner ein: Sir Lorenz Urkalk, ein Mann von großen Beſitzungen und bei Hofe wohlgelitten. Er entſchuldigt ſeine Mutter die Lady Marmor, weil ihre Wohnung etwas entfernt ſey; übrigens wäre ſie eine Dame von großer Cultur- und Politur-Fähigkeit. Daß ſie heute nicht bei Hofe erſcheine, hätte übrigens wohl einen Grund in einer Intrigue, in welche ſie ſich mit Canova eingelaſſen, der ihr ſehr ſchön thue. Tuffſtein, mit Eidechſen und Fiſchen ſein Haar verziert, ſchien etwas betrunken. Hans Mergel und Jacob Thon kommen erſt gegen das Ende; letzterer der Königin beſonders lieb, weil er ihr eine Muſchelſammlung verſprochen. Und ſo ging die Darſtellung in dem heiterſten Tone eine ganze Weile fort; doch war das Detail zu groß, als daß ich mir den weiteren Verlauf hätte merken können.

„Ein ſolches Gedicht, ſagte Goethe, iſt ganz darauf berechnet, die Weltleute zu amüſiren, indem es zugleich eine Menge nützlicher Kenntniſſe verbreitet, die

eigentlich Niemandem fehlen ſollten. Es wird dadurch in den höheren Kreiſen der Geſchmack für die Wiſſenſchaft angeregt und man weiß immer nicht, wie viel Gutes in der Folge aus einem ſo unterhaltenden Halb-Scherz entſtehen kann. Mancher gute Kopf wird vielleicht veranlaßt, im Kreiſe ſeines perſönlichen Bereichs ſelber zu beobachten. Und ſolche individuelle Wahrnehmungen aus der uns umgebenden nächſten Natur ſind oft um ſo ſchätzbarer, je weniger der Beobachtende ein eigentlicher Mann vom Fache war."

Sie ſcheinen alſo andeuten zu wollen, verſetzte ich, daß man um ſo ſchlechter beobachte, jemehr man wiſſe?

„Wenn das überlieferte Wiſſen mit Irrthümern verbunden, erwiederte Goethe, allerdings! — Sobald man in der Wiſſenſchaft einer gewiſſen beſchränkten Confeſſion angehört, iſt ſogleich jede unbefangene treue Auffaſſung dahin. Der entſchiedene Vulkaniſt wird immer nur durch die Brille des Vulkaniſten ſehen, ſowie der Neptuniſt und der Bekenner der neueſten Hebungstheorie durch die ſeinige. Die Weltanſchauung aller ſolcher in einer einzigen ausſchließenden Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unſchuld verloren und die Objecte erſcheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit. Geben ſodann dieſe Gelehrten von ihren Wahrnehmungen Rechenſchaft, ſo erhalten wir, ungeachtet der höchſten perſönlichen Wahrheitsliebe des Einzelnen, dennoch keineswegs die Wahrheit der Objecte; ſondern wir empfangen

die Gegenstände immer nur mit dem Geschmack einer sehr starken subjectiven Beimischung."

„Weit entfernt aber bin ich, zu behaupten, daß ein unbefangenes rechtes Wissen der Beobachtung hinderlich wäre, vielmehr behält die alte Wahrheit ihr Recht, daß wir eigentlich nur Augen und Ohren für das haben, was wir kennen. Der Musiker vom Fach hört beim Zusammenspiel des Orchesters jedes Instrument und jeden einzelnen Ton heraus, während der Nichtkenner in der massenhaften Wirkung des Ganzen befangen ist. So sieht ferner der bloß genießende Mensch nur die anmuthige Fläche einer grünen oder blumigen Wiese, während dem beobachtenden Botaniker ein unendliches Detail der verschiedenartigsten einzelnen Pflänzchen und Gräser in die Augen fällt."

„Doch hat Alles sein Maß und Ziel, und wie es schon in meinem Götz heißt, daß das Söhnlein vor lauter Gelehrsamkeit seinen eigenen Vater nicht erkennt, so stoßen wir auch in der Wissenschaft auf Leute, die vor lauter Gelehrsamkeit und Hypothesen nicht mehr zum Sehen und Hören kommen. Es geht bei solchen Leuten Alles rasch nach Innen; sie sind von dem, was sie in sich herumwälzen, so occupirt, daß es ihnen geht wie einem Menschen in Leidenschaft, der in der Straße seinen liebsten Freunden vorbeirennt, ohne sie zu sehen. Es gehört zur Naturbeobachtung eine gewisse ruhige Reinheit des Innern, das von gar nichts gestört und

präoccupirt iſt. Dem Kinde entgeht der Käfer an der Blume nicht, es hat alle ſeine Sinne für ein einziges einfaches Intereſſe beiſammen, und es fällt ihm durchaus nicht ein, daß zu gleicher Zeit etwa auch in der Bildung der Wolken ſich etwas Merkwürdiges ereignen könne, um ſeine Blicke zugleich auch dorthin zu wenden."

Da könnten alſo, erwiederte ich, die Kinder und ihres Gleichen recht gute Handlanger in der Wiſſenſchaft abgeben.

„Wollte Gott, fiel Goethe ein, wir wären Alle nichts weiter, als gute Handlanger. Eben weil wir mehr ſeyn wollen und überall einen großen Apparat von Philoſophie und Hypotheſen mit uns herumführen, verderben wir es."

Es entſtand eine Pauſe im Geſpräch, die Riemer unterbrach, indem er den Lord Byron und deſſen Tod zur Erwähnung brachte. Goethe machte darauf eine glänzende Auseinanderſetzung ſeiner Schriften und war voll des höchſten Lobes und der reinſten Anerkennung. „Uebrigens, fuhr er fort, obgleich Byron ſo jung geſtorben iſt, ſo hat doch die Literatur hinſichtlich einer gehinderten weiteren Ausdehnung nicht weſentlich verloren. Byron konnte gewiſſermaßen nicht weiter gehen. Er hatte den Gipfel ſeiner ſchöpferiſchen Kraft erreicht, und was er auch in der Folge noch gemacht haben würde, ſo hätte er doch die ſeinem Talent gezogenen

Grenzen nicht erweitern können. In dem unbegreiflichen Gedicht ſeines jüngſten Gerichts hat er das Aeußerſte gethan, was er zu thun fähig war."

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf den italieniſchen Dichter Torquato Taſſo, und wie ſich dieſer zu Lord Byron verhalte; wo denn Goethe die große Ueberlegenheit des Engländers an Geiſt, Welt und productiver Kraft nicht verhehlen konnte. „Man darf, fügte er hinzu, beide Dichter nicht mit einander vergleichen, ohne den Einen durch den Andern zu vernichten. Byron iſt der brennende Dornſtrauch, der die heilige Ceder des Libanon in Aſche legt. Das große Epos des Italieners hat ſeinen Ruhm durch Jahrhunderte behauptet; aber mit einer einzigen Zeile des Don Juan könnte man das ganze Befreite Jeruſalem vergiften."

Mittwoch, den 26. Mai 1824.

Ich nahm heute Abſchied von Goethe, um meine Lieben in Hannover und ſodann den Rhein zu beſuchen, wie es längſt meine Abſicht geweſen. Goethe war ſehr herzlich und ſchloß mich in ſeine Arme. „Wenn Sie in Hannover bei Rehberg's, ſagte er, vielleicht meine alte Jugendfreundin, Charlotte Keſtner, ſehen, ſo ſagen Sie ihr Gutes von mir. In Frankfurt werde ich Sie meinen Freunden Willemers, dem Grafen Reinhardt und Schloſſer's empfehlen. Auch ins

Heidelberg und Bonn finden Sie Freunde, die mir treu ergeben ſind und bei denen Sie die beſte Aufnahme finden werden. Ich hatte vor, dieſen Sommer wieder einige Zeit in Marienbad zuzubringen, doch werde ich nicht eher gehen als bis Sie zurück ſind."

Der Abſchied von Goethe ward mir ſchwer; doch ging ich mit der feſten Zuverſicht, ihn nach zwei Monaten geſund und froh wiederzuſehen.

Indeß war ich am andern Tage glücklich, als der Wagen mich meiner lieben Hannover'ſchen Heimath entgegen führte, nach der meine innigſte Sehnſucht fortwährend gerichtet iſt.

1825.

Dienstag, den 22. März 1825.

Dieſe Nacht, bald nach zwölf Uhr, wurden wir durch Feuerlärm geweckt; man rief: es brenne im Theater! Ich warf mich ſogleich in meine Kleider und eilte an Ort und Stelle. Die allgemeine Beſtürzung war groß. Noch vor wenigen Stunden waren wir durch das treffliche Spiel von La Roche im Juden von Cumberland entzückt worden und Seidel hatte durch gute Laune und Späße allgemeines Lachen erregt. Und jetzt raſ'te an dieſer ſelbigen Stelle kaum genoſſener geiſtiger Freuden das ſchrecklichſte Element der Vernichtung.

Das Feuer ſchien, durch Heitzung veranlaßt, im Parterre ausgebrochen zu ſeyn, hatte bald die Bühne und das dürre Lattenwerk der Couliſſen ergriffen, und ſo, durch die reichlichſte Nahrung brennbarer Stoffe ſchnell zum Ungeheuer erwachſen, dauerte es nicht lange, bis die Flamme überall zum Dache herausſchlug und die Sparren zuſammenkrachten.

In den Anſtalten zum Löſchen war kein Mangel. Das Gebäude war nach und nach ganz mit Spritzen umſtellt, die eine Unmaſſe von Waſſer in die Gluth

goſſen. Allein es war Alles ohne Erfolg. Die Flamme raſ'te nach wie vor aufwärts und trieb unerſchöpflich eine Maſſe glühender Funken und brennende Stücke leichter Stoffe gegen den dunkelen Himmel, die ſodann mit geringem Lufthauche ſeitwärts über die Stadt zogen. Der Lärm und das Rufen und Schreien der an den Feuerleitern und Spritzen arbeitenden Menſchenmaſſe war groß. Alle Kräfte waren in Aufregung, man ſchien mit Gewalt ſiegen zu wollen. Ein wenig ſeitwärts, ſo nahe die Gluth es erlaubte, ſtand ein Mann im Mantel und Militair-Mütze, in der ruhigſten Faſſung eine Cigarre rauchend. Er ſchien beim erſten Anblick ein müßiger Zuſchauer zu ſeyn; allein er war es nicht. Perſonen gingen von ihm aus, denen er mit wenigen Worten Befehle ertheilte, die ſogleich vollzogen wurden. Es war der Großherzog Carl Auguſt. Er hatte bald geſehen, daß das Gebäude ſelbſt nicht zu retten war; er befahl daher, es in ſich zuſammenzuſtürzen und alle nur entbehrlichen Spritzen gegen die Nachbarhäuſer zu wenden, die von der nahen Gluth ſehr zu leiden hatten. Er ſchien in fürſtlicher Reſignation zu denken:

„Das brenne nieder! —
Schöner bau't ſich's wieder auf."

Er hatte nicht Unrecht. Das Theater war alt, keineswegs ſchön, und lange nicht geräumig genug, um ein ſich mit jedem Jahre vergrößerndes Publicum zu

faſſen. Allein immerhin war es zu bedauern, gerade dieſes Gebäude, an das ſich für Weimar ſo viele Erinnerungen einer großen und lieben Vergangenheit knüpften, rettungslos verloren zu ſehen.

Ich ſah in ſchönen Augen viele Thränen, die ſeinem Untergange floſſen. Nicht weniger rührte mich ein Mitglied der Capelle. Er weinte um ſeine verbrannte Geige.

Als der Tag anbrach, ſah ich viele bleiche Geſichter. Ich bemerkte verſchiedene junge Mädchen und Frauen der höheren Stände, die den Verlauf des Brandes die ganze Nacht abgewartet hatten und nun in der kalten Morgenluft einiges Fröſteln verſpürten. Ich ging nach Hauſe, um ein wenig zu ruhen, dann im Laufe des Vormittags zu Goethe.

Der Bediente ſagte mir, er ſey unwohl und im Bette. Doch ließ Goethe mich in ſeine Nähe rufen. Er ſtreckte mir ſeine Hand entgegen. „Wir haben Alle verloren, ſagte er, allein was iſt zu thun! Mein Wölfchen kam dieſen Morgen früh an mein Bette. Er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen anſah, ſagte er: So geht's den Menſchen! Was läßt ſich weiter ſagen, als dieſes Wort meines lieben Wolf, womit er mich zu tröſten ſuchte. Der Schauplatz meiner faſt dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmer. Allein, wie Wolf ſagt: So geht's den Menſchen! Ich habe die ganze

Nacht wenig geſchlafen; ich ſah aus meinen vorderen Fenſtern die Flamme unaufhörlich gegen den Himmel ſteigen. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller, und an das Herankommen und Wachſen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen iſt und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davon gekommen bin. Ich denke mich daher heute auch ganz weislich zu Bette zu halten."

Ich lobte ihn wegen ſeiner Vorſicht. Doch ſchien er mir nicht im Geringſten ſchwach und angegriffen, vielmehr ganz behaglich und heiterer Seele. Es ſchien mir vielmehr dieſes im Bette Liegen eine alte Kriegsliſt zu ſeyn, die er bei irgend einem außerordentlichen Ereigniß anzuwenden pflegt, wo er den Zudrang vieler Beſuche fürchtet.

Goethe bat mich, auf einem Stuhl vor ſeinem Bette Platz zu nehmen und ein wenig dazubleiben. „Ich habe viel an Euch gedacht und Euch bedauert, ſagte er. Was wollt Ihr nun mit Euren Abenden anfangen!"

Sie wiſſen, erwiederte ich, wie leidenſchaftlich ich das Theater liebe. Als ich vor zwei Jahren hierher kam, kannte ich, außer drei bis vier Stücken, die ich in Hannover geſehen, ſo gut wie gar nichts. Nun war mir Alles neu, Perſonal wie Stücke; und da ich nun nach Ihrem Rath mich ganz den Eindrücken der Gegen-

ſtände hingab, ohne darüber viel denken und reflectiren zu wollen, ſo kann ich in Wahrheit ſagen, daß ich dieſe beiden Winter im Theater die harmloſeſten, lieblichſten Stunden verlebt habe, die mir je zu Theil geworden. Auch war ich in das Theater ſo vernarrt, daß ich nicht allein keine Vorſtellung verſäumte, ſondern mir auch Zutritt zu den Proben verſchaffte; ja, auch damit noch nicht zufrieden, konnte ich wohl am Tage, wenn ich im Vorbeigehen zufällig die Thüren offen fand, mich halbe Stunden lang auf die leeren Bänke des Parterr's ſetzen und mir Scenen imaginiren, die man etwa jetzt ſpielen könnte.

„Ihr ſeid eben ein verrückter Menſch, erwiederte Goethe lachend; aber ſo hab' ich's gerne. Wollte Gott, das ganze Publicum beſtände aus ſolchen Kindern! — Und im Grunde habt Ihr Recht, es iſt was. Wer nicht ganz verwöhnt und hinlänglich jung iſt, findet nicht leicht einen Ort, wo es ihm ſo wohl ſein könnte, als im Theater. Man macht an Euch gar keine Anſprüche; Ihr braucht den Mund nicht aufzuthun, wenn Ihr nicht wollt, vielmehr ſitzt Ihr im völligen Behagen wie ein König und laßt Euch Alles bequem vorführen und Euch Geiſt und Sinne tractiren, wie Ihr es nur wünſchen könnt. Da iſt Poeſie, da iſt Malerei, da iſt Geſang und Muſik, da iſt Schauſpielkunſt, und was nicht noch Alles! Wenn alle dieſe Künſte und Reize von Jugend und Schönheit an einem einzigen Abend,

und zwar auf bedeutender Stufe, zuſammenwirken, ſo giebt es ein Feſt, das mit keinem andern zu vergleichen. Wäre aber auch Einiges ſchlecht und nur Einiges gut, ſo iſt es immer noch mehr, als ob man zum Fenſter hinaus ſähe, oder in irgend einer geſchloſſenen Geſellſchaft beim Dampf von Cigarren eine Partie Whiſt ſpielte. Das Weimar'ſche Theater iſt, wie Sie fühlen, noch keineswegs zu verachten; es iſt immer noch ein alter Stamm aus unſerer beſten Zeit da, dem ſich neuere friſche Talente zugebildet haben, und wir können immer noch etwas produciren, das reizt und gefällt und wenigſtens den Schein eines Ganzen bietet."

Ich hätte es vor zwanzig, dreißig Jahren ſehen mögen! verſetzte ich.

„Das war freilich eine Zeit, erwiederte Goethe, die uns mit großen Avantagen zu Hülfe kam. Denken Sie ſich, daß die langweilige Periode des franzöſiſchen Geſchmackes damals noch nicht gar lange vorbei und das Publicum noch keineswegs überreizt war, daß Shakſpeare noch in ſeiner erſten Friſche wirkte, daß die Opern von Mozart jung, und endlich, daß die Schillerſchen Stücke erſt von Jahr zu Jahr hier entſtanden und auf dem Weimar'ſchen Theater, durch ihn ſelber einſtudirt, in ihrer erſten Glorie gegeben wurden, und Sie können ſich vorſtellen, daß mit ſolchen Gerichten Alte und Junge zu tractiren waren und daß wir immer ein dankbares Publicum hatten."

Aeltere Perſonen, bemerkte ich, die jene Zeit erlebt haben, können mir nicht genug rühmen, auf welcher Höhe das Weimar'ſche Theater damals geſtanden.

„Ich will nicht läugnen, erwiederte Goethe, es war etwas. — Die Hauptſache aber war dieſes, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ und ich ſchalten und machen konnte, wie ich wollte. Ich ſah nicht auf prächtige Decorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich ſah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Poſſe, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas ſeyn, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber geſund ſeyn und einen gewiſſen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, ſowie alles Schreckliche, Gräuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein- für allemal ausgeſchloſſen; ich hätte gefürchtet, Schauſpieler und Publicum damit zu verderben."

„Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauſpieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menſchen, den die Natur nicht im Stich gelaſſen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauſpielern in beſtändiger perſönlicher Berührung. Ich leitete die Leſeproben und machte Jedem ſeine Rolle deutlich; ich war bei den Hauptproben gegenwärtig und beſprach mit ihnen, wie etwas beſſer zu

thun; ich fehlte nicht bei den Vorſtellungen und bemerkte am andern Tage Alles, was mir nicht recht erſchienen."

„Dadurch brachte ich ſie in ihrer Kunſt weiter. — Aber ich ſuchte auch den ganzen Stand in der äußern Achtung zu heben, indem ich die Beſten und Hoffnungsvollſten in meine Kreiſe zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich ſie eines geſelligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geſchah aber, daß auch die übrige höhere Weimar'ſche Geſellſchaft hinter mir nicht zurückblieb und daß Schauſpieler und Schauſpielerinnen in die beſten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Durch Alles mußte für ſie eine große innere wie äußere Cultur hervorgehen. Mein Schüler Wolf in Berlin, ſowie unſer Düraud, ſind Leute von dem feinſten geſelligen Tact. Herr Oels und Graff haben hinreichende höhere Bildung, um der beſten Geſellſchaft Ehre zu machen."

„Schiller verfuhr in demſelbigen Sinne, wie ich. Er verkehrte mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen ſehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorſtellung von einem ſeiner Stücke pflegte er ſie zu ſich einzuladen und ſich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freuete ſich gemeinſam an dem, was gelungen, und beſprach ſich über das, was etwa das nächſtemal beſſer zu thun ſey. Aber ſchon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauſpieler wie Publicum bereits im

hohen Grade gebildet vor und es iſt nicht zu leugnen, daß es dem raſchen Erfolg ſeiner Stücke zu Gute kam."

Es machte mir viele Freude, Goethe ſo ausführlich über einen Gegenſtand ſprechen zu hören, der für mich immer ein großes Intereſſe hatte und der beſonders durch das Unglück dieſer Nacht bei mir obenauf war.

Der heutige Brand des Hauſes, ſagte ich, in welchem Sie und Schiller eine lange Reihe von Jahren ſo viel Gutes gewirkt, beſchließt gewiſſermaßen auch äußerlich eine große Epoche, die für Weimar ſo bald nicht zurückkommen dürfte. Sie müſſen doch in jener Zeit bei Ihrer Leitung des Theaters und bei dem außerordentlichen Erfolg den es hatte, viele Freude erlebt haben!

„Auch nicht geringe Laſt und Noth!" erwiederte Goethe mit einem Seufzer.

Es mag ſchwer ſeyn, ſagte ich, ein ſo vielköpfiges Weſen in gehöriger Ordnung zu halten.

„Sehr viel, erwiederte Goethe, iſt zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe. Das Meiſte aber durch Einſicht und eine unparteiiſche Gerechtigkeit, bei der kein Anſehen der Perſon gilt."

„Ich hatte mich vor zwei Feinden zu hüten, die mir hätten gefährlich werden können. Das Eine war meine leidenſchaftliche Liebe des Talents, das leicht in den Fall kommen konnte, mich parteiiſch zu machen. Das Andere will ich nicht ausſprechen, aber Sie werden es errathen. Es fehlte bei unſerm Theater nicht an

Frauenzimmern, die ſchön und jung und dabei von großer Anmuth der Seele waren. — Ich fühlte mich zu Mancher leidenſchaftlich hingezogen; auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und ſagte: Nicht weiter! — Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr ſchuldig war. Ich ſtand hier nicht als Privatmann, ſondern als Chef einer Anſtalt, deren Gedeihen mir mehr galt, als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelaſſen, ſo würde ich geworden ſeyn wie ein Compaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an ſeiner Seite hat."

„Dadurch aber, daß ich mich durchaus rein erhielt und immer Herr meiner Selbſt blieb, blieb ich auch Herr des Theaters, und es fehlte mir nie die nöthige Achtung, ohne welche jede Autorität ſehr bald dahin iſt."

Dieſes Bekenntniß Goethe's war mir ſehr merkwürdig. Ich hatte bereits von Andern etwas Aehnliches über ihn vernommen und freuete mich, jetzt aus ſeinem eigenen Munde die Beſtätigung zu hören. Ich liebte ihn mehr als je, und verließ ihn mit einem herzlichen Händedruck.

Ich ging nach der Brandſtelle zurück, wo aus dem großen Trümmerhaufen noch Flammen und Qualmſäulen emporſtiegen. Man war noch fortwährend mit Löſchen und Auseinanderzerren beſchäftigt. Ich fand

in der Nähe angebrannte Stücke einer geſchriebenen Rolle. Es waren Stellen aus Goethe's Taſſo.

Donnerstag, den 24. März 1825.

Bei Goethe zu Tiſch. Der Verluſt des Theaters bildete faſt den ausſchließlichen Gegenſtand des Geſprächs. Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike lebten in Erinnerung glücklicher Stunden, die ſie in dem alten Hauſe genoſſen. Sie hatten ſich aus dem Schutt einige Reliquien geſucht, die ſie für unſchätzbar hielten; es war aber am Ende weiter nichts, als einige Steine und angebrannte Stücke einer Tapete. Aber dieſe Stücke ſollten gerade von der Stelle ſeyn, wo ſie auf dem Balcon ihre Plätze gehabt!

„Die Hauptſache iſt, ſagte Goethe, daß man ſich ſchnell faſſe und ſich ſo ſchnell als möglich wieder einrichte. — Ich würde ſchon in nächſter Woche wieder ſpielen laſſen. Im Fürſtenhauſe, oder im großen Saale des Stadthauſes, gleichviel. Nur darf keine zu lange Pauſe eintreten, damit das Publicum für ſeine langweiligen Abende ſich nicht erſt andere Reſſourcen ſuche.“

Aber von Decorationen iſt ja ſo gut wie gar nichts gerettet! bemerkte man.

„Es bedarf keiner vielen Decorationen, erwiederte Goethe. Auch bedarf es keiner großen Stücke. Auch iſt gar nicht nöthig, daß man ein Ganzes gebe, noch weniger ein großes Ganze. Die Hauptſache iſt, daß

man Sachen wähle, bei denen kein groſser Ortswechſel ſtattfindet. Irgend ein einactiges Luſtſpiel, oder eine einactige Poſſe oder Operette. Dann irgend eine Arie, irgend ein Duett, irgend ein Finale einer beliebten Oper, — und Ihr werdet ſchon ganz paſſabel zufrieden ſeyn. Es iſt nur, daß der April leidlich vorüber gehe, im May habt Ihr ſchon die Sänger des Waldes."

„Indeſſen, fuhr Goethe fort, werdet Ihr das Schauſpiel haben, im Laufe der Sommermonate ein neues Haus hervorſteigen zu ſehen. Dieſer Brand iſt mir ſehr merkwürdig. Ich will Euch nur verrathen, daß ich die langen Abendſtunden des Winters mich mit Coudray beſchäftigt habe, den Riß eines für Weimar paſſenden neuen ſchönen Theaters zu machen. Wir hatten uns von einigen der vorzüglichſten deutſchen Theater Grund- und Durchſchnitts-Riſſe kommen laſſen, und indem wir daraus das Beſte benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß zu Stande gebracht, der ſich wird können ſehen laſſen. Sobald der Groſsherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden, und es iſt keine Kleinigkeit, daß dieſes Unheil uns ſehr merkwürdigerweiſe ſo durchaus vorbereitet findet."

Wir begrüßten dieſe Nachricht Goethe's mit groſser Freude.

In dem alten Hauſe, fuhr Goethe fort, war für

den Adel geſorgt durch den Balcon, und für die dienende Klaſſe und jungen Handwerker durch die Gallerie. Die große Zahl des wohlhabenden und vornehmen Mittelſtandes aber war oft übel daran; denn wenn bei gewiſſen Stücken das Parterre durch die Studenten eingenommen war, ſo wußten Jene nicht, wohin. Die paar kleinen Logen hinter dem Parterre und die wenigen Bänke des Parkets waren nicht hinreichend. Jetzt haben wir beſſer geſorgt. Wir laſſen eine ganze Reihe Logen um das Parterre laufen und bringen zwiſchen Balcon und Gallerie noch eine Reihe Logen zweiten Ranges. Dadurch gewinnen wir ſehr viel Platz, ohne das Haus ſonderlich zu vergrößern."

Wir freueten uns dieſer Nachricht und lobten Goethe, daß er es ſo gut mit dem Theater und Publicum im Sinne habe.

Um auch meinerſeits für das hübſche künftige Theater etwas zu thun, ging ich nach Tiſch mit meinem Freunde Robert Doolan nach Oberweimar, wo wir in der dortigen Schenke bei einer Taſſe Caffee anfingen, nach der Iſſipile des Metaſtaſio einen Operntext zu bilden. Unſer Erſtes war, vor allen Dingen den Comödienzettel zu ſchreiben und das Stück mit den beliebteſten Sängern und Sängerinnen des Weimar'ſchen Theaters zu beſetzen. Große Freude machte uns dieß. Es war faſt, als ſäßen wir ſchon wieder vor dem Orcheſter.

Dann fingen wir wirklich in allem Ernſte an und vollendeten einen großen Theil des erſten Actes.

Sonntag, den 27. März 1825.

Bei Goethe zu Tiſch in größerer Geſellſchaft. Er zeigte uns den Riß des neuen Theaters. Er war ſo wie er uns vor einigen Tagen geſagt hatte; der Riß verſprach ſowohl für das Aeußere als das Innere ein ſehr ſchönes Haus.

Es ward bemerkt, daß ein ſo hübſches Theater auch ſchöne Decorationen und beſſere Anzüge als bisher verlange. Auch war man der Meinung, daß auch das Perſonal anfange, nach und nach lückenhaft zu werden, und daß ſowohl für das Schauſpiel als die Oper einige ausgezeichnete junge Mitglieder müßten engagirt werden. Zugleich aber verhehlte man ſich nicht, daß alles dieſes mit einem bedeutenden Koſtenaufwande verbunden ſey, wozu die bisherigen Mittel der Caſſe nicht reichen dürften.

„Ich weiß recht gut, fiel Goethe ein, man wird, unter dem Vorwand die Caſſe zu ſchonen, einige Perſönchen engagiren, die nicht viel koſten. Aber man denke nur nicht mit ſolchen Maßregeln der Caſſe zu nützen. Nichts ſchadet der Caſſe mehr, als in ſolchen weſentlichen Dingen ſparen zu wollen. Man muß daran denken, jeden Abend ein volles Haus zu bekommen. Und da thut ein junger Sänger, eine junge Sängerin,

ein tüchtiger Held und eine tüchtige junge Heldin von ausgezeichnetem Talent und einiger Schönheit ſehr viel. Ja, ſtände ich noch an der Spitze der Leitung, ich würde jetzt zum Beſten der Caſſe noch einen Schritt weiter gehen, und Ihr ſolltet erfahren, daß mir das nöthige Geld nicht ausbliebe."

Man fragte Goethe, was er zu thun im Sinne habe.

„Ein ganz einfaches Mittel würde ich anwenden, erwiederte er. Ich würde auch die Sonntage ſpielen laſſen. Dadurch hätte ich die Einnahme von wenigſtens vierzig Theaterabenden mehr, und es müßte ſchlimm ſeyn, wenn die Caſſe dabei nicht jährlich zehn bis funfzehn Tauſend Thaler gewinnen ſollte."

Dieſen Ausweg fand man ſehr praktiſch. Es kam zur Erwähnung, daß die große arbeitende Klaſſe, die an den Wochentagen gewöhnlich bis ſpät in die Nacht beſchäftiget ſey, den Sonntag als einzigen Erholungstag habe, wo ſie denn das edlere Vergnügen des Schauſpiels dem Tanz und Bier in einer Dorfſchenke ſicher vorziehen würde. Auch war man der Meinung, daß ſämmtliche Pächter und Gutsbeſitzer, ſowie die Beamten und wohlhabenden Einwohner der kleinen Städte in der Umgegend, den Sonntag als einen erwünſchten Tag anſehen würden, um in das Weimar'ſche Theater zu fahren. Auch ſey bisher der Sonntagabend in Weimar für Jeden, der nicht an Hof gehe, oder nicht

Mitglied eines glücklichen Familienkreiſes oder einer geſchloſſenen Geſellſchaft ſey, ſehr ſchlimm und langweilig; denn der Einzelne wiſſe nicht wohin. Und doch mache man Anſprüche, als müſſe am Abend eines Sonntags ſich irgend ein Ort finden laſſen, wo es Einem wohl ſey und man die Plage der Woche vergeſſe.

Goethe's Gedanke, auch die Sonntage ſpielen zu laſſen, wie es in den übrigen deutſchen Städten üblich, fand alſo die vollkommenſte Zuſtimmung und ward als ein ſehr glücklicher begrüßt. Nur erhob ſich ein leiſer Zweifel, ob es auch dem Hofe recht ſeyn würde.

„Der Weimar'ſche Hof, erwiederte Goethe, iſt zu gut und weiſe, als daß er eine Maßregel hindern ſollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anſtalt gereicht. Der Hof wird gewiß gern das kleine Opfer bringen und ſeine Sonntags-Soiréen auf einen anderen Tag verlegen. Wäre dieß aber nicht annehmlich, ſo gäbe es ja für die Sonntage Stücke genug, die der Hof ohnedieß nicht gerne ſieht, die aber für das eigentliche Volk durchaus geeignet ſind und ganz trefflich die Caſſe füllen.“

Das Geſpräch wendete ſich auf die Schauſpieler und es ward über den Gebrauch und Mißbrauch ihrer Kräfte ſehr viel hin und wieder geredet.

„Ich habe in meiner langen Praxis, ſagte Goethe, als Hauptſache gefunden, daß man nie ein Stück oder gar eine Oper einſtudiren laſſen ſolle, wovon man

nicht einen guten Succeß auf Jahre hin mit einiger Beſtimmtheit vorausſieht. Niemand bedenkt hinreichend das Aufgebot von Kräften, die das Einſtudiren eines fünfactigen Stückes oder gar einer Oper von gleicher Länge in Anſpruch nimmt. Ja, Ihr Lieben, es gehört viel dazu, ehe ein Sänger eine Partie durch alle Scenen und Acte durchaus inne habe, und ſehr viel, ehe die Chöre gehen, wie ſie gehen müſſen. Es kann mich gelegentlich ein Grauen überfallen, wenn ich höre, wie leichtſinnig man oft den Befehl zum Einſtudiren einer Oper giebt, von deren Succeß man eigentlich nichts weiß und wovon man nur durch einige ſehr unſichere Zeitungsnachrichten gehört hat. Da wir in Deutſchland ſchon ganz leibliche Poſten beſitzen, ja ſogar anfangen Schnellpoſten zu bekommen, ſo würde ich bei der Nachricht von irgend einer auswärts gegebenen und geprieſenen neuen Oper den Regiſſeur oder ein anderes zuverläſſiges Mitglied der Bühne an Ort und Stelle ſchicken, damit er ſich durch ſeine perſönliche Gegenwart bei einer wirklichen Aufführung überzeuge, inwiefern die geprieſene neue Oper gut und tüchtig, und inwiefern unſere Kräfte dazu hinreichen oder nicht. Die Koſten einer ſolchen Reiſe kommen gar nicht in Betracht in Vergleich der enormen Vortheile, die dadurch erreicht, und der unſeligen Mißgriffe, die dadurch verhütet werden."

„Und dann, iſt einmal ein gutes Stück oder eine

gute Oper einſtudirt, ſo ſoll man ſie in kurzen Zwiſchenpauſen ſo lange hintereinander geben, als ſie irgend zieht und irgend das Haus füllet. Daſſelbe gilt von einem guten älteren Stück oder einer guten älteren Oper, die vielleicht ſeit Jahr und Tag geruhet hat und nun gleichfalls eines nicht geringen erneueten Studiums bedurfte, um wieder mit Succeß gegeben werden zu können. Eine ſolche Vorſtellung ſoll man in kurzen Zwiſchenpauſen gleichfalls ſo oft wiederholen, als das Publicum irgend ſein Intereſſe daran zu erkennen giebt. Die Sucht, immer etwas Neues haben und ein mit unſäglicher Mühe einſtudirtes gutes Stück oder Oper nur einmal, höchſtens zweimal ſehen zu wollen, oder auch zwiſchen ſolchen Wiederholungen lange Zeiträume von ſechs bis acht Wochen verſtreichen zu laſſen, wo denn immer wieder ein neues Studium nöthig wird, iſt ein wahrer Verderb des Theaters und ein Mißbrauch der Kräfte des ausübenden Perſonals, der gar nicht zu verzeihen iſt."

Goethe ſchien dieſe Angelegenheit ſo wichtig zu halten und ſie ſchien ihm ſo ſehr am Herzen zu liegen, daß er darüber in eine Wärme gerieth, wie ſie ihn bei ſeiner großen Ruhe ſelten anwandelt.

„In Italien, fuhr Goethe fort, giebt man eine und dieſelbige Oper vier bis ſechs Wochen lang jeden Abend und die italieniſchen großen Kinder verlangen darin keineswegs eine Aenderung. Der gebildete Pariſer

ſieht die claſſiſchen Stücke ſeiner groſſen Dichter ſo oft, daß er ſie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Sylbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine Iphigenie und meinen Taſſo zu geben; allein wie oft? — Kaum alle drei bis vier Jahre einmal. Das Publicum findet ſie langweilig. Sehr begreiflich! Die Schauſpieler ſind nicht geübt, die Stücke zu ſpielen, und das Publicum iſt nicht geübt, ſie zu hören. Würden die Schauſpieler durch öftere Wiederholung ſich in ihre Rollen ſo hineinſpielen, daß die Darſtellung ein Leben gewönne, als wäre es nicht eingelernt, ſondern als entquölle Alles aus ihrem eigenen Herzen, ſo würde das Publicum ſicher auch nicht ohne Intereſſe und ohne Empfindung bleiben."

„Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als ſey es möglich, ein deutſches Theater zu bilden. Ja ich hatte den Wahn, als könne ich ſelber dazu beitragen und als könne ich zu einem ſolchen Bau einige Grundſteine legen. Ich ſchrieb meine Iphigenie und meinen Taſſo und dachte in kindiſcher Hoffnung, ſo würde es gehen. Allein es regte ſich nicht und rührte ſich nicht und blieb Alles wie zuvor. — Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, ſo würde ich Euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie und den Taſſo geſchrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein, wie geſagt, es fehlten die Schauſpieler, um dergleichen

mit Geiſt und Leben darzuſtellen, und es fehlte das Publicum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“

Mittwoch, den 30. März 1825.

Abends großer Thee bei Goethe, wo ich außer den hieſigen jungen Engländern auch einen jungen Amerikaner fand. Auch hatte ich die Freude, Gräfin Julie von Egloffſtein zu ſehen und mit ihr allerlei gute Unterhaltung zu führen.

Mittwoch, den 6. April 1825.

Man hatte Goethe's Rath befolgt und ſpielte heute Abend zuerſt im großen Saale des Stadthauſes, und zwar gab man kleine Sachen und Bruchſtücke, wie das beſchränkte Local und der Mangel an Decorationen es bedingte. Die kleine Oper, „das Hausgeſinde,“ gelang vollkommen ſo gut, wie im Theater. Sodann ein beliebtes Quartett aus der Oper „Graf von Gleichen“ von Oberwein ward mit entſchiedenem Beifall aufgenommen. Unſer erſter Tenor, Herr Moltke, ſang darauf ein oft vernommenes Lied aus der Zauberflöte, worauf, nach einer Pauſe, das große Finale des erſten Actes von Don Juan mächtig eintrat und ſo dieſes heutige erſte Surrogat eines Abends im Theater grandios und würdig beſchloß.

Sonntag, den 10. April 1825.

Bei Goethe zu Tiſch. „Ich habe Euch die gute Nachricht zu vermelden, ſagte er, daß der Großherzog unſern Riß des neuen Theaters genehmigt hat und daß mit Legung des Grundes ungeſäumt begonnen wird.“

Ich war über dieſe Eröffnung ſehr froh.

„Wir hatten mit allerlei Gegenwirkungen zu kämpfen, fuhr Goethe fort, allein wir ſind zuletzt glücklich durchgedrungen. Wir haben dabei ſehr viel dem Geheimenrath Schweitzer zu verdanken, der, wie ſich von ihm erwarten ließ, mit tüchtiger Geſinnung treu auf unſerer Seite ſtand. Der Riß iſt vom Großherzog eigenhändig unterſchrieben und erleidet nunmehr keine weitere Aenderung. Freuet Euch alſo, denn Ihr bekommt ein ſehr gutes Theater.“

Donnerstag, den 14. April 1825.

Abends bei Goethe. Da unſere Geſpräche über Theater und Theaterleitung einmal an der Zeit waren, ſo fragte ich ihn, nach welchen Maximen er bei der Wahl eines neuen Mitglieds verfahren.

„Ich könnte es kaum ſagen, erwiederte Goethe. Ich verfuhr ſehr verſchieden. Ging dem neuen Schauſpieler ein bedeutender Ruf voran, ſo ließ ich ihn ſpielen und ſah wie er ſich zu den Andern paſſe, ob ſeine Art und Weiſe unſer Enſemble nicht ſtöre, und ob durch ihn

überhaupt bei uns eine Lücke ausgefüllt werde. War es aber ein junger Menſch, der zuvor noch keine Bühne betreten, ſo ſah ich zunächſt auf ſeine Perſönlichkeit, ob ihm etwas für ſich Einnehmendes, Anziehendes, inwohne, und vor allen Dingen, ob er ſich in der Gewalt habe. Denn ein Schauſpieler, der keine Selbſtbeherrſchung beſitzt und ſich einem Fremden gegenüber nicht ſo zeigen kann, wie er es für ſich am günſtigſten hält, hat überhaupt wenig Talent. Sein ganzes Metier verlangt ja ein fortwährendes Verläugnen ſeiner ſelbſt und ein fortwährendes Eingeben und Leben in einer fremden Maske! — "

„Wenn mir nun ſein Aeußeres und ſein Benehmen gefiel, ſo ließ ich ihn leſen, um ſowohl die Kraft und den Umfang ſeines Organs, als auch die Fähigkeiten ſeiner Seele zu erfahren. Ich gab ihm etwas Erhabenes eines großen Dichters, um zu ſehen, ob er das wirklich Große zu empfinden und auszudrücken fähig; dann etwas Leidenſchaftliches, Wildes, um ſeine Kraft zu prüfen. Dann ging ich wohl zu etwas klar Verſtändigem, Geiſtreichen, Ironiſchen, Witzigen über, um zu ſehen, wie er ſich bei ſolchen Dingen benehme und ob er hinlängliche Freiheit des Geiſtes beſitze. Dann gab ich ihm etwas, worin der Schmerz eines verwundeten Herzens, das Leiden einer großen Seele dargeſtellt war, damit ich erführe, ob er auch den Ausdruck des Rührenden in ſeiner Gewalt habe."

„Genügte er mir nun in allen dieſen mannigfaltigen Richtungen, ſo hatte ich gegründete Hoffnung, aus ihm einen ſehr bedeutenden Schauſpieler zu machen. War er in einigen Richtungen entſchieden beſſer, als in andern, ſo merkte ich mir das Fach, für welches er ſich vorzugsweiſe eigne. Auch kannte ich jetzt ſeine ſchwachen Seiten und ſuchte bei ihm vor Allem dahin zu wirken, daß er dieſe ſtärke und ausbilde. Bemerkte ich Fehler des Dialekts und ſogenannte Provincialismen, ſo drang ich darauf, daß er ſie ablege, und empfahl ihm zu geſelligem Umgange und freundlicher Uebung ein Mitglied der Bühne, das davon durchaus frei war. Dann fragte ich ihn, ob er tanzen und fechten könne, und wenn dieſes nicht der Fall, ſo übergab ich ihn auf einige Zeit dem Tanz- und Fechtmeiſter."

„War er nun ſo weit, um auftreten zu können, ſo gab ich ihm zunächſt ſolche Rollen, die ſeiner Individualität gemäß waren, und ich verlangte vorläufig nichts weiter, als daß er ſich ſelber ſpiele. Erſchien er mir nun etwas zu feuriger Natur, ſo gab ich ihm phlegmatiſche, erſchien er mir aber zu ruhig und langſam, ſo gab ich ihm feurige, raſche Charaktere, damit er lerne, ſich ſelber abzulegen und in eine fremde Perſönlichkeit einzugehen."

Die Unterhaltung wendete ſich auf die Beſetzung von Stücken, wobei Goethe unter Anderem Folgendes ausſprach, welches mir merkwürdig erſchien.

„Es iſt ein großer Irrthum, ſagte er, wenn man denkt, ein mittelmäßiges Stück auch mit mittelmäßigen Schauſpielern beſetzen zu können. Ein Stück zweiten, dritten Ranges kann durch Beſetzung mit Kräften erſten Ranges unglaublich gehoben und wirklich zu etwas Gutem werden. Wenn ich aber ein Stück zweiten, dritten Ranges auch mit Schauſpielern zweiten, dritten Ranges beſetze, ſo wundere man ſich nicht, wenn die Wirkung vollkommen null iſt.“

„Schauſpieler ſecundärer Art ſind ganz vortrefflich in großen Stücken. Sie wirken dann wie in einem Gemälde, wo die Figuren im Halbſchatten ganz herrliche Dienſte thun, um diejenigen, welche das volle Licht haben, noch mächtiger erſcheinen zu laſſen.“

Sonnabend, den 16. April 1825.

Bei Goethe zu Tiſch mit D'Alton, deſſen Bekanntſchaft ich vorigen Sommer in Bonn gemacht und welchen wiederzuſehen ich große Freude hatte. D'Alton iſt ganz ein Mann nach Goethe's Sinne; auch findet zwiſchen Beiden ein ſehr ſchönes Verhältniß ſtatt. In ſeiner Wiſſenſchaft erſcheint er von großer Bedeutung, ſo daß Goethe ſeine Aeußerungen werth hält und jedes ſeiner Worte beachtet. Dabei iſt D'Alton als Menſch liebenswürdig, geiſtreich, und von einer Redegabe und einer Fülle hervorquellender Gedanken, daß er wohl Wenige

ſeines Gleichen hat, und man nicht ſatt wird ihm zuzuhören.

Goethe, der in ſeinen Beſtrebungen, die Natur zu ergründen, gern das All umfaſſen möchte, ſteht gleichwohl gegen jeden einzelnen Naturforſcher von Bedeutung, der ein ganzes Leben einer ſpeciellen Richtung widmet, im Nachtheil. Bei dieſem findet ſich die Beherrſchung eines Reiches unendlichen Details, während Goethe mehr in der Anſchauung allgemeiner großer Geſetze lebt. Daher kommt nun, daß Goethe, der immer irgend einer großen Syntheſe auf der Spur iſt, dem aber, aus Mangel an Kenntniß der einzelnen Facta, die Beſtätigung ſeiner Ahnungen fehlt, mit ſo entſchiedener Liebe jedes Verhältniß zu bedeutenden Naturforſchern ergreift und feſthält. Denn bei ihnen findet er was ihm mangelt, bei ihnen findet er die Ergänzung deſſen, was bei ihm ſelber lückenhaft geblieben. Er wird nun in wenigen Jahren achtzig Jahre alt, aber des Forſchens und Erfahrens wird er nicht ſatt. In keiner ſeiner Richtungen iſt er fertig und abgethan; er will immer weiter, immer weiter! immer lernen, immer lernen! und zeigt ſich eben dadurch als ein Menſch von einer ewigen, ganz unverwüſtlichen Jugend.

Dieſe Betrachtungen wurden bei mir dieſen Mittag bei ſeiner lebhaften Unterhaltung mit D'Alton angeregt. D'Alton ſprach über die Nagethiere und die Bildungen und Modificationen ihrer Skelette, und

Goethe konnte nicht ſatt werden, immer noch mehr einzelne Facta zu vernehmen.

Mittwoch, den 27. April 1825.

Gegen Abend zu Goethe, der mich zu einer Spazierfahrt in den untern Garten hatte einladen laſſen. „Ehe wir fahren, ſagte er, will ich Ihnen doch einen Brief von Zelter geben, den ich geſtern erhalten, und worin er auch unſere Theaterangelegenheit berührt.“

„Daß Du der Mann nicht biſt, ſchreibt Zelter unter Anderem, dem Volk in Weimar ein Theater zu bauen, hätte ich Dir ſchon eher angeſehen. Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen. Das möchten nur auch andere Hoheiten bedenken, die den Wein in der Gohre pfropfen wollen. Freunde, wir haben's erlebt, ja erleben es.“

Goethe ſah mich an und wir lachten. „Zelter iſt brav und tüchtig, ſagte er, aber er kommt mitunter in den Fall, mich nicht ganz zu verſtehen und meinen Worten eine falſche Auslegung zu geben.“

„Ich habe dem Volk und deſſen Bildung mein ganzes Leben gewidmet, warum ſollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen! — Allein hier in Weimar, in dieſer kleinen Reſidenz, die, wie man ſcherzhafterweiſe ſagt, zehntauſend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede ſeyn, — und nun gar von einem Volks-Theater! — Weimar wird ohne

Zweifel einmal eine recht große Stadt werden; allein wir können immer noch einige Jahrhunderte warten, bis das Weimar'ſche Volk eine hinlängliche Maſſe bildet, um ein Theater bauen und erhalten zu können."

Es war indeſſen angeſpannt und wir fuhren in den untern Garten. Der Abend war ſtill und milde, faſt etwas ſchwül, und es zeigten ſich große Wolken, die ſich gewitterhaft zu Maſſen zuſammenzogen. Wir gingen in dem trockenen Sandwege auf und ab, Goethe ſtill neben mir, ſcheinbar von allerlei Gedanken bewegt. Ich horchte indeß auf die Töne der Amſel und Droſſel, die auf den Spitzen der noch unbelaubten Eſchen jenſeit der Ilm dem ſich bildenden Gewitter entgegen ſangen.

Goethe ließ ſeine Blicke umherſchweifen, bald an den Wolken, bald über das Grün hin, das überall an den Seiten des Weges und auf der Wieſe, wie an Büſchen und Hecken, mächtig hervorquoll. „Ein warmer Gewitterregen, wie der Abend es verſpricht, ſagte er, und der Frühling wird in der ganzen Pracht und Fülle abermals wieder daſeyn."

Indeſſen ward das Gewölk drohender, man hörte ein dumpfes Donnern, auch einige Tropfen fielen, und Goethe fand es gerathen, wieder in die Stadt zurückzufahren. „Wenn Sie nichts vorhaben, ſagte er, als wir an ſeiner Wohnung abſtiegen, ſo gehen Sie wohl mit hinauf und bleiben noch ein Stündchen bei mir." Welches denn mit großer Freude von mir geſchah.

Zelter's Brief lag noch auf dem Tiſche. „Es iſt wunderlich, gar wunderlich, ſagte Goethe, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falſche Stellung geräth! — Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk geſündigt, aber ich ſoll nun ein- für allemal kein Freund des Volkes ſeyn. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht, und hinter dem falſchen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinſten egoiſtiſchen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund ſolcher Leute, ebenſowenig als ich ein Freund eines Ludwigs des Funfzehnten bin. Ich haſſe jeden gewaltſamen Umſturz, weil dabei ebenſoviel Gutes vernichtet, als gewonnen wird. Ich haſſe die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Urſache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? — Denkt denn jeder rechtlich geſinnte Mann etwa anders?"

„Sie wiſſen, wie ſehr ich mich über jede Verbeſſerung freue, welche die Zukunft uns etwa in Ausſicht ſtellt. Aber, wie geſagt, jedes Gewaltſame, Sprunghafte, iſt mir in der Seele zuwider, denn es iſt nicht naturgemäß."

„Ich bin ein Freund der Pflanze, ich liebe die Roſe, als das Vollkommenſte, was unſere deutſche Natur als Blume gewähren kann; aber ich bin nicht Thor genug, um zu verlangen, daß mein Garten ſie mir ſchon jetzt, Ende April, gewähren ſoll. Ich bin zufrieden,

wenn ich jetzt die erſten grünen Blätter finde; zufrieden, wenn ich ſehe, wie ein Blatt nach dem andern den Stengel von Woche zu Woche weiter bildet; ich freue mich, wenn ich im Mai die Knospe ſehe, und bin glücklich, wenn endlich der Juni mir die Roſe ſelbſt in aller Pracht und in allem Duft entgegen reicht. Kann aber Jemand die Zeit nicht erwarten, der wende ſich an die Treibhäuſer."

„Nun heißt es wieder, ich ſey ein Fürſtendiener, ich ſey ein Fürſtenknecht. — Als ob damit etwas geſagt wäre! — Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? — Diene ich denn etwa einem Solchen, der auf Koſten des Volkes nur ſeinen eigenen Lüſten lebt? — Solche Fürſten und ſolche Zeiten liegen gottlob längſt hinter uns. Ich bin dem Großherzog ſeit einem halben Jahrhundert auf das innigſte verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm geſtrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich ſagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zuſtand des Einzelnen zu verbeſſern. — Für ſich perſönlich, was hatte er denn von ſeinem Fürſtenſtande als Laſt und Mühe! — Iſt ſeine Wohnung, ſeine Kleidung und ſeine Tafel etwa beſſer beſtellt, als die eines wohlhabenden Privatmannes? — Man gehe nur in unſere Seeſtädte und man wird Küche und Keller eines

angeſehenen Kaufmannes beſſer beſtellt finden, als die ſeinigen.“

„Wir werden, fuhr Goethe fort, dieſen Herbſt den Tag feiern, an welchem der Großherzog ſeit funfzig Jahren regiert und geherrſcht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieſes ſein Herrſchen, was war es weiter, als ein beſtändiges Dienen! Was war es, als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl ſeines Volkes! — Soll ich denn alſo mit Gewalt ein Fürſtenknecht ſeyn, ſo iſt es wenigſtens mein Troſt, daß ich doch nur der Knecht eines Solchen bin, der ſelber ein Knecht des allgemeinen Beſten iſt.“

Freitag, den 29. April 1825.

Der Bau des neuen Theaters war dieſe Zeit her raſch vorgeſchritten, die Grundmauern ſtiegen ſchon überall empor und ließen ein baldiges ſehr ſchönes Gebäude hoffen.

Heute aber, als ich den Bauplatz beſuchte, ſah ich zu meinem Schrecken, daß die Arbeit eingeſtellt war; auch hörte ich gerüchtweiſe, daß eine andere Partei gegen Goethe's und Coudray's Plan noch endlich obgeſiegt habe, daß Coudray von der Leitung des Baues zurücktrete und daß ein anderer Architekt nach einem neuen Riß den Bau ausführen und den bereits gelegten Grund danach ändern werde.

„Dieſes zu ſehen und zu hören betrübte mich tief; denn ich hatte mich mit Vielen darauf gefreut, in Weimar ein Theater entſtehen zu ſehen, das nach Goethe's praktiſcher Anſicht von einer zweckmäßigen innern Einrichtung ausgeführt und hinſichtlich der Schönheit ſeinem hochgebildeten Geſchmack gemäß ſeyn würde.

Aber auch wegen Goethe und Coudray betrübte es mich, die durch dieſes Weimar'ſche Ereigniß ſich Beide mehr oder weniger verletzt fühlen mußten.

Sonntag, den 1. Mai 1825.

Bei Goethe zu Tiſch. Es iſt zu denken, daß der veränderte Theaterbau das Erſte war, das zwiſchen uns zur Sprache kam. Ich hatte, wie geſagt, gefürchtet, daß die höchſt unerwartete Maßregel Goethe tief verletzen würde. Allein keine Spur! — Ich fand ihn in der mildeſten, heiterſten Stimmung, durchaus über jede kleine Empfindlichkeit erhaben.

„Man hat, ſagte er, dem Großherzog von Seiten des Koſten-Punktes und großer Erſparungen, die bei dem veränderten Bauplan zu machen, beizukommen geſucht, und es iſt ihnen gelungen. Mir kann es ganz recht ſeyn. Ein neues Theater iſt am Ende doch immer nur ein neuer Scheiterhaufen, den irgend ein Ungefähr über kurz oder lang wieder in Brand ſteckt. Damit tröſte ich mich. Uebrigens ein Bißchen mehr oder

weniger, ein Bißchen auf oder ab, iſt nicht der Rede werth. Ihr werdet immerhin ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade ſo, wie ich es mir gewünſcht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende Alles ganz artig ausfallen."

„Der Großherzog, fuhr Goethe fort, äußerte gegen mich die Meinung, ein Theater brauche keineswegs ein architektoniſches Prachtwerk zu ſeyn; wogegen im Ganzen freilich nichts einzuwenden. Er meinte ferner, es ſey doch immer nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen. Dieſe Anſicht klingt beim erſten Anhören etwas materiell; allein es fehlt ihr, recht bedacht, auch keineswegs eine höhere Seite. Denn will ein Theater nicht bloß zu ſeinen Koſten kommen, ſondern obendrein noch Geld erübrigen und Geld verdienen, ſo muß eben Alles durchaus ganz vortrefflich ſeyn. Es muß die beſte Leitung an der Spitze haben, die Schauſpieler müſſen durchweg zu den beſten gehören, und man muß fortwährend ſo gute Stücke geben, daß nie die Anziehungskraft ausgehe, welche dazu gehört, um jeden Abend ein volles Haus zu machen. Das iſt aber mit wenigen Worten ſehr viel geſagt und faſt das Unmögliche."

Die Anſicht des Großherzogs, ſagte ich, mit dem Theater Geld verdienen zu wollen, ſcheint alſo eine durchaus praktiſche zu ſeyn, indem in ihr eine Nöthi-

gung liegt, ſich fortwährend auf der Höhe des Vortrefflichen zu erhalten.

„Shakſpeare und Moliere, erwiederte Goethe, hatten auch keine andere. Beide wollten auch vor allen Dingen mit ihren Theatern Geld verdienen. Damit ſie aber dieſen ihren Hauptzweck erreichten, mußten ſie dahin trachten, daß fortwährend Alles im beſten Stande und neben dem alten Guten immer von Zeit zu Zeit etwas tüchtiges Neues daſey, das reize und anlocke. Das Verbot des Tartüff war für Moliere ein Donnerſchlag; aber nicht ſowohl für den Poeten, als für den Director Moliere, der für das Wohl einer bedeutenden Truppe zu ſorgen hatte, und der ſehen mußte, wie er für ſich und die Seinigen Brod ſchaffte.“

„Nichts, fuhr Goethe fort, iſt für das Wohl eines Theaters gefährlicher, als wenn die Direction ſo geſtellt iſt, daß eine größere oder geringere Einnahme der Caſſe ſie perſönlich nicht weiter berührt, und ſie in der ſorgloſen Gewißheit hinleben kann, daß dasjenige, was im Laufe des Jahres an der Einnahme der Theater-Caſſe gefehlt hat, am Ende deſſelben aus irgend einer andern Quelle erſetzt wird. Es liegt einmal in der menſchlichen Natur, daß ſie leicht erſchlafft, wenn perſönliche Vortheile oder Nachtheile ſie nicht nöthigen. Nun iſt zwar nicht zu verlangen, daß ein Theater in einer Stadt wie Weimar ſich ſelbſt erhalten ſolle und daß kein jährlicher Zuſchuß aus der fürſtlichen Caſſe

nöthig ſey. Allein es hat doch Alles ſein Ziel und ſeine Grenze, und einige tauſend Thaler jährlich mehr oder weniger ſind doch keineswegs eine gleichgültige Sache, beſonders da die geringere Einnahme und das Schlechterwerden des Theaters natürliche Gefährten ſind, und alſo nicht bloß das Geld verloren geht, ſondern die Ehre zugleich."

„Wäre ich der Großherzog, ſo würde ich künftig, bei einer etwa eintretenden Veränderung der Direction, als jährlichen Zuſchuß ein- für allemal eine feſte Summe beſtimmen; ich würde etwa den Durchſchnitt der Zuſchüſſe der letzten zehn Jahre ermitteln laſſen, und danach eine Summe ermäßigen, die zu einer anſtändigen Erhaltung als hinreichend zu achten wäre. Mit dieſer Summe müßte man haushalten. — Dann würde ich aber einen Schritt weiter gehen und ſagen: wenn der Director mit ſeinen Regiſſeuren durch eine kluge und energiſche Leitung es dahin bringt, daß die Caſſe am Ende des Jahres einen Ueberſchuß hat, ſo ſoll von dieſem Ueberſchuß dem Director, den Regiſſeuren und den vorzüglichſten Mitgliedern der Bühne eine Remuneration zu Theil werden. Da ſolltet Ihr einmal ſehen, wie es ſich regen und wie die Anſtalt aus dem Halbſchlafe, in welchen ſie nach und nach gerathen muß, erwachen würde."

„Unſere Theatergeſetze, fuhr Goethe fort, haben zwar allerlei Strafbeſtimmungen, allein ſie haben kein

einziges Geſetz, das auf Ermunterung und Belohnung ausgezeichneter Verdienſte ginge. Dieß iſt ein großer Mangel. Denn wenn mir bei jedem Verſehen ein Abzug von meiner Gage in Ausſicht ſteht, ſo muß mir auch eine Ermunterung in Ausſicht ſtehen, wenn ich mehr thue, als man eigentlich von mir verlangen kann. Dadurch aber, daß Alle mehr thun, als zu erwarten und zu verlangen, kommt ein Theater in die Höhe."

Frau v. Goethe und Fräulein Ulrike traten herein, Beide wegen des ſchönen Wetters ſehr anmuthig ſommerhaft gekleidet. Die Unterhaltung über Tiſch war leicht und heiter. Man ſprach über allerlei Vergnügungs-Partieen der vergangenen Woche, ſowie über Ausſichten ähnlicher Art für die nächſte.

„Wenn wir die ſchönen Abende behalten, ſagte Frau v. Goethe, ſo hätte ich große Luſt, in dieſen Tagen im Park beim Geſang der Nachtigallen einen Thee zu geben. Was ſagen Sie, lieber Vater?" „Das könnte ſehr artig ſeyn! erwiederte Goethe. „Und Sie, Eckermann, ſagte Frau v. Goethe, wie ſteht's mit Ihnen? Darf man Sie einladen?" — „Aber Ottilie! fiel Fräulein Ulrike ein, wie kannſt Du nur den Doctor einladen! — Er kommt ja doch nicht; und wenn er kommt, ſo ſitzt er wie auf Kohlen und man ſieht es ihm an, daß ſeine Seele wo anders iſt und daß er je eher je lieber wieder fort möchte." Wenn ich ehrlich ſagen ſoll, erwiederte ich, ſo ſtreife ich freilich lieber

mit Doolan im Felde umher. Thee und Theegeſellſchaft und Theegeſpräch widerſtrebt meiner Natur ſo ſehr, daß es mir ſchon unheimlich wird, wenn ich nur daran denke. „Aber Eckermann! ſagte Frau v. Goethe, bei einem Thee im Park ſind Sie ja im Freien und ganz in Ihrem Element.“ Im Gegentheil! ſagte ich. Wenn ich der Natur ſo nahe bin, daß ich alle Düfte wittere, und doch nicht eigentlich hinein kann, ſo wird es mir ungeduldig, wie einer Ente, die man in die Nähe des Waſſers bringt, aber am Hineintauchen hindert. „Sie könnten auch ſagen, bemerkte Goethe lachend, es würde Ihnen zu Sinne, wie einem Pferde, das ſeinen Kopf zum Stalle hinaus ſtreckt und auf einer gedehnten Weidenfläche vor ſich andere Pferde frei umherjagen ſieht. Es riecht zwar alle Wonne und Freiheit der friſchen Natur, aber es kann nicht hinein. Doch laßt nur den Eckermann, er iſt wie er iſt, und Ihr macht ihn nicht anders. Aber ſagen Sie, mein Allerbeſter, was treiben Sie denn mit Ihrem Doolan die ſchönen langen Nachmittage im freien Felde?“ Wir ſuchen irgend ein einſames Thal, ſagte ich, und ſchießen mit Pfeil und Bogen. „Hm! ſagte Goethe, das mag kein ſchlechtes Vergnügen ſeyn.“ Es iſt herrlich, ſagte ich, um die Gebrechen des Winters los zu werden. „Wie aber in aller Welt, ſagte Goethe, ſind Sie hier in Weimar zu Pfeil und Bogen gekommen?“ Zu den Pfeilen, erwiederte ich, habe ich mir in dem Feldzuge von 1814 ein

Modell aus Brabant mitgebracht. Das Schießen mit Pfeil und Bogen iſt dort allgemein. Es iſt keine Stadt ſo gering, die nicht ihre Bogen-Geſellſchaften hätte. Sie haben ihren Stand in irgend einer Schenke, ähnlich unſeren Kegelbahnen, und vereinigen ſich gewöhnlich ſpät am Nachmittage, wo ich ihnen oft mit dem größten Vergnügen zugeſehen. Was waren das für wohlgewachſene Männer und was für maleriſche Stellungen, wenn ſie die Senne zogen! — Wie waren die Kräfte entwickelt, und wie waren ſie geſchickte Treffer! Sie ſchoſſen gewöhnlich in einer Entfernung von ſechzig bis achtzig Schritt nach einer Papierſcheibe auf einer naſſen Lehmwand; ſie ſchoſſen raſch hintereinander und ließen die Pfeile ſtecken. Und da war es nicht ſelten, daß von funfzehn Pfeilen fünf im Centrum ſtaken, von der Größe eines Thalers, und die übrigen in der Nähe umher. Wenn Alle geſchoſſen hatten, gingen ſie hin und Jeder zog ſeinen Pfeil aus der weichen Wand und das Spiel ging von vorne. Ich war damals für dieſes Bogenſchießen ſo begeiſtert, daß ich dachte, es ſey etwas Großes, es in Deutſchland einzuführen, und ich war ſo dumm, daß ich glaubte, es ſey möglich. Ich handelte wiederholt auf einen Bogen; allein unter zwanzig Franken war keiner zu haben, und wie ſollte ich armer Feldjäger ſo viel Geld auftreiben! Ich beſchränkte mich daher auf einen Pfeil, als das wichtigere und künſtlichere, den ich in einer Fabrik zu Brüſſel

für einen Franken kaufte und neben einer Zeichnung als meine einzige Eroberung mit in meine Heimath brachte.

„Das sieht Ihnen ähnlich, erwiederte Goethe. Aber denken Sie nur nicht, man könnte etwas Natürliches und Schönes populär machen. Zum wenigsten will es Zeit haben und verlangt verzweifelte Künste. Aber ich kann mir denken, es mag schön seyn, dieses Brabanter Schießen. Unser deutsches Kegelbahn-Vergnügen erscheint dagegen roh und ordinär und hat sehr viel vom Philister."

Das Schöne beim Bogenschießen ist, erwiederte ich, daß es den Körper gleichmäßig entwickelt und die Kräfte gleichmäßig in Anspruch nimmt. Da ist der linke Arm, der den Bogen hinaushält, straff, stark und ohne Wanken; da ist der rechte, der mit dem Pfeil die Senne zieht und nicht weniger kräftig seyn muß. Zugleich beide Füße und Schenkel strack zum Boden gestreckt, dem Oberkörper als feste Basis. Das zielende Auge, die Muskeln des Halses und Nackens, Alles in hoher Spannung und Thätigkeit. Und nun das Gefühl und die Freude, wenn der Pfeil hinauszischt und im erwünschten Ziele steckt! Ich kenne keine körperliche Uebung, die nur irgend damit zu vergleichen.

„Es wäre etwas für unsere Turn-Anstalten, versetzte Goethe. Und da sollte es mich nicht wundern, wenn wir nach zwanzig Jahren in Deutschland tüchtige

Bogenschützen zu Tausenden hätten. Ueberhaupt mit einer erwachsenen Generation ist nie viel zu machen, in körperlichen Dingen, wie in geistigen, in Dingen des Geschmacks, wie des Charakters. Seid aber klug und fanget in den Schulen an, und es wird gehen."

Aber unsere deutschen Turnlehrer, erwiederte ich, wissen mit Pfeil und Bogen nicht umzugehen.

„Nun, antwortete Goethe, da mögen sich einige Turn-Anstalten vereinigen und einen tüchtigen Schützen aus Flandern oder Brabant kommen lassen. Oder sie mögen auch einige hübsche wohlgewachsene junge Turner nach Brabant schicken, daß sie sich dort zu guten Schützen ausbilden und auch lernen, wie man die Bogen schnitze und die Pfeile mache. Diese könnten dann in deutschen Turn-Anstalten als Lehrer eintreten, als wandernde Lehrer, die sich bald bei dieser Anstalt eine Zeitlang aufhielten und bald bei einer andern."

„Ich bin, fuhr Goethe fort, den deutschen Turn-Uebungen durchaus nicht abgeneigt. Umsomehr hat es mir Leid gethan, daß sich sehr bald allerlei Politisches dabei einschlich, so daß die Behörden sich genöthigt sahen, sie zu beschränken, oder wohl gar zu verbieten und aufzuheben. Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet. Aber ich hoffe, daß man die Turn-Anstalten wieder herstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studirende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleich-

gewicht fehlt und ſomit jede nöthige Thatkraft zugleich. Aber ſagen Sie mir noch etwas von Ihrem Pfeil und Bogen. Alſo einen Pfeil haben Sie ſich aus Brabant mitgebracht? Ich möchte ihn ſehen!"

Er iſt längſt verloren, erwiederte ich. Aber ich hätte ihn ſo gut in Gedanken, daß es mir gelungen iſt, ihn wieder herzuſtellen, und zwar ſtatt des Einen ein ganzes Dutzend. Das war aber gar nicht ſo leicht als ich mir dachte, und ich habe dabei allerlei vergebliche Verſuche gemacht und allerlei Mißgriffe gethan, aber eben dadurch endlich auch allerlei gelernt. Zuerſt kam es auf den Schaft an, und zwar, daß dieſer gerade ſey und nach einiger Zeit ſich nicht werfe; ſodann, daß er leicht ſey und zugleich ſo feſt, daß er bei dem Anprallen an einen harten Gegenſtand nicht zerſplittere. Ich machte Verſuche mit dem Holz der Pappel, dann der Fichte, dann der Birke; aber es erwies ſich Alles in einer oder der anderen Hinſicht als mangelhaft und war nicht das, was es ſeyn ſollte. Dann machte ich Verſuche mit dem Holz der Linde, und zwar aus einem ſchlanken, gerade gewachſenen Stammende, und ich fand durchaus was ich wünſchte und ſuchte. Ein ſolcher Pfeilſchaft war leicht, gerade, und feſt wegen ſehr feiner Faſer. Nun war das Nächſte, das untere Ende mit einer Hornſpitze zu verſehen; aber es zeigte ſich bald, daß nicht jedes Horn tauglich und daß es aus dem Kerne geſchnitten ſeyn müſſe, um beim Schuß auf einen

harten Gegenstand nicht zu zersplittern. Das Schwierigste und Künstlichste war aber jetzt noch zu thun, nämlich den Pfeil zu befiedern. Was habe ich da gepfuscht und für Mißgriffe gethan, ehe es mir gelang und ich es darin zu einiger Geschicklichkeit brachte!

„Nicht wahr, sagte Goethe, die Federn werden nicht in den Schaft eingelassen, sondern aufgeleimt?"

Sie werden aufgeleimt, erwiederte ich; aber das muß so fest, zierlich und gut geschehen, daß es aussieht, als wären sie mit dem Schafte eins und aus ihm hervor gewachsen. Auch ist es nicht gleichgültig, welchen Leim man nimmt. Ich habe gefunden, daß Hausenblase, einige Stunden in Wasser eingeweicht und dann mit etwas hinzugegossenem Spiritus über gelindem Kohlenfeuer schleimartig aufgelöst, das Beste war. Auch sind die aufzuleimenden Federn nicht von einerlei Brauchbarkeit. Zwar sind die abgezogenen Fahnen der Schwungfedern jedes großen Vogels gut, doch habe ich die rothen Flügelfedern des Pfau's, die großen Federn des Truthahn's, besonders aber die starken und prächtigen von Adler und Trappe als die vorzüglichsten gefunden.

„Ich höre dieses Alles mit großem Interesse, sagte Goethe. Wer Sie nicht kennt, sollte kaum glauben, daß Ihre Richtungen so lebendig wären. Aber sagen Sie mir nun auch, wie Sie zu einem Bogen gekommen."

Ich habe mir selber einige gemacht, erwiederte ich. Aber dabei anfänglich auch wieder ganz entsetzlich

gepfuſcht. Dann habe ich mich mit Tiſchlern und Wagnern berathen, alle Holzarten der hieſigen Gegend durchprobirt, und bin nun endlich zu ganz guten Reſultaten gekommen. Ich hatte bei der Wahl des Holzes dahin zu trachten, daß der Bogen ſich weich aufziehe, daß er raſch und ſtark zurückſchnelle, und daß die Federkraft von Dauer. Ich machte zuerſt Verſuche mit der Eſche, und zwar dem aſtloſen Stamm einer etwa zehnjährigen von der Dicke eines mäßigen Armes. Ich kam aber beim Ausarbeiten auf den Kern, welches nicht gut war und wo ich das Holz grob und loſe fand. Man rieth mir darauf, einen Stamm zu nehmen, der ſtark genug ſey, um ihn ſchlachten zu können, und zwar zu vier Theilen.

„Schlachten, fragte Goethe, was iſt das?"

Es iſt ein Kunſtausdruck der Wagner, erwiederte ich, und heißt ſoviel als ſpalten, und zwar wird dabei ein Keil durch den Stamm der Länge nach von einem Ende bis zum andern durchgetrieben. War nun der Stamm gerade gewachſen, ich meine: ſtrebte die Faſer in gerader Richtung aufwärts, ſo werden auch die geſchlachteten Stücke gerade ſeyn und ſich durchaus zum Bogen eignen. War aber der Stamm gewunden, ſo werden die geſchlachteten Stücke, indem der Keil der Faſer nachgeht, eine gekrümmte, gewundene Richtung haben und zum Bogen nicht zu gebrauchen ſeyn.

„Wie wäre es aber, ſagte Goethe, wenn man einen

ſolchen Stamm mit der Säge in vier Theile ſchnitte? da bekäme man doch auf jeden Fall gerade Stücke."

Man würde, erwiederte ich, bei einem Stamm mit etwas gewundener Richtung die Faſer durchſchneiden, und das würde die Theile zu einem Bogen durchaus unbrauchbar machen.

„Ich begreife, ſagte Goethe: ein Bogen mit durchſchnittener Faſer würde brechen. Doch erzählen Sie weiter, die Sache intereſſirt mich."

Ich machte alſo, fuhr ich fort, meinen zweiten Bogen aus einem Stück geſchlachteter Eſche. Es war an der Rückſeite keine Faſer durchſchnitten, der Bogen war ſtark und feſt, aber es zeigte ſich der Fehler, daß er beim Aufziehen nicht weich, ſondern hart war. „Sie werden, ſagte der Wagner, ein Stück Samen-Eſche genommen haben, welches immer ein ſehr ſteifes Holz iſt; nehmen Sie aber von der zähen, wie ſie bei Hopfgarten und Zimmern wächſt, ſo wird es beſſer gehen." Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß zwiſchen Eſche und Eſche ein großer Unterſchied, und daß bei allen Holzarten ſehr viel auf den Ort und auf den Boden ankomme, wo ſie gewachſen. Ich erfuhr, daß das Holz des Ettersberges als Nutzholz weniger Werth habe; daß dagegen das Holz aus der Umgegend von Rohra eine beſondere Feſtigkeit beſitze, weßhalb denn die Weimar'ſchen Fuhrleute zu Wagenreparaturen, die in Rohra gemacht, ein ganz beſonderes Vertrauen hätten. Ich

machte im Lauf meiner weiteren Bemühungen die Erfahrung, daß alles auf der Winterſeite eines Abhanges gewachſene Holz feſter und von geraderer Faſer befunden wird, als das auf der Sommerſeite gewachſene. Auch iſt es begreiflich. Denn ein junger Stamm, der in der ſchattigen Nordſeite eines Abhanges aufwächſt, hat nur Licht und Sonne nach oben zu ſuchen, weßhalb er denn, ſonnenbegierig, fortwährend aufwärts ſtrebt und die Faſer in gerader Richtung mit emporzieht. Auch iſt ein ſchattiger Stand der Bildung einer feineren Faſer günſtig, welches ſehr auffallend an ſolchen Bäumen zu ſehen iſt, die einen ſo freien Stand hatten, daß ihre Südſeite lebenslänglich der Sonne ausgeſetzt war, während ihre Nordſeite fortwährend im Schatten blieb. Liegt ein ſolcher Stamm in Theile zerſägt vor uns da, ſo bemerkt man, daß der Punkt des Kernes ſich keineswegs in der Mitte befindet, ſondern bedeutend nach der einen Seite zu. Und dieſe Verſchiebung des Mittelpunktes rührt daher, daß die Jahres-Ringe der Südſeite durch fortwährende Sonnenwirkung ſich bedeutend ſtärker entwickelt haben und daher breiter ſind, als die Jahresringe der ſchattigen Nordſeite. Tiſchler und Wagner, wenn es ihnen um ein feſtes feines Holz zu thun iſt, wählen daher lieber die feiner entwickelte Nordſeite eines Stammes, welches ſie die Winterſeite nennen, und dazu ein beſonderes Vertrauen haben.

„Sie können denken, ſagte Goethe, daß Ihre Beobachtungen für mich, der ſich ein halbes Leben mit dem Wachsthum der Pflanzen und Bäume beſchäftiget hat, von beſonderem Intereſſe ſind. Doch erzählen Sie weiter! Sie machten alſo wahrſcheinlich darauf einen Bogen von der zähen Eſche.“

Ich that ſo, erwiederte ich, und zwar nahm ich ein gut geſchlachtetes Stück von der Winterſeite, wo ich auch eine ziemlich feine Faſer fand. Auch war der Bogen weich im Aufziehen und von guter Schnellkraft. Allein nachdem er einige Monate in Gebrauch geweſen, zeigte ſich bereits eine merkliche Krümmung, und es war deutlich, daß die Spannkraft nicht Stich halte. Ich machte dann Verſuche mit dem Stamm einer jungen Eiche, welches auch ganz gutes Holz war, wobei ich aber nach einiger Zeit denſelbigen Fehler fand; dann mit dem Stamm der Wallnuß, welches beſſer, und zuletzt mit dem Stamme des feinblättrigen Ahorns, des ſogenannten Masholder, welches das beſte war und nichts weiter zu wünſchen übrig ließ.

„Ich kenne das Holz, erwiederte Goethe, man findet es auch häufig in Hecken. Ich kann mir denken, daß es gut iſt. Doch habe ich ſelten einen jungen Stamm gefunden, der ohne Aeſte war, und Sie bedürfen doch wohl zum Bogen ein Holz, das ganz frei von Aeſten iſt?“

Ein junger Stamm, erwiederte ich, iſt freilich nicht ohne Aeſte; doch wenn man ihn zum Baume

aufzieht, ſo werden ihm die Aeſte genommen; oder wenn er im Dickicht aufwächſt, ſo verlieren ſie ſich mit der Zeit von ſelber. War nun ein Stamm, als man ihm die Aeſte nahm, etwa drei bis vier Zoll im Durchmeſſer, und läßt man ihn nun fortwachſen und jährlich neues Holz von außen ſich anbilden, ſo wird, nach Verlauf von funfzig bis achtzig Jahren, das aſtreiche Innere mit mehr als einem halben Fuß geſunden aſtfreien Holzes überwachſen ſeyn. Ein ſolcher Stamm ſteht dann mit der glatteſten Außenſeite vor uns; aber man weiß freilich nicht, was er im Innern für Tücke hat. Man wird daher auf jeden Fall ſicher gehen, wenn man bei einer aus ſolchem Stamm geſägten Bohle ſich gleichfalls an die Außenſeite hält und einige Zoll von demjenigen Stück ſich abſchneiden läßt, was zunächſt unter der Rinde war, alſo den Splint und was ihm folgt, welches überhaupt das jüngſte, zäheſte und zu einem Bogen das tauglichſte Holz iſt.

„Ich meinte, verſetzte Goethe, das Holz zu einem Bogen dürfte nicht geſägt, ſondern müßte geſpalten, oder, wie Sie es nennen, geſchlachtet werden.“

Wenn es ſich ſchlachten läßt, erwiederte ich, allerdings. Die Eſche, die Eiche, auch wohl der Wallnuß, läßt ſich ſchlachten, weil es Holz von grober Faſer iſt. Der Masholder aber nicht. Denn es iſt ein Holz von ſo feiner, feſt ineinander gewachſener Faſer, daß es ſich in der Faſer-Richtung durchaus nicht trennt,

ſondern herüber und hinüber reißt, ganz gegen alle Faſer und alle natürlich gewachſene Richtung. Das Holz des Masholder muß daher mit der Säge getrennt werden, und zwar ohne alle Gefahr für die Kraft des Bogens.

„Hm! Hm! ſagte Goethe. Sie ſind übrigens durch Ihre Bogen-Tendenz zu ganz hübſchen Kenntniſſen gekommen. Und zwar zu lebendigen, die man nur auf praktiſchem Wege erlangt. Das iſt aber immer der Vortheil irgend einer leidenſchaftlichen Richtung, daß ſie uns in das Innere der Dinge treibt. Auch iſt das Suchen und Irren gut, denn durch Suchen und Irren lernt man. Und zwar lernt man nicht bloß die Sache, ſondern den ganzen Umfang. Was wüßte ich von der Pflanze und der Farbe, wenn man meine Theorie mir fertig überliefert und ich Beides auswendig gelernt hätte! Aber daß ich eben Alles ſelber ſuchen und finden und auch gelegentlich irren mußte, dadurch kann ich ſagen, daß ich von beiden Dingen etwas weiß, und zwar mehr, als auf dem Papiere ſteht. — Aber ſagen Sie mir noch Eins von Ihrem Bogen. Ich habe ſchottiſche geſehen, die bis zu den Spitzen hinaus ganz gerade, andere dagegen, deren Spitzen gekrümmt waren. Welche halten Sie für die beſten?“

Ich halte dafür, erwiederte ich, daß bei einem Bogen mit rückwärts geſchweiften Enden die Federkraft bei weitem mächtiger iſt. Anfangs machte ich ſie

gerade, weil ich nicht verſtand, die Enden zu biegen. Nachdem ich aber gelernt, damit umzugehen, mache ich die Enden geſchweift, und ich finde, daß der Bogen dadurch nicht allein ein ſchöneres Anſehen, ſondern auch eine größere Gewalt erlangt.

„Nicht wahr, ſagte Goethe, man bewirkt die Krümmung durch Hitze?"

Durch feuchte Hitze, erwiederte ich. Wenn der Bogen ſoweit fertig, daß die Spannkraft gleichmäßig vertheilt und er nirgendwo mehr ſchwächer oder ſtärker iſt, als er ſeyn ſoll, ſo ſtelle ich ihn mit dem einen Ende in kochendes Waſſer, etwa ſechs bis acht Zoll tief, und laſſe ihn eine Stunde kochen. Dieſes erweichte Ende ſchraube ich dann in voller Hitze zwiſchen zwei kleine Klötze, deren innere Linie die Form der Biegung hat, die ich dem Bogen zu geben wünſche. In ſolcher Klemme laſſe ich ihn ſodann wenigſtens einen ganzen Tag und eine Nacht ſtehen, damit er völlig austrockene, und verfahre darauf mit dem anderen Ende auf gleiche Weiſe. So behandelte Spitzen ſtehen ſodann unverwüſtlich, als wären ſie in ſolcher Krümmung gewachſen.

„Wiſſen Sie was? verſetzte Goethe, mit einem geheimnißvollen Lächeln. Ich glaube, ich habe etwas für Sie, das Ihnen nicht unlieb wäre. Was dächten Sie, wenn wir zuſammen hinuntergingen und ich Ihnen einen ächten Baſchkirenbogen in die Hände legte!"

Einen Baſchkirenbogen? rief ich voll Begeiſterung, und einen ächten? —

„Ja, närriſcher Kerl, einen ächten! ſagte Goethe. Kommen Sie nur.“

Wir gingen hinab in den Garten. Goethe öffnete das untere Zimmer eines kleinen Nebengebäudes, das auf den Tiſchen und an den Wänden umher mit Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aller Art vollgepfropft erſchien. Ich überlief alle dieſe Schätze nur flüchtig, meine Augen ſuchten den Bogen. „Hier haben Sie ihn, ſagte Goethe, indem er ihn in einem Winkel aus einem Haufen von allerlei ſeltſamen Geräthſchaften hervornahm. Ich ſehe, er iſt noch in demſelbigen Stande, wie er im Jahre 1814 von einem Baſchkiren-Häuptling mir verehrt wurde. Nun? was ſagen Sie!“

Ich war voller Freude, die liebe Waffe in meinen Händen zu halten. Es ſchien Alles unverſehrt und auch die Senne noch vollkommen brauchbar. Ich probirte ihn in meinen Händen und fand ihn auch noch von leidlicher Schnellkraft. Es iſt ein guter Bogen, ſagte ich. Beſonders aber gefällt mir die Form, die mir künftig als Modell dienen ſoll.

„Von welchem Holz, denken Sie, iſt er gemacht?“ ſagte Goethe.

Er iſt, wie Sie ſehen, erwiederte ich, mit feiner Birkenſchale ſo überdeckt, daß von dem Holz wenig ſichtbar und nur die gekrümmten Enden frei geblieben.

Und auch dieſe ſind durch die Zeit ſo angebräunt, daß man nicht recht ſehen kann, was es iſt. Auf den erſten Anblick ſieht es aus wie junge Eiche, und dann wieder wie Nußbaum. Ich denke es iſt Nußbaum, oder ein Holz, das dem ähnlich. Ahorn oder Masholder iſt es nicht. Es iſt ein Holz von grober Faſer, auch ſehe ich Merkmale, daß es geſchlachtet worden.

„Wie wäre es, ſagte Goethe, wenn Sie ihn einmal probirten! Hier haben Sie auch einen Pfeil. Doch hüten Sie ſich vor der eiſernen Spitze! ſie könnte vergiftet ſeyn.“

Wir gingen wieder in den Garten und ich ſpannte den Bogen. „Nun wohin?“ ſagte Goethe. Ich dächte, erſt einmal in die Luft, erwiederte ich. „Nur zu!“ ſagte Goethe. Ich ſchoß hoch gegen die ſonnigen Wolken in blauer Luft. Der Pfeil hielt ſich gut, dann bog er ſich und ſauſte wieder herab und fuhr in die Erde. „Nun laſſen Sie mich einmal“, ſagte Goethe. Ich war glücklich, daß er auch ſchießen wollte. Ich gab ihm den Bogen und holte den Pfeil. Goethe ſchob die Kerbe des Pfeiles in die Senne, auch faßte er den Bogen richtig, doch dauerte es ein Weilchen, bis er damit zurechte kam. Nun zielte er nach oben und zog die Senne. Er ſtand da, wie der Apoll, mit unverwüſtlicher innerer Jugend, doch alt an Körper. Der Pfeil erreichte nur eine ſehr mäßige Höhe und ſenkte ſich wieder zur Erde. Ich lief und holte den

Pfeil. „Noch einmal!“ ſagte Goethe. Er zielte jetzt in horizontaler Richtung den ſandigen Weg des Gartens hinab. Der Pfeil hielt ſich etwa dreißig Schritt ziemlich gut, dann ſenkte er ſich und ſchwirrte am Boden hin. Goethe gefiel mir bei dieſem Schießen mit Pfeil und Bogen über die Maßen. Ich dachte an die Verſe:

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?

Ich brachte ihm den Pfeil zurück. Er bat mich, auch einmal in horizontaler Richtung zu ſchießen, und gab mir zum Ziel einen Fleck im Fenſterladen ſeines Arbeitszimmers. Ich ſchoß. Der Pfeil war nicht weit vom Ziele, aber ſo tief in das weiche Holz gefahren, daß es mir nicht gelang, ihn wieder heraus zu bringen. „Laſſen Sie ihn ſtecken, ſagte Goethe, er ſoll mir einige Tage als eine Erinnerung an unſere Späße dienen.“

Wir gingen bei dem ſchönen Wetter im Garten auf und ab; dann ſetzten wir uns auf eine Bank, mit dem Rücken gegen das junge Laub einer dicken Hecke. Wir ſprachen über den Bogen des Odyſſeus, über die Helden des Homer, dann über die griechiſchen Tragiker, und endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechiſche Theater durch Euripides in Verfall gerathen. Goethe war dieſer Meinung keineswegs.

„Ueberhaupt, ſagte er, bin ich nicht der Anſicht,

daß eine Kunſt durch irgend einen einzelnen Mann in Verfall gerathen könne. Es muß dabei ſehr Vieles zuſammenwirken, was aber nicht ſo leicht zu ſagen. Die tragiſche Kunſt der Griechen konnte ſowenig durch Euripides in Verfall gerathen, als die bildende Kunſt durch irgend einen großen Bildhauer, der neben Phidias lebte, aber geringer war. Denn die Zeit, wenn ſie groß iſt, geht auf dem Wege des Beſſeren fort und das Geringere bleibt ohne Folge."

„Was war aber die Zeit des Euripides für eine große Zeit! Es war nicht die Zeit eines rückſchreitenden, ſondern die Zeit eines vorſchreitenden Geſchmackes. Die Bildhauerei hatte ihren höchſten Gipfel noch nicht erreicht und die Malerei war noch im früheren Werden."

„Hatten die Stücke des Euripides, gegen die des Sophokles gehalten, große Fehler, ſo war damit nicht geſagt, daß die nachkommenden Dichter dieſe Fehler nachahmen und an dieſen Fehlern zu Grunde gehen mußten. Hatten ſie aber große Tugenden, ſo daß man einige ſogar den Stücken des Sophokles vorziehen mochte, warum ſtrebten denn die nachkommenden Dichter nicht dieſen Tugenden nach und warum wurden ſie denn nicht wenigſtens ſo groß als Euripides ſelber! —"

„Erſchien aber nach den bekannten drei großen Tragikern dennoch kein ebenſo großer vierter, fünfter und ſechster, ſo iſt das freilich eine Sache, die nicht

ſo leicht zu beantworten iſt, worüber man jedoch ſeine Vermuthungen haben und der man wohl einigermaßen nahe kommen kann.“

„Der Menſch iſt ein einfaches Weſen. Und wie reich, mannigfaltig und unergründlich er auch ſeyn mag, ſo iſt doch der Kreis ſeiner Zuſtände bald durchlaufen.“

„Wären es Umſtände geweſen, wie bei uns armen Deutſchen, wo Leſſing zwei bis drei, ich ſelber drei bis vier, und Schiller fünf bis ſechs paſſable Theaterſtücke geſchrieben, ſo wäre auch wohl noch für einen vierten, fünften und ſechsten tragiſchen Poeten Raum geweſen.“

„Allein bei den Griechen und dieſer Fülle ihrer Production, wo jeder der drei Großen über hundert oder nahe an hundert Stücke geſchrieben hatte und die tragiſchen Sujets des Homer und der Heldenſage zum Theil drei- bis viermal behandelt waren, bei ſolcher Fülle des Vorhandenen, ſage ich, kann man wohl annehmen, daß Stoff und Gehalt nach und nach erſchöpft war und ein auf die drei großen folgender Dichter nicht mehr recht wußte, wo hinaus.“

„Und im Grunde, wozu auch! — War es denn nicht endlich für eine Weile genug! Und war das von Aeſchylos, Sophokles und Euripides Hervorgebrachte nicht der Art und Tiefe, daß man es hören und immer wieder hören konnte, ohne es trivial zu machen und zu tödten? — Sind doch dieſe auf uns

gekommenen wenigen grandioſen Trümmer ſchon von ſolchem Umfang und ſolcher Bedeutung, daß wir armen Europäer uns bereits ſeit Jahrhunderten damit beſchäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren und zu thun haben."

Montag, den 5. Juni 1826.

Goethe erzählte mir, daß Preller bei ihm geweſen und Abſchied genommen, um auf einige Jahre nach Italien zu gehen.

„Als Reiſeſegen, ſagte Goethe, habe ich ihm gerathen, ſich nicht verwirren zu laſſen, ſich beſonders an Pouſſin und Claude Lorrain zu halten, und vor Allem die Werke dieſer beiden Großen zu ſtudiren, damit ihm deutlich werde, wie ſie die Natur angeſehen und zum Ausdruck ihrer künſtleriſchen Anſchauungen und Empfindungen gebraucht haben."

„Preller iſt ein bedeutendes Talent und mir iſt für ihn nicht bange. Er erſcheint mir übrigens von ſehr ernſtem Charakter und ich bin faſt gewiß, daß er ſich eher zu Pouſſin als zu Claude Lorrain neigen wird. Doch habe ich ihm den letzteren zu beſonderem Studium empfohlen, und zwar nicht ohne Grund. Denn es iſt mit der Ausbildung des Künſtlers wie mit der Ausbildung jedes anderen Talentes. Unſere Stärken bilden ſich gewiſſermaßen von ſelber, aber diejenigen

Keime und Anlagen unſerer Natur, die nicht unſere tägliche Richtung und nicht ſo mächtig ſind, wollen eine beſondere Pflege, damit ſie gleichfalls zu Stärken werden."

„So können einem jungen Sänger, wie ich ſchon oft geſagt, gewiſſe Töne angeboren ſeyn, die ganz vortrefflich ſind und die nichts weiter zu wünſchen übrig laſſen. Andere Töne ſeiner Stimme aber können weniger ſtark, rein und voll befunden werden. Aber eben dieſe muß er durch beſondere Uebung dahin zu bringen ſuchen, daß ſie den anderen gleich werden."

„Ich bin gewiß, daß Prellern einſt das Ernſte, Großartige, vielleicht auch das Wilde, ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmuthigen und Lieblichen gleich glücklich ſeyn werde, iſt eine andere Frage, und deßhalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz beſonders ans Herz gelegt, damit er ſich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung ſeines Naturells liegt."

„Sodann war noch Eins, worauf ich ihn aufmerkſam gemacht. Ich habe bisher viele Studien nach der Natur von ihm geſehen. Sie waren vortrefflich und mit Energie und Leben aufgefaßt; aber es waren Alles nur Einzelnheiten, womit ſpäter bei eigenen Erfindungen wenig zu machen iſt. Ich habe ihm nun gerathen, künftig in der Natur nie einen einzelnen

Gegenſtand allein herauszuzeichnen, nie einen einzelnen Baum, einen einzelnen Steinhaufen, eine einzelne Hütte, ſondern immer zugleich einigen Hintergrund und einige Umgebung mit."

„Und zwar aus folgenden Urſachen. Wir ſehen in der Natur nie Etwas als Einzelnheit, ſondern wir ſehen Alles in Verbindung mit etwas Anderem, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm ſich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenſtand als beſonders maleriſch auf; es iſt aber nicht der Gegenſtand allein, der dieſe Wirkung hervorbringt, ſondern es iſt die Verbindung, in der wir ihn ſehen, mit dem, was neben, hinter und über ihm iſt, und welches Alles zu jener Wirkung beiträgt."

„So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche ſtoßen, deren maleriſcher Effect mich überraſcht. Zeichne ich ſie aber alleine heraus, ſo wird ſie vielleicht gar nicht mehr erſcheinen was ſie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem maleriſchen Effect in der Natur beitrug und ihn ſteigerte. So kann ferner ein Stück Wald ſchön ſeyn, weil gerade dieſer Himmel, dieſes Licht und dieſer Stand der Sonne einwirkt. Laſſe ich aber in meiner Zeichnung dieſes Alles hinweg, ſo wird ſie vielleicht ohne alle Kraft als etwas Gleichgültiges daſtehen, dem der eigentliche Zauber fehlt."

„Und dann noch Dieſes. Es iſt in der Natur nichts ſchön, was nicht naturgeſetzlich als w a h r moti-

virt wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erſcheine, ſo muß ſie durch Hinſtellung der einwirkenden Dinge begründet werden."

„Ich treffe an einem Bach wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgeſetzte Stellen mit grünem Moos maleriſch überzogen ſind. Es iſt aber nicht die Feuchtigkeit des Waſſers allein, was dieſe Moosbildung verurſachte; ſondern es iſt etwa ein nördlicher Abhang, oder ſchattende Bäume und Gebüſch, was an dieſer Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Laſſe ich aber dieſe einwirkenden Urſachen in meinem Bilde hinweg, ſo wird es ohne Wahrheit ſeyn und ohne die eigentliche überzeugende Kraft."

„So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf ſeine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen weſtlichen Spitze eines felſigen Hügels ſteht, wird eine ganz andere Form erlangen, als eine andere, die unten im weichen Boden eines geſchützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art ſchön ſeyn, aber ſie werden einen ſehr verſchiedenen Charakter haben und können daher in einer künſtleriſch erfundenen Landſchaft wiederum nur für einen ſolchen Stand gebraucht werden, wie ſie ihn in der Natur hatten. Und deßhalb iſt dem Künſtler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung."

„Wiederum aber würde es thörigt ſeyn, allerlei proſaiſche Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die ſo wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenſtandes, als auf deſſen augenblickliche maleriſche Erſcheinung Einfluß hatten.“

„Von allen dieſen kleinen Andeutungen habe ich Prellern die Hauptſachen mitgetheilt, und ich bin gewiß, daß es bei ihm, als einem geborenen Talent, Wurzel ſchlagen und gedeihen werde.“

1827.

Mittwoch, den 21. Februar 1827.

Bei Goethe zu Tiſch. — Er ſprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, deſſen Werk über Cuba und Columbien er zu leſen angefangen und deſſen Anſichten über das Project eines Durchſtiches der Landenge von Panama für ihn ein ganz beſonderes Intereſſe zu haben ſchienen. „Humboldt, ſagte Goethe, hat mit großer Sachkenntniß noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikaniſchen Meerbuſen fließenden Ströme vielleicht noch vortheilhafter zum Ziele käme, als bei Panama. Dieß iſt nun Alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiſte vorbehalten. So viel iſt aber gewiß, gelänge ein Durchſtich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch ſolchen Canal aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen in den ſtillen Ocean fahren könnte, ſo würden daraus für die ganze civiliſirte und nichtciviliſirte Menſchheit ganz unberechenbare Reſultate hervorgehen. Wundern ſollte es mich aber, wenn die vereinigten Staaten es ſich ſollten entgehen laſſen, ein ſolches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es iſt vorauszuſehen, daß dieſer jugendliche Staat,

bei ſeiner entſchiedenen Tendenz nach Weſten, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landſtrecken jenſeits der Felſengebirge in Beſitz genommen und bevölkert haben wird. — Es iſt ferner vorauszuſehen, daß an dieſer ganzen Küſte des ſtillen Oceans, wo die Natur bereits die geräumigſten und ſicherſten Häfen gebildet hat, nach und nach ſehr bedeutende Handelsſtädte entſtehen werden, zur Vermittelung eines großen Verkehrs zwiſchen China nebſt Oſtindien und den vereinigten Staaten. In ſolchem Fall wäre es aber nicht bloß wünſchenswerth, ſondern faſt nothwendig, daß ſowohl Handels- als Kriegsſchiffe zwiſchen der nordamerikaniſchen weſtlichen und öſtlichen Küſte eine raſchere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und koſtſpielige Fahrt um das Cap Horn möglich geweſen. Ich wiederhole alſo: es iſt für die vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß ſie ſich eine Durchfahrt aus dem Mexikaniſchen Meerbuſen in den ſtillen Ocean bewerkſtelligen, und ich bin gewiß, daß ſie es erreichen."

„Dieſes möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben; eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergeſtellt zu ſehen. Aber dieſes Unternehmen iſt gleichfalls ſo rieſenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unſerer deutſchen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Beſitz eines Canals von Suez ſehen. Dieſe drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl

der Mühe werth, ihnen zu Liebe es noch einige funfzig Jahre auszuhalten."

Donnerstag, den 1. März 1827.

Bei Goethe zu Tiſch. — Er erzählte mir, daß er eine Sendung vom Grafen Sternberg und Zauper erhalten, die ihm Freude mache. Sodann verhandelten wir viel über die Farbenlehre, über die ſubjectiven prismatiſchen Verſuche und über die Geſetze, nach denen der Regenbogen ſich bildet. Er freute ſich über meine fortwährend ſich vergrößernde Theilnahme an dieſen ſchwierigen Gegenſtänden.

Mittwoch, den 21. März 1827.

Goethe zeigte mir ein Büchelchen von Hinrichs über das Weſen der antiken Tragödie. „Ich habe es mit großem Intereſſe geleſen, ſagte er. — Hinrichs hat beſonders den Oedip und die Antigone von Sophokles als Grundlage genommen, um daran ſeine Anſichten zu entwickeln. Es iſt ſehr merkwürdig und ich will es Ihnen mitgeben, damit Sie es auch leſen und wir darüber ſprechen können. Ich bin nun keineswegs ſeiner Meinung; aber es iſt im hohen Grade lehrreich, zu ſehen, wie ein ſo durch und durch philoſophiſch gebildeter Menſch von dem eigenthümlichen Standpunkt ſeiner Schule aus ein dichteriſches Kunſtwerk anſieht. Ich will heute nichts weiter ſagen, um Ihnen nicht

vorzugreifen. Leſen Sie nur, und Sie werden ſehen, daß man dabei zu allerlei Gedanken kommt."

Mittwoch, den 28. März 1827.

Ich brachte Goethen das Buch von Hinrichs zurück, das ich indeß eifrig geleſen. Auch hatte ich ſämmtliche Stücke des Sophokles abermals durchgenommen, um im vollkommenen Beſitz des Gegenſtandes zu ſeyn.

„Nun? ſagte Goethe, wie haben Sie ihn gefunden? Nicht wahr? er geht den Dingen zu Leibe."

Ganz wunderlich, ſagte ich, geht es mir mit dieſem Buche. — Es hat keins ſo viele Gedanken in mir angeregt als dieſes, und doch bin ich mit keinem ſo oft in Widerſpruch gerathen, als gerade mit dieſem.

„Das iſt's eben! ſagte Goethe. — Das Gleiche läßt uns in Ruhe; aber der Widerſpruch iſt es, der uns productiv macht."

Seine Intentionen, ſagte ich, ſind mir im hohen Grade reſpectabel erſchienen; auch haftet er keineswegs an der Oberfläche der Dinge. Allein er verliert ſich oft ſo ſehr im Feinen und Innerlichen der Verhältniſſe, und zwar auf ſo ſubjective Weiſe, daß er darüber die wahre Anſchauung des Gegenſtandes im Einzelnen, wie die Ueberſicht des Ganzen verliert, und man in den Fall kommt, ſich und den Gegenſtänden Gewalt anthun zu müſſen, um ſo zu denken wie er. — Auch iſt es mir oft vorgekommen, als wären meine Organe zu

grob, um die ungewöhnliche Subtilität ſeiner Unterſcheidungen aufzufaſſen.

„Wären ſie philoſophiſch präparirt, wie er, ſagte Goethe, ſo würde es beſſer gehen. Wenn ich aber ehrlich ſagen ſoll, ſo thut es mir leid, daß ein ohne Zweifel kräftig geborener Menſch von der norddeutſchen Seeküſte, wie Hinrichs, durch die Hegel'ſche Philoſophie ſo zugerichtet worden, daß ein unbefangenes natürliches Anſchauen und Denken bei ihm ausgetrieben und eine künſtliche und ſchwerfällige Art und Weiſe ſowohl des Denkens wie des Ausdruckes ihm nach und nach angebildet worden, ſo daß wir in ſeinem Buch auf Stellen gerathen, wo unſer Verſtand durchaus ſtille ſteht und man nicht mehr weiß, was man lieſet."

Das iſt mir nicht beſſer gegangen, ſagte ich. Doch habe ich mich gefreut, auch auf Stellen zu ſtoßen, die mir durchaus menſchlich und klar erſchienen ſind, wie z. B. ſeine Relation der Fabel des Oedip.

„Hiebei, ſagte Goethe, mußte er ſich freilich ſcharf an der Sache halten. Es giebt aber in ſeinem Buche nicht wenige Stellen, bei denen der Gedanke nicht rückt und fortſchreitet und wobei ſich die dunkele Sprache immer auf demſelbigen Fleck und immer in demſelbigen Kreiſe bewegt, völlig ſo, wie das Einmaleins der Hexe in meinem Fauſt. Geben Sie mir doch einmal das Buch! Von ſeiner ſechsten Vorleſung über den Chor

habe ich ſo viel wie gar nichts verſtanden. Was ſagen Sie z. B. zu dieſem, welches nahe am Ende ſteht:"

„„Dieſe Wirklichkeit (nämlich des Volkslebens) iſt als die wahre Bedeutung derſelben deßhalb auch allein nur ihre wahrhafte Wirklichkeit, die zugleich als ſich ſelber die Wahrheit und Gewißheit, darum die allgemein geiſtige Gewißheit ausmacht, welche Gewißheit zugleich die verſöhnende Gewißheit des Chors iſt, ſo daß allein in dieſer Gewißheit, die ſich als das Reſultat der geſammten Bewegung der tragiſchen Handlung erwieſen, der Chor erſt wahrhaft dem allgemeinen Volksbewußtſeyn gemäß ſich verhält, und als ſolcher nicht bloß das Volk mehr vorſtellt, ſondern ſelbſt an und für ſich daſſelbe ſeiner Gewißheit nach iſt.""

„Ich dächte wir hätten genug! — Was ſollen erſt die Engländer und Franzoſen von der Sprache unſerer Philoſophen denken, wenn wir Deutſchen ſie ſelber nicht verſtehen."

Und trotz alle dem, ſagte ich, ſind wir darüber einig, daß dem Buch ein edles Wollen zu Grunde liege und daß es die Eigenſchaft habe, Gedanken zu erregen.

„Seine Idee von Familie und Staat, ſagte Goethe, und daraus hervorgehen könnenden tragiſchen Conflicten iſt allerdings gut und fruchtbar; doch kann ich nicht zugeben, daß ſie für die tragiſche Kunſt die beſte, oder gar die einzig richtige ſey."

„Freilich leben wir Alle in Familien und im Staat

und es trifft uns nicht leicht ein tragiſches Schickſal, das uns nicht als Glieder von Beiden träfe. Doch können wir auch ganz gut tragiſche Perſonen ſeyn und wären wir bloße Familien- oder wären wir bloße Staatsglieder. Denn es kommt im Grunde bloß auf den Conflict an, der keine Auflöſung zuläßt, und dieſer kann entſtehen aus dem Widerſpruch welcher Verhältniſſe er wolle, wenn er nur einen ächten Naturgrund hinter ſich hat und nur ein ächt tragiſcher iſt. So geht der Ajas zu Grunde an dem Dämon verletzten Ehrgefühls, und der Hercules an dem Dämon liebender Eiferſucht. In beiden Fällen iſt nicht der geringſte Conflict von Familienpietät und Staatstugend vorhanden, welches doch, nach Hinrichs, die Elemente der griechiſchen Tragödie ſeyn ſollen."

Man ſieht deutlich, ſagte ich, daß er bei dieſer Theorie bloß die Antigone im Sinne hatte. Auch ſcheint er bloß den Charakter und die Handlungsweiſe dieſer Heldin vor Augen gehabt zu haben, als er die Behauptung hinſtellte, daß die Familienpietät am reinſten im Weibe erſcheine und am allerreinſten in der Schweſter, und daß die Schweſter nur den Bruder ganz rein und geſchlechtslos lieben könne.

„Ich dächte, erwiederte Goethe, daß die Liebe von Schweſter zur Schweſter noch reiner und geſchlechtsloſer wäre! Wir müßten denn nicht wiſſen, daß unzählige Fälle vorgekommen ſind, wo zwiſchen Schweſter

und Bruder, bekannter- und unbekannterweiſe, die ſinnlichſte Neigung ſtattgefunden.“

„Ueberhaupt, fuhr Goethe fort, werden Sie bemerkt haben, daß Hinrichs bei Betrachtung der griechiſchen Tragödie ganz von der Idee ausgeht, und daß er ſich auch den Sophokles als einen Solchen denkt, der bei Erfindung und Anordnung ſeiner Stücke gleichfalls von einer Idee ausging und danach ſeine Charaktere und deren Geſchlecht und Stand beſtimmte. Sophokles ging aber bei ſeinen Stücken keineswegs von einer Idee aus, vielmehr ergriff er irgend eine längſt fertige Sage ſeines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden, und dachte nur darauf, dieſe für das Theater ſo gut und wirkſam als möglich darzuſtellen. Den Ajas wollen die Atreiden auch nicht beerdigen laſſen; aber ſo wie in der Antigone die Schweſter für den Bruder ſtrebt, ſo ſtrebt im Ajas der Bruder für den Bruder. Daß ſich des unbeerdigten Polineikes die Schweſter und des gefallenen Ajas der Bruder annimmt, iſt zufällig und gehört nicht der Erfindung des Dichters, ſondern der Ueberlieferung, welcher der Dichter folgte und folgen mußte.“

Auch was er über die Handlungsweiſe des Kreon ſagt, verſetzte ich, ſcheint ebenſowenig Stich zu halten. Er ſucht durchzuführen, daß dieſer bei dem Verbot der Beerdigung des Polineikes aus reiner Staatstugend handele; und da nun Kreon nicht bloß ein Mann,

ſondern auch ein Fürſt iſt, ſo ſtellt er den Satz auf, daß, da der Mann die tragiſche Macht des Staates vorſtelle, dieſes kein Anderer ſeyn könne, als derjenige, welcher die Perſönlichkeit des Staates ſelber ſey, nämlich der Fürſt, und daß von allen Perſonen der Mann als Fürſt diejenige Perſon ſey, welche die ſittlichſte Staatstugend übe.

„Das ſind Behauptungen, erwiederte Goethe mit einigem Lächeln, an die wohl Niemand glauben wird. Kreon handelt auch keineswegs aus Staatstugend, ſondern aus Haß gegen den Todten. Wenn Polineikes ſein väterliches Erbtheil, woraus man ihn gewaltſam vertrieben, wieder zu erobern ſuchte, ſo lag darin keineswegs ein ſo unerhörtes Vergehen gegen den Staat, daß ſein Tod nicht genug geweſen wäre und daß es noch der Beſtrafung des unſchuldigen Leichnams bedurft hätte.“

„Man ſollte überhaupt nie eine Handlungsweiſe eine Staatstugend nennen, die gegen die Tugend im Allgemeinen geht. Wenn Kreon den Polineikes zu beerdigen verbietet und durch den verweſenden Leichnam nicht bloß die Luft verpeſtet, ſondern auch Urſache iſt, daß Hunde und Raubvögel die abgeriſſenen Stücke des Todten umherſchleppen und damit ſogar die Altäre beſudeln, ſo iſt eine ſolche Menſchen und Götter beleidigende Handlungsweiſe keineswegs eine Staats-Tugend, ſondern vielmehr ein Staats-Verbrechen.

Auch hat er das ganze Stück gegen ſich. Er hat die Aelteſten des Staats, welche den Chor bilden, gegen ſich; er hat das Volk im Allgemeinen gegen ſich; er hat den Teireſias gegen ſich; er hat ſeine eigene Familie gegen ſich. Er aber hört nicht, ſondern frevelt eigenſinnig fort, bis er alle die Seinigen zu Grunde gerichtet hat und er ſelber am Ende nur noch ein Schatten iſt."

Und doch, ſagte ich, wenn man ihn reden hört, ſo ſollte man glauben, daß er einiges Recht habe.

„Das iſt's eben, erwiederte Goethe, worin Sophokles ein Meiſter iſt und worin überhaupt das Leben des Dramatiſchen beſteht. Seine Charaktere beſitzen alle eine ſolche Redegabe und wiſſen die Motive ihrer Handlungsweiſe ſo überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer faſt immer auf der Seite deſſen iſt, der zuletzt geſprochen hat."

„Man ſieht, er hat in ſeiner Jugend eine ſehr tüchtige rhetoriſche Bildung genoſſen, wodurch er denn geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzuſuchen. Doch verleitete ihn dieſe ſeine große Fähigkeit auch zu Fehlern, indem er mitunter in den Fall kam, zu weit zu gehen."

„So kommt in der Antigone eine Stelle vor, die mir immer als ein Flecken erſcheint, und worum ich Vieles geben möchte, wenn ein tüchtiger Philologe uns bewieſe, ſie wäre eingeſchoben und unächt."

„Nachdem nämlich die Heldin im Laufe des Stückes

die herrlichſten Gründe für ihre Handlung ausgeſprochen und den Edelmuth der reinſten Seele entwickelt hat, bringt ſie zuletzt, als ſie zum Tode geht, ein Motiv vor, das ganz ſchlecht iſt und faſt an's Komiſche ſtreift."

„Sie ſagt, daß ſie das, was ſie für ihren Bruder gethan, wenn ſie Mutter geweſen wäre, nicht für ihre geſtorbenen Kinder und nicht für ihren geſtorbenen Gatten gethan haben würde. Denn, ſagt ſie, wäre mir ein Gatte geſtorben, ſo hätte ich einen anderen genommen, und wären mir Kinder geſtorben, ſo hätte ich mir von dem neuen Gatten andere Kinder zeugen laſſen. Allein mit meinem Bruder iſt es ein Anderes. Einen Bruder kann ich nicht wieder bekommen, denn da mein Vater und meine Mutter todt ſind, ſo iſt Niemand da, der ihn zeugen könnte."

„Dieß iſt wenigſtens der nackte Sinn dieſer Stelle, die nach meinem Gefühl in dem Munde einer zum Tode gehenden Heldin die tragiſche Stimmung ſtört, und die mir überhaupt ſehr geſucht und gar zu ſehr als ein dialektiſches Calcül erſcheint. — Wie geſagt, ich möchte ſehr gerne, daß ein guter Philologe uns bewieſe, die Stelle ſey unächt."

Wir ſprachen darauf über Sophokles weiter und daß er bei ſeinen Stücken weniger eine ſittliche Tendenz vor Augen gehabt, als eine tüchtige Behandlung ſeines

jedesmaligen Gegenſtandes, beſonders mit Rückſicht auf theatraliſche Wirkung.

„Ich habe nichts dawider, ſagte Goethe, daß ein dramatiſcher Dichter eine ſittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es ſich darum handelt, ſeinen Gegenſtand klar und wirkſam vor den Augen des Zuſchauers vorüberzuführen, ſo können ihm dabei ſeine ſittlichen Endzwecke wenig helfen und er muß vielmehr ein groſſes Vermögen der Darſtellung und Kenntniß der Bretter beſitzen, um zu wiſſen, was zu thun und zu laſſen. Liegt im Gegenſtande eine ſittliche Wirkung, ſo wird ſie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge, als ſeines Gegenſtandes wirkſame und kunſtgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, ſo wird ſeine Wirkung immer ſittlich ſeyn, er mag ſich ſtellen, wie er wolle. Uebrigens kannte er die Bretter und verſtand ſein Metier wie Einer.“

Wie ſehr er das Theater kannte, verſetzte ich, und wie ſehr er eine theatraliſche Wirkung im Auge hatte, ſieht man an ſeinem Philoktet und der groſſen Aehnlichkeit, die dieſes Stück in der Anordnung und dem Gange der Handlung mit dem Oedip in Kolonos hat.

In beiden Stücken ſehen wir den Helden in einem hülfloſen Zuſtande, Beide alt und an körperlichen Gebrechen leidend. Der Oedip hat als Stütze die führende Tochter zur Seite; der Philoktet den Bogen.

Nun geht die Aehnlichkeit weiter. Beide hat man in ihrem Leiden verſtoßen; aber nachdem das Orakel über Beide ausgeſagt, daß nur mit ihrer Hülfe der Sieg erlangt werden könne, ſo ſucht man Beider wieder habhaft zu werden. Zum Philoktet kommt der Odyſſeus, zum Oedip der Kreon. Beide beginnen ihre Reden mit Liſt und ſüßen Worten; als aber dieſe nichts fruchten, ſo brauchen ſie Gewalt, und wir ſehen den Philoktet des Bogens und den Oedip der Tochter beraubt.

„Solche Gewaltthätigkeiten, ſagte Goethe, gaben Anlaß zu trefflichen Wechſelreden, und ſolche hülfloſe Zuſtände erregten die Gemüther des hörenden und ſchauenden Volkes, weßhalb denn ſolche Situationen vom Dichter, dem es um Wirkung auf ſein Publicum zu thun war, gerne herbeigeführt wurden. Um dieſe Wirkung beim Oedip zu verſtärken, läßt ihn Sophokles als ſchwachen Greis auftreten, da er doch, allen Umſtänden nach, noch ein Mann in ſeiner beſten Blüthe ſeyn mußte. Aber in ſo rüſtigem Alter konnte ihn der Dichter in dieſem Stück nicht gebrauchen, er hätte keine Wirkung gethan, und er machte ihn daher zu einem ſchwachen, hülfsbedürftigen Greiſe.“

Die Aehnlichkeit mit dem Philoktet, fuhr ich fort, geht weiter. Beide Helden des Stückes ſind nicht handelnd, ſondern dulden d. Dagegen hat jeder dieſer paſſiven Helden der handelnden Figuren zwei gegen ſich. Der Oedip den Kreon und Polineikes, der Phi-

loktet den Neoptolemos und Odyß. Und zwei ſolcher gegenwirkenden Figuren waren nöthig, um den Gegenſtand von allen Seiten zur Sprache zu bringen und um auch für das Stück ſelbſt die gehörige Fülle und Körperlichkeit zu gewinnen.

„Sie könnten noch hinzufügen, nahm Goethe das Wort, daß beide Stücke auch darin Aehnlichkeit haben, daß wir in beiden die höchſt wirkſame Situation eines freudigen Wechſels ſehen, indem dem einen Helden in ſeiner Troſtloſigkeit die geliebte Tochter, und dem andern der nicht weniger geliebte Bogen zurückgegeben wird."

„Auch ſind die verſöhnenden Ausgänge beider Stücke ſich ähnlich, indem beide Helden aus ihren Leiden Erlöſung erlangen; der Oedip, indem er ſelig entrückt wird, der Philoktet aber, indem wir durch Götterſpruch ſeine Heilung vor Ilion durch den Aeskulap vorausſehen."

„Wenn wir übrigens, fuhr Goethe fort, für unſere modernen Zwecke lernen wollen, uns auf dem Theater zu benehmen, ſo wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten."

„Kennen Sie ſeinen Malade imaginaire? Es iſt darin eine Scene, die mir, ſo oft ich das Stück leſe, immer als Symbol einer vollkommenen Bretter-Kenntniß erſcheint. Ich meine die Scene, wo der eingebildete Kranke ſeine kleine Tochter Louiſon befragt, ob nicht

in dem Zimmer ihrer älteren Schweſter ein junger Mann geweſen."

„Nun hätte ein Anderer, der das Metier nicht ſo gut verſtand, wie Molière, die kleine Louiſon das Factum ſogleich ganz einfach erzählen laſſen, und es wäre gethan geweſen."

„Was bringt aber Molière durch allerlei retardirende Motive in dieſe Examination für Leben und Wirkung, indem er die kleine Louiſon zuerſt thun läßt, als verſtehe ſie ihren Vater nicht; dann läugnet, daß ſie etwas wiſſe; dann, von der Ruthe bedroht, wie todt hinfällt; dann, als der Vater in Verzweiflung ausbricht, aus ihrer fingirten Ohnmacht wieder ſchelmiſch-heiter aufſpringt, und zuletzt nach und nach Alles geſteht."

„Dieſe meine Andeutung giebt Ihnen von dem Leben jenes Auftritts nur den allermagerſten Begriff; aber leſen Sie die Scene ſelbſt und durchdringen Sie ſich von ihrem theatraliſchen Werthe, und Sie werden geſtehen, daß darin mehr praktiſche Lehre enthalten, als in ſämmtlichen Theorieen."

„Ich kenne und liebe Molière, fuhr Goethe fort, ſeit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlaſſe nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu leſen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es iſt nicht bloß das vollendete künſtleriſche Verfahren, was mich an ihm entzückt, ſondern vorzüglich auch das liebenswürdige

Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es iſt in ihm eine Grazie und ein Tact für das Schickliche, und ein Ton des feinen Umgangs, wie es ſeine angeborene ſchöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichſten Menſchen ſeines Jahrhunderts erreichen konnte. — Von Menander kenne ich nur die wenigen Bruchſtücke; aber dieſe geben mir von ihm gleichfalls eine ſo hohe Idee, daß ich dieſen großen Griechen für den einzigen Menſchen halte, der mit Molière wäre zu vergleichen geweſen."

Ich bin glücklich, erwiederte ich, Sie ſo gut über Molière reden zu hören. Das klingt freilich ein wenig anders als Herr v. Schlegel! Ich habe noch in dieſen Tagen in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Poeſie mit großem Widerwillen verſchluckt, was er über Molière ſagt. Er behandelt ihn, wie Sie wiſſen, ganz von oben herab, als einen gemeinen Poſſenreißer, der die gute Geſellſchaft nur aus der Ferne geſehen und deſſen Gewerbe es geweſen, zur Ergötzung ſeines Herrn allerlei Schwänke zu erfinden. In ſolchen niedrig-luſtigen Schwänken ſey er noch am glücklichſten geweſen; doch habe er das Beſte geſtohlen. Zu der höheren Gattung des Luſtſpiels habe er ſich zwingen müſſen, und es ſey ihm nie damit gelungen.

„Einem Menſchen wie Schlegel, erwiederte Göthe, iſt freilich eine ſo tüchtige Natur wie Molière ein wahrer Dorn im Auge; er fühlt, daß er von ihm

keine Ader hat, er kann ihn nicht ausſtehen. Der Miſanthrop, den ich, als eins meiner liebſten Stücke in der Welt, immer wieder leſe, iſt ihm zuwider; den Tartüff lobt er gezwungenerweiſe ein Bißchen, aber er ſetzt ihn ſogleich wieder herab, ſo viel er nur kann. Daß Molière die Affectationen gelehrter Frauen lächerlich gemacht, kann Schlegel ihm nicht verzeihen; er fühlt wahrſcheinlich, wie einer meiner Freunde bemerkte, daß er ihn ſelbſt lächerlich gemacht haben würde, wenn er mit ihm gelebt hätte."

„Es iſt nicht zu läugnen, fuhr Göthe fort, Schlegel weiß unendlich viel, und man erſchrickt faſt über ſeine außerordentlichen Kenntniſſe und ſeine große Beleſenheit. Allein damit iſt es nicht gethan. Alle Gelehrſamkeit iſt noch kein Urtheil. Seine Kritik iſt durchaus einſeitig, indem er faſt bei allen Theaterſtücken bloß das Skelett der Fabel und Anordnung vor Augen hat, und immer nur kleine Aehnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweiſet, ohne ſich im Mindeſten darum zu bekümmern, was der Autor uns von anmuthigem Leben und Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Was helfen aber alle Künſte des Talents, wenn aus einem Theaterſtücke uns nicht eine liebenswürdige oder große Perſönlichkeit des Autors entgegenkommt! dieſes Einzige, was in die Cultur des Volkes übergeht."

„In der Art und Weiſe, wie Schlegel das Franzöſiſche Theater behandelt, finde ich das Recept zu

einem ſchlechten Recenſenten, dem jedes Organ für die Verehrung des Vortrefflichen mangelt, und der über eine tüchtige Natur und einen großen Charakter hingeht, als wäre es Spreu und Stoppel.“

Den Shakſpeare und Calderon dagegen, verſetzte ich, behandelt er gerecht, und ſogar mit entſchiedener Neigung.

„Beide, erwiederte Göthe, ſind freilich der Art, daß man über ſie nicht Gutes genug ſagen kann, wiewohl ich mich auch nicht wundern würde, wenn Schlegel ſie gleichfalls ganz ſchmählich herabgeſetzt hätte. So iſt er auch gegen Aeſchylus und Sophokles gerecht; allein dieß ſcheint nicht ſowohl zu geſchehen, weil er von ihrem ganz außerordentlichen Werthe lebendig durchdrungen wäre, als weil es bei den Philologen herkömmlich iſt, Beide ſehr hoch zu ſtellen. Denn im Grunde reicht doch Schlegel's eigenes Perſönchen nicht hin, ſo hohe Naturen zu begreifen und gehörig zu ſchätzen. Wäre dieß, ſo müßte er auch gegen Euripides gerecht ſeyn und auch gegen dieſen ganz anders zu Werke gehen, als er gethan. Von dieſem weiß er aber, daß die Philologen ihn nicht eben ſonderlich hoch halten, und er verſpürt daher kein geringes Behagen, daß es ihm, auf ſo große Autorität hin, vergönnt iſt, über dieſen großen Alten ganz ſchändlich herzufallen und ihn zu ſchulmeiſtern, wie er kann.“

„Ich habe nichts dawider, daß Euripides ſeine

Fehler habe; allein er war von Sophokles und Aeſchylus doch immerhin ein ſehr ehrenwerther Mitſtreiter. Wenn er nicht den hohen Ernſt und die ſtrenge Kunſtvollendung ſeiner beiden Vorgänger beſaß und dagegen als Theaterdichter die Dinge ein wenig läßlicher und menſchlicher tractirte, ſo kannte er wahrſcheinlich ſeine Athenienſer hinreichend, um zu wiſſen, daß der von ihm angeſtimmte Ton für ſeine Zeitgenoſſen eben der rechte ſey. Ein Dichter aber, den Socrates ſeinen Freund nannte, den Ariſtoteles hochſtellte, den Menander bewunderte, und um den Sophokles und die Stadt Athen bei der Nachricht von ſeinem Tode Trauerkleider anlegte, mußte doch wohl in der That etwas ſeyn. Wenn ein moderner Menſch, wie Schlegel, an einem ſo großen Alten Fehler zu rügen hätte, ſo ſollte es billig nicht anders geſchehen, als auf den Knieen."

Sonntag, den 1. April 1827.

Abends bei Goethe. Ich ſprach mit ihm über die geſtrige Vorſtellung ſeiner Iphigenie, worin Herr Krüger, vom Königlichen Theater zu Berlin, den Oreſt ſpielte, und zwar zu großem Beifall.

„Das Stück, ſagte Goethe, hat ſeine Schwierigkeiten. Es iſt reich an innerem Leben, aber arm an äußerem. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's. Es iſt voll der wirkſamſten Mittel, die aus den mannigfaltigſten Gräueln hervorwachſen,

die dem Stück zu Grunde liegen. Das gedruckte Wort iſt freilich nur ein matter Widerſchein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war. Aber der Schauſpieler muß uns zu dieſer erſten Gluth, die den Dichter ſeinem Sujet gegenüber beſeelte, wieder zurückbringen. Wir wollen von der Meerluft friſch angewehte, kraftvolle Griechen und Helden ſehen, die, von mannigfaltigen Uebeln und Gefahren geängſtigt und bedrängt, ſtark herausreden, was ihnen das Herz im Buſen gebietet. Aber wir wollen keine ſchwächlich empfindenden Schauſpieler, die ihre Rollen nur ſo obenhin auswendig gelernt haben; am wenigſten aber ſolche, die ihre Rollen nicht einmal können."

„Ich muß geſtehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner Iphigenie zu erleben. Das war auch die Urſache, warum ich geſtern nicht hineinging. Denn ich leide entſetzlich, wenn ich mich mit dieſen Geſpenſtern herumſchlagen muß, die nicht ſo zur Erſcheinung kommen, wie ſie ſollten."

Mit dem Oreſt, wie Herr Krüger ihn gab, ſagte ich, würden Sie wahrſcheinlich zufrieden geweſen ſeyn. Sein Spiel hatte eine Deutlichkeit, daß nichts begreiflicher, nichts faßlicher war, als ſeine Rolle. Es drang ſich Alles ein, und ich werde ſeine Bewegungen und Worte nicht vergeſſen.

Dasjenige, was in dieſer Rolle der exaltirten Anſchauung, der Viſion, gehört, trat durch ſeine körper-

lichen Bewegungen und den veränderten abwechſelnden Ton ſeiner Stimme ſo aus ſeinem Innern heraus, daß man es mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Beim Anblick dieſes Oreſt hätte Schiller die Furien ſicher nicht vermißt; ſie waren hinter ihm her, ſie waren um ihn herum.

Die bedeutende Stelle, wo Oreſt, aus ſeiner Ermattung erwachend, ſich in die Unterwelt verſetzt glaubt, gelang zu hohem Erſtaunen. Man ſah die Reihen der Ahnherren in Geſprächen wandeln, man ſah Oreſt ſich ihnen geſellen, ſie befragen und ſich an ſie anſchließen. Man fühlte ſich ſelbſt verſetzt und in die Mitte dieſer Seligen mit aufgenommen, ſo rein und tief war die Empfindung des Künſtlers und ſo groß ſein Vermögen, das Unfaßlichſte uns vor die Augen zu bringen.

„Ihr ſeid doch noch Leute, auf die ſich wirken läßt! erwiederte Göthe lachend. Aber fahren Sie fort und ſagen Sie weiter. Er ſcheint alſo wirklich gut geweſen zu ſeyn und ſeine körperlichen Mittel von Bedeutung?“

Sein Organ, ſagte ich, war rein und wohltönend, auch viel geübt und dadurch der höchſten Biegſamkeit und Mannigfaltigkeit fähig. Phyſiſche Kraft und körperliche Gewandtheit ſtanden ihm ſodann bei Ausführung aller Schwierigkeiten zur Seite. Es ſchien, daß er es ſein Lebelang an der mannigfaltigſten körperlichen Ausbildung und Uebung nicht hatte fehlen laſſen.

„Ein Schauſpieler, ſagte Goethe, ſollte eigentlich

auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So iſt ihm, um einen griechiſchen Helden darzuſtellen, durchaus nöthig, daß er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl ſtudirt und ſich die ungeſuchte Grazie ihres Sitzens, Stehens und Gehens wohl eingeprägt habe."

„Auch iſt es mit dem Körperlichen noch nicht gethan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der beſten alten und neuen Schriftſteller ſeinem Geiſte eine große Ausbildung geben, welches ihm denn nicht bloß zum Verſtändniß ſeiner Rolle zu Gute kommen, ſondern auch ſeinem ganzen Weſen und ſeiner ganzen Haltung einen höheren Anſtrich geben wird. Doch erzählen Sie weiter! Was war denn noch ſonſt Gutes an ihm zu bemerken?"

Es ſchien mir, ſagte ich, als habe ihm eine große Liebe für ſeinen Gegenſtand beigewohnt. Er hatte durch ein emſiges Studium ſich alles Einzelne klar gemacht, ſo daß er in ſeinem Helden mit großer Freiheit lebte und webte und nichts übrig blieb, was nicht durchaus wäre das Seinige geworden. Hieraus entſtand denn ein richtiger Ausdruck und eine richtige Betonung jedes einzelnen Wortes, und eine ſolche Sicherheit, daß für ihn der Souffleur eine ganz überflüſſige Perſon war.

„Das freut mich, ſagte Goethe, und ſo iſt es recht. Nichts iſt ſchrecklicher, als wenn die Schauſpieler nicht

Herr ihrer Rolle ſind und bei jedem neuen Satze nach dem Souffleur horchen müſſen, wodurch ihr Spiel ſogleich null iſt, und ſogleich ohne alle Kraft und Leben. Wenn bei einem Stück, wie meine Iphigenie, die Schauſpieler in ihren Rollen nicht durchaus feſt ſind, ſo iſt es beſſer, die Aufführung zu unterlaſſen. Denn das Stück kann bloß Erfolg haben, wenn Alles ſicher, raſch und lebendig geht."

„Nun, nun! — Es iſt mir lieb, daß es mit Krügern ſo gut abgelaufen. Zelter hatte ihn mir empfohlen, und es wäre mir fatal geweſen, wenn es mit ihm nicht ſo gut gegangen wäre, wie es iſt. Ich werde ihm auch meinerſeits einen kleinen Spaß machen und ihm ein hübſch eingebundenes Exemplar der Iphigenie zum Andenken verehren, mit einigen eingeſchriebenen Verſen in Bezug auf ſein Spiel."

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Antigone von Sophokles, auf die darin waltende hohe Sittlichkeit, und endlich auf die Frage: wie das Sittliche in die Welt gekommen?

„Durch Gott ſelber, erwiederte Goethe, wie alles andere Gute. Es iſt kein Product menſchlicher Reflection, ſondern es iſt angeſchaffene und angeborene ſchöne Natur. Es iſt mehr oder weniger den Menſchen im Allgemeinen angeſchaffen, im hohen Grade aber einzelnen, ganz vorzüglich begabten Gemüthern. Dieſe haben durch große Thaten oder Lehren ihr göttliches Innere

offenbaret, welches ſodann durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die Liebe der Menſchen ergriff und zur Verehrung und Nacheiferung gewaltig fortzog."

„Der Werth des Sittlich-Schönen und Guten aber konnte durch Erfahrung und Weisheit zum Bewußtſeyn gelangen, indem das Schlechte ſich in ſeinen Folgen als ein Solches erwies, welches das Glück des Einzelnen wie des Ganzen zerſtörte, dagegen das Edle und Rechte als ein Solches, welches das beſondere und allgemeine Glück herbeiführte und befeſtigte. So konnte das Sittlich-Schöne zur Lehre werden und ſich als ein Ausgeſprochenes über ganze Völkerſchaften verbreiten."

Ich las neulich irgendwo die Meinung ausgeſprochen, verſetzte ich, die griechiſche Tragödie habe ſich die Schönheit des Sittlichen zum beſondern Gegenſtand gemacht.

„Nicht ſowohl das Sittliche, erwiederte Goethe, als das Rein-Menſchliche in ſeinem ganzem Umfange; beſonders aber in den Richtungen, wo es, mit einer rohen Macht und Satzung in Conflict gerathend, tragiſcher Natur werden konnte. In dieſer Region lag denn freilich auch das Sittliche, als ein Haupt-Theil der menſchlichen Natur."

„Das Sittliche der Antigone iſt übrigens nicht von Sophokles erfunden, ſondern es lag im Süjet, welches aber Sophokles um ſo lieber wählen mochte, als es neben der ſittlichen Schönheit ſo viel Dramatiſch-Wirkſames in ſich hatte."

Goethe ſprach ſodann über den Charakter des Kreon und der Ismene, und über die Nothwendigkeit dieſer beiden Figuren zur Entwickelung der ſchönen Seele der Heldin.

„Alles Edle, ſagte er, iſt an ſich ſtiller Natur und ſcheint zu ſchlafen, bis es durch Widerſpruch geweckt und herausgefordert wird. Ein ſolcher Widerſpruch iſt Kreon, welcher theils der Antigone wegen da iſt, damit ſich ihre edle Natur und das Recht, was auf ihrer Seite liegt, an ihm hervorkehre, theils aber um ſein ſelbſt willen, damit ſein unſeliger Irrthum uns als ein Haſſenswürdiges erſcheine."

„Da aber Sophokles uns das hohe Innere ſeiner Heldin auch vor der That zeigen wollte, ſo mußte noch ein anderer Widerſpruch daſeyn, woran ſich ihr Charakter entwickeln konnte, und das iſt die Schweſter Ismene. In dieſer hat der Dichter uns nebenbei ein ſchönes Maaß des Gewöhnlichen gegeben, woran uns die ein ſolches Maaß weit überſteigende Höhe der Antigone deſto auffallender ſichtbar wird."

Das Geſpräch wendete ſich auf dramatiſche Schriftſteller im Allgemeinen, und welche bedeutende Wirkung auf die große Maſſe des Volkes von ihnen ausgehe und ausgehen könne.

„Ein großer dramatiſcher Dichter, ſagte Goethe, wenn er zugleich productiv iſt und ihm eine mächtige edle Geſinnung beiwohnt, die alle ſeine Werke durch-

dringt, kann erreichen, daß die Seele ſeiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dächte, das wäre etwas, das wohl der Mühe werth wäre. Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Heldenſeelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nöthig hatte; weßhalb er denn von Corneille ſagte, daß, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürſten machen würde. Ein dramatiſcher Dichter, der ſeine Beſtimmung kennt, ſoll daher unabläſſig an ſeiner höheren Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle ſey."

„Man ſtudire nicht die Mitgeborenen und Mitſtrebenden, ſondern große Menſchen der Vorzeit, deren Werke ſeit Jahrhunderten gleichen Werth und gleiches Anſehen behalten haben. Ein wirklich hochbegabter Menſch wird das Bedürfniß dazu ohnedieß in ſich fühlen, und gerade dieſes Bedürfniß des Umgangs mit großen Vorgängern iſt das Zeichen einer höheren Anlage. Man ſtudire Molière, man ſtudire Shakſpeare, aber vor allen Dingen die alten Griechen und immer die Griechen."

Für hochbegabte Naturen, bemerkte ich, mag das Studium der Schriften des Alterthums allerdings ganz unſchätzbar ſeyn; allein im Allgemeinen ſcheint es auf den perſönlichen Charakter wenig Einfluß auszuüben. Wenn das wäre, ſo müßten ja alle Philologen und

Theologen die vortrefflichſten Menſchen ſeyn. Dieß iſt aber keineswegs der Fall, und es ſind ſolche Kenner der griechiſchen und lateiniſchen Schriften des Alterthums eben tüchtige Leute, oder auch arme Wichte, je nach den guten oder ſchlechten Eigenſchaften, die Gott in ihre Natur gelegt, oder die ſie von Vater und Mutter mitbrachten.

„Dagegen iſt nichts zu erinnern, erwiederte Göthe; aber damit iſt durchaus nicht geſagt, daß das Studium der Schriften des Alterthums für die Bildung eines Charakters überall ohne Wirkung wäre. Ein Lump bleibt freilich ein Lump, und eine kleinliche Natur wird durch einen ſelbſt täglichen Verkehr mit der Großheit antiker Geſinnung um keinen Zoll größer werden. Allein ein edler Menſch, in deſſen Seele Gott die Fähigkeit künftiger Charaktergröße und Geiſteshoheit gelegt, wird durch die Bekanntſchaft und den vertraulichen Umgang mit den erhabenen Naturen griechiſcher und römiſcher Vorzeit ſich auf das Herrlichſte entwickeln und mit jedem Tage zuſehends zu ähnlicher Größe heranwachſen.“

Mittwoch, den 18. April 1827.

Mit Göthe vor Tiſch ſpazieren gefahren eine Strecke die Straße nach Erfurt hinaus. Es begegnete uns allerhand Frachtfuhrwerk mit Waaren für die Leipziger

Meſſe. Auch einige Züge Koppelpferde, worunter ſehr ſchöne Thiere.

„Ich muß über die Aeſthetiker lachen, ſagte Göthe, welche ſich abquälen, dasjenige Unausſprechliche, wofür wir den Ausdruck ſchön gebrauchen, durch einige abſtracte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne iſt ein Urphänomen, das zwar nie ſelber zur Erſcheinung kommt, deſſen Abglanz aber in tauſend verſchiedenen Aeußerungen des ſchaffenden Geiſtes ſichtbar wird, und ſo mannigfaltig und ſo verſchiedenartig iſt, als die Natur ſelber.“

Ich habe oft ausſprechen hören, ſagte ich, die Natur ſey immer ſchön; ſie ſey die Verzweiflung des Künſtlers, indem er ſelten fähig ſey, ſie ganz zu erreichen.

„Ich weiß wohl, erwiederte Goethe, daß die Natur oft einen unerreichbaren Zauber entfaltet; allein ich bin keineswegs der Meinung, daß ſie in allen ihren Aeußerungen ſchön ſey. Ihre Intentionen ſind zwar immer gut, allein die Bedingungen ſind es nicht, die dazu gehören, ſie ſtets vollkommen zur Erſcheinung gelangen zu laſſen.“

„So iſt die Eiche ein Baum, der ſehr ſchön ſeyn kann. Doch wie viele günſtige Umſtände müſſen zuſammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft ſchön hervorzubringen! Wächſt die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbar-

ſtämmen umgeben, ſo wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird ſie nur wenige ſchwache Aeſte treiben, und auch dieſe werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat ſie aber endlich erreicht, ſich mit ihrem Gipfel oben im Freien zu fühlen, ſo wird ſie ſich beruhigen und nun anfangen ſich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein ſie iſt auf dieſer Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre friſcheſten Kräfte hingenommen, und ihr Beſtreben, ſich jetzt noch nach der Breite hin mächtig zu erweiſen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, ſtark und ſchlankſtämmig wird ſie nach vollendetem Wuchſe daſtehen, doch ohne ein ſolches Verhältniß zwiſchen Stamm und Krone, um in der That ſchön zu ſeyn."

„Wächſt hinwieder die Eiche an feuchten, ſumpfigen Orten und iſt der Boden zu nahrhaft, ſo wird ſie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Aeſte und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerſtrebenden, retardirenden Einwirkungen fehlen, das Knorrige, Eigenſinnige, Zackige wird ſich nicht entwickeln, und, aus einiger Ferne geſehen, wird der Baum ein ſchwaches, lindenartiges Anſehen gewinnen, und er wird nicht ſchön ſeyn, wenigſtens nicht als Eiche."

„Wächſt ſie endlich an bergigen Abhängen, auf dürf-

tigem steinigten Erdreich, so wird sie zwar im Uebermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken, und sie wird nie erreichen, daß man von ihr sage: es walte in ihr etwas, das fähig sey, uns in Erstaunen zu setzen."

Ich freute mich dieser guten Worte. Sehr schöne Eichen, sagte ich, habe ich gesehen, als ich vor einigen Jahren von Göttingen aus mitunter kleine Touren ins Weserthal machte. Besonders mächtig fand ich sie im Solling in der Gegend von Höxter.

„Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden, fuhr Goethe fort, wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt ist, scheint ihr am günstigsten zu seyn. Und dann will sie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne und Regen und Wind von allen Seiten her in sich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachsen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, so daß nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt."

Könnte man nicht aus diesen Ihren Andeutungen, versetzte ich, ein Resultat ziehen und sagen: ein Geschöpf sey dann schön, wenn es zu dem Gipfel seiner natürlichen Entwickelung gelangt sey?

„Recht wohl, erwiederte Goethe; doch müßte man zuvor aussprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verstanden haben."

Ich würde damit, erwiederte ich, diejenige Periode des Wachsthums bezeichnen, wo der Charakter, der diesem oder jenem Geschöpf eigenthümlich ist, vollkommen ausgeprägt erscheint.

„In diesem Sinne, erwiederte Goethe, wäre nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn man noch hinzufügte, daß zu solchem vollkommen ausgeprägten Charakter zugleich gehöre, daß der Bau der verschiedenen Glieder eines Geschöpfes dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig sey."

„So wäre z. B. ein mannbares Mädchen, dessen Naturbestimmung ist, Kinder zu gebären und Kinder zu säugen, nicht schön ohne gehörige Breite des Beckens und ohne gehörige Fülle der Brüste. Doch wäre auch ein Zuviel nicht schön, denn das würde über das Zweckmäßige hinausgehen."

„Warum konnten wir vorhin einige der Reitpferde, die uns begegneten, schön nennen, als eben wegen der Zweckmäßigkeit ihres Baues. Es war nicht bloß das Zierliche, Leichte, Graziöse ihrer Bewegungen, sondern noch etwas mehr, worüber ein guter Reiter und Pferdekenner reden müßte und wovon wir Anderen bloß den allgemeinen Eindruck empfinden."

Könnte man nicht auch, sagte ich, einen Karrengaul

ſchön nennen, wie uns vorhin einige ſehr ſtarke vor den Frachtwagen der Brabanter Fuhrleute begegneten?

„Allerdings! erwiederte Goethe; und warum nicht? Ein Maler fände an dem ſtark ausgeprägten Charakter, an dem mächtigen Ausdruck von Knochen, Sehnen und Muskeln eines ſolchen Thieres wahrſcheinlich noch ein weit mannigfaltigeres Spiel von allerlei Schönheiten, als an dem milderen, egaleren Charakter eines zierlichen Reitpferdes.“

„Die Hauptſache iſt immer, fuhr Goethe fort, daß die Race rein und der Menſch nicht ſeine verſtümmelnde Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeſchnitten, ein Hund mit geſtutzten Ohren, ein Baum, dem man die mächtigſten Zweige genommen und das Uebrige kugelförmig geſchnitzelt hat, und über Alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüſte verdorben und entſtellt worden, alles dieſes ſind Dinge, von denen ſich der gute Geſchmack abwendet und die bloß in dem Schönheits-Katechismus der Philiſter ihre Stelle haben.“

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen waren wir wieder zurückgekehrt. Wir machten vor Tiſch noch einige Gänge im Hausgarten. Das Wetter war ſehr ſchön; die Frühlingsſonne fing an mächtig zu werden und an Büſchen und Hecken ſchon allerlei Laub und Blüthen hervorzulocken. Goethe war voller Gedanken und Hoffnungen eines genußreichen Sommers.

Darauf bei Tiſch, waren wir ſehr heiter. Der junge Goethe hatte die Helena ſeines Vaters geleſen und ſprach darüber mit vieler Einſicht eines natürlichen Verſtandes. Ueber den im antiken Sinne gedichteten Theil ließ er eine entſchiedene Freude blicken, während ihm die opernartige romantiſche Hälfte, wie man merken konnte, beim Leſen nicht lebendig geworden.

„Du haſt im Grunde recht, und es iſt ein eigenes Ding, ſagte Goethe. Man kann zwar nicht ſagen, daß das Vernünftige immer ſchön ſey; allein das Schöne iſt doch immer vernünftig, oder wenigſtens es ſollte ſo ſeyn. Der antike Theil gefällt dir aus dem Grunde, weil er faßlich iſt, weil du die einzelnen Theile überſehen und du meiner Vernunft mit der deinigen beikommen kannſt. In der zweiten Hälfte iſt zwar auch allerlei Verſtand und Vernunft gebraucht und verarbeitet worden; allein es iſt ſchwer und erfordert einiges Studium, ehe man den Dingen beikommt und ehe man mit eigener Vernunft die Vernunft des Autors wieder herausfindet.“

Goethe ſprach darauf mit allerlei Lob und Anerkennung über die Gedichte der Madame Taſtü, mit deren Lectüre er ſich in dieſen Tagen beſchäftiget.

Als die Uebrigen gingen und ich mich auch anſchickte zu gehen, bat er mich, noch ein wenig zu bleiben. Er ließ ein Portefeuille mit Kupferſtichen und Radierungen Niederländiſcher Meiſter herbeibringen.

„Ich will Sie doch, ſagte er, zum Nachtiſch noch mit etwas Gutem tractiren.“ Mit dieſen Worten legte er mir ein Blatt vor, eine Landſchaft von Rubens. — „Sie haben, ſagte er, dieſes Bild zwar ſchon bei mir geſehen; allein man kann etwas Vortreffliches nicht oft genug betrachten, und dießmal handelt es ſich noch dazu um etwas ganz Beſonderes. Möchten Sie mir wohl ſagen, was Sie ſehen?“

Nun, ſagte ich, wenn ich von der Tiefe anfange, ſo haben wir im äußerſten Hintergrunde einen ſehr hellen Himmel, wie eben nach Sonnenuntergang. Dann, gleichfalls in der äußerſten Ferne, ein Dorf und eine Stadt, in der Helle des Abendlichtes. In der Mitte des Bildes ſodann einen Weg, worauf eine Heerde Schafe dem Dorfe zueilet. Rechts im Bilde allerlei Heuhaufen und einen Wagen, der ſoeben voll geladen worden. Angeſchirrte Pferde graſen in der Nähe. Ferner, ſeitwärts in Gebüſchen zerſtreut, mehrere weidende Stuten mit ihren Fohlen, die das Anſehen haben, als würden ſie in der Nacht draußen bleiben. Sodann, näher dem Vordergrunde zu, eine Gruppe großer Bäume, und zuletzt, ganz im Vordergrunde links, verſchiedene nach Hauſe gehende Arbeiter.

„Gut, ſagte Goethe, das wäre wohl Alles. Aber die Hauptſache fehlt noch. Alle dieſe Dinge, die wir dargeſtellt ſehen: die Heerde Schafe, der Wagen mit

Heu, die Pferde, die nach Hauſe gehenden Feldarbeiter, von welcher Seite ſind ſie beleuchtet?"

Sie haben das Licht, ſagte ich, auf der uns zugekehrten Seite und werfen die Schatten in das Bild hinein. Beſonders die nach Hauſe gehenden Feldarbeiter im Vordergrunde ſind ſehr im Hellen, welches einen trefflichen Effect thut.

„Wodurch hat aber Rubens dieſe ſchöne Wirkung hervorgebracht?"

Dadurch, antwortete ich, daß er dieſe hellen Figuren auf einem dunkeln Grunde erſcheinen läßt.

„Aber dieſer dunkle Grund, erwiederte Goethe, wodurch entſteht er?"

Es iſt der mächtige Schatten, ſagte ich, den die Baumgruppe den Figuren entgegenwirft. — Aber wie? fuhr ich mit Ueberraſchung fort, die Figuren werfen den Schatten in das Bild hinein, die Baumgruppe dagegen wirft den Schatten dem Beſchauer entgegen? — Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengeſetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur iſt!

„Das iſt eben der Punkt, erwiederte Goethe mit einigem Lächeln. Das iſt es, wodurch Rubens ſich groß erweiſet und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiſte über der Natur ſteht und ſie ſeinen höheren Zwecken gemäß tractirt. Das doppelte Licht iſt allerdings gewaltſam, und Sie können immerhin ſagen, es ſey gegen die Natur. Allein, wenn es gegen die Natur

iſt, ſo ſage ich zugleich, es ſey höher als die Natur, ſo ſage ich, es ſey der kühne Griff des Meiſters, wodurch er auf geniale Weiſe an den Tag legt, daß die Kunſt der natürlichen Nothwendigkeit nicht durchaus unterworfen iſt, ſondern ihre eigenen Geſetze hat."

„Der Künſtler, fuhr Goethe fort, muß freilich die Natur im Einzelnen treu und fromm nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Thieres nichts willkürlich ändern, ſo daß dadurch der eigenthümliche Charakter verletzt würde. Denn das hieße die Natur vernichten. Allein in den höheren Regionen des künſtleriſchen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier ſogar zu Fictionen ſchreiten, wie Rubens in dieſer Landſchaft mit dem doppelten Lichte gethan."

„Der Künſtler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältniß: er iſt ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er iſt ihr Sklave, inſofern er mit irdiſchen Mitteln wirken muß, um verſtanden zu werden; ihr Herr aber, inſofern er dieſe irdiſchen Mittel ſeinen höheren Intentionen unterwirft und ihnen dienſtbar macht."

„Der Künſtler will zur Welt durch ein Ganzes ſprechen; dieſes Ganze aber findet er nicht in der Natur, ſondern es iſt die Frucht ſeines eigenen Geiſtes, oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems."

„Betrachten wir dieſe Landſchaft von Rubens nur ſo obenhin, ſo kommt uns Alles ſo natürlich vor, als ſey es nur geradezu von der Natur abgeſchrieben. Es iſt aber nicht ſo. Ein ſo ſchönes Bild iſt nie in der Natur geſehen worden, ebenſowenig als eine Landſchaft von Pouſſin oder Claude Lorrain, die uns auch ſehr natürlich erſcheinet, die wir aber gleichfalls in der Wirklichkeit vergebens ſuchen.“

Ließen ſich nicht auch, ſagte ich, ähnliche kühne Züge künſtleriſcher Fiction, wie dieſes doppelte Licht von Rubens, in der Literatur finden?

„Da brauchten wir nicht eben weit zu gehen, erwiederte Goethe nach einigem Nachdenken. Ich könnte ſie Ihnen im Shakſpeare zu Dutzenden nachweiſen. — Nehmen Sie nur den Macbeth. Als die Lady ihren Gemahl zur That begeiſtern will, ſagt ſie:

Ich habe Kinder aufgeſäugt ꝛc.

Ob dieſes wahr iſt oder nicht, kommt gar nicht darauf an; aber die Lady ſagt es, und ſie muß es ſagen, um ihrer Rede dadurch Nachdruck zu geben. — Im ſpäteren Verlauf des Stückes aber, als Macduff die Nachricht von dem Untergange der Seinen erfährt, ruft er im wilden Grimme aus:

Er hat keine Kinder!

Dieſe Worte des Macduff kommen alſo mit denen der Lady in Widerſpruch; aber das kümmert Shakſpeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedes-

maligen Rede an, und ſo wie die Lady zum höchſten Nachdruck ihrer Worte ſagen mußte: „Ich habe Kinder aufgeſäugt", ſo mußte auch zu eben dieſem Zweck Macduff ſagen: „Er hat keine Kinder!"

„Ueberall, fuhr Goethe fort, ſollen wir es mit dem Pinſelſtriche eines Malers, oder dem Worte eines Dichters nicht ſo genau und kleinlich nehmen; vielmehr ſollen wir ein Kunſtwerk, das mit kühnem und freiem Geiſte gemacht worden, auch wo möglich mit eben ſolchem Geiſte wieder anſchauen und genießen."

„So wäre es thöricht, wenn man aus den Worten des Macbeth:

Gebier mir keine Töchter ꝛc.

den Schluß ziehen wollte, die Lady ſey ein ganz jugendliches Weſen, das noch nicht geboren habe. Und ebenſo thöricht wäre es, wenn man weiter gehen und verlangen wollte, die Lady müſſe auf der Bühne als eine ſolche ſehr jugendliche Perſon dargeſtellt werden."

„Shakſpeare läßt den Macbeth dieſe Worte keineswegs ſagen, um damit die Jugend der Lady zu beweiſen, ſondern dieſe Worte, wie die vorhin angeführten der Lady und des Macduff, ſind bloß rethoriſcher Zwecke wegen da, und wollen weiter nichts beweiſen, als daß der Dichter ſeine Perſonen jedesmal das reden läßt, was eben an dieſer Stelle gehörig, wirkſam und gut iſt, ohne ſich viel und ängſtlich zu bekümmern und

zu calculiren, ob dieſe Worte vielleicht mit einer anderen Stelle in ſcheinbaren Widerſpruch gerathen möchten."

„Ueberhaupt hat Shakſpeare bei ſeinen Stücken ſchwerlich daran gedacht, daß ſie als gedruckte Buchſtaben vorliegen würden, die man überzählen und gegen einander vergleichen und berechnen möchte; vielmehr hatte er die Bühne vor Augen, als er ſchrieb; er ſah ſeine Stücke als ein Bewegliches, Lebendiges an, das von den Brettern herab den Augen und Ohren raſch vorüberfließen würde, das man nicht feſthalten und im Einzelnen bekritteln könnte, und wobei es bloß darauf ankam, immer nur im gegenwärtigen Moment wirkſam und bedeutend zu ſeyn."

Dienstag, den 24. April 1827.

Auguſt Wilhelm v. Schlegel iſt hier. Goethe machte mit ihm vor Tiſch eine Spazierfahrt ums Webicht und gab ihm zu Ehren dieſen Abend einen großen Thee, wobei auch Schlegel's Reiſegefährte, Herr Doctor Laſſen, gegenwärtig. Alles in Weimar, was irgend Namen und Rang hatte, war dazu eingeladen, ſo daß das Getreibe in Goethe's Zimmern groß war. Herr von Schlegel war ganz von Damen umringt, denen er aufgerollte ſchmale Streifen mit indiſchen Götterbildern vorzeigte, ſowie den ganzen Text von zwei großen indiſchen Gedichten, von denen, außer ihm ſelbſt und Dr.

Laſſen, wahrſcheinlich Niemand etwas verſtand. Schlegel war höchſt ſauber angezogen und höchſt jugendlichen, blühenden Anſehens, ſo daß einige der Anweſenden behaupten wollten, er ſcheine nicht unerfahren in Anwendung kosmetiſcher Mittel.

Goethe zog mich in ein Fenſter. „Nun? wie gefällt er Ihnen.“ Noch ganz ſo, wie ſonſt, erwiederte ich. „Er iſt freilich in vieler Hinſicht kein Mann, fuhr Goethe fort; aber doch kann man ihm, ſeiner vielſeitigen gelehrten Kenntniſſe und ſeiner großen Verdienſte wegen, ſchon etwas zu Gute halten.“

Mittwoch, den 25. April 1827.

Bei Goethe zu Tiſche mit Herrn Dr. Laſſen. Schlegel war heute abermals an Hof zur Tafel gezogen. Herr Laſſen entwickelte große Kenntniſſe der indiſchen Poeſie, die Goethen höchſt willkommen zu ſeyn ſchienen, um ſein eigenes immerhin nur ſehr lückenhaftes Wiſſen in dieſen Dingen zu ergänzen.

Ich war Abends wieder einige Augenblicke bei Goethe. Er erzählte mir, daß Schlegel in der Dämmerung bei ihm geweſen und daß er mit ihm ein höchſt bedeutendes Geſpräch über literariſche und hiſtoriſche Gegenſtände geführt, das für ihn ſehr belehrend geweſen. „Nur muß man, fügte er hinzu, keine Trauben von den Dornen und keine Feigen von den Diſteln verlangen; übrigens iſt Alles ganz vortrefflich.“

Donnerstag, den 3. Mai 1827.

Die höchst gelungene Ueberſetzung der dramatiſchen Werke Goethe's von Stapfer hat in dem zu Paris erſcheinenden Globe des vorigen Jahres durch Herrn J. J. Ampère eine Beurtheilung gefunden, die nicht weniger vortrefflich iſt, und die Göthen ſo angenehm berührte, daß er ſehr oft darauf zurückkam und ſich ſehr oft mit großer Anerkennung darüber ausließ.

„Der Standpunkt des Herrn Ampère, ſagte er, iſt ein ſehr hoher. Wenn deutſche Recenſenten bei ähnlichen Anläſſen gern von der Philoſophie ausgehen und bei Betrachtung und Beſprechung eines dichteriſchen Erzeugniſſes auf eine Weiſe verfahren, daß dasjenige, was ſie zu deſſen Aufklärung beibringen, nur Philoſophen ihrer eigenen Schule zugänglich, für andere Leute aber weit dunkler iſt als das Werk, das ſie erläutern wollen, ſelber, ſo benimmt ſich dagegen Herr Ampère durchaus praktiſch und menſchlich. — Als Einer, der das Metier aus dem Grunde kennt, zeigt er die Verwandtſchaft des Erzeugten mit dem Erzeuger, und beurtheilt die verſchiedenen poetiſchen Productionen als verſchiedene Früchte verſchiedener Lebensepochen des Dichters.“

„Er hat den abwechſelnden Gang meiner irdiſchen Laufbahn und meiner Seelenzuſtände im Tiefſten ſtudirt und ſogar die Fähigkeit gehabt, das zu ſehen, was ich nicht ausgeſprochen und was, ſo zu ſagen, nur zwiſchen

den Zeilen zu lesen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines Weimar'schen Dienst- und Hoflebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Lust zum Schaffen, die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffes von demjenigen frei zu machen, was mir noch aus meinen Weimar'schen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den Tasso einen gesteigerten Werther."

„Sodann über den Faust äußert er sich nicht weniger geistreich, indem er nicht bloß das düstere, unbefriedigte Streben der Hauptfigur, sondern auch den Hohn und die herbe Ironie des Mephistopheles als Theile meines eigenen Wesens bezeichnet."

In dieser und ähnlicher anerkennenden Weise sprach Goethe über Herrn Ampère sehr oft; wir faßten für ihn ein entschiedenes Interesse, wir suchten uns seine Persönlichkeit klar zu machen, und wenn uns dieses auch nicht gelingen konnte, so waren wir doch darüber einig, daß es ein Mann von mittleren Jahren seyn müsse, um die Wechselwirkung von Leben und Dichten so aus dem Grunde zu verstehen.

Sehr überrascht waren wir daher, als Herr Ampère vor einigen Tagen in Weimar eintraf und sich uns als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren

darſtellte; und nicht weniger überraſcht waren wir, als er gegen uns im Laufe eines weiteren Verkehrs äußerte, daß ſämmtliche Mitarbeiter des Globe, deſſen Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsſtufe wir oft bewundert, lauter junge Leute wären, wie er.

Ich begreife wohl, ſagte ich, daß Einer jung ſeyn kann, um Bedeutendes zu *produciren* und, gleich Mérimée, im zwanzigſten Jahre treffliche Stücke zu ſchreiben; allein daß Einem bei ähnlich jungen Jahren eine ſolche Ueberſicht und ſo tiefe Einblicke zu Gebote ſtehen, um eine ſolche Höhe des *Urtheils* zu beſitzen, wie die Herren des Globe, das iſt mir durchaus etwas Neues.

„Ihnen in Ihrer Haide, erwiederte Goethe, iſt es freilich nicht ſo leicht geworden, und auch wir Andern im mittleren Deutſchland haben unſer Bischen Weisheit ſchwer genug erkaufen müſſen. Denn wir führen doch im Grunde Alle ein iſolirtes armſeliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns ſehr wenige Cultur entgegen und unſere ſämmtlichen Talente und guten Köpfe ſind über ganz Deutſchland ausgeſäet. Da ſitzt Einer in Wien, ein Anderer in Berlin, ein Anderer in Königsberg, ein Anderer in Bonn oder Düſſeldorf, Alle durch fünfzig bis hundert Meilen von einander getrennt, ſo daß perſönliche Berührungen und ein perſönlicher Austauſch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dieß aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich

in dem, was ich ſuche, und mir zu wiſſen nöthig, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich ſonſt auf meinem einſamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte."

„Nun aber denken Sie ſich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichſten Köpfe eines großen Reiches auf einem einzigen Fleck beiſammen ſind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer ſich gegenſeitig belehren und ſteigern; wo das Beſte aus allen Reichen der Natur und Kunſt des ganzen Erdbodens der täglichen Anſchauung offen ſteht; dieſe Weltſtadt denken Sie ſich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geſchichte ſich entwickelt hat. Und zu dieſem Allen denken Sie ſich nicht das Paris einer dumpfen geiſtloſen Zeit, ſondern das Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem ſeit drei Menſchenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihres Gleichen eine ſolche Fülle von Geiſt in Cours geſetzt iſt, wie ſie ſich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweitenmale findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in ſolcher Fülle aufgewachſen, in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre wohl etwas ſeyn kann."

„Sie ſagten doch vorhin, fuhr Goethe fort, Sie könnten ſich ſehr wohl denken, daß Einer in ſeinem zwanzigſten Jahre ſo gute Stücke ſchreiben könne, wie Mérimée. Ich habe gar nichts dawider, und bin auch im

Ganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Production leichter ſey, als ein jugendlich-tüchtiges Urtheil. Allein in Deutſchland ſoll Einer es wohl bleiben laſſen, ſo jung wie Mérimée etwas ſo Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken ſeiner Clara Gazul gethan. Es iſt wahr, Schiller war recht jung, als er ſeine Räuber, ſeine Kabale und Liebe und ſeinen Fiesco ſchrieb. Allein, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, ſo ſind doch alle dieſe Stücke mehr Aeußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß ſie von großer Bildungsreife des Autors zeugten. Daran iſt aber nicht Schiller Schuld, ſondern der Culturzuſtand ſeiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir Alle erfahren, uns auf einſamem Wege durchzuhelfen."

„Nehmen Sie dagegen Béranger. Er iſt der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdrucker-Lehrling, dann mit kleinem Gehalte angeſtellt in irgend einem Bureau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Univerſität beſucht, und doch ſind ſeine Lieder ſo voll reifer Bildung, ſo voll Grazie, ſo voll Geiſt und feinſter Ironie, und von einer ſolchen Kunſtvollendung und meiſterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, ſondern des ganzen gebildeten Europa's iſt."

„Denken Sie ſich aber dieſen ſelben Béranger, anſtatt in Paris geboren und in dieſer Weltſtadt heran-

gekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und laſſen Sie ihn ſeine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortſetzen, und fragen Sie ſich, welche Früchte dieſer ſelbe Baum, in einem ſolchen Boden und in einer ſolchen Atmoſphäre aufgewachſen, wohl würde getragen haben."

„Alſo, mein Guter, ich wiederhole: es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geiſt und tüchtige Bildung in Cours ſey, wenn ein Talent ſich ſchnell und freudig entwickeln ſoll."

„Wir bewundern die Tragödieen der alten Griechen; allein, recht beſehen, ſollten wir mehr die Zeit und die Nation bewundern, in der ſie möglich waren, als die einzelnen Verfaſſer. — Denn wenn auch dieſe Stücke unter ſich ein wenig verſchieden, und wenn auch der eine dieſer Poeten ein wenig größer und vollendeter erſcheint als der andere, ſo trägt doch, im Groben und Ganzen betrachtet, Alles nur einen einzigen durchgehenden Charakter. Dieß iſt der Charakter des Großartigen, des Tüchtigen, des Geſunden, des Menſchlich-Vollendeten, der hohen Lebensweisheit, der erhabenen Denkungsweiſe, der reinkräftigen Anſchauung, und welche Eigenſchaften man noch ſonſt aufzählen könnte. — Finden ſich nun aber alle dieſe Eigenſchaften nicht bloß in den auf uns gekommenen dramatiſchen, ſondern auch in den lyriſchen und epiſchen Werken; finden wir ſie ferner bei den Philoſophen, Rhetoren und Geſchichts-

ſchreibern, und in gleich hohem Grade in den auf uns gekommenen Werken der bildenden Kunſt, ſo muß man ſich wohl überzeugen, daß ſolche Eigenſchaften nicht bloß einzelnen Perſonen anhafteten, ſondern daß ſie der Nation und der ganzen Zeit angehörten und in ihr in Cours waren."

„Nehmen Sie Burns. Wodurch iſt er groß, als daß die alten Lieder ſeiner Vorfahren im Munde des Volkes lebten, daß ſie ihm, ſo zu ſagen, bei der Wiege geſungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs, und die hohe Vortrefflichkeit dieſer Muſter ſich ihm ſo einlebte, daß er darin eine lebendige Baſis hatte, worauf er weiter ſchreiten konnte. — Und ferner, wodurch iſt er groß, als daß ſeine eigenen Lieder in ſeinem Volke ſogleich empfängliche Ohren fanden, daß ſie ihm alſobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegen klangen und er in der Schenke von heiteren Geſellen damit begrüßt wurde. Da konnte es freilich etwas werden!"

„Wie ärmlich ſieht es dagegen bei uns Deutſchen aus! — Was lebte denn in meiner Jugend von unſern nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? — Herder und ſeine Nachfolger mußten erſt anfangen, ſie zu ſammeln und der Vergeſſenheit zu entreißen; dann hatte man ſie doch wenigſtens gedruckt in Bibliotheken. — Und ſpäter, was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte ſagen,

daß ſie geringer und weniger volksthümlich wären, als die des vortrefflichen Burns! Allein, was iſt davon lebendig geworden, ſo daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? — Sie ſind geſchrieben und gedruckt worden und ſtehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Looſe deutſcher Dichter. — Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübſchen Mädchen am Klaviere geſungen, allein im eigentlichen Volke iſt Alles ſtille. Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italieniſche Fiſcher mir Stellen des Taſſo ſangen!" —

„Wir Deutſchen ſind von geſtern. Wir haben zwar ſeit einem Jahrhundert ganz tüchtig cultivirt; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unſeren Landsleuten ſo viel Geiſt und höhere Cultur eindringe und allgemein werde, daß ſie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß ſie ſich für ein hübſches Lied begeiſtern, und daß man von ihnen wird ſagen können, es ſey lange her, daß ſie Barbaren geweſen."

Freitag, den 4. Mai 1827.

Zu Ehren Ampère's und ſeines Freundes Stapfer großes Diner bei Goethe. Die Unterhaltung war laut, heiter und bunt durcheinander. Ampère erzählte Goethen viel von Mérimée, Alfred de Vigny und anderen

bedeutenden Talenten. Auch ward ſehr viel über Béranger geſprochen, deſſen unvergleichliche Lieder Goethe täglich in Gedanken hat. Es kam zur Erwähnung, ob Béranger's heitere Liebeslieder vor ſeinen politiſchen den Vorzug verdienten, wobei Goethe ſeine Meinung dahin entwickelte, daß im Allgemeinen ein rein poetiſcher Stoff einem politiſchen ſo ſehr voranſtehe, als die reine, ewige Naturwahrheit der Parteianſicht.

„Uebrigens, fuhr er fort, hat Béranger in ſeinen politiſchen Gedichten ſich als Wohlthäter ſeiner Nation erwieſen. Nach der Invaſion der Alliirten fanden die Franzoſen in ihm das beſte Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete ſie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiſer, deſſen Andenken noch in jeder Hütte lebendig, und deſſen große Eigenſchaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortſetzung ſeiner despotiſchen Herrſchaft zu wünſchen. Jetzt, unter den Bourbonen, ſcheint es ihm nicht zu behagen. Es iſt freilich ein ſchwach gewordenes Geſchlecht! Und der jetzige Franzoſe will auf dem Throne große Eigenſchaften, obgleich er gerne ſelber mitherrſcht und ſelber gerne ein Wort mitredet.“

Nach Tiſch verbreitete ſich die Geſellſchaft im Garten und Goethe winkte mir zu einer Spazierfahrt um das Gehölz auf dem Wege nach Tiefurt.

Er war im Wagen ſehr gut und liebevoll. Er freute ſich, daß mit Ampère ein ſo hübſches Verhältniß

angeknüpft worden, wovon er ſich für die Anerkennung und Verbreitung der deutſchen Literatur in Frankreich die ſchönſten Folgen verſpreche.

„Ampère, fügte er hinzu, ſteht freilich in ſeiner Bildung ſo hoch, daß die nationalen Vorurtheile, Appreheuſionen und Vornirtheiten vieler ſeiner Landsleute weit hinter ihm liegen, und er ſeinem Geiſte nach weit mehr ein Weltbürger iſt, als ein Bürger von Paris. Ich ſehe übrigens die Zeit kommen, wo er in Frankreich Tauſende haben wird, die ihm gleich denken.“

Sonntag, den 6. Mai 1827.

Abermalige Tiſchgeſellſchaft bei Goethe, wobei dieſelbigen Perſonen zugegen, wie vorgeſtern. Man ſprach ſehr viel über die Helena und den Taſſo. Goethe erzählte uns darauf, wie er im Jahre 1797 den Plan gehabt, die Sage vom Tell als epiſches Gedicht in Hexametern zu behandeln.

„Ich beſuchte, ſagte er, im gedachten Jahre noch einmal die kleinen Cantone und den Vierwaldſtädter See, und dieſe reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen ſolchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechſelung und Fülle einer ſo unvergleichlichen Landſchaft in einem Gedicht darzuſtellen. Um aber in meine Darſtellung mehr Reiz, Intereſſe und Leben zu bringen, hielt ich es für gut, den höchſt bedeutenden Grund und Boden mit ebenſo

bedeutenden menſchlichen Figuren zu staffiren, wo denn die Sage vom Tell mir als ſehr erwünſcht zu ſtatten kam."

„Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in ſich ſelbſt zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenſchen, der als Laſtträger die Cantone durchwandert, überall gekannt und geliebt iſt, überall hülfreich, übrigens ruhig ſein Gewerbe treibend, für Weib und Kinder ſorgend, und ſich nicht kümmernd, wer Herr oder Knecht ſey."

„Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes thut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und deſſen Wohl und Wehe ſo völlig gleichgültige Dinge ſind, als ob ſie gar nicht exiſtirten."

„Das Höhere und Beſſere der menſchlichen Natur dagegen, die Liebe zum heimathlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländiſcher Geſetze, das Gefühl ferner der Schmach, ſich von einem fremden Wüſtling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu ſehen, und endlich die zum Entſchluß reifende Willenskraft, ein ſo verhaßtes Joch abzuwerfen, — alles dieſes Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walter Fürſt, Stauffacher, Winkelried und Andern zugetheilt,

und dieſes waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtſeyn handelnden höheren Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftraten, aber im Ganzen mehr Figuren paſſiver Natur waren."

„Von dieſem ſchönen Gegenſtande war ich ganz voll, und ich ſummte dazu ſchon gelegentlich meine Hexameter. Ich ſah den See im ruhigen Mondſchein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich ſah ihn im Glanz der lieblichſten Morgenſonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wieſen. Dann ſtellte ich einen Sturm dar, einen Gewitterſturm, der ſich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zuſammenkünften über Brücken und Stegen."

„Von allem dieſen erzählte ich Schillern, in deſſen Seele ſich meine Landſchaften und meine handelnden Figuren zu einem Drama bildeten. Und da ich andere Dinge zu thun hatte und die Ausführung meines Vorſatzes ſich immer weiter verſchob, ſo trat ich meinen Gegenſtand Schillern völlig ab, der denn darauf ſein bewundernswürdiges Gedicht ſchrieb."

Wir freuten uns dieſer Mittheilung, die Allen intereſſant zu hören war. Ich machte bemerklich, daß es mir vorkomme, als ob die in Terzinen geſchriebene prächtige Beſchreibung des Sonnenaufgangs in der erſten Scene vom zweiten Theile des Fauſt aus der

Erinnerung jener Natureindrücke des Vierwaldſtädter See's entſtanden ſeyn möchte.

„Ich will es nicht läugnen, ſagte Goethe, daß dieſe Anſchauungen dort herrühren; ja ich hätte ohne die friſchen Eindrücke jener wundervollen Natur den Inhalt der Terzinen gar nicht denken können. Das iſt aber auch Alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Localitäten mir gemünzt habe. Das Uebrige ließ ich Schillern, der denn auch davon, wie wir wiſſen, den ſchönſten Gebrauch gemacht."

Das Geſpräch wendete ſich auf den Taſſo, und welche Idee Goethe darin zur Anſchauung zu bringen geſucht.

„Idee? ſagte Goethe, — daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Taſſo's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand in mir das Bild des Taſſo, dem ich, als proſaiſchen Contraſt, den Antonio entgegenſtellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-Lebens- und Liebesverhältniſſe waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch."

„Die Deutſchen ſind übrigens wunderliche Leute! — Sie machen ſich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die ſie überall ſuchen und überall hineinlegen, das

Leben ſchwerer, als billig. — Ei! ſo habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben, Euch ergötzen zu laſſen, Euch rühren zu laſſen, Euch erheben zu laſſen, ja Euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermuthigen zu laſſen; aber denkt nur nicht immer, es wäre Alles eitel, wenn es nicht irgend abſtracter Gedanke und Idee wäre!"

„Da kommen ſie und fragen: welche Idee ich in meinem Fauſt zu verkörpern geſucht? — Als ob ich das ſelber wüßte und ausſprechen könnte! — Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Noth etwas; aber das iſt keine Idee, ſondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus ſchweren Verirrungen immerfort zum Beſſeren aufſtrebender Menſch zu erlöſen ſey, das iſt zwar ein wirkſamer, Manches erklärender guter Gedanke, aber es iſt keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im Beſondern zu Grunde liege. Es hätte auch in der That ein ſchönes Ding werden müſſen, wenn ich ein ſo reiches, buntes und ſo höchſt mannigfaltiges Leben, wie ich es im Fauſt zur Anſchauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!"

„Es war im Ganzen, fuhr Goethe fort, nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abſtractem zu ſtreben. Ich empfing in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke ſinnlicher, lebens-

voller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun, als ſolche Anſchauungen und Eindrücke in mir künſtleriſch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darſtellung ſo zum Vorſchein zu bringen, daß Andere dieſelbigen Eindrücke erhielten, wenn ſie mein Dargeſtelltes hörten oder laſen."

„Wollte ich jedoch einmal als Poet irgend eine Idee darſtellen, ſo that ich es in kleinen Gedichten, wo eine entſchiedene Einheit herrſchen konnte und welches zu überſehen war, wie z. B. die Metamorphoſe der Thiere, die der Pflanze, das Gedicht Vermächtniß, und viele anderen. Das einzige Product von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darſtellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, wären etwa meine Wahlverwandtſchaften. Der Roman iſt dadurch für den Verſtand faßlich geworden; aber ich will nicht ſagen, daß er dadurch beſſer geworden wäre! Vielmehr bin ich der Meinung: je incommenſurabeler und für den Verſtand unfaßlicher eine poetiſche Production, deſto beſſer."

Dienstag, den 15. Mai 1827.

Herr von Holtey, aus Paris kommend, iſt ſeit einiger Zeit hier und wegen ſeiner Perſon und Talente

überall herzlich empfangen. Auch zwiſchen ihm und Goethe und deſſen Familie hat ſich ein ſehr freundliches Verhältniß gebildet.

Goethe iſt ſeit einigen Tagen auf ſeinen Garten gezogen, wo er in ſtiller Thätigkeit ſich ſehr beglückt findet. Ich beſuchte ihn heute dort mit Herrn von Holtey und Grafen Schulenburg, welcher Erſtere Abſchied nahm, um mit Ampère nach Berlin zu gehen.

Mittwoch, den 25. Juli 1827.

Goethe hat in dieſen Tagen einen Brief von Walter Scott erhalten, der ihm große Freude machte. Er zeigte ihn mir heute, und da ihm die engliſche Handſchrift etwas ſehr unleſerlich vorkam, ſo bat er mich, ihm den Inhalt zu überſetzen. Es ſcheint, daß Goethe dem berühmten Engliſchen Dichter zuerſt geſchrieben hatte und daß dieſer Brief darauf eine Erwiederung iſt.

„Ich fühle mich ſehr geehrt, ſchreibt Walter Scott, daß irgend eine meiner Productionen ſo glücklich geweſen iſt, die Beachtung Goethe's auf ſich zu ziehen, zu deſſen Bewunderern ich ſeit dem Jahre 1798 gehöre, wo ich, trotz meiner geringen Bekanntſchaft mit der deutſchen Sprache, kühn genug war, den Götz von Berlichingen ins Engliſche zu übertragen. Ich hatte bei dieſem jugendlichen Unternehmen ganz vergeſſen,

daß es nicht genug ſey, die Schönheit eines genialen Werkes zu fühlen, ſondern daß man auch die Sprache, worin es geſchrieben, aus dem Grunde verſtehen müſſe, ehe es uns gelingen könne, ſolche Schönheit auch Anderen fühlbar zu machen. Dennoch lege ich auf jenen jugendlichen Verſuch noch jetzt einigen Werth, weil er doch wenigſtens zeigt, daß ich einen Gegenſtand zu wählen wußte, der der Bewunderung würdig war."

„Ich habe oft von Ihnen gehört, und zwar durch meinen Schwiegerſohn Lockart, einen jungen Mann von literariſcher Bedeutung, der vor einigen Jahren, ehe er meiner Familie verbunden war, die Ehre hatte dem Vater der deutſchen Literatur vorgeſtellt zu werden. Es iſt unmöglich, daß Sie unter der großen Zahl derer, die ſich gedrängt fühlen Ihnen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, ſich jedes Einzelnen erinnern ſollten; aber ich glaube, es iſt Ihnen Niemand inniger ergeben, als eben jenes junge Mitglied meiner Familie."

„Mein Freund Sir John Hope von Pinkie hat kürzlich die Ehre gehabt Sie zu ſehen, und ich hoffte Ihnen zu ſchreiben, und nahm auch ſpäter mir wirklich dieſe Freiheit durch zwei ſeiner Verwandten, die Deutſchland zu bereiſen die Abſicht hatten; allein ſie wurden durch Krankheit behindert ihr Vorhaben auszuführen, ſo daß mir denn mein Brief nach zwei bis drei Monaten zurückkam. Ich habe alſo Goethe's Bekanntſchaft ſchon früher zu ſuchen mich erdreiſtet, und zwar noch

vor jener ſchmeichelhaften Notiz, die er ſo freundlich geweſen iſt, von mir zu nehmen."

„Es giebt allen Bewunderern des Genies ein wohlthätiges Gefühl, zu wiſſen, daß eins der größten Europäiſchen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe ſich geehrt ſieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schickſal kein ſo günſtiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe ſeiner Jahre hinwegnahm, und ſo Vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerſchnitt. Er ſchätzte ſich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigten, und fühlte, was er einem Dichter ſchuldig war, dem alle Schriftſteller der lebenden Generation ſo viel verdanken, daß ſie ſich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinauf zu blicken."

„Ich habe mir die Freiheit genommen, die Herren Treuttel und Würtz zu erſuchen, Ihnen meinen Verſuch einer Lebensgeſchichte jenes merkwürdigen Mannes zu ſenden, der ſo viele Jahre lang einen ſo fürchterlichen Einfluß auf die Welt hatte, die er beherrſchte. Ich weiß übrigens nicht, ob ich ihm nicht irgend einige Verbindlichkeiten ſchuldig geworden, da er mich zwölf Jahre lang unter die Waffen brachte, während welcher Zeit ich in einem Corps unſerer Landmiliz diente und trotz einer frühen Lahmheit ein guter Reiter, Jäger

und Schütze wurde. Dieſe guten Fähigkeiten haben jedoch in der letzten Zeit mich ein wenig verlaſſen, indem der Rheumatismus, dieſe traurige Plage unſeres nördlichen Klima's, ſeinen Einfluß auf meine Glieder gelegt hat. Doch klage ich nicht, da ich meine Söhne jetzt die Jagdvergnügungen treiben ſehe, ſeitdem ich ſie habe aufgeben müſſen."

„Mein älteſter Sohn hat eine Schwadron Huſaren, welches für einen fünf und zwanzigjährigen jungen Mann immer viel iſt. Mein jüngerer Sohn hat neulich zu Oxford den Grad eines Baccalaureus der ſchönen Wiſſenſchaften erhalten und wird jetzt einige Monate zu Hauſe zubringen, ehe er in die Welt geht. Da es Gott gefallen hat, mir ihre Mutter zu nehmen, ſo führt meine jüngſte Tochter mein Hausweſen. Meine älteſte iſt verheirathet und hat eine Familie für ſich."

„Dieß ſind die häuslichen Zuſtände eines Mannes, nach dem Sie ſo gütig ſich erkundiget haben. Uebrigens beſitze ich genug, um ganz ſo zu leben, wie ich wünſche, ungeachtet einiger ſehr ſchwerer Verluſte. Ich bewohne ein ſtattliches altes Schloß, in welchem jeder Freund Goethe's zu jeder Zeit willkommen ſeyn wird. Die Vorhalle iſt mit Rüſtungen angefüllt, die ſelbſt für Jaxthauſen gepaßt haben würden; ein großer Schweißhund bewacht den Eingang."

„Ich habe übrigens Den vergeſſen, der dafür zu

ſorgen wußte, daß man ihn nicht vergaß, während er lebte. Ich hoffe, Sie werden die Fehler des Werkes verzeihen, indem Sie berückſichtigen, daß der Autor von dem Wunſch beſeelt war, gegen das Andenken jenes außerordentlichen Mannes ſo aufrichtig zu verfahren, wie ſeine inſulariſchen Vorurtheile nur immer erlauben wollten."

„Da dieſe Gelegenheit, Ihnen zu ſchreiben, ſich mir plötzlich und zufällig durch einen Reiſenden darbietet und keinen Aufſchub erleidet, ſo fehlt mir die Zeit etwas Weiteres zu ſagen, als daß ich Ihnen eine fortgeſetzte gute Geſundheit und Ruhe wünſche, und mich mit der aufrichtigſten und tiefſten Hochachtung unterzeichne."

Edinburg, den 9. Juli 1827.

Walter Scott.

Goethe hatte, wie geſagt, über dieſen Brief große Freude. Er war übrigens der Meinung, als enthalte er zu viel Ehrenvolles für ihn, als daß er nicht ſehr Vieles davon auf Rechnung der Höflichkeit eines Mannes von Rang und hoher Weltbildung zu ſetzen habe.

Er erwähnte ſodann die gute und herzliche Art, womit Walter Scott ſeine Familienverhältniſſe zur Sprache bringe, welches ihn, als Zeichen eines brüderlichen Vertrauens, im hohen Grade beglücke.

„Ich bin nun wirklich, fuhr er fort, auf ſein Leben Napoleon's begierig, welches er mir ankündigt. Ich höre ſo viel Widerſprechendes und Leidenſchaftliches über das Buch, daß ich im Voraus gewiß bin: es wird auf jeden Fall ſehr bedeutend ſeyn."

Ich fragte nach Lockart, und ob er ſich ſeiner noch erinnere.

„Noch ſehr wohl! erwiederte Goethe. Seine Perſönlichkeit macht einen entſchiedenen Eindruck, ſo daß man ihn ſobald nicht wieder vergißt. Er ſoll, wie ich von reiſenden Engländern und meiner Schwiegertochter höre, ein junger Mann ſeyn, von dem man in der Literatur gute Dinge erwartet."

„Uebrigens wundere ich mich faſt, daß Walter Scott kein Wort über Carlyle ſagt, der doch eine ſo entſchiedene Richtung auf das Deutſche hat, daß er ihm ſicher bekannt ſeyn muß."

„An Carlyle iſt es bewundernswürdig, daß er bei Beurtheilung unſerer deutſchen Schriftſteller beſonders den geiſtigen und ſittlichen Kern, als das eigentlich Wirkſame, im Auge hat. Carlyle iſt eine moraliſche Macht von großer Bedeutung. Es iſt in ihm viel Zukunft vorhanden, und es iſt gar nicht abzuſehen, was er Alles leiſten und wirken wird."

Mittwoch, den 26. September 1827.

Goethe hatte mich auf dieſen Morgen zu einer Spa-

zierfahrt nach der Hotteiſtedter Ecke, der weſtlichſten Höhe des Ettersberges, und von da nach dem Jagdſchloß Ettersburg einladen laſſen. Der Tag war überaus ſchön und wir fuhren zeitig zum Jacobsthore hinaus. Hinter Lützendorf, wo es ſtark bergan geht und wir nur Schritt fahren konnten, hatten wir zu allerlei Beobachtungen Gelegenheit. Goethe bemerkte rechts in den Hecken hinter dem Kammergut eine Menge Vögel und fragte mich: ob es Lerchen wären? — Du Großer und Lieber, dachte ich, der Du die ganze Natur wie wenig Andere durchforſchet haſt, in der Ornithologie ſcheinſt Du ein Kind zu ſeyn.

Es ſind Ammern und Sperlinge, erwiederte ich, auch wohl einige verſpätete Grasmücken, die nach abgewarteter Mauſer aus dem Dickicht des Ettersberges herab in die Gärten und Felder kommen und ſich zum Fortzuge anſchicken; aber Lerchen ſind es nicht. Es iſt nicht in der Natur der Lerche, ſich auf Büſche zu ſetzen. Die Feld- oder Himmels-Lerche ſteigt in die Luft aufwärts und geht wieder zur Erde herab, zieht auch wohl im Herbſt ſchaarenweis durch die Luft hin und wirft ſich wiederum auf irgend ein Stoppelfeld nieder, aber ſie geht nicht auf Hecken und Gebüſche. Die Baumlerche dagegen liebt den Gipfel hoher Bäume, von wo aus ſie ſingend in die Luft ſteigt und wieder auf ihren Baumgipfel herabfällt. Dann giebt es noch eine andere Lerche, die man in einſamen

Gegenden an der Mittagsſeite von Waldblößen antrifft und die einen ſehr weichen, flötenartigen, doch etwas melancholiſchen Geſang hat. Sie hält ſich nicht am Ettersberge auf, der ihr zu lebhaft und zu nahe von Menſchen umwohnt iſt; aber auch ſie geht nicht in Gebüſche.

„Hm! ſagte Goethe, Sie ſcheinen in dieſen Dingen nicht eben ein Neuling zu ſeyn.“

Ich habe das Fach von Jugend auf mit Liebe getrieben, erwiederte ich, und immer Augen und Ohren dafür offen gehabt. Der ganze Wald des Ettersberges hat wenige Stellen, die ich nicht zu wiederholten malen durchſtreift bin. Wenn ich jetzt einen einzigen Ton höre, ſo getraue ich mir zu ſagen, von welchem Vogel er kommt. Auch bin ich ſo weit, daß wenn man mir irgend einen Vogel bringt, der in der Gefangenſchaft durch verkehrte Behandlung das Gefieder verloren hat, ich mir getraue, ihn ſehr bald vollkommen geſund und wohl befiedert wieder herzuſtellen.

„Das zeigt allerdings, erwiederte Goethe, daß Sie in dieſen Dingen bereits Vieles durchgemacht haben. Ich möchte Ihnen rathen, das Studium ernſtlich fort zu treiben; es muß bei Ihrer entſchiedenen Richtung zu ſehr guten Reſultaten führen. Aber ſagen Sie mir etwas über die Mauſer. Sie ſprachen vorhin von verſpäteten Grasmücken, die nach vollendeter Mauſer aus dem Dickicht des Ettersberges in die Felder herabge-

kommen. Iſt denn die Mauſer an eine gewiſſe Epoche gebunden und mauſern ſich alle Vögel zugleich?“

Bei den meiſten Vögeln, erwiederte ich, tritt ſie ſogleich nach vollendeter Brütezeit ein; das heißt, ſobald die Jungen des letzten Geheckes ſo weit ſind, daß ſie ſich ſelber helfen können. Nun fragt es ſich aber, ob der Vogel von dieſem Zeitpunkte des fertigen letzten Geheckes, bis zu dem ſeines Wegzugs, zur Mauſer noch den gehörigen Raum hat. Hat er ihn, ſo mauſert er ſich hier und zieht mit friſchem Gefieder fort. Hat er ihn nicht, ſo zieht er mit ſeinem alten Gefieder fort und mauſert ſich ſpäter im warmen Süden. Denn die Vögel kommen im Frühling nicht zu gleicher Zeit zu uns, auch ziehen ſie im Herbſt nicht zu gleicher Zeit fort. Und dieſes rührt daher, daß die eine Art ſich aus einiger Kälte und rauhem Wetter weniger macht und ſie mehr ertragen kann, als eine andere. Ein Vogel aber, der früh bei uns ankommt, zieht ſpät weg, und ein Vogel, der ſpät bei uns ankommt, zieht früh weg.

So iſt ſchon unter den Grasmücken, die doch zu einem Geſchlecht gehören, ein großer Unterſchied. Die klappernde Grasmücke, oder das Müllerchen, läßt ſich ſchon Ende März bei uns hören; vierzehn Tage ſpäter kommt die ſchwarzköpfige, oder der Mönch; ſodann etwa nach einer Woche die Nachtigall; und erſt ganz zu Ende April, oder Anfangs May, die graue. Alle

dieſe Vögel mauſern ſich im Auguſt bei uns, ſo auch die Jungen ihres erſten Geheckes; weßhalb man denn Ende Auguſt junge Mönche fängt, die ſchon das ſchwarze Köpfchen haben. Die Jungen des letzten Geheckes aber ziehen mit ihrem erſten Gefieder fort und mauſern ſich ſpäter in ſüdlichen Ländern, aus welchem Grunde man denn Anfangs September junge Mönche fangen kann, und zwar junge Männchen, die noch das rothe Köpfchen haben, wie ihre Mutter.

„Iſt denn die graue Grasmücke, fragte Goethe, der ſpäteſte bei uns ankommende Vogel, oder kommen andere noch ſpäter?“

Der ſogenannte gelbe Spottvogel und der prächtige goldgelbe Pirol, erwiederte ich, kommen erſt gegen Pfingſten. Beide ziehen nach vollendeter Brütezeit, gegen die Mitte Auguſt, ſchon wieder fort, und mauſern ſich mit ihren Jungen im Süden. Hat man ſie im Käfig, ſo mauſern ſie ſich bei uns im Winter, weßhalb denn dieſe Vögel ſehr ſchwer durchzubringen ſind. Sie verlangen ſehr viele Wärme. Hängt man ſie aber in die Nähe des Ofens, ſo verkümmern ſie aus Mangel an fruchtbarer Luft; bringt man ſie dagegen in die Nähe des Fenſters, ſo verkümmern ſie in der Kälte der langen Nächte.

„Man hält dafür, ſagte Goethe, daß die Mauſer eine Krankheit, oder wenigſtens von körperlicher Schwäche begleitet ſey.“

Das möchte ich nicht ſagen, erwiederte ich. Es iſt ein Zuſtand geſteigerter Productivität, der in freier Luft herrlich von Statten geht, ohne die geringſte Beſchwerde, ja bei einigermaßen kräftigen Individuen auch vollkommen gut im Zimmer. Ich habe Grasmücken gehabt, die während der ganzen Mauſer ihren Geſang nicht ausſetzten, ein Zeichen, daß es ihnen durchaus wohl war. Zeigt ſich aber ein Vogel im Zimmer während der Mauſer kränklich, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß er mit dem Futter oder friſcher Luft und Waſſer nicht gehörig behandelt worden. Iſt er im Zimmer im Laufe der Zeit, aus Mangel an Luft und Freiheit, ſo ſchwach geworden, daß ihm die productive Kraft fehlt um in die Mauſer zu kommen, ſo bringe man ihn an die fruchtbare friſche Luft, und die Mauſer wird ſogleich auf das Beſte von Statten gehen. Bei einem Vogel in freier Wildniß dagegen verläuft ſie ſich ſo ſanft und ſo allmälig, daß er es kaum gewahr wird.

„Aber doch ſchienen Sie vorhin anzudeuten, verſetzte Goethe, daß die Grasmücken ſich während der Mauſer in das Dickicht der Wälder ziehen.“

Sie bedürfen während dieſer Zeit, erwiederte ich, allerdings einiges Schutzes. Zwar verfährt die Natur auch in dieſem Falle mit ſolcher Weisheit und Mäßigung, daß ein Vogel während der Mauſer nie mit einemmale ſo viele Federn verliert, daß er unfähig

würde, ſo gut zu fliegen, als die Erreichung ſeines Futters es verlangt. Allein es kann doch kommen, daß er z. B. mit einemmale die vierte, fünfte und ſechste Schwungfeder des linken und die vierte, fünfte und ſechste Schwungfeder des rechten Flügels verliert, wobei er zwar immer noch ganz gut fliegen kann, allein nicht ſo gut, um dem verfolgenden Raubvogel, beſonders aber dem ſehr ſchnellen und gewandten Baumfalken, zu entgehen, und da kommt ihm denn ein buſchiges Dickicht ſehr zu Statten.

„Das läßt ſich hören, erwiederte Goethe. Schreitet aber die Mauſer, fuhr er fort, an beiden Flügeln gleichmäßig und gewiſſermaßen ſymmetriſch vor?“

Soweit meine Beobachtungen reichen, allerdings, erwiederte ich. Und das iſt ſehr wohlthätig. Denn verlöre ein Vogel z. B. drei Schwungfedern des linken Flügels und nicht zugleich dieſelben Federn des rechten, ſo würde den Flügeln alles Gleichgewicht fehlen und der Vogel würde ſich und ſeine Bewegung nicht mehr in gehöriger Gewalt haben. Er würde ſeyn, wie ein Schiff, dem an der einen Seite die Segel zu ſchwer und an der andern zu leicht ſind.

„Ich ſehe, erwiederte Goethe, man mag in die Natur eindringen, von welcher Seite man wolle, man kommt immer auf einige Weisheit.“

Wir waren indeß immerfort mühſam bergan gefahren und waren nun nach und nach oben, am Rande

der Fichten. Wir kamen an einer Stelle vorbei, wo Steine gebrochen waren und ein Haufen lag. Goethe ließ halten und bat mich, abzusteigen und ein wenig nachzusehen ob ich nichts von Versteinerungen entdecke. Ich fand einige Muscheln, auch einige zerbrochene Ammonshörner, die ich ihm zureichte, indem ich mich wieder einsetzte. Wir fuhren weiter.

„Immer die alte Geschichte! sagte Goethe. Immer der alte Meeresboden! — Wenn man von dieser Höhe auf Weimar hinabblickt und auf die mancherlei Dörfer umher, so kommt es Einem vor wie ein Wunder, wenn man sich sagt, daß es eine Zeit gegeben, wo in dem weiten Thale dort unten die Wallfische ihr Spiel getrieben. Und doch ist es so, wenigstens höchst wahrscheinlich. Die Möve aber, die damals über dem Meere flog, das diesen Berg bedeckte, hat sicher nicht daran gedacht, daß wir Beide heute hier fahren würden. Und wer weiß, ob nach vielen Jahrtausenden die Möve nicht abermals über diesem Berge fliegt."

Wir waren jetzt oben auf der Höhe und fuhren rasch weiter. Rechts an unserer Seite hatten wir Eichen und Buchen und anderes Laubholz. Weimar war rückwärts nicht mehr zu sehen. Wir waren auf der westlichsten Höhe angelangt, das breite Thal der Unstrut, mit vielen Dörfern und kleinen Städten, lag in der heitersten Morgensonne vor uns.

„Hier ist gut seyn! sagte Goethe, indem er halten

ließ. Ich dächte, wir verſuchten, wie in dieſer guten Luft uns etwa ein kleines Frühſtück behagen möchte!“

Wir ſtiegen aus und gingen auf trockenem Boden am Fuße halbwüchſiger, von vielen Stürmen verkrüppelter Eichen einige Minuten auf und ab, während Friedrich das mitgenommene Frühſtück auspackte und auf einer Raſenerhöhung ausbreitete. Die Ausſicht von dieſer Stelle, in der klaren Morgenbeleuchtung der reinſten Herbſtſonne, war in der That herrlich. Nach Süden und Südweſten hin überſah man die ganze Reihe des Thüringerwald-Gebirges; nach Weſten, über Erfurt hinaus, das hochliegende Schloß Gotha und den Inſelsberg; weiter nördlich ſodann die Berge hinter Langenſalza und Mühlhauſen, bis ſich die Ausſicht, nach Norden zu, durch die blauen Harzgebirge abſchloß. Ich dachte an die Verſe:

„Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Von Gebirg' zu Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.“

Wir ſetzten uns mit dem Rücken nach den Eichen zu, ſo daß wir während dem Frühſtück die weite Ausſicht über das halbe Thüringen immer vor uns hatten. Wir verzehrten indeß ein Paar gebratene Rebhühner mit friſchem Weißbrod und tranken dazu eine Flaſche ſehr guten Wein, und zwar aus einer biegſamen feinen

goldenen Schale, die Goethe, in einem gelben Lederfutteral, bei ſolchen Ausflügen gewöhnlich bei ſich führt.

„Ich war ſehr oft an dieſer Stelle, ſagte er, und dachte in ſpäteren Jahren ſehr oft, es würde das letztemal ſeyn, daß ich von hier aus die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten überblickte. Allein es hält immer noch einmal zuſammen und ich hoffe, daß es auch heute nicht das letztemal iſt, daß wir Beide uns hier einen guten Tag machen. Wir wollen künftig öfter hieher kommen. Man verſchrumpft in dem engen Hausweſen. Hier fühlt man ſich groß und frei, wie die große Natur, die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer ſeyn ſollte.“

„Ich überſehe von hier aus, fuhr Goethe fort, eine Menge Punkte, an die ſich die reichſten Erinnerungen eines langen Lebens knüpfen. Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau in meiner Jugend Alles durchgemacht! Dann dort unten im lieben Erfurt, wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in früheſter Zeit oft und gerne; doch ſeit langen Jahren ſo gut wie gar nicht.“

Seit ich in Weimar bin, bemerkte ich, erinnere ich mich nicht, daß Sie dort waren.

„Das hat ſo ſeine Bewandniß, erwiederte Goethe lachend. Ich bin dort nicht zum Beſten angeſchrieben. Ich will Ihnen davon eine Geſchichte erzählen. Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübſcher

Jugend war, befand ich mich dort ſehr oft. Ich ſaß eines Abends bei ihr alleine am Theetiſch, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübſche blondlockige Knaben, hereinſprangen und zu uns an den Tiſch kamen. Uebermüthig, wie ich ſeyn konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: Nun, Ihr Semmelköpfe, was macht Ihr? — Die Buben ſahen mich mit großen Augen an, im höchſten Erſtaunen über meine Kühnheit, — und haben es mir ſpäter nie vergeſſen!"

„Ich will nun juſt eben nicht damit prahlen; aber es war ſo und lag tief in meiner Natur. Ich hatte vor der bloßen Fürſtlichkeit, als ſolcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menſchennatur und ein tüchtiger Menſchenwerth dahinter ſteckte, nie viel Reſpect. — Ja es war mir ſelber ſo wohl in meiner Haut und ich fühlte mich ſelber ſo vornehm, daß, wenn man mich zum Fürſten gemacht hätte, ich es nicht eben ſonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, gar nichts! Wir Frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längſt beſeſſen."

Wir thaten noch einen guten Trunk aus der goldenen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite

des Ettersberges herum, nach dem Jagdſchloſſe Ettersburg. Goethe ließ ſämmtliche Zimmer aufſchließen, die mit heiteren Tapeten und Bildern behängt waren. In dem weſtlichen Eckzimmer des erſten Stockes ſagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. „Wir haben überhaupt, fuhr er fort, in früheſter Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag verthan. Wir waren Alle jung und voll Uebermuth und es fehlte uns im Sommer nicht an allerlei improviſirtem Comödienſpiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln.“

Wir gingen wieder ins Freie und Goethe führte mich in weſtlicher Richtung einen Fußweg ins Holz.

„Ich will Ihnen doch auch die Buche zeigen, ſagte er, worin wir vor funfzig Jahren unſere Namen geſchnitten. — Aber wie hat ſich das verändert und wie iſt das Alles herangewachſen! — Das wäre denn der Baum! — Sie ſehen, er iſt noch in der vollſten Pracht! — Auch unſere Namen ſind noch zu ſpüren; doch ſo verquollen und verwachſen, daß ſie kaum noch herauszubringen. Damals ſtand dieſe Buche auf einem freien trockenen Platz. Es war durchaus ſonnig und anmuthig umher und wir ſpielten hier an ſchönen Sommertagen unſere improviſirten Poſſen. Jetzt iſt es hier feucht und unfreundlich. Was ſonſt nur niederes Gebüſch war, iſt indeß zu ſchattigen Bäumen herange-

wachſen, ſo daß man die prächtige Buche unſerer Jugend kaum noch aus dem Dickicht herausfindet.“

Wir gingen wieder nach dem Schloſſe, und nachdem wir noch die ziemlich reiche Waffenſammlung beſehen, fuhren wir nach Weimar zurück.

Donnerstag, den 27. September 1827.

Nachmittags einen Augenblick bei Goethe, wo ich Herrn Geheimerath Streckfuß aus Berlin kennen lernte, der dieſen Vormittag mit ihm eine Spazierfahrt gemacht und dann zu Tiſch geblieben war. Als Streckfuß ging, begleitete ich ihn und machte noch einen Gang durch den Park. Bei meiner Zurückkunft über den Markt begegnete ich dem Canzler und Raupach, mit denen ich in den Elephanten ging. Abends wieder bei Goethe, der mit mir ein neues Heft von Kunſt und Alterthum beſprach, desgleichen zwölf Blätter Bleiſtiftumriſſe, in welchen die Gebrüder Riepenhauſen die Gemälde Polygnots in der Leſche zu Delphi, nach einer Beſchreibung des Pauſanias, wieder herzuſtellen verſucht; ein Unternehmen, welches Goethe nicht genug anzuerkennen wußte.

Montag, den 1. October 1827.

Im Theater das Bild von Houwald. Ich ſah zwei Acte und ging dann zu Goethe, der mir die zweite Scene ſeines neuen Fauſt vorlas.

„Ich habe in dem Kaiſer, ſagte er, einen Fürſten darzuſtellen geſucht, der alle möglichen Eigenſchaften hat, ſein Land zu verlieren, welches ihm denn auch ſpäter wirklich gelingt.“

„Das Wohl des Reichs und ſeiner Unterthanen macht ihm keine Sorge; er denkt nur an ſich und wie er ſich von Tag zu Tag mit etwas Neuem amüſire. Das Land iſt ohne Recht und Gerechtigkeit, der Richter ſelber mitſchuldig und auf der Seite der Verbrecher, die unerhörteſten Frevel geſchehen ungehindert und ungeſtraft. Das Heer iſt ohne Sold, ohne Disciplin, und ſtreift raubend umher, um ſich ſeinen Sold ſelber zu verſchaffen und ſich ſelber zu helfen, wie es kann. Die Staatskaſſe iſt ohne Geld und ohne Hoffnung weiterer Zuflüſſe. Im eigenen Haushalte des Kaiſers ſieht es nicht beſſer aus: es fehlt in Küche und Keller. Der Marſchall, der von Tag zu Tage nicht mehr Rath zu ſchaffen weiß, iſt bereits in den Händen wuchernder Juden, denen Alles verpfändet iſt, ſo daß auf den Kaiſerlichen Tiſch vorweggegeſſenes Brod kommt.“

„Der Staatsrath will Sr. Majeſtät über alle dieſe Gebrechen Vorſtellungen thun und ihre Abhülfe berathen; allein der gnädigſte Herr iſt ſehr ungeneigt, ſolchen unangenehmen Dingen ſein hohes Ohr zu leihen; er möchte ſich lieber amüſiren. Hier iſt nun das wahre Element für Mephiſto, der den bisherigen Nar-

ren ſchnell beſeitigt und als neuer Narr und Rathgeber ſogleich an der Seite des Kaiſers iſt."

Goethe las die Scene und das Zwiſchen-Gemurmel der Menge ganz vortrefflich und ich hatte einen ſehr guten Abend.

Sonntag, den 7. October 1827.

Dieſen Morgen, bei ſehr ſchönem Wetter, befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen Abend zu verweilen die Abſicht hatte.

Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächſt am botaniſchen Garten vor, wo Goethe alle Sträuche und Gewächſe in Augenſchein nahm und Alles in ſchönſter Ordnung und im beſten Gedeihen fand. Wir beſahen ferner das mineralogiſche Cabinet und einige andere naturwiſſenſchaftliche Sammlungen und fuhren darauf zu Herrn v. Knebel, der uns zu Tiſch erwartete.

Knebel, im höchſten Alter, eilte Goethen halb ſtolpernd an der Thür entgegen, um ihn in ſeine Arme zu ſchließen. Darauf bei Tiſch ging Alles ſehr herzlich und munter zu; von Geſprächen jedoch entwickelte ſich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freunde hatten genug am beiderſeitigen menſchlich nahen Beiſammenſeyn.

Nach Tiſch machten wir eine Spazierfahrt in ſüd-

licher Richtung an der Saale hinauf. Ich kannte dieſe reizende Gegend bereits aus früherer Zeit; doch wirkte Alles wieder ſo friſch, als hätte ich es vorher nie geſehen.

Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden, ließ Goethe an einem Bach hinauf fahren und an einem Hauſe halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Anſehen hatte.

„Hier hat Voß gewohnt, ſagte er, und ich will Sie doch auch auf dieſem claſſiſchen Boden einführen.“ Wir durchſchritten das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art ſeiner Cultur war wenig zu ſpüren, wir gingen auf Raſen unter lauter Obſtbäumen. „Das war etwas für Erneſtinen, ſagte Goethe, die auch hier ihre trefflichen Eutiner Aepfel nicht vergeſſen konnte und die ſie mir rühmte als Etwas ohne Gleichen. Es waren aber die Aepfel ihrer Kindheit geweſen,— darin lag's! Ich habe übrigens hier mit Voß und ſeiner trefflichen Erneſtine manchen ſchönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit ſehr gerne. Ein Mann wie Voß wird übrigens ſobald nicht wiederkommen. Es haben wenig Andere auf die höhere deutſche Cultur einen ſolchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm Alles geſund und derb, weßhalb er auch zu den Griechen kein künſtliches, ſondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für uns Anderen die herrlichſten Früchte erwachſen ſind. Wer

von ſeinem Werthe durchdrungen iſt, wie ich, weiß gar nicht, wie er ſein Andenken würdig genug ehren ſoll."

Es war indeß gegen ſechs Uhr geworden und Goethe fand es an der Zeit, in unſer Nachtquartier zu gehen, das er im Gaſthof „Zum Bären" hatte beſtellen laſſen.

Man gab uns ein geräumiges Zimmer nebſt einem Alkoven mit zwei Betten. Die Sonne war noch nicht lange hinab, der Abendſchein lag auf unſern Fenſtern, und es war uns gemüthlich, noch eine Zeitlang ohne Licht zu ſitzen.

Goethe lenkte das Geſpräch auf Voß zurück. „Er war mir ſehr werth, ſagte er, und ich hätte ihn gerne der Academie und mir erhalten. Allein die Vortheile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir, bei unſern geringen Mitteln, ſie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit ſchmerzlicher Reſignation ziehen laſſen."

„Ein Glück für mich war es indeß, fuhr Goethe fort, daß ich Schillern hatte. Denn ſo verſchieden unſere beiderſeitigen Naturen auch waren, ſo gingen doch unſere Richtungen auf Eins, welches denn unſer Verhältniß ſo innig machte, daß im Grunde Keiner ohne den Andern leben konnte."

Goethe erzählte mir darauf von ſeinem Freunde einige Anekdoten, die mir ſehr charakteriſtiſch erſchienen.

„Schiller war, wie ſich bei ſeinem großartigen

Charakter denken läßt, ſagte er, ein entſchiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonſtration zu ſeinem Ruhme zu veranſtalten, war es ihm ſo zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber faſt krank wurde. Ebenſo war es ihm zuwider, wenn ein Fremder ſich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu ſehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr beſtellte, ſo war in der Regel anzunehmen, daß er um die beſtimmte Stunde vor lauter Apprehenſion krank war. Auch konnte er in ſolchen Fällen gelegentlich ſehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einſt einen fremden Chirurgus, der, um ihm ſeinen Beſuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, ſehr heftig anfuhr, ſo daß der arme Menſch, ganz verblüfft, nicht wußte, wie ſchnell er ſich ſollte zurückziehen."

„Wir waren, wie geſagt und wie wir Alle wiſſen, fuhr Goethe fort, bei aller Gleichheit unſerer Richtungen, Naturen ſehr verſchiedener Art, und zwar nicht bloß in geiſtigen Dingen, ſondern auch in phyſiſchen. Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich beſuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hauſe fand und ſeine Frau mir ſagte, daß er bald zurückkommen würde, ſo ſetzte ich mich an ſeinen Arbeitstiſch, um mir Dieſes und Jenes zu

notiren. Ich hatte aber nicht lange geſeſſen, als ich von einem heimlichen Uebelbefinden mich überſchlichen fühlte, welches ſich nach und nach ſteigerte, ſo daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Urſache ich dieſen elenden, mir ganz ungewöhnlichen Zuſtand zuſchreiben ſollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein ſehr fataler Geruch ſtrömte. Als ich ſie öffnete, fand ich zu meinem Erſtaunen, daß ſie voll fauler Aepfel war. Ich trat ſogleich an ein Fenſter und ſchöpfte friſche Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergeſtellt fühlte. Indeß war ſeine Frau wieder hereingetreten, die mir ſagte, daß die Schieblade immer mit faulen Aepfeln gefüllt ſeyn müſſe, indem dieſer Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne."

„Morgen früh, fuhr Goethe fort, will ich Ihnen auch zeigen, wo Schiller hier in Jena gewohnt hat."

Es war indeß Licht gebracht, wir nahmen ein kleines Abendeſſen und ſaßen nachher noch eine Weile in allerlei Erinnerungen und Geſprächen.

Ich erzählte Goethen einen merkwürdigen Traum aus meinen Knabenjahren, der am anderen Morgen buchſtäblich in Erfüllung ging.

Ich hatte, ſagte ich, mir drei junge Hänflinge erzogen, woran ich mit ganzer Seele hing und die ich über Alles liebte. Sie flogen frei in meiner Kammer

umher und flogen mir entgegen und auf meine Hand, sowie ich in die Thür hereintrat. Ich hatte eines Mittags das Unglück, daß bei meinem Hereintreten in die Kammer einer dieſer Vögel über mich hinweg und zum Hauſe hinausflog, ich wußte nicht wohin. Ich ſuchte ihn den ganzen Nachmittag auf allen Dächern, und war untröſtlich, als es Abend ward und ich von ihm keine Spur gefunden hatte. Mit betrübten herzlichen Gedanken an ihn ſchlief ich ein, und hatte gegen Morgen folgenden Traum. Ich ſah mich nämlich, wie ich an unſern Nachbarhäuſern umherging und meinen verloreuen Vogel ſuchte. Auf einmal höre ich den Ton ſeiner Stimme und ſehe ihn hinter dem Gärtchen unſerer Hütte auf dem Dache eines Nachbarhauſes ſitzen; ich ſehe, wie ich ihn locke, und wie er näher zu mir herabkommt, wie er futterbegierig die Flügel gegen mich bewegt, aber doch ſich nicht entſchließen kann, auf meine Hand herabzufliegen. Ich ſehe darauf, wie ich ſchnell durch unſer Gärtchen in meine Kammer laufe und die Taſſe mit gequollenem Rübſamen herbeihole; ich ſehe, wie ich ihm ſein beliebtes Futter entgegenreiche, wie er herab auf meine Hand kommt und ich ihn voller Freude zu den beiden andern zurück in meine Kammer trage.

Mit dieſem Traum wache ich auf. Und da es bereits vollkommen Tag war, ſo werfe ich mich ſchnell in meine Kleider und habe nichts Eiligeres zu thun, als

durch unſer Gärtchen zu laufen, nach dem Hauſe hin, wo ich den Vogel geſehen. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als der Vogel wirklich da war! Es geſchah nun buchſtäblich Alles, wie ich es im Traume geſehen. Ich locke ihn, er kommt näher; aber er zögert, auf meine Hand zu fliegen. Ich laufe zurück und hole das Futter, und er fliegt auf meine Hand und ich bringe ihn wieder zu den andern.

„Dieſes Ihr Knabenereigniß, ſagte Goethe, iſt allerdings höchſt merkwürdig. Aber dergleichen liegt ſehr wohl in der Natur, wenn wir auch dazu noch nicht den rechten Schlüſſel haben. Wir wandeln Alle in Geheimniſſen. Wir ſind von einer Atmoſphäre umgeben, von der wir noch gar nicht wiſſen, was ſich Alles in ihr regt und wie es mit unſerm Geiſte in Verbindung ſteht. So viel iſt wohl gewiß, daß in beſondern Zuſtänden die Fühlfäden unſerer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können, und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die nächſte Zukunft geſtattet iſt.“

Etwas Aehnliches, erwiederte ich, habe ich erſt neulich erlebt, wo ich von einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee zurückkam, und ich etwa zehn Minuten vor Weimar den geiſtigen Eindruck hatte, wie an der Ecke des Theaters mir eine Perſon begegnete, die ich ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und an die ich ſehr lange ebenſowenig gedacht. Es beunruhigte

mich, zu denken, daß ſie mir begegnen könnte, und mein Erſtaunen war daher nicht gering, als ſie mir, ſowie ich um die Ecke biegen wollte, wirklich an derſelbigen Stelle ſo entgegen trat, wie ich es vor etwa zehn Minuten im Geiſte geſehen hatte.

„Das iſt gleichfalls ſehr merkwürdig und mehr als Zufall, erwiederte Goethe. Wie geſagt, wir tappen Alle in Geheimniſſen und Wundern. Auch kann eine Seele auf die andere durch bloße ſtille Gegenwart entſchieden einwirken, wovon ich mehrere Beiſpiele erzählen könnte. Es iſt mir ſehr oft paſſirt, daß wenn ich mit einem guten Bekannten ging und lebhaft an etwas dachte, dieſer über das, was ich im Sinne hatte, ſogleich an zu reden fing. So habe ich einen Mann gekannt, der, ohne ein Wort zu ſagen, durch bloße Geiſtesgewalt eine in heitern Geſprächen begriffene Geſellſchaft plötzlich ſtille zu machen im Stande war. Ja er konnte auch eine Verſtimmung hineinbringen, ſo daß es Allen unheimlich wurde.“

„Wir haben Alle etwas von elektriſchen und magnetiſchen Kräften in uns, und üben, wie der Magnet ſelber, eine anziehende und abſtoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen. Es iſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß wenn ein junges Mädchen in einem dunkeln Zimmer ſich, ohne es zu wiſſen, mit einem Manne befände, der die Abſicht hätte, ſie zu ermor-

den, ſie von ſeiner ihr unbewußten Gegenwart ein unheimliches Gefühl hätte, und daß eine Angſt über ſie käme, die ſie zum Zimmer hinaus und zu ihren Hausgenoſſen triebe.“

Ich kenne eine Opern-Scene, entgegnete ich, worin zwei Liebende, die lange Zeit durch große Entfernung getrennt waren, ſich, ohne es zu wiſſen, in einem dunkeln Zimmer zuſammen befinden. Sie ſind aber nicht lange beiſammen, ſo fängt die magnetiſche Kraft an, zu wirken, Eins ahnet des Anderen Nähe, ſie werden unwillkürlich zu einander hingezogen und es dauert nicht lange, ſo liegt das junge Mädchen in den Armen des Jünglings.

„Unter Liebenden, verſetzte Goethe, iſt dieſe magnetiſche Kraft beſonders ſtark und wirkt ſogar ſehr in die Ferne. Ich habe in meinen Jünglingsjahren Fälle genug erlebt, wo auf einſamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel, und ich ſo lange an ſie dachte, bis ſie mir wirklich entgegenkam. Es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, ſagte ſie, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher.“

„So erinnere ich mich eines Falles aus den erſten Jahren meines Hierſeyns, wo ich ſehr bald wieder in leidenſchaftliche Zuſtände gerathen war. Ich hatte eine größere Reiſe gemacht und war ſchon ſeit einigen Tagen zurückgekehrt, aber durch Hofverhältniſſe, die mich ſpät

bis in die Nacht hielten, immer behindert geweſen, die Geliebte zu beſuchen. Auch hatte unſere Neigung bereits die Aufmerkſamkeit der Leute auf ſich gezogen und ich trug daher Scheu, am offenen Tage hinzugehen, um das Gerede nicht zu vergrößern. Am vierten oder fünften Abend aber konnte ich es nicht länger aushalten, und ich war auf dem Wege zu ihr und ſtand vor ihrem Hauſe, ehe ich es dachte. Ich ging leiſe die Treppe hinauf und war im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, als ich an verſchiedenen Stimmen hörte, daß ſie nicht allein war. Ich ging unbemerkt wieder hinab und war ſchnell wieder in den dunkeln Straßen, die damals noch keine Beleuchtung hatten. Unmuthig und leidenſchaftlich durchſtreifte ich die Stadt in allen Richtungen wohl eine Stunde lang und immer einmal wieder vor ihrem Hauſe vorbei, voll ſehnſüchtiger Gedanken an die Geliebte. Ich war endlich auf dem Punkte, wieder in mein einſames Zimmer zurückzukehren, als ich noch einmal an ihrem Hauſe vorbeiging und bemerkte, daß ſie kein Licht mehr hatte. Sie wird ausgegangen ſeyn! ſagte ich zu mir ſelber; aber wohin in dieſer Dunkelheit der Nacht? und wo ſoll ich ihr begegnen? Ich ging abermals durch mehrere Straßen, es begegneten mir viele Menſchen, und ich war oft getäuſcht, indem ich ihre Geſtalt und ihre Größe zu ſehen glaubte, aber bei näherem Hinzukommen immer fand, daß ſie es nicht war. Ich glaubte ſchon damals feſt

an eine gegenſeitige Einwirkung, und daß ich durch ein mächtiges Verlangen ſie herbeiziehen könne. Auch glaubte ich mich unſichtbar von höheren Weſen umgeben, die ich anflehte, ihre Schritte zu mir, oder die meinigen zu ihr zu lenken. Aber was biſt du für ein Thor! ſagte ich dann wieder zu mir ſelber. Noch einmal es verſuchen und noch einmal zu ihr gehen, wollteſt du nicht, und jetzt verlangſt du Zeichen und Wunder!"

„Indeſſen war ich an der Esplanade hinunter gegangen und bis an das kleine Haus gekommen, das in ſpätern Jahren Schiller bewohnte, als es mich anwandelte, umzukehren und zurück nach dem Palais und von dort eine kleine Straße rechts zu gehen. Ich hatte kaum hundert Schritte in dieſer Richtung gethan, als ich eine weibliche Geſtalt mir entgegen kommen ſah, die der erſehnten vollkommen gleich war. Die Straße war nur von dem ſchwachen Licht ein wenig dämmerig, das hin und wieder durch ein Fenſter drang, und da mich dieſen Abend eine ſcheinbare Aehnlichkeit ſchon oft getäuſcht hatte, ſo fühlte ich nicht den Muth, ſie auf's Ungewiſſe anzureden. Wir gingen dicht aneinander vorbei, ſo daß unſere Arme ſich berührten; ich ſtand ſtill und blickte mich um, ſie auch. „Sind Sie es?" ſagte ſie. Und ich erkannte ihre liebe Stimme. „Endlich!" ſagte ich, und war beglückt bis zu Thränen. Unſere Hände ergriffen ſich. „Nun!" ſagte ich, meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Mit dem größten

Verlangen habe ich Sie geſucht, mein Gefühl ſagte mir, daß ich Sie ſicher finden würde, und nun bin ich glücklich und danke Gott, daß es wahr geworden.“ „Aber, Sie Böſer! ſagte ſie, warum ſind Sie nicht gekommen? Ich erfuhr heute zufällig, daß Sie ſchon ſeit drei Tagen zurück, und habe den ganzen Nachmittag geweint, weil ich dachte, Sie hätten mich vergeſſen. Dann vor einer Stunde ergriff mich ein Verlangen und eine Unruhe nach Ihnen, ich kann es nicht ſagen. Es waren ein paar Freundinnen bei mir, deren Beſuch mir eine Ewigkeit dauerte. Endlich, als ſie fort waren, griff ich unwillkürlich nach meinem Hut und Mäntelchen, es trieb mich, in die Luft zu gehen, in die Dunkelheit hinaus, ich wußte nicht wohin. Dabei lagen Sie mir immer im Sinn, und es war mir nicht anders, als müßten Sie mir begegnen.“ Indem ſie ſo aus treuem Herzen ſprach, hielten wir unſere Hände noch immer gefaßt und drückten uns und gaben uns zu verſtehen, daß die Abweſenheit unſere Liebe nicht erkaltet. Ich begleitete ſie bis vor die Thür, bis in ihr Haus. Sie ging auf der finſtern Treppe mir voran, wobei ſie meine Hand hielt und mich ihr gewiſſermaßen nachzog. Mein Glück war unbeſchreiblich, ſowohl über das endliche Wiederſehen, als auch darüber, daß mein Glaube mich nicht betrogen und mein Gefühl von einer unſichtbaren Einwirkung mich nicht getäuſcht hatte.“

Goethe war in der liebevollſten Stimmung, ich hätte

ihm noch Stunden lang zuhören mögen. Allein er ſchien nach und nach müde zu werden, und ſo gingen wir denn in unſerm Alkoven ſehr bald zu Bette.

Jena, Montag, den 8. October 1827.

Wir ſtanden frühzeitig auf. Während dem Ankleiden erzählte Goethe mir einen Traum der vorigen Nacht, wo er ſich nach Göttingen verſetzt geſehen und mit dortigen Profeſſoren ſeiner Bekanntſchaft allerlei gute Unterhaltung gehabt.

Wir tranken einige Taſſen Kaffee und fuhren ſodann an dem Gebäude vor, welches die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen enthält. Wir beſahen das anatomiſche Cabinet, allerlei Skelette von Thieren und Urthieren, auch Skelette von Menſchen früherer Jahrhunderte, bei welchen Goethe die Bemerkung machte, daß ihre Zähne eine ſehr moraliſche Race andeuteten.

Er ließ darauf nach der Sternwarte fahren, wo Herr Doctor Schrön uns die bedeutendſten Inſtrumente vorzeigte und erklärte. Auch das anſtoßende meteorologiſche Cabinet ward mit beſonderem Intereſſe betrachtet, und Goethe lobte Herrn Doctor Schrön wegen der in allen dieſen Dingen herrſchenden großen Ordnung.

Wir gingen ſodann in den Garten hinab, wo Goethe auf einem Steintiſch in einer Laube ein kleines Frühſtück hatte arrangiren laſſen. „Sie wiſſen wohl kaum, ſagte er, an welcher merkwürdigen Stelle

wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieſer Laube, auf dieſen jetzt faſt zuſammengebrochenen Bänken haben wir oft an dieſem alten Steintiſch geſeſſen und manches gute und große Wort miteinander gewechſelt. Er war damals noch in den dreißigen, ich ſelber noch in den vierzigen, Beide noch in vollſtem Aufſtreben, und es war etwas. Das geht Alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr, der ich geweſen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Waſſer und Boden ſind noch immer dieſelbigen."

„Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und laſſen ſich von ihm in der Manſarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat."

Wir ließen uns indeß in dieſer anmuthigen Luft und an dieſem guten Orte das Frühſtück ſehr wohl ſchmecken. Schiller war dabei wenigſtens in unſerem Geiſte gegenwärtig und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

Ich ging darauf mit Schrön in die Manſarde und genoß aus Schiller's Fenſtern die herrlichſte Ausſicht. Die Richtung war ganz nach Süden, ſo daß man Stunden weit den ſchönen Strom, durch Gebüſch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen ſah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hieraus herrlich zu beobachten, und man mußte ſich ſagen, daß dieß Local

durchaus günſtig ſey, um das Aſtronomiſche und Aſtrologiſche im Wallenſtein zu dichten.

Ich ging wieder zu Goethe hinab, der zu Herrn Hofrath Döbereiner fahren ließ, den er ſehr hoch ſchätzt und der ihm einige neue chemiſche Experimente zeigte.

Es war indeß Mittag geworden. Wir ſaßen wieder im Wagen. „Ich dächte, ſagte Goethe, wir führen nicht zu Tiſch nach dem Bären, ſondern genöſſen den herrlichen Tag im Freien. Ich dächte, wir gingen nach Burgau. Wein haben wir bei uns und dort finden wir auf jeden Fall einen guten Fiſch, den man entweder ſieden oder braten mag.“

Wir thaten ſo und es war gar herrlich. Wir fuhren an den Ufern der Saale hinauf, an Gebüſchen und Krümmungen vorbei, den anmuthigſten Weg, wie ich ihn vorhin aus Schiller's Manſarde geſehen. Wir waren ſehr bald in Burgau. Wir ſtiegen in dem kleinen Gaſthofe ab, nahe am Fluß und an der Brücke, wo es hinüber nach Lobeda geht, welches Städtchen wir, über Wieſen hin, nahe vor Augen hatten.

In dem kleinen Gaſthofe war es ſo wie Goethe geſagt. Die Wirthin entſchuldigte, daß ſie auf nichts eingerichtet ſey, daß es uns aber an einer Suppe und einem guten Fiſch nicht fehlen ſolle.

Wir promenirten indeß im Sonnenſchein auf der Brücke hin und her und freuten uns des Fluſſes, der durch Flöße belebt war, die auf zuſammengebundenen

fichtenen Bohlen von Zeit zu Zeit unter der Brücke hinglitten und bei ihrem mühſamen naſſen Geſchäft überaus heiter und laut waren.

Wir aßen unſern Fiſch im Freien und blieben ſodann noch bei einer Flaſche Wein ſitzen und hatten allerlei gute Unterhaltung.

Ein kleiner Falke flog vorbei, der in ſeinem Flug und ſeiner Geſtalt große Aehnlichkeit mit dem Kuckuck hatte.

„Es gab eine Zeit, ſagte Goethe, wo das Studium der Naturgeſchichte noch ſo weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck ſey nur im Sommer ein Kuckuck, im Winter aber ein Raubvogel.“

Dieſe Anſicht, erwiederte ich, exiſtirt im Volke auch jetzt noch. Ja man dichtet dem guten Vogel auch an, daß, ſobald er völlig ausgewachſen ſey, er ſeine eigenen Eltern verſchlucke. Und ſo gebraucht man ihn denn als ein Gleichniß des ſchändlichſten Undanks. Ich kenne noch im gegenwärtigen Augenblick Leute, die ſich dieſe Abſurditäten durchaus nicht wollen ausreden laſſen, und die daran ſo feſt hängen, wie an irgend einem Artikel ihres chriſtlichen Glaubens.

„Soviel ich weiß, ſagte Goethe, claſſificirt man den Kuckuck zu den Spechten.“

Man thut ſo mitunter, erwiederte ich, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil zwei Zehen ſeiner ſchwachen

Füße eine Richtung nach hinten haben. Ich möchte ihn aber nicht dahin stellen. Er hat für die Lebensart der Spechte so wenig den starken Schnabel, der fähig wäre irgend eine abgestorbene Baumrinde zu brechen, als die scharfen, sehr starken Schwanzfedern, die geeignet wären ihn bei einer solchen Operation zu stützen. Auch fehlen seinen Zehen die zum Anhalten nöthigen scharfen Krallen, und ich halte daher seine kleinen Füße nicht für wirkliche Kletterfüße, sondern nur für scheinbare.

„Die Herren Ornithologen," versetzte Goethe, sind wahrscheinlich froh, wenn sie irgend einen eigenthümlichen Vogel nur einigermaßen schicklich untergebracht haben; wogegen aber die Natur ihr freies Spiel treibt und sich um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer wenig kümmert."

So wird die Nachtigall, fuhr ich fort, zu den Grasmücken gezählt, während sie in der Energie ihres Naturells, ihren Bewegungen und ihrer Lebensweise weit mehr Aehnlichkeit mit den Drosseln hat. Aber auch zu den Drosseln möchte ich sie nicht zählen. Sie ist ein Vogel, der zwischen Beiden steht, ein Vogel für sich, so wie auch der Kuckuck ein Vogel für sich ist, mit so scharf ausgesprochener Individualität wie einer.

„Alles was ich über den Kuckuck gehört habe, sagte Goethe, giebt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein

großes Intereſſe. Er iſt eine höchſt problematiſche Natur, ein offenbares Geheimniß; das aber nichtsdeſtoweniger ſchwer zu löſen, weil es ſo offenbar iſt. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demſelbigen Falle! — Wir ſtecken in lauter Wundern, und das letzte und beſte der Dinge iſt uns verſchloſſen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir ſehen ſie nach Honig fliegen, Stunden weit, und zwar immer einmal in einer anderen Richtung. Jetzt fliegen ſie wochenlang weſtlich nach einem Felde von blühenden Rübſamen. Dann eben ſo lange nördlich nach blühender Haide. Dann wieder in einer anderen Richtung nach der Blüthe des Buchweizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer anderen Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber geſagt: jetzt fliegt dorthin, da giebt es etwas für euch! Und dann wieder dort, da giebt es etwas Neues! Und wer führt ſie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle! Sie gehen wie an einem unſichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich ſey, wiſſen wir nicht. Ebenſo die Lerche. Sie ſteigt ſingend auf über einem Halmenfeld, ſie ſchwebt über einem Meer von Halmen, das der Wind hin- und herwiegt, und wo die eine Welle ausſieht wie die andere; ſie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo ſie ihr Neſt hat. Alle dieſe äußeren Dinge liegen

klar vor uns wie der Tag, aber ihr inneres geiſtiges Band iſt uns verſchloſſen."

Mit dem Kuckuck, ſagte ich, iſt es nicht anders. Wir wiſſen von ihm, daß er nicht ſelber brütet, ſondern ſein Ey in das Neſt irgend eines anderen Vogels legt. Wir wiſſen ferner, daß er es legt: in das Neſt der Grasmücke, der gelben Bachſtelze, des Mönches; ferner in das Neſt der Braunelle, in das Neſt des Rothkehlchens, und in das Neſt des Zaunkönigs. Dieſes wiſſen wir. Auch wiſſen wir gleichfalls, daß dieſes Alles Inſecten-Vögel ſind und es ſeyn müſſen, weil der Kuckuck ſelber ein Inſecten-Vogel iſt, und der junge Kuckuck von einem Saamen freſſenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieſes Alles auch wirklich Inſecten-Vögel ſind? da doch alle dieſe Genannten, ſowohl in ihrer Geſtalt als in ihrer Farbe, von einander ſo äußerſt abweichen! — und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen ſo äußerſt abweichen! — Und ferner: wie kommt es, daß der Kuckuck ſein Ey und ſein zartes Junges Neſtern anvertrauen kann, die in Hinſicht auf Structur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte, ſo verſchieden ſind, wie nur immer möglich! — Das Neſt der Grasmücke iſt von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren ſo leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurchweht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin

vortrefflich. Das Neſt des Zaunkönigs dagegen iſt äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und feſt gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn ſorgfältig ausgefüttert, ſo daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch iſt es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausſchlüpfen des ſehr kleinen Vogels gelaſſen. Man ſollte denken, es müßte in heißen Junitagen in ſolcher geſchloſſenen Höhle eine Hitze zum Erſticken ſeyn. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin auf's Beſte. Und wiederum wie anders iſt das Neſt der gelben Bachſtelze! — Der Vogel lebt am Waſſer, an Bächen und in allerlei Naſſem. Er baut ſein Neſt auf feuchten Triften, in einem Büſchel von Binſen. Er ſcharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, ſo daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachſen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was iſt das aber für ein Vogel, für den im zarteſten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte, Abweichungen die für jeden anderen Vogel tödtlich wären, durchaus gleichgültige Dinge ſind. Und wie weiß der alte Kuckuck, daß ſie es ſind, da er doch ſelber im erwachſenen Alter für Näſſe und Kälte ſo ſehr empfindlich iſt. —

„Wir ſtehen hier, erwiederte Goethe, eben vor einem Geheimniß. Aber ſagen Sie mir doch, wenn Sie es

beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck sein Ey in das Nest des Zaunkönigs, da es doch nur eine so geringe Oeffnung hat, daß er nicht hineinkommen und er sich nicht selber darauf setzen kann."

Er legt es auf irgend eine trockene Stelle, erwiederte ich, und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so thut. Denn auch die Nester der andern Insecten-Vögel, wenn sie auch oben offen, sind doch so klein, oder so nahe von Zweigen umgeben, daß der große langschwänzige Kuckuck sich nicht darauf setzen könnte. Dieß ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein so außerordentlich kleines Ey legt, ja so klein als wäre es das Ey eines kleinen Insecten-Vogels, das ist ein neues Räthsel, das man im Stillen bewundert, ohne es lösen zu können. — Das Ey des Kuckucks ist nur um ein Weniges größer als das der Grasemücke, und es darf im Grunde nicht größer seyn, wenn die kleinen Insecten-Vögel es brüten sollen. Dieß ist durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im speciellen Fall weise zu seyn, von einem durchgehenden großen Gesetz abweicht, wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eyes und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältniß stattfindet, dieses willkürliche Verfahren, sage

ich, iſt durchaus geeignet uns zu überraſchen und uns in Erſtaunen zu ſetzen.

„Es ſetzt uns allerdings in Erſtaunen, erwiederte Goethe, weil unſer Standpunkt zu klein iſt, als daß wir es überſehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, ſo würden wir auch dieſe ſcheinbaren Abweichungen wahrſcheinlich im Umfange des Geſetzes finden. Doch fahren Sie fort und ſagen Sie mir mehr. Weiß man denn nicht, wie viele Eyer der Kuckuck legen mag?"

Wer darüber etwas mit Beſtimmtheit ſagen wollte, antwortete ich, wäre ein großer Thor. Der Vogel iſt ſehr flüchtig, er iſt bald hier und bald dort, man findet von ihm in einem einzigen Neſt immer nur ein einziges Ey. Er legt ſicherlich mehrere; allein wer weiß, wo ſie hingerathen, und wer kann ihm nachkommen! — Geſetzt aber, er legte fünf Eyer, und dieſe würden alle fünf glücklich ausgebrütet, und von liebevollen Pflegeeltern herangezogen, ſo hat man wiederum zu bewundern, daß die Natur ſich entſchließen mag, für fünf junge Kuckucke wenigſtens funfzig Junge unſerer beſten Singvögel zu opfern.

„In dergleichen Dingen, erwiederte Goethe, pflegt die Natur auch in anderen Fällen nicht eben ſcrupulös zu ſeyn. Sie hat einen großen Etat von Leben zu vergeuden, und ſie thut es gelegentlich ohne ſonderliches Bedenken. Wie aber kommt es, daß für einen einzigen jungen Kuckuck ſo viele junge Singvögel verloren gehen?"

Zunächſt, erwiederte ich, geht die erſte Brut verloren. Denn im Fall auch die Eyer des Singvogels neben dem Kuckucks-Ey, wie es wohl geſchieht, mit ausgebrütet würden; ſo haben doch die Eltern über den entſtandenen größeren Vogel eine ſolche Freude und für ihn eine ſolche Zärtlichkeit, daß ſie nur an ihn denken und nur ihn füttern, worüber denn ihre eigenen kleinen Jungen zu Grunde gehen und aus dem Neſte verſchwinden. Auch iſt der junge Kuckuck immer begierig und bedarf ſo viel Nahrung, als die kleinen Inſecten-Vögel nur immer herbeiſchleppen können. Es dauert ſehr lange, ehe er ſeine vollſtändige Größe und ſein vollſtändiges Gefieder erreicht, und ehe er fähig iſt das Neſt zu verlaſſen und ſich zum Gipfel eines Baumes zu erheben. Iſt er aber auch längſt ausgeflogen, ſo verlangt er doch noch fortwährend gefüttert zu werden, ſo daß der ganze Sommer darüber hingeht und die liebevollen Pflegeeltern ihrem großen Kinde immer nachziehen und auch an eine zweite Brut nicht denken. Aus dieſem Grunde gehen denn über einen einzigen jungen Kuckuck ſo viele andere junge Vögel verloren.

„Das iſt ſehr überzeugend, erwiederte Goethe. Doch ſagen Sie mir, wird denn der junge Kuckuck, ſobald er ausgeflogen iſt, auch von anderen Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es iſt mir, als hätte ich dergleichen gehört.“

Es iſt ſo, antwortete ich. Sobald der junge Kuckuck ſein niederes Neſt verlaſſen und ſeinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher ſagt, daß er da ſey. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarſchaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasmücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachſtelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, deſſen Naturell es iſt beſtändig in niederen Hecken und dichten Gebüſchen zu ſchlüpfen, überwindet ſeine Natur und erhebt ſich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, iſt mit dem Füttern treuer, während die Uebrigen nur gelegentlich mit einem guten Biſſen herzufliegen.

„Es ſcheint alſo, ſagte Goethe, zwiſchen dem jungen Kuckuck und den kleinen Inſecten-Vögeln eine große Liebe zu beſtehen.“

Die Liebe der kleinen Inſecten-Vögel zum jungen Kuckuck, erwiederte ich, iſt ſo groß, daß, wenn man einem Neſte nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wiſſen, wie ſie ſich gebärden ſollen. Beſonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, ſo daß er faſt wie in Krämpfen am Boden flattert.

„Merkwürdig genug, erwiederte Goethe; aber es läßt

ſich denken.“ Allein etwas ſehr problematiſch erſcheint mir, daß z. B. ein Graſemückenpaar, das im Begriff iſt, die eigenen Eyer zu brüten, dem alten Kuckuck erlaubt ihrem Neſte nahe zu kommen und ſein Ey hinein zu legen.“

Das iſt freilich ſehr räthſelhaft, erwiederte ich; doch nicht ſo ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Inſecten-Vögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn alſo auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entſteht und erhält ſich zwiſchen Beiden eine Art Verwandtſchaft, ſo daß ſie ſich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja es kann ſogar kommen, daß derſelbige Kuckuck, den ein Paar Graſemücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in dieſem Jahre ſein Ey bringt.

„Das läßt ſich allerdings hören, erwiederte Goethe, ſo wenig man es auch begreift. Ein Wunder aber bleibt es mir immer, daß der junge Kuckuck auch von ſolchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen.“

Es iſt freilich ein Wunder, erwiederte ich; doch giebt es wohl etwas Analoges. Ja ich ahne in dieſer Richtung ſogar ein großes Geſetz, das tief durch die ganze Natur geht.

Ich hatte einen jungen Hänfling gefangen, der ſchon zu groß war, um ſich von Menſchen füttern zu

laſſen, aber noch zu jung, um allein zu freſſen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, ſo ſetzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich ſchon ſeit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenſter hing. Ich dachte: wenn der Junge ſieht wie der Alte frißt, ſo wird er vielleicht auch ans Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that aber nicht ſo, ſondern er öffnete ſeinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling ſich ſeiner ſogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es ſein eigenes.

Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zuſammen in einen großen Käfig that und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke that und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen ſetzte ich noch ein Neſt mit beinahe flüggen jungen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Neſt mit fünf jungen Plattmönchen. Dieſe alle nahm die Grasmücke an und fütterte ſie und ſorgte für ſie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiſeneyer und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der

andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle ſich öffnete, da war ſie da. — Ja noch mehr! — Auch das eine indeß herangewachſene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch ſpielend und etwas kinderhaft, aber doch ſchon mit entſchiedenem Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun.

„Da ſtehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, ſagte Goethe, das mich in ein freudiges Erſtaunen ſetzt. Wäre es wirklich, daß dieſes Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Geſetzliches durch die Natur ginge, ſo wäre damit manches Räthſel gelöſ't, und man könnte mit Ueberzeugung ſagen: daß Gott ſich der verwaiſ'ten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen.“

Etwas Allgemein-Geſetzliches, erwiederte ich, ſcheint es allerdings zu ſeyn; denn ich habe auch im wilden Zuſtande dieſes hülfreiche Füttern und dieſes Erbarmen gegen Verlaſſene beobachtet.

Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrſcheinlich erſt ganz kürzlich ihr Neſt verlaſſen hatten; denn ſie ſaßen in einem Buſch auf einem Zweig nebſt ſieben Geſchwiſtern in einer Reihe und ließen ſich von ihren Alten füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein ſeidenes Taſchentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis an's Schießhaus, dann rechts nach der Wieſe an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann wieder links in das kleine Gehölz.

Hier, dachte ich, haſt du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu ſehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entſchlüpften ſie mir beide und waren ſogleich im Gebüſch und Graſe verſchwunden, ſo daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieſelbige Stelle, und da ich die Lockтöne eines Rothkehlchens hörte, ſo vermuthete ich ein Neſt in der Nähe, welches ich nach einigem Umherſpähen auch wirklich fand. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich in dieſem Neſt, neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen, auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die ſich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und ſich von den alten Rothkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über dieſen höchſt merkwürdigen Fund. Da ihr ſo klug ſeyd, dachte ich bei mir ſelber, und euch ſo hübſch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen ſich eurer ſo hülfreich angenommen, ſo bin ich weit entfernt ſo gaſtfreundliche Verhältniſſe zu ſtören, im Gegentheil wünſche ich euch das allerbeſte Gedeihen.

„Das iſt eine der beſten ornithologiſchen Geſchichten, die mir je zu Ohren gekommen, ſagte Goethe. Stoßen Sie an, Sie ſollen leben, und Ihre glücklichen Beobachtungen mit! — Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moſes und die Propheten. Das iſt es nun, was ich die Allgegenwart Gottes nenne, der einen Theil ſeiner unendlichen Liebe überall

verbreitet und eingepflanzt hat, und ſchon im Thiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menſchen zur ſchönſten Blüthe kommt. Fahren Sie ja in Ihren Studien und Ihren Beobachtungen fort! Sie ſcheinen darin ein beſonderes Glück zu haben und können noch ferner zu ganz unſchätzbaren Reſultaten kommen."

Indeß wir nun ſo an unſerm Tiſche in freier Natur uns über gute und tiefe Dinge unterhielten, neigte ſich die Sonne den Gipfeln der weſtlichen Hügel zu, und Goethe fand es an der Zeit, unſern Rückweg anzutreten. Wir fuhren raſch durch Jena, und nachdem wir im Bären bezahlt und noch einen kurzen Beſuch bei Frommann's gemacht, ging es im ſcharfen Trapp nach Weimar.

Donnerstag, den 18. October 1827.

Hegel iſt hier, den Goethe perſönlich ſehr hoch ſchätzt, wenn auch einige ſeiner Philoſophie entſproſſenen Früchte ihm nicht ſonderlich munden wollen. Goethe gab ihm zu Ehren dieſen Abend einen Thee, wobei auch Zelter gegenwärtig, der aber noch dieſe Nacht wieder abzureiſen im Sinne hatte.

Man ſprach ſehr viel über Hamann, wobei beſonders Hegel das Wort führte und über jenen außerordentlichen Geiſt ſo gründliche Anſichten entwickelte, wie ſie nur aus dem ernſteſten und gewiſſenhafteſten Studium des Gegenſtandes hervorgehen konnten.

Sodann wendete ſich das Geſpräch auf das Weſen der Dialektik. — Es iſt im Grunde nichts weiter, ſagte Hegel, als der geregelte, methodiſch ausgebildete Widerſpruchsgeiſt, der jedem Menſchen inwohnt, und welche Gabe ſich groß erweiſet in Unterſcheidung des Wahren vom Falſchen.

„Wenn nur, fiel Goethe ein, ſolche geiſtigen Künſte und Gewandtheiten nicht häufig gemißbraucht und dazu verwendet würden, um das Falſche wahr und das Wahre falſch zu machen!“

Dergleichen geſchieht wohl, erwiederte Hegel; aber nur von Leuten, die geiſtig krank ſind.

„Da lobe ich mir, ſagte Goethe, das Studium der Natur, das eine ſolche Krankheit nicht aufkommen läßt. Denn hier haben wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu thun, das Jeden, der nicht durchaus rein und ehrlich bei Beobachtung und Behandlung ſeines Gegenſtandes verfährt, ſogleich als unzulänglich verwirft. Auch bin ich gewiß, daß mancher dialektiſch „Kranke“ im Studium der Natur eine wohlthätige Heilung finden könnte.“

Wir waren noch im beſten Geſpräch und in der heiterſten Unterhaltung, als Zelter aufſtand und, ohne ein Wort zu ſagen, hinausging. Wir wußten, es that ihm leid von Goethen Abſchied zu nehmen, und daß er dieſen zarten Ausweg wähle, um über einen ſchmerzlichen Moment hinwegzukommen.

1828.

Dienstag, den 11. März 1828.

Ich bin seit mehreren Wochen nicht ganz wohl. Ich schlafe schlecht, und zwar in den unruhigsten Träumen, vom Abend bis zum Morgen, wo ich mich in sehr verschiedenartigen Zuständen sehe, allerlei Gespräche mit bekannten und unbekannten Personen führe, mich herumstreite und zanke, und zwar Alles so lebendig, daß ich mir jeder Einzelnheit am andern Morgen noch deutlich bewußt bin. Dieses Traumleben aber zehrt von den Kräften meines Gehirns, so daß ich mich am Tage schlaff und abgespannt fühle, zu jeder geistigen Thätigkeit ohne Lust und Gedanken.

Ich hatte Goethen wiederholt meinen Zustand geklagt und er hatte mich wiederholt getrieben, mich doch meinem Arzte zu vertrauen. „Was Euch fehlt, sagte er, ist gewiß nicht der Mühe werth; wahrscheinlich nichts als eine kleine Stockung, die durch einige Gläser Mineralwasser oder ein wenig Salz zu heben ist. Aber laßt es nicht länger so fortschlendern, sondern thut dazu!"

Goethe mochte ganz recht haben, und ich sagte mir selber, daß er recht habe; allein jene Unentschlossenheit

und Unluſt wirkte auch in dieſem Falle, und ich ließ wiederum unruhige Nächte und ſchlechte Tage verſtreichen, ohne das Mindeſte zur Abſtellung meines Uebels zu thun.

Als ich nun heute nach Tiſch abermals nicht ganz frei und heiter vor Goethe erſchien, riß ihm die Geduld und er konnte nicht umhin, mich ironiſch anzulächeln und mich ein wenig zu verhöhnen.

„Ihr ſeyd der zweite Shandy, ſagte er, der Vater jenes berühmten Triſtram, den ein halbes Leben eine knarrende Thür ärgerte, und der nicht zu dem Entſchluß kommen konnte, ſeinen täglichen Verdruß durch ein paar Tropfen Oel zu beſeitigen.“

„Aber ſo iſt's mit uns Allen! Des Menſchen Verdüſterungen und Erleuchtungen machen ſein Schickſal! Es thäte uns Noth, daß der Dämon uns täglich am Gängelbande führte und uns ſagte und triebe, was immer zu thun ſey. Aber der gute Geiſt verläßt uns und wir ſind ſchlaff und tappen im Dunkeln.“

„Da war Napoleon ein Kerl! — Immer erleuchtet, immer klar und entſchieden, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, ſogleich ins Werk zu ſetzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man ſehr wohl ſagen, daß er ſich in dem Zuſtande einer fortwährenden Erleuchtung

befunden, weßhalb auch ſein Geſchick ein ſo glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht ſah und vielleicht auch nach ihm nicht ſehen wird."

„Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!"

Goethe ſchritt im Zimmer auf und ab. Ich hatte mich an den Tiſch geſetzt, der zwar bereits abgeräumt war, aber auf dem ſich noch einige Reſte Wein befanden, nebſt einigem Biscuit und Früchten.

Goethe ſchenkte mir ein und nöthigte mich, von beiden etwas zu genießen. „Sie haben zwar verſchmäht, ſagte er, dieſen Mittag unſer Gaſt zu ſeyn, doch dürfte ein Glas von dieſem Geſchenk lieber Freunde Ihnen ganz wohl thun!"

Ich ließ mir ſo gute Dinge gefallen, während Goethe fortfuhr im Zimmer auf und ab zu gehen und aufgeregten Geiſtes vor ſich hinzubrummen und von Zeit zu Zeit unverſtändliche Worte herauszuſtoßen.

Das, was er ſoeben über Napoleon geſagt, lag mir im Sinn, und ich ſuchte das Geſpräch auf jenen Gegenſtand zurückzuführen.

Doch ſcheint es mir, begann ich, daß Napoleon ſich beſonders in dem Zuſtande jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufſteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beſtändiges Glück ihm zur Seite ſehen. In ſpäteren Jahren dagegen ſcheint ihn jene Erleuch-

tung verlaſſen zu haben, ſo wie ſein Glück und ſein guter Stern.

„Was wollt Ihr! erwiederte Goethe. Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entſteht, werden wir immer mit der Jugend und der Productivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der productivſten Menſchen war, die je gelebt haben."

„Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauſpiele zu machen, um productiv zu ſeyn, es giebt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher ſteht. — Selbſt der Arzt muß productiv ſeyn, wenn er wahrhaft heilen will; iſt er es nicht, ſo wird ihm nur hin und wieder, wie durch Zufall, etwas gelingen, im Ganzen aber wird er nur Pfuſcherei machen."

Sie ſcheinen, verſetzte ich, in dieſem Fall Productivität zu nennen, was man ſonſt Genie nannte.

„Beides ſind auch ſehr nahe liegende Dinge, erwiederte Goethe. Denn was iſt Genie anders, als jene productive Kraft, wodurch Thaten entſtehen, die vor Gott und der Natur ſich zeigen können, und die eben deßwegen Folge haben und von Dauer ſind. Alle Werke Mozart's ſind dieſer Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geſchlecht zu Geſchlecht fort-

wirket und ſobald nicht erſchöpft und verzehrt ſeyn dürfte. Von andern großen Componiſten und Künſtlern gilt daſſelbe. Wie haben nicht Phidias und Raphael auf nachfolgende Jahrhunderte gewirkt, und wie nicht Dürer und Holbein! — Derjenige, der zuerſt die Formen und Verhältniſſe der altdeutſchen Baukunſt erfand, ſo daß im Laufe der Zeit ein Straßburger Münſter und ein Kölner Dom möglich wurde, war auch ein Genie, denn ſeine Gedanken haben fortwährend productive Kraft behalten, und wirken bis auf die heutige Stunde. Luther war ein Genie ſehr bedeutender Art; er wirkt nun ſchon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, productiv zu ſeyn, iſt nicht abzuſehen. Leſſing wollte den hohen Titel eines Genies ablehnen; allein ſeine dauernden Wirkungen zeugen wider ihn ſelber. Dagegen haben wir in der Literatur andere und zwar bedeutende Namen, die, als ſie lebten, für große Genies gehalten wurden, deren Wirken aber mit ihrem Leben endete, und die alſo weniger waren, als ſie und Andere dachten. Denn, wie geſagt, es giebt kein Genie ohne productiv fortwirkende Kraft, und ferner: es kommt dabei gar nicht auf das Geſchäft, die Kunſt und das Metier an, das Einer treibt, es iſt Alles daſſelbige. Ob Einer ſich in der Wiſſenſchaft genial erweiſet, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und

Napoleon, oder ob Einer ein Lied macht wie Béranger, es iſt Alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die That lebendig ſey und fortzuleben vermöge."

„Und dann muß ich noch ſagen: nicht die Maſſe der Erzeugniſſe und Thaten, die von Jemandem ausgehen, deuten auf einen productiven Menſchen. Wir haben in der Literatur Poeten, die für ſehr productiv gehalten werden, weil von ihnen ein Band Gedichte nach dem andern erſchienen iſt. Nach meinem Begriff aber ſind dieſe Leute durchaus unproductiv zu nennen, denn, was ſie machten, iſt ohne Leben und Dauer. Goldſmith dagegen hat ſo wenige Gedichte gemacht, daß ihre Zahl nicht der Rede werth; allein dennoch muß ich ihn als Poeten für durchaus productiv erklären, und zwar eben deßwegen, weil das Wenige, was er machte, ein inwohnendes Leben hat, das ſich zu erhalten weiß."

Es entſtand eine Pauſe, während welcher Goethe fortfuhr im Zimmer auf und ab zu gehen. Ich war indeß begierig, über dieſen wichtigen Punkt noch etwas Weiteres zu hören, und ſuchte daher Goethen wieder in Anregung zu bringen.

Liegt denn, ſagte ich, dieſe geniale Productivität bloß im Geiſte eines bedeutenden Menſchen, oder liegt ſie auch im Körper?

„Wenigſtens, erwiederte Goethe, hat der Körper

darauf den größten Einfluß. — Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland ſich ein Genie als klein, ſchwach, wohl gar buckelig dachte; allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat." —

„Wenn man von Napoleon geſagt, er ſey ein Menſch aus Granit, ſo gilt dieſes beſonders auch von ſeinem Körper. Was hat ſich der nicht Alles zugemuthet und zumuthen können! — Von dem brennenden Sande der ſyriſchen Wüſte bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unſumme von Märſchen, Schlachten und nächtlichen Bivouacs liegen da nicht in der Mitte! — und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müſſen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchſten geiſtigen Thätigkeit! — Bei der fürchterlichen Anſtrengung und Aufregung des achtzehnten Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genoſſen! und ohne nun an ſeine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er ſich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proclamation an das franzöſiſche Volk zu entwerfen. — Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgeſtanden, ſo ſollte man denken, es wäre in ſeinem vierzigſten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm geweſen; allein er ſtand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden."

„Aber Sie haben ganz recht, der eigentliche Glanz-

punkt ſeiner Thaten fällt in die Zeit ſeiner Jugend. Und es wollte etwas heißen, daß Einer aus dunkler Herkunft und in einer Zeit, die alle Capacitäten in Bewegung ſetzte, ſich ſo herausmachte, um in ſeinem ſieben und zwanzigſten Jahre der Abgott einer Nation von dreißig Millionen zu ſeyn! — Ja, ja, mein Guter, man muß jung ſeyn, um große Dinge zu thun. Und Napoleon iſt nicht der Einzige!"

Sein Bruder Lucian, bemerkte ich, war auch ſchon früh ſehr hohen Dingen gewachſen. Wir ſehen ihn als Präſidenten der Fünfhundert und darauf als Miniſter des Innern im kaum vollendeten fünf und zwanzigſten Jahre.

„Was wollen Sie mit Lucian? fiel Goethe ein. Die Geſchichte bietet uns der tüchtigſten Leute zu Hunderten, die ſowohl im Cabinet als im Felde in noch jugendlichem Alter den bedeutendſten Dingen mit großem Ruhme vorſtanden."

„Wäre ich ein Fürſt, fuhr er lebhaft fort, ſo würde ich zu meinen erſten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennetät nach und nach heraufgekommen ſind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleiſe langſam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Geſcheutes zu Tage kommt. — Junge Männer wollte ich haben! — aber es müßten Capacitäten ſeyn, mit Klarheit und Energie ausgerüſtet, und dabei vom beſten Wollen und edelſten Charakter. Da wäre es

eine Luſt, zu herrſchen und ſein Volk vorwärts zu bringen! — Aber wo iſt ein Fürſt, dem es ſo wohl würde und der ſo gut bedient wäre!" —

„Große Hoffnung ſetze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach Allem, was ich von ihm kenne und höre, iſt er ein ſehr bedeutender Menſch! und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn, man ſage was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürſt, der ſelber große Fähigkeiten beſitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in ſeinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und ſchätzen. Dem Talente offene Bahn! war der bekannte Spruch Napoleon's, der freilich in der Wahl ſeiner Leute einen ganz beſondern Tact hatte, der jede bedeutende Kraft an die Stelle zu ſetzen wußte, wo ſie in ihrer eigentlichen Sphäre erſchien, und der daher auch in ſeinem Leben bei allen großen Unternehmungen bedient war wie kaum ein Anderer."

Goethe gefiel mir dieſen Abend ganz beſonders. Das Edelſte ſeiner Natur ſchien in ihm rege zu ſeyn; dabei war der Klang ſeiner Stimme und das Feuer ſeiner Augen von ſolcher Kraft, als wäre er von einem friſchen Auflodern ſeiner beſten Jugend durchglüht. — Merkwürdig war es mir, daß er, der ſelbſt in ſo hohen Jahren noch einem bedeutenden Poſten vorſtand, ſo ganz entſchieden der Jugend das Wort redete, und die

erſten Stellen im Staat, wenn auch nicht von Jünglingen, doch von Männern in noch jugendlichem Alter beſetzt haben wollte. Ich konnte nicht umhin, einige hochſtehende deutſche Männer zu erwähnen, denen im hohen Alter die nöthige Energie und jugendliche Beweglichkeit zum Betrieb der bedeutendſten und mannigfaltigſten Geſchäfte doch keineswegs zu fehlen ſcheine.

„Solche Männer und ihres Gleichen, erwiederte Goethe, ſind geniale Naturen, mit denen es eine eigene Bewandniß hat; ſie erleben eine wiederholte Pubertät, während andere Leute nur einmal jung ſind.“

„Jede Entelechie nämlich iſt ein Stück Ewigkeit, und die paar Jahre, die ſie mit dem irdiſchen Körper verbunden iſt, machen ſie nicht alt. — Iſt dieſe Entelechie geringer Art, ſo wird ſie während ihrer körperlichen Verdüſterung wenig Herrſchaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrſchen, und wie er altert, wird ſie ihn nicht halten und hindern. Iſt aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall iſt, ſo wird ſie, bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers, nicht allein auf deſſen Organiſation kräftigend und veredelnd einwirken, ſondern ſie wird auch, bei ihrer geiſtigen Uebermacht, ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend geltend zu machen ſuchen. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menſchen, auch während ihres Alters, immer noch friſche Epochen beſonderer Productivität

wahrnehmen; es ſcheint bei ihnen immer einmal wieder eine temporäre Verjüngung einzutreten, und das iſt es, was ich eine wiederholte Pubertät nennen möchte."

„Aber jung iſt jung, und wie mächtig auch eine Entelechie ſich erweiſe, ſie wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es iſt ein gewaltiger Unterſchied, ob ſie an ihm einen Alliirten oder einen Gegner findet."

„Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte, und es gelang mir mit Leichtigkeit. Meine Geſchwiſter habe ich in drei Tagen geſchrieben. Meinen Claviго, wie Sie wiſſen, in acht. — Jetzt ſoll ich dergleichen wohl bleiben laſſen; und doch kann ich über Mangel an Productivität, ſelbſt in meinem hohen Alter, mich keineswegs beklagen. Was mir aber in meinen jungen Jahren täglich und unter allen Umſtänden gelang, gelingt mir jetzt nur periodenweiſe und unter gewiſſen günſtigen Bedingungen. — Als mich vor zehn zwölf Jahren, in der glücklichen Zeit nach dem Befreiungskriege, die Gedichte des Divan in ihrer Gewalt hatten, war ich productiv genug, um oft in einem Tage zwei bis drei zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gaſthof, es war mir Alles gleich. Jetzt, am zweiten Theil meines Fauſt, kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und geſtärkt fühle und die Fratzen des täglichen

Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was iſt es, das ich ausführe! Im allerglücklichſten Fall eine geſchriebene Seite; in der Regel aber nur ſo viel, als man auf den Raum einer Handbreit ſchreiben könnte, und oft, bei unproductiver Stimmung, noch weniger."

Giebt es denn im Allgemeinen, ſagte ich, kein Mittel, um eine productive Stimmung hervorzubringen, oder, wenn ſie nicht mächtig genug wäre, ſie zu ſteigern?

„Um dieſen Punkt, erwiederte Goethe, ſteht es gar wunderlich, und wäre darüber allerlei zu denken und zu ſagen."

„Jede Productivität höchſter Art, jedes bedeutende Aperçü, jede Erfindung, jeder große Gedanke der Früchte bringt und Folge hat, ſteht in Niemandes Gewalt und iſt über aller irdiſchen Macht erhaben. Dergleichen hat der Menſch als unverhoffte Geſchenke von oben, als reine Kinder Gottes, zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es iſt dem Dämoniſchen verwandt, das übermächtig mit ihm thut wie es beliebt und dem er ſich bewußtlos hingiebt, während er glaubt, er handele aus eigenem Antriebe. In ſolchen Fällen iſt der Menſch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einfluſſes. — Ich ſage dieß, indem ich erwäge, wie oft ein einziger

Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Geſtalt gab, und wie einzelne Menſchen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geſchlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte."

„Sodann aber giebt es eine Productivität anderer Art, die ſchon eher irdiſchen Einflüſſen unterworfen iſt und die der Menſch ſchon mehr in ſeiner Gewalt hat, obgleich er auch hier immer noch ſich vor etwas Göttlichem zu beugen Urſache findet. In dieſe Region zähle ich alles zur Ausführung eines Planes Gehörige, alle Mittelglieder einer Gedankenkette, deren Endpunkte bereits leuchtend daſtehen; ich zähle dahin alles dasjenige, was den ſichtbaren Leib und Körper eines Kunſtwerkes ausmacht."

„So kam Shakſpearen der erſte Gedanke zu ſeinem Hamlet, wo ſich ihm der Geiſt des Ganzen als unerwarteter Eindruck vor die Seele ſtellte, und er die einzelnen Situationen, Charaktere und Ausgang des Ganzen in erhöheter Stimmung überſah, als ein reines Geſchenk von oben, worauf er keinen unmittelbaren Einfluß gehabt hatte, obgleich die Möglichkeit, ein ſolches Aperçü zu haben, immer einen Geiſt wie den ſeinigen vorausſetzte. — Die ſpätere Ausführung der einzelnen Scenen aber und die Wechſelreden der Perſonen hatte er vollkommen in ſeiner Gewalt, ſo daß er ſie täglich und ſtündlich machen und daran wochenlang

fortarbeiten konnte wie es ihm nur beliebte. — Und zwar ſehen wir an Allem, was er ausführte, immer die gleiche Kraft der Production, und wir kommen in allen ſeinen Stücken nirgend auf eine Stelle, von der man ſagen könnte, ſie ſey nicht in der rechten Stimmung und nicht mit dem vollkommenſten Vermögen geſchrieben. Indem wir ihn leſen, erhalten wir von ihm den Eindruck eines geiſtig wie körperlich durchaus und ſtets geſunden kräftigen Menſchen."

„Geſetzt aber, eines dramatiſchen Dichters körperliche Conſtitution wäre nicht ſo feſt und vortrefflich, und er wäre vielmehr häufigen Kränklichkeiten und Schwächlichkeiten unterworfen, ſo würde die zur täglichen Ausführung ſeiner Scenen nöthige Productivität ſicher ſehr häufig ſtocken und oft wohl Tage lang gänzlich mangeln. Wollte er nun, etwa durch geiſtige Getränke, die mangelnde Productivität herbeinöthigen und die unzulängliche dadurch ſteigern, ſo würde das allenfalls auch wohl angehen, allein man würde es allen Scenen, die er auf ſolche Weiſe gewiſſermaßen forcirt hätte, zu ihrem großen Nachtheil anmerken."

„Mein Rath iſt daher, nichts zu forciren und alle unproductiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verſchlafen, als in ſolchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man ſpäter keine Freude hat."

Sie ſprechen, erwiederte ich, etwas aus, was ich ſelber ſehr oft erfahren und empfunden und was

man ſicher als durchaus wahr und richtig zu verehren hat. — Aber doch will mir ſcheinen, als ob wohl Jemand durch natürliche Mittel ſeine productive Stimmung ſteigern könnte, ohne ſie gerade zu forciren. Ich war in meinem Leben ſehr oft in dem Fall, bei gewiſſen complicirten Zuſtänden zu keinem rechten Entſchluß kommen zu können. Trank ich aber in ſolchen Fällen einige Gläſer Wein, ſo war es mir ſogleich klar, was zu thun ſey, und ich war auf der Stelle entſchieden. — Das Faſſen eines Entſchluſſes iſt aber doch auch eine Art Productivität, und wenn nun einige Gläſer Wein dieſe Tugend bewirkten, ſo dürfte ein ſolches Mittel doch nicht ganz zu verwerfen ſeyn.

„Ihrer Bemerkung, erwiederte Goethe, will ich nicht widerſprechen; was ich aber vorhin ſagte, hat auch ſeine Richtigkeit, woraus wir denn ſehen, daß die Wahrheit wohl einem Diamant zu vergleichen wäre, deſſen Strahlen nicht nach einer Seite gehen, ſondern nach vielen. — Da Sie übrigens meinen Divan ſo gut kennen, ſo wiſſen Sie, daß ich ſelber geſagt habe

Wenn man getrunken hat,
Weiß man das Rechte,

und daß ich Ihnen alſo vollkommen beiſtimme. — Es liegen im Wein allerdings productivmachende Kräfte ſehr bedeutender Art; aber es kommt dabei Alles auf Zuſtände und Zeit und Stunde an, und was dem Einen nützet, ſchadet dem Andern. Es liegen ferner

productivmachende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; ſie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen ſolche Kräfte im Waſſer, und ganz beſonders in der Atmoſphäre. — Die friſche Luft des freien Feldes iſt der eigentliche Ort wo wir hingehören; es iſt als ob der Geiſt Gottes dort den Menſchen unmittelbar anwehete und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strande des Meeres reitend, bald im Boote ſegelnd oder rudernd, dann ſich im Meere badend und ſeine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der productivſten Menſchen, die je gelebt haben."

Goethe hatte ſich mir gegenüber geſetzt und wir ſprachen noch über allerlei Dinge. Dann verweilten wir wieder bei Lord Byron und es kamen die mancherlei Unfälle zur Erwähnung, die ſein ſpäteres Leben getrübt, bis zuletzt ein zwar edles Wollen, aber ein unſeliges Geſchick, ihn nach Griechenland geführt und vollends zu Grunde gerichtet.

„Ueberhaupt, fuhr Goethe fort, werden Sie finden, daß im mittleren Leben eines Menſchen häufig eine Wendung eintritt und daß, wie ihn in ſeiner Jugend Alles begünſtigte und Alles ihm glückte, nun mit einemmal Alles ganz anders wird, und ein Unfall und ein Mißgeſchick ſich auf das andere häuft."

„Wiſſen Sie aber, wie ich es mir denke? — Der

Menſch muß wieder ruinirt werden! — Jeder außerordentliche Menſch hat eine gewiſſe Sendung, die er zu vollführen berufen iſt. Hat er ſie vollbracht, ſo iſt er auf Erden in dieſer Geſtalt nicht weiter vonnöthen, und die Vorſehung verwendet ihn wieder zu etwas Anderem. Da aber hienieden Alles auf natürlichem Wege geſchieht, ſo ſtellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen Anderen. Mozart ſtarb in ſeinem ſechs und dreißigſten Jahre. Raphael in gleichem Alter. Byron nur um Weniges älter. Alle aber hatten ihre Miſſion auf das Vollkommenſte erfüllt, und es war wohl Zeit daß ſie gingen, damit auch anderen Leuten in dieſer, auf eine lange Dauer berechneten, Welt noch etwas zu thun übrig bliebe."

Es war indeß tief Abend geworden, Goethe reichte mir ſeine liebe Hand, und ich ging.

Mittwoch, den 12. März 1828.

Nachdem ich Goethe geſtern Abend verlaſſen hatte, lag mir das mit ihm geführte bedeutende Geſpräch fortwährend im Sinne.

Auch von den Kräften des Meeres und der Seeluft war die Rede geweſen, wo denn Goethe die Meinung äußerte, daß er alle Inſulaner und Meer-Anwohner des gemäßigten Klima's bei weitem für pro-

ductiver und thatkräftiger halte, als die Völker im Innern großer Continente.

War es nun, daß ich mit dieſen Gedanken und mit einer gewiſſen Sehnſucht nach den belebenden Kräften des Meeres einſchlief, genug, ich hatte in der Nacht folgenden anmuthigen und mir ſehr merkwürdigen Traum.

Ich ſah mich nämlich in einer unbekannten Gegend unter fremden Menſchen überaus heiter und glücklich. Der ſchönſte Sommertag umgab mich in einer reizenden Natur, wie es etwa an der Küſte des mittelländiſchen Meeres im ſüdlichen Spanien oder Frankreich, oder in der Nähe von Genua ſeyn möchte. — Wir hatten Mittags an einer luſtigen Tafel gezecht und ich ging mit anderen, etwas jüngeren Leuten, um eine weitere Nachmittagspartie zu machen. — Wir waren durch buſchige angenehme Niederungen geſchlendert, als wir uns mit einemmale im Meere auf der kleinſten Inſel ſahen, auf einem herausragenden Felsſtück, wo kaum fünf bis ſechs Menſchen Platz hatten und wo man ſich nicht rühren konnte, ohne Furcht, in's Waſſer zu gleiten. Rückwärts, wo wir hergekommen waren, erblickte man nichts als die See; vor uns aber lag die Küſte in der Entfernung einer Viertelſtunde auf das Einladendſte ausgebreitet. Das Ufer war an einigen Stellen flach, an anderen felſig und mäßig erhöhet, und man erblickte zwiſchen grünen Lauben und weißen Zel-

ten ein Gewimmel luſtiger Menſchen in hellfarbigen Kleidern, die ſich bei ſchöner Muſik, die aus den Zelten herübertönte, einen guten Tag machten. „Da iſt nun weiter nichts zu thun, ſagte Einer zum Andern, wir müſſen uns entkleiden und hinüber ſchwimmen.“ — Ihr habt gut reden, ſagte ich, ihr ſeid jung und ſchön und überdieß gute Schwimmer. Ich aber ſchwimme ſchlecht und es fehlt mir die anſehnliche Geſtalt, um mit Luſt und Behagen vor den fremden Leuten am Ufer zu erſcheinen. „Du biſt ein Thor, ſagte einer der ſchönſten; entkleide dich nur und gieb mir deine Geſtalt, du ſollſt indeß die meinige haben“. Auf dieſes Wort entkleidete ich mich ſchnell und war im Waſſer und fühlte mich im Körper des Anderen ſofort als einen kräftigen Schwimmer. Ich hatte bald die Küſte erreicht und trat mit dem heiterſten Vertrauen nackt und triefend unter die Menſchen. — Ich war glücklich im Gefühl dieſer ſchönen Glieder, mein Benehmen war ohne Zwang, und ich war ſogleich vertraut mit den Fremden vor einer Laube an einem Tiſch, wo es luſtig herging. Meine Cameraden waren auch nach und nach an's Land gekommen und hatten ſich zu uns geſellt, und es fehlte nur noch der Jüngling mit meiner Geſtalt, in deſſen Gliedern ich mich ſo wohl fühlte. — Endlich kam auch er in die Nähe des Ufers und man fragte mich: ob ich denn nicht Luſt habe mein früheres Ich zu ſehen? Bei dieſen Worten wandelte mich ein gewiſſes

Unbehagen an, theils weil ich keine große Freude an mir ſelber zu haben glaubte, theils auch, weil ich fürchtete, jener Freund möchte ſeinen eigenen Körper ſogleich zurück verlangen. Dennoch wandte ich mich zum Waſſer und ſah mein zweites Selbſt ganz nahe heranſchwimmen, und, indem er den Kopf etwas ſeitwärts wandte, lachend zu mir heraufblicken. „Es ſteckt keine Schwimmkraft in deinen Gliedern!“ rief er mir zu, ich habe gegen Wellen und Brandung gut zu kämpfen gehabt und es iſt nicht zu verwundern, daß ich ſo ſpät komme und von Allen der Letzte bin.“ Ich erkannte ſogleich das Geſicht; es war das meinige, aber verjüngt und etwas voller und breiter und von der friſcheſten Farbe. Jetzt trat er ans Land, und indem er, ſich aufrichtend, auf dem Sande die erſten Schritte that, hatte ich den Ueberblick ſeines Rückens und ſeiner Schenkel und freuete mich über die Vollkommenheit dieſer Geſtalt. Er kam das Felsufer herauf zu uns Anderen, und als er neben mich trat, hatte er vollkommen meine neue Größe. Wie iſt doch, dachte ich bei mir ſelbſt, dein kleiner Körper ſo ſchön heran gewachſen! — Haben die Urkräfte des Meeres ſo wunderbar auf ihn gewirkt, oder iſt es, weil der jugendliche Geiſt des Freundes die Glieder durchdrungen hat? — Indem wir darauf eine gute Weile vergnügt beiſammen geweſen, wunderte ich mich im Stillen, daß der Freund nicht that, als ob er ſeinen eigenen Körper einzutauſchen Neigung habe.

Wirklich, dachte ich, ſieht er auch ſo recht ſtattlich aus, und es könnte ihm im Grunde einerlei ſeyn; mir aber iſt es nicht einerlei, denn ich bin nicht ſicher, ob ich in jenem Leibe nicht wieder zuſammengehe und nicht wieder ſo klein werde, wie zuvor. — Um über dieſe Angelegenheit ins Gewiſſe zu kommen, nahm ich meinen Freund auf die Seite und fragte ihn: wie er ſich in meinen Gliedern fühle? Vollkommen gut! ſagte er, ich habe dieſelbe Empfindung meines Weſens und meiner Kraft, wie ſonſt; ich weiß nicht, was du gegen deine Glieder haſt! ſie ſind mir völlig recht, und du ſiehſt, man muß nur etwas aus ſich machen. Bleibe in meinem Körper, ſo lange du Luſt haſt, denn ich bin vollkommen zufrieden, für alle Zukunft in dem deinigen zu verharren." Ueber dieſe Erklärung war ich ſehr froh, und indem auch ich in allen meinen Empfindungen, Gedanken und Erinnerungen mich völlig wie ſonſt fühlte, kam mir im Traum der Eindruck einer vollkommenen Unabhängigkeit unſerer Seele und der Möglichkeit einer künftigen Exiſtenz in einem andern Leibe.

„Ihr Traum iſt ſehr artig, ſagte Goethe, als ich ihm heute nach Tiſch die Hauptzüge davon mittheilte. Man ſieht, fuhr er fort, daß die Muſen Sie auch im Schlaf beſuchen, und zwar mit beſonderer Gunſt; denn Sie werden geſtehen, daß es Ihnen im wachen Zuſtande

ſchwer werden würde, etwas ſo Eigenthümliches und Hübſches zu erfinden.“

Ich begreife kaum, wie ich dazu gekommen bin, erwiederte ich, denn ich fühlte mich alle die Tage her ſo niedergeſchlagenen Geiſtes, daß die Anſchauung eines ſo friſchen Lebens mir ſehr ferne ſtand.

„Es liegen in der menſchlichen Natur wunderbare Kräfte, erwiederte Goethe, und eben wenn wir es am wenigſten hoffen hat ſie etwas Gutes für uns in Bereitſchaft. Ich habe in meinem Leben Zeiten gehabt, wo ich mit Thränen einſchlief; aber in meinen Träumen kamen nun die lieblichſten Geſtalten, mich zu tröſten und zu beglücken, und ich ſtand am andern Morgen wieder friſch und froh auf den Füßen.“

„Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich ſchlecht; unſere Zuſtände ſind viel zu künſtlich und complicirt, unſere Nahrung und Lebensweiſe iſt ohne die rechte Natur, und unſer geſelliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. — Jedermann iſt fein und höflich, aber Niemand hat den Muth, gemüthlich und wahr zu ſeyn, ſo daß ein redlicher Menſch mit natürlicher Neigung und Geſinnung einen recht böſen Stand hat. Man ſollte oft wünſchen, auf einer der Südſee-Inſeln als ſogenannter Wilder geboren zu ſeyn, um nur einmal das menſchliche Daſeyn, ohne falſchen Beigeſchmack, durchaus rein zu genießen.“

„Denkt man ſich bei deprimirter Stimmung recht tief in das Elend unſerer Zeit hinein, ſo kommt es Einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngſten Tage reif. Und das Uebel häuft ſich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unſerer Väter zu leiden haben, ſondern wir überliefern auch dieſe geerbten Gebrechen, mit unſeren eigenen vermehrt, unſeren Nachkommen."

Mir gehen oft ähnliche Gedanken durch den Kopf, verſetzte ich; allein wenn ich ſodann irgend ein Regiment deutſcher Dragoner an mir vorüber reiten ſehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, ſo ſchöpfe ich wieder einigen Troſt, und ich ſage mir, daß es denn doch um die Dauer der Menſchheit noch nicht ſo gar ſchlecht ſtehe.

„Unſer Landvolk, erwiederte Goethe, hat ſich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten, und wird hoffentlich noch lange im Stande ſeyn, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, ſondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu ſichern. Es iſt als ein Depot zu betrachten, aus dem ſich die Kräfte der ſinkenden Menſchheit immer wieder ergänzen und anfriſchen. Aber gehen Sie einmal in unſere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Muthe werden. Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels, oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geſchichten zuflüſtern, daß

Sie über das Elend erſchrecken und über die Gebrechen erſtaunen, von denen die menſchliche Natur heimgeſucht iſt und an denen die Geſellſchaft leidet.“

„Doch wir wollen uns der hypochondriſchen Gedanken entſchlagen. Wie geht es Ihnen? Was machen Sie? Wie haben Sie ſonſt heute gelebt? Erzählen Sie mir und geben Sie mir gute Gedanken.“

Ich habe in Sterne geleſen, erwiederte ich, wo Yorik in den Straßen von Paris umherſchlendert und die Bemerkung macht, daß der zehnte Menſch ein Zwerg ſey. Ich dachte ſo eben daran, als Sie der Gebrechen der großen Städte erwähnten. Auch erinnere ich mich, zur Zeit Napoleon's, unter der franzöſiſchen Infanterie ein Bataillon geſehen zu haben, das aus lauter Pariſern beſtand, und welches alles ſo ſchmächtige kleine Leute waren, daß man nicht wohl begriff, was man im Kriege mit ihnen wolle ausrichten.

„Die Bergſchotten des Herzogs von Wellington, verſetzte Goethe, mögen freilich andere Helden geweſen ſeyn!“

Ich habe ſie ein Jahr vor der Waterloo-Schlacht in Brüſſel geſehen, erwiederte ich. Das waren in der That ſchöne Leute! Alle ſtark, friſch und behende, wie aus der erſten Hand Gottes. Sie trugen alle den Kopf ſo frei und froh, und ſchritten mit ihren kräftigen nackten Schenkeln ſo leicht einher, als gebe es für ſie keine Erbſünde und keine Gebrechen der Väter.

„Es iſt ein eigenes Ding, erwiederte Goethe. Liegt es in der Abſtammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfaſſung, liegt es in der geſunden Erziehung, — genug! die Engländer überhaupt ſcheinen vor vielen Andern etwas voraus zu haben. Wir ſehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen, und wahrſcheinlich keineswegs die beſten; aber was ſind das alles für tüchtige, hübſche Leute! Und ſo jung und ſiebzehnjährig ſie hier auch ankommen, ſo fühlen ſie ſich doch in dieſer deutſchen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr iſt ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Geſellſchaft ſo voller Zuverſicht und ſo bequem, als wären ſie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das iſt es denn auch, was unſern Weibern gefällt und wodurch ſie in den Herzen unſerer jungen Dämchen ſo viele Verwüſtungen anrichten. Als deutſcher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb iſt, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Inſulaners ankündigt. Ich ſehe im Geiſte immer ſchon die Thränen, die ihm dereinſt bei ſeinem Abgange fließen werden. — Es ſind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß ſie gefährlich ſind, das iſt eben ihre Tugend.“

Ich möchte jedoch nicht behaupten, verſetzte ich, daß unſere Weimar'ſchen jungen Engländer geſcheuter, geiſt-

reicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären, als andere Leute auch.

„In ſolchen Dingen, mein Beſter, erwiederte Goethe, liegt's nicht. Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum. Sondern es liegt darin, daß ſie eben die Courage haben, das zu ſeyn wozu die Natur ſie gemacht hat. Es iſt an ihnen nichts verbildet und verbogen, es ſind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; ſondern, wie ſie auch ſind, es ſind immer durchaus complete Menſchen. Auch complete Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu; allein es iſt doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht."

„Das Glück der perſönlichen Freiheit, das Bewußtſeyn des engliſchen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt ſchon den Kindern zu Gute, ſo daß ſie ſowohl in der Familie, als in den Unterrichtsanſtalten, mit weit größerer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freieren Entwickelung genießen, als bei uns Deutſchen."

„Ich brauche nur in unſerm lieben Weimar zum Fenſter hinauszuſehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns ſteht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probiren wollten, ſogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich ſah die armen Dingerchen fliehen, ſo ſchnell ſie konnten. Jetzt, wo die Frühlingsſonne ſie aus den

Häuſern lockt und ſie mit ihres Gleichen vor ihren Thüren gerne ein Spielchen machten, ſehe ich ſie immer genirt, als wären ſie nicht ſicher und als fürchteten ſie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitſche knallen, oder ſingen, oder rufen, ſogleich iſt die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns Alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, ſo daß am Ende nichts übrig bleibt, als der Philiſter."

„Sie wiſſen, es vergeht bei mir kaum ein Tag, wo ich nicht von durchreiſenden Fremden beſucht werde. Wenn ich aber ſagen ſollte, daß ich an den perſönlichen Erſcheinungen, beſonders junger deutſcher Gelehrten aus einer gewiſſen nordöſtlichen Richtung, große Freude hätte, ſo müßte ich lügen. — Kurzſichtig, blaß, mit eingefallener Bruſt, jung ohne Jugend, das iſt das Bild der Meiſten, wie ſie ſich mir darſtellen. Und wie ich mit ihnen mich in ein Geſpräch einlaſſe, habe ich ſogleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unſereiner Freude hat, nichtig und trivial erſcheint, daß ſie ganz in der Idee ſtecken und nur die höchſten Probleme der Speculation ſie zu intereſſiren geeignet ſind. Von geſunden Sinnen und Freude am Sinnlichen iſt bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendluſt iſt bei ihnen ausgetrieben, und zwar unwiederbring-

lich; denn wenn Einer in ſeinem zwanzigſten Jahre nicht jung iſt, wie ſoll er es in ſeinem vierzigſten ſeyn!"

Goethe ſeufzte und ſchwieg.

Ich dachte an die glückliche Zeit des vorigen Jahrhunderts, in welche Goethe's Jugend fiel; es trat mir die Sommerluft von Seeſenheim vor die Seele und ich erinnerte ihn an die Verſe:

Nachmittags ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen.

„Ach! ſeufzte Goethe, das waren freilich ſchöne Zeiten! — Doch wir wollen ſie uns aus dem Sinne ſchlagen, damit uns die grauen Nebeltage der Gegenwart nicht ganz unerträglich werden."

„Es thäte Noth, ſagte ich, daß ein zweiter Erlöſer käme, um den Ernſt, das Unbehagen und den ungeheuren Druck der jetzigen Zuſtände uns abzunehmen.

„Käme er, antwortete Goethe, man würde ihn zum zweitenmale kreuzigen. Doch wir brauchten keineswegs ein ſo Großes. Könnte man nur den Deutſchen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philoſophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, ſo würde uns ſchon ein gutes Stück Erlöſung zu Theil werden, ohne daß wir auf das Erſcheinen der perſönlichen Hoheit eines zweiten Chriſtus zu warten brauchten. Sehr viel könnte geſchehen von unten, vom Volke, durch Schulen und häusliche Erziehung, ſehr viel von oben durch die Herrſcher und ihre Nächſten."

„So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den ſtudirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretiſch-gelehrte Kenntniſſe verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geiſtig wie körperlich ruinirt werden. Treten ſie nun hierauf in den praktiſchen Dienſt, ſo beſitzen ſie zwar einen ungeheueren Vorrath an philoſophiſchen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beſchränkten Kreiſe ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergeſſen werden. Dagegen aber, was ſie am meiſten bedurften, haben ſie eingebüßt: es fehlt ihnen die nöthige geiſtige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktiſchen Verkehr ganz unerläßlich iſt."

„Und dann! bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menſchen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie ſoll Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm ſelber nicht wohl iſt?" —

„Es iſt aber den Leuten allen herzlich ſchlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtiſch gefeſſelten Gelehrten und Staatsdiener iſt körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es Noth, von oben her einzuwirken, um wenigſtens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu ſchützen."

„Wir wollen indeß, fügte Goethe lächelnd hinzu, hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhun-

dert mit uns Deutſchen ausſieht, und ob wir es ſodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abſtracte Gelehrte und Philoſophen, ſondern Menſchen zu ſeyn."

Freitag, den 16. Mai 1828.

Mit Goethe ſpazieren gefahren. Er amüſirte ſich an der Erinnerung ſeiner Streitigkeiten mit Kotzebue und Conſorten und recitirte einige ſehr luſtige Epigramme gegen den Erſteren, die übrigens mehr ſpaßhaft als verletzend waren. Ich fragte ihn: warum er ſie nicht in ſeine Werke aufgenommen? „Ich habe eine ganze Sammlung ſolcher Gedichtchen, erwiederte Goethe, die ich geheim halte und nur gelegentlich den Vertrauteſten meiner Freunde zeige. Es war dieß die einzige unſchuldige Waffe, die mir gegen die Angriffe meiner Feinde zu Gebote ſtand. Ich machte mir dadurch im Stillen Luft und befreiete und reinigte mich dadurch von dem fatalen Gefühl des Mißwollens, das ich ſonſt gegen die öffentlichen und oft boshaften Häkeleien meiner Gegner hätte empfinden und nähren müſſen. Durch jene Gedichtchen habe ich mir alſo perſönlich einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. Aber ich will nicht das Publicum mit meinen Privathändeln beſchäftigen oder noch lebende Perſonen dadurch verletzen. In ſpäterer Zeit jedoch wird ſich davon Dieß oder Jenes ganz ohne Bedenken mittheilen laſſen."

Freitag, den 6. Juni 1828.

Der König von Baiern ſandte vor einiger Zeit ſeinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um das Portrait Goethe's zu machen. Als eine Art Empfehlungsbrief und als Zeugniß ſeiner Geſchicklichkeit brachte Stieler das vollendete lebensgroße Bildniß eines ſehr ſchönen jungen Frauenzimmers mit, nämlich das der Münchener Schauſpielerin Fräulein v. Hagen. Goethe gewährte darauf Herrn Stieler alle gewünſchten Sitzungen und ſein Bild ward nun vor einigen Tagen fertig.

Dieſen Mittag war ich bei ihm zu Tiſch und zwar alleine. Beim Deſſert ſtand er auf und führte mich in das den Speiſeſaal angrenzende Cabinet und zeigte mir die jüngſt vollendete Arbeit Stieler's. — Darauf, ſehr geheimnißvoll, führte er mich weiter in das ſogenannte Majolika-Zimmer, wo ſich das Bild der ſchönen Schauſpielerin befand. „Nicht wahr, ſagte er, nachdem wir es eine Weile betrachtet, das iſt der Mühe werth! — Stieler war gar nicht dumm! — Er brauchte dieſen ſchönen Biſſen bei mir als Lockſpeiſe, und indem er mich durch ſolche Künſte zum Sitzen brachte, ſchmeichelte er meiner Hoffnung, daß auch jetzt unter ſeinem Pinſel ein Engel entſtehen würde, indem er den Kopf eines Alten malte."

Freitag, den 26. September 1828.

Goethe zeigte mir heute ſeine reiche Foſſilien-Sammlung, die ſich in dem freiſtehenden Pavillon an ſeinem Hausgarten befindet. Die Sammlung iſt durch ihn ſelber angelegt, durch ſeinen Sohn ſtark vermehrt, und beſonders merkwürdig durch eine zahlreiche Folge verſteinerter Knochen, die alle in der Umgebung von Weimar gefunden worden.

Montag, den 6. October 1828.

Bei Goethe zu Tiſch mit Herrn v. Martius, der ſeit einigen Tagen hier iſt und ſich mit Goethe über botaniſche Gegenſtände beſpricht. Beſonders iſt es die Spiraltendenz der Pflanzen, worin Herr v. Martius wichtige Entdeckungen gemacht, die er Goethen mittheilt, dem ſich dadurch ein neues Feld eröffnet. Goethe ſchien die Idee ſeines Freundes mit einer Art jugendlicher Leidenſchaftlichkeit aufzunehmen. „Für die Phyſiologie der Pflanzen, ſagte er, iſt damit ſehr viel gewonnen. Das neue Aperçü der Spiraltendenz iſt meiner Metamorphoſenlehre durchaus gemäß, es iſt auf demſelbigen Wege gefunden, aber es iſt damit ein ungeheurer Schritt vorwärts gethan.“

Freitag, den 17. October 1828.

Goethe lieſt ſeit einiger Zeit ſehr eifrig den Globe und macht dieſes Blatt ſehr oft zum Gegenſtand ſeines

Geſprächs. Die Bemühungen Couſin's und ſeiner Schule erſcheinen ihm beſonders wichtig.

„Dieſe Männer, ſagte er, ſind ganz auf dem Wege, eine Annäherung zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu bewirken, indem ſie eine Sprache bilden, die durchaus geeignet iſt, den Ideen-Verkehr zwiſchen beiden Nationen zu erleichtern.“

Auch hat der Globe für Goethe dadurch noch ein beſonderes Intereſſe, daß die neueſten Producte der ſchönen Literatur Frankreichs darin beſprochen und die Freiheiten der romantiſchen Schule, oder vielmehr die Befreiung von den Feſſeln nichtsſagender Regeln, darin oft ſehr lebhaft vertheidigt werden.

„Was will der ganze Plunder gewiſſer Regeln einer ſteifen veralteten Zeit! ſagte er heute, und was will all der Lärm über claſſiſch und romantiſch! Es kommt darauf an, daß ein Werk durch und durch gut und tüchtig ſey, und es wird auch wohl claſſiſch ſeyn.“

Donnerstag, den 23. October 1828.

Goethe ſprach heute mit großer Anerkennung über eine kleine Schrift des Kanzlers, die den Großherzog Carl Auguſt zum Gegenſtande hat und das thatenreiche Leben dieſes ſeltenen Fürſten in gedrängter Kürze vorüberführt.

„Die kleine Schrift iſt wirklich ſehr gelungen, ſagte Goethe, das Material mit großer Umſicht und großem

Fleiß zuſammengebracht, ſodann Alles vom Hauch der innigſten Liebe beſeelt, und zugleich die Darſtellung ſo knapp und kurz, daß That auf That ſich drängt und bei dem Anblick einer ſolchen Fülle von Leben und Thun es uns zu Muthe wird, als würden wir von einem geiſtigen Schwindel ergriffen. Der Kanzler hat ſeine Schrift auch nach Berlin geſchickt, und darauf vor einiger Zeit einen höchſt merkwürdigen Brief von Alexander von Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe leſen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das Innigſte befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürſten immer nach neuem Wiſſen bedürftig und gerade Humboldt der Mann war, der bei ſeiner großen Univerſalität auf jede Frage die beſte und gründlichſte Antwort immer bereit hatte."

„Nun fügte es ſich in der That wunderbar, daß der Großherzog gerade die letzten Tage vor ſeinem Tode in Berlin in faſt beſtändiger Geſellſchaft mit Humboldt verlieben und daß er über manches wichtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von ſeinem Freunde Aufſchluß erhalten konnte; und wiederum war es nicht ohne höhere günſtige Einwirkung, daß einer der größten Fürſten, die Deutſchland je beſeſſen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen ſeiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem

Briefe eine Abſchrift nehmen laſſen und will Ihnen doch Einiges daraus mittheilen."

Goethe ſtand auf und ging zu ſeinem Pult, wo er den Brief nahm und ſich wieder zu mir an den Tiſch ſetzte. Er las eine Weile im Stillen. Ich ſah Thränen in ſeinen Augen. „Leſen Sie es für ſich, ſagte er dann, indem er mir den Brief zureichte. Er ſtand auf und ging im Zimmer auf und ab, während ich las.

„Wer konnte mehr durch das ſchnelle Hinſcheiden des Verewigten erſchüttert werden, ſchreibt Humboldt, als ich, den er ſeit dreißig Jahren mit ſo wohlwollender Auszeichnung, ich darf ſagen, mit ſo aufrichtiger Vorliebe behandelt hatte. Auch hier wollte er mich faſt zu jeder Stunde um ſich haben; und, als ſey eine ſolche Lucidität, wie bei den erhabenen ſchneebedeckten Alpen, der Vorbote des ſcheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menſchlichen Fürſten lebendiger, geiſtreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender geſehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier beſaßen."

„Ich ſagte mehrmals zu meinen Freunden ahnungsvoll und beängſtigt, daß dieſe Lebendigkeit, dieſe geheimnißvolle Klarheit des Geiſtes, bei ſo viel körperlicher Schwäche, mir ein ſchreckhaftes Phänomen ſey. Er ſelbſt oscillirte ſichtbar zwiſchen Hoffnung der Geneſung und Erwartung der großen Cataſtrophe."

„Als ich ihn vier und zwanzig Stunden vor dieſer

ſah, beim Frühſtück, er krank und ohne Neigung etwas zu genießen, fragte er noch lebendig nach den von Schweden herüber gekommenen Granitgeſchieben baltiſcher Länder, nach Kometſchweifen, welche ſich unſerer Atmoſphäre trübend einmiſchen könnten, nach der Urſache der großen Winterkälte an allen öſtlichen Küſten."

„Als ich ihn zuletzt ſah, drückte er mir zum Abſchied die Hand mit den heiteren Worten: „Sie glauben, Humboldt, Töplitz und alle warmen Quellen ſeyen wie Waſſer, die man künſtlich erwärmt? Das iſt nicht Küchenfeuer! Darüber ſtreiten wir in Töplitz, wenn Sie mit dem Könige kommen. Sie ſollen ſehen, Ihr altes Küchenfeuer wird mich doch noch einmal wieder zuſammenhalten." Sonderbar! denn Alles wird bedeutend bei ſo einem Manne."

„In Potsdam ſaß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und ſchlief abwechſelnd, trank wieder, ſtand auf, um an ſeine Gemahlin zu ſchreiben, dann ſchlief er wieder. Er war heiter, aber ſehr erſchöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den ſchwierigſten Fragen über Phyſik, Aſtronomie, Meteorologie und Geognoſie, über Durchſichtigkeit eines Kometenkerns, über Mond-Atmoſphäre, über die farbigen Doppelſterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erſcheinen der organiſchen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er ſchlief mitten in ſeiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig, und ſagte

dann, über ſeine ſcheinbare Unaufmerkſamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: „Sie ſehen, Humboldt, es iſt aus mit mir!“

„Auf einmal ging er deſultoriſch in religiöſe Geſpräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zuſammenhang dieſer Schwärmerei mit politiſchen Tendenzen nach Abſolutismus und Niederſchlagen aller freieren Geiſtesregungen. Dazu ſind es unwahre Burſche, rief er aus, die ſich dadurch den Fürſten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! — Mit der poetiſchen Vorliebe zum Mittelalter haben ſie ſich eingeſchlichen.“

„Bald legte ſich ſein Zorn, und nun ſagte er, wie er jetzt viel Tröſtliches in der chriſtlichen Religion finde. „Das iſt eine menſchenfreundliche Lehre, ſagte er; aber von Anfang an hat man ſie verunſtaltet. Die erſten Chriſten waren die Freigeſinnten unter den Ultra's.“

Ich gab Goethen über dieſen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie ſehen, ſagte Goethe, was für ein bedeutender Menſch er war. Aber wie gut iſt es von Humboldt, daß er dieſe wenigen letzten Züge aufgefaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürſten ſich ſpiegelt. Ja, ſo war er! — Ich kann es am beſten ſagen, denn es kannte ihn im Grunde Niemand ſo durch und durch wie ich ſelber. Iſt es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterſchied iſt, und daß auch ein

ſolcher Menſch ſo früh dahin muß! — Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an ſo hoher Stelle ſeine Zeit vorwärts gebracht haben! — Aber wiſſen Sie was? Die Welt ſoll nicht ſo raſch zum Ziele, als wir denken und wünſchen. Immer ſind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwiſchen und überall entgegen treten, ſo daß es zwar im Ganzen vorwärts geht, aber ſehr langſam. Leben Sie nur fort, und Sie werden ſchon finden, daß ich Recht habe."

Die Entwickelung der Menſchheit, ſagte ich, ſcheint auf Jahrtauſende angelegt.

„Wer weiß, erwiederte Goethe, — vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menſchheit dauern, ſo lange ſie will, es wird ihr nie an Hinderniſſen fehlen, die ihr zu ſchaffen machen, und nie an allerlei Noth, damit ſie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einſichtiger wird ſie werden, aber beſſer, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich ſehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals Alles zuſammenſchlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es iſt Alles danach angelegt und es ſteht in der fernen Zukunft ſchon Zeit und Stunde feſt, wann dieſe Verjüngungs-Epoche eintritt. Aber bis dahin hat es ſicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtauſende und aber Jahrtauſende auf dieſer lieben alten Fläche, wie ſie iſt, allerlei Spaß haben."

Goethe war in beſonders guter, erhöhter Stimmung. Er ließ eine Flaſche Wein kommen, wovon er ſich und mir einſchenkte. Unſer Geſpräch ging wieder auf den Großherzog Carl Auguſt zurück.

„Sie ſehen, ſagte Goethe, wie ſein außerordentlicher Geiſt das ganze Reich der Natur umfaßte. Phyſik, Aſtronomie, Geognoſie, Meteorologie, Pflanzen- und Thier-Formen der Urwelt, und was ſonſt dazu gehört, er hatte für Alles Sinn und für Alles Intereſſe. Er war achtzehn Jahre alt als ich nach Weimar kam; aber ſchon damals zeigten ſeine Keime und Knospen, was einſt der Baum ſeyn würde. Er ſchloß ſich bald auf das Innigſte an mich an und nahm an Allem, was ich trieb, gründlichen Antheil. Daß ich faſt zehn Jahre älter war, als er, kam unſerm Verhältniß zu Gute. Er ſaß ganze Abende bei mir in tiefen Geſprächen über Gegenſtände der Kunſt und Natur und was ſonſt allerlei Gutes vorkam. Wir ſaßen oft tief in die Nacht hinein und es war nicht ſelten, daß wir nebeneinander auf meinem Sopha einſchliefen. Funfzig Jahre lang haben wir es miteinander fortgetrieben und es wäre kein Wunder, wenn wir es endlich zu etwas gebracht hätten.“ —

Eine ſo gründliche Bildung, ſagte ich, wie ſie der Großherzog gehabt zu haben ſcheint, mag bei fürſtlichen Perſonen ſelten vorkommen.

„Sehr ſelten! erwiederte Goethe. Es giebt zwar

viele, die fähig ſind, über Alles ſehr geſchickt mitzureden; aber ſie haben es nicht im Innern und krabbeln nur an den Oberflächen. Und es iſt kein Wunder, wenn man die entſetzlichen Zerſtreuungen und Zerſtückelungen bedenkt, die das Hofleben mit ſich führt und denen ein junger Fürſt ausgeſetzt iſt. Von Allem ſoll er Notiz nehmen. Er ſoll ein Bißchen Das kennen und ein Bißchen Das, und dann ein Bißchen Das und wieder ein Bißchen Das. Dabei kann ſich aber nichts ſetzen und nichts Wurzel ſchlagen, und es gehört der Fond einer gewaltigen Natur dazu, um bei ſolchen Anforderungen nicht in Rauch aufzugehen. Der Großherzog war freilich ein geborener großer Menſch, womit Alles geſagt und Alles gethan iſt."

Bei allen ſeinen höheren wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Richtungen, ſagte ich, ſcheint er doch auch das Regieren verſtanden zu haben.

„Er war ein Menſch aus dem Ganzen, erwiederte Goethe, und es kam bei ihm Alles aus einer einzigen großen Quelle. Und wie das Ganze gut war, ſo war das Einzelne gut, er mochte thun und treiben was er wollte. Uebrigens kamen ihm zur Führung des Regiments beſonders drei Dinge zu Statten. Er hatte die Gabe, Geiſter und Charaktere zu unterſcheiden und Jeden an ſeinen Platz zu ſtellen. Das war ſehr viel. Dann hatte er noch Etwas, was ebenſoviel war, wo nicht noch mehr: Er war beſeelt von dem edelſten

Wohlwollen, von der reinſten Menſchenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beſte. Er dachte immer zuerſt an das Glück des Landes und ganz zuletzt erſt ein wenig an ſich ſelber. Edlen Menſchen entgegen zu kommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war ſeine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menſchheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe. Wer aber geliebt iſt, hat leicht regieren."

„Und drittens: Er war größer, als ſeine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewiſſen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die elfte, beſſere, in ſich ſelber. Fremde Zuflüſterungen glitten an ihm ab, und er kam nicht leicht in den Fall, etwas Unfürſtliches zu begehen, indem er das zweideutig gemachte Verdienſt zurückſetzte und empfohlene Lumpe in Schutz nahm. Er ſah überall ſelber, urtheilte ſelber, und hatte in allen Fällen in ſich ſelber die ſicherſte Baſis. Dabei war er ſchweigſamer Natur und ſeinen Worten folgte die Handlung."

Wie leid thut es mir, ſagte ich, daß ich nicht viel mehr von ihm gekannt habe als ſein Aeußeres; doch das hat ſich mir tief eingeprägt. Ich ſehe ihn noch immer auf ſeiner alten Droſchke, im abgetragenen grauen Mantel und Militairmütze und eine Cigarre rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, ſeine Lieblings-Hunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren ſehen, als auf dieſer unanſehnlichen alten Droſchke.

Auch nie anders als zweispännig. Ein Gepränge mit sechs Pferden und Röcke mit Ordenssternen scheint nicht sehr nach seinem Geschmack gewesen zu seyn."

„Das ist, erwiederte Goethe, jetzt bei Fürsten überhaupt kaum mehr an der Zeit. Es kommt jetzt darauf an, was Einer auf der Wage der Menschheit wiegt; alles Uebrige ist eitel. Ein Rock mit dem Stern und ein Wagen mit sechs Pferden imponirt nur noch allenfalls der rohesten Masse, und kaum dieser. Uebrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

Spuren davon, sagte ich, sieht man schon in Ihrem Gedicht „Ilmenau", wo Sie ihn nach dem Leben gezeichnet zu haben scheinen.

„Er war damals sehr jung, erwiederte Goethe; doch ging es mit uns freilich etwas toll her. Er war wie ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gährung. Er wußte mit seinen Kräften nicht wo hinaus und wir waren oft sehr nahe am Halsbrechen. Auf Parforce-Pferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse, und bergauf bergein sich tagelang abarbeiten, und dann Nachts unter freiem Himmel campiren, etwa bei einem Feuer im Walde: das war nach seinem Sinne. Ein Herzogthum geerbt zu haben, war ihm nichts, aber

hätte er ſich eines erringen, erjagen und erſtürmen können, das wäre ihm etwas geweſen."

„Das Ilmenauer Gedicht, fuhr Goethe fort, enthält als Epiſode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es ſchrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, ſo daß ich mich ſelber darin als eine hiſtoriſche Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es iſt darin, wie Sie wiſſen, eine nächtliche Scene vorgeführt, etwa nach einer ſolchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felſen kleine Hütten gebaut und mit Tannenreiſern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem ſchon damals die Tabackspfeife nicht kalt wurde, ſaß dem Feuer zunächſt und ergötzte die Geſellſchaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflaſche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der ſchlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte ſich behaglich am Stamm eines Baumes hingeſtreckt und ſummte allerlei Poetiſches. — Abſeits, in einer ähnlichen kleinen Hütte, lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich ſelber ſaß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei ſchweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erſcheinen mir noch jetzt gar nicht ſchlecht gezeichnet,

und auch der junge Fürſt nicht, in dieſem düſtern Ungeſtüm ſeines zwanzigſten Jahres.“

„Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu ſeyn,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein.“

„So war er ganz und gar. Es iſt darin nicht der kleinſte Zug übertrieben. Doch aus dieſer Sturm- und Drang-Periode hatte ſich der Herzog bald zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet, ſo daß ich ihn zu ſeinem Geburtstage im Jahre 1783 an dieſe Geſtalt ſeiner früheren Jahre ſehr wohl erinnern mochte.“

„Ich läugne nicht, er hat mir anfänglich manche Noth und Sorge gemacht. Doch ſeine tüchtige Natur reinigte ſich bald und bildete ſich bald zum Beſten, ſo daß es eine Freude wurde, mit ihm zu leben und zu wirken.“

Sie machten, bemerkte ich, in dieſer erſten Zeit mit ihm eine einſame Reiſe durch die Schweiz.

„Er liebte überhaupt das Reiſen, erwiederte Goethe; doch war es nicht ſowohl, um ſich zu amüſiren und zu zerſtreuen, als um überall die Augen und Ohren

offen zu haben und auf allerlei Gutes und Nützliches zu achten, das er in ſeinem Lande einführen könnte. Ackerbau, Viehzucht und Induſtrie ſind ihm auf dieſe Weiſe unendlich viel ſchuldig geworden. Ueberhaupt waren ſeine Tendenzen nicht perſönlich, egoiſtiſch, ſondern rein productiver Art, und zwar productiv für das allgemeine Beſte. Dadurch hat er ſich denn auch einen Namen gemacht, der über dieſes kleine Land weit hinausgeht."

Sein ſorgloſes einfaches Aeußere, ſagte ich, ſchien anzudeuten, daß er den Ruhm nicht ſuche und daß er ſich wenig aus ihm mache. Es ſchien, als ſey er berühmt geworden, ohne ſein weiteres Zuthun, bloß wegen ſeiner ſtillen Tüchtigkeit.

„Es iſt damit ein eigenes Ding, erwiederte Goethe. Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in ſich hat, und ein Menſch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen läßt ſich der Ruhm nicht und alles Jagen danach iſt eitel. Es kann ſich wohl Jemand durch kluges Benehmen und allerlei künſtliche Mittel eine Art von Namen machen. Fehlt aber dabei das innere Juwel, ſo iſt es eitel und hält nicht auf den andern Tag."

„Ebenſo iſt es mit der Gunſt des Volkes. Er ſuchte ſie nicht und that den Leuten keineswegs ſchön; aber das Volk liebte ihn, weil es fühlte, daß er ein Herz für ſie habe."

Goethe erwähnte ſodann die übrigen Glieder des Großherzoglichen Hauſes, und wie durch alle der Zug eines edlen Charakters gehe. Er ſprach über die Herzensgüte des jetzigen Regenten, über die großen Hoffnungen, zu denen der junge Prinz berechtige, und verbreitete ſich mit ſichtbarer Liebe über die ſeltenen Eigenſchaften der jetzt regierenden hohen Fürſtin, welche im edelſten Sinne große Mittel verwende, um überall Leiden zu lindern und gute Keime zu wecken. „Sie iſt von jeher für das Land ein guter Engel geweſen, ſagte er, und wird es mehr und mehr, je länger ſie ihm verbunden iſt. Ich kenne die Großherzogin ſeit dem Jahre 1805, und habe Gelegenheit in Menge gehabt, ihren Geiſt und Charakter zu bewundern. Sie iſt eine der beſten und bedeutendſten Frauen unſerer Zeit, und würde es ſeyn, wenn ſie auch keine Fürſtin wäre. Und das iſt's eben, worauf es ankommt, daß, wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch ſehr viel Großes, ja eigentlich noch das Beſte, übrig bleibe."

Wir ſprachen ſodann über die Einheit Deutſchlands, und in welchem Sinne ſie möglich und wünſchenswerth.

„Mir iſt nicht bange, ſagte Goethe, daß Deutſchland nicht eins werde; unſere guten Chauſſeen und künftigen Eiſenbahnen werden ſchon das Ihrige thun. Vor Allem aber ſey es eins in Liebe untereinander! und immer ſey es eins gegen den auswärtigen Feind. Es ſey eins, daß der deutſche Thaler und Groſchen im

ganzen Reiche gleichen Werth habe; eins, daß mein Reiſekoffer durch alle ſechs und dreißig Staaten ungeöffnet paſſiren könne. Es ſey eins, daß der ſtädtiſche Reiſepaß eines Weimar'ſchen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarſtaates nicht für unzulänglich gehalten werde, als der Paß eines Ausländers. Es ſey von Inland und Ausland unter deutſchen Staaten überall keine Rede mehr. Deutſchland ſey ferner eins in Maaß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag."

„Wenn man aber denkt, die Einheit Deutſchlands beſtehe darin, daß das ſehr große Reich eine einzige große Reſidenz habe, und daß dieſe eine große Reſidenz, wie zum Wohl der Entwickelung einzelner großer Talente, ſo auch zum Wohl der großen Maſſe des Volkes gereiche, ſo iſt man im Irrthum."

„Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und ſo ließe ſich wohl die Reſidenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlſeyn in die einzelnen nahen und fernen Glieder ſtrömt. Sind aber die Glieder ſehr ferne vom Herzen, ſo wird das zuſtrömende Leben ſchwach und immer ſchwächer empfunden werden. Ein geiſtreicher Franzoſe, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Culturzuſtand Frankreichs entworfen, und die größere oder geringere Aufklärung der

verſchiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anſchauung gebracht. Da finden ſich nun, beſonders in ſüdlichen, weit von der Reſidenz entlegenen Provinzen, einzelne Departements, die in ganz ſchwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrſchenden großen Finſterniß. Würde das aber wohl ſeyn, wenn das ſchöne Frankreich, ſtatt des einen großen Mittelpunktes, zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?"

„Wodurch iſt Deutſchland groß, als durch eine bewundernswürdige Volks-Cultur, die alle Theile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat. Sind es aber nicht die einzelnen Fürſtenſitze, von denen ſie ausgeht und welche ihre Träger und Pfleger ſind? — Geſetzt, wir hätten in Deutſchland ſeit Jahrhunderten nur die beiden Reſidenzſtädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch ſehen, wie es um die deutſche Cultur ſtände? ja auch um einen überall verbreiteten Wohlſtand, der mit der Cultur Hand in Hand geht!"

„Deutſchland hat über zwanzig im ganzen Reich vertheilte Univerſitäten, und über hundert ebenſo verbreitete öffentliche Bibliotheken. An Kunſtſammlungen und Sammlungen von Gegenſtänden aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürſt hat dafür geſorgt, dergleichen Schönes und Gutes in ſeine Nähe heranzuziehen. Gymnaſien und Schulen für Technik und Induſtrie ſind im Ueberfluß da. Ja es iſt kaum ein

deutſches Dorf, das nicht ſeine Schule hätte. Wie ſteht es aber um dieſen letzten Punkt in Frankreich!" —

„Und wiederum die Menge deutſcher Theater, deren Zahl über ſiebenzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Muſik und Geſang und ihre Ausübung iſt in keinem Lande verbreitet, wie in Deutſchland, und das iſt auch etwas!"

„Nun denken Sie aber an Städte wie Dresden, München, Stuttgart, Caſſel, Braunſchweig, Hannover, und ähnliche; denken Sie an die großen Lebenselemente, die dieſe Städte in ſich ſelber tragen; denken Sie an die Wirkungen, die von ihnen auf die benachbarten Provinzen ausgehen, und fragen Sie ſich, ob das Alles ſeyn würde, wenn ſie nicht ſeit langen Zeiten die Sitze von Fürſten geweſen?"

„Frankfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck ſind groß und glänzend, ihre Wirkungen auf den Wohlſtand von Deutſchland gar nicht zu berechnen. Würden ſie aber wohl bleiben, was ſie ſind, wenn ſie ihre eigene Souverainetät verlieren und irgend einem großen deutſchen Reich als Provinzialſtädte einverleibt werden ſollten? — Ich habe Urſache, daran zu zweifeln."

Mittwoch, den 3. December 1828*.

Heute hatte ich mit Goethen einen anmuthigen Spaß ganz beſonderer Art. Madame Duval zu Car-

tigny im Canton Genf nämlich, die ſehr geſchickt in Zubereitung von Confituren iſt, hatte mir als Producte ihrer Kunſt einige Cedraten für die Frau Großfürſtin und Goethe geſchickt, völlig überzeugt, daß ihre Confituren alle anderen ſo weit übertreffen, als die Gedichte Goethe's diejenigen der meiſten ſeiner deutſchen Mitbewerber.

Die älteſte Tochter jener Dame hatte nun ſchon längſt eine Handſchrift Goethe's gewünſcht, — worauf es mir einfiel, daß es klug ſeyn würde, durch die ſüße Lockſpeiſe der Cedraten Goethen zu einem Gedicht für meine junge Freundin anzukörnen.

Mit der Miene eines mit einem wichtigen Geſchäft beauftragten Diplomaten ging ich daher zu ihm und unterhandelte mit ihm als Macht gegen Macht, indem ich für die offerirten Cedraten ein Originalgedicht ſeiner Hand zur Bedingung machte. Goethe lachte über dieſen Scherz, den er ſehr wohl aufnahm, und ſich ſogleich die Cedraten erbat, die er ganz vortrefflich fand. Wenige Stunden darauf war ich ſehr überraſcht, folgende Verſe als ein Weihnachtsgeſchenk für meine junge Freundin ankommen zu ſehen:

Glücklich Land, allwo Cedraten
Zur Vollkommenheit gerathen!
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen ſie durchſüßen! ꝛc.

Als ich ihn wieder ſah, ſcherzte er über den Vortheil, den er jetzt aus ſeinem poetiſchen Metier zu zie-

hen im Stande ſey, während er in ſeiner Jugend zu ſeinem Götz keinen Verleger habe finden können. „Ihren Handelsvertrag,“ ſagte er, nehme ich an; wenn meine Cedraten verſchmauſ't ſeyn werden, vergeſſen Sie ja nicht andere zu kommandiren; ich werde pünktlich mit meinen poetiſchen Wechſeln zahlen.“

Sonntag, den 21. December 1828.

Ich hatte in voriger Nacht einen wunderlichen Traum, den ich dieſen Abend Goethen erzählte und den er ſehr artig fand. Ich ſah mich nämlich in einer fremden Stadt, in einer breiten Straße gegen Südoſt, wo ich mit einer Menge Menſchen ſtand und den Himmel betrachtete, der wie mit leiſen Dünſten bedeckt ſchien und im hellſten Gelb leuchtete. Jedermann war erwartungsvoll, was ſich ereignen würde, als ſich zwei feurige Punkte bildeten, die, gleich Meteorſteinen, mit Krachen vor uns niederfuhren, nicht weit von der Stelle, wo wir ſtanden. Man eilte hin, um zu ſehen was herabgekommen war, und ſiehe! es trat mir entgegen: Fauſt und Mephiſtopheles. — Ich war erfreut-verwundert, und geſellte mich zu ihnen, als zu Bekannten, und ging neben ihnen her in heiterer Unterhaltung, indem wir um die nächſte Straßenecke bogen. Was wir ſprachen, iſt mir nicht geblieben; doch der Eindruck ihres körperlichen Weſens war ſo eigener Art, daß er mir vollkommen deutlich und nicht

leicht zu vergeſſen iſt. Beide waren jünger, als man ſie gewöhnlich zu denken pflegt, und zwar mochte Mephiſtopheles ein und zwanzig Jahre ſeyn, wenn Fauſt ſieben und zwanzig haben konnte. Erſterer erſchien durchaus vornehm, heiter und frei; er ſchritt ſo leicht einher, wie man ſich etwa den Merkur denkt. Sein Geſicht war ſchön, ohne bösartig, und man hätte nicht erkennen mögen, daß es der Teufel ſey, wenn nicht von ſeiner jugendlichen Stirn zwei zierliche Hörner ſich erhoben und ſeitwärts gebogen hätten, ſo wie wohl ein ſchöner Haarwuchs ſich erhebt und zu beiden Seiten umbiegt. Als Fauſt im Gehen ſein Geſicht redend mir zuwandte, war ich erſtaunt über den eigenartigen Ausdruck. Die edelſte Sittlichkeit und Herzensgüte ſprach aus jedem Zuge, als das Vorwaltende, Urſprüngliche ſeiner Natur. Man ſah ihm an, als wären alle menſchlichen Freuden, Leiden und Gedanken, trotz ſeiner Jugend, bereits durch ſeine Seele gegangen, — ſo durchgearbeitet war ſein Geſicht! Er war ein wenig blaß und ſo anziehend, daß man ſich nicht ſatt an ihm ſehen konnte; ich ſuchte mir ſeine Züge einzuprägen, um ſie zu zeichnen. Fauſt ging rechts, Mephiſtopheles zwiſchen uns Beiden, und es iſt mir der Eindruck geblieben, wie Fauſt ſein ſchönes eigenartiges Geſicht herumwandte, um mit Mephiſtopheles oder mit mir zu reden. Wir gingen durch die Straßen und die Menge verlief ſich, ohne weiter auf uns zu achten.

1830-1832.

Montag, den 18. Januar 1830.

Goethe ſprach über Lavater und ſagte mir viel Gutes von ſeinem Charakter. Auch Züge von ihrer früheren intimen Freundſchaft erzählte mir Goethe, und wie ſie zu jener Zeit oft brüderlich zuſammen in einem und demſelbigen Bette geſchlafen. „Es iſt zu bedauern, fügte er hinzu, daß ein ſchwacher Myſticismus dem Aufflug ſeines Genies ſo bald Grenzen ſetzte!“

Freitag, den 22. Januar 1830.

Wir ſprachen über die Geſchichte Napoleon's von Walter Scott.

„Es iſt wahr, ſagte Goethe, man kann dem Verfaſſer dabei große Ungenauigkeiten und eine ebenſo große Parteilichkeit vorwerfen; allein gerade dieſe beiden Mängel geben ſeinem Werke in meinen Augen einen ganz beſonderen Werth. — Der Erfolg des Buches war in England über alle Begriffe groß, und man ſieht alſo, daß Walter Scott eben in ſeinem Haß gegen Napoleon und die Franzoſen der wahre Dolmetſcher und Repräſentant der engliſchen Volksmeinung und des eng-

liſchen Nationalgefühls geweſen iſt. Sein Buch wird keineswegs ein Document für die Geſchichte Frankreichs, allein es wird eins für die Geſchichte Englands ſeyn. Auf jeden Fall aber iſt es eine Stimme, die bei dieſem wichtigen hiſtoriſchen Proceß nicht fehlen durfte."

„Ueberhaupt iſt es mir angenehm, über Napoleon die entgegengeſetzteſten Meinungen zu hören. Ich leſe jetzt das Werk von Bignon, welches mir einen ganz beſonderen Werth zu haben ſcheint."

Montag, den 25. Januar 1830.

Ich brachte Goethen die Verzeichniſſe, die ich über die hinterlaſſenen Schriften Dumont's, als Vorbereitung einer Herausgabe derſelben, gemacht hatte. — Goethe las ſie mit vieler Sorgfalt und ſchien erſtaunt über die Maſſe von Kenntniſſen, Intereſſen und Ideen, die er bei dem Autor ſo verſchiedener und reichhaltiger Manuſcripte vorauszuſetzen Urſache habe.

„Dumont, ſagte er, muß ein Geiſt von großem Umfange geweſen ſeyn. Unter den Gegenſtänden, die er ebhandelt hat, iſt nicht ein einziger, der nicht an ſich intereſſant und bedeutend wäre; und die Wahl der Gegenſtände zeigt immer, was Einer für ein Mann und weß Geiſtes Kind er iſt. Nun kann man zwar nicht verlangen, daß der menſchliche Geiſt eine ſolche Univerſalität beſitze, um alle Gegenſtände mit einem gleichen Talent und Glück zu behandeln; aber wenn es auch

dem Autor mit allen nicht auf gleiche Weiſe gelungen ſeyn ſollte, ſo giebt ſchon der bloße Vorſatz und Wille, ſie zu behandeln, mir von ihm eine ſehr hohe Meinung. Ich finde beſonders merkwürdig und ſchätzbar, daß bei ihm überall eine praktiſche, nützliche und wohlwollende Tendenz vorwaltet."

Ich hatte ihm zugleich die erſten Capitel der Reiſe nach Paris mitgebracht, die ich ihm vorleſen wollte, die er aber vorzog allein zu betrachten.

Er ſcherzte darauf über die Schwierigkeit des Leſens und den Dünkel vieler Leute, die ohne alle Vorſtudien und vorbereitenden Kenntniſſe ſogleich jedes philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Werk leſen möchten, als wenn es eben nichts weiter als ein Roman wäre.

„Die guten Leutchen, fuhr er fort, wiſſen nicht, was es Einem für Zeit und Mühe gekoſtet, um leſen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht, und kann noch jetzt nicht ſagen, daß ich am Ziele wäre."

Mittwoch, den 27. Januar 1830.

Mittags mit Goethe ſehr vergnügt bei Tiſch. Er ſprach mit großer Anerkennung über Herrn von Martius. „Sein Aperçu der Spiraltendenz, ſagte er, iſt von der höchſten Bedeutung. Hätte ich bei ihm noch etwas zu wünſchen, ſo wäre es, daß er ſein entdecktes Urphänomen mit entſchiedener Kühnheit durchführte, und daß er die Courage hätte, ein Factum als Geſetz

auszuſprechen, ohne die Beſtätigung allzuſehr im Weiten zu ſuchen."

Er zeigte mir darauf die Verhandlungen der naturforſchenden Verſammlung zu Heidelberg, mit hintergedruckten Facſimile's der Handſchriften, die wir betrachten und auf den Charakter ſchließen.

„Ich weiß recht gut, ſagte Goethe, daß bei dieſen Verſammlungen für die Wiſſenſchaft nicht ſo viel herauskommt, als man ſich denken mag; aber ſie ſind vortrefflich, daß man ſich gegenſeitig kennen und möglicherweiſe lieben lerne, woraus denn folgt, daß man irgend eine neue Lehre eines bedeutenden Menſchen wird gelten laſſen, und dieſer wiederum geneigt ſeyn wird, uns in unſeren Richtungen eines anderen Faches anzuerkennen und zu fördern. Auf jeden Fall ſehen wir, daß etwas geſchieht, und Niemand kann wiſſen, was dabei herauskommt."

Goethe zeigte mir ſodann einen Brief eines engliſchen Schriftſtellers mit der Adreſſe: An Sr. Durchlaucht den Fürſten Goethe. „Dieſen Titel, ſagte Goethe lachend, habe ich wahrſcheinlich den deutſchen Journaliſten zu danken, die mich aus allzugroßer Liebe wohl den deutſchen Dichterfürſten genannt haben. Und ſo hat denn der unſchuldige deutſche Irrthum den ebenſo unſchuldigen Irrthum des Engländers zur Folge gehabt."

Goethe kam darauf wieder auf Herrn von Martius

zurück und rühmte an ihm, daß er Einbildungskraft beſitze. „Im Grunde, fuhr er fort, iſt ohne dieſe hohe Gabe ein wirklich großer Naturforſcher gar nicht zu denken. Und zwar meine ich nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und ſich Dinge imaginirt, die nicht exiſtiren; ſondern ich meine eine ſolche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt, und mit dem Maßſtab des Wirklichen und Erkannten zu geahneten, vermutheten Dingen ſchreitet. Da mag ſie denn prüfen, ob denn dieſes Geahnete auch möglich ſey und ob es nicht in Widerſpruch mit anderen bewußten Geſetzen komme. Eine ſolche Einbildungskraft ſetzt aber freilich einen weiten, ruhigen Kopf voraus, dem eine große Ueberſicht der lebendigen Welt und ihrer Geſetze zu Gebote ſteht.“

Während wir ſprachen, kam ein Paket mit einer Ueberſetzung der Geſchwiſter ins Böhmiſche, die Goethen große Freude zu machen ſchien.

Sonntag, den 31. Januar 1830.

Beſuch bei Goethe in Begleitung des Prinzen. Er empfing uns in ſeinem Arbeitszimmer.

Wir ſprachen über die verſchiedenen Ausgaben ſeiner Werke, wobei es mir auffallend war, von ihm zu hören, daß er den größten Theil dieſer Editionen ſelber nicht beſitze. Auch die erſte Ausgabe ſeines römiſchen Carnevals, mit Kupfern nach eigenen Original-

zeichnungen, beſitze er nicht. Er habe, ſagte er, in einer Auction ſechs Thaler dafür geboten, ohne ſie zu erhalten.

Er zeigte uns darauf das erſte Manuſcript ſeines Götz von Berlichingen, ganz in der urſprünglichen Geſtalt, wie er es vor länger als funfzig Jahren auf Anregung ſeiner Schweſter in wenigen Wochen geſchrieben. Die ſchlanken Züge der Handſchrift trugen ſchon ganz den freien klaren Charakter, wie ihn ſeine deutſche Schrift ſpäter immer behalten und auch noch jetzt hat. Das Manuſcript war ſehr reinlich, man las ganze Seiten ohne die geringſte Correctur, ſo daß man es eher für eine Copie, als für einen erſten raſchen Entwurf hätte halten ſollen.

Seine früheſten Werke hat Goethe, wie er uns ſagte, alle mit eigener Hand geſchrieben, auch ſeinen Werther; doch iſt das Manuſcript verloren gegangen. In ſpäterer Zeit dagegen hat er faſt Alles dictirt, und nur Gedichte und flüchtig notirte Pläne finden ſich von ſeiner eigenen Hand. Sehr oft hat er nicht daran gedacht, von einem neuen Product eine Abſchrift nehmen zu laſſen; vielmehr hat er häufig die koſtbarſte Dichtung dem Zufall preisgegeben, indem er öfter als einmal das einzige Exemplar, das er beſaß, nach Stuttgart in die Druckerei ſchickte.

Nachdem wir das Manuſcript des Berlichingen genugſam betrachtet, zeigte Goethe uns das Original

ſeiner italieniſchen Reiſe. In dieſen täglich niedergeſchriebenen Beobachtungen und Bemerkungen finden ſich in Bezug auf die Handſchrift dieſelbigen guten Eigenſchaften, wie bei ſeinem Götz. Alles iſt entſchieden, feſt und ſicher, nichts iſt corrigirt, und man ſieht, daß dem Schreibenden das Detail ſeiner augenblicklichen Notizen immer friſch und klar vor der Seele ſtand. Nichts iſt veränderlich und wandelbar, ausgenommen das Papier, das in jeder Stadt, wo der Reiſende ſich aufhielt, in Format und Farbe ſtets ein anderes wurde.

Gegen das Ende dieſes Manuſcripts fand ſich eine geiſtreich hingeworfene Federzeichnung von Goethe, nämlich die Abbildung eines italieniſchen Advocaten, wie er in ſeiner großen Amtskleidung vor Gericht eine Rede hält. Es war die merkwürdigſte Figur, die man ſich denken konnte, und ſein Anzug ſo auffallend, daß man hätte glauben ſollen, er habe ihn gewählt, um auf eine Maskerade zu gehen. Und doch war Alles nur eine treue Darſtellung nach dem wirklichen Leben. Den Zeigefinger auf die Spitze des Daumens und die übrigen Finger ausgeſtreckt haltend, ſtand der dicke Redner behaglich da, und dieſe wenige Bewegung paßte recht gut zu der großen Perücke, womit er ſich behängt hatte.

Mittwoch, den 3. Februar 1830.

Wir ſprachen über den Globe und Temps, und dieß führte auf die franzöſiſche Literatur und Literatoren.

„Guizot, ſagte Goethe unter andern, iſt ein Mann nach meinem Sinne, er iſt ſolide. Er beſitzt tiefe Kenntniſſe, verbunden mit einem aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien ſtehend, ſeinen eigenen Weg geht. Ich bin begierig, zu ſehen, welche Rolle er in den Kammern ſpielen wird, wozu man ihn jetzt gewählt hat."

Leute, die ihn nur oberflächlich zu kennen ſcheinen, erwiederte ich, haben mir ihn als etwas pedantiſch geſchildert.

„Es bleibt zu wiſſen übrig, entgegnete Goethe, welche Sorte von Pedanterie man ihm vorwirft. Alle bedeutenden Menſchen, die in ihrer Lebensweiſe eine gewiſſe Regelmäßigkeit und feſte Grundſätze beſitzen, die viel nachgedacht haben und mit den Angelegenheiten des Lebens kein Spiel treiben, können ſehr leicht in den Augen oberflächlicher Beobachter als Pedanten erſcheinen. Guizot iſt ein weitſehender, ruhiger, feſthaltender Mann, der der franzöſiſchen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu ſchätzen und gerade ein ſolcher iſt, wie ſie ihn brauchen."

„Villemain, fuhr Goethe fort, iſt vielleicht glänzender als Redner; er beſitzt die Kunſt einer gewandten Entwickelung aus dem Grunde; er iſt nie verlegen um ſchlagende Ausdrücke, wodurch er die Aufmerkſamkeit feſſelt und ſeine Hörer zu lautem Beifall fortreißt; aber

er iſt weit oberflächlicher, als Guizot, und weit weniger praktiſch.“

„Was Couſin betrifft, ſo kann er zwar uns Deutſchen wenig geben, indem die Philoſophie, die er ſeinen Landsleuten als etwas Neues bringt, uns ſeit vielen Jahren bekannt iſt; allein er iſt für die Franzoſen von großer Bedeutung. Er wird ihnen eine ganz neue Richtung geben.“

„Cuvier, der große Naturkenner, iſt bewundernswürdig durch ſeine Darſtellung und ſeinen Styl. Niemand exponirt ein Factum beſſer, als er. Allein er beſitzt faſt gar keine Philoſophie. Er wird ſehr unterrichtete Schüler erziehen, aber wenig tiefe.“

Alles dieſes zu hören, war mir um ſo intereſſanter, als es mit den Anſichten Dumont's über die gedachten Männer ſehr nahe zuſammentraf. Ich verſprach Goethen, ihm die betreffenden Stellen aus deſſen Manuſcripten abzuſchreiben, damit er ſie mit ſeiner eigenen Meinung gelegentlich vergleichen möge.

Die Erwähnung Dumont's brachte das Geſpräch auf deſſen Verhältniß zu Bentham, worüber ſich Goethe alſo äußerte:

„Es iſt für mich ein intereſſantes Problem, ſagte er, wenn ich ſehe, daß ein ſo vernünftiger, ſo gemäßigter und ſo praktiſcher Mann, wie Dumont, der Schüler und treue Verehrer dieſes Narren Bentham ſeyn konnte.“

Bentham, erwiederte ich, iſt gewiſſermaßen als eine

doppelte Perſon zu betrachten. Ich unterſcheide Bentham das Genie, das die Prinzipien erſann, die Dumont der Vergeſſenheit entzog, indem er ſie ausarbeitete, und Bentham den leidenſchaftlichen Mann, der aus übertriebenem Nützlichkeitseifer die Grenzen ſeiner eigenen Lehre überſchritt und dadurch ſowohl in der Politik, als in der Religion, zum Radicalen ward.

„Das aber, erwiederte Goethe, iſt eben ein neues Problem für mich, daß ein Greis die Laufbahn eines langen Lebens damit beſchließen kann, in ſeinen letzten Tagen noch ein Radicaler zu werden.“

Ich ſuchte dieſen Widerſpruch zu löſen, indem ich bemerkte, daß Bentham, in der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ſeiner Lehre und ſeiner Geſetzgebung, und bei der Unmöglichkeit, ſie ohne eine völlige Veränderung des herrſchenden Syſtems in England einzuführen, ſich um ſo mehr von ſeinem leidenſchaftlichen Eifer habe fortreißen laſſen, als er mit der äußern Welt wenig in Berührung komme und die Gefahr eines gewaltſamen Umſturzes nicht zu beurtheilen vermöge.

Dumont dagegen, fuhr ich fort, der weniger Leidenſchaft und mehr Klarheit beſitzt, hat die Ueberſpannung Bentham's nie gebilligt, und iſt weit entfernt geweſen, ſelber in einen ähnlichen Fehler zu fallen. Er hat überdieß den Vortheil gehabt, die Prinzipien Bentham's in einem Lande in Anwendung zu bringen, das in

Folge politiſcher Ereigniſſe zu jener Zeit gewiſſermaßen als ein neues zu betrachten war, nämlich in Genf, wo denn auch Alles vollkommen gelang und der glückliche Erfolg den Werth des Prinzips an den Tag legte.

„Dumont, erwiederte Goethe, iſt eben ein gemäßigter Liberaler, wie es alle vernünftigen Leute ſind und ſeyn ſollen, und wie ich ſelber es bin und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe.“

„Der wahre Liberale, fuhr er fort, ſucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, ſo viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet ſich, die oft unvermeidlichen Mängel ſogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er iſt bemüht, durch ein kluges Vorſchreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltſame Maßregeln zugleich oft eben ſo viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt ſich in dieſer ſtets unvollkommenen Welt ſo lange mit dem Guten, bis ihn, das Beſſere zu erreichen, Zeit und Umſtände begünſtigen.“

Sonnabend, den 6. Februar 1830.

Bei Frau v. Goethe zu Tiſche. Der junge Goethe erzählte einiges Artige von ſeiner Großmutter, der Frau Rath Goethe zu Frankfurt, die er vor zwanzig Jahren als Student beſucht habe, und mit der er eines Mittags beim Fürſten Primas zur Tafel geladen worden.

Der Fürſt ſey der Frau Rath aus beſonderer Höflichkeit auf der Treppe entgegen gekommen; da er aber ſeine gewöhnliche geiſtliche Kleidung getragen, ſo habe ſie ihn für einen Abbé gehalten und nicht ſonderlich auf ihn geachtet. Auch habe ſie anfänglich bei Tafel, an ſeiner Seite ſitzend, nicht eben das freundlichſte Geſicht gemacht. Im Laufe des Geſprächs aber ſey ihr an dem Benehmen der übrigen Anweſenden nach und nach beigegangen, daß es der Primas ſey.

Der Fürſt habe darauf ihre und ihres Sohnes Geſundheit getrunken, worauf denn die Frau Rath aufgeſtanden und die Geſundheit Er. Hoheit ausgebracht.

Mittwoch, den 10. Februar 1830.

Heute nach Tiſch war ich einen Augenblick bei Goethe. Er freute ſich des herannahenden Frühlings und der wieder länger werdenden Tage. Dann ſprachen wir über die Farbenlehre. Er ſchien an der Möglichkeit zu zweifeln, ſeiner einfachen Theorie Bahn zu machen. „Die Irrthümer meiner Gegner, ſagte er, ſind ſeit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einſamen Wege hoffen könnte, noch dieſen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! — Ich komme mir oft vor wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen Einzigen zu tragen im Stande iſt. Dieſer Eine rettet ſich, während alle Uebrigen jämmerlich erſaufen.“

Sonntag, den 14. Februar 1830.

Der heutige Tag war für Weimar ein Tag der Trauer; die Großherzogin Luiſe ſtarb dieſen Mittag halb zwei Uhr. Die regierende Frau Großherzogin befahl mir, bei Fräulein v. Waldner und Goethe in Ihrem Namen einen Condolenzbeſuch zu machen.

Ich ging zuerſt zu Fräulein v. Waldner. Ich fand ſie in Thränen und tiefer Betrübniß, und ſich ganz dem Gefühl ihres erlittenen Verluſtes überlaſſend. „Ich war, ſagte ſie, ſeit länger als fünfzig Jahren im Dienſt der verewigten Fürſtin. Sie hatte mich ſelbſt zu ihrer Ehrendame erwählt, und dieſe freie Wahl ihrerſeits war mein Stolz und mein Glück. Ich habe mein Vaterland verlaſſen, um ihrem Dienſte zu leben. Hätte ſie mich doch auch jetzt mit ſich genommen, damit ich nicht nach einer Wiedervereinigung mit ihr ſo lange zu ſeufzen brauchte!“

Ich ging darauf zu Goethe. Aber wie ganz anders waren die Zuſtände bei ihm! — Er fühlte den ihn betroffenen Verluſt gewiß nicht weniger tief; allein er ſchien ſeiner Empfindungen auf alle Weiſe Herr bleiben zu wollen. Ich fand ihn noch mit einem guten Freunde bei Tiſche ſitzen und eine Flaſche Wein trinken. Er ſprach lebhaft und ſchien überall in ſehr heiterer Stimmung. „Wohlan! ſagte er, als er mich ſah, kommen Sie her, nehmen Sie Platz! Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, und wir haben

wenigſtens nicht mehr mit der grauſamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müſſen nun ſehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurecht ſetzen."

Dort ſind ihre Tröſter, ſagte ich, indem ich auf ſeine Papiere zeigte. Die Arbeit iſt ein treffliches Mittel, uns in Leiden wieder emporzurichten.

„So lange es Tag iſt, erwiederte Goethe, wollen wir den Kopf ſchon oben halten, und ſo lange wir noch hervorbringen können, werden wir nicht nachlaſſen."

Er ſprach darauf über Perſonen, die ein hohes Alter erreicht, und erwähnte auch die berühmte Ninon. „Noch in ihrem neunzigſten Jahre, ſagte er, war ſie jung; aber ſie verſtand es auch, ſich im Gleichgewicht zu erhalten, und machte ſich aus den irdiſchen Dingen nicht mehr als billig. Selbſt der Tod konnte ihr keinen übermäßigen Reſpect einflößen. Als ſie in ihrem achtzehnten Jahre von einer ſchweren Krankheit genas und die Umſtehenden ihr die Gefahr ſchilderten, in der ſie geſchwebt, ſagte ſie ganz ruhig: „Was wäre es denn weiter geweſen! Hätte ich doch lauter Sterbliche zurückgelaſſen! —" Sie lebte darauf noch über ſiebenzig Jahre, liebenswürdig und geliebt, und alle Freuden des Lebens genießend; aber bei dieſem ihr eigenthümlichen Gleichmuth ſich ſtets über jeder verzehrenden Leidenſchaftlichkeit erhaben haltend. Ninon verſtand es! — Es giebt Wenige, die ihr es nachthun."

Er reichte mir ſodann einen Brief des Königs von

Baiern, den er heute erhalten hatte und der zu ſeiner heiteren Stimmung wahrſcheinlich nicht wenig beigetragen. „Leſen Sie, ſagte er, und geſtehen Sie, daß das Wohlwollen, das der König mir fortwährend bewahrt, und das lebhafte Intereſſe, das er an den Fortſchritten der Literatur und höheren menſchlichen Entwickelung nimmt, durchaus geeignet iſt, mir Freude zu machen. Und daß ich dieſen Brief gerade heute erhielt, dafür danke ich dem Himmel, als für eine beſondere Gunſt."

Wir ſprachen darauf über das Theater und dramatiſche Poeſie. „Gozzi, ſagte Goethe, wollte behaupten, daß es nur ſechs und dreißig tragiſche Situationen gebe. Schiller gab ſich alle Mühe, noch mehrere zu finden; allein er fand nicht einmal ſo viele als Gozzi."

Dieß führte auf einen Artikel des Globe, und zwar auf eine kritiſche Beleuchtung des „Guſtav Waſa" von Arnault. Die Art und Weiſe, wie der Recenſent ſich dabei benommen, machte Goethen viel Vergnügen und fand ſeinen vollkommenen Beifall. Der Beurtheilende hatte ſich nämlich damit begnügt, alle Reminiscenzen des Autors namhaft zu machen, ohne ihn ſelber und ſeine poetiſchen Grundſätze weiter anzugreifen. „Der Tempo, fügte Goethe hinzu, hat ſich in ſeiner Kritik nicht ſo weiſe benommen. Er maßt ſich an, dem Dichter den Weg vorſchreiben zu wollen, den er hätte gehen müſſen. Dieß iſt ein großer Fehler i

denn damit erreicht man nicht, ihn zu beſſern. Es giebt überhaupt nichts Dümmeres, als einem Dichter zu ſagen: Dieß hätteſt Du müſſen ſo machen und dieſes ſo! Ich ſpreche als alter Kenner. Man wird aus einem Dichter nie etwas Anderes machen, als was die Natur in ihn gelegt hat. Wollt ihr ihn zwingen, ein Anderer zu ſeyn, ſo werdet ihr ihn vernichten."

„Meine Freunde, die Herren vom Globe, wie geſagt, machen es ſehr klug. Sie drucken eine lange Liſte aller Gemeinplätze, die der Herr Arnault aus allen Ecken und Enden her gelieben hat. Und indem ſie dieſes thun, deuten ſie ſehr geſchickt die Klippe an, vor welcher der Autor ſich künftig zu hüten hat. Es iſt faſt unmöglich, heutzutage noch eine Situation zu finden, die durchaus neu wäre. Bloß die Anſchauungsweiſe und die Kunſt, ſie zu behandeln und darzuſtellen, kann neu ſeyn, und hiebei muß man um ſo mehr vor jeder Nachahmung ſich in Acht nehmen."

Goethe erzählte uns darauf die Art und Weiſe, wie Gozzi ſein Theater del Arte zu Venedig eingerichtet hatte und wie ſeine improviſirende Truppe beliebt geweſen. „Ich habe, ſagte er, zu Venedig noch zwei Actricen jener Truppe geſehen, beſonders die Brighella, und habe noch mehreren ſolcher improviſirten Stücke mit beigewohnt. Die Wirkung die dieſe Leute hervorbrachten war außerordentlich."

Goethe ſprach ſodann über den Neapolitaner Pulci-

nell. „Ein Hauptſpaß dieſer niedrig-comiſchen Perſonage, ſagte er, beſtand darin, daß er zuweilen auf der Bühne ſeine Rolle als Schauſpieler auf einmal ganz zu vergeſſen ſchien. Er that, als wäre er wieder nach Hauſe gekommen, ſprach vertraulich mit ſeiner Familie, erzählte von dem Stücke, in welchem er geſpielt, und von einem anderen, worin er noch ſpielen ſolle; auch genirte er ſich nicht, kleinen Naturbedürfniſſen ungehinderte Freiheit zu laſſen. „Aber, lieber Mann, rief ihm ſodann ſeine Frau zu, Du ſcheinſt Dich ja ganz zu vergeſſen; bedenke doch die werthe Verſammlung, vor welcher Du Dich befindeſt! —" E vero! E vero! erwiederte darauf Pulcinell, ſich wieder beſinnend, und kehrte unter großem Applaus der Zuſchauer in ſein voriges Spiel zurück. Das Theater des Pulcinell iſt übrigens von ſolchem Ruf, daß Niemand in guter Geſellſchaft ſich rühmt, darin geweſen zu ſeyn. Frauen, wie man denken kann, gehen überall nicht hin, es wird nur von Männern beſucht."

„Der Pulcinell iſt in der Regel eine Art lebendige Zeitung. Alles, was den Tag über ſich in Neapel Auffallendes zugetragen hat, kann man Abends von ihm hören. Dieſe Localintereſſen, verbunden mit dem niedern Volksdialekt, machen es jedoch dem Fremden faſt unmöglich, ihn zu verſtehen."

Goethe lenkte das Geſpräch auf andere Erinnerungen ſeiner früheren Zeit. Er ſprach über ſein geringes

Vertrauen zum Papiergelde und welche Erfahrungen er in dieſer Art gemacht. Als Beſtätigung erzählte er uns eine Anekdote von Grimm, und zwar aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution, wo dieſer, es in Paris nicht mehr für ſicher haltend, wieder nach Deutſchland zurückgekehrt war und in Gotha lebte.

„Wir waren, ſagte Goethe, eines Tages bei Grimm zu Tiſche. Ich weiß nicht mehr wie das Geſpräch es herbeiführte, genug, Grimm rief mit einemmale: „Ich wette, daß kein Monarch in Europa ein Paar ſo koſtbare Handmanſchetten beſitzt als ich, und daß Keiner dafür einen ſo hohen Preis bezahlt hat als ich es habe.“ — Es läßt ſich denken, daß wir ein lautes ungläubiges Erſtaunen ausdrückten, beſonders die Damen, und daß wir Alle ſehr neugierig waren, ein Paar ſo wunderbare Handmanſchetten zu ſehen. Grimm ſtand alſo auf und holte aus ſeinem Schränkchen ein Paar Spitzenmanſchetten von ſo großer Pracht, daß wir Alle in laute Verwunderung ausbrachen. Wir verſuchten es, ſie zu ſchätzen, konnten ſie jedoch nicht höher halten, als etwa zu hundert bis zweihundert Louisd'or. Grimm lachte und rief: „Ihr ſeyd ſehr weit vom Ziele! ich habe ſie mit zweimal hundert und funfzig Tauſend Franken bezahlt, und war noch glücklich, meine Aſſignaten ſo gut angebracht zu haben. Am nächſten Tage galten ſie keinen Groſchen mehr.“

Montag, den 15. Februar 1830.

Ich war dieſen Vormittag einen Augenblick bei Goethe, um mich im Namen der Frau Großherzogin nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Ich fand ihn betrübt und gedankenvoll und von der geſtrigen etwas gewaltſamen Aufgeregtheit keine Spur. Er ſchien die Lücke, die der Tod in ein funfzigjähriges freundſchaftliches Verhältniß geriſſen, heute tief zu empfinden. „Ich muß mit Gewalt arbeiten, ſagte er, um mich oben zu halten und mich in dieſe plötzliche Trennung zu ſchicken. Der Tod iſt doch etwas ſo Seltſames, daß man ihn, unerachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuren Gegenſtande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er iſt gewiſſermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird. Und dieſer Uebergang aus einer uns bekannten Exiſtenz in eine andere, von der wir auch gar nichts wiſſen, iſt etwas ſo Gewaltſames, daß es für die Zurückbleibenden nicht ohne die tiefſte Erſchütterung abgeht".

Freitag, den 5. März 1830.

Eine nahe Verwandte der Jugendgeliebten Goethe's, Fräulein von Türkheim, war einige Zeit in Weimar. Ich drückte heute gegen Goethe mein Bedauern über ihre Abreiſe aus. Sie iſt ſo jung, ſagte ich, und zeigt eine ſo erhabene Geſinnung und einen ſo reifen Geiſt,

wie man ihn bei ſolchem Alter ſelten findet. Ihr Erſcheinen hat überhaupt in Weimar großen Eindruck gemacht. Wäre ſie länger geblieben, ſie hätte für Manchen gefährlich werden können.

„Wie ſehr thut es mir leid, erwiederte Goethe, daß ich ſie nicht öfter geſehen und daß ich anfänglich immer verſchoben habe, ſie einzuladen, um mich ungeſtört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzuſuchen.“

„Der vierte Band von Wahrheit und Dichtung, fuhr er fort, wo Sie die jugendliche Glücks- und Leidens-Geſchichte meiner Liebe zu Lili erzählt finden werden, iſt ſeit einiger Zeit vollendet. Ich hätte ihn längſt früher geſchrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewiſſe zarte Rückſichten gehindert hätten, und zwar nicht Rückſichten gegen mich ſelber, ſondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre ſtolz geweſen, es der ganzen Welt zu ſagen, wie ſehr ich ſie geliebt; und ich glaube, ſie wäre nicht erröthet, zu geſtehen, daß meine Neigung erwiedert wurde. Aber hatte ich das Recht, es öffentlich zu ſagen, ohne ihre Zuſtimmung? Ich hatte immer die Abſicht, ſie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war.“

„Indem Sie, fuhr Goethe fort, mit ſolchem Antheil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, das uns jetzt verläßt, erwecken Sie in mir alle meine

alten Erinnerungen. Ich ſehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es iſt mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die Erſte, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich ſagen, daß ſie die Letzte geweſen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener erſten verglichen, nur leicht und oberflächlich."

„Ich bin, fuhr Goethe fort, meinem eigentlichen Glücke nie ſo nahe geweſen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hinderniſſe, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unüberſteiglich, — und doch ging ſie mir verloren!"

„Meine Neigung zu ihr hatte etwas ſo Delicates und etwas ſo Eigenthümliches, daß es jetzt, in Darſtellung jener ſchmerzlich-glücklichen Epoche, auf meinen Styl Einfluß gehabt hat. Wenn Sie künftig den vierten Band von Wahrheit und Dichtung leſen, ſo werden Sie finden, daß jene Liebe etwas ganz Anderes iſt, als eine Liebe in Romanen."

Daſſelbige, erwiederte ich, könnte man auch von Ihrer Liebe zu Gretchen und Friederike ſagen. Die Darſtellung von Beiden iſt gleichfalls ſo neu und originell, wie die Romanſchreiber dergleichen nicht erfinden und ausdenken. Es ſcheint dieſes von der großen Wahrhaftigkeit des Erzählers herzurühren, der das Erlebte nicht zu bemänteln geſucht, um es zu größerem

Vortheil erſcheinen zu laſſen, und der jede empfindſame Phraſe vermieden, wo ſchon die einfache Darlegung der Ereigniſſe genügte.

Auch iſt die Liebe ſelbſt, fügte ich hinzu, ſich niemals gleich; ſie iſt ſtets original und modificirt ſich ſtets nach dem Charakter und der Perſönlichkeit derjenigen, die wir lieben.

„Sie haben vollkommen Recht, erwiederte Goethe; denn nicht bloß wir ſind die Liebe, ſondern es iſt es auch das uns anreizende liebe Object. Und dann, was nicht zu vergeſſen, kommt als ein mächtiges Drittes noch das Dämoniſche hinzu, das jede Leidenſchaft zu begleiten pflegt und das in der Liebe ſein eigentliches Element findet. In meinem Verhältniß zu Lili war es beſonders wirkſam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung und ich ſage nicht zuviel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hierſeyn davon eine unmittelbare Folge war."

Sonnabend, den 6. März 1830*.

Goethe lieſt ſeit einiger Zeit die Memoiren von St. Simon. —

„Mit dem Tode von Ludwig dem Vierzehnten, ſagte er mir vor einigen Tagen, habe ich jetzt Halt gemacht. Bis dahin hat mich das Dutzend Bände im hohen Grade intereſſirt, und zwar durch den Contraſt der Willens-

richtungen des Herrn und der ariſtocratiſchen Tugend des Dieners. Aber von dem Augenblick an, wo jener Monarch abgeht und eine andere Perſonage auftritt, die zu ſchlecht iſt, als daß St. Simon ſich zu ſeinem Vortheil neben ihr ausnehmen könnte, machte die Lectüre mir keine Freude mehr; der Widerwille trat ein, und ich verließ das Buch da, wo mich der „Tyran" verließ."

Auch den Globe und Temps, den Goethe ſeit mehreren Monaten mit dem größten Eifer las, hat er ſeit etwa vierzehn Tagen zu leſen aufgehört. Sowie die Nummern bei ihm unter Kreuzband ankommen, legt er ſie uneröffnet bei Seite. Indeß bittet er ſeine Freunde, ihm zu erzählen was in der Welt vorgeht. Er iſt ſeit einiger Zeit ſehr productiv und ganz vertieft im zweiten Theile ſeines Fauſt. Beſonders iſt es die claſſiſche Walpurgisnacht, die ihn ſeit einigen Wochen ganz hinnimmt und die dadurch auch raſch und bedeutend heranwächſt. In ſolchen durchaus productiven Epochen liebt Goethe die Lectüre überhaupt nicht, es wäre denn, daß ſie als etwas Leichtes und Heiteres ihm als ein wohlthätiges Ausruhen diente, oder auch, daß ſie mit dem Gegenſtande, den er eben unter Händen hat, in Harmonie ſtände und dazu behülflich wäre. Er meidet ſie dagegen ganz entſchieden, wenn ſie ſo bedeutend und aufregend wirkte, daß ſie ſeine ruhige Production ſtören und ſein thätiges Intereſſe zerſplittern und ab-

lenken könnte. Das Letztere scheint jetzt mit dem Globe und Temps der Fall zu seyn. „Ich sehe, sagte er, es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gang des Drama's unnützerweise täglich aufregen zu lassen. Ich lese jetzt so wenig den Globe, als den Temps, und meine Walpurgisnacht rückt dabei gar nicht schlecht vorwärts."

Er sprach darauf über den Zustand der neuesten französischen Literatur, die ihn sehr interessirt. „Was die Franzosen, sagte er, bei ihrer jetzigen literarischen Richtung für etwas Neues halten, ist im Grunde weiter nichts, als der Wiederschein desjenigen, was die deutsche Literatur seit funfzig Jahren gewollt und geworden. Der Keim der historischen Stücke, die bei ihnen jetzt etwas Neues sind, findet sich schon seit einem halben Jahrhundert in meinem Götz. Uebrigens, fügte er hinzu, haben die deutschen Schriftsteller niemals daran gedacht und nie in der Absicht geschrieben, auf die Franzosen einen Einfluß ausüben zu wollen. Ich selbst habe immer nur mein Deutschland vor Augen gehabt, und es ist erst seit gestern oder ehegestern, daß es mir einfällt, meine Blicke westwärts zu wenden, um auch zu sehen, wie unsere Nachbarn jenseits des Rheines von mir denken. Aber auch jetzt haben sie auf

meine Productionen keinen Einfluß. Selbſt Wieland, der die franzöſiſchen Formen und Darſtellungsweiſen nachgeahmt, iſt im Grunde immer deutſch geblieben und würde ſich in einer Uebertragung ſchlecht ausnehmen."

Sonntag, den 14. März 1830.

Abends bei Goethe. Er zeigte mir alle jetzt geordneten Schätze der Kiſte von David, mit deren Auspackung ich ihn vor einigen Tagen beſchäftigt fand. Die Gyps-Medaillons mit den Profilen der vorzüglichſten jungen Dichter Frankreichs hatte er in großer Ordnung auf Tiſchen nebeneinander gelegt. Er ſprach dabei abermals über das außerordentliche Talent David's, das ebenſogroß ſey in der Auffaſſung, als in der Ausführung. Auch zeigte er mir eine Menge der neueſten Werke, die ihm, durch die Vermittelung David's, von den ausgezeichnetſten Talenten der romantiſchen Schule als Autor-Geſchenke verehrt worden. Ich ſah Werke von St. Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin, und Anderen. „David, ſagte er, hat mir durch dieſe Sendung ſchöne Tage bereitet. Die jungen Dichter beſchäftigen mich nun ſchon die ganze Woche und gewähren mir durch die friſchen Eindrücke, die ich von ihnen empfange, ein neues Leben. Ich werde über die mir ſehr lieben Portraits und Bücher einen eigenen Catalog machen und beiden in meiner Kunſtſammlung und Bibliothek einen

beſonderen Platz geben.“ Man ſah es Goethen an, daß dieſe Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichſt beglückte.

Er las darauf Einiges in den „Studien“ von Camille Deschamps. Die Ueberſetzung der „Braut von Corinth“ lobte er, als treu und ſehr gelungen. „Ich beſitze, ſagte er, das Manuſcript einer italieniſchen Ueberſetzung dieſes Gedichts, welches das Original bis zum Rythmus wiedergiebt.“

Die Braut von Corinth gab Goethen Anlaß, auch von ſeinen übrigen Balladen zu reden. „Ich verdanke ſie größtentheils Schillern, ſagte er, der mich dazu trieb, weil er immer etwas Neues für ſeine Horen brauchte. Ich hatte ſie alle ſchon ſeit vielen Jahren im Kopf, ſie beſchäftigten meinen Geiſt als anmuthige Bilder, als ſchöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantaſie mich ſpielend beglückte. Ich entſchloß mich ungern dazu, dieſen mir ſeit ſo lange befreundeten glänzenden Erſcheinungen ein Lebewohl zu ſagen, indem ich ihnen durch das ungenügende dürftige Wort einen Körper verlieh. Als ſie auf dem Papiere ſtanden, betrachtete ich ſie mit einem Gemiſch von Wehmuth; es war mir, als ſollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen.“

„Zu anderen Zeiten, fuhr Goethe fort, ging es mir mit meinen Gedichten gänzlich anders. Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung,

ſondern ſie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht ſeyn, ſo daß ich ſie auf der Stelle inſtinktmäßig und traumartig niederzuſchreiben mich getrieben fühlte. In ſolchem nachtwandleriſchen Zuſtande geſchah es oft, daß ich einen ganz ſchief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieſes erſt bemerkte, wenn Alles geſchrieben war, oder wenn ich zum Weiterſchreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere ſolcher in der Diagonale geſchriebenen Blätter beſeſſen; ſie ſind mir jedoch nach und nach abhanden gekommen, ſo daß es mir leid thut, keine Proben ſolcher poetiſchen Vertiefung mehr vorzeigen zu können."

Das Geſpräch lenkte ſich ſodann auf die franzöſiſche Literatur zurück, und zwar auf die allerneueſte ultraromantiſche Richtung einiger nicht unbedeutenden Talente. Goethe war der Meinung, daß dieſe im Werden begriffene poetiſche Revolution der Literatur ſelber im hohen Grade günſtig, den einzelnen Schriftſtellern aber, die ſie bewirken, nachtheilig ſe

„Bei keiner Revolution, ſagte er, ſind die Extreme zu vermeiden. Bei der politiſchen will man anfänglich gewöhnlich nichts weiter als die Abſtellung von allerlei Mißbräuchen; aber ehe man es ſich verſieht, ſteckt man tief in Blutvergießen und Gräueln. So wollten auch die Franzoſen bei ihrer jetzigen literariſchen Umwälzung anfänglich nichts weiter als eine freiere Form; aber dabei bleiben ſie jetzt nicht ſtehen, ſondern ſie verwerfen

neben der Form auch den bisherigen Inhalt. — Die Darſtellung edler Geſinnungen und Thaten fängt man an für langweilig zu erklären, und man verſucht ſich in Behandlung von allerlei Verruchtheiten. An die Stelle des ſchönen Inhalts griechiſcher Mythologie treten Teufel, Hexen und Vampyre, und die erhabenen Helden der Vorzeit müſſen Gaunern und Galeerenſklaven Platz machen. Dergleichen iſt pikant! das wirkt! — Nachdem aber das Publicum dieſe ſtark gepfefferte Speiſe einmal gekoſtet und ſich daran gewöhnt hat, wird es nur immer nach Mehrerem und Stärkerem begierig. Ein junges Talent, das wirken und anerkannt ſeyn will, und nicht groß genug iſt, auf eigenem Wege zu gehen, muß ſich dem Geſchmack des Tages bequemen, ja es muß ſeine Vorgänger im Schreck- und Schauerlichen noch zu überbieten ſuchen. In dieſem Jagen nach äußeren Effectmitteln aber wird jedes tiefere Studium und jedes ſtufenweiſe gründliche Entwickeln des Talentes und Menſchen von Innen heraus ganz außer Acht gelaſſen. Das iſt aber der größte Schaden, der dem Talent begegnen kann, wiewohl die Literatur im Allgemeinen bei dieſer augenblicklichen Richtung gewinnen wird."

Wie kann aber, verſetzte ich, ein Beſtreben, das die einzelnen Talente zu Grunde richtet, der Literatur im Allgemeinen günſtig ſeyn? —

„Die Extreme und Auswüchſe, die ich bezeichnet

habe,' erwiederte Goethe, werden nach und nach verſchwinden; aber zuletzt wird der ſehr große Vortheil bleiben, daß man neben einer freieren Form auch einen reicheren, verſchiedenartigeren Inhalt wird erreicht haben und man keinen Gegenſtand der breiteſten Welt und des mannigfaltigſten Lebens als unpoetiſch mehr wird ausſchließen. Ich vergleiche die jetzige literariſche Epoche dem Zuſtande eines heftigen Fiebers, das zwar an ſich nicht gut und wünſchenswerth iſt, aber eine beſſere Geſundheit als heitere Folge hat. Dasjenige wirklich Verruchte, was jetzt oft den ganzen Inhalt eines poetiſchen Werkes ausmacht, wird künftig nur als wohlthätiges Ingredienz eintreten; ja man wird das augenblicklich verbannte durchaus Reine und Edle bald mit deſto größerem Verlangen wieder hervorſuchen."

Es iſt mir auffallend, bemerkte ich, daß auch Merimée, der doch zu Ihren Lieblingen gehört, durch die abſcheulichen Gegenſtände ſeiner Guzla gleichfalls jene ultra-romantiſche Bahn betreten hat.

„Merimée, erwiederte Goethe, hat dieſe Dinge ganz anders tractirt als ſeine Mitgeſellen. Es fehlt freilich dieſen Gedichten nicht an allerlei ſchauerlichen Motiven von Kirchhöfen, nächtlichen Kreuzwegen, Geſpenſtern und Vampyren; allein alle dieſe Widerwärtigkeiten berühren nicht das Innere des Dichters, er behandelt ſie vielmehr aus einer gewiſſen objectiven Ferne und gleichſam mit Ironie. Er geht dabei ganz zu Werke wie

ein Künſtler, dem es Spaß macht, auch einmal ſo etwas zu verſuchen. Er hat ſein eigenes Innere, wie geſagt, dabei gänzlich verläugnet, ja er hat dabei ſogar den Franzoſen verläugnet, und zwar ſo ſehr, daß man dieſe Gedichte der Guzla anfänglich für wirklich illyriſche Volksgedichte gehalten und alſo nur wenig gefehlt hat, daß ihm die beabſichtigte Myſtification gelungen wäre."

„Merimée, fuhr Goethe fort, iſt freilich ein ganzer Kerl! wie denn überhaupt zum objectiven Behandeln eines Gegenſtandes mehr Kraft und Genie gehört, als man denkt. So hat auch Byron, trotz ſeiner ſtark vorwaltenden Perſönlichkeit, zuweilen die Kraft gehabt ſich gänzlich zu verläugnen, wie dies an einigen ſeiner dramatiſchen Sachen, und beſonders an ſeinem Marino Faliero, zu ſehen. Bei dieſem Stück vergißt man ganz, daß Byron, ja daß ein Engländer es geſchrieben. Wir leben darin ganz und gar zu Venedig, und ganz und gar in der Zeit, in der die Handlung vorgeht. Die Perſonen reden ganz aus ſich ſelber und aus ihrem eigenen Zuſtande heraus, ohne etwas von ſubjectiven Gefühlen, Gedanken und Meinungen des Dichters an ſich zu haben. Das iſt die rechte Art! — Von unſern jungen franzöſiſchen Romantikern der übertriebenen Sorte iſt das freilich nicht zu rühmen. Was ich auch von ihnen geleſen: Gedichte, Romane, dramatiſche Arbeiten, es trug Alles die perſönliche Farbe des Autors,

und es machte mich nie vergeſſen, daß ein Pariſer, daß ein Franzoſe es geſchrieben; ja ſelbſt bei behandelten ausländiſchen Stoffen blieb man doch immer in Frankreich und Paris, durchaus befangen in allen Wünſchen, Bedürfniſſen, Conflicten und Gährungen des augenblicklichen Tages."

Auch Béranger, warf ich verſuchend ein, hat nur Zuſtände der großen Hauptſtadt und nur ſein eigenes Innere ausgeſprochen.

„Das iſt auch ein Menſch danach, erwiederte Goethe, deſſen Darſtellung und deſſen Inneres etwas werth iſt. Bei ihm findet ſich der Gehalt einer bedeutenden Perſönlichkeit. Béranger iſt eine durchaus glücklich begabte Natur, feſt in ſich ſelber begründet, rein aus ſich ſelber entwickelt, und durchaus mit ſich ſelber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was iſt an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und was machen die Anderen? damit er es ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern ſeiner eigenen Natur heraus gewirkt, ohne ſich zu bekümmern, was das Publicum, oder was dieſe oder jene Partei erwarte. Er hat freilich in verſchiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünſchen und Bedürfniſſen des Volkes hingehorcht; allein das hat ihn nur in ſich ſelber befeſtigt, indem es ihm ſagte, daß ſein eigenes Innere mit dem des Volkes in Harmonie ſtand; aber es hat ihn nie verleitet, etwas An-

deres auszuſprechen, als was bereits in ſeinem eigenen Herzen lebte.“

„Sie wiſſen, ich bin im Ganzen kein Freund von ſogenannten politiſchen Gedichten; allein ſolche, wie Béranger ſie gemacht hat, laſſe ich mir gefallen. Es iſt bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginirten oder imaginären Intereſſen, er ſchießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er ſtets die entſchiedenſten und zwar immer bedeutende Gegenſtände. Seine liebende Bewunderung Napoleon's und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geſchehen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Erinnerung den etwas gedrückten Franzoſen ein Troſt war; dann ſein Haß gegen die Herrſchaft der Pfaffen und gegen die Verfinſterung, die mit den Jeſuiten wieder einzubrechen droht: das ſind denn doch Dinge, denen man wohl ſeine völlige Zuſtimmung nicht verſagen kann. — Und wie meiſterhaft iſt bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenſtand in ſeinem Innern, ehe er ihn ausſpricht! Und dann, wenn Alles reif iſt, welcher Witz, Geiſt, Ironie und Perſiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet! Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menſchen gemacht; ſie ſind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Claſſe, während ſie ſich über das Niveau des Gewöhnlichen ſo ſehr erheben, daß das

Volk im Umgange mit dieſen anmuthigen Geiſtern gewöhnt und genöthigt wird, ſelbſt edler und beſſer zu denken. Was wollen Sie mehr? und was läßt ſich überhaupt Beſſeres von einem Poeten rühmen?"

Er iſt vortrefflich! ohne Frage! erwiederte ich. Sie wiſſen ſelbſt, wie ſehr ich ihn ſeit Jahren liebe; auch können Sie denken, wie wohl es mir thut, Sie ſo über ihn reden zu hören. Soll ich aber ſagen, welche von ſeinen Liedern ich vorziehe, ſo gefallen mir denn doch ſeine Liebesgedichte beſſer, als ſeine politiſchen, bei denen mir ohnehin die ſpeziellen Bezüge und Anſpielungen nicht immer deutlich ſind.

„Das iſt Ihre Sache! erwiederte Goethe; auch ſind die politiſchen gar nicht für Sie geſchrieben; fragen Sie aber die Franzoſen, und ſie werden Ihnen ſagen, was daran Gutes iſt. Ein politiſches Gedicht iſt überhaupt im glücklichſten Falle immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meiſten Fällen nur als Organ einer gewiſſen Partei zu betrachten; aber von dieſer Nation und dieſer Partei wird es auch, wenn es gut iſt, mit Enthuſiasmus ergriffen werden. Auch iſt ein politiſches Gedicht immer nur als Product eines gewiſſen Zeitzuſtandes anzuſehen; der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenſtande hat. Béranger hatte übrigens gut machen! Paris iſt Frankreich. Alle bedeutenden Intereſſen ſeines großen Vaterlandes con-

centriren ſich in der Hauptſtadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Wiederhall. Auch iſt er in den meiſten ſeiner politiſchen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr ſind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von ſo allgemein nationalem Intereſſe, daß der Dichter faſt immer als große Volksſtimme vernommen wird. Bei uns in Deutſchland iſt dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entſchieden ſagen könnten: Hier iſt Deutſchland! Fragen wir in Wien, ſo heißt es: Hier iſt Oeſtreich! und fragen wir in Berlin, ſo heißt es: Hier iſt Preußen! — Bloß vor ſechszehn Jahren, als wir endlich die Franzoſen los ſeyn wollten, war Deutſchland überall. — Hier hätte ein politiſcher Dichter allgemein wirken können; — allein es bedurfte ſeiner nicht! Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämoniſches ergriffen; das begeiſternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von ſelber. Doch will ich nicht läugnen, daß Arndt, Körner und Rückert Einiges gewirkt haben."

Man hat Ihnen vorgeworfen, bemerkte ich etwas unvorſichtig, daß Sie in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen, oder wenigſtens nicht als Dichter eingewirkt haben.

„Laſſen wir das, mein Guter! erwiederte Goethe. Es iſt eine abſurde Welt, die nicht weiß, was ſie will, und die man muß reden und gewähren laſſen. — Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! und wie hätte ich haſſen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereigniß mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, ſo wäre ich ſicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als Einen, der bereits über die erſten ſechszig hinaus war."

„Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weiſe dienen, ſondern Jeder thut ſein Beſtes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang ſauer genug werden laſſen. Ich kann ſagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk beſtimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelaſſen und mir keine Erholung gegönnt, ſondern immer geſtrebt und geforſcht und gethan, ſo gut und ſo viel ich konnte. Wenn Jeder von ſich daſſelbe ſagen kann, ſo wird es um Alle gut ſtehen."

Im Grunde, verſetzte ich begütigend, ſollte Sie jener Vorwurf nicht verdrießen, vielmehr könnten Sie ſich darauf etwas einbilden. Denn was will das anders ſagen, als daß die Meinung der Welt von Ihnen ſo groß iſt, daß ſie verlangen, daß derjenige, der für die Cultur ſeiner Nation mehr gethan, als irgend ein Anderer, nun endlich Alles hätte thun ſollen!

„Ich mag nicht ſagen, wie ich denke, erwiederte

Goethe. Es verſteckt ſich hinter jenem Gerede mehr böſer Wille gegen mich, als Sie wiſſen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Haſſes, mit dem man mich ſeit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen ſucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, ſie wären mich Alle ſehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, ſo will man an meinen Charakter. Bald ſoll ich ſtolz ſeyn, bald egoiſtiſch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenluſt verſunken, bald ohne Chriſtenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutſchen. — Sie kennen mich nun ſeit Jahren hinlänglich, und fühlen, was an alle dem Gerede iſt. Wollen Sie aber wiſſen, was ich gelitten habe, ſo leſen Sie meine Xenien, und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechſelnd das Leben zu verbittern geſucht hat."

„Ein deutſcher Schriftſteller, ein deutſcher Märtyrer! — Ja, mein Guter! Sie werden es nicht anders finden! Und ich ſelbſt kann mich kaum beklagen; es iſt allen Andern nicht beſſer gegangen, den Meiſten ſogar ſchlechter, und in England und Frankreich ganz wie bei uns. Was hat nicht Molière zu leiden gehabt! und was nicht Rouſſeau und Voltaire! Byron ward durch die böſen Zungen aus England getrieben und würde zuletzt ans Ende der Welt geflohen ſeyn, wenn

ein früher Tod ihn nicht den Philiſtern und ihrem Haß enthoben hätte."

„Und wenn noch die bornirte Maſſe höhere Menſchen verfolgte! — Nein! ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere; Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und Jeder ſucht den Andern ſchlecht und verhaßt zu machen, da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug iſt, und Jeder ſchon an ſeinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu ſchaffen macht."

„Kriegslieder ſchreiben und im Zimmer ſitzen! — Das wäre meine Art geweſen! — Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorpoſten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen laſſen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, ſondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden ſeine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegeriſche Natur bin und keinen kriegeriſchen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske geweſen ſeyn, die mir ſehr ſchlecht zu Geſicht geſtanden hätte."

„Ich habe in meiner Poeſie nie affectirt. — Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu ſchaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgeſprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Haſſes ſchreiben können ohne Haß! — Und, unter uns, ich

haßte die Franzoſen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir ſie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung ſind, eine Nation haſſen können, die zu den cultivirteſten der Erde gehört und der ich einen ſo großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!"

„Ueberhaupt, fuhr Goethe fort, iſt es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. — Auf den unterſten Stufen der Cultur werden Sie ihn immer am ſtärkſten und heftigſten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verſchwindet und wo man gewiſſermaßen über den Nationen ſteht, und man ein Glück oder ein Wehe ſeines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Dieſe Culturſtufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befeſtigt, ehe ich mein ſechszigſtes Jahr erreicht hatte."

Montag, den 15. März 1830.

Abends ein Stündchen bei Goethe. Er ſprach viel über Jena und die Einrichtungen und Verbeſſerungen, die er in den verſchiedenen Branchen der Univerſität zu Stande gebracht. Für Chemie, Botanik und Mineralogie, die früher nur, in ſo weit ſie zur Pharmacie gehörig, behandelt worden, habe er beſondere Lehrſtühle eingeführt. Vor Allem ſey für das naturwiſſenſchaftliche Muſeum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden.

Bei dieſer Gelegenheit erzählte er mir abermals mit vielem Selbſtbehagen und guter Laune die Geſchichte ſeiner gewaltſamen Beſitzergreifung eines an die Bibliothek grenzenden Saales, den die mediciniſche Facultät inne gehabt, aber nicht habe hergeben wollen.

„Die Bibliothek, ſagte er, befand ſich in einem ſehr ſchlechten Zuſtande. Das Local war feucht und enge, und bei weitem nicht geeignet, ſeine Schätze gehöriger Weiſe zu faſſen, beſonders ſeit durch den Ankauf der Büttnerſchen Bibliothek von Seiten des Großherzogs abermals 13000 Bände hinzugekommen waren, die in großen Haufen am Boden umherlagen, weil es, wie geſagt, an Raum fehlte, ſie gehörig zu placiren. Ich war wirklich dieſerhalb in einiger Noth. Man hätte zu einem neuen Anbau ſchreiten müſſen; allein dazu fehlten die Mittel; auch konnte ein neuer Anbau noch recht gut vermieden werden, indem unmittelbar an die Räume der Bibliothek ein großer Saal grenzte, der leer ſtand und ganz geeignet war, allen unſern Bedürfniſſen auf das Herrlichſte abzuhelfen. Allein dieſer Saal war nicht im Beſitz der Bibliothek, ſondern im Gebrauch der Facultät der Mediciner, die ihn mitunter zu ihren Conferenzen benutzten. Ich wendete mich alſo an dieſe Herren mit der ſehr höflichen Bitte: mir dieſen Saal für die Bibliothek abzutreten. Dazu aber wollten die Herren ſich nicht verſtehen. Allenfalls ſeyen ſie geneigt, nachzugeben, wenn ich ihnen für den Zweck

ihrer Conferenzen einen neuen Saal wolle bauen laſſen, und zwar ſogleich. Ich erwiederte ihnen, daß ich ſehr bereit ſey, ein anderes Local für ſie herrichten zu laſſen, daß ich aber einen ſofortigen Neubau nicht verſprechen könne. Dieſe meine Antwort ſchien aber den Herren nicht genügt zu haben. Denn als ich am andern Morgen hinſchickte, um mir den Schlüſſel ausbitten zu laſſen, hieß es: er ſey nicht zu finden!"

„Da blieb nun weiter nichts zu thun, als eroberungsweiſe einzuſchreiten. Ich ließ alſo einen Maurer kommen und führte ihn in die Bibliothek vor die Wand des angrenzenden gedachten Saales. „Dieſe Mauer, mein Freund, ſagte ich, muß ſehr dick ſeyn, denn ſie trennt zwei verſchiedene Wohnungspartieen. Verſuchet doch einmal und prüfet, wie ſtark ſie iſt." Der Maurer ſchritt zu Werke, und kaum hatte er fünf bis ſechs herzhafte Schläge gethan, als Kalk und Backſteine fielen und man durch die entſtandene Oeffnung ſchon einige ehrwürdige Perrücken herdurchſchimmern ſah, womit man den Saal decorirt hatte. „Fahret nur fort, mein Freund, ſagte ich, ich ſehe noch nicht hell genug. Genirt Euch nicht und thut ganz, als ob Ihr zu Hauſe wäret." Dieſe freundliche Ermunterung wirkte auf den Maurer ſo belebend, daß die Oeffnung bald groß genug ward, um vollkommen als Thür zu gelten, worauf denn meine Bibliotheksleute in den Saal drangen, Jeder mit einem Arm voll Bücher, die ſie als Zeichen der

Beſitzergreifung auf den Boden warfen. Bänke, Stühle und Pulte verſchwanden in einem Augenblick, und meine Getreuen hielten ſich ſo raſch und thätig dazu, daß ſchon in wenigen Tagen ſämmtliche Bücher in ihren Repoſituren in ſchönſter Ordnung an den Wänden umherſtanden. Die Herren Mediciner, die bald darauf durch ihre gewohnte Thür in corpore in den Saal traten, waren ganz verblüfft, eine ſo große und unerwartete Verwandlung zu finden. Sie wußten nicht, was ſie ſagen ſollten, und zogen ſich ſtill wieder zurück; aber ſie bewahrten mir Alle einen heimlichen Groll. Doch wenn ich ſie einzeln ſehe, und beſonders wenn ich Einen oder den Andern von ihnen bei mir zu Tiſch habe, ſo ſind ſie ganz charmant und meine ſehr lieben Freunde. Als ich dem Großherzog den Verlauf dieſes Abenteuers erzählte, das freilich mit ſeinem Einverſtändniß und ſeiner völligen Zuſtimmung eingeleitet war, amüſirte es ihn königlich, und wir haben ſpäter recht oft darüber gelacht."

Goethe war in ſehr guter Laune und glücklich in dieſen Erinnerungen. „Ja, mein Freund, fuhr er fort, man hat ſeine Noth gehabt, um gute Dinge durchzuſetzen. Später, als ich wegen großer Feuchtigkeit der Bibliothek einen ſchädlichen Theil der ganz nutzloſen alten Stadtmauer wollte abreißen und hinwegräumen laſſen, ging es mir nicht beſſer. Meine Bitten, guten Gründe und vernünftigen Vorſtellungen fanden kein

Gehör, und ich mußte auch hier endlich eroberungsweiſe zu Werke gehen. Als nun die Herren der Stadtverwaltung meine Arbeiter an ihrer alten Mauer im Werke ſahen, ſchickten ſie eine Deputation an den Großherzog, der ſich damals in Dornburg aufhielt, mit der ganz unterthänigen Bitte: daß es doch Seiner Hoheit gefallen möge, durch ein Machtwort mir in dem gewaltſamen Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer Einhalt zu thun. Aber der Großherzog, der mich auch zu dieſem Schritt heimlich autoriſirt hatte, antwortete ſehr weiſe: „Ich miſche mich nicht in Goethe's Angelegenheiten. Er weiß ſchon, was er zu thun hat, und muß ſehen, wie er zurechte kommt. Geht doch hin und ſagt es ihm ſelbſt, wenn Ihr die Courage habt!“

„Es ließ ſich aber Niemand bei mir blicken,“ fügte Goethe lachend hinzu; ich fuhr fort, von der alten Mauer niederreißen zu laſſen, was mir im Wege ſtand, und hatte die Freude, meine Bibliothek endlich trocken zu ſehen.“

Mittwoch, den 17. März 1830.

Abends ein paar Stündchen bei Goethe. Ich brachte ihm im Auftrag der Frau Großfürſtin Gemma von Art zurück, und äußerte gegen ihn über dieſes Stück alles Gute, was ich darüber in Gedanken hatte. „Ich freue mich immer, erwiederte er, wenn etwas hervorgebracht worden, das in der Erfindung neu iſt und

überall den Stempel des Talentes trägt.“ Darauf, indem er den Band zwiſchen beide Hände nahm und ihn ein wenig von der Seite anſah, fügte er hinzu: „Aber es will mir nie recht gefallen, wenn ich ſehe, daß dramatiſche Schriftſteller Stücke machen, die durchaus zu lang ſind, um ſo gegeben werden zu können, wie ſie geſchrieben. Dieſe Unvollkommenheit nimmt mir die Hälfte des Vergnügens, das ich ſonſt darüber empfinden würde. Sehen Sie nur, was Gemma von Art für ein dicker Band iſt.“

Schiller, erwiederte ich, hat es nicht viel beſſer gemacht, und doch iſt er ein ſehr großer dramatiſcher Schriftſteller.

„Auch er hat freilich darin gefehlt, erwiederte Goethe. Beſonders ſeine erſten Stücke, die er in der ganzen Fülle der Jugend ſchrieb, wollen gar kein Ende nehmen. Er hatte zu viel auf dem Herzen und zu viel zu ſagen, als daß er es hätte beherrſchen können. Später, als er ſich dieſes Fehlers bewußt war, gab er ſich unendliche Mühe und ſuchte ihn durch Studium und Arbeit zu überwinden; aber es hat ihm damit nie recht gelingen wollen. Seinen Gegenſtand gehörig beherrſchen und ſich vom Leibe zu halten, und ſich nur auf das durchaus Nothwendige zu concentriren, erfordert freilich die Kräfte eines poetiſchen Rieſen und iſt ſchwerer als man denkt.“

Hofrath Riemer ließ ſich melden und trat herein.

Ich ſchickte mich an, zu gehen, weil ich wußte, daß es der Abend war, wo Goethe mit Riemer zu arbeiten pflegt. Allein Goethe bat mich, zu bleiben, welches ich denn ſehr gerne that und wodurch ich Zeuge einer Unterhaltung wurde voll Uebermuth, Ironie und mephiſtophel iſcher Laune von Seiten Goethe's.

„Da iſt der Sömmering geſtorben, fing Goethe an, kaum elende 75 Jahre alt. Was doch die Menſchen für Lumpe ſind, daß ſie nicht die Courage haben, länger auszuhalten als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, dieſen höchſt radicalen Narren; er hält ſich gut, und doch iſt er noch einige Wochen älter als ich."

Man könnte hinzufügen, erwiederte ich, daß er Ihnen noch in einem andern Punkte gleicht, denn er arbeitet noch immer mit der ganzen Thätigkeit der Jugend.

„Das mag ſeyn, erwiederte Goethe; aber wir befinden uns an den beiden entgegengeſetzten Enden der Kette: er will niederreißen, und ich möchte erhalten und aufbauen. In ſeinem Alter ſo radical zu ſeyn, iſt der Gipfel aller Tollheit."

Ich denke, entgegnete ich, man muß zwei Arten von Radicalismus unterſcheiden. Der eine, um künftig aufzubauen, will vorher reine Bahn machen und Alles niederreißen; während der andere ſich begnügt, auf die ſchwachen Partieen und Fehler einer Staatsverwaltung

hinzudeuten, in Hoffnung das Gute zu erreichen ohne die Anwendung gewaltſamer Mittel. In England geboren, würden Sie dieſer letzten Art ſicher nicht entgangen ſeyn.

„Wofür halten Sie mich? erwiederte Goethe, der nun ganz die Miene und den Ton ſeines Mephiſto annahm. Ich hätte ſollen Mißbräuchen nachſpüren, und noch obendrein ſie aufdecken und ſie namhaft machen, ich, der ich in England von Mißbräuchen würde gelebt haben? — In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog geweſen, oder vielmehr ein Biſchof mit jährlichen 30,000 Pfund Sterling Einkünfte."

Recht hübſch! erwiederte ich; aber wenn Sie zufällig nicht das große Loos, ſondern eine Niete gezogen hätten? Es giebt ſo unendlich viele Nieten.

„Nicht Jeder, mein Allerbeſter, erwiederte Goethe, iſt für das große Loos gemacht. Glauben Sie denn, daß ich die Sottiſe begangen haben würde, auf eine Niete zu fallen? — Ich hätte vor allen Dingen die Partie der 39 Artikel ergriffen; ich hätte ſie nach allen Seiten und Richtungen hin verfochten, beſonders den Artikel 9, der für mich ein Gegenſtand einer ganz beſondern Aufmerkſamkeit und zärtlichen Hingebung geweſen ſeyn würde. Ich hätte in Reimen und Proſa ſo lange und ſo viel geheuchelt und gelogen, daß meine 30,000 Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen ſollen. Und dann, einmal zu dieſer Höhe gelangt, würde ich

nichts unterlaſſen haben, mich oben zu erhalten. Beſonders würde ich Alles gethan haben, die Nacht der Unwiſſenheit wo möglich noch finſterer zu machen. O wie hätte ich die gute einfältige Maſſe cajoliren wollen, und wie hätte ich die liebe Schuljugend wollen zurichten laſſen, damit ja Niemand hätte wahrnehmen, ja nicht einmal den Muth hätte haben ſollen, zu bemerken, daß mein glänzender Zuſtand auf der Baſis der ſchändlichſten Mißbräuche fundirt ſey."

Bei Ihnen, verſetzte ich, hätte man doch wenigſtens den Troſt gehabt, zu denken, daß Sie durch ein vorzügliches Talent zu ſolcher Höhe gelangt. In England aber ſind oft gerade die Dummſten und Unfähigſten im Genuß der höchſten irdiſchen Güter, die ſie keineswegs dem eigenen Verdienſt, ſondern der Protection, dem Zufall und vor Allem der Geburt zu verdanken haben.

„Im Grunde, erwiederte Goethe, iſt es gleichviel, ob Einem die glänzenden Güter der Erde durch eigene Eroberung, oder durch Erbſchaft zugefallen. Die erſten Beſitzergreifer waren doch auf jeden Fall Leute von Genie, welche die Unwiſſenheit und Schwäche der Anderen ſich zu Nutze machten. — Die Welt iſt ſo voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nöthig hat ſie im Tollhauſe zu ſuchen. Hierbei fällt mir ein, daß der verſtorbene Großherzog, der meinen Widerwillen gegen Tollhäuſer kannte, mich durch Liſt und

Ueberraſchung einſt in ein ſolches einführen wollte. Ich roch aber den Braten noch zeitig genug und ſagte ihm, daß ich keineswegs ein Bedürfniß verſpüre, auch noch diejenigen Narren zu ſehen, die man einſperre, vielmehr ſchon an denen vollkommen genug habe, die frei umhergehen. Ich bin ſehr bereit, ſagte ich, Eurer Hoheit, wenn es ſeyn muß, in die Hölle zu folgen, aber nur nicht in die Tollhäuſer."

„O welch ein Spaß würde es für mich ſeyn, die 39 Artikel auf meine Weiſe zu tractiren und die einfältige Maſſe in Erſtaunen zu ſetzen!"

Auch ohne Biſchof zu ſeyn, ſagte ich, könnten Sie ſich dieſes Vergnügen machen.

„Nein, erwiederte Goethe, ich werde mich ruhig verhalten; man muß ſehr gut bezahlt ſeyn, um ſo zu lügen. Ohne Ausſicht auf die Biſchofsmütze und meine 30,000 Pfund jährlich könnte ich mich nicht dazu verſtehen. Uebrigens habe ich ſchon ein Pröbchen in dieſem Genre abgelegt. Ich habe als ſechszehnjähriger Knabe ein dithyrambiſches Gedicht über die Höllenfahrt Chriſti geſchrieben, das ſogar gedruckt, aber nicht bekannt geworden, und das erſt in dieſen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht iſt voll orthodoxer Bornirtheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen. Nicht wahr Riemer? Sie kennen es."

Nein, Excellenz, erwiederte Riemer, ich kenne es

nicht. Aber ich erinnere mich, daß Sie im erſten Jahre nach meiner Ankunft ſchwer krank waren und in Ihrem Phantaſiren mit einemmale die ſchönſten Verſe über denſelbigen Gegenſtand recitirten. Es waren dieß ohne Zweifel Erinnerungen aus jenem Gedicht Ihrer frühen Jugend.

„Die Sache iſt ſehr wahrſcheinlich, ſagte Goethe. Es iſt mir ein Fall bekannt, wo ein alter Mann geringen Standes, der in den letzten Zügen lag, ganz unerwartet die ſchönſten griechiſchen Sentenzen recitirte. Man war vollkommen überzeugt, daß dieſer Mann kein Wort griechiſch verſtehe, und ſchrie daher Wunder über Wunder; ja die Klugen fingen ſchon an, aus dieſer Leichtgläubigkeit der Thoren Vortheil zu ziehen, als man unglücklicherweiſe entdeckte, daß jener, [illegible] in ſeiner frühen Jugend war genöthigt worden allerlei griechiſche Sprüche auswendig zu lernen, und zwar in Gegenwart eines Knaben von hoher Familie, den man durch ſein Beiſpiel anzuſpornen trachtete. Er hatte jenes wirklich claſſiſche Griechiſch ganz maſchinenmäßig gelernt, ohne es zu verſtehen, und hatte ſeit fünfzig Jahren nicht wieder daran gedacht, bis endlich in ſeiner letzten Krankheit jener Wortkram mit einemmale wieder anfing ſich zu regen und lebendig zu werden.“

Goethe kam darauf mit derſelbigen Malice und Ironie nochmals auf die enorme Beſoldung der engliſchen hohen Geiſtlichkeit zurück und erzählte ſodann

ſein Abenteuer mit dem Lord Briſtol, Biſchof von Derby.

„Lord Briſtol, ſagte Goethe, kam durch Jena, wünſchte meine Bekanntſchaft zu machen und veranlaßte mich, ihn eines Abends zu beſuchen. Er gefiel ſich darin, gelegentlich grob zu ſeyn; wenn man ihm aber ebenſo grob entgegentrat, ſo war er ganz tractabel. Er wollte mir im Laufe unſeres Geſprächs eine Predigt über den Werther halten und es mir in's Gewiſſen ſchieben, daß ich dadurch die Menſchen zum Selbſtmord verleitet habe. „Der Werther, ſagte er, iſt ein ganz unmoraliſches, verdammungswürdiges Buch!" — Halt! rief ich. Wenn Ihr ſo über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr denn gegen die Großen dieſer Erde anſtimmen, die durch einen einzigen Federzug hundert Tauſend Menſchen in's Feld ſchicken, wovon achtzig Tauſend ſich tödten und ſich gegenſeitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach ſolchen Gräueln und ſinget ein Te Deum darauf! — Und ferner, wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenſtrafen die ſchwachen Seelen Eurer Gemeinden ängſtiget, ſo daß ſie darüber den Verſtand verlieren und ihr armſeliges Daſeyn zuletzt in einem Tollhauſe endigen! — Oder wenn Ihr durch manche Eurer orthodoxen, vor der Vernunft unhaltbaren Lehrſätze in die Gemüther Eurer chriſtlichen Zuhörer die verderbliche Saat des Zweifels ſäet, ſo

daß dieſe halb ſtarken, halb ſchwachen Seelen in einem Labyrinth ſich verlieren, aus dem für ſie kein Ausweg iſt, als der Tod! — Was ſagt Ihr da zu Euch ſelber, und welche Strafrede haltet Ihr Euch da? — Und nun wollt Ihr einen Schriftſteller zur Rechenſchaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beſchränkte Geiſter falſch aufgefaßt, die Welt höchſtens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtſen befreit hat, die gar nichts Beſſeres thun konnten, als den ſchwachen Reſt ihres Bißchen Lichtes vollends auszublaſen. — Ich dachte, ich hätte der Menſchheit einen wirklichen Dienſt geleiſtet und ihren Dank verdient, und nun kommt Ihr und wollt mir dieſe gute kleine Waffenthat zum Verbrechen machen, während Ihr Anderen, Ihr Prieſter und Fürſten, Euch ſo Großes und Starkes erlaubt!“

„Dieſer Ausfall that auf meinen Biſchof eine herrliche Wirkung. Er ward ſo ſanft, wie ein Lamm, und benahm ſich von nun an gegen mich in unſerer weiteren Unterhaltung mit der größten Höflichkeit und dem feinſten Tact. Ich verlebte darauf mit ihm einen ſehr guten Abend. Denn Lord Briſtol, ſo grob er ſeyn konnte, war ein Mann von Geiſt und Welt, und durchaus fähig, in die verſchiedenartigſten Gegenſtände einzugehen. Bei meinem Abſchied gab er mir das Geleit und ließ darauf durch ſeinen Abbé die Honneurs fortſetzen. Als ich mit dieſem auf die Straße gelangt war,

rief er mir zu: O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie geſprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verſtanden, den Weg zu ſeinem Herzen zu finden. Mit etwas weniger Derbheit und Entſchiedenheit würden Sie von Ihrem Beſuch ſicher nicht ſo zufrieden nach Hauſe gehen, wie Sie es jetzt thun."

Sie haben wegen Ihres Werther allerlei zu ertragen gehabt, bemerkte ich. Ihr Abenteuer mit Lord Briſtol erinnert mich an Ihre Unterredung mit Napoleon über dieſen Gegenſtand. War nicht auch Talleyrand dabei?

„Er war zugegen, erwiederte Goethe. Ich hatte mich jedoch über Napoleon nicht zu beklagen. Er war äußerſt liebenswürdig gegen mich und tractirte den Gegenſtand wie es ſich von einem ſo grandioſen Geiſte erwarten ließ."

Vom Werther lenkte ſich das Geſpräch auf Romane und Schauſpiele im Allgemeinen und ihre moraliſche oder unmoraliſche Wirkung auf das Publicum. „Es müßte ſchlimm zugehen, ſagte Goethe, wenn ein Buch unmoraliſcher wirken ſollte, als das Leben ſelber, das täglich der ſkandalöſen Scenen im Ueberfluß, wo nicht vor unſeren Augen, doch vor unſeren Ohren entwickelt. Selbſt bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterſtückes keineswegs ſo ängſt-

lich zu ſeyn. Das tägliche Leben iſt, wie geſagt, lehrreicher, als das wirkſamſte Buch."

Aber doch, bemerkte ich, ſucht man ſich bei Kindern in Acht zu nehmen, daß man in ihrer Gegenwart nicht Dinge ſpricht, welche zu hören wir für ſie nicht gut halten.

„Das iſt recht löblich, erwiederte Goethe, und ich thue es ſelbſt nicht anders; allein ich halte dieſe Vorſicht durchaus für unnütz. Die Kinder haben, wie die Hunde, einen ſo ſcharfen und feinen Geruch, daß ſie Alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem Anderen. Sie wiſſen auch immer ganz genau, wie dieſer oder jener Hausfreund zu ihren Eltern ſteht, und da ſie nun in der Regel noch keine Verſtellung üben, ſo können ſie uns als die trefflichſten Barometer dienen, um an ihnen den Grad unſerer Gunſt oder Ungunſt bei den Ihrigen wahrzunehmen."

„Man hatte einſt in der Geſellſchaft ſchlecht von mir geſprochen, und zwar erſchien die Sache für mich von ſolcher Bedeutung, daß mir ſehr viel daran liegen mußte, zu erfahren, woher der Schlag kam. Im Allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich geſinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehäſſige Gerede könne ausgegangen ſeyn. Mit einemmale bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntſchaft, die

mich nicht grüßten, wie ſie ſonſt zu thun pflegten. Dieß war mir genug, und ich entdeckte auf dieſer Fährte ſehr bald, daß es ihre lieben Eltern waren, die ihre Zungen auf meine Koſten auf eine ſo arge Weiſe in Bewegung geſetzt hatten."

Montag, den 29. März 1830.

Abends einige Augenblicke bei Goethe. Er ſchien ſehr ruhig und heiter und in der mildeſten Stimmung. Ich fand ihn umgeben von ſeinem Enkel Wolf und Gräfin Caroline Egloffſtein, ſeiner intimen Freundin. Wolf machte ſeinem lieben Großvater viel zu ſchaffen. Er kletterte auf ihm herum und ſaß bald auf der einen Schulter und bald auf der andern. Goethe erduldete Alles mit der größten Zärtlichkeit, ſo unbequem das Gewicht des zehnjährigen Knaben ſeinem Alter auch ſeyn mochte. „Aber, lieber Wolf, ſagte die Gräfin, plage doch Deinen guten Großvater nicht ſo entſetzlich! er muß ja von Deiner Laſt ganz ermüdet werden." Das hat gar nichts zu ſagen, erwiederte Wolf; wir gehen bald zu Bette, und da wird der Großvater Zeit haben, ſich von dieſer Fatigue ganz vollkommen wieder auszuruhen. „Sie ſehen, nahm Goethe das Wort, daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur iſt."

Das Geſpräch wendete ſich auf Campe und deſſen Kinderſchriften. „Ich bin mit Campe, ſagte Goethe, nur zweimal in meinem Leben zuſammengetroffen. Nach

einem Zwiſchenraum von vierzig Jahren ſah ich ihn zuletzt in Carlsbad. Ich fand ihn damals ſehr alt, dürr, ſteif und abgemeſſen. Er hatte ſein ganzes Lebenlang nur für Kinder geſchrieben; ich dagegen gar nichts für Kinder, ja nicht einmal für große Kinder von zwanzig Jahren. Auch konnte er mich nicht ausſtehen. Ich war ihm ein Dorn im Auge, ein Stein des Anſtoßes, und er that Alles, um mich zu vermeiden. Doch führte das Geſchick mich eines Tages ganz unerwartet an ſeine Seite, ſo daß er nicht umhin konnte, einige Worte an mich zu wenden. „Ich habe, ſagte er, vor den Fähigkeiten Ihres Geiſtes allen Reſpect! Sie haben in verſchiedenen Fächern eine erſtaunliche Höhe erreicht. Aber, ſehen Sie! das ſind Alles Dinge, die mich nichts angehen und auf die ich gar nicht den Werth legen kann, den andere Leute darauf legen.“ — Dieſe etwas ungalante Freimüthigkeit verdroß mich keineswegs und ich ſagte ihm dagegen allerlei Verbindliches. Auch halte ich in der That ein großes Stück auf Campe. Er hat den Kindern unglaubliche Dienſte geleiſtet; er iſt ihr Entzücken und ſo zu ſagen ihr Evangelium. — Bloß wegen zwei oder drei ganz ſchrecklicher Geſchichten, die er nicht bloß die Ungeſchicklichkeit gehabt hat zu ſchreiben, ſondern auch in ſeine Sammlung für Kinder mit aufzunehmen, möchte ich ihn ein wenig gezüchtigt ſehen. Warum ſoll man die heitere, friſche, unſchuldige Phantaſie der Kinder ſo

ganz unnöthigerweiſe mit den Eindrücken ſolcher Gräuel belaſten!“

Montag, den 5. April 1830.

Es iſt bekannt, daß Goethe kein Freund von Brillen iſt.

„Es mag eine Wunderlichkeit von mir ſeyn, ſagte er mir bei wiederholten Anläſſen, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Naſe zu mir hereintritt, kommt ſogleich eine Verſtimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es genirt mich ſo ſehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens ſogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken ſo verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwickelung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken iſt. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr ſo, als wollte ein Fremder mir bei der erſten Begrüßung ſogleich eine Grobheit ſagen. Ich empfinde dieſes noch ſtärker, nachdem ich ſeit Jahren es habe drucken laſſen, wie fatal mir die Brillen ſind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, ſo denke ich gleich: er hat deine neueſten Gedichte nicht geleſen! — und das iſt ſchon ein wenig zu ſeinem Nachtheil; oder er hat ſie geleſen, er kennt deine Eigenheit und ſetzt ſich darüber hinaus, und das iſt noch ſchlimmer. Der einzige Menſch, bei dem die Brille mich nicht genirt, iſt Zelter; bei allen

Anderen iſt ſie mir fatal. Es kommt mir immer vor, als ſollte ich den Fremden zum Gegenſtand genauer Unterſuchung dienen, und als wollten ſie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimſtes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Geſichtes erſpähen. Während ſie aber ſo meine Bekanntſchaft zu machen ſuchen, ſtören ſie alle billige Gleichheit zwiſchen uns, indem ſie mich hindern, zu meiner Entſchädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menſchen, dem ich bei ſeinen mündlichen Aeußerungen nicht ins Auge ſehen kann und deſſen Seelenſpiegel durch ein paar Gläſer, die mich blenden, verſchleiert iſt!"

Es hat Jemand bemerken wollen, verſetzte ich, daß das Brillentragen die Menſchen dünkelhaft mache, indem die Brille ſie auf eine Stufe ſinnlicher Vollkommenheit hebe, die weit über das Vermögen ihrer eigenen Natur erhaben, wodurch denn zuletzt ſich die Täuſchung bei ihnen einſchleiche, daß dieſe künſtliche Höhe die Kraft ihrer eigenen Natur ſey.

„Die Bemerkung iſt ſehr artig, erwiederte Goethe, ſie ſcheint von einem Naturforſcher herzurühren. Doch genau beſehen, iſt ſie nicht haltbar. Denn wäre es wirklich ſo, ſo müßten ja alle Blinden ſehr beſcheidene Menſchen ſeyn, dagegen alle mit trefflichen Augen begabten dünkelhaft. Dieß iſt aber durchaus nicht ſo; vielmehr finden wir, daß alle geiſtig wie körperlich durchaus naturkräftig ausgeſtatteten Menſchen in der

Regel die beſcheidenſten ſind, dagegen alle beſonders geiſtig Verfehlten weit eher einbilderiſcher Art. Es ſcheint, daß die gütige Natur allen denen, die bei ihr in höherer Hinſicht zu kurz gekommen ſind, die Einbildung und den Dünkel als verſöhnendes Ausgleichungs- und Ergänzungsmittel gegeben hat."

„Uebrigens ſind Beſcheidenheit und Dünkel ſittliche Dinge ſo geiſtiger Art, daß ſie wenig mit dem Körper zu ſchaffen haben. Bei Bornirten und geiſtig Dunkeln findet ſich der Dünkel; bei geiſtig Klaren und Hochbegabten aber findet er ſich nie. Bei ſolchen findet ſich höchſtens ein freudiges Gefühl ihrer Kraft; da aber dieſe Kraft wirklich iſt, ſo iſt dieſes Gefühl alles Andere, aber kein Dünkel."

Wir unterhielten uns noch über verſchiedene andere Gegenſtände und kamen zuletzt auch auf das „Chaos", dieſer von Frau v. Goethe geleiteten Weimar'ſchen Zeitſchrift, woran nicht bloß hieſige deutſche Herren und Damen, ſondern vorzüglich auch die hier ſich aufhaltenden jungen Engländer, Franzoſen und andere Fremdlinge Theil nehmen, ſo daß denn faſt jede Nummer ein Gemiſch faſt aller bekannteſten Europäiſchen Sprachen darbietet.

„Es iſt doch hübſch von meiner Tochter, ſagte Goethe, und man muß ſie loben und es ihr Dank wiſſen, daß ſie das höchſt originelle Journal zu Stande gebracht und die einzelnen Mitglieder unſerer Geſellſchaft

ſo in Anregung zu erhalten weiß, daß es doch nun bald ein Jahr beſteht. Es iſt freilich nur ein dilettantiſcher Spaß, und ich weiß recht gut, daß nichts Großes und Dauerhaftes dabei herauskommt; allein es iſt doch artig und gewiſſermaßen ein Spiegel der geiſtigen Höhe unſerer jetzigen Weimar'ſchen Geſellſchaft. Und dann, was die Hauptſache iſt, es giebt unſeren jungen Herren und Damen, die oft gar nicht wiſſen, was ſie mit ſich anfangen ſollen, etwas zu thun; auch haben ſie dadurch einen geiſtigen Mittelpunkt, der ihnen Gegenſtände der Beſprechung und Unterhaltung bietet und ſie alſo gegen den ganz nichtigen und hohlen Klatſch ſchützet. Ich leſe jedes Blatt, ſo wie es friſch aus der Preſſe kommt, und kann ſagen, daß mir im Ganzen noch nichts Ungeſchicktes vorgekommen iſt, vielmehr mitunter ſogar einiges recht Hübſche. Was wollen Sie z. B. gegen die Elegie der Frau von Bechtolsheim auf den Tod der Frau Großherzogin Mutter einwenden? Iſt das Gedicht nicht ſehr artig? Das Einzige, was ſich gegen dieſes, ſowie gegen das Meiſte unſerer jungen Damen und Herren ſagen ließe, wäre etwa, daß ſie, gleich zu ſaftreichen Bäumen, die eine Menge Schmarotzer-Schößlinge treiben, einen Ueberfluß von Gedanken und Empfindungen haben, deren ſie nicht Herr ſind, ſo daß ſie ſich ſelten zu beſchränken und da aufzuhören wiſſen, wo es gut wäre. Dieſes iſt auch der Frau v. Bechtolsheim paſſirt. Um

einen Reim zu bewahren, hatte ſie einen anderen Vers hinzugefügt, der dem Gedicht durchaus zum Nachtheil gereichte, ja es gewiſſermaßen verdarb. Ich ſah dieſen Fehler im Manuſcript und konnte ihn noch zeitig genug ausmerzen. Man muß ein alter Praktikus ſeyn, fügte er lachend hinzu, um das Streichen zu verſtehen. Schiller war hierin beſonders groß. Ich ſah ihn einmal bei Gelegenheit ſeines Muſenalmanachs ein pompöſes Gedicht von zwei und zwanzig Strophen auf ſieben reduciren, und zwar hatte das Product durch dieſe furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten dieſe ſieben Strophen noch alle guten und wirkſamen Gedanken jener zwei und zwanzig."

Montag, den 19. April 1830.

Goethe erzählte mir von dem Beſuch zweier Ruſſen, die heute bei ihm geweſen. „Es waren im Ganzen recht hübſche Leute, ſagte er; aber der Eine zeigte ſich mir nicht eben liebenswürdig, indem er während der ganzen Viſite kein einziges Wort hervorbrachte. Er kam mit einer ſtummen Verbeugung herein, öffnete während ſeiner Anweſenheit nicht die Lippen, und nahm nach einem halben Stündchen mit einer ſtummen Verbeugung wieder Abſchied. Er ſchien bloß gekommen zu ſeyn, mich anzuſehen und zu beobachten. Er ließ, während ich ihnen gegenüber ſaß, ſeine Blicke nicht von mir. Das ennüyirte mich; weßhalb ich denn an-

fing das tolleſte Zeug hin und her zu ſchwatzen, ſo wie es mir gerade in den Kopf fuhr. Ich glaube, ich hatte die vereinigten Staaten von Nordamerika mir zum Thema genommen, das ich auf die leichtſinnigſte Weiſe behandelte und davon ſagte, was ich wußte und was ich nicht wußte, immer gerade in den Tag hinein. Das ſchien aber meinen beiden Fremden eben recht zu ſeyn, denn ſie verließen mich, dem Anſcheine nach, durchaus nicht unzufrieden."

Donnerstag, den 22. April 1830.

Bei Goethe zu Tiſch. Frau v. Goethe war gegenwärtig und die Unterhaltung angenehm belebt; doch iſt mir davon wenig oder nichts geblieben.

Während der Tafel ließ ein durchreiſender Fremder ſich melden, mit dem Bemerken, daß er keine Zeit habe ſich aufzuhalten und morgen früh wieder abreiſen müſſe. Goethe ließ ihm ſagen, daß er ſehr bedauere, heute Niemanden ſehen zu können; vielleicht aber morgen Mittag. „Ich denke, fügte er lächelnd hinzu, das wird genug ſeyn." Zu gleicher Zeit aber verſprach er ſeiner Tochter, daß er den Beſuch des von ihr empfohlenen jungen Henning nach Tiſch erwarten wolle, und zwar in Rückſicht ſeiner braunen Augen, die denen ſeiner Mutter gleichen ſollten.

Mittwoch, den 12. Mai 1830.

Vor Goethe's Fenſter ſtand ein kleiner broncener Moſes, eine Nachbildung des berühmten Originals von Michel Angelo. Die Arme erſchienen mir im Verhältniß zum übrigen Körper zu lang und zu ſtark, welche meine Meinung ich gegen Goethe offen ausſprach.

„Aber die beiden ſchweren Tafeln mit den zehn Geboten! rief er lebhaft, — glaubt Ihr denn, daß es eine Kleinigkeit war, die zu tragen? Und glaubt Ihr denn ferner, daß Moſes, der eine Armee Juden zu commandiren und zu bändigen hatte, ſich mit ganz ordinären Armen hätte begnügen können?"

Goethe lachte, indem er dieſes ſagte, ſo daß ich nicht erfuhr, ob ich wirklich Unrecht hatte, oder ob er ſich mit der Vertheidigung ſeines Künſtlers nur einen Spaß machte.

Montag, den 2. Auguſt 1830.

Die Nachrichten von der begonnenen Juli-Revolution gelangten heute nach Weimar und ſetzten Alles in Aufregung. Ich ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun? rief er mir entgegen, was denken Sie von dieſer großen Begebenheit? Der Vulkan iſt zum Ausbruch gekommen; Alles ſteht in Flammen, und es iſt nicht ferner eine Verhandlung bei geſchloſſenen Thüren!"

Eine furchtbare Geſchichte! erwiederte ich. Aber was ließ ſich bei den bekannten Zuſtänden und bei einem ſolchen Miniſterium Anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen Königlichen Familie endigen würde.

„Wir ſcheinen uns nicht zu verſtehen, mein Allerbeſter, erwiederte Goethe. Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt ſich bei mir um ganz andere Dinge! Ich rede von dem in der Academie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wiſſenſchaft ſo höchſt bedeutenden Streit zwiſchen Cüvier und Geoffroy de Saint-Hilaire!"

Dieſe Aeußerung Goethe's war mir ſo unerwartet, daß ich nicht wußte was ich ſagen ſollte, und daß ich während einiger Minuten einen völligen Stillſtand in meinen Gedanken verſpürte.

„Die Sache iſt von der höchſten Bedeutung, fuhr Goethe fort, und Sie können ſich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich ſehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Welt an dieſer Angelegenheit ſeyn muß, indem, trotz der furchtbaren politiſchen Aufregung, die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hauſe ſtattfand. Das Beſte aber iſt, daß die von Geoffroy in Frankreich einge-

führte ſynthetiſche Behandlungsweiſe der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen iſt. Die Angelegenheit iſt durch die freien Discuſſionen in der Academie, und zwar in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden, ſie läßt ſich nicht mehr an geheime Ausſchüſſe verweiſen und bei geſchloſſenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforſchung der Geiſt herrſchen und über die Materie Herr ſeyn. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkſtatt Gottes! — Was iſt auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytiſchem Wege bloß mit einzelnen materiellen Theilen uns zu ſchaffen machen, und wir nicht das Athmen des Geiſtes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorſchreibt und jede Ausſchweifung durch ein inwohnendes Geſetz bändigt, oder ſanctionirt!"

„Ich habe mich ſeit funfzig Jahren in dieſer großen Angelegenheit abgemüht; anfänglich einſam, dann unterſtützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geiſter. Als ich mein erſtes Aperçü vom Zwiſchenknochen an Peter Camper ſchickte, ward ich zu meiner innigſten Betrübniß völlig ignorirt. Mit Blumenbach ging es mir nicht beſſer, obgleich er, nach perſönlichem Verkehr, auf meine Seite trat. Dann aber gewann ich Gleichgeſinnte an Sömmering, Oken, Dalton, Carus und anderen gleich trefflichen Män-

nern. Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich jubele mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist."

Sonnabend, den 21. August 1830.

Ich empfahl Goethen einen hoffnungsvollen jungen Menschen. Er versprach, etwas für ihn zu thun, doch schien er wenig Vertrauen zu haben.

„Wer wie ich, sagte er, ein ganzes Leben lang kostbare Zeit und Geld mit der Protection junger Talente verloren hat, und zwar Talente, die anfänglich die höchsten Hoffnungen erweckten, aus denen aber am Ende gar nichts geworden ist, dem muß wohl der Enthusiasmus und die Lust, in solcher Richtung zu wirken, nach und nach vergehen. Es ist nun an euch jüngeren Leuten, den Mäcen zu spielen und meine Rolle zu übernehmen."

Ich verglich bei dieser Aeußerung Goethe's die täuschenden Versprechungen der Jugend mit Bäumen, die doppelte Blüthen, aber keine Früchte tragen.

Mittwoch, den 13. October 1830*.

Goethe zeigte mir Tabellen, wohinein er in lateiniſcher und deutſcher Sprache viele Namen von Pflanzen geſchrieben hatte, um ſie auswendig zu lernen. Er ſagte mir, daß er ein Zimmer gehabt, das ganz mit ſolchen Tabellen austapezirt geweſen, und worin er, an den Wänden umhergehend, ſtudirt und gelernt habe. „Es thut mir leid, fügte er hinzu, daß es ſpäter überweißt worden. Auch hatte ich ein anderes, das mit chronologiſchen Notizen meiner Arbeiten während einer langen Reihe von Jahren beſchrieben war und worauf ich das Neueſte immer nachtrug. Auch dieſes iſt leider übertüncht worden, welches ich nicht wenig bedauere, indem es mir gerade jetzt herrliche Dienſte thun könnte."

Mittwoch, den 20. October 1830*.

Ein Stündchen bei Goethe, um mit ihm im Auftrag der Frau Großherzogin wegen eines ſilbernen Wappenſchildes Rückſprache zu nehmen, das der Prinz der hieſigen Armbruſtſchützen-Geſellſchaft verehren ſoll, deren Mitglied er geworden.

Unſere Unterhaltung wendete ſich bald auf andere Dinge, und Goethe bat mich, ihm meine Meinung über die Saint-Simoniſten zu ſagen.

Die Hauptrichtung ihrer Lehre, erwiederte ich, ſcheint dahin zu gehen, daß Jeder für das Glück des

Ganzen arbeiten ſolle, als unerläßliche Bedingung ſeines eigenen Glückes.

„Ich dächte, erwiederte Goethe, Jeder müſſe bei ſich ſelber anfangen und zunächſt ſein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entſtehen wird. Uebrigens erſcheint jene Lehre mir durchaus unpraktiſch und unausführbar. Sie widerſpricht aller Natur, aller Erfahrung, und allem Gang der Dinge ſeit Jahrtauſenden. Wenn Jeder nur als Einzelner ſeine Pflicht thut und Jeder nur in dem Kreiſe ſeines nächſten Berufes brav und tüchtig iſt, ſo wird es um das Wohl des Ganzen gut ſtehen. Ich habe in meinem Beruf als Schriftſteller nie gefragt: was will die große Maſſe und wie nütze ich dem Ganzen? ſondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich ſelbſt einſichtiger und beſſer zu machen, den Gehalt meiner eigenen Perſönlichkeit zu ſteigern, und dann immer nur auszuſprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieſes hat freilich, wie ich nicht läugnen will, in einem großen Kreiſe gewirkt und genützt; aber dies war nicht Zweck, ſondern ganz nothwendige Folge, wie ſie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte ſtattfindet. Hätte ich als Schriftſteller die Wünſche des großen Haufens mir zum Ziel machen und dieſe zu befriedigen trachten wollen, ſo hätte ich ihnen Hiſtörchen erzählen und ſie zum Beſten haben müſſen, wie der ſelige Kotzebue gethan.“

Dagegen iſt nichts zu ſagen, erwiederte ich. Es giebt aber nicht bloß ein Glück, was ich als einzelnes Individuum, ſondern auch ein ſolches, was ich als Staatsbürger und Mitglied einer großen Geſammtheit genieße. Wenn man nun die Erreichung des möglichſten Glückes für ein ganzes Volk nicht zum Princip macht, von welcher Baſis ſoll da die Geſetzgebung ausgehen!

„Wenn Sie da hinaus wollen, erwiederte Goethe, ſo habe ich freilich gar nichts einzuwenden. In ſolchem Falle könnten aber nur ſehr wenige Auserwählten von Ihrem Princip Gebrauch machen. Es wäre nur ein Recept für Fürſten und Geſetzgeber; wiewohl es mir auch da ſcheinen will, als ob die Geſetze mehr trachten müßten, die Maſſe der Uebel zu vermindern, als ſich anmaßen zu wollen, die Maſſe des Glückes herbeizuführen.“

Beides, entgegnete ich, würde wohl ziemlich auf Eins hinauskommen. Schlechte Wege erſcheinen mir z. B. als ein großes Uebel. Wenn aber der Fürſt in ſeinem Staate, bis auf die letzte Dorfgemeinde, gute Wege einführt, ſo iſt nicht bloß ein großes Uebel gehoben, ſondern zugleich für ſein Volk ein großes Glück erreicht. Ferner iſt eine langſame Juſtiz ein großes Unglück. Wenn aber der Fürſt durch Anordnung eines öffentlichen mündlichen Verfahrens ſeinem Volke eine

raſche Juſtiz gewährt, ſo iſt abermals nicht bloß ein großes Uebel beſeitigt, ſondern abermals ein großes Glück da.

„Aus dieſem Tone, fiel Goethe ein, wollte ich Euch noch ganz andere Lieder pfeifen. Aber wir wollen noch einige Uebel unangedeutet laſſen, damit der Menſchheit etwas bleibe, woran ſie ihre Kräfte ferner entwickele. Meine Hauptlehre aber iſt vorläufig dieſe: Der Vater ſorge für ſein Haus, der Handwerker für ſeine Kunden, der Geiſtliche für gegenſeitige Liebe, und die Polizei ſtöre die Freude nicht.“

Dienstag, den 4. Januar 1831.

Ich durchblätterte mit Goethe einige Hefte Zeichnungen meines Freundes Töpfer in Genf, deſſen Talent als Schriftſteller, wie als bildender Künſtler, gleich groß iſt, der es aber bis jetzt vorzuziehen ſcheint, die lebendigen Anſchauungen ſeines Geiſtes durch ſichtbare Geſtalten, ſtatt durch flüchtige Worte, auszudrücken. Das Heft, welches in leichten Federzeichnungen die Abenteuer des Doctor Feſtus enthielt, machte vollkommen den Eindruck eines komiſchen Romans und gefiel Goethen ganz beſonders. „Es iſt wirklich zu toll! rief er von Zeit zu Zeit, indem er ein Blatt nach dem andern umwendete; es funkelt Alles von Talent und Geiſt! Einige Blätter ſind ganz unübertrefflich! Wenn er künftig einen weniger frivolen Gegenſtand wählte

und ſich noch ein Bißchen mehr zuſammennähme, ſo würde er Dinge machen, die über alle Begriffe wären."

Man hat ihn mit Rabelais vergleichen und ihm vorwerfen wollen, bemerkte ich, daß er Jenen nachgeahmt und von ihm Ideen entlehnt habe.

„Die Leute wiſſen nicht, was ſie wollen, erwiederte Goethe. Ich finde durchaus nichts von dergleichen. Töpfer ſcheint mir im Gegentheil ganz auf eigenen Füßen zu ſtehen, und ſo durchaus originell zu ſeyn, wie mir nur je ein Talent vorgekommen."

Mittwoch, den 17. Januar 1831.

Ich fand Coudray bei Goethe in Betrachtung architektoniſcher Zeichnungen. Ich hatte ein Fünf-Franken-Stück von 1830 mit dem Bildniß Carl's des Zehnten bei mir, das ich vorzeigte. Goethe ſcherzte über den zugeſpitzten Kopf. „Das Organ der Religioſität erſcheint bei ihm ſehr entwickelt, bemerkte er. Ohne Zweifel hat er aus übergroßer Frömmigkeit nicht für nöthig gehalten, ſeine Schuld zu bezahlen; dagegen ſind wir ſehr tief in die ſeinige gerathen, indem wir es ſeinem Genieſtreich verdanken, daß man jetzt in Europa ſo bald nicht wieder zur Ruhe kommen wird."

Wir ſprachen darauf über „Rouge et Noir", welches Goethe für das beſte Werk von Stendhal hält. „Doch kann ich nicht läugnen, fügte er hinzu, daß einige ſeiner Frauen-Charaktere ein wenig zu romantiſch

ſind. Indeſſen zeugen ſie alle von großer Beobachtung und pſychologiſchem Tiefblick, ſo daß man denn dem Autor einige Unwahrſcheinlichkeiten des Details gerne verzeihen mag."

Dienſtag, den 23. Januar 1831*.

Mit dem Prinzen bei Goethe. Seine Enkel amüſirten ſich mit Taſchenſpieler-Kunſtſtückchen, worin beſonders Walther geübt iſt. „Ich habe nichts dawider, ſagte Goethe, daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit ſolchen Thorheiten ausfüllen. Es iſt, beſonders in Gegenwart eines kleinen Publicums, ein herrliches Mittel zur Uebung in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geiſtigen Gewandtheit, woran wir Deutſchen ohnehin keinen Ueberfluß haben. Der Nachtheil allenfalls entſtehender kleiner Eitelkeit wird durch ſolchen Gewinn vollkommen aufgewogen."

Auch ſorgen ſchon die Zuſchauer für die Dämpfung ſolcher Regungen, bemerkte ich, indem ſie dem kleinen Künſtler gewöhnlich ſehr ſcharf auf die Finger ſehen und ſchadenfroh genug ſind, ſeine Fehlgriffe zu verhöhnen, und ſeine kleinen Geheimniſſe zu ſeinem Verdruß öffentlich aufzudecken.

„Es geht Ihnen wie den Schauſpielern, verſetzte Goethe, die heute gerufen und morgen gepfiffen werden, wodurch denn Alles im ſchönſten Gleiſe bleibt."

Mittwoch, den 10. März 1831.

Dieſen Mittag ein halbes Stündchen bei Goethe. Ich hatte ihm die Nachricht zu bringen, daß die Frau Großherzogin beſchloſſen habe, der Direction des hieſigen Theaters ein Geſchenk von tauſend Thalern zuſtellen zu laſſen, um zur Ausbildung hoffnungsvoller junger Talente verwandt zu werden. Dieſe Nachricht machte Goethen, dem das fernere Gedeihen des Theaters am Herzen liegt, ſichtbare Freude.

Sodann hatte ich einen Auftrag anderer Art mit ihm zu bereden. Es iſt nämlich die Abſicht der Frau Großherzogin, den jetzigen beſten deutſchen Schriftſteller, inſofern er ohne Amt und Vermögen wäre und bloß von den Früchten ſeines Talentes leben müßte, nach Weimar berufen zu laſſen und ihm hier eine ſorgenfreie Lage zu bereiten, dergeſtalt, daß er die gehörige Muße fände, jedes ſeiner Werke zu möglichſter Vollendung heranreifen zu laſſen, und nicht in den traurigen Fall käme, aus Noth flüchtig und übereilt zu arbeiten, zum Nachtheil ſeines eigenen Talents und der Literatur.

„Die Intention der Frau Großherzogin, erwiederte Goethe, iſt wahrhaft Fürſtlich, und ich beuge mich vor ihrer edlen Geſinnung; allein es wird ſehr ſchwer halten, irgend eine paſſende Wahl zu treffen. Die vorzüglichſten unſerer jetzigen Talente ſind bereits durch Anſtellung im Staatsdienſt, Penſionen, oder eigenes Vermögen, in einer ſorgenfreien Lage. Auch paßt nicht

Jeder hierher und nicht Jedem wäre wirklich damit geholfen. Ich werde indeß die edle Abſicht im Auge behalten und ſehen, was die nächſten Jahre uns etwa Gutes bringen.“

Mittwoch, den 31. März 1831.

Goethe war in der letzten Zeit abermals ſehr unwohl, ſo daß er nur ſeine vertrauteſten Freunde bei ſich ſehen konnte. Vor einigen Wochen mußte ihm ein Aderlaß verordnet werden; dann zeigten ſich Beſchwerden und Schmerzen im rechten Beine, — bis denn zuletzt ſein inneres Uebel durch eine Wunde am Fuße ſich Luft machte, worauf ſehr ſchnelle Beſſerung erfolgte. Auch dieſe Wunde iſt nun ſeit einigen Tagen wieder heil und er iſt wieder heiter und graziös wie vorher.

Heute hatte die Frau Großherzogin ihm einen Beſuch gemacht und kam ſehr zufrieden von ihm zurück. Sie hatte nach ſeinem Befinden gefragt; worauf er denn ſehr galant geantwortet, daß er bis heute ſeine Geneſung noch nicht geſpürt, daß aber Ihre Gegenwatt ihm das Glück der wiedererlangten Geſundheit auf's Neue empfinden laſſe.

Mittwoch, den 14. April 1831.

Soirée beim Prinzen. Einer der älteren anweſenden Herren, der ſich noch mancher Dinge aus den erſten

Jahren von Goethe's Hierſeyn erinnerte, erzählte uns folgendes ſehr Charakteriſtiſche.

Ich war dabei, ſagte er, als Goethe im Jahre 1784 ſeine bekannte Rede bei der feierlichen Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks hielt, wozu er alle Beamten und Intereſſenten aus der Stadt und Umgegend eingeladen hatte. Er ſchien ſeine Rede gut im Kopfe zu haben, denn er ſprach eine Zeit lang ohne allen Anſtoß und vollkommen geläufig. Mit einemmal aber ſchien er wie von ſeinem guten Geiſt gänzlich verlaſſen, der Faden ſeiner Gedanken war wie abgeſchnitten und er ſchien den Ueberblick des ferner zu Sagenden gänzlich verloren zu haben. Dieß hätte jeden Andern in große Verlegenheit geſetzt; ihn aber keineswegs. Er blickte vielmehr, wenigſtens zehn Minuten lang, feſt und ruhig in dem Kreiſe ſeiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht ſeiner Perſönlichkeit wie gebannt waren, ſo daß während der ſehr langen, ja faſt lächerlichen Pauſe Jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich ſchien er wieder Herr ſeines Gegenſtandes geworden zu ſeyn, er fuhr in ſeiner Rede fort und führte ſie ſehr geſchickt ohne Anſtoß bis zu Ende, und zwar ſo frei und heiter, als ob gar nichts paſſirt wäre.

Sonntag, den 20. Juni 1831.

Dieſen Nachmittag ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich noch bei Tiſch fand.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrthümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

„Die Sache ist ganz einfach diese, sagte Goethe. Alle Sprachen sind aus nahe liegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegende auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

Wenn Sie das sagen, erwiederte ich, der Sie doch Ihren Gegenständen jedesmal sehr scharf auf den Leib gehen und, als Feind aller Phrase, für Ihre höheren Wahrnehmungen stets den bezeichnendsten Ausdruck zu finden wissen, so will das etwas heißen. Ich dächte aber, wir Deutschen könnten überhaupt noch allenfalls

zufrieden ſeyn. Unſere Sprache iſt ſo außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unſere Zuflucht nehmen müſſen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszuſprechende herankommen. Die Franzoſen aber ſtehen gegen uns ſehr im Nachtheil. Bei ihnen wird der Ausdruck eines angeſchauten höheren Naturverhältniſſes durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus ſogleich materiell und gemein, ſo daß er der höheren Anſchauung keineswegs mehr genügt.

„Wie ſehr Sie Recht haben, fiel Goethe ein, iſt mir noch neulich bei dem Streit zwiſchen Cüvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire iſt ein Menſch, der wirklich in das geiſtige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einſicht hat; allein ſeine franzöſiſche Sprache, inſofern er ſich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen iſt, läßt ihn durchaus im Stich. Und zwar nicht bloß bei geheimnißvoll-geiſtigen, ſondern auch bei ganz ſichtbaren, rein körperlichen Gegenſtänden und Verhältniſſen. Will er die einzelnen Theile eines organiſchen Weſens ausdrücken, ſo hat er dafür kein anderes Wort, als Materialien, wodurch denn z. B. die Knochen, welche als gleichartige Theile das organiſche Ganze eines Armes bilden, mit den Steinen, Balken und Brettern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen.“

„Ebenſo ungehörig, fuhr Goethe fort, gebrauchen die Franzoſen, wenn ſie von Erzeugniſſen der Natur reden, den Ausdruck Compoſition. Ich kann aber wohl die einzelnen Theile einer ſtückweiſe gemachten Maſchine zuſammenſetzen und bei einem ſolchen Gegenſtande von Compoſition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig ſich bildenden und von einer gemeinſamen Seele durchdrungenen Theile eines organiſchen Ganzen im Sinne habe."

Es will mir ſogar ſcheinen, verſetzte ich, als ob der Ausdruck Compoſition auch bei echten Erzeugniſſen der Kunſt und Poeſie ungehörig und herabwürdigend wäre.

„Es iſt ein ganz niederträchtiges Wort, erwiederte Goethe, das wir den Franzoſen zu danken haben, und das wir ſobald wie möglich wieder loszuwerden ſuchen ſollten. Wie kann man ſagen, Mozart habe ſeinen Don Juan componirt! — Compoſition! — Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zuſammenrührt! — Eine geiſtige Schöpfung iſt es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiſte und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs verſuchte und ſtückelte und nach Willkür verfuhr, ſondern wobei der dämoniſche Geiſt ſeines Genies ihn in der Gewalt hatte, ſo daß er ausführen mußte, was jener gebot."

Sonntag, den 27. Juni 1831°.

Wir ſprachen über Victor Hugo. „Er iſt ein ſchönes Talent, ſagte Goethe; aber ganz in der unſelig-romantiſchen Richtung ſeiner Zeit befangen, wodurch er denn, neben dem Schönen, auch das Allerunerträglichſte und Häßlichſte darzuſtellen verführt wird. Ich habe in dieſen Tagen ſeine Notre Dame de Paris geleſen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszuſtehen, die dieſe Lectüre mir gemacht hat. Es iſt das abſcheulichſte Buch, das je geſchrieben worden! Auch wird man für die Folterqualen, die man auszuſtehen hat, nicht einmal durch die Freude entſchädigt, die man etwa an der dargeſtellten Wahrheit menſchlicher Natur und menſchlicher Charaktere empfinden könnte. Sein Buch iſt im Gegentheil ohne alle Natur und ohne alle Wahrheit! Seine vorgeführten ſogenannten handelnden Perſonen ſind keine Menſchen mit lebendigem Fleiſch und Blut, ſondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umſpringt wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen läßt, ſo wie er es für ſeine beabſichtigten Effecte eben braucht. Was iſt das aber für eine Zeit, die ein ſolches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, ſondern es ſogar ganz erträglich und ergötzlich findet! —"

Mittwoch, den 14. Juli 1831°.

Ich begleitete mit dem Prinzen Se. Majeſtät den

König von Würtemberg zu Goethe. Der König ſchien bei unſerer Zurückkunft ſehr befriedigt und trug mir auf, Goethen für das Vergnügen zu danken, das dieſer Beſuch ihm gemacht habe.

Donnerstag, den 15. Juli 1831°.

Einen Augenblick bei Goethe, dem ich meine geſtrige Commiſſion des Königs ausrichtete. Ich fand ihn beſchäftigt in Studien in Bezug auf die Spiral-Tendenz der Pflanze, von welcher neuen Entdeckung er der Meinung iſt, daß ſie ſehr weit führen und auf die Wiſſenſchaft großen Einfluß ausüben werde. „Es geht doch nichts über die Freude, fügte er hinzu, die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimniſſe ſind von einer unergründlichen Tiefe; aber es iſt uns Menſchen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und gerade, daß ſie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu verſuchen."

Dienstag, den 20. Juli 1831°.

Nach Tiſch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich ſehr heiterer, milder Stimmung fand. Wir ſprachen über allerlei Dinge, zuletzt auch über Carlsbad, und er ſcherzte über die mancherlei Herzensabenteuer, die er daſelbſt erlebt. „Eine kleine Liebſchaft, ſagte er, iſt das

Einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; ſonſt ſtirbt man vor langer Weile. Auch war ich faſt jedesmal ſo glücklich, dort irgend eine kleine Wahlverwandtſchaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Beſonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht."

„Ich beſuchte nämlich eines Tages Frau von Reck. Nachdem wir uns eine Weile nicht ſonderlich unterhalten und ich wieder Abſchied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehen eine Dame mit zwei ſehr hübſchen jungen Mädchen. „Wer war der Herr, der ſoeben von Ihnen ging?" fragte die Dame. „Es war Goethe," antwortete Frau von Reck. „O wie leid thut es mir, erwiederte die Dame, daß er nicht geblieben iſt, und daß ich nicht das Glück gehabt habe, ſeine Bekanntſchaft zu machen!" „O daran haben Sie durchaus nichts verloren, meine Liebe, ſagte die Reck. Er iſt ſehr langweilig unter Damen, es ſey denn, daß ſie hübſch genug wären, ihm einiges Intereſſe einzuflößen. Frauen unſeres Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen."

„Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hauſe gingen, gedachten ſie der Worte der Frau v. Reck. Wir ſind jung, wir ſind hübſch, ſagten ſie, laßt doch ſehen, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen! Am anderen

Morgen auf der Promenade am Sprudel, machten ſie mir im Vorübergehen wiederholt die graziöſeſten, lieblichſten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlaſſen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und ſie anzureden. Sie waren ſcharmant! ich ſprach ſie wieder und wieder, ſie führten mich zu ihrer Mutter, und ſo war ich denn gefangen. Von nun an ſahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage miteinander. Um unſer Verhältniß noch inniger zu machen, ereignete es ſich, daß der Verlobte der Einen ankam, worauf ich mich denn um ſo ungetheilter an die Andere ſchloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man ſich denken kann, ſehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle miteinander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieſer Familie ſo glückliche Tage, daß ſie mir noch jetzt eine höchſt angenehme Erinnerung ſind. Die beiden Mädchen erzählten mir ſehr bald die Unterredung zwiſchen ihrer Mutter und Frau v. Reck, und welche Verſchwörung ſie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht." —

Hiebei fällt mir eine Anekdote anderer Art ein, die Goethe mir früher erzählte und die hier einen Platz finden mag.

„Ich ging, ſagte er mir, mit einem guten Bekannten einſt in einem Schloßgarten gegen Abend ſpazieren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Perſonen unſeres Kreiſes bemerkten, die in ruhigen Ge-

ſprächen an einander hingingen. Ich kann Ihnen ſo wenig den Herrn als die Dame nennen; aber es thut nichts zur Sache. Sie unterhielten ſich alſo und ſchienen an nichts zu denken, — als mit einemmal ihre Köpfe ſich gegen einander neigten und ſie ſich gegenſeitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie ſchlugen darauf ihre erſte Richtung wieder ein und ſetzten ſehr ernſt ihre Unterhaltung fort, als ob nichts paſſirt wäre. „Haben Sie es geſehen? rief mein Freund voll Erſtaunen; darf ich meinen Augen trauen?" Ich habe es geſehen, erwiederte ich ganz ruhig, — aber ich glaube es nicht!"

Montag, den 2. Auguſt 1831.

Wir ſprachen über die Metamorphoſe der Pflanze, und namentlich über Decandolle's Lehre von der Symmetrie, die Goethe für eine bloße Illuſion hält.

„Die Natur fügte er hinzu, ergiebt ſich nicht einem Jeden. Sie erweiſet ſich vielmehr gegen Viele wie ein neckiſches junges Mädchen, das uns durch tauſend Reize anlockt, aber in dem Augenblick, wo wir es zu faſſen und zu beſitzen glauben, unſern Armen entſchlüpft."

Mittwoch, den 19. October 1831.

Heute war zu Belvedere die Verſammlung der Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues; auch erſte

Ausſtellung von Früchten und Gegenſtänden der Induſtrie, welche reicher war, als man erwartet hatte. Darauf großes Diner der zahlreich anweſenden Mitglieder. Goethe trat herein, zu freudiger Ueberraſchung aller Anweſenden. Er verweilte einige Zeit und betrachtete ſodann die ausgeſtellten Gegenſtände mit ſichtbarem Intereſſe. Sein Erſcheinen machte den glücklichſten Eindruck, beſonders auch auf Solche, die ihn früher noch nicht geſehen.

Donnerstag, den 1. December 1831.

Ein Stündchen bei Goethe in allerlei Geſprächen. Dann kamen wir auch auf Soret.

„Ich habe, ſagte Goethe, in dieſen Tagen ein ſehr hübſches Gedicht von ihm geleſen, und zwar eine Trilogie, deren beide erſten Theile einen heiter ländlichen, der letzte aber, unter dem Titel „Mitternacht", einen ſchauerlich-düſtern Charakter trägt. Dieſe „Mitternacht" iſt ihm ganz vorzüglich gelungen. Man athmet darin wirklich den Hauch der Nacht, faſt wie in den Bildern von Rembrandt, in denen man auch die nächtliche Luft zu empfinden glaubt. Victor Hugo hat ähnliche Gegenſtände behandelt, allein nicht mit ſolchem Glück. In den nächtlichen Darſtellungen dieſes unſtreitig ſehr großen Talents wird es nie wirklich Nacht, vielmehr bleiben die Gegenſtände immer noch ſo deutlich und ſichtbar, als ob es in der That noch Tag

und die dargeſtellte Nacht bloß eine erlogene wäre. Soret hat den berühmten Victor Hugo in ſeiner Mitternacht ohne Frage übertroffen."

Ich freuete mich dieſes Lobes und nahm mir vor, die gedachte Trilogie von Soret baldmöglichſt zu leſen. Wir beſitzen in unſerer Literatur ſehr wenige Trilogieen, bemerkte ich.

„Dieſe Form, erwiederte Goethe, iſt bei den Modernen überall ſelten. Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der ſich naturgemäß in drei Partieen behandeln laſſe, ſo daß in der erſten eine Art Expoſition, in der zweiten eine Art Cataſtrophe, und in der dritten eine verſöhnende Ausgleichung ſtattfinde. In meinen Gedichten vom Junggeſellen und der Müllerin finden ſich dieſe Erforderniſſe beiſammen, wiewohl ich damals, als ich ſie ſchrieb, keineswegs daran dachte, eine Trilogie zu machen. Auch mein Paria iſt eine vollkommene Trilogie, und zwar habe ich dieſen Cyclus ſogleich mit Intention als Trilogie gedacht und behandelt. Meine ſogenannte Trilogie der Leidenſchaft dagegen iſt urſprünglich nicht als Trilogie concipirt, vielmehr erſt nach und nach und gewiſſermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerſt hatte ich, wie Sie wiſſen, bloß die Elegie als ſelbſtſtändiges Gedicht für ſich. Dann beſuchte mich die Szimanowska, die denſelbigen Sommer mit mir in Marienbad geweſen war und durch ihre reizenden Melodieen einen

Nachklang jener jugendlich-ſeligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieſer Freundin widmete, ſind daher auch ganz im Versmaß und Ton jener Elegie gedichtet und fügen ſich dieſer wie von ſelbſt als verſöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines Werther veranſtalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchſt willkommener Anlaß war, mein Gedicht an Werther zu ſchreiben. Da ich aber immer noch einen Reſt jener Leidenſchaft im Herzen hatte, ſo geſtaltete ſich das Gedicht wie von ſelbſt als Introduction zu jener Elegie. So kam es denn, daß alle drei jetzt beiſammenſtehenden Gedichte von demſelbigen liebesſchmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene Trilogie der Leidenſchaft ſich bildete, ich wußte nicht wie."

„Ich habe Soret gerathen, mehr Trilogieen zu ſchreiben, und zwar ſoll er es auch machen wie ich eben erzählt. Er ſoll ſich nicht die Mühe nehmen, zu irgend einer Trilogie einen eigenen Stoff zu ſuchen, vielmehr ſoll er aus dem reichen Vorrath ſeiner ungedruckten Poeſieen irgend ein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduction und verſöhnenden Abſchluß hinzudichten, doch ſo, daß zwiſchen jeder der drei Productionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf dieſe Weiſe kommt man weit leichter zum Ziele und erſpart ſich viel Denken, welches bekanntlich, wie Meyer ſagt, eine gar ſchwierige Sache iſt."

Wir ſprachen darauf über Victor Hugo, und daß ſeine zu große Fruchtbarkeit ſeinem Talent im hohen Grade nachtheilig.

„Wie ſoll Einer nicht ſchlechter werden und das ſchönſte Talent zu Grunde richten, ſagte Goethe, wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödieen und einen Roman zu ſchreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten ſcheint, um ungeheure Geldſummen zuſammen zu ſchlagen. Ich ſchelte ihn keineswegs, daß er reich zu werden, auch nicht, daß er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht iſt; allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, ſo muß er anfangen weniger zu ſchreiben und mehr zu arbeiten.“

Goethe ging darauf die Marie de Lorme durch und ſuchte mir deutlich zu machen, daß der Gegenſtand nur Stoff zu einem einzigen guten und zwar recht tragiſchen Act enthalten habe, daß aber der Autor durch Rückſichten ganz ſecundärer Art ſich habe verführen laſſen, ſeinen Gegenſtand auf fünf lange Acte übermäßig auszudehnen. „Hiebei, fügte Goethe hinzu, haben wir bloß den Vortheil gehabt, zu ſehen, daß der Dichter auch in Darſtellung des Details bedeutend iſt, welches freilich auch nichts Geringes, und allerdings etwas heißen will.“

Donnerstag, den 5. Januar 1832.

Von meinem Freunde Töpfer in Genf waren einige neue Hefte Feder-Zeichnungen und Aquarell-Bilder eingegangen, größtentheils landschaftliche Ansichten aus der Schweiz und Italien, die er auf seinen Fußreisen nach und nach zusammengebracht. Goethe war von der Schönheit dieser Zeichnungen, besonders der Aquarell-Bilder, so sehr frappirt, daß er sagte, es sey ihm, als sähe er Werke des berühmten Lory. Ich bemerkte, daß dieß noch keineswegs das Beste von Töpfer sey und daß er ganz andere Dinge zu senden habe. „Ich weiß nicht, was Ihr wollt! erwiederte Goethe. Was sollte es denn noch besser seyn! Und was hätte es zu sagen, wenn es auch wirklich noch etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgültig, ob eins seiner Werke etwas vollkommener gerathen ist als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters und den ganzen Umfang seines Talentes und seiner Mittel."

Freitag, den 17. Februar 1832.

Ich hatte Goethen ein in England gestochenes Portrait von Dümont zugeschickt, das ihn sehr zu interessiren schien.

„Ich habe das Bild des bedeutenden Mannes oft

und wiederholt betrachtet, ſagte er, als ich ihn heute gegen Abend beſuchte. Anfangs hatte es etwas Zurückſtoßendes für mich, welches ich jedoch der Behandlung des Künſtlers zuſchreiben möchte, der die Züge etwas zu hart und tief eingegraben. Aber je länger ich den im hohen Grade merkwürdigen Kopf anſah, deſtomehr verſchwanden alle Härten und es trat aus dem dunkeln Grunde ein ſchöner Ausdruck von Ruhe, Güte und geiſtreich-feiner Milde hervor, wie ſie den klugen, wohlwollenden und für das allgemeine Beſte thätigen Mann charakteriſiren und der Seele des Beſchauers ſo wohl thun."

Wir ſprachen darauf weiter über Dümont, beſonders aber über die Memoiren, die er in Bezug auf Mirabeau geſchrieben, und worin er die mannigfaltigen Hülfsquellen aufdeckt, die Mirabeau zu benutzen verſtanden, auch die vielen Leute von Talent namhaft macht, die er zu ſeinen Zwecken in Bewegung geſetzt und mit deren Kräften er gearbeitet. „Ich kenne kein lehrreicheres Buch, ſagte Goethe, als dieſe Memoiren, wodurch wir in die geheimſten Winkel jener Zeit tiefe Blicke thun, und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieſer Held dadurch irgend etwas von ſeiner Größe verliert. Nun kommen aber die neueſten Recenſenten der franzöſiſchen Journale, die über dieſen Punkt ein wenig anders denken. Die guten Leute glauben, der Verfaſſer jener Memoiren

wolle ihnen ihren Mirabeau verderben, indem er das Geheimniß ſeiner übermenſchlichen Thätigkeit enthüllt und auch anderen Leuten einigen Antheil an dem groſſen Verdienſt vindicirt, das bisher der Name Mirabeau allein verſchlang."

„Die Franzoſen erblicken in Mirabeau ihren Herkules; und ſie haben vollkommen Recht. Allein ſie vergeſſen, daß auch der Coloß aus einzelnen Theilen beſteht und daß auch der Herkules des Alterthums ein collectives Weſen iſt, ein groſſer Träger ſeiner eigenen Thaten und der Thaten Anderer."

„Im Grunde aber ſind wir Alle collective Weſen, wir mögen uns ſtellen, wie wir wollen. Denn wie Weniges haben und ſind wir, das wir im reinſten Sinne unſer Eigenthum nennen! Wir müſſen Alle empfangen und lernen, ſowohl von denen die vor uns waren, als von denen die mit uns ſind. Selbſt das gröſte Genie würde nicht weit kommen, wenn es Alles ſeinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele ſehr gute Menſchen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künſtler gekannt, die ſich rühmten keinem Meiſter gefolgt zu ſeyn, vielmehr Alles ihrem eigenen Genie zu danken haben. Die Narren! als ob das überall anginge! Und als ob ſich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritt aufdränge und aus ihnen, troz ihrer eigenen Dummheit, etwas machte! Ja ich be-

haupte, wenn ein ſolcher Künſtler nur an den Wänden dieſes Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großen Meiſter, womit ich ſie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen."

„Und was iſt denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung iſt, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unſeren höheren Zwecken dienſtbar zu machen. Ich darf wohl von mir ſelber reden und beſcheiden ſagen, wie ich fühle. Es iſt wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zu Stande gebracht, deſſen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich ſeyn wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu ſehen und zu hören, zu unterſcheiden und zu wählen, und das Geſehene und Gehörte mit einigem Geiſt zu beleben und mit einiger Geſchicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, ſondern tauſenden von Dingen und Perſonen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weiſe, helle Köpfe und borniirte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter; Alle ſagten mir, wie es ihnen zu Sinne ſey, was ſie dachten, wie ſie lebten und wirkten und welche Erfahrungen ſie ſich geſammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugrei-

ſen und das zu ernten, was Andere für mich geſäet hatten."

„Es iſt im Grunde auch Alles Thorheit, ob Einer etwas aus ſich habe, oder ob er es von Andern habe; ob Einer durch ſich wirke oder ob er durch Andere wirke; die Hauptſache iſt, daß man ein großes Wollen habe und Geſchick und Beharrlichkeit beſitze, es auszuführen; alles Uebrige iſt gleichgültig. — Mirabeau hatte daher vollkommen Recht, wenn er ſich der äußeren Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er beſaß die Gabe, das Talent zu unterſcheiden, und das Talent fühlte ſich von dem Dämon ſeiner gewaltigen Natur angezogen, ſo daß es ſich ihm und ſeiner Leitung willig hingab. So war er von einer Maſſe ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit ſeinem Feuer durchdrang und zu ſeinen höheren Zwecken in Thätigkeit ſetzte. Und eben, daß er es verſtand, mit Anderen und durch Andere zu wirken, das war ſein Genie, das war ſeine Originalität, das war ſeine Größe."

Sonntag, den 11. März 1832.

Abends ein Stündchen bei Goethe, in allerlei guten Geſprächen. Ich hatte mir eine engliſche Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphiſchen Bücher nicht enthalten fand; und zwar waren ſie nicht aufgenommen, als nicht für echt gehalten und

als nicht göttlichen Urſprungs. Ich vermißte den durch und durch edlen Tobias, dieſes Muſterbild eines frommen Wandels; ferner die Weisheit Salomonis und Jeſus Sirach, alles Schriften von ſo großer geiſtiger und ſittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich ſprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchſt enge Anſicht, wonach einige Schriften des Alten Teſtaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht; und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entſtehen könne, das nicht von Gott komme und das nicht eine Frucht ſeiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung, erwiederte Goethe. Doch giebt es zwei Standpunkte, von welchen aus die bibliſchen Dinge zu betrachten. Es giebt den Standpunkt einer Art Ur-Religion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieſer wird ewig derſelbige bleiben und wird dauern und gelten ſo lange gottbegabte Weſen vorhanden. Doch iſt er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menſchlicher Art. Er iſt gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, ſo lange ſchwache menſchliche Weſen ſeyn werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung iſt viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar ſchwachen

Menſchen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit Allen geholfen und damit Vielen wohl werde. Dadurch daß der chriſtlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß ſie, als Nachfolgerin Chriſti, von der Laſt menſchlicher Sünde befreien könne, iſt ſie eine ſehr große Macht. Und ſich in dieſer Macht und dieſem Anſehen zu erhalten, und ſo das kirchliche Gebäude zu ſichern, iſt der chriſtlichen Prieſterſchaft vorzügliches Augenmerk."

„Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieſes oder jenes bibliſche Buch eine große Aufklärung des Geiſtes bewirke, und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menſchennatur enthalte, als daß ſie vielmehr in den Büchern Moſe auf die Geſchichte des Sündenfalles und die Entſtehung des Bedürfniſſes nach dem Erlöſer Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweiſung auf Ihn, den Erwarteten, ſowie in den Evangelien ſein wirkliches irdiſches Erſcheinen und ſeinen Tod am Kreuze, als unſerer menſchlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie ſehen alſo, daß für ſolche Zwecke und Richtungen und auf ſolcher Wage gewogen ſo wenig der edle Tobias, als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirach's, einiges bedeutende Gewicht haben können."

„Uebrigens echt oder unecht ſind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was iſt echt, als das

ganz Vortreffliche, das mit der reinſten Natur und Vernunft in Harmonie ſteht und noch heute unſerer höchſten Entwickelung dient! Und was iſt unecht, als das Abſurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigſtens keine gute! — Sollte die Echtheit einer bibliſchen Schrift durch die Frage entſchieden werden: ob uns durchaus Wahres überliefert worden? ſo könnte man ſogar in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Anſicht und Erfahrung, ſondern erſt ſpät nach mündlicher Ueberlieferung geſchrieben, und das letzte, von dem Jünger Johannes, erſt im höchſten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es iſt in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirkſam, die von der Perſon Chriſti ausging und die ſo göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erſchienen iſt. Fragt man mich: ob es in meiner Natur ſey, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweiſen? ſo ſage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchſten Princips der Sittlichkeit. — Fragt man mich: ob es in meiner Natur ſey, die Sonne zu verehren? ſo ſage ich abermals: Durchaus! Denn ſie iſt gleichfalls eine Offenbarung des Höchſten, und zwar die mächtigſte, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt iſt. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und ſind, und alle

Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber: ob ich geneigt ſey, mich vor einem Daumenknochen des Apoſtels Petri oder Pauli zu bücken? ſo ſage ich: Verſchont mich und bleibt mir mit euren Abſurditäten vom Leibe!"

„Den Geiſt dämpfet nicht!" ſagt der Apoſtel.

„Es iſt gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber ſie will herrſchen, und da muß ſie eine bornirte Maſſe haben, die ſich duckt und die geneigt iſt, ſich beherrſchen zu laſſen. Die hohe, reich dotirte Geiſtlichkeit fürchtet nichts mehr, als die Aufklärung der unteren Maſſen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, ſo lange als irgend möglich. Was ſollte auch ein armes chriſtliches Gemeindeglied von der fürſtlichen Pracht eines reich dotirten Biſchofes denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Chriſti ſieht, der mit ſeinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürſtliche Biſchof in einer von ſechs Pferden gezogenen Caroſſe einherbrauſet!" —

„Wir wiſſen gar nicht, fuhr Goethe fort, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir ſind frei geworden von den Feſſeln geiſtiger Bornirtheit, wir ſind in Folge unſerer fortwachſenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Chriſtenthum in ſeiner Reinheit zu faſſen. Wir haben wieder den Muth, mit feſten Füßen

auf Gottes Erde zu ſtehen und uns in unſerer gottbegabten Menſchennatur zu fühlen. Mag die geiſtige Cultur nun immer fortſchreiten, mögen die Naturwiſſenſchaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachſen und der menſchliche Geiſt ſich erweitern, wie er will, — über die Hoheit und ſittliche Cultur des Chriſtenthums, wie es in den Evangelien ſchimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!"

„Je tüchtiger aber wir Proteſtanten in edler Entwickelung voranſchreiten, deſto ſchneller werden die Katholiken folgen. Sobald ſie ſich von der immer weiter um ſich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müſſen ſie nach, ſie mögen ſich ſtellen wie ſie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins iſt."

„Auch das leidige proteſtantiſche Sektenweſen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Anſehen zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Bruder und Schweſter. Denn ſobald man die reine Lehre und Liebe Chriſti, wie ſie iſt, wird begriffen und in ſich eingelebt haben, ſo wird man ſich als Menſch groß und frei fühlen und auf ein Bißchen ſo oder ſo im äußeren Cultus nicht mehr ſonderlichen Werth legen."

„Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Chriſtenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Chriſtenthum der Geſinnung und That kommen."

Das Geſpräch wendete ſich auf große Menſchen,

die vor Chriſtus gelebt, unter Chineſen, Indiern, Perſern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenſo wirkſam geweſen, als in einigen großen Juden des Alten Teſtamentes. Auch kamen wir auf die Frage: wie es mit Gottes Wirkungen ſtehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben?

„Wenn man die Leute reden hört, ſagte Goethe, ſo ſollte man faſt glauben, ſie ſeyen der Meinung, Gott habe ſich ſeit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Menſch wäre jetzt ganz auf eigene Füße geſtellt und müſſe ſehen, wie er ohne Gott und ſein tägliches unſichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiöſen und moraliſchen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wiſſenſchaft und Künſte glaubt man, es ſey lauter Irdiſches und nichts weiter als ein Product rein menſchlicher Kräfte.“

„Verſuche es aber doch nur Einer und bringe mit menſchlichem Wollen und menſchlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakſpeare tragen, ſich an die Seite ſetzen laſſe. Ich weiß recht wohl, daß dieſe drei Edlen keineswegs die Einzigen ſind, und daß in allen Gebieten der Kunſt eine Unzahl trefflicher Geiſter gewirkt hat, die vollkommen ſo Gutes hervorgebracht, als jene Genannten. Allein, waren ſie ſo groß als Jene, ſo überragten ſie die gewöhnliche Menſchennatur in eben

dem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als Jene.“

„Und überall, was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam, wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen.“

Goethe schwieg. Ich aber bewahrte seine großen und guten Worte in meinem Herzen.

Druck: Hansa'sche Buchdruckerei (G. Hubbe) in Magdeburg.

Aus Goethes Lebenskreiſe.

J. P. Eckermanns Nachlaß.

1. Band.

Aus
Goethes Lebenskreiſe.

J. P. Eckermanns Nachlaß.

Herausgegeben

von

Friedrich Tewes.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1. Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1905.

Vorwort des Herausgebers.

Infolge anderweitiger Inanſpruchnahme und vermehrter Berufsgeſchäfte, wodurch auch neuerdings noch die Drucklegung verzögert wurde, iſt es mir erſt jetzt möglich, den vorliegenden erſten Band von J. P. Eckermanns ſchriftlichem Nachlaß der Öffentlichkeit zu übergeben.[1])

In dieſem Bande iſt ein Material vereinigt, das nicht nur für Eckermanns Lebensgang Bedeutung hat, ſondern auch intereſſante Ergänzungen zu ſeinen Geſprächen mit Goethe, und mehr oder weniger wichtige Nachrichten über deſſen Leben und Wirken bringt. Ich gebe mich daher auch der Hoffnung hin, daß die Herausgabe den Verehrern des großen Meiſters ebenſo willkommen ſein wird wie den Freunden des getreuen Eckarts.

Zu meinem Bedauern muß ich es mir verſagen, ſchon hier näher auf den Inhalt dieſes Bandes einzugehen. Dahingegen kann ich einige allgemeine Bemerkungen nicht unterlaſſen.

Obgleich der Inhalt der abgedruckten Briefe ꝛc. in vielen Fällen vertraulicher Natur iſt, und des öfteren eine Streichung aus Rückſicht gegen Abſender und Empfänger angebracht geweſen wäre, ſo habe ich ihn doch, wenn mir die Wiedergabe wichtig erſchien, rückſichtslos zum Abdruck gebracht und lediglich das literariſch Wertloſe fortgelaſſen. Nur bei den Briefen der Braut an Eckermann, die von der Familie

[1]) Der Nachlaß iſt, wie ich ſchon im Vorwort zu Eckermanns Bühnen-Einrichtung von Goethes Fauſt am Hofe des Kaiſers (Berlin, Georg Reimer, 1901) mitgeteilt habe, nach dem Tode ſeines Sohnes Karl (29. Auguſt 1891) in meinen Beſitz gelangt.

ausgeſchaltet wurden, und deren Benutzung ich einem liebenswürdigen Entgegenkommen des Teſtamentsvollſtreckers verdanke, habe ich mich den Wünſchen der Familie fügen müſſen.

Sodann habe ich Eckermanns ſ. Z. als Manuſkript gedruckte und wenig bekannte Schrift über ſeinen Streit mit Brockhaus zum Abdruck gebracht, weil Düntzer (Einleitung zur ſechſten Auflage der „Geſpräche mit Goethe", Leipzig: F. A. Brockhaus, 1885) und Geiger (Einführung in die „Geſpräche mit Goethe", Leipzig: Max Heſſe [1902]) dieſen Streit in einer Brockhaus günſtigen Beleuchtung dargeſtellt haben, und es nötig war, auch Eckermann einmal das Wort zu geben.

Zum Schluß verfehle ich nicht, allen denen, die mich bei der Herausgabe unterſtützten, auch an dieſer Stelle meinen verbindlichſten Dank auszuſprechen, ſo beſonders Herrn Geheimen Hofrat Dr. Suphan für die zugeſtandene Benutzung einiger Quellen des Goethe-Schiller-Archivs und Herrn cand. phil. Karl Ende für die mir bei den Erläuterungen in der letzten Zeit geleiſtete wertvolle Hülfe.

Hannover, 1. Mai 1905.

Friedrich Tewes.

Inhalt.

	Seite
1. Aus dem Briefwechsel mit seiner Braut (Hamburg S. 349)	3
2. Aus dem Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz	127
3. Eckermann und die Königin Friederike von Hannover	211
4. Eckermann und Ernestine Voß	217
5. Eckermann und die Revue encyclopédique	223
6. Verschiedene Briefe und Briefentwürfe Eckermanns	227
1. Eckermann über die Kriegsereignisse in Holstein 1813/14	229
2. Eckermann an ?	233
3. Eckermann an Ernst Grosse	237
4. Eckermann an Adolph Bube	240
5. Eckermann an Nees v. Esenbeck	241
6. Eckermann an William Fraser	243
7. Eckermann an Wilhelm Mejer	244
8. Eckermann an Staatsrat Schultz	246
9. Eckermann an Ch. Musculus?	248
10. Eckermann an ?	250
7. Eckermanns Beziehungen zu Goethe und seiner Familie	251
1. Eckermann über seine Beziehungen zu Goethe	253
2. August von Goethe an Eckermann	254
3. August von Goethe an Eckermann	255
4. Ottilie von Goethe an Eckermann	255
5. Ottilie von Goethe an Karl Eckermann	256
6. Ottilie von Goethe an Karl Eckermann	257
7. Ottilie von Goethe an Karl Eckermann	258
8. Ottilie von Goethe an Karl Eckermann	260
9. Walther von Goethe an Karl Eckermann	261
10. Wolfgang von Goethe an Karl Eckermann (Mit 3 Anlagen)	262
8. Eckermann und die Herausgabe der Werke Goethes	267
1. Abkommen zwischen Goethe und Eckermann	270
2. Nachtrag zu Goethes Testament	272

Seite

3. Gutachten über die Verhältniſſe der v. Goetheſchen Erben zu der v. Cottaſchen Buchhandlung in Bezug auf eine projektierte baldige neue Ausgabe der Goetheſchen Werke 276
4. Eckermann an Cotta 281
5. Eckermann an Kanzler v. Müller 283
6. Eckermann an Hofrat Vogel? 287
7. Zur Aufklärung einiger Punkte des Contractes vom Jahre 1826 288
8. Eckermann an Kanzler v. Müller 292
9. Eckermann an Cotta 297
10. Eckermann an Cotta 299
9. Eckermann über Gedichte und die Handſchrift Goethes . . 303
1. In tauſend Formen 305
2. Roſ und Lilie morgenthaulich 305
3. Staub iſt eins der Elemente 306
4. Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor 306
5. Wenn ſich lau die Lüfte füllen 306
6. Eckermann über Goethes Handſchrift 307
10. Eckermanns Verhandlungen mit dem Buchhandel wegen ſeiner Geſpräche mit Goethe 309
1. Eckermanns „Plan" für Brockhaus 311
2. Eckermann an R. Froriep 314
3. R. Froriep an Eckermann 315
4. R. Froriep an Eckermann 315
5. Eckermann an Heinrichshofen 316
6. Eckermann an Heinrichshofen 317
11. Verſchiedenes 318
1. Eckermann über den Ankauf der Goetheſchen Sammlungen 321
2. Begleitſchreiben an die Großherzogin 323
3. Eckermann über ein Geſpräch mit Cowley 324
4. Eckermann über ſeine Neigungen ꝛc. 327
5. Eckermann über einen Traum 328
12. Eckermann über ſeinen Streit mit Brockhaus 332
13. Nachtrag zur 1. Abteilung. (Aus dem Briefwechſel mit ſeiner Braut.) 349
Erläuterungen 357

Briefe

von und an

J. P. Eckermann

und Anderes.

1.

Aus dem

Briefwechſel mit ſeiner Braut.

Dem Andenken
meiner innig geliebten nach zu
kurzem Glück in ihrem 32. Jahre
mir entrissenen Gattin
Johanna Eckermann
geb. Bertram aus Hannover.

—

W. im May 1834.

—

Sie zu denken gießet stillen Frieden
In die abendlich durchweinten Stunden;
Und ich fühle sie, wie nicht geschieden,
Ewig treu mit meinem Geist verbunden.

—

1.

Eckermann an Johanne Bertram.

Pyrmont den 5.ᵉ Septbr. 1819.
Sonntag Morgen.

Ein unbeſchreiblich ſüßes Gefühl durchwebt und umgiebt mich, da ich dies Blättchen Papier unter den Händen halte, um Dir, Du herrliche liebe Hanchen, den erſten Brief zu ſchreiben.

Und könnte ich wohl den ſchönen Sonntag Morgen beſſer feyern als gerade dadurch? Als ob das einer Frage bedürfte? Und nächſt dieſem, etwa in einer Stunde, wenn dieſes liebe Brieflein vollendet ſeyn wird, erwartet mich noch ein Genuß anderer Art, indem uns der Hr. Caſſier Cordes, dem wir gerade gegenüber logiren, zum fürſtlichen Schloſſe führen wird, um dort ein Gemählde von Tiſchbein, die Herrmannsſchlacht, in Augenſchein zu nehmen.

Wir ſind dreyerſeits (Medon mit eingerechnet) durchaus wohl und munter, haben alle drey dieſen Morgen eine Promenade in der Brunnen Allee gemacht, und einige Gläſer Brunnen getrunken, und trotz des ſtrengen Verbots, einen Hund in die Allee zu bringen, iſt unſer Medon doch immer in aller Ruhe auf und abſpazieret und man hat ihm nichts geſagt.

Ich hatte mir vorgenommen, recht viel Schönes und Intereſſantes aus unſerer Reiſe bis hieher mitzutheilen, und nun beſchreibe ich das ſchöne Papier mit lauter Unbedeutendem, wie ich ſehe.

Ob es meinen mannigfaltig hinzudrängenden Gedanken geht wie einer Heerde Schaafe die ſich faſt zugleich durch eine enge Thür drängen wollen und dadurch alle in Stocken gerathen? Das kann immerhin ſeyn und geglaubt werden.

Genug, da es nun einmal so ist, so will ich auch von der Reise nichts schreiben nicht ein Wörtchen, und will alles dem mündlichen Erzählen, oder auch dem dereinstigen ruhigen schriftlichen Beschreiben, vorbehalten.

Übermorgen sind wir mit Gottes Hülfe bei Christian, und ich sage, daß wir uns dazu freuen.

Gestern waren wir dem geliebten Hannover auf 5. Meilen nahe, und wenn wir uns beyde nicht geschämt hätten, so wären wir wieder gekommen.

Wie stark Hannover uns anziehen muß! Habt Ihr denn wohl zuweilen an uns gedacht? Du und Mutter und der Papa? Hat er sich nicht gefreut, daß wir den Medon mitgenommen haben?

Bey Tage denke ich nur flüchtig zurück, weil die mannigfaltigen neuen Gegenstände zu sehr zerstreuen, am Abend nur wenig, weil die Müdigkeit des auf einem lastenden beschwerlichen Tages so liebes Denken nicht aufkommen läßt; aber des Nachts in meinen Träumen wenn alles ruhet und stille ist, dann bin ich bey Dir, Du liebe Hanchen, und mir ist es, als ob ich dort wäre.

Beym Anziehen des Morgens, gedenke ich dann des Traumes der Nacht, aber wenn wir wieder aufgebrochen, und ein neuer Tag und eine neue Gegend mit neuen Bildern uns entgegentritt, dann muß auch der Traum wieder weichen und wenn er auch noch so schön gewesen. —

So geht's mit meinem Denken an Dich, Du Liebe, wovon ich Dir ein wahres getreues Bild gemacht habe.

Übrigens habe ich die Bemerkung gemacht, daß eine schöne Gegend uns nur dann schön erscheint, wenn wir sie mit einem beruhigten, heitern Gemüth betrachten können.

Seit wir wieder ins Hannöversche zurückgekehrt sind ist auch ein neuer heiterer Geist in uns eingekehrt, alles ist schöner geworden, sogar das Wetter.

Was macht Mutter? Und was der Papa? Viele Tausend herzliche Grüße von Wilhelm und mir, von Medon, welcher die ersten Tage auch ein wenig bedenklich war, vielleicht auch. —

Werde ich mich in Göttingen eines Briefes erfreuen können? Du solltest das Gesicht gesehen haben, das ich bey dieser Frage hochfragend [?], als ob ich zweifelte, aufzog, gewiß Du würdest mich nicht vergeblich erwarten lassen.

Adieu, Du liebe Hanchen, könnte ich Dich nur erſt wieder ſehen! Viele Grüße an alle Freunde und Freundinnen. Ich muß aufhören. Adieu, Du Liebe.

Dein

Eckermann.

2.

Eckermann an Johanne Bertram.

Han[nover], d. 13.ª Decbr. 1819.*)

— Ich hätte Dir ſogerne heute eine recht große Freude gemacht, das ganze Jahr habe ich daran gedacht, ich hoffte Dir früher mein Trauerſpiel heute vollendet vorlegen zu können, dann wieder eine Sammlung von Gedichten, in welchen Du Dich verherrlicht finden ſollteſt, und alles iſt theils durch die Umſtände vereitelt, theils durch mein hartnäckiges dumpfes und übles Befinden. Jetzt beſchränkt ſich mein Angebinde auf große Kleinigkeiten, die an und für ſich zwar nur geringen Werth haben, die Dir aber doch vielleicht einige Freude machen könnten, wenn Du das liebevolle Herz Dir hinzudenkeſt, welches Dich ſo gerne damit erfreuen möchte. —

3.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 16.ª May 1821.

Nur ganz in Eile, mein geliebtes Hanchen, kann ich Dir ſchreiben, daß ich Montag Abend mit Großen glücklich angekommen bin. — Unſere Reiſe war in ſoweit glücklich, daß ich nur einmal bin durchnäßt worden; die übrigen Regenſchauer haben wir im Wirthshauſe abgewartet. Ich bin mit jedem Tage munterer geworden. Meine Wohnung fand ich zu klein und unbequem; ich werde deshalb auf einen Garten ziehen, welches nichts mehr koſten wird als in der Stadt. ich habe heute ſchon manche Gartenwohnung beſehen, aber noch keine recht nach meinem Gou finden können. — 6. will ich nun noch beſehen. Den übrigen Studenten iſt es nicht erlaubt außer dem Thore zu

*) Geburtstag der Braut.

wohnen, weil noch in der Stadt Wohnungen genug sind; mir hat es der Prorector heute meiner Gesundheit wegen erlaubt. Meine Matrikel habe ich heute auch geholt, und dem Prorector dabey ein Buch mitgenommen, für welches angenehme Geschenk (wie er sagte) er sich verbindlichst bedankte. Über meine Atteste scheinen sie sich zu freuen. Mein Koffer kam diesen Mittag recht zu passe, indem ich nun dem Prorector die Atteste und Gedichte gleich mitnehmen konnte. Nun ich meine Sachen hier habe, bin ich auch viel vergnügter. Du Herrliche hast mich gar zu sehr verwöhnt, ich spreche schon von den Ferien. — Die liebe Locke muß mich derweile trösten. ich war die ersten Tage recht traurig, schon von Einbeck aus wollte ich Dir schreiben. Große ließ mir aber keine Ruhe. — —

4.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 19.ª May 1821.
Sonnabend.

Ich bin nun ganz in Ruhe. — ich habe eine Gartenwohnung bezogen die so schön ist, wie ich sie mir nur immer habe wünschen können. Für ähnliche wurden mir abgefordert 15 Louisdor, diese habe ich das ganze Jahr für 7½. — Das Haus liegt zwischen Ulrichs Garten und Tibaut seinem. Der Garten ist vorzüglich schön und ich werde beym Brunnentrinken eine sehr angenehme Promenade haben. Das Badehaus liegt ganz nahe. Der Wirth auf Ulrichs Garten thut mir den Gefallen und giebt mir den Mittagstisch. Hiemit ist mir nun außerordentlich gedient, denn dieses Essen ist ganz vorzüglich gut und rein und kräftig gekocht; dagegen das in Göttingen sehr schaal und unschmackhaft und unerquicklich. — Weiß Gott! ich kann es dem Himmel nicht genug danken, daß er mir diese Wohnung hat aufbehalten, womit so vieles für meine Gesundheit Zuträgliche verbunden ist.

Die Wohnung die Tochtermann mir gemiethet hatte, war würklich gar nicht passend für mich. Christian hat ganz recht gehabt, sie war nur 5. Schritte lang und 4. breit, und die Kammer so, daß man sich nicht darin umdrehen konnte. Da hätte ich erst recht krank werden können!

Dagegen meine jetzige! Hier werde ich mal recht gesund werden. Wenn ich des Abends gegen 6. im Garten gehe habe ich aus der Nähe von Ulrichs Garten die schönste Musik! Dies ist warlich höchst angenehm! Ferner meine Kammer ist auch höchst gesund, gar kein Zug möglich und dabey sehr luftig. Das Bette ist sehr leicht und reinlich. Die Thür welche in die Kammer führt, ist eine Glasthür, oben im Bogen. Dies giebt Stube und Kammer ein sehr klares Ansehen. In der Kammer habe ich ein sehr gutes Kleiderschrank. — Es ist doch gut, daß ich ein wenig honorig wohne, auch der Besuche wegen, die ich vielleicht hin und wieder erhalte.

Es herrscht hier unter den Studirenden eine weit größere Eleganz als ich es mir dachte. Es ist mir dies eine angenehme Bemerkung indem ein feineres Betragen unter einander, von diesem Aeußeren ausgeht. — Meine Kleidung ist fast nicht gut genug.

Collegia besuche ich 4. — Des Morgens von 7.—8. sobald meine Brunnencur beendigt seyn wird, vielleicht auch hin und wieder schon jetzt, bey Heeren Etnographie oder Länder- und Völkerkunde. Von 10—12. bey Hugo die juristische Encyclopädie und die Institutionen. Des Nachmittags von 4—5. bey Heeren die alte Geschichte.

Ich lege demnach in diesem 1.ⁿ halben Jahre für das geschichtliche Studium einen guten Grund.

Das juristische kommt mir keineswegs trocken vor, und scheint mir leichter als ich es mir anfänglich dachte.

Des Badens wegen habe ich auch bereits gesprochen, 24. Bäder kosten 1. Louisdor, — also wohlfeiler als in Hannover. Die Louisdor bezahlt man gleich und erhält dafür 24. Billets, wovon man jedesmal eins abgiebt, wenn man gebadet hat.

Der Brunnen kostet die Bouteille 5. gr. — Ziegenmilch ist hier reichlich zu haben. ich trinke sie daher zum Kaffe und esse auch mitunter des Abends welche.

Ich hoffe, es wird Euch eine große Beruhigung seyn, daß ihr aus allem ersieht, daß ich nicht allein gesund und freundlich wohne, sondern daß es mir auch in keiner andern Hinsicht an guter Pflege fehlet.

Meine Hausgenossen, die zugleich meine Aufwartung besorgen, sind Gartenleute. Eine alte Frau in den 60. ihre Tochter gegen 40. und ein angenommenes Kind von 2. Jahren.

Der Eigenthümer des Gartens Kaufmann Engelhard wohnt in der Stadt.

Ich wohne unten an der Erde. Über mir in einem sehr schönen Saale, wohnt ein sehr gebildeter und reicher junger Mann, der ein Gut besitzt, und bloß seiner höheren geistigen Ausbildung wegen einige Jahre die hiesigen Collegia, besonders die naturhistorischen besucht hat. Er will diesen Herbst eine Reise nach Italien machen. Er kam diesen Nachmittag im Garten zu mir, er wußte, wie ich im Laufe des Gesprächs merkte, von meiner Poesie, und verrieth soviel Zartheit und vollendete Bildung, daß ich mich darauf freue ihn wieder zu sprechen. ich bin wohl eine Stunde mit ihm im Garten auf und ab gegangen. Er war so artig, mir seinen Saal anzubieten, weil ich da eine freyere freundlichere Aussicht hätte. Er muß sehr reich seyn, denn er bewohnt noch ein zweytes Zimmer in der Stadt. Dieses, wofür er blos für den Sommer 10. Louisdor ohne Aufwartung bezahlt, benutzt er bloß zum Schlafen; denn von des Morgens um 7. Uhr bis Abends um 7. ist er in Göttingen. Für seinen Mittagstisch bezahlt er 10. ₰.

Ich bin hier auf meinem Garten vom sogenannten burschikosen Leben und Treiben gänzlich abgesondert, und werde daher von allem mir nicht gemäßen ungestört bleiben und mich von allem frey erhalten, und nur Blicke thun hierhin und dorthin, bloß um es zu kennen.

Ich fange nach und nach an, mich hier wohl zu befinden; die ersten Tage sind mir recht unfreundlich hingegangen; doch nun da ich mit Wohnung und Collegien in Ruhe und Ordnung bin geht alles schon besser.

Dieser Brief ist geschrieben für euch, meine Geliebtesten, nicht für Andere zur Mittheilung.*)

5.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 20.ᵉᵉ May 1821.
Sonntag Abend.

Diesen Morgen war ich bey Bouterweck und brachte ihm die Gedichte. ich war wohl über eine halbe Stunde bey ihm und habe über

*) Tagesbericht auf einem besonderen Bogen.

manches mit ihm geſprochen. Nur Schade daß er ſo ſchwer hört, man muß alles ſo laut herausprahlen und manche Sachen ſind doch nicht der Art daß ſie ſich ſo prahlen laſſen. Er ſagte mir, daß ich hinſichtlich meiner Poeſie kein beſſeres Fach hätte wählen können, als das juriſtiſche. — Denn dieſes vertrüge ſich gerade am beſten mit ihr, weil ſie ſo ganz verſchieden von einander wären. Philoſophie dagegen (gerade weil ſie mit der Poeſie in gewiſſer Hinſicht zuſammenfließt,) wäre der Poeſie nachtheilig. Er hätte auch Verſe gemacht in ſeiner Jugend, aber bey der Philoſophie wäre ſeine Dichtkunſt untergegangen.

Denſelben Gedanken habe ich in Hannover auch gehabt, ich gab ihm daher mit allem Feuer meine völlige Zuſtimmung zu erkennen.

Er hat mich gebeten, ihn zuweilen zu beſuchen und ich werde es auch thun. Wenn er nur beſſer hörte!

Bouterweck iſt ein ſehr ſimpler ruhiger Mann mit dem ſich wohl ein Wort ſprechen läßt.*)

6.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 31.ⁿ May 1821.
Am Himmelfahrts Tage.

— Es iſt hier um Göttingen eine außerordentlich ſchöne Gegend, ich gehe gern des Abends in den Kornfeldern die Gegend nach Hannover hin, und höre den Wachtelſchlag und gedenke Deiner.

Göthe hat meine jetzigen Gefühle in einem Liede ſo treffend ausgeſprochen, daß mir ſeine Worte faſt beſtändig im Sinne liegen. Es heißt darin:

Wär' ich müßig dir zur Seite
Drückte noch der Kummer mich
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden
Wo wir einſt zuſammen gehn
Und den Fluß in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn. u. ſ. w.

Geſtern Abend als ich an einem ſchönen Bache hinunter ging, waren dieſe letzten Worte beſonders lebendig in mir. —

*) Tagesbericht auf einem beſonderen Bogen.

Meine Gefühle ſelbſt auszuſprechen, habe ich noch nicht Ruhe gehabt.

Morgen ſchreibe ich an Göthe und Falk und ſchicke die Bücher hin.

Es erwarten mich hier einige intereſſante Bekanntſchaften. Ich muß mich nur in acht nehmen, daß ich mich nicht zu ſehr zerſtreue und zerſplittere. —

— Das Leben iſt hier weit leichter und freyer, und durch die artige und höfliche Behandlung von allen Seiten, wird mehr Selbſtgefühl geweckt, was beſonders mir ſehr noth that.

In jeder Hinſicht wird der hieſige Aufenthalt für mein ganzes Leben von hohem Nutzen ſeyn. —

7.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 8.ª Juny 1821.

Meine theure geliebte Hanchen!

Seit dem Himmelfahrtstage, wo das Wetter anfing ſchön und warm zu werden, habe ich meine Bade- und Brunnen Cur begonnen. Ich ſpüre die herrlichſte Wirkung und fühle mich neu belebt und gekräftigt. Und dies nicht bloß körperlich, ſondern auch geiſtig. Denn mit der wiederkehrenden körperlichen Friſche und Wohlbefinden, fühle ich auch ein unaufhörliches Wiederaufkeimen von lang entbehrten jugendlichen Empfindungen und Ideen die mich wechſelweiſe beglücken und erheben und mich auf die angenehmſte Weiſe mein Daſein fühlen laſſen.

Zuweilen wenn ich des Abends alleine im Felde gehe wird es ſo lebendig in mir von kommenden und ſchwindenden Geſtalten und Worten, daß ich nicht mehr wünſche als daß es möchte geſchrieben ſtehen, damit es ein Buch wäre.

Der Himmel erhalte mir gutes Wetter, damit ich meine Cur ununterbrochen fortſetzen möge, und auf jahrelang geheilt und geſtärkt werde.

Denn alle mein geiſtiges Wirken hängt hievon ab. —

8.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen Donnerstag, d. 12.ª July 1821.

— Es muß dieſen Herbſt noch wieder etwas von mir gedruckt werden, es ſey auch was es wolle. Ich will ſchon machen! Ich kann mich ſo nicht zugeben. —

9.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 16.ª Aug. 1821.

— Weil der König erſt ſpät kommen wird, ſo haben die hieſigen Profeſſoren wie man ſagt von Hannover Befehl erhalten ſo lange wie möglich zu leſen, damit die Studenten noch beyeinander ſind wenn der König hier durchkommt.

Ich kann daher auch noch nicht beſtimmen wann ich kommen werde. Von den Späteſten aber werde ich keiner ſeyn. —

— Von einer Maſſe Bekannten ziehe ich mich nach und nach zurück. Mein einziger Umgang iſt der Lieutnant Scharnhorſt, welcher ein ſehr klarer Kopf iſt, und mit dem ich dieſen Winter in einem Hauſe wohnen werde, und zwar bey einem Becker wo wir des Morgens ſehr frühe aufſtehen werden. —

— Dieſen Sonntag machte ich eine kleine Landthur 3. Stunden von hier, wo Groſze ſich ſchon ſeit einiger Zeit aufgehalten hat und an ſeinem Trauerſpiele arbeitet. Er iſt bey den Eltern der Louiſe Manſtedt, die damals mit uns die Tour nach dem Benter Berge machte. Ihre erſte Frage war nach Dir, auch hat ſie mir viele Grüſze an Dich aufgetragen, denn ſie hat Dich ſehr lieb. Ich war nur einige Stunden dort, denn ich wollte auch nach einem See, auf dem ich mich fahren ließ. —

10.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen Sonntag d. 26.ª Aug. 1821.

Meine geliebte Hanchen!

Es geht mir im Kopfe herum, ob ich nicht gut thue jetzt eine Reiſe nach Dresden zu machen, alle Freunde rathen mir zu und

meinen daß es für mich von den besten Folgen seyn müßte, denn jetzt träfe ich meinen Freund Schulz der die dortigen Meisterwerke der Malerey nun seit 4. Jahren studirt hätte, und mir also über alles die beste Belehrung und Auskunft geben könne, noch dort. — Dies sey ein wichtiger Umstand den ich benutzen müsse, künftig würde ich dort fremd und allein stehen, und 4. Wochen würden mir dann nicht so gut seyn, als 8. Tage jetzt, und überdies würde mir der dortige Aufenthalt jetzt nichts kosten.

Dies ist alles so wahr und richtig daß ich nichts dagegen einwenden kann. Mein Verstand sagt auch nichts dagegen, aber mein Herz, das schon lange die Tage gezählt hat, wo es bey Dir seyn würde, ist nicht damit zufrieden. Aber wenn Du mir sagtest, reise hin, reise ja hin, und erzähle mir destomehr wenn Du zurückkommst, so würde ich mit leichtem Herzen hinreisen. Aber ich würde dann in 8. Tagen schon fortgehen, weil schon viele fort sind und täglich wegreisen, und würde dann in 3. Wochen bey Dir seyn. Das wäre dann aber ein rechtes Glück, denn ich würde dort in den wenigen Tagen so viel für meine Pläne sammeln und von der Malerey und Bildhauerkunst der Alten so viele und gute Begriffe kriegen, als hier nicht in den ganzen 3. Jahren durch alles Studium. Wer nicht nach Italien gehen kann, dem ist Dresden einigermaßen Ersatz denn er findet dort alles Bedeutende der Kunst concentrirt. — Die Dresdener Gallerie hat außer echten Gemälden von Raphael auch 7. Original Gemälde von Corregio, worunter auch sein berühmtestes Werk, die Nacht, befindlich. Nun dieses Alles zu sehen, und von Schulz dies alles erklären hören, was würde ich da für Ansichten bekommen und in den wenigen Tagen gewinnen! Öhlenschlaeger hätte wahrlich seinen Corregio nicht schreiben können, wenn er nicht eine Zeit lang dort gewesen wäre und alles an Ort und Stelle gesehen und studirt hätte.

Daß also diese Reise für mich von Wichtigkeit und von den besten Folgen seyn würde, bedarf keines weiteren Beweises.

Es kommt nur darauf an, daß Du Deine Einwilligung dazu giebst, daß Du Herrliche sagst: reise in Gottesnamen hin! und ich werde leicht hinziehen! Mit 10 ℳ hoffe ich die Reise zu machen.

Übrigens befinde ich mich so wohl und habe mich so erholt, daß Du Dich über mich freuen sollst, wenn ich erst dort bin. Du sollst mich dann auch einmal in der Stube umhertragen.

Unterwegs werde ich Ruhe haben, mein Trauerſpiel und das Werk über Poeſie völlig auszuarbeiten, und beydes wird durch die Anſichten in Dresden äußerſt gewinnen, ja es werden mir dort über beydes vielleicht ganz neue Ideen aufgehen. —

— Vielleicht könnte ich auf dieſer Tour auch zugleich Falk beſuchen. —

11.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen Sonntag Nachmittag
d. 2.ᵉⁿ Septbr. 1821.

Meine theure Hanchen!

Flüchtig ſchreibe ich Dir noch einen herzlichen Gruß aus Göttingen! Aus Leipzig und Dresden mehr! Morgen früh marſchiere ich los, ein Paß und eine Landcharte liegen ſchon vor mir. Welche reiche Zeit ſteht mir bevor! in Dresden Raphael Corregio Titian, und alle die Niederländer von Rubens allein 30. welche Schätze! Raphaels ſchönſte Madonna! ich will doch einmal ſehen, ob auch dieſe Dir ähnlich ſieht und ob unſer Kupferſtich wohl getroffen! Lies doch einmal im Converſ.-Lexicon den Artikel von Dresdens Kunſtſchätzen! (einige Blätter hinter Dresden). Du haſt Recht Schulz ſoll mich malen und das [Bild] ſchicke ich Dir! ich hatte es mir ſchon vorgenommen! etwa 8. Tage bleibe ich in Dresden. Zurück über Jena und Weimar! Ich freue mich auf Falk! Die Bücher ſind geſtern abgeſandt, früher wollte ich nicht. Goethes Geburtstag ſollte erſt vorbey ſeyn. In 3. Wochen hoffe ich bey Dir zu ſeyn. — Ich habe dann noch 5. Wochen Zeit bis die Collegia wieder angehen, weil Kern bey welchem ich die Heiſeſchen Pandecten höre, erſt d. 29.ᵉⁿ October anfängt, auch Tibaut fängt nicht früher an . . . . .

12.

Eckermann an Johanne Bertram.

Leipzig d. 7.ᵉⁿ Septbr. 1821.
Freytag Abend 9. Uhr.

Theure Geliebte!

Du ſiehſt, ich bin hier! Und zwar glücklich hergekommen ohne Regen und ſonſtige Widerwärtigkeit und bin noch ſo wohl wie den Tag

da ich aus Göttingen ging. Heute um 11. kam ich hier [an], Leipzig iſt eine ſehr ſchöne Stadt, ich hatte ſie mir ganz anders gedacht. Als ich durch die erſten Straßen ging, um mir ein Wirthshaus zu erſehen, ſah ich an verſchiedenen Wirthshäuſern wo Fuhrleute einzukehren pflegen Schilder aushangen worauf zu leſen war: Gelegenheit nach Berlin, Naumburg, Frankfurt, Deſſau u. ſ. w. nach den größten Städten. Als ich noch eine Straße weiter gegangen war fand ich auch ein Schild mit Gelegenheit nach Dresden. ich ging gleich hinein und accordirte mit dem Kutſcher der einen ſehr ſchönen Wagen hat, bis nach Oſchatz welches 6. Meilen von hier ſind, wofür ich einen Thaler bezahlte. Die übrigen 6. Meilen von Rieſa auf Meißen größtentheils an der Elbe hinunter, was eine ſehr ſchöne Gegend ſeyn ſoll, werde ich dann wohl wieder zu Fuß gehen. Vielleicht bin ich ſchon übermorgen Abend in Dresden. Dieſen Nachmittag habe ich die Gegend um Leipzig beſehen, und Gärten wovon ich Dir viel erzählen werde, wenn ich Dich Göttliche erſt wieder habe, kein größeres Glück werde ich haben als wenn ich Dich erſt wieder zu erreichen meine Schritte nach Weſten lenke, jetzt geht es immer nach Südoſt. Geſtern war ich im Bade zu Lauchſtedt, nachher in Merſeburg wo Jean Paul ſein Lieblingsbier gebraut wird, ich habe auch viel davon getrunken. Es iſt jetzt 9. Uhr, ich komme eben aus der Oper. Ludoiska wurde gegeben. ich dacht' ich wär' in Hannover, denn wenn der Vorhang nicht herunter war konnte ich wenig Unterſchied merken . . . .

. . . . . Ich freue mich darauf daß ich morgen den ganzen Tag 6. Meilen bequem fahren kann, und mich conſervire und meine edlen Knochen ſchone. Magerer bin ich trotz Tageslaſt und Hitze bis jetzt noch nicht geworden. Von Dresden ſchreibe ich Dir mehr, ich gehe vielleicht auch eine kleine Strecke in die ſächſiſche Schweiz. Wenn ich nur Zeit hätte alles mit Ruhe zu beſehen! Gute Nacht Du liebe Hanchen! ich will ſchließen, damit ich nicht über den Schlaf hinauskomme, der dem Reiſenden die beſte Labſal iſt. Über meinem Kopfe wird ein Fortepiano gehämmert, um nicht zu ſagen, geſpielt, auch Guitarr Töne höre ich und Geſang. Daß mir der liebe Gott gut iſt, ſiehſt Du auch an dem ſchönen Wetter, das er mir ſchenkt. —

Nachſchrift in Müdigkeit geſchrieben.

13.
Eckermann an Johanne Bertram.

Dresden d. 13.ᵉ Septbr. 1821.
Donnerstag Nachmittag.

Meine theure Hanchen!

Seit Sonntag Nachmittag bin ich hier und habe in den 5. Tagen bereits alle Herrlichkeit Dresdens gesehen und reise morgen Früh wieder ab nach Weimar. Alle die Tage sind unter Gemälden und Antiken hingegangen, so daß ich nicht einmal Ruhe und Zeit finden können, Dir früher zu schreiben. Ich bin zu den herrlichsten Ansichten gekommen, der Raphael alleine wäre die große Reise werth. Auch die Böttcherschen Vorlesungen habe ich besucht, Herr Theodor Hall saß mir gegenüber und ich habe ihn wohl eine ganze Stunde beobachten können. — Von beyden werde ich Dir mündlich die genauesten Beschreibungen machen können. Meinen Brief von Leipzig wirst Du hoffentlich bereits erhalten haben. Wenn Du diesen erhältst werde ich schon in Weimar seyn, oder schon weiter. Sonntag über 8. Tage denke ich wieder in Göttingen zu seyn wonach Wilhelm sich richten möge. Ich habe immer eine Madonna in der Ferne wonach ich meine Schritte wende, hierher war es die Raphaelische, nach Nordwesten zurück bist Du es. Ich wollte nur ich wäre erst nach Dir zurück! und könnte in Deinem Arm Dir von allen genossenen Herrlichkeiten erzählen!

Der liebe Gott ist sichtbar mit mir auf meiner Reise, denn als ich aus Göttingen ging hörte es mit regnen auf und es wurde der heiterste Himmel so lange bis ich vor Dresden war, denn nun bezog es sich wieder und als ich über die Dresdener Brücke ging fielen die ersten Tropfen wieder. Als ich dann nach Schulz suchte und Keiner ihn mir sagen konnte, kam er mir auf der Straße entgegen. Sey also sicher, daß ich Dich bald glücklich und gesund wiedersehe! —

Nachschrift: Schulz hat mich gut gepflegt.

14.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 24.ᵉ Septbr. 1821.
Montag Nachmittag.

Geliebte Hanchen!

Gestern Abend bin ich hier glücklich angekommen, ich hoffte Wilhelm hier vorzufinden oder einen Brief von Dir, allein ich mußte

beydes entbehren . . . . Nun werde ich wohl vor morgen Mittag nicht fort können und vor Donnerstag Abend nicht bey Dir seyn. Wäre ich nur erst dort um mich durch eure Pflege von den Beschwerden der weiten Reise erholen zu können . . . .

15.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 29. Octbr. 1821.

Theure Geliebte!

Gestern Nachmittag 2. Uhr bin ich glücklich angelangt und befinde mich munter und gesund. Unterwegs hatte ich an nichts zu denken als an Dich und Goethe. Ich besitze nun auch ein Manuscript eines Gedichts von Goethes eigener Hand, welches ich um keinen Preis missen möchte. Diesen Morgen bin ich in meine neue Wohnung eingezogen und nun, da es recht wöhnlich um mich her ist, schreibe ich Dir. Übermorgen nehmen die Collegia ihren Anfang. Heeren hat es mir anbiethen lassen, alle seine Collegia unendgeldlich zu besuchen. Des Morgens 5. Uhr stehen wir auf, wir haben heute schon den Anfang gemacht. Mit dem Essen bin ich noch nicht eingerichtet, ich möchte es gerne recht gut und billig haben, und deshalb will ich mich nicht übereilen. —

. . . . Habt Ihr schon geschrieben? An diesem Augenblick hängt alles, er muß nicht ungenutzt vorbeygelassen werden. Alle übertriebene Delicatesse setzet nur getrost beyseite. Goethe schilt auch zuweilen, und zwar, daß das ganze Haus donnert und alles zittert . . . .

— Ueber Goethens Brief habe ich fortwährend eine stille Freude. Das Bewustseyn, daß ich mit Goethen übereinstimme, giebt mir viel Beruhigung und Zuversicht. Alle meine Arbeiten treibe ich nun mit doppelter Lust und in erhöhter Stimmung. —

16.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen.
Sonnabend d. 8. Decbr. 1821.

— Ich muß Lärm machen! Zwey Sachen müssen diesen Winter von mir heraus damit Geld und Ruf komme. Nemlich zuerst mein

Trauerſpiel und dann das Buch über Poeſie vorzügl. in Bezug auf Goethe. — Mit dem Stücke nun bin ich bis zum 4ten Act vorgerückt. ich habe es von allem unnöthigen geſäubert und überhaupt enger und friſcher zuſammen treten laſſen, das Stück gewinnt ein ganz ander Anſehen und Scharnhorſt iſt ſehr erbaut davon. Das Ende wird höher und bedeutender, der 5te Act faſt ganz neu, auch der 4te größtentheils neu. Der Gang der Handlung aber bleibt im Ganzen. Es wird zur Aufführung. — Dies wenige zuvor zu Deiner Nachricht.

Du weißt Schuhbarth hat bereits etwas über Goethe herausgegeben. Es iſt in dieſem Buche ſchon vieles enthalten, was ich eigentlich ſagen wollte, vieles aber ſtreitet mit meinen Anſichten und iſt nicht recht geſund, und auch Goethe ſelbſt wird es gewiß nicht billigen, obgleich er ihn im Ganzen lobt. Auf dieſes Buch werde ich nun vorzüglich Rückſicht nehmen und irrige Anſichten widerlegen. Schuhbarth hat durch dieſes Buch und ſeine dadurch erfolgte Bekanntſchaft mit Goethe bedeutenden Ruf erhalten, iſt auch ſchon angeſtellt wie die Zeitungen melden.

Bis Weihnachten denke ich mit meinem Stücke fertig zu ſeyn, und dann gleich das andere zu beginnen. Es würde mir dann angenehm ja faſt unentbehrlich ſeyn, alle meine Goethen um mich zu haben um dies und jenes immer gleich nachſehen zu können und Du wirſt ſie mir dann wohl ſenden müſſen. Ich wünſche aber zuvor Nachricht ob Du es auch gerne thuſt, hoffe es jedoch, da es zu unſerem beyderſeitigen Glücke dient.

Gelingt nun dies alles gut und kann ich es mit dem Gelde ſtellen, ſo denke ich mit Scharnhorſt ein Jahr nach Berlin zu gehen, wo nicht allein der berühmteſte Juriſt iſt, ſondern wo ich auch in einen höheren Kreis des Umgangs gezogen werden würde, weil Scharnhorſt am Berliner Hofe die bedeutendſten Anverwandten hat. Überall aber weil Berlin des Theaters und ſonſtiger Kunſt wegen von Bedeutung iſt und alſo von bedeutender Wirkung für mich ſeyn würde.

Scharnhorſt zeigte mir dieſen Abend noch einen Brief von einer nahen Verwandtin, einer Gräfin die mit den preußiſchen Prinzeſſinnen im vertrauten Briefwechſel ſteht, einer Tochter des berühmten preußiſchen Generals Scharnhorſt, Du glaubſt nicht, was das für ein herrlicher liebevoller Brief war, und dabei ſo einfach und natürlich und klar, ich habe mich recht darüber gefreut. Du wirſt in wenig Jahren einen

ebenſolchen ſchreiben, denn Du haſt die größte Anlage dazu. Goethe iſt ihr Abgott, das ſind auch die einzigen Bücher die ſie hat. Sie ſchreibt auch von ihren Kindern, denn ſie iſt noch keine 30. und hat ſchon 4. — Aber in Liebe zu ihrem Mann, die keine Grenzen hat. Nun iſt ihr liebſter Umgang mit bedeutenden Männern, Schlegel iſt häufig dort, ein ganzer Kreis berühmter Männer wöchentlich mehrere Male in ihrem Hauſe verſammlet. Voriges Jahr als Scharnhorſt dort geweſen iſt, haben ſie Goethen erwartet. Scharnhorſt weiß nicht genug zu erzählen, was für bedeutende Geſpräche da ſind geführt worden, und was die wenigen Tage ſeines Dortſeyns ihm für einen Schwung gegeben haben. Ein ſolcher Kreis hochgebildeter Männer und Frauen iſt das einzige was mir fehlt, und ich hoffe es wird mir zu Theil werden. Eine Schweſter von ihr, die erſt 18. Jahre alt iſt, iſt in Berlin an einen bedeutenden Mann verheirathet, die Gräfin ſchreibt daß dieſe Schweſter Agnes ihrer zweyten Niederkunft entgegen ſähe. Es iſt reizend noch ſo jung und ſchon zwey Kinder! Sie hat ihren Mann auch ſo lieb, und muß auf allen ſeinen Reiſen immer bey ihm ſeyn, ſie ſchreibt auch ſehr gut und er dictirt ihr dann, was ſie dann am andern Tage auch wohl ſogar ins Reine ſchreibt. Warte nur, Du ſollſt mir auch helfen, umſonſt ſollſt Du ſo gut nicht ſchreiben können, Du ſüßer Murrkopf! — —

— Aber alle Arbeiten und Pläne nach Berlin müſſen vor der Hand geheim bleiben, wonach Ihr Euch zu richten habt. —

17.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 10.ª Febr. 1822.
Sonntag Mittag.

Geliebte!

Für die Überſendung der Goethen meinen herzlichſten Dank! Du glaubſt nicht, welch herrlich Gefühl über mich kam, als ich das Packet öffnete und die geliebten Bücher mir zu Augen kamen! Eine ganze Zeit ward dadurch wieder in mir hervorgerufen, und zwar eine glückliche. —

. . . . Ich hätte gern einen ſolchen blauen Oberrock wie Rieſe-

wetter, im Frack kann man doch nicht immer laufen, und mein Flaus iſt nicht mehr zum zeigen. Was meint Ihr dazu?

Große nach Berlin? als was? womit? lächerlich! Das ſind leere Gerüchte. —

18.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 22.ª Febr. 1822.

— Ich bin dieſer Tage bey den Profeſſoren herum geweſen um mir die Atteſte wegen der Stipendien geben zu laſſen. Die Zeugniſſe lauten alle ſehr gut vorzüglich das vom Dr. Kern, welches die höchſten Ausdrücke enthält. — Dieſer letzte war auch beſonders liebevoll gegen mich, er war zu meinen Gedichten gekommen durch wen ſagte er nicht, und äußerte ſich ſehr ſchmeichelhaft und ſchien ſich ſehr zu freuen daß er mich zu ſeinen Zuhörern zähle.

Unaufgefordert ſagte er mir auch daß ſein Vater, der Bürgermeiſter in Uelzen einen Freytiſch zu vergeben habe, der wahrſcheinlich vacant wäre, und da ſein Vater mich kenne, ſo möchte ich doch einmal an ihn ſchreiben. Dieſes iſt auch heute bereits geſchehen und der Brief ſchon abgeſandt. Er erkundigte ſich auch ferner ſehr theilnehmend nach meinen juriſtiſchen Ausſichten und da ich ihm ſagte, daß ich wahrſcheinl. die Advocaten-Carrière einſchlagen würde, ſo entgegnete er mir, daß, wenn ich nicht vielleicht vorzöge in Hannover ſelbſt zu bleiben, er mir zu der Lüneburger Gegend rathen wolle, wo es ſehr fehle, und wo man überhaupt weit mehr verdiene als im Göttingſchen und Calenbergſchen. Unter anderm habe man jetzt aus Bleckede an ihn geſchrieben, daß er doch jemanden dorthin recommandiren möchte, weil dort gar keiner ſey. Er meinte ich könnte wohl in 1½. Jahren fertig ſeyn und dann ſey die Elbgegend gar nicht übel. Wer weiß wohin mich das Schickſal führt, vielleicht können wir künftig noch einmal in der Nähe von Chriſtian ſeyn. Ich will aber Doctor werden!

Wenn ich nur mein Stück erſt beendigt hätte, es macht mir viele Qual und Sorgen. Ich bin die letzte Zeit ſo vielen Zerſtreuungen und Störungen ausgeſetzt geweſen, daß ich ganz herausgekommen bin. Zu dieſem allen kamen nun die 4. ſehr angreifenden Pandecten Stunden

wo wegen der vielen Menſchen gewöhnlich ein ſehr großer Dunſt iſt und wobey der Körper und die Geſundheit nach und nach ſehr leidet. Es iſt ganz unmöglich unter ſolchen Umſtänden ein an ſich äußerſt ſchweres Kunſtwerk, welches alle Kräfte und gänzliche Einſamkeit und Zurückgezogenheit erfordert, zu vollenden. Und doch muß es gut werden und bedeutend zum Vorſchein kommen, wenn es helfen ſoll.

In 3. Wochen könnte es vollendet ſeyn, wenn ich nur einen ruhigen Ort hätte, wo ich mich hinbegeben könnte. Denn wenn ich es jetzt nicht noch vor den Ferien vollende ſo geht der Sommer wieder in Qualen hin. Ich war deshalb neulich nach Münden um mich dort nach einem Zufluchtsorte umzuſehen, ich werde es aber wohl beſſer in der Nähe finden. — Sodann wenn es gelingt, werde ich ſehen, daß ich es in Hamburg oder in Berlin auf die Bühne bringe.

Ich bin dieſen Abend zum Thee eingeladen, wo zwey junge Doctoren aus Berlin meine Bekanntſchaft machen wollen. Wenn ich es nur hätte ablehnen können, bliebe ich lieber zu Haus in Ruhe.

Weil ich hier gar zu bekannt bin, ſo möchte ich gar zu gern ein wenig fein im Zeuge hergehen und einen blauen Oberrock haben. Ihr wißt aber ich habe vor der Hand kein Geld. Hier iſt das Tuch ſchlecht und theuer. Kieſewetter wollte es mir aus Hannover kommen laſſen, aber das möchte ich Eurentwegen nicht, weil es ſeine Eltern erfahren. Nun frage ich Euch ob Ihr mir 3¾ Ellen Tuch von irgend einem Kaufmann auf Credit ſenden könnt, oder ob ich an Becker ſchreiben ſoll. Im Fall Ihr es mir ausſuchen und ſenden wolltet, bitte ich dahin zu ſehen, daß es nicht zu dick und nicht zu dunkel iſt. Es müßte aber ſchnell geſchehen, weil Uhlendorf vor den Ferien ſo viel zu thun kriegt, daß er es dann nicht machen [?] kann.

Die Geſuche wegen der Stipendien werden morgen und übermorgen an Ahrenswald und Celle abgehen. Außerdem werde ich an Hinüber und Berger ſchreiben. Ob auch an Witzleben weiß ich ſelbſt noch nicht.

Man hat ſeine Laſt!

Der ganze Brief enthält auch nicht eine einzige Spur von Lebens und Liebeswärme! Lauter Mühe, die ſo Herrliches gar nicht aufkommen läßt. Ich bin ein Narr! nun ärgere ich mich ſchon, daß ich Euch gebeten habe, mir das Tuch zu ſenden. — Ich bitte Euch,

ſchlagt's mir rund ab, denn ich bin ja ſo ſchon tief genug in Schulden bey Euch. Es ſchlägt 7, ich muß zum Thee, das ärgert mich auch, und auch kann dieſer Brief nicht mehr zur Poſt, welches ich mir doch vorgenommen hatte, leb wohl!

19.
Eckermann an Johanne Bertram.

(Göttingen, d. 27.ª Febr. 1822.)

— Ferner ſende ich einen Brief von dem kleinen Kieſewetter aus Weimar worüber ich mich ſehr gefreut habe, denn ich ſehe der Junge iſt auf beſſeren Wegen. Der Brief enthält auch daß Goethe meine Gedichte gehabt hat . . . .

20.
Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 8.ª März 1822
Freytag gegen Abend.

Geliebte Hanchen!

Ich habe alles erhalten! und ſage Dir wie der lieben Mutter den herzlichſten Dank für die Sorgfalt mit welcher Ihr das Tuch zu meinem Rock beſorgt habt. — Daß Ihr durch Kieſewetter einen frohen Abend gehabt habt iſt mir eine große Freude. Er iſt noch nicht wieder hier. ich habe ihn täglich erwartet. —

An Witzleben habe ich nicht geſchrieben und werde es auch nicht thun. An die Lüneburger Landſchaft habe ich geſchrieben und 7. Atteſte beygelegt. Ich habe das Geſuch an Plato geſandt und ihm dabey einen höflichen Brief geſchrieben, auch ein gut eingebundenes Gedichtbuch ihm mit beygelegt.

An Arenswald habe ich nicht geſchrieben. Bloß an die Regierung und Atteſte der hieſigen Profeſſoren beygelegt. Sodann habe ich an Hinüber geſchrieben und ihn erſucht, bey Arenswald ein gutes Wort für mich zr thun. An Berger habe ich bis jetzt nicht geſchrieben weil Tochtermann es mir wiederrieht, und es im ganzen auch nicht gut iſt, allzuviel in Bewegung zu ſetzen.

Zu Erlangung der 3. Portraits für den Herrn Doctor Heiſe habe ich mir alle Mühe gegeben. Kein Kunſthändler hatte ſie, auch bey Gelegenheit des Jahrmarkts waren ſie nicht zu finden. Zuletzt

bin ich zum Kupferstecher Riepenhausen, der die Portraits macht hin gewesen, aber auch er hatte sie nicht, und bey ihm habe ich erfahren, daß die Portraits der genannten 3. Professoren nie gemacht sind.

Daß ich die Gesuche und Briefe vom Halse bin, ist mir eine wahre Erleichterung.

Auch Große geht hoffentl. morgen nach Hannover um auf einem Garten sein Stück zu vollenden. So wäre ich denn auch von dem frey.

Wenn ich nur mein Stück vollendet hätte! ich suche zu vieles zu vereinigen und das geht nicht. Ich bin übrigens jetzt ruhig und im glücklichen Vorgefühl. —

21.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 14.ª März 1822.

Geliebteste Hanchen!

In einigen Tagen hoffe ich Dich zu sehen. — Weil ich aber höchst wahrscheinlich eine andere Universität beziehe, so will ich zuvor die Reise in meine Heimath abmachen, und damit es mir nun nicht an Zeit mangele, so komme ich so früh. — Die meisten reisen auch schon fort. Nun (?) Heeren schließt auch morgen. — Komme ich dann von der Heimath und Christian zurück, so werde ich noch eine Zeitlang bey Dir zu bleiben, das Glück haben. Vielleicht gehe ich nach Gießen weil es dort sehr wohlfeil ist, ich weiß es aber noch nicht bestimmt, vielleicht auch nach Heidelberg. — Du wirst mich hoffentlich in heiterer Stimmung finden, denn es ist mir sehr ruhig und leicht zu Sinn. Ich werde hoffentlich noch einmal recht glücklich! Es liegt eine sichere Ahndung davon in mir. Du sollst Deine Freude an mir haben. Gesund werde ich dann hoffentl. auch immer seyn . . . . .

22.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen d. 1. Juny 1823.
Sonntag Nachmittag.

. . . . Alles ist wieder gepackt und reisefertig. Morgen früh setze ich meine Wanderung nach Weimar fort. Die herzlichsten Glück-

wünſche vieler Freunde begleiten mich. Diſſen hatte eine große Freude mich zu ſehen. auf dem Bette ſitzend ſtreckte er mir ſeine Arme entgegen. Er iſt ſoweit daß er wieder ausfahren kann, er wird ganz wieder beſſer. Wir haben viel mit einander geſprochen. Er iſt begierig bald näheres von mir zu hören. Ich habe dieſe Tage in Göttingen ſehr vergnügt zugebracht, man ſuchte mir alles mögliche zu Liebe zu thun. Wilhelm weiß daß ich den Doctor Spangenberg aus Hannover gerne leiden mag. Geſtern ſahen wir uns hier auf der Straße, er mußte ähnliche Gefühle gegen mich hegen, denn er blieb ſtehen und gab mir die Hand und begleitete mich eine ganze Straße. Es iſt dieß eine ſeltſame Sympathie von Leuten die ſich früher nie geſprochen haben! Ich habe darüber meine eigenen Gedanken. Ich ſah aus jeder Aeußerung daß er mir ſehr gut war . . . . .

. . . . Erwarte zuvor einen Brief aus Weimar, ehe Du mir ſchreibſt. Aber ſorge nicht meinetwegen, es geht mir ſicher glücklich! Zunächſt kann ich Dir ſagen, daß ich ſehr munter aber ſehr gelb bin. Was ſagſt Du zu meinem erwünſchten Reiſewetter! Donnerſtag denke ich am Ziele zu ſeyn . . . .

23.

Johanne Bertram an Eckermann.

Hannover d. [?] July 1823.

— Recht herzlich freue ich mich über Deinen (jetzt) gebildeten Umgang, wonach Du immer ein ſo großes Verlangen trugſt. Wie wird Dir der ſo wohlthätig ſeyn! Du geliebter Ecker: haſt mir wohl manches erzählt, läßt aber in Deinem letzten Briefe mir noch manche Frage übrig; Du zeigſt darin über alles ſchon eine bedeutende Ruhe, daher ſchreibſt Du auch nicht mehr ſo ausführlich und umſtändlich, welches mir in den erſten Briefen eine ſo große Freude verurſachte. Daher bitte ich Dich, ins Künftige mir beſonders nicht zu verſäumen, [mitzutheilen] was der große Goethe ſpricht, denn was der zu Dir Erfreuliches und Ehrenvolles ſagt, iſt mir ſoviel wie Gold werth. —

— Nicola iſt Muſik-Director geworden. Er bekommt 600 Th. und ſie 1000 ℳ.; da können ſie ein herrliches Leben führen. Sie waren auch beyde recht glücklich. Uns wünſchen ſie recht bald ein gleiches Glück. . . . Haſt Du ſchon den jungen Goethe geſprochen und

seine Ottilie gesehen. Du sagst ja auch nichts von der liebenswürdigen Professorin Riemer! Du sprichst von Madam Frommann ihrem schönen Zeichnen und Malen, zeichnet denn nicht auch ihre Tochter? —

24.

Johanne Bertram an Eckermann.

Hannover d. 3.ª Sept. 1823.

— Ueber Goethens Brief haben wir Alle eine große und innige Freude! Deutlich zeigt er darin, wie sehr er an Dich denkt, und gewiß für Dein Wohl sorgen wird . . . . .

25.

Eckermann an Johanne Bertram.

[Jena] Sonnabend d. 20.ª Septbr. [1823].

Es ist wunderlich, heute vor einem Jahre zog ich nach Empelde hinaus und begann die ersten Blätter meines Buchs, wir hatten aber voriges Jahr heute am Sonnabend den 21.ª, und also habe ich mein Buch auf meinem Geburtstage begonnen. Es geschah aber zufällig, ohne daß ich daran gedacht hätte. Und nun ist es wunderlich, daß Trotz alles Treibens von meiner Seite der Druck auch erst heute am Abend vor meinem Geburtstage fertig wird, denn ich bekomme diesen Abend den letzten Bogen. Ich habe diesen Nachmittag viel daran gedacht wie sich das alles im Leben so seltsam drehet und wendet. Und wie sonderbar manches zusammenfällt. Wer weiß was das Buch noch alles für Schicksale zu Wege bringt. Es ist überall ein wunderliches Buch, denn mit so wenigen gelehrten Kenntnissen ist noch nie ein solches Buch gemacht worden.

Gestern war ich wieder bey dem Major von Knebel zu Tisch. Sein Sohn der Hauptmann hat mir wieder recht viel von London und Paris erzählt.

So lange ich von Dir bin, geliebte Hanchen, recht glücklich bin ich doch nicht. Du bist glücklicher als ich, denn Du bist unter den Deinigen, ich aber bin in der Fremde. —

— Ich sende nun nächstens die Bücher. Addressire vorläufig meine Briefe an Secretair Kräuter in Weimar bis ich eine

addresse aus Weimar schreiben kann. 8. bis 10. Tage bin ich noch hier. Goethe kommt Morgen über 8. Tage auf einen Tag hier. . . . .

26.

Eckermann an Johanne Bertram.

([Weimar] 28. Novbr. [1823].)

Geliebteſte Hanchen!

Vorgeſtern erhielt ich einen Brief von Tiek in Dresden, er ſchreibt beſonders an mich wegen den jungen Kieſewetter der jetzt bey dem dortigen Theater engagirt iſt, ich will nun doch auch einmal an ihn ſchreiben, da ich ſehe, daß er gerne ein Verhältniß mit mir wünſcht. „Wie ſchön wäre es, ſagt er unter andern, wenn wir uns einmal näher kommen ſollten". Auch Groſſe ſagt er, habe vorigen Frühjahr mit Enthuſiaſmus von mir geſprochen. Er bittet mich um einen Gruß an Goethe. Es giebt mir doch viel Anſehen daß ich Goethen ſo nahe ſtehe. „Sehen Sie Goethe, ſagt er, ſo verſichern ſie ihn meiner fortwährenden Verehrung und Liebe." —

— Mein Buch wird mir noch viele Freude machen, und mich mit den erſten Männern Deutſchlands in ein ſchönes Verhältniß ſetzen.

Mehrere Bogen habe ich für Dich, meine liebe Hanchen, ſchon wieder niedergeſchrieben, ich werde ſie Dir bald ſenden. —

Randſchrift: . . . Goethe iſt dieſe Zeit her gar nicht recht wohl geweſen, jetzt aber beſſert es ſich täglich und unſere Sorge ſchwindet wieder . . .

27.

Johanne Bertram an Eckermann.

Hannover d. 6.ª Jan. 1824.

— Die ſchöne Büſte habe ich am Sonntage erhalten. Uns Allen haſt Du damit außerordentliche Freude gemacht. Die Zeit des Auspackens konnte ich nicht erwarten, wir machten uns daher ſelbſt dabey und haben die liebe Büſte ohne die geringſte Beſchädigung erhalten. Bis jetzt ſteht ſie noch auf der Commode, weil ich Gieſewell noch nicht darüber geſprochen habe. Die Büſte hat ein ehrwürdiges hohes edles Anſehen, wir können darin das Herrliche nicht genug bewundern, mehrere haben ſie ſchon geſehen, unter anderen auch der junge Timäus,

der uns Sonntag Abend beſuchte und von dem ich Dich herzlich zu grüßen habe. Es trieb ihn nicht allein, dieſe Reiſe ſeine Eltern zu beſuchen, ſondern ſich auch zugleich um eine gute Hauslehrer Stelle zu bemühen, wovon ihm ſein Vater geſchrieben, nämlich bey dem Herrn v. Werlhoff, die er wahrſcheinlich Michaelis antreten wird, worüber er ſich ſehr zu freuen ſcheint. Es iſt derſelbe Werlhoff, von dem man ſo viel gutes ſpricht und der ſich auch um Groſſe bemüht hat. Er hat nur einen einzigen Knaben von ungefähr 7 Jahren. —

28.

Johanne Bertram an Eckermann.

Hannover d. 24.ª Januar 1824.

— Das Du für mich das Oelgemälde Deines lieben Angeſichts beſtimmt, iſt mir höchſt erfreulich. Gieſewell hat nun auch die ſchöne Büſte geſehen, ſie gefiel ihm außerordentlich und er geſtand, daß er davon überraſcht ſey. Ich ſagte ihm, Goethe hätte braune Augen, da ſagte er, die hätte er ſich nicht gedacht, er hätte ihm wegen ſeines ruhigen milden Geſichts blaue gegeben. G. pries nicht allein das künſtleriſche, ſondern auch zugleich Goethes ſchönes Geſicht.

Die Büſte kommt dahin, wo die Madonna hängt. Die Conſole beſorgt der Bildhauer Hengſt, ein Jugendfreund von Schulz. Täglich erwarte ich nun dieſe, und möchte ſo gern, daß ich die liebe Büſte erſt in Ruhe ſtehen hätte. Einen Glaskaſten laß ich mir dann auch darüber machen. Jetzt habe ich des Staubes wegen ein leichtes Tuch darüber gehängt, damit auch nicht das Geringſte daran kommt; denn da ich ſie ſo lieb habe, ſo möchte ich ſie gern ſo ſchön erhalten.

Dich bitte ich beim Schreiben nicht wieder ein wenig faul zu ſeyn, und wünſchte, daß Du Dein intereſſantes Tagebuch fleißig fortſeßteſt, womit Du erfreuen würdeſt

Deine getreue Johanne.

29.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 12.ª März 1824.
Freytag.

— Goethe hat mich dieſe Zeit ſehr in Anſpruch genommen. Ein neues Heft von Kunſt und Alterth. haben wir ſchon wieder im Druck.

Ich habe auch etwas dazu geſchrieben in Bezug auf ein neues Trauerſpiel das unter dem Titel der Paria in Berlin erſchienen iſt. Ich habe bey dieſer Gelegenheit die Verhältniſſe des Paria auseinander geſetzt und Goethe hat einen ſchönen Anhang dazu geſchrieben in Bezug auf den franzöſiſchen Paria und ſein Gedicht. Wenn Du liebes Kind alle dieſe hübſchen Sachen demnächſt leſen wirſt, ſo wird Dir denn auch über Goethes ſchönes Gedicht kein Zweifel bleiben. Dieſer Tage habe ich auf Goethes Anregung zu des berühmten Staatsrath Thaers Jubiläum bey Berlin einige Feſtgedichte gemacht, die ich Goethen dieſen Morgen zugeſendet habe. Die Sachen ſind mir gelungen und ich werde morgen, wenn ich zu ihm gehe, ſicher gelobt werden. Goethe iſt ſehr munter, vorgeſtern Mittag bey Tiſch aß er in Hemdsärmeln und war ſehr jugendlich heiter. Bey Tiſche theilt er manches mit mir und giebt mir von ſeinem Teller. Wenn ich Abends komme läßt er gleich eine Bouteille Wein bringen. Der alte Hofrath Meyer trinkt keinen. Canzler v. Müller Zuckerwaſſer. Goethe und ich trinken dann alleine. Ottilie iſt von Berlin zurück und weiß viel zu erzählen. Nicolas Compoſitionen werde ich nun dieſer Tage Ottilien geben, damit ſie ſie dem Alten vorſinge. Dann werde ich auch gleich an Nicola ſchreiben . . . . .

— Mein Portrait iſt fertig Hofrath Meyern hat es ſehr gefallen, und wenn es dieſem größten Kunſtkenner gefällt ſo ſollten wir übrigen billig nichts dabey zu erinnern haben. Ich kann es auch nicht tadeln bin aber auch nicht ganz zufrieden damit. Ich werde es nicht eher ſenden, ſondern es ſelbſt mitbringen. Nach Oſtern werde ich ja hoffentlich gleich kommen.

Ihr ſolltet jetzt mitunter ins Theater gehen. Mir macht es fortwährend manche ſchöne Stunde. Vorgeſtern wurde die Frauenſchule gegeben, vortrefflich, und das Stück hat mir außerordentlich gefallen. —

Nachſchrift: Ich habe mir die Haare abſchneiden laſſen und ſehe ſehr luſtig aus. Goethe ſtutzte. Ich habe meine Freude darüber.

20.

Johanne Bertram an Eckermann.

Hannover, d. 1.ⁿ April 1824.

— Wir haben uns Alle über die wieder angefangene ſehr intereſſante Beſchreibung Deines Tagebuchs herzlich gefreut. Setze es nun auch

ferner fort, lieber E., Du machſt uns dadurch viele Freude und Dir iſt es ja künftig einmal auch wieder ſehr nützlich. Wir haben uns auch über den prächtigen Goethe gefreut, daß er ſogar auf Dein Haar Abſchneiden ſo ſehr achtet und mit Dir darin ſo eigen iſt, das hat uns recht gefallen. Achte Du nun auch beſſer und mehr darauf, Du unartiger E., und laß Dein Haar nicht wieder ſo kurz und ſo verflucht, wie Du ſagſt, abſchneiden. Du weißt ja wohl, daß Dir das Kurze nicht kleidet, davon haben wir ja auch immer geſprochen. Laß Dich auch lieber nicht ſo abmahlen, ich weiß wohl, daß Dir das ein ganz anderes Anſehen giebt, Dir kleidet's aber doch einmal nicht. — . . . .

31.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 16. April 1824.
Dienſtag.

— Ich komme im nächſten Monat, wenn alles grünet und blühet und ſobald ich mich von Goethe, ohne Arbeiten abzubrechen, trennen kann. —

32.
Eckermann an Johanne Bertram.

Frankfurt am Mayn den 26.ⁿ Juny 1824. (Sonnabend.)

Geſtern, Freytag Nachmittag 5. Uhr, meine theure geliebte Hanchen, bin ich im ſchönen Frankfurt eingetroffen. 3. Tage und zwey Nächte ununterbrochen mit der Poſt durchgefahren, ich war daher ſo müde daß ich gleich einſchlief. In Alfeld war ich bis Mittwoch geblieben, wo ich mit der Amtmännin Heiſe und deren Freundin viel ſpazieren gegangen bin. Zum Schreiben bin ich auch dort nicht gekommen.

Hier in Frankfurt nun gefällt es mir ganz außerordentlich, es ſind auch ſo blaue Berge darum herum wie bey Hannover und der Himmel iſt eben ſo weit ja faſt noch weiter und größer. Nur Schade daß ich alle dieſe Herrlichkeiten alle ſo allein genießen muß und das ich Dich Geliebte nicht bey mir habe.

Mein erſter Weg dieſen Morgen war nach dem Mayn und den Schiffen. Es machte mir einen Eindruck als wäre ich in Hamburg. Dann ging ich die Mayn Brücke auf und ab. Es iſt heute Markttag

und die Straßen ſind voller Menſchen. Die Dienſtmädchen, welche vom Markt kommen tragen das gekaufte Gemüſe in Körben auf dem Kopf. Ich ging über das Gemüſemarkt, da war es mir denn wieder wie in Hamburg, an beyden Seiten der Straße vor den Häuſern ſo viel Gemüſekörbe daß man kaum hindurch kommen kann. Erbſen, gelbe Wurzeln und Blumenkohl in großer Menge. Erdbeeren und Kirſchen unzählige Körbe in der ſchönſten Reife. Ganze Schiffsladungen von Kirſchen gehen von hier an den Rhein hinunter bis Düſſeldorf. Ein Zeichen daß es hier wärmer ſeyn muß. Schöne Luft hier, ich habe herrlich geſchlafen und fühle mich von der Reiſe gar nicht angegriffen.

Es iſt mir als wäre ich plötzlich in eine ganz neue Welt verſetzt. Dieſe Weingärten, Bäume voll reifer Kirſchen, Acazien Alleen, Platanusbäume, und über alles dieſes der milde Himmel, bringen mir ein Gefühl entgegen als wäre ich ſchon recht tief in die ſüdliche Welt hineingekommen. Die Roſen in den ſchönen Spaziergängen um die Stadt ſind ſchon faſt verblüht, ſo auch die Flieder die bey uns erſt anfingen.

Ich logiere im Gaſthofe zum weißen Schwan, dem größten in Frankfurt. Dieſen Mittag an table d'hôte ſpeiſten faſt hundert Perſonen, und faſt lauter Fremde. Nach Tiſch machte ich einen Spaziergang um die Stadt. Darauf ging ich nach Bornheim, einem Luſtorte, eine halbe Stunde von der Stadt, nordöſtlich, ſo wie die Liſt. Der Weg dahin ging durch lauter Weingärten und Kirſchbäume. So große Kirſchbäume und in ſolcher Menge ſah ich nie. Überall ſah man große Leitern in die Zweige hineingelehnt, und heitere Menſchen in den Bäumen, beſchäftigt die Kirſchen zu pflücken. Sie ſind alle reif, ich war aber ohne Neigung welche zu eſſen, da ſehe ich denn wie man ſich ändert. Aber Wein habe ich ſchon recht getrunken und er iſt mir nie beſſer bekommen. Es iſt aber auch ein Wein danach und dabey ſo wohlfeil. Bier ſieht man hier gar nicht.

Als ich von Bornheim zurückkehrte begegnete mir eine Heerde brauner Kühe, und zwar von ſolcher Größe, Schönheit und Schwere, daß ich ſie aus der Ferne für lauter Ochſen hielt. Sie hatten auch alle ſehr ſtattliche dicke Köpfe und Hälſe.

Um 6. Uhr ging ich ins Theater. Der Spieler von Iffland ward gegeben. Alle ſpielten vortrefflich und gaben mir von der hieſigen Bühne einen durchaus günſtigen Begriff. Nicht ein einziger war un-

bedeutend. Große Wahrheit und Zuſammenſpiel, ich bin gar nicht aus der Täuſchung herausgekommen, ſelbſt das ewige Gehen und Kommen in den Zwiſchenacten und die fortgehende Störung brachten mich nicht heraus. Ich hörte dieſe Bühne wäre unbedeutend, das will mir durchaus nicht erſcheinen, ich möchte nur noch einige Vorſtellungen ſehen, um zum Urtheil zu gelangen.

Nach dem Theater ging ich noch einmal zum Thor hinaus, da hörte ich ein Gekröhle der Fröſche, wie ich es ſeit meiner frühen Jugend nirgend wieder gehört habe. Die Töne machten mich ſehr glücklich.

Sonntag Morgen.

Heute mit dem Früheſten war ich wach und auch gleich aus dem Bette. Sonnenſchein und blauer Himmel über den Dächern lockten mich hinaus. Ich kleidete mich gleich an und ging noch vor 6. Uhr auf den höchſten Thurm, dem Domthurm, um die ſchöne Gegend zu überſchauen. Das Thaunusgebirge war klar, gegen Nordweſt, nach Oſten herum die Gegend nach Würzburg und Bayern zu war mit weißem Nebel dicht bedeckt. Auch gegen Südweſt nach Heidelberg zu, die Bergſtraße war nicht zu ſehen. Um 7. kam ich zurück und trank Kaffe.

Montag Morgen.

Geſtern gegen Mittag beſuchte ich den Rath Schloſſer, er war nicht zu Haus, ich hörte aber Ottilie ſey dort. Dieß zu hören machte mir Freude. Um 2. ging ich wieder hin und fand den lieben Rath Schloſſer der mich auf das freundlichſte und herzlichſte empfing. Bald fuhr auch der Wagen vor und Ottilie kam mit der Räthin Schloſſer. Wir freuten uns ſehr einander wieder zu ſehen, und erzählten uns unſere gegenſeitigen Fahrten. Von Goethen ſagte ſie mir weiter nichts als daß er auch nach Wiesbaden kommen wolle. Auch ihr Mann wolle kommen und ſie von Ems abholen und nach Heidelberg begleiten. Auf dieſe Weiſe wird dann das ganze Goetheſche Haus hier ſeyn. Ottilie ſagte mir daß der Graf Reinhard ſehr verlange meine Bekanntſchaft zu machen und daß er mich einlade ihn ja zu beſuchen. Dieß werde ich thun. Schloſſer lud mich zu Tiſch ein, ich hatte aber ſchon gegeſſen und wollte eine Landparthie machen. Wir nahmen Abſchied von einander und ich beſprach mit Ottilie daß ich ſie in Ems treffen würde. Ich ging hinaus nach Hauſen, eine Stunde

von hier, westlich, gegen das Taunusgebirge zu. Ich aß hier endlich wieder eine Schale dicke Milch. Was ist das aber für eine üppige Gegend, fast lauter Wiesen und Klee eine Elle hoch, wie ich ihn nie gesehen. An der Mühle auf einem kleinen Grasfleck sah ich Kühe grasen, wie sie in der Schweiz nicht besser seyn können. Und wie der Klee und die Kühe fett hoch und üppig, so sind auch die Menschen, besonders die Frauenzimmer, alle sehr groß und stark. Es muß sich hier sehr gesund wohnen lassen. Gern wäre ich bis Abend hier geblieben, denn es war sehr warm, das Theater aber zog mich in die Stadt zurück, der Freyschütz sollte gegeben werden, worin die Madam Devrient als Agathe auftreten wolle. Gegen 6. war ich zurück. Das Haus war aber schon drückend voll und an Sitzen nicht zu denken, man hatte kaum zum Stehen Platz. Die Ouverture begann, aber dertausend was ist das hier für ein Orchester! Wie habe ich den Weber bewundert! Es ward vortrefflich aufgeführt und gesungen, ich konnte es aber doch nur bis Ende des zweyten Acts aushalten.

Montag Mittag.

Zum Grafen Reinhard bin ich soeben gewesen. Er sagte mir viel Schönes und Gutes und bat mich sehr dringend, wenigstens bei meiner Rückkunft einige Tage hier zu bleiben, wo er mich dann auch mit seiner Frau und Tochter und seinem Sohn bekannt machen, und mir überhaupt in Frankfurt manches Schöne zeigen würde. Er ist ein Mann stark in den sechzigen, großer Statur und nobler Haltung dem man den französischen Minister und Gesandten sehr wohl ansieht. Ich habe ihm das eine Portrait geschenkt, weil er so gut war. In einigen Stunden werde ich nach Heidelberg abreisen, ich konnte mich daher auch nicht lange bey ihm aufhalten. Er wohnt in einem prächtigen Pallais, ganz fürstlich. —

Nun lebe wohl, Du über alles Geliebte! Ich muß nun endlich auch einige Zeilen an Goethe schreiben . . . .

— Schreibe mir einen Brief, geliebte Hanchen, und addressire ihn hierher nach Frankfurt im Gasthofe zum weißen Schwan, so erhalte ich ihn in 3. Wochen nach meiner Zurückkunft, denn ich werde hier wieder logiren, und habe Bescheid gesagt daß man den Brief aufhebt . . . .

33.

Eckermann an Johanne Bertram.

Maynz d. 13.ᵉ July 1824.

Dieſe wenigen Zeilen meine geliebte Hanchen ſollen Dir ſagen daß ich wohl und munter geſtern von Heidelberg hier in Maynz angekommen bin und daß es mir hier über alle maßen wohl gefällt. Hier könnte ich ſeyn und bleiben und zwar noch lieber als in Hannover. Mich ſoll nun einmal verlangen wie es mir bey den ferneren Punkten am Rhein gehen wird und ob es mir vielleicht irgend wo noch beſſer gefallen wird. Von Heidelberg aus habe ich mit Kieſewetter eine kleine Tour in die überrheiniſche Pfalz gemacht über Speyer nach Neuſtadt an dem Hardtgebirge und den Vogeſen, wo es mir auch, beſonders wegen der vortreffl. milden Luft, ſo über die maßen wohl gefallen hat. Überall habe ich Dich herbey gewünſcht und ſo wird es mir nun wohl auf meiner Tour ferner gehen, daß ich Dich überall entbehre. Die Rheingegend hat meine Erwartungen bey weitem übertroffen, ich konnte mir nicht denken, daß ſie ſo ganz meinen Wünſchen gemäß ſeyn würde. Luft, Strom und Gebirge alles trägt den Character höchſter Milde und Anmuth. Man ſtößt auf nichts Fremdartiges, ſondern es iſt einem als wäre man ſchon Zeitlebens hier geweſen. Bey mir mag es nun auch wohl davon her kommen, daß ich als Geborener von der ſchönen Elbe, alle die früheren Jugendeindrücke eines breiten Stromes hier wieder finde. —

— Heute geht es nun von hier nach Bieberich und Bingen, morgen nach Coblenz, übermorgen nach Bonn und Cölln, welches das Ziel iſt. Dann gehe ich über die Bäder und abwechſelnd am Rhein nach Frankfurt zurück.

Voß habe ich in Heidelberg nicht getroffen, er iſt auf einer Reiſe zu ſeinem Sohn begriffen.

Von der Staatsräthin Boie aber ſoll ich Dir einen herzlichen Gruß machen. Wiederholt hat ſie mir dieſes aufgetragen. Das iſt eine ſehr vortreffliche alte Frau. Berger iſt ihrer Mutter Bruder. Sie wohnte früher in Hannover und wohnt jetzt mit ihren Töchtern in Heidelberg. Der Sohn iſt im Begriff nach Java in Oſtindien abzugehen.

Nimm mit dieſen wenigen, flüchtig im Wirthshauſe geſchriebenen Zeilen vorlieb und entſchuldige daß ich nicht mehr ſchreibe. Man iſt auf der Reiſe von manchem bedrängt . . . . .

34.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 13.ᵉⁿ Auguſt 1824.

Geliebte Hanchen.

Mit Überſendung des aus Cölln für Dich mitgebrachten Cöllner Waſſers habe ich einige Poſttage gezögert in Hoffnung endlich einen Brief von Dir zu erhalten.

Dieſes nun ſeit 8 Wochen beobachtete gänzliche Schweigen Deinerſeits, während welcher Zeit ich Dir drey Briefe, einen aus Frankfurt, den anderen aus Maynz und den dritten aus Weimar geſchrieben habe, würde mich gänzlich unglücklich machen und mir zu aller Arbeit Luſt und Ruhe nehmen, wenn ich nicht durch Goethes geſteigerte Liebe einigen Erſatz, und in dem geiſtreich heiteren Umgang mit ihm einige Zerſtreuung fände. —

35.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 13.ᵉⁿ Febr. 1825.

Mein theures Hanchen!

Goethe räth mir zu der Archivſtelle im Fall ſie vacant wird und will ſelbſt ſowohl an Rehberg als dem Archiv Rath Käſtner ſchreiben. „Sie wiſſen wie lieb ich Sie habe, ſagte er, und wie gerne ich Sie in meiner Nähe behielt; Sie müſſen es ſich ſelbſt ſagen daß ich Sie zu den Wenigen zähle, die meinen nächſten Umgang ausmachen; aber doch wenn es zu Ihrem dauernden Glücke gereicht, will ich Sie gerne entbehren. Ich habe wohl daran gedacht und habe viel daran gedacht, ob ich Sie nicht auf die eine oder andere Weiſe hier placiren könnte, aber Sie wiſſen ja ſelbſt wie beſchränkt unſere Zuſtände ſind. Hier wüßte ich Ihnen keine glückliche Lage zu bereiten auf der Sie eine ſichere häusliche Exiſtenz gründen könnten. Und dieß iſt es doch worauf es ankommt. Wäre ich zwanzig Jahr jünger ſo wäre es ſchon anderes.

Aber wir ſtehen alle auf der Neige. Ich bin alt, der Großherzog iſt alt, der kann bald zuſammenbrechen und dann ſtänden Sie hier alleie.

Dagegen in Hannover iſt es ganz anders, ſind Sie dort einmal placirt ſo ſind Sie geſichert und avanciren. Auch Ihrer Geliebten wegen muß es Ihnen lieber ſeyn dort als hier. Wir wollen daher, im Fall die Stelle vacant wird, alles thun, daß Sie ſie erhalten und verſorgt werden; denn eine ſo paſſende Gelegenheit kommt ſo leicht nicht wieder. Die Kenntniſſe dazu haben Sie hinreichend, und die Functionen ſelbſt laſſen Ihren Geiſt in voller Freiheit, Sie können gar keine paſſendere Stelle bekommen. Und Käſtner iſt ein ſo hübſcher Mann daß Sie gewiß in ſolcher Lage ein ſehr angenehmes Verhältniß hätten.' Ich konnte auch Perths gegen Goethe rühmen und er fügte noch vieles hinzu woraus ich ſah wie ſehr mein Glück ihm am Herzen liegt. Von Dir geliebte Hannchen ſprach er ſehr viel. Ich war ſtill beglückt über Goethes Liebe, und in Hoffnung einer glücklichen Exiſtenz mit Dir; aber es ſchlich ſich ein wehmüthiges Gefühl mit ein, wenn ich bedachte, daß ich mich von dem herrlichen Goethe trennen ſollte.

Ich will nun gleich an die Rehberg ſchreiben und auch vielleicht an Berger und Hinüber. Und dieſes wird ſelbſt in dem Falle gut ſeyn, daß die Stelle nicht vacant würde, denn ſie kennen dann doch meine Wünſche.

Ich bin ſehr glücklich Goethes Geſinnung zu wiſſen, und aus dem Schwanken zwiſchen hier und Hannover heraus zu ſeyn. Ich weiß doch jetzt wohin ich meine Wünſche und Beſtrebungen zu richten habe.

Gegen Abend.

Ich habe an die Frau Geheime Cabinets Räthin Rehberg einen großen Brief geſchrieben von 8. Seiten und die ganze Lage der Sache und alle unſere und Goethes Wünſche ausgeſprochen.

Ich will nun das gute Glück weiter walten laſſen. An die Herren v. Berger und v. Hinüber habe ich noch nicht geſchrieben werde es aber noch thun. Und wenn auch dieſe Stelle nicht vacant werden ſollte, ſo kennt man doch meine Wünſche.

Wie herrlich wäre es Du Einzige! wenn alles ſo ginge wie Du es gerne möchteſt. —

— Mein Gedicht an Frau von Heigendorf macht dieſe Tage hier Epoche. Der Canzler v. Müller ſagte mir geſtern bey Goethe daß

er es nach Petersburg an unſere junge Fürſtliche Familie geſchickt habe, damit ſie den Barometerſtand deutſcher Poeſie daraus erſehen möchten. —

36.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 28.ⁿ Febr. 1825.

. . . . An die Herren von Hinüber und Berger habe ich ſogleich die dringendſten Briefe geſchrieben und wir wollen nun, da wir das Unſrige gethan, das weitere von einer höheren Leitung erwarten. Ich lebe in der beſten Hoffnung. — Übrigens aber ſo unruhig daß ich ſeit 14 Tagen keinen Strich geſchrieben habe als Briefe. Zudem nimmt die Aufmerkſamkeit die man mir hier erweiſet mit jedem Tage zu. Faſt kein Tag vergeht ohne Einladungen, faſt kein Abend ohne Geſellſchaften und Zerſtreuungen, Concert, Tanz und Theater. Dadurch gewöhne ich mich an die große Welt, gewinne Selbſtvertrauen und weiß mich in ihr bequem zu halten. Eins meiner letzten Gedichte will ich Dir auch mittheilen das hier viele Theilnahme gewonnen hat. —

37.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 27.ⁿ März 1825.

— Mit Hannover bin ich in einem ſeltſamen Zwieſpalt woraus ich mich noch nicht finden kann. Ich werde angezogen und abgeſtoßen. Die Stelle, die einzige die mir gut geweſen wäre, hat man einem anderen gegeben . . . .

— Von der Frau Geh. Cab. R. Rehberg erhalte ich fortwährend die herrlichſten Briefe, woraus ich ſehe wie gerne ſie mich dort hätte. Allein ſie bedauert zugleich daß Ihr Mann außer aller Kraft wäre, etwas für mich zu thun. Doch wünſchet ſie daß ich Hannover nicht ganz aufgeben möge. Es ſey nicht mehr das alte, es fange nach und nach an ſich hier und dort ein geiſtiges Bedürfniß zu regen, und man hoffe, daß von oben herab bald etwas für höhere Bildungsanſtalten geſchehen werde. Mich dort hin zu verſetzen, Gunſt zu erwerben und einen günſtigen Zeitpunkt abzuwarten, hält ſie für räthlich. Doch wünſcht ſie daß ich mich nicht übereile, ſie wünſcht daß ich die Mittel meiner dortigen Exiſtenz vorher bedenke und ſichere und hat zwey Vor-

ſchläge. Das ſicherſte Mittel meint ſie bald mein Glück zu machen, wäre in einer dortigen angeſehenen Familie Hauslehrer zu werden. Allein ſie zweifelt mit Recht daß ich dieſes thun werde und daß ich gewiß das Lehren durch freye Kunſt von oben herab vorziehen würde. Doch müßte ich dann für Wohnung u. ſ. weiter ſelbſt ſorgen. Und da offenbaret ſich nun ihre große Liebe, indem ſie mir in ihrem weitläuftigen Schloſſe in Linden einige überflüſſige Zimmer anbiethet. Dieſe Gunſt hat mich ſehr erfreuet und wir wollen es für uns behalten und es niemandem ſagen. Doch, meint ſie, es gehöre nicht unter die moyens de parvenir ſich in den Schutz eines unactiven Miniſters zu begeben.

Überdieß ſchreibt ſie mir auf einem engbeſchriebenen 4. Seiten langen Briefe viel Herrliches, welchen Brief ich Dir ſenden werde nachdem ich ihn zuvor Goethen gezeigt.

Vorigen Dienſtag Nacht brannte unſer liebes Theater ab bis auf den Grund! Welchs ſolche Theilnahme und Verwirrung in Weimar hervorgebracht hat daß die ganze Woche faſt niemand etwas gethan hat. Goethe war einige Tage von dem Schreck und Theilnahme krank. Jetzt denkt jeder an Vorſchläge zu einem neuen und wie man ſich anders einrichten will. Ich bin ſehr fleißig und fülle jetzt die Theaterabende auf das nützlichſte aus.

Goethe ſelbſt iſt dieſer Tage etwas ſehr Angenehmes geſchehen was er mir geſtern vertraute. Der deutſche Bund nämlich hat ihm für die intendirte neue Ausgabe ſeiner Werke ein Privilegium der Art ertheilt, daß kein Buchhändler in Deutſchland wagen darf ſie je nachzudrucken. Der Verleger alſo, dem er ſie giebt, wird ihm eine ſehr große Summe geben können, weil er für alle Jahre hinaus geſichert iſt und er nie einen Nachdruck zu befürchten hat. Dieß regt ihn nun auf die Redaction der neuen Ausgabe raſch zu betreiben und mich wieder um meine thätige Hülfe zu erſuchen. Dieſe kann ich ihm nicht verſagen um ſo weniger als ich weiß daß kein anderer ihm helfen kann. Dagegen hat er verſprochen nicht allein durch baare Münze dankbar zu ſeyn, ſondern auch an meinem neuen Buche mir zu helfen, und mir ſogar von ſeinen eigenen Manuſcripten zu geben die ich für mich herausgebe. Er freut ſich ſehr daß die Hannoveraner mich nicht gewollt haben und hält es für ein glückliches Ereigniß.

Mit den Engländern geht es fort und meine Verhältniſſe ſind

überhaupt von der ſolideſten Art ſo daß es ſehr ſchwer werden würde mich loszureißen und bey den mißlichen Ausſichten in Hannover, nicht einmal klug. Ich werde daher vor der Hand, ohne weitere unruhige Speculation, in glücklicher Thätigkeit für mich und Goethe fortgehen, und das was nicht in meiner Macht ſteht und worin niemand klug genug iſt, der Sorge des Himmels anheim ſtellen.

Wer weiß wie nahe wir unſerm beyderſeitigen Glücke ſind, ohne es ſelbſt zu wiſſen. —

38.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 2.ª May 1825.

— Ich werde jetzt viel von durchreiſenden Fremden beſucht, ſo eben geht der Regierungsrath Katz [?] aus Aachen von mir, ein höchſt liebenswürdiger Mann.

Im Geſellſchafter ſoll eine hübſche Recenſion meines Buches ſtehen.

Der berühmte Eberwein hat jetzt neun meiner beſten Lieder componirt; geſtern Abend in einer trefflichen Geſellſchaft bey ihm, wo auch Johanna Schoppenhauer zugegen war, wurden ſie von ſeiner Frau auf das Herrlichſte geſungen, und fanden den höchſten Beyfall. Dieſe Lieder werden in einem beſonderen Heft bey Böhme in Hamburg nächſtens herauskommen.

Gubitz in Berlin hat an mich geſchrieben um Mitarbeiter an ſeiner trefflichen Zeitſchrift zu werden, und ihm meine Bedingungen zu machen. Der Geſellſchafter iſt ein gutes Blatt und ich werde ihm günſtig antworten.

Dieß iſt das Weſentlichſte was ich flüchtig zu ſchreiben habe. Goethe war 14 Tage nicht wohl iſt jedoch jetzt völlig wieder hergeſtellt. Geſtern Nachmittag ſchoß ich in ſeinem Garten mit einem Baſchkiren Bogen. Goethe ſelbſt ſchoß zweymal. Ich hatte große Freude darüber. Ich ſchoß einen Pfeil in ſeine Fenſterlade, der nicht wieder herauszubringen war, und den wir haben ſtecken laſſen. —

39.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 6.ª Juny 1825.

— Meine Arbeit rückt langſam vor, aber es wird auch etwas ſehr gutes. Goethe, dem ich vor einigen Tagen die erſten Geſpräche

zeigte, iſt ſehr erbaut davon und findet die Arbeit vortrefflich. Ich werde damit ſicher ein großes Glück machen und nicht allein in Deutſchland ſondern auch in Frankreich und England dadurch einen guten Nahmen bekommen. Denn das Intereſſe von ganz Europa iſt ſeit Lord Byrons Tode und wegen mangelnder politiſcher Intereſſen jetzt durchaus auf Goethe gerichtet.

In einem großen Thee bey Goethe wurden meine Lieder von Madam Eberwein neulich vortrefflich geſungen. Dieſe werden nächſtens herauskommen. —

40.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 19.ᵉⁿ Juny 1825.
Sonntag.

Liebe Hanchen!

Deinen Brief vom 15ᵗᵉⁿ den ich ſoeben empfing, eile ich auf der Stelle zu beantworten, denn was hilft viele Überlegung bey einem Gegenſtande wo uns die Perſonen mit denen wir zu thun haben ſollen, ſowie auch die Einzelheiten der Verhältniſſe in die wir gerathen werden, durchaus noch unbekannt ſind.

Die Sache ſcheint aber an ſich ſo verſtändig, daß wenn ſich alles ſo verhält, und man von mir nicht mehr fordert als ich leiſten kann, ich eine ſolche Stelle unter den jetzigen Umſtänden anzunehmen keineswegs abgeneigt bin.

Kieſewetter ſage ich denn auch zunächſt meinen Dank, daß er ſich unter allen Umſtänden meiner erinnert und ihm mein Wohl zu jeder Zeit am Herzen liegt.

Man bringe mich daher immerhin in Vorſchlag und zwar dergeſtalt, daß der Hofmeiſter des Fürſten Reuß oder ſonſt ein ſicherer Mann von dort her ſich an mich directe nach Weimar wende, mir die ſpeciellen Bedingungen vorlege und überhaupt im Einzelnen mit mir verhandle damit ich die Sache näher prüfen und ſehen könne was ich zu thun und zu laſſen habe. —

Vor allen Dingen müßte ich nicht behindert ſeyn, gleichfalls ſofort zu heirathen; denn wenn das nicht wäre ſo hätten wir ja abermals nichts gewonnen.

Ich erſuche nun den lieben Freund Kieſewetter, ſchriftlich eine Schilderung von mir zu machen, von meinem Character als Menſchen,

meinen Fähigkeiten, öffentlichem Ruf, meinen Verhältniſſen zu Goethe und überhaupt in Weimar und dergl., und dieſe Characteriſtik dem Briefe ſeines Freundes mit beyzulegen, damit der Fürſt ſogleich ſehen möge, in wiefern ich ſeinen Wünſchen convenire oder nicht. Vielleicht kennt der Fürſt Goethe, und in dieſem Fall lege ich eine Einladungskarte bey, die als Symbol meines Verhältniſſes zu ihm dienen möge.

Es müßte aber nicht geſchrieben werden, daß ich geneigt wäre dieſe Stelle anzunehmen, ſondern man hoffe, daß ich dazu geneigt ſeyn würde wenn man an mich ſchriebe und ich die ſpeciellen Bedingungen annehmlich fände.

Dann kann ich ſehen was man von mir verlangt, ſehen inwiefern ich dabey wahrſcheinlicherweiſe mein Glück finde oder nicht, erwiedern, unterhandeln und in günſtigem Falle uns vereinigen und abſchließen.

Dieſes wäre das Weſentlichſte was ich auf Deinen lieben Brief heute ſchnell zu erwiedern hätte und nun vertraue ich Dir und dem erprobten Freunde daß alles wohl eingeleitet und ſchnell ausgeführt werde.

In meinem vorigen Briefe Dir angenehmere Dinge zu ſchreiben als ich gethan habe, ſtand leider nicht in meiner Macht. Ich bin Einer, der von jugendauf von der Gunſt der Zeit gelebt hat und nach wie vor warten muß, was ſie ihm Gutes bringen will. An Sorgen, Gedanken und Anſtrengungen habe ich es nie mangeln laſſen und das bischen Leben und Glück iſt mir ſchon ſauer genug geworden. Stände daher ein beſſeres Loos in meiner Macht, glaube mir geliebte Hanchen ich hätte längſt danach gegriffen, denn ich bin der vielen Sorgen und Not herzlich müde.

Deshalb iſt es mir ſehr erfreulich daß ſich Dir etwas dargebothen hat, was ſich mir nicht hat geben wollen, und es iſt mir faſt als ſollte mir alles Glück durch Dich kommen.

Ich bin acht Tage krank geweſen an einer Erkältung die ich mir beym Baden zugezogen hatte. Der liebe Goethe war ſehr beſorgt und ſchickte täglich zweymal nach mir, ſo wie er mich auch mit Erquickungen reichlich verſehen hat.

Ich bin aber ſehr wohl wieder, wie Du an den Zügen meiner Hand ſehen kannſt. —

41.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 7.ᵉⁿ July 1825.

. . . . Ich machte vergangenen Sonntag mit dem berühmten Dr. St. Schütz eine ſchöne Landfahrt wozu er mich eingeladen hatte, und obgleich es nur die Fahrt eines einzigen Tages war, ſo fühle ich mich ſeitdem einen ganz anderen Menſchen. Du mußt nämlich wiſſen, daß ich mich wegen der vielen Gedanken und Sorgen Deinetwegen, ſeit den letzten Monaten, garnicht wohl befunden habe. Körperlich fühlte ich mich erſchlafft und zu höheren Dingen und Arbeiten gänzlich unfähig; dann kam eine lange Kräuter- und Brunnen-Cour die mich für den Augenblick noch mehr herunterbrachte. Und da ich nun nicht arbeiten konnte, ſo war ich höchſt verdrießlich und muthlos. Dazu geſellten ſich nun noch Sorgen für augenblickliche Bedürfniſſe, was denn vollends unerträglich und niederbeugend war. Die ſchöne Natur reizte mich nicht. Ich ärgerte mich über die langen Tage und die hellen kurzen Nächte, in denen ich voriges Jahr zu Dir fuhr und die ich nun ſo ungenutzt mußte verſtreichen laſſen. Ich ging Abends oft noch in das Feld um nach Nordweſten zu den hellen Schein des Himmels über den Bergen zu ſehen. Allein der Anblick tröſtete mich nicht, er beruhigte mich nicht, vielmehr erregte er große Ungeduld in mir dem Scheine, der mich zu Dir hinüber winkte augenblicklich nachzuwandern; und da mir dieſes nun verſagt war, ſo fühlte ich die Feſſeln die mich hielten und einſchränkten in ihrer ganzen Enge. Es war dieß eine ſehr böſe Zeit, doch ich fühle, ſie iſt hinter mir, und ich athme zu einem freyeren Leben wieder tief auf. Kein Brief in dieſen Monaten iſt beantwortet, außer die Deinigen. Was mögen die trefflichen Menſchen von mir denken die alle zwey drey mal an mich geſchrieben haben ohne eine Erwiederung meinerſeits. Auch der vortreffliche Brief der Frau Geh. Cab. Räthin Rehberg iſt noch unbeantwortet. Doch jetzt ſoll nun eins nach dem andern abgemacht werden. Wäreſt Du bey mir, ich würde einmal ſo viel thun, Du würdeſt mich ermuntern und antreiben, auch würde es mir in Deiner Nähe nie an Behagen und Neigung fehlen und ich würde Ruhe haben. Hatte ich doch in Empelde Ruhe. Und doch möchte ich mich nicht von hier trennen. Das Glück was ich durch mein immer innigeres Verhältniß mit Goethe genieße iſt ſo groß daß

mir kein Menſch in der Welt dafür Erſatz geben könnte, ſo wie Goethe ſelbſt in der Welt nicht ſeinesgleichen hat. Höhere und Geringere, Männer und Frauen beneiden mich um dieſes ſeltene Glück, wiewohl es mir jeder zu gönnen ſcheint. Und bey meinen höheren Zwecken durch wen wollte ich denn ſo gefördert werden als durch Ihn? Und bey meinem Fache, was iſt da meinem Rufe bey Buchhändlern, Journaliſten und Publicum günſtiger als mein aller Welt bekanntes Verhältniß zu Ihm. Und da nun alles Bedeutende nach Weimar kommt um den Einzigen zu ſehen, welche höchſt wichtige Bekanntſchaften habe ich da nicht ſchon gemacht und welche werde ich nicht noch machen. Der Weg iſt mir gebahnt wie keinem andern und durchreiſende junge Talente beneiden mich um dieſes ſeltene Glück. Jetzt laß nur erſt meine Unterhaltungen mit Goethe öffentlich erſcheinen und Du wirſt ſehen was für Anträge kommen und für Verhältniſſe ſich bereiten werden. Ich habe deshalb jetzt eine gewiſſe Scheu vor allen Anträgen die mich von dieſem für mein ganzes Lebensglück ſo höchſt wichtigen Poſten verlocken wollen und die doch im Grunde nicht der Art ſind daß ſie eminent wären und etwas bedeuteten. Kann ich nicht einen freyen unabhängigen und Muße gewährenden Poſten der Art bekommen, wie der beym Archiv in Hannover vielleicht geweſen wäre, ſo iſt es mir mehr zum Schaden als zum Nutzen und nicht der Mühe werth ſo höchſt bedeutende Verhältniſſe deshalb aufzulöſen, und künftigen bedeutenderen Plätzen den Weg zu verrennen. Deshalb will ich jetzt eilen, daß ich mein höchſt einträgliches Unternehmen zu Stande bringe damit ich zu Gelde komme. Könnte ich dieſes Werk zugleich hier ins Engliſche und Franzöſiſche überſetzen laſſen, und es ſo in drey Sprachen zugleich herausgeben, ſo wäre der Gewinn freylich um ſo bedeutender. Doch ich will ſehen daß ich es nur erſt im Deutſchen zu Stande bringe welches freylich nichts Leichtes iſt. Iſt ſodann der Ertrag der Art, daß er meine Exiſtenz auf die nächſten Jahre mit Einſchränkung ſichert, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich mich länger allein quälen und nicht ſobald als möglich heirathen ſollte, wenigſtens vor nächſten Winter. Es iſt nicht gut allzulange zu warten und gar zu ängſtlich zu ſeyn; haſt Du mich alſo wirklich lieb ſo wirſt Du Deinerſeits mir entgegen und zu Hülfe zu kommen ſuchen. Allzuviele Bedenklichkeiten ſind gar nicht gut, denn im Grunde iſt jede Sache bedenklich und es giebt keine Lage in der Welt wo uns das Glück oder Unglück nicht treffen könnte.

Und warlich bey mir ſteht die Conſtellation der Geſtirne ſo günſtig als bey irgend einem Andern und es giebt hier Manche die ſich nicht bedenken würde, wenn ich überall jemanden anderes lieben könnte als Dich. Aber noch länger zu warten halte ich nicht für gut. Biſt Du erſt bey mir ſo werde ich gewiß jedes Jahr ein neues Werk herausgeben, und daß es mir gut bezahlt werden wird dafür bin ich Bürge. Es kam vor einigen Tagen ein bedeutender Mann gereiſt, wie er mir verſicherte bloß um mit mir bekannt zu werden, er war voll von meinem Buche und meinte daß es alles der Art übertreffe. Es war dieſer ein Kenner der erſten Art, auch ein Freund von Goethe, der ihn zu ſich einladete und ihm mit ſeinem Portrait ein Geſchenk machte. Da dieſer Aeſthetiker zugleich ein bedeutender Componiſt iſt, auch lange in Italien war und die Kunſt im allgemeinen ſtudiert hat, ſo hat er die Abſicht die Muſik ſo zu behandeln wie ich die Poeſie, und ſich auf mein Werk zu gründen, weil er meint daß dieſes ausgeſprochene Geſetze wären, die für immer feſtſtehen müßten. Ich zeigte ihm mein Manuſcript worin er tief einging und worüber er mit Begeiſterung ſprach, auch gegen Goethe geſprochen hat wie dieſer mir erzählte. Er reiſte von hier nach Leipzig um dort einige Zeit zu bleiben, weil er mit den dortigen erſten Gelehrten in Verbindung ſteht. Er trieb mich mein Manuſcript bald heraus zu geben, weil er dafür halte die Sache ſey von der höchſten Wichtigkeit und für die jetzige Zeit eine Offenbarung. Auch von Berlin hat neulich ein Gelehrter an St. Schütz geſchrieben und ſich erkundigt woran ich jetzt arbeite. Ich ſehe daran die Theilnahme der Welt und daß man etwas von mir erwartet, und daran ſehe ich daß ich öffentlich nicht unglücklich wirken werde. —

42.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 18.ª August 1825.

— Vor einigen Abenden brachte Goethe das Geſpräch auf Dich. Er erkundigte ſich nach Deinem Befinden. Ich ſagte ihm von Deiner Lage und daß ich ſehr darauf dächte Dich zu mir zu nehmen. Er bat mich dieſen Schritt nicht zu übereilen ſondern erſt meine bürgerliche Exiſtenz beſſer zu begründen damit ich uns beyde nicht in Noth brächte. Denn ich müſſe hier doch Standes gemäß leben können. Ich

ſagte ihm, daß wir zurückgezogen leben und uns einſchränken würden. Das können Sie nicht, ſagte er, vermöge Ihres Ranges und der allgemeinen Achtung die Sie hier genießen; Sie können Sich der Geſellſchaft nicht entziehen, Sie mögen Sich ſtellen wie Sie wollen. Dann ſprach er von ſchönen Kleidern und daß Du bald ſchöne Kinder haben würdeſt die denn auch immer auf das Feinſte hergehen ſollten. Dann von den Koſten der erſten Einrichtung, wobey er vorauszuſetzen ſchien, als wäreſt Du ohne alles Vermögen. Ich ſagte ihm aber, daß Du von einer ſehr guten Familie und mit der beſten Ausſteuer zu mir kommen würdeſt. „Ihr ſeyd gute Menſchen, ſagte er darauf, und Ihre Geliebte muß ſehr vortrefflich ſeyn. Ich wollte nur daß ich für Euch etwas thun könnte.“ Nun entdeckte er mir den ganzen Zuſtand von Weimar, ſeine Stellung als Miniſter und wie ihm überall, bey der Schuldenlaſt des Landes und den kleinen Mitteln die ihm zu Gebote ſtehen die Hände gebunden ſeyen. Er ging alles auf das offenherzigſte und zutraulichſte mit mir durch. Ich ſagte ihm daß ich nie erſucht hätte, für mich etwas zu thun, weil ich bey ſeiner Liebe zu mir vorausgeſetzt hätte, daß er es vonſelbſt thun würde wenn er dazu im Stande. Er ſagte mir daß ich hierin vollkommen recht gehabt indem er ſelbſt mehr an mein Glück gedacht als ich glauben könne. Ich habe andere Menſchen zu einer glücklichen Lage geholfen, ſagte er, die mir bey weitem nicht ſo nahe ſtanden als Sie. Wir ſprachen den ganzen Abend von 7. bis halb 10. nur von dieſem einzigen Gegenſtande. Wenn ich ſagte daß ich nach Hannover zurück wolle ſo wolle er nie dazu rathen. Er meinte, es würde mir da der Umgang geiſtreicher und gelehrter Männer fehlen, und daß ich auch dort nicht ſo ſchnell zu einer Stelle kommen würde. Zudem hätte ich hier für meine Perſon durch den Umgang mit den Engländern eine Exiſtenz und um ein beſſeres Glück abzuwarten ſey hier immer noch der beſte Ort. Das Reſultat war, für den Augenblick keinen übereilten Schritt zu thun, aber zu arbeiten und neue Proben meines Talents zu geben. Er meinte es könne ſich vielleicht in Kurzem hier etwas ereignen. So viel weiß ich, daß wenn ſich Goethen irgend eine Ausſicht eröffnet mich hier zu fixiren, er ſie gewiß ſchnell ergreifen wird. Ich will alſo die Sache hier noch zwey drey Monathe anſehen und derweile die Correſpondenz mit der Geheimen Cabinets Räthin Rehberg wieder eröffnen und ſehen wie die Sachen in Hannover ſtehen.

Oft mache ich mir auch Sorgen, ob es Dir hier in Weimar gefallen würde, und ob Du Dich hier in dieſer lange nicht ſo ehrlichen, ſo ſittlichen und ſo offenherzigen Welt auch wirſt finden können. Wenn ich ſo die hieſigen Frauen und Mädchen meiner Bekanntſchaft durchdenke, ſo finde ich keine einzige die zu Deiner Vortrefflichkeit paſſen möchte. Wäreſt Du aus der oberflächlichen großen Welt hergekommen ſo würdeſt Du Dich auch hier leicht finden. Wenn Goethe und einzelne höchſt geiſtreiche Männer nicht meine Freunde und mein täglicher Umgang wären und wenn ich hier nicht von allen Seiten die große Achtung genöſſe, ich möchte hier keinen Tag bleiben. Denn die hieſige Natur, die Stadt, und das Volk bietet wenig Anziehendes. Du wirſt es wiſſen, es war ſo das vorige Jahr in mir, daß ich von meiner Reiſe mit Widerwillen wieder hier herkam. Die Tage in dortiger Natur und in Deiner Nähe machten mich höchſt glücklich, Du weiſt noch wie ich mich freute und wie ich von der langentbehrten Schönheit der dortigen heimathlichen Natur gerührt war. Nun will ich nicht ſagen daß wenn ich hier gut zu leben und ich Dich bey mir hätte, und ich Dich hier glücklich ſähe, daß ich dann vor der Hand hier nicht bleiben möchte. Aber auf immer, dieſen Gedanken mag ich mir doch nicht denken. Zunächſt macht es mich hier oft ſehr unglücklich daß eben die viele Aufmerkſamkeit die man mir hier erweiſet und die faſt täglichen Einladungen die ich nicht abſchlagen kann, mich behindern, meinen geiſtigen Richtungen und Vorſätzen nachzugehen, worin ich doch faſt einzig meine Beſtimmung und mein höchſtes Glück finde. Zudem iſt mir der Tag durch die Engländer ſehr zerſtückelt und dieſe lieben Menſchen hängen ſo an mir, daß ſie immer mit mir gehen und ſeyn wollen. Nun iſt es wahr, daß ich bey dieſem Leben und Treiben viel gelernt habe, und ich es als ganz unſchätzbar anſehen muß, aber auf die Länge und bey den höheren ernſteren Anforderungen die ich an mir mache, kann es mir doch nicht genügen. Und da ich nun im Ganzen hier nur ſehr wenig geſchrieben und ich eine große Fülle in mir geſammelt habe, ſo überfällt mich oft eine große Sehnſucht nach ländlicher Ruhe, um ungeſtört mit meinem Geiſte wieder zu wirken. Dieſe Sehnſucht wird beſonders angeregt, wenn ich die Manuſcripte anſehe die ich vorigen Herbſt und Winter geſchrieben habe, und die mir ſelbſt, da ich ſie als fremde betrachten kann, ſo wie auch hieſigen urtheilsfähigen Männern, von hoher Bedeutung erſcheinen. Dieſe Männer,

von Goethe herunter, treiben mich nun mit der Herausgabe dieſer Sachen zu eilen, und ich treibe mich ſelbſt mehr als alle, allein wo ſoll ich Ruhe und Zeit finden, das angefangene ſo wie es mir vorſchwebt zu vollenden und noch manches neue hinzuzuſchreiben. Die Zeit geht hin von einer Woche und von einem Monat zum andern und ich ſehe nicht daß ich viel weiter komme. Dieſes quält und beunruhigt mich. Mein Tag iſt gar zu zerſtückelt, die wenigen Morgenſtunden gehen hin, ich weiß nicht wie, bald kommt dieſer bald jener der mich ſprechen will und mir meine Zeit nimmt, oft bin ich wochenlang für Goethe beſchäftigt, dann nach zehn gehen meine Stunden mit den Engländern an bis 2. Dann eſſe ich mit ihnen bis halb 4. Dann habe ich wieder eine Stunde mit einem Engländer bis gegen 6. Nun iſt die Zeit wo ich Goethe beſuche oder wo ich auch zu einem andern ausgebeten bin und ſo gehen auch die Abende zwar angenehm oder lehreich hin, aber die Zerſtreuung läßt mich doch zu nichts rechtem kommen. Und es liegt einmal in meiner Natur, daß ich mich ſammeln muß um etwas gutes zu thun. Oft ſtand ich im Begriff die Engländer aufzugeben und für einige Wochen in die Stille des Landlebens zu entfliehen und ſchnell mit zuſammengefaßten Kräften zu arbeiten und zu vollenden. Allein wie ſoll ich mich losreißen und wie will ich ohne die Engländer exiſtiren. Meine Armuth iſt mein Unglück und darüber gehen die ſchönſten Jahre meines Lebens hin, in denen ich, unter beſſeren Umſtänden ganz andere Wirkungen hätte hervorbringen wollen.

Ich ſchwanke zwiſchen hier und Hannover und weiß eigentlich nicht was ich wählen ſoll. Hier hält mich Goethe und die große Cultur die ich in ſeiner Nähe gewinne. Meine Liebe zu Dir und Dein Glück zieht mich nach Hannover. Ebenſo treibt mich meine Begierde etwas zu thun und mich vor der Welt auszuzeichnen nach Dir und in die Einſamkeit zurück, und ich bin gewiß, daß wenn ich bey meiner jetzigen erlangten Bildung ein Paar Jahre mit Dir nahe bey Hannover auf dem Lande lebte, daß ich viele ſchöne Werke in glücklicher Zurückgezogenheit produciren und mir in der literariſchen Welt den beſten Nahmen machen würde. Auch würde ich auf dieſe Weiſe das meiſte Geld gewinnen, das iſt ganz gewiß. Und wenn wir ſodann Neigung hätten in der großen Welt wieder aufzutreten, ſo würde ich gewiß, bey vorangegangenem guten Rufe, in einer großen Stadt wie etwa Berlin, mein Glück machen. Raupach war hier voriges ganzes

Jahr und niemand regardirte auf ihn besonders. Aber in Berlin machen sie ihn jetzt zum Helden des Tages.

Folge ich meinem liebenden Gefühl, und der Stimme meiner inneren Natur, so scheint mir dieses das Beste.

Ich möchte mich noch lange mit Dir unterhalten geliebte Hanchen, allein die Post will fort und ich muß schließen. Vorgestern Abend war ich mit Dr. Schütz nach Berka. Gestern Abend war ich bei Goethe. Diesen Mittag bey Goethe zu Tisch. In einer Stunde holet mich Dr. Schütz ab nach der Erholung wo ich sein Gast seyn soll. Auf Übermorgen fahre ich mit Dr. Sch. nach Erfurt, und so geht die Zerstreuung immer fort. —

43.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 8.ª Septbr. 1823.

Geliebteste!

Deinen lieben Brief habe ich erhalten; allein ich kann darauf heute noch keinen bestimmten Entschluß fassen. Du zeigest Dich mir von einer sehr schönen Seite indem Du mir so viele Hülfe anbietheſt. Hier auf das Land zu gehen ist mir nicht wohl möglich. Denn zunächst kenne ich hier keinen Ort in der Nähe, wo ich eine passende Zuflucht finden könnte, und wo es mir wohl seyn würde. Auch kann ich mich von den Engländern nicht losreißen ohne mich auf immer von ihnen los zureißen. Sie können ja nicht monathelang ohne Lehrer seyn und sie müßten also andere Bedingungen eingehen. Die geräuschvollen Tage des hiesigen Festes sind nach und nach vorüber und ich will sehen was sich mit Goethe oder sonst entwickelt. Auch will ich erwarten was die Rehberg mir schreiben wird. Auch steht bevor daß einige Engländer den nächsten Monat weggehen. Dann wird es sich finden ob ich hier bleibe oder gehe. Du scheinst mich zwar nicht gerne dort haben zu wollen, allein ich fürchte nicht daß Du mir zürnen werdeſt wenn ich komme. Mein Herz sagt es mir. August Kiesewetter ist gestern und vorgestern bey mir gewesen und ich freue mich auch seiner Besserung. Er hat mir immer von Dir und Wilhelm erzählen müssen. Auch sagt er mir daß man in Hannover sehr gut gegen mich gesinnt ist. Euer Haus ist aber sehr voll von oben bis

unten und es ſcheint nicht daß ich ein Plätzchen darin finden werde. Wilhelm zieht herunter und oben zieht wieder ein anderer ein. Ich fände aber ſchon einen ſtillen Ort entweder in Empelde oder in Linden. Vielleicht wäre dann um recht viel Geld aus meinem Werke zu löſen der beſte Weg, durch einen guten Buchhandel eine Subſcription über ganz Deutſchland auf meine Geſpräche mit Goethe einzuleiten. Die Geſpräche haben an Wert nicht ihres gleichen und es würden gewiß ſchnell einige Tauſend Exemplare abgeſetzt ſeyn. Weil es nicht bloß ein Buch für Gelehrte iſt, ſondern auch für alle Gebildete, Frauen und Männer. Und jeder würde es ſich anſchaffen als ein Supplement zu Goethes Werken. Und wer die W.(erke) beſitzt würde ſich auch das Buch anſchaffen. Kieſewetter, welcher der Erſte iſt dem ich Einiges daraus vorgeleſen, findet ſich überraſcht und muß geſtehen daß ſeine Idee davon bey weitem nicht ſo groß geweſen iſt. Reiße ich mich einmal aus den hieſigen Verhältniſſen los ſo komme ich zu Dir um nie wieder zu gehen. Jetzt bin ich noch nicht einig was ich thun werde, allein es wird ſich hoffentlich bald entwickeln. Was aber auch entſtehen wird, mein Glück iſt auf jeden Fall nahe und ich bin voller Muth ....

44.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 26.ª Septbr. 1825.

— Vorgeſtern ließ mich der Canzler v. Müller zu ſich bitten und eröffnete mir daß die Univerſität Jena vorhabe zu Goethens Jubilaeum am 7.ª November mir mit dem Doctor Huthe ein Geſchenk zu machen. Goethe und der Canzler haben die Sache früher eingeleitet und die Univerſität will G. nun zu jenem Tage eine Freude machen.

Zweytens nahm er meine Kräfte in Anſpruch zu der Beſchreibung und Redaction der hier während des Herzoglichen Jubilaeums Statt gefundenen Feſtlichkeiten, welche die Hoffmanſche Buchhandlung unter Leitung des Canzler und meiner in zwey Bändchen herausgeben will. Ich konnte dieſes nicht ablehnen, da dieſer Auftrag von Seiten des Hofes kommt und vom Buchhandel ſehr gut honorirt werden wird. Ich bin mit dem Canzler, außer meinen engliſchen Stunden bereits voller Arbeit. Ein anderer hieſiger Gelehrter iſt ſchon

beauftragt geweſen hat aber es nicht durchführen können und ſeine Arbeit wird jetzt als Stoff angeſehen und benutzt ſo gut es gehen will.

Dieſe Dinge ſind nun an ſich recht hübſch, allein deshalb nicht nach meinem Sinn weil ſie mich immer noch länger von Dir zurückhalten.

Komme ich jetzt ſo komme ich aber dafür mit guten Schätzen ſowohl an Manuſcripten als inneren Kenntniſſen und einem hübſchen Titel obendrein.

Ehrenvoller aber als Alles iſt ein Auftrag von Goethe nämlich zu der neuen Ausgabe ſeiner Werke eine critiſche Einleitung zu ſchreiben, die den Werken vorangedruckt werden ſoll. — Er ſagt dazu daß der Buchhändler mir dieſes ganz vorzüglich honoriren müſſe. Wir wollen dieſes Werk in Abendſtunden mit einander beſprechen wozu Goethe noch beſondere Abende beſtimmen wird.

Dieſes iſt alles was ich Dir heute in Eile mittheile. Es ſind aber bis jetzt noch lauter Geheimniſſe und ich erſuche Dich, ſie außer Wilhelmen, niemanden mitzutheilen. —

45.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 14.ª Octbr. 1825.

Geliebteſte Hanchen!

Ich hoffe mit Sehnſucht auf einen Brief von Dir. Vielleicht erwarteſt aber Du daß ich Dir vorher noch einmal ſchreibe. Ich will mich daher auf einen Augenblick aus meinen vielen Arbeiten herausreißen und Dir ſagen wie es mir geht. Vor etwa 14. Tagen war Dr. Perz hier. Er beſuchte mich 2. mal und war auch bey Goethe. Er ſprach mit mir viel über die hannöverſchen Verhältniſſe. Dann, um in meiner Arbeit beſſer fortzufahren ging ich auf einige Tage nach Berka. Ich war aber kaum dort, als der Canzler v. Müller mir die Nachricht brachte daß Rehbergs hier wären und mich wieder herein trieb. Berka iſt 2. Stunden von Weimar. Ich ging daher am Nachmittage wieder herein. Rehbergs waren ſehr erfreut mich zu ſehen. Sie waren Mittags bei Goethe geweſen. Ich blieb bey ihnen und war Abends mit ihnen in einem vertraulichen Thee bey der Gräfin Julie Egloffſtein. Am andern Morgen früh reiſten ſie wieder ab. Rehbergs

ſchenken mir ein ſehr groſſes Intereſſe und treiben mich zu eigenen Arbeiten, Rehbergs fanden mich viel wohler ausſehen als in Hannover. Ich ſagte Ihnen daß ich mich darauf freute, nach Vollendung dieſer dringenden Arbeit wenigſtens auf 14. Tage nach Hannover herüber zu kommen. Dieß iſt vor der Hand meine liebſte Hoffnung. Für einen Schuſter hatte ich ein Gedicht auf des Herzogs goldene Hochzeit gemacht das in den Tagen von Rehbergs Hierſeyn grade im friſchen Intereſſe war und welches das Publicum ſich abſchrieb. Dem Herzoge hatte es ſo wohl gefallen, daß er ſich ſogleich nach dem Verfaſſer hatte erkundigen laſſen. Der Druck meiner Beſchreibung der Feſtlichkeit geht in Jena raſch fort, und ſo wie ich einen Bogen geſchrieben habe geht er gleich friſch durch einen Expreſſen hinüber. Dem Hofe und der Stadt Weimar werde ich durch dieſe Arbeit einen ſehr groſſen Dienſt thun. Ich werde mich freuen wenn es fertig iſt und ich ein gutes Honorar in der Taſche habe welches mich zu Dir herüber zu kommen in den Stand ſetzt. Dieſes und das Doctor Diplom werde ich vor der Hand in Ruhe erwarten. Tröſte mich nur derweile durch ein baldiges Schreiben Deiner geliebten Hand . . . .

16.

Eckermann an Johanne Bertram.

(W. d. 10.ª Novbr. 1825.)

Geliebteſte Hanchen!

Nur kurz meine Geliebte will ich Dir die Nachricht geben, daß die philoſophiſche Fakultät zu Jena mich am Tage von Goethes Jubiläum mit dem Doctor Diplom beſchenkt hat. Goethe ſelbſt überreichte es mir in einer rothen vergoldeten Kapſel. Es iſt mir dieſes, da das Diplom als Datum den Tag von Goethes Jubilaeum trägt, ein ſehr liebes Geſchenk und beſonders auch Deinet und Wilhelms wegen. Übrigens wollte ich daß ich die verdammte Feſtbeſchreibung erſt vom Halſe hätte, die mich noch raſend macht und Du thuſt ſehr wohl mich deshalb zu beklagen. Ich bin nun durch die Feſtlichkeit von Goethe und die Gedichte die ich dazu gemacht (gute) ganz herausgekommen. Nun drängt mich der Canzler und dabey bin ich dieſe Tage nicht ganz wohl, welches Alles ganz unerträglich iſt, ſo daß ich mich jener Auszeichnung noch nicht einmal recht habe erfreuen können.

Goethes Feſt war fürſtlich! Die Zeitungen werden es Euch melden. Goethe ſelbſt iſt an dieſem Tage von der Univerſität Jena zum Doctor aller Fakultäten gemacht, und der Profeſſor Riemer hat auch wie ich, das Diplom von der philoſophiſchen erhalten. Wie gerne theilte ich Dir meine Geliebte Gedichte mit, allein ich mag mir die Zeit nicht nehmen ſie Dir abzuſchreiben, es fehlt mir auch die Stimmung dazu. Wäre ich erſt nur wieder bey Dir! . . . .

47.

Eckermann an Johanne Bertram.

(Weimar d. 2.ⁿ Decbr. 1825.)

Geliebteſte Hanchen!

Neben Deinem lieben Brief empfing ich noch einige andere unter denen auch einer von der Geh. Cab. R. Rehberg, der mir nächſt Deinem beſonders lieb war. Ich habe Dir jetzt manches zu ſenden: einige gedruckte Doctor Diplome Gedichte, und auch ein Blatt des Modejournals, worin eine Anzeige meiner Ernennung ſteht. Dieſe Sachen, weil ich zu ihnen noch einige Briefe zu ſchreiben gedenke, ſende ich eheſter Tage mit der fahrenden Poſt. Einige Auszüge aus dem Briefe der trefflichen Rehberg will ich Dir geliebteſte Hanchen mittheilen, zuvor aber will ich Dir ſagen, daß ich mit dem erſten Theile meiner Arbeit ſeit 14. T. fertig bin und daß dieſer Band in der nächſten Woche gedruckt erſcheinen wird. Der Canzler v. Müller und Goethe haben auch einiges daran gethan. Ich war wohl dabey mitunter ungeduldig, jedoch habe ich nichts dabey übereilt ſondern alles gut gemacht, ſo daß ich gewiß Ehre davon haben werde. Vorzüglich dachte ich mich dabey dem Herzog ſowie dem ganzen Weimariſchen Lande zu empfehlen, und meine Freunde meinen es könnte mir nützlich ſeyn. Goethe tröſtet mich auch immer, daß ich nur Geduld haben möchte, indem man doch in der Welt nichts ſprungweiſe erreichen könne, ſondern nur nach und nach durch Beharrlichkeit und nach den Umſtänden. Und er meint, ſo wie man zu dem Doctor Diplom eine günſtige Gelegenheit abgewartet, ſo würde man es auch zu einer weiteren Verſorgung thun. Ich arbeite nun ſeit 8. Tagen an dem zweyten Theile der Feſtbeſchreibungen welche alle Städte und Dörfer des Großherzogthums worin etwas geſchehen umfaſſen ſoll. Ich wollte

mich anfänglich von dieſem zweyten Theile los machen, vorzüglich weil ich ein ſo großes Verlangen nach Dir hatte, allein meine Freunde riethen mir zu die ganze Arbeit durchzuſetzen. Und dieſes denke ich nun auch zu thun, wiewohl ich kaum hoffen kann vor Weihnachten fertig zu werden. Dann will ich ſehen was die Sachen bey Hofe für Wirkung thun und ob ſie etwas Günſtiges für mich hervorbringen. Ich hätte es wohl verdient, indem ich gar zu viele Kräfte daran gewendet, und für höhere Dinge ſehr viel dabey verſäumt habe.

Indeſſen wünſcht die treffliche Rehberg mich nach Hannover zurück wiewohl ſie ſich von meinen hieſigen beneidenswerthen Verhältniſſen perſönlich überzeugt hat. Sie wünſcht dieſes weil ſie wohl ſieht, daß ich trotz aller Auszeichnung die ich hier genieße, doch keine Ruhe habe, wenigſtens nicht ohne Dich. Ich will Dir nun aus ihrem Briefe einiges mittheilen:

„Daß man Goethe mit dem Freunde zugleich ehren wollte, daß man Sie ſo zwiefach ehren und erfreuen wollte, indem man Ihnen die Doctorwürde an dieſem Tage verlieh, das iſt ſo fein gedacht und gefühlt, daß ich dem Urheber recht herzlich dafür gewogen bin. Wer war es? Vielleicht der Großherzog ſelbſt?“ ꝛc.

„Und Sie dürfen uns das Gedicht, das Sie gewiß an jenem Tage Goethe brachten, nicht entziehen, wir müſſen es haben! Wie vieles möchte ich Sie noch fragen! Um wie Vieles Sie noch bitten! Aber ich denke Sie kommen bald? dürfen wir darauf zählen?“ ꝛc.

„Sie müſſen kommen, wie Voß vor 50. Jahren zu meiner Schwiegermutter kam, da er Rector an der hieſigen Schule werden wollte. Sie ſaß mit ihm eine ganze Nacht auf, rechnete und zählte und demonſtrirte, aber das Ende der Conferenz war — ich komme nicht nach Hannover.“

„Aber Voß iſt auch kein Kind des Landes und das macht einen großen Unterſchied . . . . . und ich baue mit Ihrem Freunde Pertz manches Luftſchloß für Sie.“

„Ich freue mich, daß Sie die bezaubernde Gräfin Julie Egloffſtein wiedergeſehen haben, möchte Ihnen und ihr dieſe Freude oft wiederkehren.“ u. ſ. w.

Der Brief enthält auf ſeinen 6. Seiten noch Vieles Hübſche und Zutrauliche wovon ich jedoch nur dieſe wenigen Stellen ausgezogen habe, damit Du geliebte Hanchen und Wilhelm etwa ſehen möget,

wie ich zu ihr ſtehe. Für andere iſt es nicht geeignet und auch nicht beſtimmt.

Ich ſchreibe überall an niemanden als an Dich, es liegen eine Unzahl Briefe bey mir, die ich alle unbeantwortet laſſen muß, weil ich keine Zeit habe. —

48.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar, Mittwoch d. 1.ª Febr. 1826.

— Mit meiner Arbeit geht es fort, jedoch nicht ſo ſchnell als ich dachte. Alle meine Freunde in der Nähe und Ferne beklagen mich deshalb und wünſchen daß ich bald damit fertig ſeyn möchte. —

49.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 3.ª März 1826.

— Ich arbeite faſt zu viel, ſo fleißig bin ich; und dennoch werde ich mit dem ganzen fatalen Druck kaum bis Oſtern fertig. Zu den Feſttagen kommen zu können, welche ſchon ſo nahe liegen, zweifle ich ſehr, denn ich möchte die große Reiſe nicht gerne umſonſt machen.

Indeſſen iſt mit der Überſetzung meiner Geſpräche ins Engliſche der Anfang gemacht. Ob ich mich Oſtern aus meinen Verhältniſſen losreiße und ſchnell auf einige Tage zu Dir komme und dann wieder zurückkomme und hier meine Sachen betreibe? Ob ich auf längere Zeit komme und dort meine Manuſcripte der Geſpräche vollende? Ob ich zu Dir komme, — Dich dort heirathe und Dich mit mir zurücknehme? Oder ob ich ganz und gar von hier abgehe und dort bleibe? Dieſes Alles geht mir im Kopfe herum, es wird ſich aber wohl ſehr bald aufklären und zu einer oder der anderen Entſcheidung kommen. Sehr viel wird davon abhängen welche Belohnung mir nach Vollendung meiner Feſtgeſchichte vom Weimariſchen Lande wird, und beſonders ob Goethe ſchon jetzt in eine Publication der außerordentlichen Geſpräche willigt, die das Glück meines Lebens machen und meinen Namen über ganz Europa mit Ehren verbreiten werden . . . .

30.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 31.ᵉ März 1826.

. . . . Nun iſt das nächſte was ich Dir zu ſagen habe, daß ich vorgeſtern mit meiner großen, mühſamen, langwierigen Arbeit fertig geworden bin. In der Woche vor Oſtern arbeitete ich aber auch ſo ſehr, um mit dem Feſt auch meine Auferſtehung zu feyern, daß ich faſt krank wurde und einen ganzen Tag das Zimmer hüthen mußte. Doch am nächſten konnte ich wenigſtens ſchon wieder bey Goethe zu Tiſch ſeyn. Ich hatte einen heftigen Schnupfen wozu auch vielleicht das ganz abſcheuliche Wetter beytragen mochte, wovon faſt alle Menſchen gelitten haben und noch leiden. Unſer Oſtern war ganz weiß, der Schnee lag faſt 8. Tage lang. Der berühmte Dichter Matthiſſon war hier, die hieſigen Poeten, Gelehrten und erſten Staatsmänner gaben ein glänzendes Mittagsmahl ihm zu Ehren am 2.ᵉ Oſtertage. Als er in die Verſammlung eintrat, wurden ihm die Perſonen nach einander vorgeſtellt, er machte meiſtentheils eine ſtumme Verbeugung, mich redete er freundlich mit den Worten an, daß er noch dieſen Morgen etwas von mir geleſen. Er iſt ein merkwürdiger Mann, ich werde Dir mündlich von ihm mehr erzählen. Noch muß ich bemerken, was ich Dir ſchon früher ſagen wollte, daß ich bey allen dieſen Verſammlungen von Gelehrten, Poeten und erſten Staatsdienern, immer der jüngſte bin.

Ich freue mich daß ich mit meiner Arbeit fertig bin. Der Druck iſt aber noch nicht beendigt. Vier Bogen ſind noch zu drucken, und zum Unglück iſt das Papier alle geworden, weil man auf nicht ſo vieles gerechnet hatte. Ein neuer Ballen iſt von Ofenbach verſchrieben, der nun hoffentlich in dieſen Tagen ankommen wird. —

31.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 29.ᵉ April 1826.

Ueber alles geliebte Hanchen!

Seit 4. Wochen bin ich nun ohne eine Zeile von Dir, und da auch dieſen Morgen meine Hoffnung vereitelt worden ſo befinde ich mich höchſt unglücklich ..... Ohnehin habe ich genug zu leiden. Den ganzen

Winter hatte ich an dem verwünschten Buche so strenge gearbeitet daß ich seit einigen Wochen garnicht wohl bin. Nun weist Du, daß im Druck das Papier ausgegangen war, und man nach Ofenbach um neue Ballen geschrieben. Diese blieben übermäßig lange aus. Die ungeduldige Zwischenzeit benutzte ich mit meinen Engländern zu einer Reise nach der Leipziger Messe. Unterwegs und in Leipzig dachte ich immer, wenn Du nach Hause kommst wird ein Brief von Deinem Hanchen daseyn. Allein meine Hoffnung war getäuscht. Nun hoffte ich seit 8. Tagen von einem Posttage zum andern, allein ich bin auch diesen Morgen wieder ohne Brief geblieben. Dabey kommt nun meine Ungeduld, daß ich gerne fort möchte und nicht kann. Seit 8. Tagen ist nun das Papier angekommen, allein da der Buchhändler auf der Leipziger Messe ist, so werden die Druckgeschäfte nachlässig betrieben und all mein Treiben hilft nichts. Aber ehe die verwünschten letzten Bogen nicht gedruckt sind, kann ich doch nicht fort, denn einestheils habe ich kein Geld zur Reise, und zweytens möchte ich auch nicht ohne Hoffnung zu Dir kommen. In Goethes Hause geht es auch schlecht. Die Frau von Goethe ist vorgestern vom Pferde gestürzt und geschleift und liegt ganz entstellt danieder, schwer krank. Auch der Alte liegt seit einigen Tagen zu Bette und ist nicht zu sehen, das Unglück der Schwiegertochter mach auch mit zu wirken.

Nichts als Leiden! Aber mein größtes ist, ohne Nachricht von Dir zu seyn. Mein Herz thut mir weh. —

52.
Eckermann an Wilhelm Bertram.

Weimar d. 26.ª May 1826.

Lieber Wilhelm!

Nochmals ein Brief statt meiner selbst! — Erst in einigen Tagen kann dem Großherzog das Werk überreicht werden, und meine Freunde rathen mir nicht eher fortzugehen. Auch bin ich es meinem Glücke schuldig jetzt alles anzuwenden. Ich muß vor der Reise Gewißheit haben über dasjenige was man hier für mich thun will und kann, damit ich theils für Hanchen gute Nachricht mitbringe und ich anderentheils wissen möge wie ich mich in Hannover zu verhalten. In allem übrigen bin ich reisefertig und ungeduldig. Mein Freund der Landes-

directionsrath Töpfer hat übernommen für mich durch den Canzler bey Hofe zu wirken. Überdieß ist Boisserée aus Stuttgart hier der Freund und Vermittler zwischen Cotta und Goethe. Ich war gestern mit ihm bey Goethe zu Tisch. Auch mit diesem habe ich Pläne vor. Die Constellation der Gestirne war für mich nie besser, ihre günstigen Wirkungen will ich erwarten. Sende diesen Brief an Hanchen. —

33.
Eckermann an Johanne Bertram.

Hannover d. 2.ª July 1826.

Deinen lieben Brief, mein theures Hanchen, mit der Einlage von Heavyside habe ich erhalten. Dein guter Geist hat Dich geleitet daß Du den englischen Brief nicht dem Amtmann oder dem Burgermeister zum Übersetzen gegeben hast, denn er enthielt Dinge von Wichtigkeit, die vor der Hand ein Geheimniß bleiben müssen, und die ich auch nicht einmal in diesem Briefe übersetzen darf. Es ist eine Nachricht von dem größten englischen Buchhändler aus London, die mich erfreut haben würde, wenn ich sie nicht vorausgesehen hätte. Es muß diese wichtige Angelegenheit aber noch ein halb Jahr wenigstens ruhen, ehe ich fertig bin und von der Sache Nutzen gezogen werden kann. Ich sehe aber voraus daß ich mich nicht geirrt habe und alles gut wird. Über Dich schreibt der gute Heavyside folgendes:

„Entweder Sie bringen Hanchen gleich mit oder Sie sagen Ihr daß Sie innerhalb 6 Monathe oder früher zu ihr zurückkehren. Ich würde mich außerordentlich freuen sie zu sehen, und ich denke ich werde sie einst sehen."

Es ist sehr gut daß Du mir den Brief sogleich gesendet hast, weil ich ihm augenblicklich darauf antworten muß, wenn er nicht in unserer Angelegenheit einen Fehler begehen soll.

Ich werde nun auch machen, daß ich nach Weimar zurückkomme, weil ich nun jeden Augenblick zu meinen schriftlichen Arbeiten anwenden muß. —

34.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 20.ª July 1826.

— Mein Aufenthalt in Hannover war dießmal gar nicht angenehm. Ohne Dich, Zahnweh, unpäßlich, die große Hitze, keine Ruhe

und Neigung zu ſchreiben, ſo vergingen die 10. Tage nicht zum beſten. Beſuche habe ich ſehr wenige gemacht. Bey Perz fand ich einen Brief von Rehbergs. Der alte Oberſt Berger war ſehr liebenswürdig, er rieth mir zu, Dich ſobald zu heirathen als nur möglich. Das Leben ſagte er, ſey ein Traum, und ſo vieler Bedenklichkeiten nicht werth. Er lobte meine Treue. Ich ſagte ihm Du ſeyeſt gar zu vortrefflich . . . .

— Meine Reiſe von Hannover bis hier war höchſt intereſſant und angenehm. Den ganzen Weg her hat es nicht an Geſprächen mit den gebildetſten Männern gefehlt.

In Erfurt (4 Stunden von Weimar) auf der Straße als ich von einem Badehauſe kam, begegnete mir der berühmte Hummel und Moltke, die ein Conzert geben wollten, ſie erzählten mir von Weimar, von Goethe, daß der berühmte Zelter aus Berlin bey ihm ſey, und baten mich den Tag zum Conzert da zu bleiben. Ich that es und verlebte einen höchſt genußreichen Abend. Ich fand den Herrn von Froriep aus Weimar und einige jüngere Freunde.

Am nächſten Tage fuhr ich nach Weimar hinüber. Mitten auf dem Wege begegnete mir Heavyſide und die beyden Barone Hops. Die Freude war groß. Unſere Wagen hielten neben einander. Die Nachricht von meiner Anweſenheit in Erfurt war ſchon nach Weimar gekommen, und die guten Menſchen hatten ihre Reiſe an den Hof nach Wilhelmsthal beſchleunigt um mit mir einen Abend in Erfurt zuzubringen. Sie wollten mich bereden wieder mit umzukehren, allein darin konnte ich nicht willigen, mein Herz trieb mich nach Goethe. Sie verſprachen in 8. Tagen zurück zu kommen und unſere Wagen trennten ſich und verfolgten ihre beyderſeitige Richtung.

Gegen Abend in Weimar angekommen, war mein erſter Weg zu Goethe. Zelter war bey ihm, wir hatten große Freude uns wieder zu ſehen. Ich blieb den ganzen Abend bey Goethe und mußte ihm immer erzählen. Meine Briefe hatte er mit großem Intereſſe geleſen und er machte mir zärtliche Vorwürfe daß ich mein Tagebuch nicht fortgeſetzt. Schon in Erfurt erfuhr ich, daß Er meine Briefe erhalten und ſeinen Freunden daraus erzählt habe. Er ſprach dieſe Tage noch oft von meinen erlebten Späßen, und lobte gegen Zelter daß ich alles mit ſo freyem Geiſte geſehen.

Am nächſten Morgen machte mir Zelter ſeinen Beſuch, an welchem

höchſt bedeutenden Manne ich, wenn ich einmal nach Berlin komme, einen großen Halt finden werde. Gegen Mittag beſuchte ich Frau von Goethe. Sie ſagte welche glückliche Hand über meinem Haare gewaltet hätte, die jetzt viel beſſer ausſähen als ſonſt. Sie meinte Du hätteſt Einfluß darauf gehabt, ich ließ ſie bey dem Glauben, denn ſie hatte auch nicht ganz unrecht. Die kurzen Haare ſagte ſie kleideten mir doch viel beſſer als die langen, und ich möchte ſie jetzt immer ſo erhalten. Mein Tagebuch hatte ſie geleſen.

Der junge Goethe freute ſich über Deine Grüße. Mittags bey Tiſch waren wir ſehr heiter, ich lernte auch die Tochter von Zelter kennen. Ich mußte viel erzählen von unſeren Fahrten. Zum Nachtiſch gab ich dem jungen Goethe die Münzen von Chriſtian. Sie waren alle gut und machten große Freude, der Alte betrachtete ſie mit. Ich ſagte dem jungen Goethe daß ſie von Chriſtian wären und daß ich ihm alſo ein Geſchenk damit machen könne. Er freut ſich und läßt ſich auf das ſchönſte bedanken. Ich hoffe daß ich es ſo recht gemacht habe.

Am nächſten Morgen frühſtückte ich mit dem alten Goethe, nachdem ich zuvor ſeine Helena geleſen hatte, die während meiner Abweſenheit war vollendet worden. Es iſt ein großes kaum begreifliches Werk. Ihrer Theilnahme, ſagte Goethe, kann ich es doch verdanken, daß das Stück nun vollendet iſt.

Am nächſten Morgen wiederholte Zelter ſeinen Beſuch bey mir. Geſtern war der Tag von Zelters Abreiſe. Ich war faſt den ganzen Vormittag mit ihm bey Goethe. Ich blieb zu Tiſche da. Der Wagen fuhr vor um 5. Zelter nahm mit ſeiner Tochter Abſchied. Frau v. Goethe fuhr mit nach Jena.

Ich blieb noch eine Weile mit dem alten Goethe allein. Dann beurlaubte ich mich um zu einer Parthie nach Tiefurt zu gehen wozu ich eingeladen war und auch Frau von Goethe die ich entſchuldigen ſollte.

Ich ging zunächſt bey meinem Hauſe vor und fand Deinen lieben Brief. Ich war höchſt glücklich und nahm ihn mit, um ihn noch unterwegs zu leſen. In Tiefurt fand ich auch die gute Frau des Canzlers von Müller, der ich viel von Dir erzählte. Sie meinte es müſſe ſich bald machen daß ich Dich hernehmen könne. Nach einer Weile kam auch der junge Goethe nach. Ich trank mit ihm, einem jungen

Engländer Herrn Childers und Frau und Hrn. Professor Melos Deine Gesundheit. Ich hatte Mittags bey Goethe schon viel herrlichen Würzburger und Johannisberger Elfer getrunken, hier trank ich wieder viel, die andern tranken Thee. Bald gingen wir nach Weimar zurück. Ich ging mit dem jungen Goethe hinter der Gesellschaft her in trefflichen Gesprächen. Er hatte mir lange sein Herz nicht ausgeschüttet. Wir sprachen auch über heirathen. Töpfer meinte er, könne nicht so leicht heirathen als ich. Ich könne, wenn ich Dir ganz die Regierung überließ, mit 500 ℛ. ausreichen. Denn niemand würde von uns verlangen daß wir Gesellschaften geben sollten; wir könnten uns einschränken. Aber Töpfer, als Landes Directionsrath, könne das schon seiner Dienstverhältnisse wegen nicht. Ich freue mich sehr, daß man nach und nach sagt, daß ich heirathen solle.

Professor Melos versprach uns guten Elfer wenn wir abends zum Essen bey ihm bleiben wollten. Der junge Goethe ging mit. Fräulein Natalie von Herder die neben mir saß, trank Deine Gesundheit. Die anderen tranken sie mit. Ich sagte daß ich Dir es schreiben wolle.

Der Canzler ist nicht hier. Töpfern habe ich nur flüchtig gesprochen. Mit Schütz fahre ich Sonntag nach Neudietendorf hinter Erfurt wo die Herrenhuter wohnen. Ich konnte seine Einladung nicht abschlagen. Auch Riemer und alle übrigen hatten große Freude mich wieder zu sehen.

Manche Briefe waren angekommen. Wagner in Leipzig schickte mir sein neuestes Werk Parnaso Italiano mit einem sehr freundlichen Briefe.

Zelter sagte mir, daß die Berliner in der „Schnellpost" Gutes von mir geschrieben. —

55.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 28.ᵗᵉ [21.] August 1826.

Dießmal geliebte Hanchen verhindert mich die wenige Zeit die ich habe, so viel zu schreiben als mein Herz es wünschte. Ich habe jetzt sechs englische Schüler die mir viel zu schaffen machen und meinen ganzen Tag hinnehmen. An anderen höheren Dingen kann ich nun fast nichts thun und das verstimmt mich. Und doch muß ich so viele

Stunden vor der Hand geben, damit ich nur wieder einigermaßen zu Gelde komme und meine Exiſtenz für den Winter ſichere. —

— Ende dieſer Woche kommt der Hof zurück. Heute über 8. Tage iſt Goethes Geburtstag. Ich habe kaum ſo viel Ruhe um ein Gedicht dazu zu machen. —

56.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 18.ª Septbr. 1826.

. . . . Ich gebe jetzt 4. engliſche Stunden, da Heavyſide und Hope auf Reiſen ſind. Zwey gebe ich im Hauſe des Profeſſors Melos für den alten Contract, Mittagstiſch Caffe und Abendtiſch und 7 ℳ. Für die Stunden aber, die ich außer dem Hauſe des Profeſſors an junge Engländer gebe bekomme ich von jedem monatl. 16 ℳ. Nachmittags gebe ich keine Stunden, da lebt man und geht ins Theater. Die 4. Stunden gebe ich vor Tiſche. Es ſind viele Engländer hier und kommen immer mehr, denn ſie ſind lange vorher angekündigt. Wäreſt Du bey mir würde ich mehr Stunden geben, denn ſie wollen gerne alle von mir welche haben und ich muß nun immer ablehnen. Denn da Du nicht hier biſt, und mir daher alle Erquickung fehlt, ſo wüßte ich nicht warum ich etwas mehr thun ſollte als eben nöthig. Aber die Leute ſagen Du haſt mich nicht lieb, denn ſonſt würdeſt Du wohl nicht ſo viele Bedenklichkeiten machen und kommen.

Ein Leipziger Buchhändler hat an mich ſchreiben laſſen daß ich ihm etwas in Verlag geben möchte. Ferner hat man mir von Leipzig aus angetragen mich an die Spitze einer neuen Zeitſchrift zu ſtellen. — Da ich meine hieſigen Verhältniſſe hätte aufgeben müſſen, ſo habe ich das Anerbiethen abgelehnt. Man ſchreibt ferner, daß wenn ich mich nicht ganz der Sache hingeben könne ich nur meinen Nahmen dazu hergeben ſolle. Aber ich will nicht daß man in meinem Namen ſündigt. Ich muß doch nach und nach anfangen in Deutſchland etwas zu gelten, trotz meiner Faulheit.

Im neuen Heft von Kunſt und Alterthum hat Goethe einen Aufſatz von mir abdrucken laſſen, den ich vor drey Jahren ſchrieb als ich [nach] hier kam.

Heavyside schreibt mir gestern aus München und biethet mir an, ob er mir 300 ℳ. auf diesen Winter vorschießen solle, damit ich mich besser an die bewußte Arbeit halten könne. Ich brauche es aber nicht, was soll ich mit dem vielen Gelde und ich will dem Guten danken.

Mein Gedicht zu Goethes Geburtstag war das beste und man hört nicht auf es hier zu singen.

Frau von Arnim aus Berlin (die berühmte) war hier und hat mich 14. Tage lang unterhalten. Sie machte die Cour: Goethen, dem Großherzog und mir. Zweymal hat sie mich in meiner Wohnung besucht. Einen ihrer Handschuhe hat sie in meiner Tasche gelassen. Auch ein Billet doux hat sie mir geschrieben worin sie sich beklagt, daß ich anfinge sie zu vernachlässigen. Unbezweifelt ist sie die genialste, geistreichste, interessanteste Frau in ganz Deutschland. Schade daß sie nicht 18. Jahr jünger war, denn ich kann mich nur in die Ju[n]gen [?] verlieben.

Jetzt ist ein sehr interessanter Däne hier, ein Freund von Oehlenschläger und den englischen Dichtern Walter Scott und so weiter. Freund Dissen aus Göttingen hat ihn mir empfohlen, ich stellte ihn gestern Goethen vor.

Mein Freund, der Oberconsistorial-Director Peucer, sagte mir, daß er Goethen Vorschläge gethan, wie man eine neue Stelle für mich mache. Ich werde die Sache wieder in Anregung bringen.

Hätt' ich Dich nur! So viel weiß ich, das längere Warten wird alles verderben. —

— Ich habe Besuch von zwey jungen Freunden aus Berlin die mir empfohlen worden und die ich auch Goethen vorgestellt habe.

Ich befinde mich sehr wohl und verlebe herrliche Stunden bey Goethe. —

57.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 20.ª Octbr. 1826.

— Ich bin mit allem zufrieden was Ihr wegen mich beschließt; denn ich weiß, daß Ihr mein Bestes und mein Glück so sehr wünschet als ich selbst. Und da es nun diesen Winter doch nicht geht so muß

ich ſchon bis nächſten Sommer warten. Ich muß mich dieſen Winter zu tröſten ſuchen; erlaube nur daß ich Dir zu Zeiten meine Noth klage.

Du haſt ganz recht, das Stundengeben iſt auf die Länge nichts für mich. Ich bin nur glücklich wenn ich ungehindert mein Talent ausüben kann. Auch führet das zu weit mehr Gewinn und Glück.

Ich muß noch immer meine Arbeit von vorigem Winter verwünſchen, woran ich ſo viele Zeit und Kräfte verſchwendet habe und die nichts für mich gewirkt hat. Gebrauchen und mißbrauchen will uns die Welt, aber ich will mir das eine Warnung ſeyn laſſen.

Über unſere Einrichtung werde ich in weiteren Briefen mich mit Dir unterhalten. Am 21.ᵉⁿ Septbr. geſchah mir viel Gutes und ich ſah daraus, daß die Götter an meinen Tag beſſer denken als ich ſelbſt. —

38.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 8.ᵉⁿ Decbr. 1826.

Geliebte Hanchen!

Mit dieſem Brief hoffe ich Dich zu Deinem Geburtstage zu begrüßen, der mir ſchon lange im Sinne liegt, und den ich nicht, wie Du meinen, vergeſſen habe. Ich hätte Dir gerne etwas zu Deinem Putze geſchickt allein Du wirſt aus anliegendem Gedicht ſehen, warum ich das nicht gethan. Auch iſt ein ſolches Gedicht der ſchönſte Schmuck und dauert länger als ein Paar Armbänder, ich hoffe Du wirſt mich loben und mich nicht für übermüthig halten, auch nicht für zu eiferſüchtig obgleich ich es ein Wenig bin.

Übrigens dauert mir die Zeit ohne Dich gewaltig lange. Ich mag nicht ſchreiben um nicht zu klagen. Jacob diente um die ſchöne Rebecca 7. Jahr und ein anderes 7., allein er war in ihrem Hauſe. Mich aber wollt Ihr in dieſer großen Trennung ganz verſchmachten laſſen.

Ich bin zu Hauſe immer unmuthig, und ich werde ſicher mit meinem Talent eher nichts ausrichten, als bis Du mich umgiebſt und zu allem Guten anleiteſt und mir dazu Heiterkeit und Behagen giebſt.

Napoleon that das Beſte als er von Joſephine geleitet wurde. Schiller ſchrieb ſeine beſten Werke als er geheirathet hatte. —

59.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede d. (?) Decbr. 1826.

— Nun habe ich Dir, mein geliebter E., noch etwas über Göthen's neueſtes Gedicht zu ſchreiben. Es iſt dies ein Gedicht, welches im Mittags Blatte erſchienen, es iſt Dir gewiß bekannt: „Vielfachen Dank für die Feier meines Geburtstags in Berlin.“

Ueber dies Gedicht haben hier einige critiſirt und geäußert, Göthe wäre jetzt zum Dichten zu alt, dies Gedicht zeugte nur von lauter Unſinn. Sie gaben es auch mir zu leſen, um zu urtheilen. Es war mir auch nicht alles verſtändlich, doch ſagte ich, ob ichs gleich nicht verſtehen könnte, möchte und wagte ich doch nicht, zu ſagen, es iſt dummes Zeug oder Unſinn. Es that mir leid, daß Du nicht dabei warſt um es uns erklären zu können. ich nahm mir aber vor, nächſtens Dich um Erklärung des Gedichts zu bitten und zu hören, was Du darüber ſagteſt. —

60.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 18.“ Decbr. 1826.

Geliebte Hanchen!

Der gute Heavyſide ging mit mir heute in einen Laden und kaufte mir für Dich die ſchönen Armbänder. Die kleine Brieftaſche wird Dir auch nicht unnütze ſeyn.

Ich will nun in großer Eile Deinen lieben Brief beantworten.

Die ſchöne Sonntag hat mich nicht gerührt, weil ſie ein wenig kokettirte, welches ich gar nicht leiden kann. Auch machte man aus dem Mädchen zu viel Weſen, man hätte um Napoleon oder Wellington nicht mehr thun können; auch dieſer Umſtand reizte mich zur Oppoſition ſo daß ich gleichgültiger gegen ſie war als billig.

Das bewußte ſchlechte Gedicht iſt allerdings dummes Zeug und Unſinn, darin haben die Leute recht. Allein darin haben ſie ganz ſündliches Unrecht, daß ſie glauben es wäre von dem großen Goethe. Ein ſchlechter Menſch hat es gemacht um Goethe bey dem guten leichtgläubigen deutſchen Publicum zu blamiren, welches ihm denn leider, wie ich von allen Orten her vernehme, nur zu ſehr gelungen iſt.

Man ſagt der maliciöſe Müllner ſtecke dahinter. Ob Goethe ſelbſt etwas von der Sache weiß, iſt mir unbekannt, und ich hüthe mich ihm davon zu ſagen. Vor einem Viertel Jahre lachte ich über das Gedicht, weil ich es für zu abgeſchmackt und dumm hielt, als daß ich denken konnte, jedermann würde den Betrug nicht gleich einſehen. Allein jetzt, da ich ſehe wie ſehr das gute deutſche Publicum im Urtheil noch zurück iſt, wird mir das Gedicht widerwärtig und giebt mir zu traurigen Betrachtungen Anlaß. Sobald jemand Gold kennt iſt ihm nicht ſchwer, das Kupfer vom Golde zu unterſcheiden. Ich meinte es wäre in geiſtigen Dingen auch ſo. Allein dieſes muß viel ſchwerer ſeyn, wenigſtens das Gold der Goetheſchen Poeſie ſcheint man noch nicht erkannt zu haben. Ja ſelbſt Gelehrte großer Städte, Poeten die ſelbſt Bände von Gedichten geſchrieben und drucken laſſen, haben des ſchlechten Gedichts wegen bey mir angefragt, ob es denn wirklich von Goethe ſey oder nicht.

Der Großherzog hat eine Unterſuchung einleiten laſſen, um dem Betruge auf die Spur zu kommen. —

Randſchrift mit Blei: Deinen Geburtstag habe ich hier trefflich gefeyert! Der berühmte Hummel (mein Freund) ſpielte.

61.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 22.ª Janr. 1827.

— Jetzt aber habe ich alles überwunden und arbeite ſeit neujahr für Goethe und mich ſehr fleißig, ich habe ſeit 3 Wochen ſehr viel geſchrieben. Ich verlebe mit Goethe die glücklichſten Abende die einem Menſchen meiner Art zu Theil werden können. —

62.
Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede d. 30.ª Jan. 1826. [1827.]

— ich möchte gern wiſſen, womit Du Dich beſchäftigſt? und was Du wieder mit Göthe vorhaſt, iſts Dir nicht möglich, einige Zeit ihn ſchmachten zu laſſen, ſo lange bis Du erſt tüchtig was geleiſtet und wie ich glaube immer wieder durch Göthens Bitten und Aufforderung geſtört wirſt. Der Ehr in Weimar haſt Du nun

genug und möchte ich auch gern, daß ſich Dein Ruhm weiter verbreitete. Wenn Du aber immer noch für Göthe arbeiteſt, ſo bleibſt Du ſtehn, wo Du biſt und ich muß daraus ſchließen, daß Du mir zu Liebe nichts beginnſt. Das iſts, was mir zuweilen in den Kopf kommt und mich unruhig macht. Göthe zollt Dir für Deine Güte gegen ihn nichts weiter als Ehre, an mich oder an Dein künftiges bürgerliches Glück denkt er nicht, er läßt ſich Deine Güte höchlich gefallen und iſt Dir dennoch nicht einmal dankbar dafür. In Lüneburg hörte ich auch ſchon, daß Göthe ſchon oft junge Dichter, die er gerne hätte leiden mögen um ſich gehabt und zu ſeinen Zwecken gebraucht habe, er ſich aber nie dankbar genug dafür erwieſen hätte. Ich bin ganz vorurtheilsfrey, doch ſehe ich auch leider, daß es ſich beſtätigt. —

63.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 5.ᵉ Febr. 1827.

— — 85. der ſchönſten Seiten habe ich in dieſem Monat geſchrieben, und wenn ich alſo ſo viel für mich habe thun können, ſo magſt Du daraus abnehmen daß die Arbeiten für Goethe mich nicht ſo ſehr genirt haben. 2. Jahre lang habe ich keinen Federzug für ihn gethan, und wenn er in dieſer ganzen Zeit ebenſo liebevoll ſich gegen mich erwieſen hat wie früher, ſo magſt Du daraus ſeine große Uneigennützigkeit ſehen.

Ich bin vielmehr ſein großer Schuldner, denn ich verdanke ihm Alles was ich weiß und kann und ſammle in ſeiner beneidenswürdigen Nähe jeden Tag größere Schätze des Wiſſens und mache mir ſeine Erfahrungen zu Nutze.

Die Lüneburger wiſſen nichts, Goethe hat nie zu jungen Dichtern ein Verhältniß gehabt, vielweniger iſt einer der Art geweſen daß er Ihm in ſeinen großen Sachen hätte helfen können. Ein Verhältniß wie meins zu Goethe hat aber nie in Weimar exiſtirt.

Ich habe große Pläne denen ich jeden Tag mit größerer Gewißheit entgegen gehe; deshalb bin ich ſehr glücklich, beſonders ſeit dem Eintritt des Jahres 1827. wo ein ganz beſonderer Geiſt der Arbeit über mich gekommen. Was habe ich aber auch in dieſer Zeit mit dem herrlichen Goethe für große Abende erlebt!

Wenn Du glaubſt ich dächte nicht an die Verbreitung meines Wirkens und an unſer Glück, ſo irrſt Du ſehr. Ich denke an nichts anders.

Ich habe vor einigen Abenden ein ſchönes Souppée mit dem Großherzog und dem Herzog Bernhard gehabt und bin doch dadurch dieſen Herren nun auch nähergekommen. —

Randſchrift: Dießmal habe ich Goethen meine Hülfe angetragen, und nicht Er hat mich darum erſucht. So ſtehen die Sachen.

64.
Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 16.ª Febr. 1827.

— Ich freue mich außerordentlich über Deinen Fleiß; doch ſchreibſt Du mir nicht, von welcher Art Deine jetzige Arbeit iſt, ſind es vielleicht die bewußten Converſationen mit Göthe, womit Du Dich beſchäftigſt, ich vermuthe dies, weil unſer Wilhelm mir ſchreibt, daß ſie der Vollendung nahe wären; ich bitte Dich, mir künftig darüber etwas mitzutheilen. Du ſprichſt auch von großen Plänen, denen Du jeden Tag mit größerer Gewißheit entgegen ſäheſt. Sehr neugierig bin ich, dieſe Pläne zu erfahren und wünſche, daß Du nächſtens mich damit bekannt machen möchteſt. —

65.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 2.ª März 1827.

— Ich will nun zunächſt einige Deiner Anfragen beantworten. Du haſt recht meine Arbeit ſind die bewußten Converſationen worin ich fortgehe und die immer bedeutender werden. Es ſoll dieſes Werk einſt in der deutſchen Literatur keine geringe Stelle einnehmen, auch hoffe ich dadurch den Grund meines bürgerlichen Glückes zu legen. An Vollendung und Aoſchluß iſt aber vor der Hand nicht zu denken, weil der Stoff täglich wächſt und auch der Zeitpunkt ihrer Publication noch nicht gekommen iſt. Meine Pläne gehen jetzt auch blos hierauf. Was in dem Briefe von Heavyſide ſtand hatte hierauf Bezug. Der berühmteſte Buchhändler in London nämlich Mr. Murray, der auch Lord Byrons Werke in Verlag hat und dieſem ſo große Summen

bezahlt hat, möchte gerne eine englische Übersetzung meiner Conversationen in Verlag nehmen. Heavyside hatte an ihn geschrieben, weil aber die Sache noch ruhen soll, so habe ich es vor der Hand wieder niederschlagen lassen. Es ist uns genug zu wissen, daß Murray sodann eine bedeutende Summe bezahlen wird. Auch nach Paris hin werde ich sodann eine Abschrift des Manuscripts verkaufen. In Deutschland aber die Ausgabe auf Subscription machen lassen. Die Hauptsache aber ist, daß ich im Stillen an meinem Original fleißig fortarbeite, welches ich denn, soviel meine auf manche Weise in Anspruch genommene Zeit es mir erlaubt, mit ganzer Seele thue. Dieses alles behalte für Dich.

Die Abendgesellschaft war bey der Frau von Heigendorf, wo der Großherzog gewöhnlich seine Abende zubringt, und wozu alle Sachen vom Hofe geliefert werden und auch die Hofbedienten aufwarten. —

66.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 2.ª April 1827.

Geliebteste Hanchen!

Herzliche Grüße von Heavyside und La Roche haben diese liebenswürdigen jungen Männer mir so eben auf der Straße an Dich aufgetragen, weshalb ich auch gleich meinen Brief damit anfange, damit ich es nicht vergesse.

Große Unruhe ist mit den erwachenden Frühlingstagen über mich gekommen, und ich empfinde eine große Lücke in meinem ganzen Wesen, welche nur Du ausfüllen könntest. Du liegst mir auch vom Morgen bis in den Abend beständig im Sinn. O Hanchen! wann werde ich für immer bey Dir seyn! — Ich wollte es wäre Winter geblieben, denn mit dem Frühling macht man Ansprüche an Glück. Wenn draußen alles so schön ist, denkt man es sollte auch im Innern so werden, und da fühlt man sich sehr unglücklich, wenn es nicht so ist.

Ich habe in den Monaten Januar und Februar ein wenig zu viel gearbeitet, so daß ich Magendrücken bekam und eine Zeitlang mediciniren mußte.

Nach der letzten Verabredung mit Goethe sollten meine Conversationen erst nach den Schillerschen Briefen gedruckt werden, womit

aber bis jetzt noch nicht angefangen ist. Mit diesen Briefen aber sollte angefangen werden nach vollendeter erster Lieferung der Goetheschen Werke. Das einzige was ich thun kann ist, daß ich nur immerfort sammle und meinerseits im Stillen vorbereite.

Die Engländer sind ziemlich aus Weimar fort. Meine Schüler Heavyside und Hope die zwey Jahre meinen Unterricht genossen haben, gehen in 3. Wochen.

Der General Beaulieu aus Hannover ist hier. Ich machte seine Bekanntschaft bey einem großen Diner beim Canzler. Er hatte wie er mir sagte schon längst nach mir verlangt. Vor einigen Tagen war ich bey ihm zum Frühstück. Außer seiner trefflichen Tochter Gräfin Caroline Egloffstein war niemand da und wir waren daher ganz vertraulich. Er hegt den Wunsch daß ich diesen Sommer einige Wochen auf seinem Gute Marienrode bey Hildesheim zubringen möchte. Ich werde aber keine Zeit haben. Goethe sagte mir auch daß Beaulieu mir sehr gut wäre. —

— Ich erhielt dieser Tage wieder einen Antrag von Berlin um Beyträge zu dem Conversations-Blatt. Der Redacteur schreibt, er sey bereit, jede von mir gestellte Bedingung zu erfüllen. Es geht aber nicht und ich werde es ablehnen. Meine Verhältnisse erlauben mir nicht so zu schreiben wie ich möchte, und da kann es nicht helfen. —

67.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 11.ª May 1827.

Innigst Geliebte!

Schon seit 8. Tagen wollte ich Dir täglich schreiben, allein die vielen Fremden die Weimar von allen Seiten her durchkreuzen, lassen zu keiner Ruhe kommen.

Schlegel war hier und ist nach Berlin gegangen, mein Verhältniß ist das alte geblieben, denn ich hatte keine Neigung, mich ihm zu nähern.

Jetzt ist Hr. v. Holtey hier, der am Berliner Theater die hübschen Stücke und Singspiele gemacht hat und von Paris kommt.

Auch Hr. Ampère aus Paris ist seit 14. Tagen hier, ein ausgezeichneter junger Mann und Schriftsteller, ich bin täglich mit ihm

zuſammen und die Diné's Soupees und Thees beym Canzler, Hrn. v. Froriep, Goethe ꝛc. haben kein Ende.

Die Bekanntſchaft des Hrn. Ampère wird für mich von Folge ſeyn. Er iſt Mitarbeiter des Globe, einer Zeitſchrift, die wohl in Europa zu den vorzüglichſten zu rechnen iſt. Die bedeutendſten jungen Schriftſteller von Paris ſind ſeine Freunde. Ich habe ihm geſtern etwas von meinen Converſationen gezeigt, er war davon in hohem Grade beglückt und begeiſtert und freut ſich auf den Zeitpunkt wo er ſie mit dem berühmten Stapfer wird überſetzen können. Hr. Ampère ſelbſt iſt ſo bedeutend daß Goethe etwas von ihm überſetzt hat.

Dieſer Tage war ein großes Mittageſſen bey Goethe, nach Tiſche gingen wir alle in den Garten, Goethe aber winkte mir bald zu einer Spazierfahrt und ſo verließen wir die Geſellſchaft.

Die erſten 5. Bände von Goethes Werken ſind bereits gedruckt und werden in dieſen Tagen ausgegeben.

Heavyſide iſt ſeit 8. Tagen fort und es iſt überhaupt jetzt nur noch ein Engländer in ganz Weimar.

Goethe will mich bey der Bibliothek beſchäftigen um mich ſo zu einer Anſtellung zu führen. Es ſoll jetzt ein neuer Catalog gemacht werden, ich ſoll dabey einwirken. Sobald ich ſelbſt näheres darüber weiß werde ich es Dir mitteilen. —

— Hr. v. Holtey will mich dieſen Mittag beſuchen und mir ſein neueſtes Stück vorleſen. So eben war Hummel bey mir und bat mich um ein Lied. Man lebt in der Zerſtreuung, wie ſoll man etwas Ordentliches machen. Mir liegt nichts im Sinn als meine Converſationen, denn das wird etwas werden. —

68.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 31.ª May 1827.

— Das Bibliothekgeſchäft habe ich ſeit vorgeſtern übernommen, Goethe übertrug es mir in ſeinem Garten, Goethe hielt es für ſchwierig, ich war aber ſogleich Herr von der Sache, ſo daß ich in der Klugheit wie das Geſchäft anzugreifen ſogleich noch einige Schritte weiter ging als er ſelber, worüber er ſich denn außerordentlich freuet.

Ich darf deshalb auch alles abgesondert in meinem Hause machen und brauche die Bibliothek selber nicht zu besuchen. Goethe hat wiederholt geäußert, daß dieses der Weg sey um mich zu einer Anstellung zu bringen und daß er auch nur aus diesem Grunde mir ein solches Geschäft übertrage. Was ich dabey gewinnen werde weiß ich noch nicht, viel wird es aber wohl nicht seyn.

Der berühmte Herr Haug, der Epigrammen Dichter, ist hier und es ist ihm zu Ehren heute ein Diner angeordnet, wozu ich eingeladen bin. Diese ewigen Schmausereyen und Zerstreuungen hasse ich, aber man kann sich in Weimar ihnen nicht entziehen. Das einzige Gute was dabey heraus kommt ist, daß man mit allen Leuten von Nahmen nach und nach bekannt wird.

Goethe ist nach wie vor hier in Weimar mein einziges Glück, ich verlebe jetzt oft schöne Stunden mit ihm auf seinem Garten und esse oft mit ihm alleine. Vorgestern saß ich mit ihm vier Stunden lang am Tisch, in welche Gespräche waren wir nicht gerathen! es ist unglaublich, was in dem Manne liegt, und wie sein Geist immer so frisch und jung bleibt und sein Körper immer so schön, trotz den 78. Jahren. Er ist ein Liebling der Götter und er verdient es. Er ist wahrhaft groß und weil ich dieses immer mehr finde, so macht mich seine Liebe so glücklich.

Vor 8. Tagen war ich im Begriff aufs Land zu ziehen, wo ich die Berge vom Haarz sehen könnte, welches mich doch an Hannover erinnerte, und wo ich einige Beruhigung fände. Ich hoffte in der Stille viel zu arbeiten und hätte es auch gewiß gethan, denn Weimar schien mir sehr öde seit die Engländer fort waren und auch Goethe der Stadt fehlte. Nun sind wieder 2. Engländer gekommen auch habe ich das Geschäft für die Bibliothek und bin nun wieder beruhigt. —

69.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 5.ᵉ Septbr. 1827.

Geliebte Hanchen!

Die Leute fahren fort mir täglich zu meiner Anstellung bey der Bibliothek zu gratuliren. Der Professor Göttling, Bibliothekar der

Jenaiſchen Bibliothek begrüßte mich neulich als ſeinen Collegen und umarmte mich am 28. Auguſt. So hier in Weimar wer mir begegnet gratulirt mir, und die Leute wundern ſich, wenn ich ſage daß ich noch von nichts wiſſe. Es hat ſich durch die ganze Stadt verbreitet ſo daß es von jedem als etwas gewiſſes angenommen wird. Ich höre es gerne und es verſetzet mich dieſes in eine Stimmung angenehmer Unruhe. Goethe mag ich nicht fragen, ich denke immer, es ſoll ſich eheſter Tage entſcheiden. Wie glücklich werde ich ſeyn, wenn ich Dir erſt dieſe gewiſſe Nachricht geben kann. Ich bin viel bey Goethe und es kommt mir vor als hätte er mich ganz beſonders lieb. Der König von Baiern kam zum 28.ª Auguſt, Goethes Geburtstag, und überreichte ihm zum Angebinde das Großkreuz des Ordens der Baierſchen Krone. Ein großer Theil der Hofgeſellſchaft war bey Goethe verſammelt als dieſes geſchah, ich fehlte nicht. Auch der Großherzog war da. Der Großherzog iſt glücklich wenn die auswärtigen Monarchen ſeinen Goethe ſo ehren und lieben. Ich höre, Goethe ſoll an den Großherzog geſchrieben haben man ſey mir eine Anſtellung ſchuldig, und die Bibliothek ſey die beſte Gelegenheit. Es wird ſich gewiß bald ausweiſen, ich kann weiter nichts thun als es geduldig abwarten, zumal da die Einleitung nicht von mir betrieben iſt und Goethe aus freyen Stücken gehandelt hat. Ich denke jetzt jede Stunde an Dich und hab auch für nichts anderes Sinn.

Die erſte franzöſiſche Zeitſchrift hat gut von mir geſchrieben. Auch in Berlin habe ich unter den bedeutendſten Männern viele gute Freunde. So oft bey Goethe intereſſante Fremde ſind werde ich zu Tiſch geladen, damit ich ihre Bekanntſchaft mache; dadurch verbreitet ſich ein guter Ruf. Wenn ich nur erſt ſo glücklich bin, Dich zu beſitzen, ſo werde ich vieles herausgeben, welches jetzt alles halb und beynahe vollendet bey mir liegt. Durch dieſes, verbunden mit den engliſchen Stunden und dem Gehalte der zu hoffenden Stelle, werden wir dann eine gute Einnahme haben. —

70.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 8.ª Nov. 1827.

— Wie ſehr es dem jungen Perz aus Hannover, den Du kennſt, glückt. Von Ehr: erfuhr ich neulich, daß er jetzt Bibliothekar

am dortigen Archiv geworden ſey. Haſt Du hievon nichts erfahren? Gewiß iſt dieſerhalb wieder eine Archiv-Secretair[-Stelle] vacant; jedoch wenn hiebey etwas für Dich gethan werden könnte, hätte Perz Dirs wohl wiſſen laſſen. Auch die Cabinets Räthin Rehberg wäre wohl darüber aus geweſen, die Dich doch ſo gerne in ihrer Nähe hat! oder hat Deine Correſpondenz ganz und gar mit ihr aufgehört? —

Nachſchrift: Perz iſt jetzt Archiv-Rath geworden.

71.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 8.ᵉⁿ Decbr. 1827.

Geliebte Hanchen!

Seit ich Deinen letzten theuren Brief erhielt ſind wieder 4. Wochen vergangen zwar in völligem körperlichen Wohlbefinden doch von Unmuth geplagt in dem beſtändigen Gedanken ſo grauſam von Dir getrennt leben zu müſſen. Dieß war auch die Urſache warum ich nicht ſchrieb, denn wenn ich anfangen wollte kam immer ein finſterer Geiſt über mich der mich verhinderte. Auch in dieſer Stunde iſt es nicht beſſer allein ich muß doch endlich ſchreiben, damit Du geliebtes Kind, Dir keine Sorgen über mich machſt. Auch ſteht Dein Geburtstag nahe wozu ich Dir nichts weiter als meine melancholiſchen Grüße ſende. Wenn ich verrückt werde, ſo ſoll man an meine Thüre ſchreiben: Dieſer iſt vor Liebe und Treue verrückt geworden. Er war ein guter Menſch aber er dachte nichts als an ſein Hanchen und dieſer Gedanke hat ihm den Verſtand genommen.

Du wirſt über mich lachen und ich lache auch über dieſen melancholiſchen Ton der eigentlich nie meine Sache iſt; aber im Grunde iſt mir nicht lächerlich zu Sinn. Ich habe eine junge Freundin bey Hofe, die ich mitunter abends im Schloſſe zu beſuchen pflege. Sie iſt Hofdame und Freundin der Prinzeſſinn und von hohem Stande und hoher Bildung und ſeltenem Geiſte. Sie lebt täglich in der größten Welt, aber ſie hat einen Geliebten in der Ferne und iſt nicht glücklich. Mir geht es ſo wie ihr, und wir klagen uns einander unſere Noth. Noch geſtern Abend haben wir von Dir geſprochen, und ſie beklagte mich daß ich Dein entbehren müßte. Es iſt zwar nicht galant in Gegen-

wart einer liebenswürdigen Dame eine andere sehr zu rühmen, allein ich konnte nicht umhin ihr von Deiner Schönheit und Vortrefflichkeit zu sagen. „Sie werden doch Weimar nicht verlassen?“ sagte sie, „und Ihre großen Verhältnisse mit Goethe aufgeben?“ „Darüber, sagte ich, bin ich noch nicht entschieden, aber so viel weiß ich und fühle ich, daß es mir zu lange dauert.“ —

— Es sind viele Engländer hier, mehr als vorigen Winter und ich könnte viele Stunden geben. Mehr aber als drey wollen meine übrigen Studien und Verhältnisse nicht erlauben. Wärest Du bey mir, so könnten [wir] vielleicht ein oder zwey bey uns nehmen, wenn wir eine Wohnung danach hätten. Drey Engländer wohnen beym Präsidenten v. Schwendtler, 3. bey Rath Kuhn, 2. bey der Räthin Voigt, 5. bey Professor Meios. Heavyside ist jetzt in England und ich weiß nicht ob und wann er zurück kommt. Sage mir, sind denn auch in Hannover so viele junge Engländer? —

72.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 28.ᵉ Decbr. 1827.

Geliebte!

Ich kann doch nicht unterlassen Dir etwas zum Weihnachten zu senden und zwar dießmal ein hübsches Kleid, nach der allerneuesten Mode, à la Walter Scott, wie es hier die ersten Damen tragen. Mir selbst aber wünsche ich kein anderes Glück als Dich recht bald darin sehen zu können. Ich bitte nur keine dicke papierene Ermel daran zu machen die von den Schultern so breit abstehen und allen Wuchs verdecken. —

— Mein Freundin Sylvester hat mir ein sehr schönes Portefeuil zu Weihnachten geschenkt das sie aus Petersburg mitgebracht hat.

Ich denke mir immer Du bist mit Christian in Hannover. Sollte dieses seyn, so schreibe mir recht viel von Hannover. —

— Goethe hat vor Weihnachten wieder mein Portrait malen lassen, Sylvester hat es mit der Prinzeß Auguste bey ihm gesehen, sie sagt mir es sey zu alt. Ich selbst finde es recht getroffen und voller Character.

Von Hrn. Ampère aus Paris habe ich dieſer Tage einen Brief bekommen, auch von meinem lieben Doolan aus London. Heavyſide iſt bei ſeinen Eltern im nördlichen England. —

73.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 21.ª Febr. 1828.

Geliebte Hanchen!

Du wirſt meinem letzten Brief angemerkt haben, daß ich an dem Beſtehen des Melosiſchen Hauſes zweifelte. Es lagen dieſer Vermuthung Dinge zum Grunde die der Art waren, daß ſie einen früheren oder ſpäteren Untergang des Hauſes herbeyführen mußten. Dieſer unglückliche Zeitpunkt iſt jetzt eingetroffen, plötzlich, wider Vermuthen und ſchneller und anders als man es ſich denken konnte. Der Profeſſor Melos iſt ſchon ſeit 3 Tagen begraben, er ſtarb am 16.ª am Nervenfieber, an demſelben Tage verließen alle Engländer ſein Haus und nahmen andere Logis, ſo daß das ganze Inſtitut, deſſen Einrichtung an Meublen allein 3000 ℳ. gekoſtet hatte, mit einem Male auseinander geſprengt war, und die unglückliche Wittwe mit 4. unverſorgten Kindern hülflos verlaſſen war. Du kannſt Dir leicht denken welchen Eindruck dieſes alles auf mein Gemüth gemacht hat, da ich doch 3. Jahre lang mit dieſer Familie gelebt und das Haus in ſeinem Glanze gekannt habe. Noch mehr aber weil ich dieſes ſchreckliche Ende als die Entwickelung eines Trauerſpieles anſehen mußte, deſſen erſter Act ſchon vor einem viertel Jahre anfing und deſſen traurigen Verlauf ich durch meine Verhältniſſe gezwungen war täglich mit anzuſehen und darunter zu leiden, woher denn auch mit der große Unmuth dieſes Winters kam, welches alles zu ſchreiben zu weitläuftig iſt, und welches ich Dir mündlich erzählen werde, ſo bald ich das Glück habe Dein liebes Geſicht wieder zu ſehen.

Ich brauche kaum zu ſagen, daß dieſes Ereigniß auf meine perſönliche Lage den größten Einfluß hat. Ich muß nun im Gaſthauſe eſſen, werde mich aber in dieſen Tagen anders einrichten müſſen, weil das Eſſen im Wirthshauſe zu theuer wird und ich meine feſte Einnahme ſo plötzlich verloren habe. Ich erlebe wunderliche Schickſale und mich ſoll wundern wie es ausgeht. Zwey von dieſen Engländern

reiſen morgen nach London zurück, die übrigen in 3. Wochen. Im Melosiſchen Hauſe wird eheſter Tage Auction gehalten und alles verkauft was nur entbehrt werden kann. Es ſind ſchöne Sachen und der größte Theil nur ein Jahr gebraucht.

Daß Goethe an meiner Lage ſehr nahe Theilnahme beweiſet, brauche ich kaum zu ſagen. Ich war geſtern bey ihm zu Tiſch und aß mit ihm ganz alleine. Wir ſprachen nur von dieſer Sache. Er ſagte er habe etwas Neues für mich ausgedacht und mit ſeinem Sohne beſprochen. Ich ſollte nur mit ſeinem Sohne reden, der würde mir alles ſagen und ich würde zufrieden ſeyn. Nun bin ich zweymal bey ſeinem Sohne geweſen und dieſer hat zweymal aufgeſchoben, mir dieſe neuen Intentionen, die man mit mir hat, zu eröffnen. Dieſen Nachmittag hat er verſprochen morgen früh zu mir zu kommen und mir alles zu ſagen. Mich ſoll wundern, was es ſeyn wird. So viel habe ich aus Goethes Worten vernommen, daß er mir widerräth Weimar zu verlaſſen . . . . .

74.

Johanne Bertram an Eckermann.

[Ohne Datum.]

Deine beyden Briefe, mein beſter E., habe ich erhalten. Der erſtere, wonach ich mich ſehr geſehnt hatte, verſetzte mich ebenfalls in eine traurige Stimmung; ich freute mich daher nicht wenig, als kurz darauf ein zweiter erſchien und zwar ein heiterer. Auf Göthe war ich nach Leſung Deines Briefes recht böſe; weil er Dir in Deiner gegenwärtigen Lage noch eher und leicht behülflich hätte ſeyn können, ich konnte mir ſeine Zuneigung und Liebe, die er doch zu Dir zu haben ſcheint, durchaus nicht erklären, die in ſolchen Fällen ſich doch zuerſt und ſo gerne zeigt; und zumal er dazu im Stande iſt. ich freue mich aber nun, daß er ſeinen guten Willen gezeigt hat. Was Du mir, mein lieber E., über die Bibliotheks Angelegenheiten ſchriebſt, iſt mir auch ſehr auffallend geweſen; daher bitte ich Dich inſtändig, einmal bey G. darüber ein ernſtes Wort zu ſprechen. Es wäre doch nicht recht, wenn er auf eine fixe Anſtellung Dich noch Jahre hinhalten würde und im Ganzen denn doch ohne Zweifel nicht viel dabey heraus kommen würde. ich möchte ſo gerne hierüber ein Reſultat haben. Es

macht mich manchmal betrübt, wenn ich daran denke, daß Du ſchon ſo manche Jahre auf eine paſſende Anſtellung gehofft, und bis jetzt noch immer nichts daraus hat werden ſollen. Ich hätte nicht gedacht, daß Göthe ſo wenig Einfluß auf eine Anſtellung für Dich gehabt hätte. Auch muß ich mich wundern, daß der alte Herzog ſo ganz unbeachtet Dein Werk: nämlich die Beſchreibung des Jubiläumsfeſtes hat hingehen laſſen, man dachte, es würde hiemit gewiß etwas Gutes für Dich heraus kommen; und das Ärgſte iſt noch, daß er Dir für Deine unſägliche Mühe nicht einmal eine Anerkennung des Dankes gezeigt hatte. Vor einem Jahre, als wir ſo glücklich bey einander waren brachteſt Du mir die Nachricht, daß Du ſo bald Du wieder nach W. zurückgekehrt ſeyn würdeſt, Du dem Herzog durch die Einwirkung Deiner dortigen Freunde vorgeſtellt werden ſollteſt. Wie hat ſich dies ſo ganz wieder eingeſchlafen? —

— ich merke doch wohl, daß Nahrungsſorgen doch der Hauptgrund Deiner Melancholie geweſen iſt. Vor einem halben Jahre glaubteſt Du ſo ſicher, es würde in den damaligen angenehmen Verhältniſſen ſo fort gehen und dachteſt, es wäre kein Riſico, wenn wir uns heiratheten?! wie würde es aber jetzt nun deſto ſchlimmer mit uns beyden ſtehen? —

75.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. [?] Febr. 1828.

— Womit ſoll ich Dir auf Deine Klagen erwiedern und womit ſoll ich Dich tröſten, da ich einſehe, daß ſie gerecht ſind. Nimmer hätte ich geglaubt, daß es Göthen nicht leichter würde, Dir eine Anſtellung, zumal eine ſolche, wie die immer ſchon erwähnte, zu verſchaffen, da dieſe nur allein vom Herzoge abhängt, und Göthe doch ſein beſter Freund iſt, der, wie ich mir nicht anders denken kann, unbeſchreiblich viel dazu beitragen könnte; ich glaubte, ſein gutes kräftiges Wort bey ſeinem Freunde, dem Großherzog würde eine ſchnellere, wünſchenswerthe Wirkung hervorbringen. Auch muß ich mich wundern, daß Du ſelbſt daran zu zweifeln ſcheinſt; doch freylich, wenn Du an das Jubiläums Geſchäft denkſt, kannſt Du wohl Zweifel hegen! — Dießmal hege ich aber mehr Vertrauen zu Göthe und kann unmöglich

denken, daß Dein jetziges Geſchäft für die dortige Bibliothek wieder unbelohnt bleiben wird. —

76.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar Sonnabend d. 1.ª März 1828.

Geliebteſte Hanchen!

Deinen theuren Brief worin Du mir die glücklich überſtandene Waſſernoth meldeſt habe ich ſo eben erhalten. Ich eile nun auch, Dir ferner mitzutheilen wie es mit mir ſteht.

Wiſſe denn daß ich aus jenem Unglück mich ganz und gar wieder hergeſtellt ſehe, und in einer angemeſſenen Thätigkeit ein Glück genieße, wie ich es ſeit Jahr und Tag entbehrt habe.

Das Reſultat jener Mittheilungen von Goethe war, daß ich wieder einen näheren Theil an ſeinen großen Arbeiten nehmen ſolle, wenigſtens für die nächſte Zeit dieſes Sommers, wo ihm die Sache zu viel und allein zu ſchwer werde. Nebenbey aber mögte ich in der Arbeit für die Bibliothek fortgehen damit dem Großherzog etwas vorgelegt und meine Anſtellung nachdrücklicher eingeleitet werden könne. Für meine ganze Exiſtenz wolle er ſelbſt auf das Liebreichſte ſorgen, damit ich nur in der Arbeit leben könne und an nichts weiter zu denken hätte.

Dieſe Vorſchläge theilte mir der junge Goethe am vorigen Sonntage mit, und Du kannſt wohl denken, daß ich dieſe Anerbietungen mit Freuden annahm.

Am andern Tage am Montage war ich bey Goethe zu Tiſch. Er war glücklich daß ich ihm wieder beyſtehen wolle und daß nun durch mein Intereſſe und daß er ſeine Arbeiten mit mir beſprechen könne, viele große Sachen würden zu Stande gebracht werden, die, allein, trüb und ſchwer auf ihm laſten würden.

„Vor allen, ſagte er, liegen mir meine Wanderjahre am Herzen, woran, wie Sie wiſſen ich voriges Jahr anhaltend arbeitete, und die nun in drey Bänden im Manuſcript vorliegen, unvollendet und mit manchen Lücken. Ich habe ſo lange an dieſe Gegenſtände gedacht und gearbeitet, daß ſie für mich das Leben und Intereſſe verloren haben, und ich mir kaum ſagen kann und mag wo es fehlt und was noch

daran zu thun iſt. Nun iſt meine Abſicht Ihnen dieſe Bände zu geben. Sie werden ſie ſtudiren, die Compoſition wird Ihnen klar werden, Sie werden ſehen, wo ich hinauswollte und mir ſagen was und wo ich noch daran zu thun habe. Wir werden die Sache mit einander durchſprechen, die Gegenſtände werden wieder in mir lebendig werden, und ſo werde ich denn leicht und friſch in wenig Monaten alle die Lücken ausfüllen, die Ihnen jetzt an dieſen Bänden fühlbar ſeyn werden.“

Ich erwiederte mit Neigung und Heiterkeit und war ſehr glücklich mit Goethe bey Tiſch. Wir aßen allein und ließen uns delikate Froſchkeulen und ſonſtige gute Biſſen ſehr wohl ſchmecken. Goethe trank ein halbes Fläſchchen Champagner, ich meinen beliebten Würzburger. Wir ſprachen ſehr viel über dieſen Gegenſtand der Wanderjahre ſo wie viel über andere höchſt bedeutende Dinge, welche in einer guten Stunde niederzuſchreiben ich mir vorgenommen habe.

Nach Tiſch gab Goethe mir den erſten Theil der Wanderjahre mit. Am nächſten Tage, Dienſtag, war ich bey dem jungen Goethe zu Tiſch, am andern Tage wieder beym Alten, vorher machten wir eine Spazierfahrt nach ſeinem Garten, wo ich ihm meine Anſicht über den erſten Theil der Wanderjahre, die ich in der Zwiſchenzeit gehörig betrachtet hatte, mittheilte. Wir waren wieder vergnügt bey Tiſch. Ich nahm den zweyten Theil mit, in deſſen Betrachtung ich nun dieſer Tage und noch dieſen Morgen glücklich geweſen bin und worüber ich dieſen Mittag, wo ich wieder zu Tiſch eingeladen bin, mit Goethe zu reden hoffe.

Die Engländer hatten mich ganz aus meinem geiſtigen Leben geriſſen, jetzt aber bin ich in höherem Grade wieder darin und auch wieder vollkommen glücklich. Ich habe auch mit dem jungen Goethe viel über Dich geſprochen. Ich hoffe von dieſem Sommer viel Gutes. Sey nur froh und geh wieder auf die Bälle. —

77.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 1.ª März 1828.

— Ich dachte mir wohl, als Du mir von jenen Mittheilungen ſchriebſt, die der junge Goethe immer noch geheim hielt, nichts anders,

als daß das jetzige Reſultat heraus kommen würde; nur iſts mir unbegreiflich, auch muß ich mich wundern, warum der alte Göthe Dir dies, was er ja leicht hätte freundſchaftlich ſagen können, nicht ſelbſt, ſondern durch ſeinen Sohn, der auch ſogleich nicht damit hat herauskommen wollen, geſagt hat. Hierüber muß ich mich wirklich wundern, denn ſo was Großes und Wichtiges für Dich iſts ja eben nicht. —

Ich möchte ſo gern etwas von Deinen Werken wieder producirt ſehen, damit Du immer mehr bekannter würdeſt; denn daß Du Göthe behülflich, weiß ja niemand und erfährt keiner. Ja wenn ich denken könnte, daß Göthe Dich reichlich dafür belohnte, ſo wäre ich zufrieden, aber davon haben wir noch keine Proben . . . . Bitte erzähle mir in Deinem nächſten Briefe, wie Deine häuslichen Angelegenheiten eingerichtet ſind. Wohnſt Du nun in Göthens Hauſe und ißt und trinkſt Du mit ihm u. ſ. w. Mich ſolls wundern, was dieſen Sommer für Dich Gutes herauskommen wird, oder ob dies nur wieder ein Hinhalten ſeyn wird. Unbegreiflich iſts und bleibts für mich, daß Göthe nicht beſſer für Deine feſte und ſichere Exiſtenz ſorgen kann! —

78.
Johanne Bertram an Eckermann.

[Ohne Datum.]

— Recht ſehr habe ich mich darüber gefreut, daß Du endlich die Maxime des Geldverdienens angenommen haſt, was hilft alles Übrige, wenn man ſo wenig hat, Geld iſt und bleibt eine große Hauptſache. Spare nur ſo viel, als möglich und wenn Du ein Sümmchen zuſammen haſt etwa 100 ℳ., ſo ſende ſie mir; denn ich habe eine ſchöne Sparbüchſe. —

79.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar zwey Tage vor Pfi.gſten 1828.

— Sodann ſollſt Du wiſſen, daß alles Leben ohne Dich ein Hundeleben iſt und daß nur überhäufte Geſchäfte, indem ſie mich zerſtreuen und verwirren, mich vor melancholiſchen Gedanken ſichern.

Jetzt aber leide ich an einem heftigen Schnupfen, den ich mir wahrſcheinlich vorigen Sonntag geholt habe, wo ich mit Goethe eine

Fahrt nach dem Bade Berka machte. Könnte ich nur erſt wieder die See- oder Elb-Luft riechen, da würde ich bald wieder wohl ſeyn. —

— Da es Dir lieb iſt wenn ich gut gekleidet gehe ſo ſage ich Dir daß ich mir angeſchafft habe: 2. neue Hüthe, 3. Pr. Stiefel, 8. Taſchentücher, 6. Halstücher, 6. Vorhembchen, 1. blauen Frack, 1. blauen Oberrock, 1. ſchwarze Tuchhoſe, 1. graue desgl. und 2. weiße Sommerhoſen.

Ich habe in dieſer Zeit einen intereſſanten Brief der alten Voß in Heidelberg erhalten. Ferner einen lieben Brief eines engliſchen Dichters und Schriftſtellers in London der mir ſein neueſtes Werk ſendet und mich einladet ihn zu beſuchen. Auch grüßet er mich von ſeinem Freund Herrn Carlyle, berühmtem Autor in Edinburg in Schottland, deſſen Bekanntſchaft mir beſonders werth iſt. Es iſt mir lieb daß ich im Engliſchen immer weiter komme und meine Verbindungen ſich immer weiter ausdehnen.

Ich habe mir heute eine Pfanne gekauft um mir mitunter einen Eierkuchen zu backen wie ich ihn bey Euch in Bleckede gegeſſen habe und wie ihn hier niemand machen kann. Ja ſie haben nicht einmal Pfannen.

Der Herr Präſident v. Schwendtler hat die Güte mich wöchentlich ein oder 2. mal zu Tiſche einzuladen.

Daß Du eine ſo gute Sparbüchſe haſt will ich mir merken und von Deinem gütigen Anerbiethen Gebrauch machen wenn ich in einen ſo erwünſchten Fall kommen ſollte, welches jetzt nicht unwahrſcheinlich iſt. —

— Ich hatte dieſen Abend eine Einladung zu Fräulein Sylveſter im Schloſſe; ich habe mich aber los gemacht um Dir endlich ſchreiben und mich mit Dir unterhalten zu können . . . .

50.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 28.ª Juny 1828.

Geliebte Hanchen!

Verzeih daß ich nicht früher geſchrieben. Der plötzliche Tod des Großherzogs hat auf uns alle ſo gewirkt und in das hieſige Leben einen ſo anderen Zug gebracht daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte. Es iſt jetzt in Weimar ein ganz trauriges Leben, man ſieht

kein buntes Kleid, kaum einen blauen Rock, keine Sommerhoſe, keinen Damenſtrohhut mit Blumen, ſondern alles ſchwarz und in Wolle und Krepp.

Der neue Großherzog wird mit ſeiner Gemalin aus Rußland erwartet. Die Großherzogin iſt in Wilhelmsthal; wir ſind alſo jetzt ganz ohne Hof. — Die Leiche des Großherzogs wird in einer Kirche prächtig ausgeſtellt werden. An Muſik und Theater iſt nun den ganzen Sommer und Herbſt nicht zu denken und es fehlet ganz an Zerſtreuung und Aufheiterung.

Den Winter ertrag ich ſchon in Weimar aber der Sommer bringt mir gewöhnlich Heimweh. Sommer wird es hier auch eigentlich gar nicht, man hört keinen Froſch, keine Heuſchrecke, die Nächte haben keine Wärme und keinen Glanz; der Ettersberg hat ſich der himmliſchen Ausſicht nach Nordweſt als ein ſchwarzer Riegel vorgeſchoben. Ich erzählte Goethe vor einigen Tagen von den herrlichen Nächten an der breiten Elbe bey Stade und daß es um halb elf Uhr noch Tag geweſen und wir geglaubt es ſey kaum neune. —

— Tiek war vor 14 Tagen mit einer Gräfin, ſeiner Frau und ſeinen beyden Töchtern hier. Die Töchter kannten Rehbergs ſehr gut; da ich das Vergnügen hatte bey Tiſch abwechſelnd neben der ſchönen Agnes und der geſcheuten Dorothea zu ſitzen, ſo gab mir das eine angenehme Unterhaltung.

Von Hrn. Paſtor Weidner zu Wülflingen bey Elze habe ich dieſer Tage einen angenehmen Brief erhalten . . . . .

Ein berühmter Maler aus München iſt hier der das Portrait von Goethe ganz vortrefflich macht. Der König hat ihn hergeſandt. Erinnerſt Du Dich noch des Bildes das wir mit Mutter bey Bennigſen ſahen. Ich wollte Du könnteſt dieſes ſehen, es wird künftig in München beym König ſeyn; ich will mit Dir einmal hinreiſen . . . .

81.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 14.ª July 1828.

— Da der Großherzog geſtorben, haſt Du nun keine Hoffnung mehr zu der bekannten Anſtellung und wie ſtehts nun mit dem Catalog, den Du dem G. H. vorlegen wollteſt. —

82.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 24.ª July 1828.

— Außer meiner Wohnung in der Stadt habe ich heute auch eine ſtille Gartenwohnung bezogen, wo ich etwas gutes zu ſchreiben hoffe. Goethe iſt ſchon ſeit 3. Wochen in Dornburg und wird auch dieſe Woche noch nicht zurückkommen. Auch ſind meine Engländer fort und habe ich alſo Ruhe von zwey Seiten. Meine geiſtreiche Freundin vom Hofe iſt vorige Woche nach England abgereiſet. —

. . . . Der neue Herzog iſt noch nicht angekommen und wir ſind noch immer ohne Hof. Man denkt es werden manche Veränderungen vorfallen und es iſt mir intereſſant auch dieſes zu erleben. Ich habe dieſer Tage einen Beſuch aus Berlin gehabt; Dr. Stieglitz war hier mit ſeiner jungen ſchönen Frau mit der er ſich vor 3 Tagen auf einem Dorfe bey Leipzig hatte trauen laſſen. Deine Geſundheit iſt zu mehreren Malen getrunken worden. Es war ein ſehr glückliches Paar wie es eine Seltenheit iſt zu ſehen. Sie hat als Sängerin ein ganz vorzügliches Talent ſo daß ich wenige ſo angenehme Stimmen gehört habe. Paſtor Weidner zu Wülfingen bey Elze hat eine Oper geſchrieben die er mir zur Anſicht zugeſchickt hat. Es ſcheint ein trefflicher Menſch ſo daß leicht eine Freundſchaft unter uns entſtehen könnte. —

83.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 11.ª Auguſt 1828.

— Goethe iſt immer noch in Dornburg. Jeden Sonntag habe ich ihn mit Frau v. Goethe beſucht, erſt vorgeſtern bin ich von ihm zurückgekommen. Ich wollte er wäre erſt wieder hier er wird aber noch einige Wochen dort bleiben . . . . .

84.
Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 30.ª Septbr. 1828.

— Ueber die Stelle in Hannover, wovon Du mir geſchrieben, will ich Dir ſagen, was ich vermag. ich kann nicht ab- noch zurathen.

Doch iſt es gut, daß dieſe Stelle vorfällt, man erkennt dadurch die Wünſche und Abſichten der Weimaraner, vielleicht entſchließen ſie ſich recht bald zu einer Entſcheidung für Dich. Dies würde mir lieber ſeyn, als wenn Du mit einer ſo geringen Stelle nach H. zurückkehrteſt, (mich wundert auch, daß ſich Candidaten dazu gemeldet, da die Geſchäfte nur im Abſchreiben beſtehen, ſo dächte ich, könnten es wenig Gebildetere vorſtehen.) So gerne ich Dich auch näher, als in Hannover wüßte, wo wir uns leichter ſehen und ſprechen könnten, ſo iſt es auch nur für den Anfang doch eine gar zu geringfügige Stelle. Wie würden die meiſten Hannoveraner ſich hierüber aufhalten; da ſo wohl dort als hier die Leute nicht begreifen, wenn Du doch mit dem großen Göthe in einem nahen und freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtändeſt, er nichts für Dich bezweckt hätte. Wenn ich nur wüßte, daß dieſes kleinliche Verhältniß nicht lange währte, und es zu einem beſſeren Ziel führen könnte, ſo würde ich gleich dazu rathen. Recht ſchade iſts, daß die Rehberg nicht gerade gegenwärtig, die würde recht aufrichtig und zu dem beſten, klügſten rathen. Abrathen will ich Dich hiemit aber keineswegs, es iſt ja möglich, daß es zu einem ſchönen Ziel führen kann. —

— Wieder auf die Stelle zu kommen. Was ſagt denn der alte Göthe dazu, oder ſagſt Du dem nichts davon. Mich ſoll wundern, was die beiden Göthen dazu ſagen und rathen. Wundern würde es mich, wenn der Alte Dich entließe (oder) ohne irgend etwas beſonders für Dich gethan zu haben; auch ſo beſonders, da Du ihm ſo nützlich und lieb geweſen biſt. —

55.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar. d. 18.ᵉ Octbr. 1828.

— Es iſt mir lieb daß Du mir abgerathen haſt, mich um die gar zu geringfügige Stelle in Hannover zu bewerben. Herr Cammerherr v. Goethe der mit ſeinem Vater meinetwegen geſprochen, hat mir gleichfalls ſehr abgerathen. Wenn die Stelle in Hannover, ſagt er, 6 bis 800 ℳ einträge, ſo würde er mir nicht abrathen darum nachzuſuchen, in dieſem Fall aber wäre es ganz unter meiner jetzigen Stellung. Zwar könne man mir in Weimar jetzt gar nichts anbiethen,

nicht 100. ℳ, weil alle Caſſen erſchöpft ſeyen, und man die Stelle bey der Bibliothek unter der neuen Regierung wahrſcheinlich nicht wieder beſetzen wolle. Allein wie ich nun einmal ſtände, ſollte ich meine ſehr günſtige Stellung wenigſtens noch ein Jahr zu behaupten ſuchen, und während dieſer Zeit literariſch hervortreten, ich würde dann eine Macht ſeyn, und man würde mir Anträge thun, von Berlin, von München, oder Gott weiß woher.

Da nun niemand meine Lage beſſer beurtheilen kann wie ich ſelbſt, ſo freue ich mich daß ich dieſes Mal dem Hrn. v. Goethe vollkommen recht geben muß. Ich bin ordentlich glücklich, ſeitdem ich weiß, daß ich in Weimar nicht durch eine kleine Stelle gefeſſelt ſeyn ſoll. So wie es auch zu meiner Beruhigung beyträgt Hannover aus dem Sinn geſchlagen zu haben.

Hr. v. Cotta war hier und ich habe mit ihm Verabredungen getroffen, die Goethen ſehr lieb ſind. Ich gebe ihm nämlich Beyträge zum Morgenblatt, Sachen die ich ſonſt nicht benutzen kann, wofür Cotta mir 4 Ldor. für den Bogen giebt. Ich hatte dieſen Herbſt vor etwas Größeres zu ſchreiben, ich bezog eine Gartenwohnung, es kamen mir aber bald ſo viele Leute nach, daß ich es aufgab und wieder in die Stadt ging.

Viele große Beſuche berühmter Leute haben wir dieſe Zeit gehabt und da ich täglich bey Goethe eſſe, ſo habe ich deren Bekanntſchaft auf die angenehmſte Weiſe machen können. Auch habe ich wieder eine Einladung von Hrn. Fraſer in London, die ich jedoch wieder ablehne. —

— Auch kleine Gedichte habe ich mitunter gemacht, aber nicht an hübſche Sängerinnen, ſo wie ich auch keine Taſſen bekommen habe, welche Nachrichten falſch ſind; überall iſt man in Weimar mit Geſchenken nicht ſo freygebig, wenigſtens nicht gegen mich. Sage mir doch wie die Nachricht mit den Sängerinnen und Taſſen nach Bleckede gekommen iſt; es macht mir Spaß. —

56.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 4.ᵉ Novbr. 1818.

— Wegen der hannöverſchen Stelle machte ich mir wenig Hoffnung, obgleich ſie nicht, wie ich von W. erfahren, ſo geringſchätzend

iſt, als ſie mir erſchienen, da ſie früher ein ſehr gelehrter und achtungswerther Mann Namens Dr. Müller, ein Bruder des Legations-Rath Müller, beſeſſen hat, und dieſer nur deswegen abgegangen, weil ihm Perz als Bibliothekar vorgeſetzt worden iſt, und die Geſchäfte keineswegs ſo leicht ſeyn ſollen, indem die Urkunden, welche abgeſchrieben werden, eſt in undeutlichem Latein abgefaßt ſind und es alſo Mühe erfordert, um den richtigen Sinn herauszukriegen. Wenn nicht auch mehr, als ſchlichtes Abſchreiben dabey erforderlich geweſen wäre, hätte ich mich auch über W. ſeyn Zurathen nicht genug wundern können. — Du wirſt gewiß nun auch ferner durch W. Brief unterrichtet ſeyn, daß der junge Perz dieſe Stelle für Dich nicht paſſend findet. Nun höre ich auch in Deinem letzten Briefe mit vielem Bedauern, daß auch in Weimar für Dich keine gute, feſte Anſtellung mehr vacant iſt, ich hegte hierauf noch meine meiſte Hoffnung, doch nun bleibt mir ſo wohl in H. als W. keine weitere Hoffnung. Was muß das für ein armer Staat ſeyn, der nicht mal 200 ℳ zu irgend einer Beſoldung mehr übrig hat und ſo wird es auch ja unmöglich ſeyn, mit einem Gehalte von 6 bis 800 ℳ Dich jemals dort plaſſiren zu können. Es iſt mir nun klar, daß die Weimaraner Dich nur mit Hoffnungen von einem Jahre zum andern hinhalten und weiter nichts dabey herauskommt. Wie konnte Dir der junge Goethe voriges Frühjahr noch Hoffnung zu dieſer Stelle machen, indem er ſagte, daß kein anderer als Du die Anſtellung bekämeſt, da er doch gewiß eben ſo gut, als jetzt wußte, wie ſchlecht es mit den Finanzen ausſah. —

— Es iſt mir unbegreiflich, daß der alte Göthe, der überall, möchte ich ſagen, vielen Einfluß hat, wenn nun auch nicht in dem armen Weimar, doch anderwärts, für Dich nicht Gutes bewirken kann. —

87.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 20.ª Novbr. 1828.

— Gräfin Caroline Egloffſtein, die dieſen Sommer in Hannover geweſen, erzählte mir vor einigen Abenden bey Goethe, daß Rehbergs viel davon geſprochen hätten mich wieder nach Hannover zu ziehen. Ich wüßte freylich nicht auf welche Weiſe das geſchehen

ſollte. Sie wunderte ſich daß mir von Hannover noch keine Anträge gemacht worden. Daß es übrigens mit der bewußten Stelle nichts geworden iſt, kann mir ganz recht ſeyn. Denn Urkunden abſchreiben, die in undeutlichem Latein abgefaßt ſind, deren Sinn herauszubringen viele Mühe koſtet, wäre ganz meine Sache. Ich bin kaum im Stande, deutliches Latein zu leſen, vielweniger noch undeutliches. Wenn es Engliſch oder Franzöſiſch wäre, darin bin ich zu Haus, die lateiniſche Literatur kann mir nichts geben, weshalb denn auch alles lateiniſche Weſen mir widerſteht.

Canzley Aſſeſſor Rehberg, Dein alter Liebhaber, ſendet mir durch einen Göttinger Gelehrten der dieſer Tage an mich geſchrieben, die freundlichſten Grüße. Er läßt mir zugleich ſagen, daß ſeine Eltern nächſten Sommer aus Italien nach Hannover zurückkehren und ſich wahrſcheinlich dort niederlaſſen würden. Es iſt mir in gewiſſer Hinſicht lieb dieſes zu wiſſen.

Beſonders aber freue ich mich, daß Du, geliebte Hanchen Oſtern zu Wilhelm gehſt und daß ich Dich dann wieder ſo nahe habe. Du ſollſt nicht lange warten und Du wirſt mich dortſehen. Ich kann Dir nicht ſagen wie mich der Gedanke glücklich macht.

Als der Großherzog noch lebte hatte Goethe den Plan, mich bey der hieſigen Bibliothek anzuſtellen, ſo wenig dieſes auch, wie ich Dir geſtehen kann, nach meinem Sinne geweſen iſt. Jetzt aber bey dem neuen Fürſten und der neuen Regierung hat ſich das alles verändert, man denkt an nichts, als an Erſparungen, und iſt gar nicht geneigt, eine Stelle zu beſetzen, die, wie die letzten Jahre gezeigt haben, gar nicht zu beſetzen nöthig iſt. Mir iſt das ſehr lieb, denn ich habe eine Furcht vor kleinen Stellen, bey denen man hungern muß und ſeine Zeit verliert um etwas ordentliches zu thun und zu gewinnen.

Ich habe in der letzten Zeit gute Sachen geſchrieben und ich bin darüber ſehr glücklich. Es thut mir leid, daß ich Dir davon nichts zeigen und auch Dir keine Gedichte ſchicken kann; jede übrige Stunde benutze ich an meinen größeren Sachen fortzuarbeiten und mich dauert die Zeit wo ich etwas abſchreiben ſoll um es in die Ferne zu ſenden. Ich habe kaum eine ruhige halbe Stunde um mir in freyer Luft die nöthige Bewegung zu machen, ſo iſt der Tag beſetzt durch Verkehr mit Engländern, Beſuche, Diners und Abendgeſellſchaften. Während der

Morgenſtunden ſchließe ich mich ein und ſpreche niemanden wer es auch ſey.

Ich habe mir einen ſehr feinen blauen Mantel machen laſſen, einen ſogenannten Carbonari. —

Randſchrift: Du meinſt ob Goethe nicht auswärts etwas für mich thun könne? Ich zweifle nicht, aber dazu iſt noch nicht die Zeit. Ich muß ſelber erſt bedeutender hervorgetreten ſeyn, weßhalb ich noch ein wenig länger in Weimar bleiben muß. Ich danke nur Gott daß ich die kleinen Stellen aus meinen Gedanken los bin. Cotta ſchreibt mir heute, daß nächſtens im Morgenblatt zwey Aufſätze von mir gedruckt erſcheinen würden . . . . .

Meine Stellung wird ſehr gut werden. Ich müßte ganze Bogen ſchreiben um Dir dieß deutlich zu machen. Vertraue mir nur und ſey vergnügt.

88.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 12.ª Febr. 1829.

— Unbegreiflich iſt es mir und vielen anderen, daß Göthe Dir nicht beſſer forthilft, da er es nach Aller Meinung doch wohl im Stande wäre! Es ſcheint ſich aber doch zu bewähren, wie man von ihm redet, daß er Vieles verſpricht, aber nicht erfüllt. Nimm mir dies von Deinem großen Göthe nicht übel; ich ſpreche nur ſo, wie ich darüber denke. Hätteſt Du nur fortgefahren Jura zu ſtudiren, ſo wäreſt Du ohne Zweifel ſicherlich jetzt geholfen, mich grämt's jetzt, daß ich damals nicht beſſer darauf beſtanden habe; ich ging aber gar zu weit in Deine Wünſche und ſchönen Ideen, Hoffnungen mit hinein, und wir ſehen uns nun Beyde betrogen. ich hätte nicht gedacht, daß es mit einer guten Anſtellung ſo lange dauern würde! ich möchte Dir wohl rathen, von nun an fleißig an Deinem Werke zu arbeiten, wobei zu Deinem eigenen Intereſſe mehr herauskommen würde, als daß Du ſtets für Göthe was thueſt. —

89.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 18.ª März 1829.

— Vor einigen Tagen empfing ich einen Brief aus Paris mit dem ehrenvollen Antrage für das berühmte franzöſiſche Journal, die

Revue encyclopédique, monatliche Beyträge über deutſche Literatur zu geben. Sie bieten mir das erſte Jahr für jeden gedruckten Bogen 100. Franken und für jedes folgende Jahr mehr. Ich muß aber dieſen Antrag ablehnen, weil er nicht in meinem jetzigen Wege liegt. Ich will aber den Herren höflich antworten. Es iſt mir aber lieb daß ein guter Nahme von mir ſich anfängt im Stillen zu verbreiten und zwar über deutſche Gränzen hinaus. —

90.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 8.ª July 1829.

Liebe Hanchen!

Deinen theuren Brief habe ich erhalten und mich über die mancherley aus Hannover mitgetheilten Nachrichten ſehr gefreut. Ich dächte dieſer Aufenthalt in Hannover könnte Dir noch Stoff zu mehreren Briefen geben. Nun erhalte ich aber ſo eben einen Brief von Wilhelm worin dieſer mir anmeldet daß Chriſtian nach Nordheim verſetzt worden und daß Du mir dadurch nun ſo bedeutend näher kommſt. Ich werde Dich doch nun öfter ſehen im Fall ich noch länger hier gehalten ſeyn ſollte. Ja dieſe Nachricht beruhigt mich gewiſſermaßen und dämpft mein entſetzliches Heimweh. Nordheim iſt eine ſchöne Gegend und wird Dir ſchon gefallen, auch iſt Göttingen ſo nahe welches Chriſtian beſonders lieb ſeyn wird. Ich ſollte denken die Leine wird ihm nicht ſo viel zu thun machen, auch wird Dorette keine Angſt mehr um ihn haben wie in Waſſernöthen an der Elbe. Genug, ich denke, wir können über dieſe Verſetzung alle zufrieden ſeyn. . . . .

— Große iſt hier geweſen, er iſt immer noch in Noth. Seine Caroline will auf das Theater gehen wozu ſie Neigung und inneres Talent hat, aber ſie ſchweben noch in der Welt umher und haben noch keine bleibende Stelle. Mich hält er für ein Kind des Glückes. Ich war die Tage ſeines Hierſeyns nicht ganz wohl, ich hatte mir vielleicht zu viele Gedanken gemacht daß ich nicht mit Dir in Hannover ſeyn konnte. Nun aber iſt es mir viel lieber daß ich nicht dort geweſen bin und daß ich nun deſtoeher nach Nordheim kommen kann. Ich habe den ganzen Sommer auf eine ähnliche Nachricht gehofft. —

91.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 25.ª August 1829.

.... Der Sommer iſt mir hingegangen wie Dir und mir noch ſchlimmer weil ich den ganzen Sommer halb unwohl und melancholiſch geweſen bin und in der gräßlichſten Einſamkeit gelebt habe. Der hieſige Aufenthalt wird mir mit jedem Tage unangenehmer und läſtiger und ich glaube auch nicht daß es anders werden wird. Könnte ich wie ich wollte, ſo ginge ich auf der Stelle nach Nordheim und miethete mir eine Wohnung und eine für Chriſtian und Euch und erwartete Chriſtian ſeine Ankunft und wäre dort mit ihm ſo lange allein bis Ihr nachkämet. Doch dieß ſind angenehme Träume die ich mir vergehen laſſen muß. An meinem größern Werke habe ich wenig thun können, indem die Bemühungen und Geſchäfte für das tägliche Leben den größten Theil meiner Zeit genommen haben und ich die übrigen Stunden wegen meiner Geſundheit der Bewegung im Freyen habe widmen müſſen, ſo viel der ewige Regen und [der] Wind es erlaubt hat. Ich lebe ſo einſam daß ich mich ſelbſt von Goethe zurückgezogen habe, welches viel ſagen will. Ich bin mit einigen Gedichten beſchäftiget in Bezug auf den König von Bayern, und wenn ich auch unglücklich bin, ſo hat doch mein Talent mich nicht verlaſſen. Ich habe Goethen eins zur Anſicht mitgetheilt, der mir darauf Folgendes erwiedert:

„Das hiebey zurückkehrende Gedicht werden, dünkt mich, der Abgebildete ſo wie der Beſteller und Bildner, Verwandte und Bekannte, Mit- und Nachlebende nach Würden zu ſchätzen wiſſen und die darin herrſchende das poetiſche Verdienſt erhöhende eindringliche Neigung dankbarlichſt anerkennen. Gelingt Ihnen, mein Wertheſter, wie nicht zu zweifeln iſt, auch noch in den übrigen gleich anmuthig zu ſeyn; ſo wird ſich Ihr Unternehmen eines allſeitigen Beyfalls gewiß zu erfreuen haben.“

„Da Ihnen Ihre Abgeſondertheit in ſolchem Grade wohlthätig zu wirken ſcheint, ſo ſetzen Sie dieſelbe, nach Maßgabe Ihres Gefühls ruhig fort. Vielleicht ſchließt ſich, durch Vollendung Ihres Gedichts eine Epoche und Sie mögen mir es ſelbſt überbringen. Sie werden mir jederzeit willkommen ſeyn und ich hoffe Sie noch mit den beſten Artiſchocken bewirthen zu können.“

„Mit unſern Berliner Almanachs-Freunden ſtehen wir folgendermaßen: (ich laſſe dieſe Stelle aus weil ſie für Dich kein Intereſſe hat.)“

„Mit meinen Arbeiten bin ich indeſſen auch vorgerückt, wovon manches mitzutheilen ſein wird; auch mir iſt die Einſamkeit hinter dem Regengitter ganz vortheilhaft.

Soviel für dießmal in Hoffnung baldigen Wiederſehens.

In treuer Geſinnung verharrend

J. W. v. Goethe.“

Mit dieſen Gedichten bin ich nun noch beſchäftigt und ich hoffe ſie in 14. Tagen zu vollenden, indem ich nur in den beſten Stunden etwas daran thun kann. Die Gedichte werden mich mit dem König von Bayern bekannt machen und vielleicht führt es zu weiterem Guten. —

92.

Eckermann an Johanne Vertrau.

Weimar d. 27.ª Octbr. 1829.

— Ich bin jetzt recht wohl wieder. Denke Dir das Gedicht iſt immer noch nicht fertig. Mein Reißen im Kopfe und Zahnweh wollte mir nicht erlauben an irgend etwas lebhaft zu denken. Ich hoffe es aber nun bald zu vollenden und mit dem was ich gemacht habe bin ich zufrieden. Mein ganzer Morgen geht immer mit den Engländern hin. Nachmittags muß ich in die freye Luft. Abends occupirt das Theater und die Geſellſchaft. Auch habe ich einige Geſchäfte für Goethe. Dieſe Nacht im Traum war ich beym König von Bayern. Aber ſeine Geſtalt war ganz anders als wie ich ihn bey Goethe geſehen. Er war gekleidet wie ſein erſter Miniſter; aber er hinkte und ſein erſter Miniſter auch. Uebrigens war ich in ſeiner Familie ſehr vertraulich. —

.... Ich hätte Dir gerne längſt Gedichte und ſo etwas geſchickt, allein das Abſchreiben und Schicken iſt gar zu unbequem. Ich weiß, daß Du den beſten Geſchmack und das reinſte Urtheil in Deinem Gefühl haſt und hoffe auf nichts ſehnlicher als auf die Zeit wo ich Dir alles zeigen und alles mit Dir beſprechen kann. —

93.

Johanne Bertram an Eckermann.

Bleckede, d. 5.ᵉ Jan. 1830.

— Daß Du die Freude haſt, den jungen Großherzog in der engl. Spr. zu unterrichten, iſt mir höchſt angenehm zu leſen; kein Geſchenk wäre mir lieber, als dieſe Nachricht geweſen. —

94.

Eckermann an Johanne Bertram.

(Weimar d. 18.ᵉ Januar 1830.)

— Wegen mein Portrait, deſſen Aehnlichkeit Doretten gefallen, woran aber die Haare ein wenig verrückt ſind, (ſo) habe ich mit dem Maler geſprochen und er will es ändern. Ich will nun an Wilhelm ſchreiben daß er es mir ſchickt und wir wollen ſehen daß die Haare nach meiner jetzigen Art werden. Ich ſende dann alles zuſammen nach Nordheim. —

— Ich habe die Feſttage ganz einſam zugebracht und melancholiſch wie mir ſolche Tage immer hingehen. Ich war eingeladen zu Goethes und zu den Engländern aber ich war zu melancholiſch um hinzugehen.

Soeben erhalte ich eine Einladung zum Hof von Seiten der Kaiſerlichen Hoheit der Großherzogin, zu einem Maskenball an des Großherzogs Geburtstag den 2.ᵉ Februar. Ich habe alſo Zeit mir noch einen hübſchen Anzug machen zu laſſen.

Übrigens geht es mir ziemlich wohl. Ich habe ein Gedicht von 16. Seiten gemacht was ich vor einigen Tagen Goethe vorgelegt und worüber er mir viel Gutes geſagt hat, ſo daß es mich einige Tage beglückte. Ich muß nun noch 3. machen, die dazu gehören. Jenes Gedicht war ſehr ſchwer und ich danke Gott daß ich es von der Seele habe. Ich wollte, die anderen wären auch erſt gethan ſo daß ich mich wieder frey fühlen könnte. —

95.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar Donnerſtag d. 25.ᵉ Febr. 1830.

— Der Maskenball bey Hofe war im höchſten Grade brillant,

doch fehlt es mir in dieſem Augenblick an Zeit Dir davon zu ſchreiben, um Dir wenigſtens nach ſo langem Schweigen ſchnell einige Zeilen zu ſenden. Die Großherzogin Mutter iſt todt und alles iſt hier wieder in Trauer, auch das Theater iſt auf 3. Wochen geſchloſſen. Goethe iſt wohl und prächtig und in höchſtem Grade thätig. Meine Gedichte ſind noch nicht fertig. —

96.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 20.ª März 1830.

Liebe Hanchen!

Ich habe Dir dießmal verſchiedene wichtige Dinge mitzutheilen. Es iſt in dieſen Tagen ſo gut wie entſchieden daß ich mit Herrn v. Goethe in einigen Wochen nach Italien gehe. — Man gratulirt mir allgemein dazu indem man es für mich für ein großes Glück hält. Ich bin ſeit einigen Tagen nicht ganz wohl wegen einer Erkältung und ſo habe ich mich noch nicht recht darüber freuen können, wie es in ganz geſunden und friſchen Tagen würde geſchehen ſeyn. Frau v. Goethe ſagte mir noch geſtern bey Tiſch, daß ſich der ganze Adel ſo freue daß ich mitginge, und daß ich daraus ſehen möchte wie ſehr ich hier geliebt ſey. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Reiſe viele gute Folgen für mich haben wird. Bey meinem jetzigen Hinleben von einem Tage zum andern kam doch nicht viel heraus, und es mag recht gut ſeyn daß einmal etwas außerordentliches geſchieht. Meine Gedichte in Bezug auf den König von Bayern ſind ſeit 8. Tagen fertig. Goethe hat mich ſehr gelobt, er ſagte, ich hätte die Kühnheit von Lord Byron und das Ruhige von ihm, welches freylich zwey große Eigenſchaften ſind. Er läßt ſie jetzt abſchreiben und wird ſie in dieſen Tagen fortſchicken. Der König geht auch nach Italien, und wir ſehen ihn vielleicht auf der Inſel Capri, wo wir denn wahrſcheinlich freundlich aufgenommen werden. Unſere nächſte Richtung geht über Frankfurt am Rhein hinauf über Baſel und Genf über den Symplon nach Mayland, dort bleiben wir einige Wochen und gehen dann über Verona und Padua nach Venedig. Von dort über Bologna nach Florenz. Von hier zu Schiff nach Genua. Es iſt möglich daß wir von hier nach Neapel und über Rom zurückgehen. Wir werden die ganze Reiſe in 6. Monat machen und Goethe hat

das nöthige Geld für uns bewilligt. Auch werden wir überall in den großen Städten von Gesandten Künstlern und Gelehrten gut aufgenommen werden, und man wird Goethes Sohn die Ehre und Liebe erweisen die man gerne dem Vater anthun möchte. Ich werde viel sehen viel beobachten viel lernen und sicher bedeutender zurückkommen als ich hingehe. Auch werde ich dadurch in den Augen der Welt gewinnen. Unsere Abreise ist spätestens auf den 1.ª May bestimmt; es kann aber seyn, daß wir noch 8. Tage früher gehen; je nachdem wir mit unsern beyderseitigen Arbeiten fertig seyn werden. Antworte mir gleich auf diesen Brief. Ich denke noch einige mal von hier an Dich zu schreiben. Ich möchte wissen ob Ihr den ersten April nach Nordheim geht und ob ich meinen nächsten Brief dorthin addressiren kann. Auf der Reise werde ich Dir zuerst von Mailand aus schreiben. Ich werde Dir noch näher bestimmen, wohin Du Deinen nächsten Brief in Italien richten sollst.

Wenn Du durch Hannover kommst so nimm was von meinen Sachen sich noch bey Wilhelm befindet mit nach Nordheim. Vor allen das Manuscript meines Trauerspiels, meine Zeichnungen, meine Bücher und mein Portrait das Wilhelm mir nicht geschickt hat. Das Portrait will ich dann ändern lassen wenn ich im Herbst von Italien zurück bin. —

97.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 13.ª April 1830.

Liebe Hanchen!

Ohne mit Dir zu scheiten über Dein großes Mißtrauen das Du schon wiederholt gegen mich hast merken lassen will ich Dir nur kurz und offen sagen daß ich von der Reise nach Italien früher keine Silbe gewußt habe, und daß es auch jetzt nicht mein Gedanke und mein Wunsch ist. Ich hatte für den nächsten Sommer ganz andere Wünsche und Pläne und wenn ich es gestehen soll, so hoffte ich im Stillen, den Sommer bey Dir zuzubringen, in einem Eurer vielen Zimmer zu wohnen und dort in Ruhe endlich meine mancherley Manuscripte zum Druck vorzubereiten. So war es meine Gute. Warum ich aber nicht sagte daß ich kommen wollte, geschah deßhalb, weil ich in den letzten Jahren schon zu oft Dinge versprochen hatte, wo denn die Umstände

wieder anders lenkten so daß ich sie nicht halten konnte, welches bey meinem Character mir ganz verhaßt und fatal ist, und weswegen ich mich denn scheute, je wieder etwas zu versprechen. Nun ist unsere Abreise auf 14. Tage bestimmt, aber kannst Du wissen daß sie seyn wird? Der Plan ist 6. Monate weg zu bleiben; aber können wir wissen daß es so wird ausgeführt werden? Mein Wunsch wäre dann, mit der Fülle der neuen Eindrücke und Erfahrungen die mir diese Reise geben wird, geradeswegs zu Dir zu kommen und dort in der Stille alles zu verarbeiten. Aber hänge ich von meinem Willen ab und wird es mir möglich seyn dieses auszuführen? Ja wird es klug seyn, meine Weimarischen Verhältnisse ganz abzubrechen? Ich bin in einer Lage wo niemand klug genug ist mir rathen zu können, und wo ich daher am besten thue, den Umständen nachzugeben die über mich gebieten. Dich aber bitte ich mir besser zu vertrauen und meinen Worten keine ängstlich mißtrauische Deutung zu geben, welches nicht allein mich betrübt, sondern auch Dir selbst gar nicht gut kleidet. Kennst Du mich denn nicht mehr und hast Du vergessen, daß offene Wahrheit der eigentliche Grund meiner Natur ist?

Du schreibst mir nichts über meine Bücher und Zeichnungen die ich Dich bat mit nach Nordheim zu nehmen. —

. . . . Schreibe mir in den ersten Tagen damit Dein Brief mich hier noch treffe. Addressire Deine ferneren Briefe nur immer nach Weimar, Goethe wird sie mir nachsenden. Zu unserer Reise höre ich sind 2000. Thaler bestimmt. Ich habe mir Visitencharten stechen lassen wovon ich Dir eine beylege. Für Kleinigkeiten die ich zu der Reise brauche habe ich in diesen Tagen schon über 40. ℳ. ausgegeben wie ich denn überhaupt ohne 600 ℳ. jährlich hier nicht mehr auskomme. Von der Reise muß ich Dir noch sagen, daß Goethe sie besonderer Umstände wegen zu machen genöthigt ist und ich ihn begleiten muß, damit er nicht ohne Freund sey. Wir wollen hoffen, daß sie zu beyderseitigem Gewinn ablaufe. Ich schreibe Dir noch einmal bevor ich gehe. —

98.

Eckermann an Johanne Bertram.

Frankfurt d. 24.ª April 1830.

Liebe Hauchen!

Unsere Abreise aus Weimar wurde über Erwarten so beschleunigt

daß ich nicht Zeit hatte Dir von dort aus zu schreiben und ich es nun auf der ersten Station thue wo wir auf wenige Tage Halt machen. Wir gehen von hier aus nach Basel in die Schweiz, immer am schönen Rhein hinauf. In Genf werden wir wieder einige Tage anhalten und von dort weiter unserer Bestimmung nachgehen. Ich hoffte in Weimar mit einiger Sehnsucht auf einen Brief von Dir, doch ich habe ohne ein ferneres Wort von Dir abreisen müssen. Die Großherzogin wünschte mich noch am Abend vor unserer Abreise zu sprechen, sie ließ mich bey der Gräfin Egloffstein suchen, als ich eben dort weggegangen war. Später war ich auf dem Schlosse bey Hofrath Soret, wo die Großherzogin mit dem Herzog von Oldenburg schon zu Tafel gegangen war, und sie sehr bedauerte mich nicht mehr sehen zu können. Sie hat mir auf die Reise viel Gutes sagen lassen so wie auch der Großherzog. Nicht einmal vom Prinzen habe ich Abschied nehmen können, so sehr waren wir getrieben. Wir fuhren vorgestern morgen aus Weimar und gestern Nachmittag waren wir schon hier, woraus Du siehst daß wir Nacht und Tag gefahren sind. Es ist hier das schönste Sommerwetter und alle Bäume sind völlig grün und in voller Blüthe, das Gras ist schon eine Viertel Elle hoch. Gerne schriebe ich Dir mehr von dem hiesigen Leben allein es fehlt mir die Zeit und ich kann bloß noch sagen daß ich wohl bin und Deiner in Liebe gedenke. Hoffentlich schreibe ich Dir noch ehe wir über die Alpen gehen. Ob ein Brief von Dir mich treffen wird ist zweifelhaft. . . . .

d. 26.ª

Nachschrift. Es ist ein gewaltig reges Leben hier. Gestern Abend waren wir im Don Juan. Morgen früh fahren wir ab am schönen Rhein hinauf.

92.

Eckermann an Johanne Bertram.

Venedig d. 21.ª Juny 1830.

Geliebte Hanchen!

Ich benutze eine Gelegenheit um Dir zu schreiben und Dir zu sagen daß ich wohl bin und Deiner viel gedenke. Ich habe nun seit 10. Wochen keine Zeile von Dir gesehen. Ich weiß nicht ob Du mir nicht geschrieben hast oder ob man von Weimar die Briefe nicht geschickt hat. Wir gehen übermorgen von hier nach Mailand wo wir

Briefe zu finden hoffen. Wir gehen über Mantua und Cremona und ſind in 5. Tagen dort. Wie ſehr würde ich mich freuen endlich wieder einmal etwas von Dir zu ſehen. Schreibe nur den Brief unter meiner gewöhnlichen Addreſſe nach Weimar und ſetze noch das Wort: recommandirt darauf, ich werde noch einmal erinnern daß man mir ihn gleich ſchicke. In Mailand bleiben wir dießmal nur 2 bis 3. Tage indem wir ſchon 3. Wochen dort geweſen ſind. Übrigens bin ich in dem ſchönen Lande Italien ſehr glücklich und lerne und ſehe täglich viel Großes und Neues. Ich habe mir keinen Begriff gemacht wie viel Gutes hier für mich wäre, und ſehe jeden Tag daß ich durchaus herkommen mußte um meine Cultur in gewiſſem Sinne zu vollenden und mich zu beruhigen. Rehbergs habe ich noch nicht geſehen, hoffe ſie aber in Neapel oder Rom zu finden. Von Mailand gehen wir nach Genua. Von dieſer großen Stadt Venedig die mitten im Waſſer am Meere liegt könnte ich Dir viel erzählen, allein ich wüßte nicht wo ich anfangen und wo ich endigen ſollte, ſo viel wäre zu ſagen. Willſt Du aber mich auf meiner Reiſe begleiten, ſo nimm eine gute Reiſebeſchreibung von Italien die Du gewiß in Nordheim finden wirſt und lieſ über alle die Städte nach wo Du weißt daß ich gehe. Ich werde Dir mit der nächſten Gelegenheit wieder ſchreiben. Ich bin oft Italienerinnen begegnet die Dir ein wenig ähnlich ſahen, ſie ſind faſt alle ſchön und die Männer noch mehr. Ich habe welche gefunden die Wilhelm und Chriſtian ähnlich ſind. Auch viele Schönheiten mit braunen Haaren, welche auch die Maler gern in ihre Bilder gebracht haben. Es ſind hier über 50. Kirchen und faſt in jeder vortreffliche Gemälde großer Meiſter. Ich bin oft ganz müde von vielem ſehen. Es ſind 7. Theater hier aber nur in dreyen wird jetzt geſpielt. Es geht um 9. an und iſt ſpät in der Nacht aus. —

100.

Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 25.ª Auguſt 1830.

— Mit Bedauern habe ich das traurige Schickſal des jungen Göthen geleſen, und wünſche ſehnlichſt, daß er recht bald wieder von dem Uebel befreit ſeyn möge. Welch ein Glück aber für Dich, daß Du gerade an dieſem Tage ihn verlaſſen müſſen, wie leicht hätteſt

Du nicht ein gleiches trauriges Schickſal davon tragen können, und dann wäre das Unglück doppelt ſchlimm geweſen. Gott ſey Dank, daß Du davon befreit worden biſt. —

— Am 17.ª Auguſt iſt Dein Brief aus Genf abgegangen und am 25.ª Auguſt hier angekommen, alſo gerade 8 Tage unterwegs geweſen. —

101.
Eckermann an Johanne Bertram.

Genf d. 5.ª Septbr. 1830.

Liebſte Hanchen!

Dein Brief hat mir große Freude gemacht und mich mit einemmal von aller Unruhe befreit. Ich eile nun Dir zu ſagen daß ich komme und in einigen Tagen von hier abreiſe. Ich habe einen Brief aus Genua daß Goethe vollkommen wieder wohl iſt und ſeine Reiſe nach Neapel fortgeſetzt hat. Ich habe meinen hieſigen Aufenthalt benutzt um mich in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Ich werde von hier über Neufſchatel und Straßburg nach Frankfurt gehen und ſodann über Caſſel zu Dir kommen. Da ich langſam reiſe und ich in den Städten immer gern einige Tage verweile ſo können noch bis zu meiner Ankunft 3. Wochen hingehen. Wenn Du willſt. ſo ſchreibe mir noch einmal poste restante nach Frankfurt, oder Caſſel. Ich habe in dieſen Tagen einen Brief aus Weimar erhalten wo man ohne daß ich geſchrieben erfahren hat daß ich hier bin. Der Brief iſt von Hrn. Hofrath Soret, dem Gouverneur des Prinzen. Er ſchreibt mir daß man die Abſicht habe mir eine kleine Stelle zu geben, auch daß die Großherzogin ſich über meine nahe Zurückkunft freue und daß ſie hoffe meinen Unterricht mit dem Prinzen bald fortgeſetzt und vermehrt zu ſehen. Ich bin nun wirklich in einiger Unruhe deswegen indem mein baldiges Zurückkommen nach Weimar mit meinen anderen Plänen keineswegs in Harmonie ſteht. Käme es auf mich an, ich ginge gar nicht nach Weimar zurück. Ich will nun ausführliche Briefe von hier aus nach Weimar ſchreiben ſowohl an Soret wie an Goethe und will ſie bitten mir nach Frankfurt zu antworten. Ich werde ſodann ſehen was man ſagt, und will in Nordheim mit Dir das Weitere bereden. Ich kann ſagen daß ich den Prinzen perſönlich lieb habe und daß

ich gerne zu ſeiner höheren Entwickelung thätig wäre, allein es geht nicht wohl mit meinen anderen Abſichten und Vorſätzen, Plänen und Wünſchen.

Ich werde auch wegen Deiner Briefe nach Weimar ſchreiben; wahrſcheinlich liegen ſie bey meiner alten Wirthin die gerne alles an ſich hält. —

102.

Eckermann an Johanne Bertram.

Straßburg d. 29.ª Septbr. 1830.

Mein beſtes Hanchen!

Ich ſchreibe Dir noch einmal, weil ich wider Willen und Erwarten in Genf länger zurückgehalten worden bin als ich dachte. Es regnete dort jeden Tag und war überhaupt ein ſo kaltes abſcheuliches Wetter daß ich nicht ohne Gefahr für meine Geſundheit abreiſen konnte; zumal da ich Zahnweh und Reißen im Kopfe hatte und mich überall ſehr ſchlecht befand. Ich benutzte meinen Aufenthalt um manches zu ſchreiben und mich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen. Endlich bin ich denn am 21.ª abgereiſt, wiewohl noch im Regen, ich bin über Lauſanne, Bern, Baſel und Colmar gegangen und geſtern hier angekommen. Hier muß ich einige Tage warten um wieder reine Wäſche zu bekommen. Dieſe Stadt gefällt mir ſehr wohl, die Luft iſt hier milde und angenehm und die Einwohner ſcheinen ſehr gute ruhige Leute. Man ſpricht hier größtentheils franzöſiſch, aber auch teutſch. Ich war geſtern Abend im Theater welches ſehr ſchön war, und wo eine franzöſiſche Oper und zwey Ballette gegeben wurden. Es gefiel mir ſo wohl, daß ich an Dich dachte und Dich an meine Seite wünſchte. Ich werde übermorgen oder den nächſten Tag von hier über die nächſten Städte nach Landau gehen und von dort über Speier nach Manheim, wo ich dann über Worms nach Mainz und ſo nach Frankfurt kommen werde. Dort hoffe ich Briefe von Weimar und auch einen von Dir zu finden. Sollteſt Du nicht dorthin geſchrieben haben, ſo ſchreibe nach Caſſel. Das Wetter iſt nun ſo lange ſchlecht geweſen, daß ich hoffe für unſere Spaziergänge in Nordheim noch einige ſchöne Herbſttage zu bekommen. —

103.

Eckermann an Johanne Bertram.

Frankfurt d. 13.ᵉ Octbr. 1830.

Geliebte Hanchen.

Ich habe vorgeſtern bey meiner Ankunft in Frankfurt Deinen Brief vorgefunden ſo wie auch einen von Goethe und Soret. Goethe bittet mich nicht eher aus Frankfurt zu gehen bis wir wohl überlegt hätten wo ich nächſten Winter zubringen würde. Er legt einen Empfehlungsbrief an Hrn. und Frau Geheimrath v. Willemer bey damit mir der hieſige Aufenthalt angenehm und nützlich ſeyn möchte. Er bittet mich ihm gleich zu antworten. Solches habe ich gethan und zwar habe ich ihm geſchrieben daß ich vier bis fünf Tage hier warten wolle um vielleicht noch hier einige Zeilen zu empfangen; daß ich aber ſodann zu meinen Freunden und Lieben nach Nordheim gehen würde, um dort das Weitere zu überlegen und zu erwarten. So ſteht es nun, und Du ſiehſt daß ich immer wider meinen Willen aufgehalten bin. Ich wollte ich wäre erſt endlich zur Ruhe. Zudem habe ich einen Schnupfen und befinde mich nicht zum Beſten.

Geſtern an Tablo d'Hôte erzählte mir der Graf v. Caſtell aus Hannover daß Rehbergs von Italien zurück und ſich in Göttingen aufhalten welches mir angenehm war zu hören. —

104.

Eckermann an Johanne Bertram.

Göttingen Sonntag d. 21.ᵉ Novbr. 1830.
Morgens 7. Uhr.

Beſte Hanchen! Ich muß Dir eine Nachricht mittheilen die mich geſtern Abend tief erſchüttert hat und mich faſt die ganze Nacht nicht hat ſchlafen laſſen.

Mein Wirth, welcher hörte daß ich aus Weimar ſey, äußerte gegen mich mit der größten Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in ſeinem hohen Alter noch ein großes Leiden habe erfahren müſſen, indem ſein einziger Sohn in Rom am Schlage geſtorben ſey. Du magſt denken was ich bey dieſen Worten empfand, ich nahm mein Licht und

ging auf mein Zimmer um nicht einen Fremden zum Zeugen meines Schmerzes zu machen.

Du kannst Dir nun auch vorstellen wie meine Ankunft in Weimar seyn wird und wie mir die ersten Tage hingehen werden.

Ich gehe in einer Stunde mit einem Einspänner nach Mühlhausen. Die Post geht erst Dienstag andere Reisegelegenheit war nicht zu finden.

Übrigens bin ich ziemlich wohl und hoffe ohne Schmerzen anzukommen. Der Fußsack wird mir die besten Dienste thun, und ich weiß es Doretten Dank daß sie daran dachte. —

105.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar Mittwoch Abend
d. 24.ª Novbr. 1830.

Meine theure Hanchen! Ich bin gestern Abend 6. Uhr glücklich angekommen. Sonntag ging ich von Göttingen bis Mühlhausen, Montag von M. bis Gotha, Dienstag von Gotha bis Weimar. Du magst denken welche trübe Gedanken mich den ganzen Weg her begleitet haben; immer war mir der Tod des jungen Goethe vor Augen, und wie diese Nachricht auf seine Familie möchte gewirkt haben, und welchen Eindruck meine Ankunft machen würde.

Ich ging zuerst zu Frau v. Goethe. Ich traf Hrn. v. Seebach und Fräulein v. Pappenheim bey ihr die aber sogleich gingen. Sie war schon in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt und wir hatten viel gegen einander auszusprechen.

Sodann ging ich hinunter zu Goethe. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine liebenden Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig, wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheuten Dingen und ich war höchst beglückt wieder bey ihm zu seyn. Er gab mir zwey angefangene Briefe die er nach Nordheim an mich geschrieben aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann von meiner Angelegenheit mit dem Prinzen und er sagte mir, daß er meinen Brief sogleich der Herzogin gegeben die sich über meine Ankunft freue. Wir kamen überein daß es gut sey, in Sorets Abwesenheit Herrn Schmid zu besuchen und durch ihn der kaiserlichen

Hoheit wiſſen zu laſſen, daß ich angekommen ſey. Er lud mich ſodann auf heute zu Tiſch und ich ging und beſuchte noch die Profeſſorin, die Engländer und die Kinder, die alle höchſt erfreut waren mich wieder zu ſehen und an mir herumhingen wie die Kletten. Es waren auch Damen dort von denen ich beſonders die Hofſecretairin Zwierlein und Fräulein Ulrike nenne mit der ich viel ſprach. An den neuen Engländern probirte ich mein Engliſch. Es wurde ſogleich beſonders von Ida viel nach Dir gefragt und ich konnte die ſchönſte Auskunft geben. Ich fand bey meiner Ankunft einen einzigen Brief von Sterling aus Genua aber keinen von Wilhelm.

Dieſen Mittag war ich nun mit Goethe und Frau v. G. zu Tiſch und ich hatte manches zu erzählen. Ich ging ſodann und beſuchte den Prinzen, den ich an einer Arbeit für mich beſchäftigt fand. Seine Freude ſchien ſehr groß, er drückte mich und hüpfte dann und klatſchte in ſeine Hände, und ich war auch ſehr glücklich ihn ſo wohl und hübſch wieder zu ſehen. Herr Schmid meinte, die Großherzogin würde über meine Ankunft große Freude haben und er wolle gleich gehen um es ihr zu verkündigen. Die Frau v. Goethe ſagte mir auch bey Tiſch daß die Großherzogin viel nach mir gefragt habe. Aus Goethes Andeutungen ſchien hervorzugehen daß ich ihn auch in der Literatur unterrichten ſoll. Was mich aber beſonders freut iſt, daß Goethe gleich von den Converſationen anfing und meinte es müſſe meine erſte Arbeit ſeyn und wir wollten nicht eher nachlaſſen als bis alles vollkommen gethan und im Reinen wäre.

Dieß wäre nun das Weſentlichſte was ich Dir für heute mittheilen könnte. Meine Papiere die Soret auf dem Schloſſe zurückgelaſſen ſind nun auch bereits in meinen Händen. Das Packet iſt ſchwer und ich merke daß ich dieſen Winter viel daran zu thun haben werde. Ich habe mir vorgenommen das Theater ſo wenig wie möglich zu beſuchen.

Soret wird erſt in 14. Tagen erwartet, indem die Krankheit ſeines Vaters ſich immer noch nicht entſchieden hat. Ich hoffe ſehr auf ihn, weil ich im Grunde eher nichts recht Entſchiedenes zur Sprache bringen kann. Meine engliſchen Stunden mit dem Prinzen werde ich Sonnabend wieder anfangen. Ich werde Dir fernere Nachricht geben ſo wie ſich etwas Weiteres entwickelt. Für dieſen Augenblick macht es

mich unendlich glücklich bey Dir geweſen zu ſeyn und Dich auf's Neue für mein Leben gewonnen zu haben. —

— Die Menſchen in den Straßen freuen ſich mich wieder zu ſehen und nicken mir herzlich zu.

Mich verlanget nach der Deichsdefenſion nebſt einer kleinen Charte damit ich die Satisfaction haben könne ſie Goethen vorzulegen.

Der Fußſack hat mir herrliche Dienſte gethan und ich bitte Doretten nochmals zu danken. . . . .

106.
Eckermann an Johanne Bertram.

Beſte Hanchen! Ich will in einer Art von Tagebuch in meinen Mittheilungen fortfahren. Am Mittwoch ſchrieb ich Dir, daß ich glücklich angekommen und Goethe im erfreulichen Wohlſeyn angetroffen.

Donnerſtag d. 25.ⁿ Novbr.

Goethe ſendete mir am Morgen einige Bücher die als Geſchenk engliſcher und deutſcher Autoren für mich angekommen. Mittags ging ich zu ihm zu Tiſch. Ich fand ihn im Saale ſtehend und eine Mappe mit Kupferſtichen und Handzeichnungen betrachtend die ihm zum Verkauf zugeſchickt worden. Er erzählte mir daß die Großherzogin bey ihm geweſen und daß er Ihr meine Ankunft verkündiget habe. Frau v. Goethe kam auch bald und wir ſetzten uns. Ich erzählte über Tiſch manches aus meiner Reiſe wobey ich mich jedoch in Acht nahm ſeinen Sohn zu berühren um nicht ſchmerzliche Empfindungen zu erwecken. Ich ſprach über Venedig über Mailand über Genua und es war ihm beſonders intereſſant nähere Nachrichten über die Familie des dortigen engliſchen Conſul zu vernehmen. Ich erzählte ſodann von Genf und er erkundigte ſich theilnehmend nach den Familien Soret und Herrn v. Bonſtetten. Von dieſem wünſchte er eine nähere Schilderung die ich ihm gab ſo gut es gelingen wollte. Bonſtetten iſt ein Mann fuhr ich fort der von Voltaire und Rouſſeau herauf bis zu der Frau v. Stael und Lord Byron mit aller Literatur des Jahrhunderts gelebt hat. Er beſitzt eine grenzenloſe Erfahrung und eine beſondere Gabe die Eigenheiten verſchiedener Perſonen durch die feinſten ſchärfſten Andeutungen einem Anderen zu überliefern und anſchaulich zu machen.

107.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 30.ᵉ November 1830.

Beſte Hanchen!

Goethe ſetzte uns am vorigen Freytag in nicht geringe Sorge indem er in der Nacht von einem heftigen Blutſturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor im ganzen mit dem Aderlaß 6. Pfund Blut, welches bey einem ſo hohen Alter viel ſagen will. Seine unvergleichliche Natur hat aber auch dießmal geſiegt, ſo daß er jetzt mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegen geht und wieder den beſten Apetit hat, die ganze Nacht wieder ſchläft und ſchon wieder zu arbeiten anfängt. Ich erhielt ſchon dieſen Morgen wieder ein Billet von ihm, eigenhändig mit ſeiner alten Kraft geſchrieben, ſo daß ich mich freue und für die nächſten Jahre ſeinetwegen die beſte Hoffnung habe.

Zur Großherzogin wurde ich am Freytag Abend gerufen zwiſchen 6. und 7. — Auch ſie war voller Sorge über Goethe, doch ſprach ſie mit mir ſehr zutraulich wohl eine halbe Stunde, über die Reiſe über Goethe über Soret über den Prinzen. Beym Abſchiede bat ſie mich um einige Bücher im Fall ich welche aus Italien mitgebracht. Sie ſagte daß ſie mich öfter ſehen und längere Geſpräche mit mir haben würde. Ihre ganze Art gegen mich hat mir ſehr gefallen. Am Sonnabend gab ich dem Prinzen wieder die erſte Stunde und hatte mit Freuden zu bemerken, daß er in der großen Pauſe nicht das Geringſte vergeſſen. Geſtern Mittag begegnete mir die Großherzogin im Park. Sie grüßte mich freundlich und blieb mit ihrer Hofdame ſtehen. Sie fragte wie es mir gehe, was Goethe mache und ob ich morgen zu ihrem Sohne käme. Ich war erfreut über dieſe kurze Begegnung.

Nun habe ich ein Verlangen nach Soret um mit ihm das Weitere zu bereden.

Aber warum habe ich von Dir noch keinen Brief? Alle Leute fragen nach Dir, als ob alle wiſſen daß ich bey Dir geweſen. Sie ſind alle ſehr zufrieden wenn ich ſage daß ich bald zu heirathen hoffe, und niemand macht mir fernere Bedenklichkeiten.

Ich habe heute an Cotta geſchrieben wegen des rückſtändigen Geldes. Ich ſollte einem jungen Engländer Stunden geben, welches ich jedoch aus guten Gründen vor der Hand abgelehnt habe. . . . .

108.

Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 3.ª Decbr. 1830, Abends 10 Uhr.

— Auf Deinen erſten Brief muß ich erwiedern, daß es mir auffiel, daß Du ſo tief durch den Tod des jungen Göthen erſchüttert wurdeſt, da Du doch hier der Meinung warſt, als ſey es ein Glück für die Familie, wenn er nicht wieder zurückkehrte, — es war mir nicht recht, daß Du deshalb ſo viele unruhige Stunden gehabt, und es wäre mir viel lieber geweſen, Du hätteſt es bey uns erfahren, wir hätten uns gegenſeitig darüber ausgeſprochen, und ſo wäreſt Du der großen nun gehabten Unruhe überhoben geweſen, ganz ſo wie Du mir ſchreibſt, wie Du die G. Familie gefunden, hätte ich Dir bey den mir bekannten Verhältniſſen vorhergeſagt. Den Todesfall erfuhr ich den andern Tag durch den Paſtor, der mir gleich damit entgegen kam, noch einige Herren und Damen waren zugegen und man wußte wohl, was man von dem jungen G. zu halten hatte, ſie äußerten, ſein wildes Leben ſey wohl eigentlich eine Urſache ſeines ſchnellen Todes. In Deinem zweyten Briefe erfreute mich beſonders: Göthens Antrieb zu Deinen Converſationen und deſſen angebothene Hülfe; mag der Himmel nun geben, daß es ſo nach Wunſch ausgeführt wird. Der Blutſturz des alten G. mag Dich nicht wenig erſchrekt haben, bei einem ſo ungewöhnlichen Zufall ſichere ich den in ſo hohem Grade alten Mann doch kein langes Leben mehr zu. —

— Die gewünſchte Deichs Deſenſion will ich in der andern Woche anfangen abzuſchreiben; willſt Du lieber Deine eigene Abſchrift oder die meinige, wenn ich verſpreche, es gut zu machen, haben? beantworte mir dieſe Frage! Deine wollte Chr. denn behalten und der Schreiber ſollte ſie dann noch einmal abſchreiben. —

109.

Eckermann an Dorette Bertram.

Weimar Sonnabend d. 4.ª Decbr. 1830.

— Soret iſt immer noch nicht hier; ſein Vater wird wohl ſterben und er wohl nicht eher kommen. . . .

110.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 13.ª Decbr. 1830. Montag Abend.

— Chr. iſt vergangenen Sonnabend wieder gekommen, ich fragte ſogleich nach der Deich-Defenſion, weil ich ſie unter ſeiner Abweſenheit nicht finden konnte; er hatte ſie ſchon zweimal abſchreiben laſſen, alſo war meine Arbeit daran überflüſſig. Du kannſt nun Deine eigene Abſchrift bekommen. Wenn Chr. nur erſt eine Charte dazu gemacht hätte, was wohl ſo bald bey ſeinen vielen Geſchäften nicht angehen kann. —

. . . . Vor einigen Tagen waren wir in Geſellſchaft bey Fr. Majorin Borchers; es wurde von mehreren Seiten nach Dir gefragt, auch wann ich heyrathen würde, und die Fr. v. Bobers ſetzte ſich zu mir und meinte, es ſey recht, daß ich nicht ſolange wartete, ihre Caroline hätte das auch immer geſagt und ſehr bald geheirathet. Liebende müßten ſo bald wie möglich auf immer bey einander ſeyn; doch ſie wußte, Gott ſey dank, nicht, wie lange wir ſchon gewartet. —

111.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 17.ª Decbr. 1830.

. . . . Ich bin den ganzen Tag beſchäftigt vom Morgen bis zum Abend mit Beſuchen, mit Engländern, mit Goethe, mit Lektüre, mit Diners, mit dem Prinzen, mit dem Theater und Gott weiß was alles. Ich reiße jetzt eine ruhige Stunde heraus um Dir zu ſchreiben. —

— Sorets Vater iſt todt. Ich erwarte Soret mit Schmerzen und wir hoffen auf ſeine Ankunft jeden Tag.

Mit dem Prinzen gehe ich in den Stunden hübſch vorwärts.

Ich habe auf Goethes Rath bey dem hohen Adel der zunächſt zum Hofe gehört Beſuche gemacht. Sie müſſen ſich als ein zur fürſtlichen Familie gehöriger anſehen, ſagte er, und von dieſem Vorrechte Beſitz nehmen.

Er hat mir geſtern erzählt, daß Hr. v. Cotta und der König auf mein Gedicht nicht eine Sylbe geantwortet, während er erwartet hätte, daß der König mir eine Auszeichnung geben würde. Er meinte man müſſe es jetzt durch den Druck öffentlich machen.

Goethe iſt vollkommen wohl wieder. Er ißt ſeit 8. Tagen wieder jeden Mittag allein mit mir und wir haben gute Geſpräche. Er iſt ſehr thätig und ich wirke ſehr fleißig mit ein und bin dieſerwegen ſehr glücklich.

Außer dem Prinzen habe ich ſeit 8. Tagen auch noch einen Engländer und werde vielleicht noch einen zweyten nehmen.

Hr. v. Cotta hat auf meinen Mahnbrief noch nicht geantwortet.

Es iſt mir lieb daß Du die Deichsdefenſion abſchreibſt. Deine Abſchrift iſt mir ſehr lieb, ich wünſche aber Goethen meine eigene Handſchrift vorzulegen damit er ſieht daß ich an das Werk den Fleiß einer eigenen Abſchrift gewendet habe. —

— Ich hoffe nun in meinem nächſten Briefe etwas über Soret vermelden zu können, und unſere weiteren Angelegenheiten. —

112.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 21.ª Decbr. 1830.

Beſte Hanchen!

Zum Weihnachten ſchicke ich Dir beykommendes Kleid das nach meinem Gou iſt und hoffentlich auch Dir gefällt. Für Dorette kommt das Bild von Goethe. Es iſt ziemlich getroffen wiewohl Goethe noch viel ſchöner und bedeutender ausſieht. . . . .

— Soret iſt immer noch nicht da. Ich werde dahin trachten, daß man mir ſtatt monatlicher Bezahlung ein jährliches Fixum giebt, damit wenn der Prinz im Sommer abweſend iſt und keine Stunden hat, ich doch meine Bezahlung erhalte. Mit dem Leſeinſtitut iſt es nichts. Es wäre viel zu thun und wenig Geld und eine wankende Sache. Goethe iſt ganz meiner Meinung.

Wegen einer Wohnung habe ich ſchon umher gehört und ich ſehe ſo viel daß ich immer eine haben kann, und daß ich nicht nöthig habe ſie lange vorher zu miethen, ehe meine Angelegenheiten ganz im Reinen ſind. Ich will mich ſo zu ſichern ſuchen, daß ich gar nicht nöthig habe auf literariſchen Gewinn zu denken. Gedichte herauszugeben trage ich jetzt in mancher Hinſicht Bedenken; es giebt jetzt kein Buchhändler etwas für Gedichte zumal bey den politiſchen Unruhen. Und

dann muß man erſt durch andere Sachen einen Rahmen haben; und dann habe ich auch noch andere Gründe. —

— Goethe iſt herrlich geſund und thätig. Ich eſſe mit ihm fortwährend jeden Mittag. Ich bin ſeit einigen Tagen nicht ganz wohl. Geſtern Abend hatten wir einen herrlichen Genuß im Theater indem der große Devrient aus Berlin den Shylok ſpielte. Auch die große Sängerin Madam Schröder-Devrient iſt hier und ſingt dieſen Abend die Euryanthe. Ich wünſche Dich ſtets herbey und wollte daß Du ſchon hier wäreſt. . . . .

113.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 22.ª Decbr. 1830.

— Da der König, wie auch Cotta auf Dein ſchönes Gedicht nichts geantwortet, ſo halte ich's auch für gut, es drucken zu laſſen, warum wollteſt Du das nicht thun? Doch Ihr habt oft gute Gedanken und bringt ſie ſelten in Ausführung. Ich höre, daß G. ſehr thätig iſt und Du fleißig mit einwirkſt, wie ſteht's nun aber mit Deinen Converſationen, woran auch G. Theil nehmen wollte und Ihr nicht ehr aufhören wolltet, bis alles im Reinen wäre!? ich ärgere mich immer, wenn Du ſagſt, daß Du ſehr glücklich biſt, indem Du an G. Arbeit Theil nimmſt, froh bin ich, wenn Du an Deinen eigenen Werken etwas ſchaffſt, hierüber haben wir ja vielfältig geſprochen und Du warſt ja ſelbſt hier unglücklich darüber, nichts eigenes produciren zu können. Die gute Sylveſter hat in dieſer Hinſicht doch nicht Unrecht gehabt, ſie kennt Deine Schwächen, indem Du lieber für G. als für Dich etwas thuſt. —

114.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 29.ª Decbr. [18]30.

— Es iſt mir höchſt angenehm, daß Du nach einem jährlichen Gehalt vom Prinzen trachteſt, beruhigender iſt es immer, wenn man von einem Jahre zum andern auf ein beſtimmtes Fixum rechnen kann. Wäre doch nur erſt Soret da, damit dieſe Sache erſt im Klaren wäre! Aber wie verſchieden lauten Deine Briefe; in dem erſten freueſt Du

Dich besonders, daß G. Dir gerathen, Deine Conversationen ins Reine zu bringen, woran er selbst Theil nehmen will, u. s. w.; in dem zweiten Briefe steht, daß G. sehr thätig und Du Dich glücklich schätzt, fleißig mit einzuwirken, und im letzten scheinst Du gar nicht mehr auf Deine literarischen Arbeiten zu rechnen; hast Du denn gar keine Lust, etwas für Dich herauszugeben und lebst Du nur ganz für Göthe. Dies ist mir unbegreiflich und ich weiß nicht, was ich denken soll. Du schreibst, bei den politischen Unruhen wäre es nicht convenabel, Gedichte oder dgl. herauszugeben, sie würden nicht viel dafür bezahlen, warum hört denn G. nicht auf und ist beständig thätig. In den unruhigen Zeiten giebt es doch noch immer ein Publicum, das sich für die Literatur interessiret. Die Unruhen in der Welt können von kurzer, vielleicht auch von längerer Dauer seyn, willst Du Deine Productionen bis zu ganz ruhigen Zeiten aufbewahren? —

115.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, den 15.* Januar 1830*)
Abends.

— Deinen letzten Brief vom 2.* Weihnachtstage habe ich erhalten und mich über das Mitgetheilte Deiner Angelegenheiten sehr gefreut; indem ich dadurch gewahr werde, daß man es gut mit Dir im Sinn hat. Vierzehn Tage sind nun schon verflossen, täglich sehe ich daher eine Entscheidung unserer Wünsche entgegen.

Heute habe ich Dir höchst merkwürdige Dinge vorzutragen, ich setze voraus, daß Du von der Osteroder Unruhe wirst gehört haben. Nachdem nun der Aufruhr in O. gedämpft und die Advocaten Freitag und König unter militairischer Bedeckung nach Hannover abgeführt sind, brach auch zu Göttingen am 8. Januar Mittags 1 Uhr eine völlige Revolution aus, (sie sind nämlich unzufrieden mit dem jetzigen Staate und wünschen eine Abhelfung ihrer beschwerlichen Abgaben). 2000 Bürger und 500 Studenten sollen sich verschworen haben mit ihrem Blute G. zu vertheitigen. An der Spitze der Revolutionäre sollen sehr einflußreiche Leute stehen. Mehrere Magistratspersonen

*) Muß heißen: 1831.

wurden ihres Dienstes entsetzt und mußten G. verlassen. Die Studenten und Bürger sind bewaffnet, besetzen die Thore und jedermann der in G. einzieht wird streng examinirt. Dem Landdrost Rieper ist der Eintritt in die Stadt nicht verweigert, mit gebührender Achtung ist er empfangen worden, allein die begleitende militairische Escorde hat ihn vor dem Thore verlassen müssen. Der Generalstab der Armee, die hier gelegen, und mehrere tausende Soldaten, die ich hier täglich habe durchmarschiren sehen, liegen jetzt in den benachbarten Dörfern, die Anzahl ist schon so groß, daß sie keine Quartiere mehr finden können und ein Theil davon gezwungen ist, ihr Lager unter freyem Himmel aufzuschlagen. Alles gewinnt ein sehr kriegerisches Ansehen. Dagegen sind viele Bauern in G. einquartirt, ihre Waffen sind gerade gemachte Sensen. Alle, Bürger, Studenten, Bauern sind voller Enthusiasmus, erstere tragen eine weiße Binde um den Arm, die in allen Läden zu haben sind, die Studenten tragen Cocarden. Bekannte von uns haben sie exerfiren gesehen. Das Steinpflaster haben sie aufgenommen und mit den Steinen sind die Thore versperret. Die Frauen haben 2 Fahnen gestickt, die heute mit Musik in der Stadt umhergetragen sind. Im Ganzen herrscht dort eine bewunderungsvolle Ruhe, als ob sie ihres Sieges gewiß wären, Alles steht in der besten Uebereinstimmung und größten Ordnung. Die Bibliothek, Sternwarte, Museum wollen sie anzünden, sobald das Militair seinen Angriff wagt. Bei der Sturmglocke stehen Männer, die wenn es die Noth erfordert, sogleich ziehen, damit die benachbarten Bauern erscheinen können. Unter dem Militair, wie man hört, herrscht keine Harmonie, sie finden unnatürlich gegen ihre Landleute, ja Freunde, Verwandte zu kämpfen. Väter gebiethen ihre Söhne nicht auf die Stadt zu schießen, indem sie sie sonst erblos machen würden. Täglich kommen Proclamationen heraus, sowohl von Seiten der Bürger, als vom Herzog, ich mögte, daß Du sie lesen könntest, doch sie Dir zu senden darf ich nicht wagen. Einem jeden, der aus G. geht dringen sie eine Proclamation auf. Gott mag wissen wie es ausfallen wird, mit Angst und Besorgniß sieht man diesem schrecklichen Ereigniß entgegen.

Den 16. Januar. Nachmittags.

Heute am 16. J. sollte der entsetzliche Kampf zu G. erfolgen, doch Gott sey Dank, die Göttinger haben sich bekehret und Alle sind

wieder in Ruhe, die Soldaten sind eingelassen, und die Studenten sind größtentheils auf der Reise zu den Ihrigen begriffen. Aus was für Beweggründen sie nun übrigens Alle wieder sich in Ruhe verfügt, darüber hört man verschiedene Gerüchte: der eine sagt, sie hätten sich aus Gnade und Ungnade, der andere spricht, weil ihre Bitten und Wünsche sollten dem Könige vorgelegt werden, ergeben. — Gott sey gelobt, daß es so abgelaufen, wodurch unstreitig viel Menschenblut geschont worden ist. —

116.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 20.ª Januar 1831.

— Wie sehr mich Dein letzter Brief betrübt, läßt sich nicht beschreiben, eine solche Entscheidung war ich mir nicht vermuthen, mit einemmale sind nun alle meine Hoffnungen dahin. Vor einer Stunde erhielt ich Deinen Brief, mein Herz ist davon so schwer, daß es sich einigermaßen Luft zu machen sucht, indem ich Dir sogleich wieder darüber meine Gedanken mittheile. Verlasse so bald als möglich das verwünschte, unglückselige Weimar, worin Du schon 6 Jahre lang hoffnungslos zugebracht. Es ist ein pauverer Staat, wovon Du nie etwas Ordentliches zu hoffen hast. Alle Annehmlichkeiten, die Du da findest, sind nur von geringem Werthe und Nutzen. Hätt ich doch nicht geglaubt, daß Du so sehr getäuscht worden wärst. Ich wollte, Du hättest von hier aus selbst an die Herzogin geschrieben, da hättest Du gleich gewußt, wie Du daran warst. Das Nächste, was Du nun zu thun hättest, wäre: sogleich, ohne Dich noch weiter zu besinnen, an Deine treue Freundin Sylvester zu schreiben und wenn Sie noch so denkt, wie sonst ihr gütiges Anerbieten anzunehmen. Ist sie alsdann geneigt, Deinem Wunsche zu folgen, sodann stelle der Herzogin schriftlich Deine Wünsche, Absichten, Verhältnisse, Lage vor, wozu Dir die Fähigkeit nicht fehlt, alles dieses gut zu machen. Sage ihr, daß Dir die dortigen Verhältnisse besser, bedeutender geschienen; ferner: daß Du gedacht hättest, Dich zu verheyrathen, und daß Du schon 12 Jahre versprochen wärst.

Versuch alsdann Dein Glück mit der Literatur in einem größeren Staate als Berlin, wie auch unser Wilhelm meint. Bleibst Du in

Weimar, ſo hat uns ſchon Dein 6jähriger Aufenthalt gelehrt, daß nie etwas Ordentliches herauskommt, ſowohl hinſicht einer Anſtellung, als (auch) einer Production von Dir. Immer ſtören, Verhältniſſe, Umſtände, Göthe kommt dazwiſchen und Gott was noch mehr. Im Grunde und wenn ich die Wahrheit ſagen will, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht, was Du willſt. Anſtellungen anzunehmen geniren Dich und an Deinen eigenen Sachen arbeiteſt Du wenig oder nichts. Dein einziger Troſt ſind jetzt noch Deine Converſationen, nun ſo baue jetzt darauf, indem Du fortfährſt thätig, mit aller Luſt daran zu arbeiten; in dem vorigen Briefe, wie Du ſagteſt, warſt Du ja ſchon dabey und nun arbeiteſt Du ja wieder an Göthens Briefen, warum kannſt Du denn nicht eben ſo gut Deine Converſationen jetzt ins Reine bringen. Du ſprichſt immer ſo viel davon und kömmſt doch nicht weiter. In meinen Briefen habe ich oft davon erwähnt, aber nie Antwort erhalten. Du überſiehſt lieber das, was Dir nicht lieb iſt, zu hören. Ich weiß nicht, warum Du ſo unſtät in Deinen Arbeiten biſt. Ich denke mir, daß die Götheſchen Sachen bei Deiner jetzigen Unruhe eben ſo ſchwierig, als Deine eigenen zu bearbeiten ſind!? In Deinem nächſten Briefe bitte ich dieſe Anfrage nicht zu überſehen. Sage Göthen, daß Du an Deinen Converſationen arbeiten mögteſt, ſie wünſchteſt herauszugeben, damit Du ordentlich Geld verdienteſt, das Übrige Alle wäre nur Plagerey.

Die gute Sylveſter hat doch ganz recht gehabt, da ſie Dir rieth, Weimar auf immer zu verlaſſen, ſie ſieht auch ein, daß es kein Ort iſt, wo Du fähig biſt, für Dich etwas zu leiſten. Und ſo lange Du noch darin biſt, wette ich, bleibt es beim Alten und wird um nichts beſſer. In Weimar iſt mir in jeder Hinſicht alle Hoffnung verſchwunden, verlaſſe es deshalb, zeige Dich in Deiner Kraft, und wenn Du Dich allein auf Dein Talent verlaſſen kannſt, ſo ziehe nach Berlin, um dort ungeſtört Deinen Arbeiten nachzuhängen. Jetzt iſt's die höchſte Zeit. Die halbe Lebenszeit iſt verſtrichen und noch haſt Du wenig von Dir hören laſſen, benutze daher die Zeit, um Dich bekannt zu machen, ſonſt möchte es wirklich zu ſpät werden, bedenke, daß Du kein Jüngling mehr biſt. Göthe wollte Dir doch auch behülflich ſeyn und Ihr wolltet nicht eher aufhören, bis Ihr das Werk vollendet, warum bleibt Ihr denn nicht dabey? ich verliere wahrhaftig alles Zutrauen, weil Du mir bald ſo, bald wieder ſo ſchreibſt. Du wünſcheſt ſelbſt ſo

ſehr, Dich durch Deine Sachen berühmt zu machen und hoffſt damit eine Wendung Deines Schickſals und thuſt doch nichts dazu. Gott! ich weiß nicht mehr, was ich darüber denken ſoll. Zu Deinen Arbeiten haſt Du keine Ruhe, wohl aber zu Göthens Geſchäften. Hier verſprachſt Du mit Gewißheit, nichts wieder für ihn zu thun, ſondern nur allein für Dich, haſt aber leider ſchlecht Wort gehalten. —

117.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordh. 2.ª Febr. 1831.

Deinen etwas günſtiger lautenden Brief vom 25.ª Jan: habe ich erhalten. Du arbeiteſt alſo jetzt im Verein mit Göthe an der Herausgabe ſeiner bedeutenden Briefe, ich muß geſtehn, es wäre mir lieber geweſen, Du hätteſt an Deinen Converſationen fortgefahren, dieſes Werk hätte Dich gewiß eher zu Ruhm und Geld gebracht. Kommt ein Band Göthens Briefe nach dem andern heraus und erhältſt Du jedesmal ein Honorar davon oder wird das erſt nach Göthens Tode geſchehn? Dann könnteſt Du ja ewig darauf warten! Dies iſt mir nach Deinen verſchiedenen Ausſprüchen nicht recht deutlich. Bekämeſt Du erſt für G. Arbeit Deine Belohnung dafür nach ſeinem Tode, ſo handelteſt Du wahrlich ſehr unintereſſirt, indem Dir unter den Jahren die Zinſen des Capitals Deines eigenen Werks ganz verloren wären. Es wäre doch gewiß auch vortheilhaft für Dein Werk, wenn er ſich darüber löblich ausgeſprochen hätte, wie auch zuerſt ſein eifriger Wille war. Die Briefe hätteſt Du immer herausgeben können ohne Göthe. Dies iſt meine Meinung hierüber, ſchreibe mir, ob ich nicht Recht habe! Theile mir auch einmal die Bedingungen, die Du der Herzogin demnächſt zu machen gedenkſt in Deinem nächſten Briefe mit, damit ich weiß, worin dieſe beſtehen ſollen. Es iſt mir ſehr auffallend, daß eine Herzogin zu G. geht und ihn bittet, etwas für Dich zu thun. —

118.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 25.ª Febr. 1831.

— Dorette und ich haben uns gedacht, daß wir unſere Hochzeit

nach Deinem Wunſche im Beyſeyn Bekannter und Freunde nicht feyern; ſondern den letzten Tag uns trauen laſſen, nämlich des Morgens und dann, nachdem unſere Sachen alle eingepackt, wir uns in den Wagen ſetzen, und ſogleich abfahren. Was meinſt Du dazu? So weiß keine Seele davon, und wir ſind Allem überhoben. —

119.

Johanne Bertram an Eckermann.

15. März 1831.

— Von Deinem gütigen Anerbieten, mit mir über das ſchöne Pyrmont dieſen Sommer die Reiſe zu machen, würde ich ſehr gern Gebrauch machen, wenn ich nicht für provitabler hielte, nur ſo bald, als möglich an Ort und Stelle zu kommen und obgleich ich mit Dir Pyrmont von Herzen gern noch einmal wiederſähe, würde ich die Lieben, die mir den Aufenthalt dort verſchönerten, doch nicht wiederfinden. —

— Daß Du an Deinen Converſationen fleißig geweſen freut mich ſehr, und wünſche Dir, ſo fortzufahren. Du biſt zufrieden, wie Du ſchreibſt, daß ich nur vom Gegenwärtigen rede und mich um die Zukunft nicht bekümmere. Wie es damit wird, laß ich Dich allein Sorge tragen, dies ſind keine Dinge für mich, ich traue auf Dein Talent und Verſtand, ich denke dabey oft an die Worte, die Du hier ſprachſt: möge man Dich ſtellen, wohin man wolle, Deinen Platz würdeſt Du immer ausfüllen, wäre nicht auf die eine, ſo (wäre) auf die andere Weiſe; alſo bin ich darin jetzt ruhig, zumal haſt Du Göthe, der ernſtlich für Dein Glück ſorgen will und ſtehſt auch mit dem Hof in naher Berührung. —

120.

Johanne Bertram an Eckermann.

6. April 1831.

— Daß Du nichts von den Auctions Sachen bekommen, ſtand zu vermuthen, ich habe auch nur wenig darauf gerechnet. Im Ganzen iſt es mir lieb, daß es dabey geblieben iſt, wenn man ſich einrichtet nimmt man doch am liebſten ganz neue Sachen, die nach eigenem

Gefallen und woran man ſtets ſeine Freude hat. Betten zu kaufen war auch gar mein Wille nicht, die hat man doch vor Allen andern am liebſten ganz neue. Aber mit vielen Bedauern höre ich die gänzliche Entfernung der dortigen Engländer, womit Dir nun auf immer, da die Penſion ganz aufgehoben, welches ich mir nicht gedacht hatte, jährlich einige hunderte verloren gehen. Wenn ichs recht bedenke, ſo hatteſt Du ja eigentlich nur Deine Exiſtenz hierdurch. Zwey Jahre biſt Du nun freylich geſichert durch den Prinzen, wie wird es aber dann? — Das kann keiner ſagen und wiſſen. Du biſt jetzt freylich fleißig an Deinen Converſationen, wie Du mir ſchreibſt, allein was giebt mir dies für Troſt und Hoffnungen für die Gegenwart, da das eine, wie das andre in die Zukunft gewieſen iſt, indem das eine nicht jetzt und das andre erſt nach G. Tode herauskommen ſoll. — Haſt Du den Probe Band vollendet und iſt er nach G. Zufriedenheit? —

121.

Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 2.*) May 1831.

Deine drey Briefe, lieber E., habe ich erhalten, Einzelnes daraus hat mich zwar erfreut, doch im Ganzen hat Dein zweiter Brief eine trübe Stimmung über mich verbreitet, weshalb ich auch erſt heute im Stande bin, Dir zu antworten. Daß mir der Aufſchub der Heyrath im höchſten Grade unangenehm iſt, wirſt Du Dir denken können; da die Leute nach meiner Ausſage gewiß glaubten, dieſen Sommer würde ſie ſeyn. Anfangs ſollte die Hochzeit dieſen Frühjahr ſchon ſeyn; ich beſtimme ſie auf Ende Sommer und wenn mich nun die Leute fragen, weiß ich nicht zu ſagen wann? Da müſſen ſie eine ſonderbare Meynung bekommen und die ganze Geſchichte für Quakkeley halten. Kriegeriſche Zeiten kann ich nicht vorſchieben, denn zum Kriege ſagen ſie kommt es nicht, und daß wir warten wollen, bis ſich etwas Günſtigeres aufthut, womit ſich noch Jahre verziehen können, kann ich nicht äußern, ich würde mich hiermit lächerlich machen, indem ich dies früher hätte bedenken ſollen. Ich kann nicht ausdrücken, wie fatal mir dieſe Sache iſt und ich wollte viel darum geben, wenn ſie von Allen nichts wüßten.

*) Von Eckermann mit Blei nachgetragen.

Zwölf bis dreyzehn Jahre lang nach der Heyrath zu fragen, die unendlich zu ſein ſcheint, bin ich höchſt überdrüſſig geworden. —

— Doch Du mußt es am beſten wiſſen und ich würde mich nie dazu entſchließen, ehe Du nicht glaubteſt, ohne Angſt und Sorgen leben zu können. —

— Daß die Herzogin Dir eine Gratification geſchenkt, hat mich gefreut, wobey man eine gute Meynung ſieht. Auch über G. habe ich mich gefreut, der Dir gewiſſe Procente von ſeinem Honorar ausſetzet. Du haſt es ja geſehen, ſchreibe mir wieviel, worauf es mir auch beſonders, nicht allein auf die Ehre ankömmt. Wie ſteht es denn mit dem Gelde von den Engländern, das wird wohl verloren ſeyn, wie ich auch gleich vorausſetzte. —

122.

Johanne Bertram an Eckermann.

d. 24.ª May 1831.

— In Deiner Stelle würde ich ſuchen, mir etwas zu erſparen, noch einen Engländer eine Stunde geben, damit ich nicht nöthig hätte, etwas aufzuleihen. Nach meiner Rechnung haſt Du im erſten ¼ Jahre im Ganzen mit den Engländern 145 ℳ. aufgenommen, die Du doch gewiß nicht alle gebrauchen wirſt, zumal da Du den Mittagstiſch frey haſt, ich erinnere Dich gern an Sparſamkeit, weil ich weiß, daß Dir das Geld gar zu leicht durch die Finger glitſcht. — Ich habe mich gefreut, daß Du die eine Landſchaft in Rahmen haſt machen laſſen, es wird mir lieb ſeyn, wenn Du nach und nach auch den anderen ausgezeichneten Sachen auch dieſe Ehre erweiſeſt. Alle dieſe Bilder in Rahmen zu ſehen würde mir angenehmer, als Deine vielen Vögel ſeyn. Ich habe darüber das Lachen nicht laſſen können. Ein Vogel iſt mir hinreichend, und wo willſt Du denn dieſe große Familie im Winter laſſen, und wer bemüht ſich um ſie? Ich habe dagegen eine passion für hübſche Blumen, die mir keinen Lärm machen, ſondern, wie nicht die vielen Vögel, einen angenehmen Wohlgeruch im Zimmer verbreiten. —

123.

Johanne Bertram an Eckermann.

13.ª July 31.

— In die Idee auf die erſten Monate eine Wohnung mit Meublen

zu miethen, gehe ich mit ein, dies wird wohl am beſten ſeyn, wir ſind dadurch an keinen Termin gebunden, und können dann unſere Sachen nach beyderſeitigem Wunſch und Gefallen einrichten. Wilhelm iſt höchſt erfreut über unſere nahe Verbindung, er wünſcht, daß kein Hinderniß dieſes längſt erſehnte Ziel noch länger hinausſchieben mögte, obgleich ihn der Gedanke traurig machen könnte, mich dann noch um ſo viel weiter von ihm getrennt zu wiſſen. Daß Du jetzt keine Engländer haſt, iſt mir nicht lieb, wenn ich dies höre verleugne ich nicht meine Aengſtlichkeit, doch wollen wir hoffen, daß es im Herbſt oder doch damit wieder beſſer ausſieht. — Haſt Du mit Göthe noch nicht über Deine Verheyrathung geſprochen? Wagſt Du das nicht zu thun? und was ſagt der dazu? ſchreibe mir darüber aufrichtig.

Er hat Dir freylich 800 ℳ. für die Herausgabe ſeiner Werke nach ſeinem Tode ausgeſetzt, wir vermutheten aber nach ſeiner Liebe, die er Dir ſchenkt, daß er Dich noch beſſer bedacht habe. —

124.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 29.ª August 1831.

. . . . Die Colera iſt zwar eine ſchlimme Krankheit, allein doch nicht ſo ſchrecklich als das Nervenfieber. Ich habe die Colera vorigen Sommer in Mayland gehabt allein ſie hatte keinen bösartigen Character und ich kam gut davon. Ich habe über Eure Anſtalten und Verſchreibungen lachen müſſen und wie man Dich zur Erbin von Vermögen und Kindern einzuſetzen die Abſicht hat. Ich will Dir meine Schriften vermachen.

Goethes Geburtstag haben wir geſtern ſehr glänzend mit einem Mittagsmahl von 200. Perſonen gefeyert. Ich ſaß unmittelbar bey Frau v. Chefsky in der Nähe des Canzlers. Ich hatte ein Gedicht im Chaos drucken laſſen das dieſer geiſtreichen Dame außerordentlich gefallen und weswegen ſie meine nähere Bekanntſchaft wünſchte. Ihr Mann dient als Officier von hohem Rang in der ruſſiſchen Armee; unmittelbar nach Tiſche reiſte ſie ab in das Bad Ems am Rhein. Ich erzählte Ihr daß wir die Abſicht hätten uns nächſtens zu ver-

heirathen wofür ſie ſich ſehr intereſſirte und ſpäter Deine Geſundheit mit mir trank. Es wurden über Tiſch viele Lieder geſungen, auch eins von mir zu Ehren der Damen die dieſesmal an dem Feſte Theil nahmen. Mein Lied wurde von Hrn. Genaſt ſehr ſchön vorgetragen und mit dem höchſten Beyfall aufgenommen. Ich hatte zugleich ein anderes Gedicht im Chaos abdrucken laſſen welches denn auch eine große Wirkung nicht zu verfehlen ſcheint. Mein Nahme ſteht nicht darunter. Es iſt eins von denen, die der König von Bayern verſchmäht hat zu bemerken. Nun ſagen die Leute von wem iſt das wunderbare Gedicht und ſie rathen alle Nahmen von Bedeutung in Deutſchland herum und es will nicht paſſen. Als ich mich dem Canzler und einigen anderen als der Verfaſſer entdeckte, nachdem ſie das Gedicht in den Himmel erhoben hatten, ſahen ſie mich mit verwunderten Augen an und wußten nicht wie ſie mich ehren wollten. Er übernahm darauf es der Großherzogin zu überreichen und ihr zugleich von unſerer Verheirathung zu reden. Es kann mir etwas Gutes zu Wege bringen, und ich ſende es Dir damit Du es kennen mögeſt und zugleich ſiehſt ob ich Fortſchritte gemacht habe. Der Prinz kommt morgen von Jena zurück wo denn unſere Stunden in Belvedere wieder anfangen. Goethe iſt am vorigen Donnerſtag, um den Geburtstagsfeyerlichkeiten auszuweichen, nach Ilmenau gegangen und wird erſt Freytag wieder kommen. Ich war dieſen Mittag beym Canzler zu Tiſch, wo er mein Gedicht der Geſellſchaft vorlas und ſodann aus einem großen Pokal meine Geſundheit trank. Ich ſehe es iſt wirklich nöthig, daß ich nach und nach hervortrete um den Platz zu behaupten der mir zukommt. Ich halte nicht viel vom Ruhm, weil er viel Unbequemes hat, allein inſofern das äußere Glück gewöhnlich in ſeinem Gefolge iſt, iſt er eine große Sache. Man will von dieſem Gedicht noch einige hundert abdrucken laſſen. —

— Du erkundigeſt Dich nach Ida und der ſchönen Auguſte? Erſtere iſt ſehr lang geworden und letztere von ihrer damaligen Krankheit wieder hergeſtellt; ich habe ſie den ganzen Sommer kaum 3. mal geſehen, meine vielen 40. Vögel ließen mir keine Zeit und zogen alles Intereſſe auf ihre Pflege. Ich ſah ſie neulich irgendwo am Fenſter, wo ſie mich herannief und auf die Straße herunterkam um mit mir zu reden; ſo lange hatte ſie mich nicht geſehen. Es iſt aber ein gutes Weſen die Dir gefallen wird. —

125.
Johanne Bertram an Eckermann.

Nordheim, d. 21.ª (?) Septbr. 1831.

Zuerst mein lieber E. sage ich der Fr. v. Göthe meinen Dank für die Ansicht von Weimar, die sie so gütig war, mir zuzuschicken, auch habe ich mich sehr über die freundlichen, herzlichen Worte gefreut, die sie mir hat sagen lassen, und sehe aus Allem ihre liebevollen Gesinnungen gegen Dich. —

126.
Johanne Bertram an Eckermann.

5.ª Octbr. 1831.

Dein letzter Brief mein bester E. hat mir große Freude gemacht, ich habe nun die feste Ueberzeugung, daß wir ruhig und heiter der Zukunft entgegen sehen können. —

127.
Johanne Bertram an Eckermann.

17.ª Octbr. 1831.

— Meine Dispensation des Aufgebots schlägt fehl, wie ich von einem sichern zuverlässigen Mann erfahren, ich habe mich deshalb gestern schon 1 mal aufbiethen lassen, damit die Zeit nicht verloren geht. Nächsten Sonntag geschieht es noch 1 mal und zum letzten mal. Meine Dispensation von der Kirchen-Trauung werde ich bis zu der Zeit erhalten. Laß Dich nun künftigen Sonntag 1 mal aufbiethen, so sind wir Beide damit fertig. Hast Du denn Deine Dispensation in Händen u. s. w., so kannst Du wenn Du willst in derselben Woche kommen und wir können uns denn hier gegen Sonntag oder wie Du willst trauen lassen. Wilhelm kömmt dann wieder zurück und freut sich, Dich nach Jahren wieder zu sehen. Ich mögte nun so bald als möglich weg, damit uns die Cholera, die jetzt schon in Hamburg ist, nicht einen Querstrich macht. Auch mag man nicht länger nach dem Aufgebot warten, weil dies leicht bösen Zungen Anlaß zum Klatschen giebt. Es bleibt dabey, daß wir keine Hochzeit machen, sondern uns nach der Trauung sogleich im Wagen setzen. —

Auszug
aus dem Aufgebots- und Trauungsbuche der Parochie Northeim.

„Herr Johann Peter Eckermann, Dr. der Philoſophie zu Weimar, ehelicher Sohn des zu Winſen an der Luhe geweſenen und verſtorbenen Bürgers und Kaufmanns Herrn Johann Adolph Eckermann und deſſen gleichfalls verſtorbenen Ehefrau Dorothea Sophie, geb. Schierhorn' und ‚Jungfrau Johanne Sophie Catharine Bertram hieſelbſt, eheliche Tochter des zu Hannover geweſenen und verſtorbenen Bürgers Herrn Auguſt Wilhelm Bertram und deſſen *gleichfalls verſtorbenen Ehefrau* Sophie Dorothee Auguſte, geb. Rath', ſind am 9 November 1831 zu Northeim kopuliert."

Anhang.

1.
Eckermann an seine Frau.

Cassel Sonnabend d. 7.ª
Septbr. 33

Das Wichtigste wäre wohl, meine Geliebteste, daß ich wohl und munter bin und nie mit einer größeren Sehnsucht an Dich gedacht und nach Dir verlangt habe als auf dieser Reise.

Du wirst Dich wundern daß ich noch in Cassel bin, noch mehr aber wenn ich Dir sage daß ich erst diesen Vormittag 10. Uhr bey vollkommenem Regenwetter hier angekommen.

Dienstag morgen als ich von Dir ging war ich nicht ganz wohl wie Du richtig bemerktest; auf dem Weg nach Erfurt hatte ich den heftigsten kalten Wind auszustehen so daß ich ganz erstarret in Erfurt ankam. Ich blieb daher aus Vorsicht die Nacht dort um mich nicht gleich am ersten Tage ganz zu verderben. Am andern Morgen war mein Befinden schlechter und ging nur bis Gotha. Den 3.ª Tag war es nicht besser und ich ging nur bis Eisenach. Hier war es mir Abends und Nachts abermals ein wenig fieberhaft und ich hatte schon den Gedanken gar nicht weiter zu gehen sondern nach Dir zurückzukehren; wonach ich ohnehin eine große Sehnsucht hatte.

Nun traf sich gestern Morgen eine sehr günstige Gelegenheit nach Cassel und da man mir sehr zuredete und ich mich auch ein wenig schämte meinen Plan aufzugeben und so zu Dir zurückzukommen, so entschloß ich mich es noch einmal bis Cassel zu versuchen.

Als ich nun gestern Mittag den Thüringischen Kalkboden hinter mir hatte und auf der Hälfte des Weges unsere vaterländische Luft an zu athmen fing, verschwand mein krankhafter Zustand nach und nach, so daß ich mich gestern Abend in Walldorf 3. Stunden von hier, wo wir übernachteten, vollkommen wohl und munter fühlte und auch diesen Morgen ganz frisch aufstand.

Nun bin ich alſo in Caſſel und vollkommen wohl, allein es hat nun wieder den ganzen Tag geregnet und da man nicht weiß wann es beſſer wird und man bey ſo traurigem Wetter von der Reiſe faſt gar keinen Nutzen hat, ſo weiß ich wirklich nicht ob es vernünftig iſt noch die große Tour bis Hamburg zu machen. Morgen will ich hier bleiben, denn da wir heute ein wenig Mondwechſel haben, ſo zeigt es ſich vielleicht was vom Wetter zu hoffen. Auf jeden Fall denke ich jedoch noch nach Driburg und Pyrmont zu gehen.

Sonntag Morgen.

Das Wetter iſt heute ſehr ſchön, warm und ſonnig. Ich denke dieſen Nachmittag auf Wilhelmshöhe zu gehen und morgen meine Reiſe fortzuſetzen. Du erhältſt in einigen Tagen von mir weitere Nachricht. Grüße Soret herzlich. Ich zähle die Tage wo ich wieder bey Dir ſeyn werde.

Dein Dich innig liebender Eckermann

Randſchrift: Wenn das Wetter nur einigermaßen bleibt hoffe ich doch das geliebte Hamburg zu erreichen.

2.
Eckermann an ſeine Frau.

Paderborn d. 10.ᵉ Septbr. 1833
Dienſtag.

Ich muß Dir wieder ſagen wie ich Dich in der Abweſenheit liebe und nach Dir ein unbeſchreibliches Verlangen trage. Ich habe es mir nicht ſo vorgeſtellt, ich dachte es wäre wie ſonſt, allein es iſt anders. Ich werde nie wieder ohne Dich reiſen. Bey jedem Schritt den ich vorwärts thue denke ich rückwärts und ich wäre längſt weiter wenn ich nicht tauſendmal wäre in Verſuchung gekommen nur gradezu nach Dir zurückzukehren. Dennoch aber gehe ich halb wider Willen vorwärts weil es einmal ſo beſtimmt worden.

Du weiſt es war mein Plan über Driburg nach Pyrmont zu gehen; da aber ein Caſſeler Einſpänner für die Fuhr 10. ℳ. haben wollte, ſo zog ich vor mit einer geſtern Morgen 7. Uhr aus Caſſel abgehenden Poſt hieher zu fahren, wo ich geſtern Abend 7. Uhr ankam

und heute geblieben bin um mich einmal recht auszuruhen. Denn der Poſtwagen hatte mich ſo durchgerüttelt daß ich ganz confuß war.

Paderborn hat eine ſehr ſchöne Lage. Im Norden nach Oſten herum in der Entfernung von ein paar Stunden ziehen ſich die Berge des Teutoburger Waldes. Nach Weſten und Nordweſten nach dem Münſterlande zu dehnet ſich der Horizont über eine unbegrenzte Ebene ſo daß denn der Himmel weit und der Sonnenuntergang geſtern und heute von außerordentlicher Schönheit war. Die Luft iſt ſehr milde und ſcheint ſich auch, wegen der großen Ebene, gegen Abend nicht abzukühlen. Ich bin vielfältig durch die Straßen gegangen und es haben mir beſonders die Kinder gefallen die in ihren reinen Geſichtern viel Gutes und Mildes haben. Es iſt in ihnen eine ſichtbare Harmonie, ein ſtilles Wohlbehagen ohne Übermuth, welches ich einer Stimung zuſchreiben möchte die climatiſch iſt.

Dieſen Morgen habe ich mir den Dom zeigen laſſen wo ich ſehr merkwürdige Sachen ſah. Es that mir wohl wieder einmal in einer katholiſchen Kirche zu ſeyn und ich konnte die Bemerkung nicht zurückhalten wie günſtig dieſe Religion den Künſten iſt. Arbeiten von getriebenem Silber und reiche Stickerey an Meßgewändern ſah ich von bewundernswürdiger Art und je weiter der Zeit nach zurück, deſto beſſer.

Ich denke nun morgenfrüh über Detmold und Lemgo nach Rinteln zu gehen, wo denn Pyrmont einige Meilen ſeitwärts liegen bleibt; denn da ich durch verſchiedene Umſtände ſehr zurückgehalten worden, ſo muß ich nun in möglichſt grader Richtung nach Hamburg eilen und alles zur Seite liegen laſſen.

Nun lebe wohl mein beſtes geliebtes Hanchen. In 14. Tagen haben wir uns wieder.

Dein E.

2.

Eckermann an ſeine Frau.

Bremen Montag den
16: Septbr. 33.

Nur ein flüchtiges Wort meine theure Geliebte ehe ich von hier nach Hamburg abgehe, wo ich hoffentlich morgen früh ſeyn werde. Ich bin halb und halb wieder Willen hier nach Bremen gekommen; da ich aber nicht über Hannover wollte, ſo konnte ich nicht umhin.

Es iſt mir aber ſehr lieb daß ich dieſe bedeutende Stadt, wo ich vorgeſtern Abend von Nienburg ankam, bey dieſer Gelegenheit geſehen habe.

Die Luft bekommt mir hier ſehr gut, und da ich mich nun leiblich befinde, ſo habe ich einen Platz in der Schnellpoſt genommen die dieſen Nachmittag in eilf Stunden nach Hamburg fährt; ich habe den erſten Platz im Wagen und werde alſo hoffentlich ſehr bequem fahren.

In Hamburg werde ich mich nur etwa 2. Tage aufhalten und dann auf dem gradſten Wege zu Dir zurückeilen, doch werde ich wohl einige Tage ſpäter kommen als es früher meine Abſicht war, denn man iſt bey einer ſolchen Reiſe zu vielen Zufälligkeiten ausgeſetzt von denen man nicht Herr iſt.

Du erinnerſt Dich noch wohl daß im Gaſthofe zu Caſſel ein ſehr niedlicher Kellner war, der uns beyden überaus gefiel. Dieſen fand ich nun nicht mehr in Caſſel aber ich war ſehr erfreut ihn hier in Bremen zu finden.

Wir haben hier ſeit 3. Tagen das herrlichſte Wetter welches wahrſcheinlich auch dort ſeyn und Dir beſonders meinetwegen ſehr lieb ſeyn wird. Ich denke mir daß Du Nacht und Tag keinen andern Gedanken haſt als an mich, weil es mir auch ſo geht. Ich habe die ganze Nacht von Dir geträumt, wunderliche Sachen, denn Du hatteſt zugleich noch einen andern, ich aber hatte die Vorrechte.

Bey allem was ich ſehe denke ich mir immer wie es Dir auch wohl gefallen möchte. Schöne Früchte und Gemüſe ſah ich dieſen Morgen hier auf dem Markt. Junge Erbſen, Vicebohnen, Schwerdtbohnen, ſtarke Kohlköpfe, reiſe Trauben und Obſt aller Art.

Grüße Soret! Ich wollte wir hätten in Weimar das hieſige Clima, welches mich beſänftiget und beruhigt während ich dort immer aufgeregt bin. Ich halte es für das höchſte Glück bald wieder bey Dir zu ſeyn.

Dein treuer Eckermann.

2.

Aus dem

Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz.

1.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig 9ten [?] Juni 1823.

Lieber Eckermann,

d. 19ten Juli. Eine unverzeihliche Nachläſſigkeit hat Anrede und Brief ſo weit auseinander geriſſen, daß Sie erſt ſo ſpät das für Sie Beſtimmte erhalten. Nehmen Sie es aber darum nicht minder freundlich auf, und laſſen Sie mich nun auch mit der Bitte, die ich im Geiſte längſt an Sie gethan, nicht zögern. Sein Sie dem guten Gärtner gleich, der bei der Beſorgung der herrlichen Stämme und der Ueberfülle der Ranken auch des jungen Sproßes nicht vergißt, der mit lebendiger Kraft, zwar klein noch aber geſund, ſich zum tüchtigen Gewächſe emporrankt. Eine umfaſſende in Geiſt eingehende organiſch hervorbildende und vielſeitig belehrende Kritik iſt eine ſeltene, aber hohe Freude auch für den ſchaffenden Geiſt. So wie ſie eindringt in den Kern und die inwohnende Kraft erkennt, ſo bildet ſie gleichſam von neuem hervor, und gibt nun dem Künſtler die Freude ſichtbar, die dieſer ſchon zuvor ahnend genoſſen, das Entſtehen und Entfalten des zukünftigen Gewächſes in ſeinem ganzen lebendigen Sein an dem ſchon gegebenen zu erkennen. Bei uns zwar iſt das Verhältniß des Taonofeldes umgekehrt, unter vielen Theoſiten nur wenige Heroen, aber das Wort eines Heros dringt durch; Theoſites Krächzen verhallet. Gönnen Sie uns die Freude, lieber Eckermann, — wir erwarten es zuverſichtlich — eine Kritik zu ſehen wie wir ſie wünſchen, ſtreng und groß und edel, mit umfaſſender Belehrung und Erweiterung, und laſſen Sie mich bald wiſſen, wo und wann wir dieſe erwarten dürfen. Dieſes bitte ich vor allem. Können Sie ſonſt noch etwas thun zur Verbreitung des Werkchens, ſo werden Sie es gewiß; jeder Beitrag iſt

willkommen, und je früher desto besser; für direct sich hieher Wendende bleibt der Subscriptionspreis von 1 ℳ noch fort, der sich nun bald in den Ladenpreis von 1½ ℳ umwandeln wird.

Unser Grosse klärt sich auf und entwickelt sich zur wahren Freude. An dem Romane, dem jetzt sein Thun gewidmet ist, entwickelt er sich selbst. Welch ein Unterschied zwischen seinem jetzigen Sein und dem wilden Kraftdrang der Gordoperiode; und dennoch wie viel Tüchtiges Vielversprechendes in diesem Gordo. — Ich betrachte dieses aus einer gewaltigen Krise, in der Grosse während des Schaffens — leider! — noch mitten innestand, mit vielem Interesse, ja selbst alle Auswüchse, und den Schlamm, der so manche köstliche Perle umgiebt. Dem Dichter (so scheint es mir) erschienen in der Epoche, wo diese Schöpfung aus ihm hervorging, die höchsten Interessen des Lebens auf die Spitze gestellt; er suchte im Kampfe sie auszugleichen, weil es so sein Innerstes forderte; aber er vermochte damals noch nicht den Kampf zu lösen. Denke ich ihn im Kampfe mit den Massen, dynamischen, nicht materiellen, denen er sich damals entgegenstellte, so erscheint er mir als ein kühner Kraftbewußter aber jugendlich rascher Feldherr, welcher keck einen überlegenen Feind angegriffen; daß er diesmal unterliegen muß, liegt in der Natur der Sache; aber er wird ihn besiegen lernen, und um so herrlicher. Die einseitigen Kritiken, die über den Gordo erschienen, liegen ganz in dem platten Geiste unserer heutigen Kritik; nur wenige haben ihn erkannt; denn diese Leute scheuen eben das Verborgene, wie die Kinder Geisterfurcht hegen aus bloßer Schwäche, und tasten kläglich auf der Oberfläche herum; aber der echte Finder wird nicht ausbleiben. Möchten Sie dieser sein, lieber Eckermann; ja, ich bitte Sie darum, halten Sie es nicht Ihrer unwerth, auch diesen Erstling unseres Freundes, die kraftvolle Misgeburt, kritisch würdigend ans Licht zu stellen, wie es sich von Ihnen erwarten läßt, — aber bald! — und wenn Sie dann die Worte, die ich Ihnen über den Gordo gesagt, als meine Worte mit anführen wollen, so werden Sie mich um so mehr erfreuen, je mehr es mir am Herzen liegt, unserm Grosse zu zeigen, daß ich redlich strebe das Tüchtige zu erkennen, wie ich selbst nur nach dem Tüchtigen strebe. Ja, wir werden einander begegnen auf der Bahn, früher oder später, denn wir wollen das Wahre und Tüchtige, und dazu Glück und Freude! —

Empfehlen Sie mich warm Ihrem theuerſten Gute. Ich grüße Sie von Herzen.

Heinrich Stieglitz.
Wohnung: Michels Garten.

P. S. Und nun iſt es durch meine Nachläſſigkeit Auguſt geworden, ehe Sie das Beſtimmte erhalten. O ich möchte Ihnen jede überſelige Stunde vorführen können, die ich ſeitdem in der Fülle reinſter Liebe genoſſen, durch die warme Theilnahme des treuen Freundes erhöht (— ich weiß, Sie ſind es werth, ſolch hohes Glück zu begreifen —) um Ihnen ein Bild meines Lebens und Strebens geben zu können. Das freut mich ſo innig, indem ich nun die Lieder zu Ihnen wandern laſſe, daß Sie jedes Gefühl heiliger inniger Ergießung der Seele erkennen und ſich mitfreuen werden über das unausſprechliche Glück eines Jünglings, dem es Ernſt iſt, das herrlichſte Weſen zu beglücken; ſie heißt Lottchen; aber vor keinem ungeweihten Ohre ſpreche ich den Namen aus und darum iſt er niegenannt; halten Sie ihn heilig wie den Namen Ihres höchſten Gutes. Freuen wird es Sie, unter den Liedern, die von einem hieſigen nun bald componirt erſcheinen werden, auch einiges von Ihnen zu finden, da wir dem Componiſten Ihre Lieder gegeben.

Randſchrift: Gern änderte ich noch manches, das ich in meinem Exemplar geändert; doch, weiß Gott! dazu bin ich nicht aufgelegt.

2.
Eckermann an Stieglitz.

Göthe über Stieglitz*) Weimar Montag Abend d. 10.ᵉʳ Novbr. 1823.

Lieber Stieglitz!

Ich war eben bey Goethe. Er ließ mich in der Dämmerung zum freundlichen Geſpräch zu ſich rufen.

Ich fing natürlich gleich von Ihnen an und welchen Eindruck Sie auf ihn gemacht. „Er hat mir ſehr wohl gefallen, antwortete Goethe darauf. Eine durchaus reine Natur. Er hat kein unvernünftiges Wort geſprochen, alles klar und vernünftig.„ Ich ſagte der große

*) Von Stieglitz Hand.

Eindruck hätte Sie das nicht sagen lassen was Sie sonst wohl gemocht hätten. Drauf sagte Goethe wieder: „Er hat mir sehr wohl gefallen, er sprach lauter Vernünftiges, es ist ein hübscher Junge.„ Auch sagte Goethe, er habe viel Energisches an Ihnen bemerkt, und damit wäre denn das Eigentlichste Ihrer Natur ausgesprochen. Ich freute mich bey diesem Wort abermals über den raschen, sichern und tiefen Blick, den Goethe in solchen Dingen hat. Denn er hat Sie doch kaum gesehen und weiß nun schon ganz wie es mit Ihnen aussieht. Energisches! Wenn man nur ein einziges Wort über Sie aussprechen wollte so könnte man kein anderes gebrauchen.

Ich wollte Ihnen nur diese wenigen Worte flüchtig hinübersenden, damit zu der Freude des Wiedersehens sich auch die gesellen möge, Sich bey Goethen, dem größten Manne des Jahrhunderts, in so gutem Andenken zu wissen. Leben Sie wohl!

Die herzlichsten Grüße der Geliebten.

Der Ihrige.

Eckermann.

„Denn es muß nachhaltig gewirkt werden!„

3.
Stieglitz an Eckermann.

Leipzig d. 2ten Dec. 23.

Dank, reichen Dank Ihnen, lieber guter Eckermann, für die helle Freude, die Sie mir zwiefach und hundertfach bereitet; vergelte sie Ihnen der Geber alles Guten mit der Fülle vollendeter Schöpfungen! — Ihre lieben Zeilen mit dem kräftigtröstenden Inhalt waren das erste Lustgefühl, das nach meiner Rückkehr mir von außen wurde; und Ihre herbstgeborenen Frühlingsblüthen, die freudigsten unter so vielen Erscheinungen der Zeit, sind das erste geistige Erzeugniß, das mein vom Ueberströmen des Blutes seit einigen Tagen heftig beunruhigtes Herz erquickend anzog, und den von physischen Einflüssen getrübten Geist belebend erhellte. Ich hab es nur so lange aus der Hand gelegt, um Ihnen diese wenigen Zeilen zu schreiben; dann schweig' ich wieder, und lasse Sie allein reden. Mit hoher Freude bemerk' ich in Ihrem

Werke die auf Charakter dringende nach dem Naturgemäßen ſtrebende organiſch hervorbildende Richtung der Kritik, die darum die höchſte bleiben wird, weil ſie die einzig fördernde iſt; jenes ergreifende Eingehen in das Geſchaffene, welches den Schöpfer ſelbſt erquicken muß; jenes klare Hinweiſen, das den Jünger die Schritte des Meiſters lehrt, und bei dem Tüchtigen ſeines Erfolges gewiß ſein kann; überall Wahrheit, Tüchtigkeit, Selbſtſtändigkeit, Bilden im Entwickeln, Schaffen im Anordnen. Bei meiner Gewohnheit, das Treffende Treffliche mit Bleifeder anzuſtreichen, um bei dem Wiedervornehmen des einmal Durchlaufenen gleich wieder auf den Kern zu ſtoßen, iſt Ihr Werkchen freilich übel weggekommen, denn graupunktirt und geſtrichen ſind die Ränder jeder Kolumne von oben bis unten; aber dieſe verſchiedenen Zeichen werden mir trefflich als Wegweiſer und Erinnerungsmale dienen, wenn ich meine Anſicht darüber entfalte, um ſie erweitert öffentlich auszuſprechen. Ja, das will ich, denn ich fühle den Drang dazu, unparteiiſch und nur die Wahrheit als leitendes Princip betrachtend; ich fühle mich an Objectivität täglich wachſen, und dieſes ſoll mir eine Uebung in jener und zugleich nähere Befreundung mit dem Charakteriſtiſchen werden; „denn es muß nachhaltig gewirkt werden.“ Wahrheit, Kraft, Liebe, — das ſeien unſere Sterne! —

3ᵉᵉ Dec. Mein bürgerliches Treiben iſt der Art, daß es mich einſt zu einem Amt im bürgerlichen Leben befähigen ſoll; das durchaus nicht zu ihr Gehörige weiſet meine eigenſte Natur von ſelbſt ab; und muß auch nothwendig manches getrieben werden was nur allein zur gelehrten Maſſe gehört, ſo gibt ihm ſchon für ſich und unwillkührlich mein Genius die Richtung, die für mein Weſen die paſſende iſt, ſo daß es nicht als ein gänzlich Fremdartiges, ſondern wo möglich als Theil zum Stoffe mein wird; und daß mich eine falſche Gelehrſamkeit nicht erdrücke, habe ich wohl der Natur meines Seins nach nicht zu befürchten. In der eigenſten Richtung meines Weſens aber, der bildlichen Auffaſſung zur poetiſchen Geſtaltung, in der ich — Dank ſei es der Liebe, der Freundſchaft, und der angeborenen Empfänglichkeit für das Naturgemäße, die nicht für immer eine ſchiefe Richtung behalten konnte — in den letzten Monden, von der Nebelei und aller luftigen Idealiſtik zurückgekehrt, das Leben und die Wahrheit als Stoff und Leiter erkenne, bin ich durch das Beiſammenſein mit Ihnen und die Mittheilung der goldenen Worte des Einzigen auch von der letzten

Krankheit geheilt, dem unbändigen Drange zu verlockender Großheit der Gestaltung. Selbst den letzten Wunsch dazu hab' ich zurückgedrängt, und erkenne immer mehr, wie ja das kleinste Samenkorn, dem rechten Boden anvertraut, zu erfreulicher Frucht gedeihen muß; und wie treffend und beruhigend find' ich auch hierin Ihre Worte: „Man soll nie fragen: wie groß ist das was du hervorbrachtest, sondern wie ist es in sich vollendet?" — hierin nun bin ich unerbittlich strenge, und verwerfe alles ohne Ausnahme, was nicht so zur Erscheinung gekommen wie es in meinem Innersten gestanden; war es gut, so hat es Wurzel und wird von neuem ausschlagen; war es nur ein Auswuchs, so ist ihm besser Vernichtung als Halbleben. Das ist meine Richtung, sie wird mich zur Ganzheit führen; denn daß Tüchtiges in mir ist, das bei naturgemäßer Reifung der keimenden Kräfte sich zum Größern entwickeln wird, fühle ich so tief wie die Macht meiner Liebe; ja! mein Streben ist Eins mit meiner Liebe, wie die Allgegenwart der Geliebten Eins ist mit der Allgegenwart des Unendlichen, selbst in der Allmacht der Wirkung unzertrennlich. O Lieber! ich möchte unserm Alten um den Hals fallen, der das große Wort gesprochen: „einer Einz'gen angehören"; ja, das ist Mark des Lebens, Keim und Blüthenfülle und Fruchtgenuß zugleich, wie der Kuß der Geliebten mit dem reinen Gebet der vollen Seele und der gelungenen Schöpfung einer in das Weltall einklingenden Weihestunde Eins ist. Und so fühle ich auch die wachsende Objectivität mit meiner Liebe Hand in Hand gehen; schon sind mir Lieder gelungen, wo nicht mein Gefühl spricht als solches, sondern die aufgenommenen Klänge der geliebtesten Seele aus der meinen zurückströmend auf ihren Lippen tönen; so entstand erst kürzlich „des Mädchens Sehnsucht", „die Glückliche", von denen Lotte sagt, sie seien aus ihrer Seele gequollen; und andere liegen reichlich in des Sängers Brust, die immer weiter nach außen gestalten wird, je ganzer er mit seinem schönsten Eigenthum auch den größten Stern des Jahrhunderts als Einheit verehren lernt. Glück und Freude denn zum Schaffen und Bilden! — in diesen großen Vereinigungspunkt müssen alle Einzelklänge fließen, wie Bäche und Ströme der getrenntesten Länder zu dem ew'gen Ozean. —

Und nun zurück aus der reichen Gegenwart und der unendlichen Zukunft in ein Theilchen der Vergangenheit. Sie wollten unsre Erstlinge einer öffentlichen Beurtheilung würdigen, und der junge

Brockhaus wird das von Ihnen Ausgehende gern in sein Blatt aufnehmen, wie er denn zu künftigen Mittheilungen nur Ihres Antrags wartet. Ja, Sie müssen uns beurtheilen, Unbestechlicher! und von Ihnen erwarte ich was ich lange entbehrt, und früher wohl von Unberufenen erwartet, eine freie, in das Ganze eingehende, organisch hervorbildende, und eben darum einzig belehrende Kritik. Darauf freue ich mich denn nicht wenig. Zur Vergleichung sende ich Ihnen alles was ich von Griechenliedern und Kritiken habe erhalten können mit der Bitte es recht bald zurückzusenden, da manches nicht mein Eigenthum ist, und die Blätter für meine Eltern bestimmt sind. Von Briefen füge ich keinen hinzu der blos Allgemeines enthält, und eignes Urtheil über das von mir Gegebene nur bruchweise, mehr um mir selbst klar über manches zu werden als Ihnen meine Ansicht aufzudringen. Alle die Innigkeit der Liebe athmenden Lieder sind Kinder der schönen Zeit, wo in dem Herzen die Entwickelung dieser Einen schönsten Richtung begann, und fallen der Zeit ihrer Geburt nach zusammen mit den besseren der Griechenlieder; sie lieb' ich, weil in ihnen die theuerste Wahrheit herrscht, und reinere Anschauung beginnt; zu ihnen zähle ich Seite 119. 130. 154. 155. 162. 164. 165. 199. 214. — Die auf Kunstgebilde sich beziehenden sind meist Kinder des Herbstes 1822, angeregt durch die Anschauung der Dresdner Schätze. — Zu der Ode fühlt mein Inneres sich sehr hingezogen, und ich glaube darin einst Höheres zu leisten; ich habe in der Sammlung nur wenige gegeben aus einer Zeit die viele gebar; die meisten von damals haben mit anderen Massen die Flammen verzehrt; mir sind die gegebenen immer lieb gewesen, denn sie gehen aus den heiligsten Tiefen des Gefühls hervor. — Unter den Romanzen halte ich, außer S. 173. die 139 und 123 für echte, nicht verschwommene; das Wasserweib ist das Kind des Herbstes 1822, und das letzte Gebilde einer Zeit, wo meine Phantasie ganz in dem feuchten Element lebte, und zahllose Lieder der heißesten Sehnsucht und der wogendsten Freude gebar; sie ist vorbeigezogen wie das flüchtige Element, diese Zeit; die meisten ihrer Ergüsse sind verschwommen und hohl, aber diese Romanze erscheint mir bezeichnend und als Bild treu; darum habe ich sie erhalten. Von den wildesten Ergüssen der Vorzeit habe ich nichts aufgenommen, und weiß kaum wie S. 166, dieses Uebermaaß des aufzuckenden Ideenstolzes, sich hat hieher verirren können; und dennoch geht es aus einer tieferen

Ansicht hervor, hat eine großartige Ausgleichung zum Grunde, die nur hier nicht zur Erscheinung gekommen wie sie in mir lag. Was von matten Anklängen ist aufgenommen, entschuldige ich mit der Uebereilung der Zusammenstellung vor dem Inneren wohl; doch soll dies kein Milderungsgrund für die Strenge des Kritikers sein. —

Was Sie noch von mir an Liedern haben, senden Sie mir ja bald; die Geliebte, die Sie treulich grüßt, möchte so gern wieder etwas für ihren Heinrich abschreiben; bezeichnen Sie das dessen würdige mit +, streng verwerfend das Ungehörige, denn ich möchte von ihrer Hand nur das in sich Vollendete besitzen, um mit vollem Rechte ausrufen zu können mit dem hohen Meister aller Tiefen „Manuscripte besitz' ich, wie sonst kein König u. Kaiser".

Unbegreiflich, daß ich noch keine Nachricht von Grosse habe; es macht mir Sorge. — Einen warmen Gruß dem braven Kräuter, und unserm Meister einen Blick der innigsten Verehrung, der Geliebten aber einen warmen Gruß. Von Herzen

Heinrich Stieglitz.

P. S. Einliegendes an Herrn A. Elkan bitt' ich zu besorgen, und, wenn Sie wieder einmal hingehen (?) sollten, mich dessen Bruder und der Familie, wo wir den Abend zubrachten zu empfehlen. Dann bitt' ich Sie, wenn auch nicht in Ihrem nächsten, doch im Laufe des Winters einmal mir dasjenige aus unsrer Gedichtsammlung anzugeben, was Sie bei einer neuen Auflage herauswünschten, aber strenge; es ist neues besseres vorhanden, und ich möchte gern den neuerscheinenden (und geht alles gut, so ist dies bis zum Frühjahr zu erwarten) die möglichste Vollendung geben. Sollt' es Ihnen möglich sein, lieber Eckermann, zur Verbreitung der noch übrigen unserer jetzigen etwas beizutragen in Ihrem Kreise, so sende ich Ihnen zu dem Zwecke die erneuerte Subscriptionsliste; das Buch selbst ist für Kräuter bestimmt, wenn er vielleicht die Sendung von Grosse noch nicht erhalten. —

Randschrift: Dr. Adolph Wagner bittet mich, daß ich mich erkundigen möge, ob Goethe vielleicht seine Schrift „über das Reich des Scherzes nebst einem Anhange von Kanne (im Frühjahr) erhalten, und wie er sie aufgenommen. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit, anzufragen.

4.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig 13 Dec. 28.

Mein früher an Sie abgesandter Brief und das Verschieden für Sie, lieber Eckermann, Beigefügte muß, und wäre es durch die sich bietende Gelegenheit noch so träge besorgt, nun sicher in Ihren Händen sein. Sie werden das Gegebene bald benutzen, und Unnöthige baldigst zurücksenden, vor allem die noch bei Ihnen ruhenden und auf Ihre Entscheidung hoffenden Gedichte, für deren Wohl oder Wehe ich auf Ihren Ausspruch sehr begierig bin; vorzüglich liegt mir Ihr Urtheil über die Romanzen am Herzen, wie ich denn überhaupt auf Ihren Ausspruch harre, in wiefern Sie mich zum Romanzendichter bestimmt halten oder nicht; ich gestehe gern, daß ich dieses, für die Jugendzeit wenigstens, bis Größeres reift, zu meinen Lieblingswünschen zähle; mein Inneres drängt sich dazu und doch ist kein rechter Grundtact vorhanden (wenigstens haben mich öffentliche Urtheile irre gemacht); vielleicht hab' ich mich bisher zu wenig an Gegebenes gehalten, zuviel eignen Erfindungen gehuldigt, woraus manches Seltsame entstanden; ich erinnere mich von dieser Art mancher seltsamen Erscheinung, wo ich dem Auffluge der Seele folgend phantastische Nebelgebilde in Menge erzeugt; Halten an historischen Stoff würde meine Bestimmung dazu vielleicht am besten prüfen, und ich sehe jedem an die Hand gegebenen Stoffe mit gespannter Erwartung entgegen; denn ich fühle die Möglichkeit einer Vollendung hierin, wenn sie auch noch fern ist.

Außer Sophokles, den ich jetzt ganz zu kennen suche, habe ich mich mit unseres Meisters Faust, seiner Iphigenie, seinen Wahlverwandtschaften auf's Neue befreundet; Sie sind mir freundlich an die Hand gegangen, besonders in den letzteren. Wenn auch nicht so klar und durchführend, anders würde auch ich nicht über dies hohe Muster einer Schöpfung geurtheilt haben; in dem über Ihr Werk Niederzulegenden das Weitere hierüber. In alle Erweiterungen des Geistes führe ich die Geliebte mit fort, und fühle dadurch eine wachsende Vollendung, eine raschvorgreifende Bildung der eignen Natur, wie ich sie kaum geahnet. Und dennoch, — so unfähig ist der Mensch, wo er nach einem Ziele mit allen Kräften strebt, sich im Wunsch und Drang zu zügeln, — die alte Unruhe stellt sich wieder ein, das Geleistete

will mir nicht genügen, mein Ahnden ſoll That, ſoll Erzeugniß werden; ich dränge mit allem Sehnen nach dem Hervorſchaffen eines Größeren; und doch iſt das Nichtfeſthalten eines Beſtimmten mir Zeichen daß dieß noch nicht an der Zeit iſt. Wie mächtig drängt mein Innerſtes nach erweiterter Weltanſchauung, nach den Tiefen des Lebens! — ich fühle wohl, nur die Liebe iſt jetzt mein eigenſtes Element; doch immer möcht' ich mich ſelbſt überflügeln. Dennoch kehrt oftmals Ruhe zurück, ich ſchwebe wie ein ſeliger Gott auf meinem Elemente, und ſchaffe im Kleinen mit dem Ernſte und der Innigkeit eines Weltenerzeugers. So erfreut manches Lied die Theuerſte, und in ihrer Freude gewinn ich dauernde Ruhe. Es kann das Größere nicht ſo fern ſein! —

Von unſerem Groſſe hab' ich nun Nachricht, aber ungenügende. Haben Sie ihn geſehen? O, ſagen Sie mir ja, Theurer, was Sie hoffen, was [Sie] mit Beſtimmtheit vorausſehen; der Gedanke an ihn beunruhigt mich oft; ich möchte ſo gern mehr für ihn thun, und doch ſind mir in mancher Hinſicht die Hände gebunden; doch will ich thun was ich kann; nur muß er ſelbſt energiſch handeln. Rathen Sie ihm treu und berichten Sie mir frei.

Recht bald hoff' ich von Ihnen zu hören. Dem braven Kräuter einen Gruß; unſerem hohen Meiſter einen Blick der Verehrung von Ihrem

Heinrich Stieglitz.

3.

Eckermann an Stieglitz.

Weimar d. 22.ª Decbr. 1823.
Montag.

Ihren Brief lieber Stieglitz habe ich geſtern erhalten, das früher an mich Abgeſendete aber noch nicht.

Von Goethen kann ich nun zunächſt ſagen daß er wieder in völligem Wohlſein daſteht und keine Spur von Schwäche mehr an ſich trägt. Wenn man ihn anſieht, gewinnet man das Vertrauen daß er gewiß noch zehn Jahre leben werde. Dieſe Nachricht wird Ihnen beſonders lieb ſeyn. Ich bin jetzt faſt jeden Tag bey ihm und hatte die Freude, dieſe Woche 4. mal bey ihm zu Tiſch zu ſeyn. Ach, was iſt da manches herrliche Wort zum Vorſchein gekommen!

Ihre Gedichte habe ich damals gleich durchgesehen und werde sie nunmehr zurücksenden. Es ist manches sehr gelungene darunter. Aber nicht unter den Romanzen. Man muß mit Ihnen strenge seyn und man darf es auch bei Ihrer Fülle der Productionskraft. Sie haben ganz recht, denken Sie bey den Romanzen nicht mehr an eigene Erfindung (denn trösten Sie Sich nur, das kann Goethe auch nicht) sondern bearbeiten Sie bloß, wie auch alle übrigen Romanzen- und Balladendichter gethan haben, Überliefertes wie es durch die Phantasie des Volkes gegangen.

Ein größeres Werk unternehmen Sie vor der Hand ja nicht, es wird doch nichts Gescheutes daraus, die Kenntniß der Dinge ist bey Ihrer Jugend noch zu Lückenhaft. Und „Bewunderung von Kindern oder Affen" wird Ihnen nicht genügen.

Was Sie gelebt haben, und worüber Sie zum Bewußtseyn gekommen sind, das ist das Ihre, das bearbeiten Sie. Üben Sie bloß Ihr Talent der Darstellung und trachten Sie nach Treue und Wahrheit, das ist das Beste was Sie vor der Hand und immerfort thun können.

Ich freue mich herzlich der vortrefflichen Wirkung die die Geliebte auf Sie macht, ach, die reine Natur dieses geliebten Kindes wird Ihnen mehr seyn und wird Ihnen besser thun als alle Professoren und Schulen. Sie wollen Weltanschauung, Tiefe des Lebens? Guter Stieglitz, hier sind Tiefen des Lebens genug! Suchen Sie nur diese erst zu ergründen, Sie werden daran zu thun haben.

Es ist bloß das unruhige Geblüt was Sie treibt und Sie wissen eigentlich selbst nicht, wo hinaus. Wissen Sie worin die wahre Modernität ruhet? Goethe sagt, sie ruhe in einem Wollen, das über die Kräfte des Individuums hinaus geht. Nehmen Sie Sich vor einem solchen in acht, es ist auch in Schillern sichtbar, und zwar nachtheilig.

Sie können in Leipzig Leben genug studiren, erforschen und beobachten Sie nur immerfort was Ihnen zunächst liegt, Sie werden daran zu thun haben. Und bedenken Sie nur, was das sagen will, wenn Sie ein vollendetes Lied machen, das von einem tüchtigen Meister componirt, bald im Munde des ganzen Volkes lebt. Ein Epos in 12. oder 24. Gesängen, wenn es nicht vollendet ist und nicht in das Volk eindringt, reicht einem solchen Liede nicht das Wasser.

Denn es kommt in der Poeſie nicht an auf die Quantität, ſondern auf die Qualität, und aus dieſem Grunde rufe ich Ihnen noch eins zu: „Machen Sie nicht ſo viel mehr. Sondern machen Sie nur Weniges, nur das Gute.“

Für Groſſe thun Sie, was Sie durch fremde Hülfe für ihn erlangen können. Ich habe ihm mit 10 ℳ. geholfen, das iſt aber alles was ich thun kann. Nun leben Sie wohl mein Guter, und ſagen Sie einen herzlichen Gruß der Geliebten.

Eckermann.

6.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig d. 6ten Jan. 24. Abends.
Vor mir der Götz von Berlichingen.

Ja, es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehen! So ruf' ich mit dem größten des Jahrhunderts aus, und fühle das hohe Glück des 9ten Novembers in all ſeinen Tiefen. Heiliger Gott! erhalte mich tüchtig und friſch, gib den wachſenden Kräften Gedeihen, daß ich mit freudigem Vertrauen einſt wieder vor ihm ſtehen kann, den Du uns zu langem Wirken erhalten mögeſt, den Greis mit dem unverlöſchlichen Jünglingsblicke! — — O Sie Neidenswerther, der Sie ſeiner Nähe ſich ungeſtört erfreuen dürfen und der herrlichen Rede ſeines Mundes, erfüllen Sie mir Eine Bitte, die ich Ihnen an's Herz lege: eine Locke ſchaffen Sie mir von ſeinem ehrwürdigen Haupte; ich will ſie heilig halten wie die Gaben der Geliebten, ſie ſoll bei der Theuerſten auf Erden ruhen; ich will ſie ſelten, nur in Weiheſtunden, an den Mund drücken, der ihm ſo gern einſt geſtammelt hätte was für ihn die Bruſt empfindet, aber aus heiliger Scheu verſtummte; o daß ihm damals mein Blick geſagt hätte, was in mir auf- und abging, als ich vor dem Einzigen ſtand, der fleckenlos wie die ewigen Sterne mir leuchtet! — aber ich werde einſt vor ihm ſtehen dürfen mit kühnerem Vertrauen, und er wird meine ganze Empfindung gewahren, der treffende Herzenskünder. Eckermann! es wird alles gut werden; ich fühle die wachſenden Kräfte, ahne die verborgenen Schöpfungen, die an der Sonne der Liebe reifen, bis eine ſchöne Zukunft ſie an's Licht ruft. Freuen Sie ſich mit mir, Lieber; es wird alles gut werden! —

Ihre lieben Zeilen erhielt ich in den letzten Stunden des Jahres, als ich eben mich anſchickte zu der Geliebten zu eilen, mit ihr ſie wonnig zu beſchließen. Das herrliche Kind freute ſich mit mir recht aus den Tiefen der Seele; ich theilte ſie ihr mit; wir danken Ihnen beide; und o! wie glänzte mir die Ferne bei dem Antritt dieſes Jahres, als ich an ihrer Seite doppelt fühlte was ſich alles entwickeln wird. Eckermann! es wird alles gut werden; meine Liebe zum Pfande! —

Sie wollen ich ſoll ruhig ſein; ich bin es. Das ſind nur Augenblicke, wo es wogt und fluthet: die Zeit des Glühens und Sprühens iſt vorüber, reines beſeelendes Feuer wird fortan das Ganze durchdringen; zu keiner Frühgeburt will ich mich drängen, alles ſoll ſich naturgemäß entwickeln; oder kann der Winter die Roſe bringen und das Blatt der Eiche, das dem Sommer entgegenzuſprießen beſtimmt iſt? — jezt gilt's zu ſammeln und zu läutern; es wird eine Zeit kommen, da gilt's zu ſchaffen; ich ahne ſie, ich will ſie erwarten.

d. 20ſten Januar.

Lieber theurer trefflicher Freund! Wie hat mich Ihr Brief erfreut und ſein köſtlicher Inhalt. Ja! ich bin ganz Ihrer Meinung, war es ſchon längſt, habe geahndet was Sie eingeſehen, fühle mich doppelt weil ich mit Ihnen zuſammentreten will heraus aus dem engen Kreiſe, wie es mir ſchon längſt das Innerſte geheißen. Die Geſchichte, das große Weltganze iſt meine Sphäre, wie die Liebe mein Element. Wohl mir, daß ich Sie getroffen und Groſſe! Das hat mich aus dem wirrigen Schwärmen duftiger Idealiſtik zum Charakteriſtiſchen, wie der warme Blick der Treugeliebten zur reinen Natur geführt. Ich will, ich muß, ich kann Treffliches leiſten! Drum ohne Säumen ernſtes ſtrenges Studium, in ihm wachſen die Kräfte und gewinnen an Tiefe. Meine Philologie (der Stab, der mich feſtſtellen ſoll im Leben, um mit der Theuerſten vereint zu ſtreben) ſoll mich nicht ſklaviſch gängeln; ich leite ihn ſelbſt, und zwar jezt ausſchließlich auf die alten Tragiker, treu dem Homer, den ich ſo lieb gewonnen. Zulezt habe ich den Sophokles geleſen, ganz. Die große ethiſche Richtung dieſes harmoniſchen Geiſtes erkenne ich im Einzelnen wie im Ganzen; ich werde ihn noch mehr erkennen, wenn ich ihn mir inniger befreundet. Dann unaufhaltſam zum tiefern Studium der Geſchichte!

Ich bedarf vor Allem des Stoffes, mich daran zu bilden, um ſo mehr, je mehr ich nach Wahrheit und Charakteriſtik ſtrebe; das Glühen und Sprühen iſt vorüber, reines durchdringendes Feuer wird fortan das Ganze beleben. —

Ich lief neulich mei[illegible] Papiere durch, um der Geliebten manches zu geben von früheren Geburten, die der Macht meiner Auto da Fe's, die oft barbariſch gewüthet, oft zufällig mehr als abſichtlich entriſſen waren. Da fand ich denn auch manches Dramatiſche, das ich früher ohne feſten Plan zu verſchiedenen Zeiten hingeſudelt, nachher wieder gänzlich aufgegeben. Dabei fiel mir auch ein Plan in die Hände, den ich 1814 noch nicht 13 Jahre alt, zu einem Trauerſpiel Sandwirth Hofer hingeſchrieben, und nun erinnerte ich mich lebhaft, wie ich damals viele ſolche dramatiſche Sachen in mir ausgeführt, gar manches Wechſelgeſpräch in gereimten Alexandrinern, und unzählige Monologen in andern Versmaßen hingeſchrieben, davon wohl ſchwerlich noch etwas beſteht. Einiges Spätere, das ich beiſammen gefunden, überſende ich Ihnen zur Anſicht und Beurtheilung jener früheren Standpunkte. Jezt hab' ich das Dramatiſche ganz aufgegeben, nur im Lyriſchen lebend, aus geheimen Mistrauen zu der größeren Objectivität des Inneren, auch Ihrem und des Meiſters Rathe folgend. Aber mein ganzes nächſtes Treiben ſoll Vorbereitung ſein zu dieſem höheren Standpunkt; es wird Tüchtiges werden! — Damit Sie aber ſich ſelbſt überzeugen, Theurer, wie eifrig mein Streben auf das Charakteriſtiſche gerichtet iſt, ſende ich Ihnen zur Anſicht einige der letzten Lieder; nehmen Sie die Papiere mit Andacht zur Hand, ſie ſind geſchrieben von der Theuerſten Treueſten. Das herrliche Mädchen erwiedert herzlich Ihren Gruß. Durch mich und Sie lernt ſie den großen Meiſter kennen und verehren. O wie oft gedenk' ich bei ihren einfachen zum Ziele treffenden Urtheilen ſeiner herrlichen Worte. Ach, Natur! wie ſicher und gut in allem erſcheinſt Du! Laſſen Sie bald von ſich hören, ich entbehre das theure Manuscript ungern lange, und Ihre Worte ſind mir ſtets willkommene Boten.

Herzlich grüßt Ihr

H. Stieglitz.

7.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig
am Abend des Tages, wo ich Eckermanns Brief vom 18ten Januar erhalten.

Sehen Sie, Lieber, so bedeutend erscheint mir der Empfang dieser inhaltschweren Zeilen, daß ich eine neue Epoche danach datiren möchte, wie denn überhaupt nichts im Leben eines Tüchtigen bedeutender ist, als wenn er in dem Busen eines Tüchtigen endlich allen Widerstand besiegt und Uebereinstimmung mit dem als wahr Erkannten findet. Sie haben getroffen, was mir Noth thut, Lieber, Uebung der Kräfte an einem großen Ganzen, welches das All meiner Kräfte zu beschäftigen im Stande ist; hat nicht mein Herz auf eben die Weise, durch Einklingen in ein gleichgestimmtes, von dem es sich ganz erfüllt und jeden anderen Wunsch, jedes unbestimmte Sehnen verbannt fühlt, hat es nicht durch diesen das ganze Leben durchbebenden Zauberschlag Einheit und Fülle und Kraft gewonnen, wie es sie kaum zu ahnen wagte? — Also wir sehen es beide ein, Tüchtiges muß erstrebt, ein großes rühmliches Ganze schon als nächstes Ziel bedacht werden; aber nur mit Ruhe ist dies zu gewinnen, ernstes gründliches Studium muß vorhergehen; so soll und wird es sein. Ich fühle selbst, fühl' es tief wie die Liebe der Geliebten, das Große kann nicht fern sein; aber es ist in diesem Augenblick noch nicht an der Zeit; das geben Sie mir zu, und zweifeln darum nicht weniger an seiner Erscheinung, so wenig als Sie bezweifeln, daß der kahle schneebedeckte Ast des vor meinem Fenster sich im Winde schaukelnden Baumes im kommenden Frühjahr Blätter und Blüthe und Früchte tragen wird. Ich bin seit dem Empfang Ihres letzten am letzten Tage des Jahres mit mir aufs klare gekommen, und mein Entschluß steht fest wie meine Liebe. Jezt ist für mich die Zeit zum Liede; ob Griechenlied, ob Nationallied, ob beseelt vom Hauche der Liebe, es muß charakteristisch sein; das ist mein Streben, das mein nächster Gedanke wenn ich es quellen fühle; wird diese Richtung verfehlt, so gehört das Entstandene der Vernichtung. In dieser jezt noch ganz lyrischen Richtung den Blick stets auf die Wahrheit gelenkt kann die umfassendere objective Anschauung nicht ausbleiben; sie wächst, ich fühl' es, von Tage zu Tage, sie reift den größeren Gebilden entgegen, die zu ihrer Zeit sich regen werden. Gewiß, diese Zeit kann

nicht fern ſein, aber ſie iſt noch nicht da. Wie fremd liegt mir noch die Ökonomie des Drama, wie fremd der Plan eines geregelten Ganzen! — ſoll ich etwas beginnen, dem ich noch nicht reif bin, Zeit und Kräfte verſchwenden und am Grame des Mislingens mich wüthend kauen? — Das können Sie nicht wollen, das wollen Sie nicht; Ihnen gilt der Kern, nicht der Umfang. Aber an Vorbereitung ſoll es nicht fehlen, und ſo glaube ich Sie recht verſtanden zu haben. So ſehr auch meine Leidenſchaft für die Bühne durch die Mittelmäßigkeit der hieſigen iſt gedämpft worden, ich will wieder anfangen das Gute nicht zu verſäumen, und in Berlin, wohin mich Oſtern die Beſtimmung weiſt, will ich noch mehr ſehen. Nichts, was von Kenntniß der Technik und der ganzen Oekonomie ſich bietet, will ich verabſäumen; in der Geſchichte will ich Stoff, in den beſten Muſtern (und daß wenig nur zu leſen meine Art iſt wiſſen Sie) will ich Richtung ſuchen; ſo erwarte ich die Zeit, wo der geſammelte Schatz von ſelber fodert auszuſtrömen; dann gieß' ich in Fülle und Freude in die breite Form, und Sie ſollen ſich des Gußes freuen, Wackerer, und unſerem edlen Meiſter hoff' ich dann ein freundlich Lächeln abzugewinnen. Glück und Freude denn!

Wie fühl' ich ſo tief in der Geliebten Nähe, was Ihr vorlezter Brief mir von Weltanſchauung ſagt; hier ſind Tiefen des Lebens, rein, unverſiegbar; hab' ich die ergründet — und o wie liebend öffnen ſie ſich mir! — dann faßt mein Buſen eine reiche Welt, und Fülle der Geſtaltung wächſt und ſchwellt. Das herrliche Weſen grüßt Sie tauſendmal, und dankt mit mir für die Freuden, die Sie mir bereiten.

Ja, Wackerer, wir wollen raſtlos ſtreben; üben und bewähren wollen wir die Kraft, und unſere Lieben erfreuen mit ruhmwürdigen Schöpfungen ewiger Dauer. In wenigen Wochen iſt mein dreiundzwanzigjähriger Geburtstag, (— die Geliebte zählt ſiebzehn Jahre —) ein Gedanke, der mich ſonſt erſchreckt, jezt beglückend ſpornt, denn ich blicke mit Zuverſicht in die künftigen Zeiten; ja, ich verſprech' es bei der Heiligkeit meiner Liebe und ſo wahr der Unendliche mir Kraft verliehen: ehe ich den ſechs und zwanzigſten Geburtstag zähle, ſollen Sie über ein tüchtiges Ganze ſich erfreuen, und glückwünſchend mir zurufen: Heil Dir, Stieglitz! —

8.
Stieglitz an Eckermann.

Frachtbrief

von Heinrich Stieglitz an Hrn. J. P. Eckermann.

Inhalt des Ballens:

1) Lyriſches mit Göthe's Motto:

Manuſcripte beſitz' ich wie kein Gelehrter und König,
Denn die Geliebte ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

2) Dramatiſches, frühere Verſuche zur Anſicht, mit einem ſpäteren Motto von Stieglitz:

Ach, wie iſt es ſo ſchwer, das Treiben der Welt zu enträtſeln,
Wenn das eigene Ich ſelber ein Rätſel noch iſt! —

3) Kritiſches, hingeworfene Gedanken bei'm Leſen des Eckermannſchen Werkes als Haltpunkte für eine durchgehende Beurtheilung mit Eckermann's Motto:

Denn es muß nachhaltig gewirkt werden! —

Dieſe Bemerkungen ſchon vor Weihnachten geſchrieben, würden als ein Ganzes ſchon früher an Sie gekommen ſein, wenn nicht eine kritiſche Arbeit für Herrmann, zu der ich mich ungern entſchloſſen, manches Zeitraubende zu leſen erfodert hätte, was mich erſt jezt zur Arbeit ſelbſt kommen läßt; darum ſehen Sie erſt an was Sie davon halten, wie Sie ordnen würden, ob Sie als Einleitung das längere Blatt vorn oder das kleine mit Bleiſtift vorziehen, und ob Sie überhaupt meine Art das Ganze zu faſſen billigen. Ich thue nichts weiter hierin ehe ich Ihre Meinung weiß; dann aber gehe ich gleich ans Werk, wenn Sie mir alles zurückgeſendet, und übergebe das Niedergeſchriebene Brockhaus.

4) Elegiſches, ein ſo raſch entworfenes als ausgeführtes Gedicht zur Feier des Andenkens eines geliebten Lehrers, der als eben erklärter Bräutigam im 32ten Jahre ſeines Lebens ſtarb; obgleich dazu aufgefodert, kam es von Herzen; das werden Sie ihm anſehen.

5) Einen herzlichen Gruß an Ihre liebe Braut mit Charlottens treuem Wunſche für Ihr beiderſeitiges Glück vereinigt

H. St.

Sonntags den 25ten Morgens.

Meine Sendung an Sie, lieber Eckermann, war bestimmt Tags nach der Ankunft Ihres Briefes sogleich abzugehen; da kam manches dazwischen, was verzögerte, und nun füg' ich noch einiges bei; — so wird Sie das theure Blättchen erfreuen, das ich beilege; lassen Sie mich es mit den übrigen wieder haben; — dann: was halten Sie von der Ode: „Stromfahrt" — sie ist aus voller Brust, und der Theuersten ist sie theuer. —

Und nun eine Frage, die mir lange am Herzen liegt, und jezt von Neuem in mir angeregt ist. Mich wurmt nichts mehr, als wenn ich von dem erhabenen Sterne nicht jeden Flecken abwenden kann; da ging eben ein Mann von mir weg, dessen Urtheil ich übrigens achten muß, der sprach in dem gewöhnlichen gehässigen Tone von Göthen, daß er das Publikum nicht achte, alles gebe was ihm eben einfalle; es sei übel, meinte er, von solch einem Meister, läppische und schmutzige Dinge, den Trefflichen unterzumengen, wie z. B. in den Gedichten: „vor Gericht", „Christel", seine „Antipathien" unter den Epigrammen, im „Faust" die widerlichen Hexenscenen, und anderes. Nun konnte ich ihn mit allem Herbeiführen allseitiger Objectivität nicht überzeugen, um so weniger, da mir diese angeführten Sachen und mehreres andere selbst in der Seele verhaßt sind, so erbärmlich mir auch die Scrupel über seine herrlichen Gedichte: „Braut von Korinth", „d. Gott u. d. Bajadere" und andere köstliche Gebilde vorkommen. Jene, die ich als wahre Flecken betrachte, wünsche ich heraus; ich weiß sie sind auch der Geliebten zuwider, und mit Recht. Aufrichtig! lieber Eckermann: verwünschen Sie jene nicht auch? halten Sie nicht auch dieselben für Flecken? und halten Sie es für Recht ein Häßliches zu erheben, weil es ein hoher Meister gebildet? ist es nicht schöner und einer edlen Seele ganz würdig; die gemeine Sinnlichkeit fern zu halten? — ja! mir ist es ganz undenkbar daß Göthe jenes Zeug gebildet, geschweige denn unter das Köstliche den Guten und Besten hingegeben, gleichgültig ob es anstoße oder nicht. Warum mußte er das thun? ich wollte er hätt' es unterlassen, ich gäbe viel darum; „Lili's Park" ist mir zu unbedeutend, um darauf entrüstet zu sein, aber meinethalben möcht' es auch lieber bei Bürgers „Frau Schnips" als in der Reihe jener unvergleichen „verwünschten Gedichte"

unſeres Meiſters ſtehen. Antworten Sie ſtrenge, die Frage liegt mir am Herzen; Sie dürfen nicht darüber hingehen.

D. 26ſten. Ich will nicht ein leichtſinnig Wort oberflächlich ausgeſprochen haben und es abgethan wiſſen; was ich berühre, iſt mir wichtig, und ich will ihm auf den Grund; darum wendete ich mich vor allem an Sie. Mein ausgeſprochener Vorwurf, fühl' ich, iſt gerecht, ſo albern und einſeitig, und eben darum ungerecht, er von vielen Halben mag ausgeſprochen ſein. Mir iſt es um die Wahrheit allein, und hier um eine ſehr heilige, zu thun: „Duldet das keuſche Gebiet der Dichtung von ſeinen Prieſtern ein nacktes Auftreten der Sinnlichkeit? und wo ſind die Grenzen?“ Dieſe Frage iſt allerdings wichtig, und einer tieferen Unterſuchung werth; nur fürchte ich, iſt es mit der Unterſuchung nicht abgethan, wenn ſich das Gefühl des Reinen ſträubt und unerquicklich verletzt fühlt; iſt das Kleinigkeit? Ich glaube, lieber Eckermann, wir dürfen ohne zu erröthen das ſchöne wahre Sprüchwort: „Dem Reinen iſt alles rein“ auf uns anwenden, und ich verſichere Sie, manches unter unſeres Meiſters Werken Eingemiſchtes erſcheint mir als ein recht garſtiger Fleck auf einem vollendet ſchönen Geſichte, den ich weg wünſche. Ich beſchränke mich hier auf die Sammlung der Gedichte, denn von den übrigen Werken kenne ich nur das herrliche, nicht die kleinen Bildungen, in denen auch dergleichen nicht ſelten ſein ſoll. Nun will ich manche Kleinigkeiten, von den ich herzlich gerne gewünſcht daß ſie nicht da ſtänden, damit dem Volke nicht Raum gegeben wäre für den Vorwurf als gäbe G. alles hin, was ihm in den Sinn komme, (wiewohl dieſe blinden Richter unter das mir ſelbſt als unbedeutend Vorkommende auch ſo manches kleine charakteriſtiſche Lied werfen, das mir unendlich mehr Werth hat als die längſte ſchillerndſte Tirade) ſondern nur das was mich zurückſtößt. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß, als ich der Geliebten dieſe reiche Sammlung des Köſtlichſten ſchenkte (es war im Sommer), daß ich mit wahrer Wuth das Blatt herausriß, worauf „Chriſtel“ unter die lieblichen Geſtalten ſich eingedrängt, daß ich gern „vor Gericht“ aus den Balladen geriſſen, wenn dies gegangen wäre ohne andere zugleich zu verletzen, daß „Lili's Park“ mir albern und ſeines Platzes ſo unwürdig erſchien als die „Liebhaber in verſchiedenen Geſtalten“ daß ich das reizende Gemälde der „ſchönen Nacht“ durch den letzten Zug recht

ſchmerzlich als entweiht betrauerte; ja ſelbſt „An Luna“ ſteht mir nicht frei von dieſem Vorwurf, dagegen die gleich darauf folgende „Brautnacht“ als ein wunderzartes Gebilde mein ganzes Gefühl für ſich einnimmt wie der reine Glanz des Mondes; alſo nicht der Stoff, ſondern die Darſtellung iſt es, die mich in jenen zurückſtößt und widert, denn auch „der Beſuch“ wie die „Morgenklagen“ ſtehen mir rein und zart da. Ich gehe über zu den römiſchen Elegien; ſie ſind mir bewundernswerthe Kunſtwerke, keinem der alten Elegiker ſtehen ſie nach an plaſtiſcher Fülle, und ſie übertreffen die meiſten ihrer Erzeugniſſe an Zartheit und Kraft, an Innigkeit gewiß, wenige des Tibull ausgenommen, die ich ihnen gleichſtelle, dagegen ich für die größeren „Alexis und Dora“ und einige ihr folgende nirgends ihres Gleichen finde; ſie ſtehen einzig da und vollendet. Aber blicke ich zurück auf jene als Kunſtwerke bewundernswerthen römiſchen Elegien, ſo kann ich nicht umhin, zugleich der trefflichen Worte zu gedenken, die Sie Seite 197 u. d. folgenden Ihres Werkes ausſprechen. Nicht als ob ich hiermit die Tendenz des Ganzen von einem unſres Meiſters Werken angriffe; hiervon bin ich ſo weit entfernt, daß Sie mich als den unermüdlichen Vertheidiger gegen die Misdeutenden oft ſelbſt belächeln würden, wenn Sie ſähen, mit welchem Eifer ich von der Liebe zur Wahrheit durchdrungen nicht ſcheue, ſelbſt Halben die Trefflichkeit der Grundrichtung Götheſcher Poeſie in Bezug auf Natur und Sitte anſchaulich zu machen; aber ich kann nicht das geheime Gift verkennen, das in die feinſten Theile dieſer römi[ſchen] Elegien ſich einſchleicht; laſſen Sie mich's mit dem wahren Worte ausſprechen: wunderſchöne Darſtellung raffinirter Sinnlichkeit. Es thut mir wehe, dieſes Wort, aber es gilt der Wahrheit; widerlegen Sie mich, und ich will freudig danken, wenn Sie die 5te, 13te, 18te geleſen; dagegen würde mich die 19te entzücken, wenn nicht der abſcheuliche Vers: „Mann erhizt er auf Mann, treibt die Begierden auf's Tier“ mich ſo grimmig beleidigte. Lieber Eckermann, ich gehöre doch nicht zu den Verzärtelten Verwöhnten, ich fühle mich ſtark und tüchtig und rein, und bin frei von jeglicher Spur der Einflüße, die andere von jenen Gedichten zu erleiden vorgeben; warum wünſche ich ſie dennoch hinweg? warum tilgte ich ſie ſo gern aus der Nähe der Treugeliebten, der theuern Schweſter? warum wünſche ich für unſeren Meiſter, daß er ſie der Menge nicht gegeben, der Edle Hohe! —? Was Sie Seite 234 über

ſittliche Veredlung ſagen, was 235 über natürliche Vollendung einer geſunden Natur, iſt ſo wahr, ſo tüchtig, und alles dies wie mein eignes Selbſt zeugt, wenn ich das Angeführte betrachte, gegen daſſelbe. Hier ſo wenig als in manchen Stellen des Fauſt finde ich Zarterhaltung der Gefühle, und ich kann es dem Mädchen nicht verdenken, das ſich ſcheut zu ſagen es habe ſie geleſen; denn obgleich es Hexen, Teufel, und Bitteln ſind, die im Fauſt das unflätige Zeug herausfudeln, es iſt häßlich in ſich, und das Häßliche ſoll der Dichter ſo wenig entblößen als den geheimen Schleier lüften, den Natur ſo zart und ſchön um unſer Gefühl gewoben, als feſteſter Schutz der Unſchuld; hebe ihn auf, und allem Frevel geſtatteſt Du freien Eingang. Sie ſagen S. 223 ganz im Einverſtändniſſe mit mir: „alle wollüſtige und die Sinnlichkeit erregende Ausmahlungen ſind, inſofern ꝛc. rufen Sie ſich ſelbſt das dort ſo ſchön, ſo warm Geſagte zurück; vergleichen Sie es mit S. 222 über Darſtellung nackender Reize, was wiederum ſo wahr iſt, worin ich ſo ganz einſehe wie den großen Dichter auch hier ein angeborener reiner Sinn das rechte Maaß treffen laſſen wird, wenn er ſich nicht gehen läßt. Es wird ſo vieles geſprochen für und gegen die Darſtellung des Nackenden, und ich bin überzeugt, es läßt ſich mit keiner Theorie helfen, es iſt allein das Gefühl das dem Dichter hier die Grenzen anweiſet; dieſes darf er nie überhören. Warum erſcheint mir z. B. das wunderzarte Gedicht unſeres Meiſters: „Der Fiſcher“ ſo überaus reizend und rein, warum ſtehe ich ohne Erröthen vor dem nackten Weibe, als weil jenes zarte Gefühl den Pinſel zu allen dieſen Zügen geführt? und warum ekeln mich all die ſchönen Umriſſe ſeiner nackten Römerinnen an, als weil eine wolluſtreiche Ueppigkeit ſich in dieſe Gemälde eingedrängt, das Gift des Schönen? Laſſen Sie uns dieſe Zweifel ja nicht für gering achten, Lieber; ſie greifen in das innerſte Leben der Poeſie, ich muß darüber zur Klarheit kommen. Hätte ich meine Göttinger Papiere oder gar von früher Verbranntem manches hier, ich könnte Ihnen Dinge zeigen, wo ich mir ſelbſt gefallen, der Phantaſie den Zügel ſchießen zu laſſen in den üppigſten Gemälden; damals war ich eben ſo rein wie jetzt, ja! ich galt als Sonderling, weil ich ſchroff meine Grundſätze von Reinheit durchſezte zu derſelben Zeit, wo ich ſehnſuchtsvoll überall mein Ideal ſuchte, innig mich anſchloß, wo ich es zu finden träumte, dann getäuſcht wieder aufgab, mich neuer Täuſchung hingab, alle hohen Eigenſchaften

meiner Träume der Erſcheinung beilegte, getäuſcht wieder in mich und meine Schwärmereien zurückſank, bis ich auf lange Zeit mein Herz verſchloß, das nun Kraft gewann mit ganzer Macht der Einen wahren unausſprechlichen ſich zu erſchließen, die voll Huld und Wahrheit und Natur unendlich mehr mir giebt als alle idealiſtiſchen Träumereien verſprechen, und Fülle, Kraft, und Liebe mich erſt jezt empfinden läßt; — aber damals, wo ich ganz rein in idealiſtiſchen Träumen mich bewegte, ließ ich meine Phantaſie in Schilderungen ſchießen, die ich jezt nicht zu denken, geſchweige ausſprechen wagte; woher das? — mir ſcheint die Frage nicht unwichtig.

Ich lege dieſem Briefe an Sie, Lieber, und der ganzen Sendung zugleich als Nro. 6 zugleich noch etwas früheres Lyriſches bei, das ich eben hier finde als bezeichnend für meine Schwärmereien und innere Zerriſſenheit, die ſo gräßlich gewüthet; laſſen Sie mir es mit d. übrigen wieder zukommen. —

d. 29ſten Jan.

Wie ſich das immer und immer verſchiebt! als ob mein Packet gar nicht an Sie abgehen, ſondern nur immer ſchwellen ſollte, bis es Ihnen zuwider wird, durch all den Wuſt ſich durchzubeißen. Wenigſtens werden Sie ſehen daß ich an Sie gedacht; ja, lieber Eckermann, daran fehlt es nicht, denn die Kunſt iſt Eins mit meiner Liebe, wie meine Liebe mit meinem Leben, und in der Verehrung, (ich darf es ausſprechen vor Ihnen ohne mißverſtanden zu werden) in der Anbetung jener Geliebten haben wir uns gefunden; darum iſt es wohl natürlich, daß ich nichts denke, nichts empfinde, was auf das innigſte Streben meiner Dichternatur Bezug hat, ohne zugleich an Sie und an Groſſe zu denken. Ach! unſer Groſſe fürcht' ich, wird nicht die Vollendung erreichen wozu ihn die Natur ſcheint beſtimmt zu haben; wie eine edle Pflanze unter hartem Geſtein ſich zwar nach dem Lichte wendet, aber immer dichter umſchloſſen wird von den zuſammenſtürzenden Maſſen, ſo ſeh' ich ihn gedrückt von der Gewalt der Umſtände, vielleicht bald erdrückt, wenn er nicht Kraft gewinnt bald durchzudringen; dieſes Laviren zehrt ſeine beſten Kräfte auf, und richtet ihn langſam zu Grunde. Seine letzten Zeilen ſind unbefriedigend und wenig erfreulich; es muß

bald anders werden, wenn nicht dieſe edle Natur im Drange und im Schmutze der unerbittlichen Alltäglichkeit zu Grunde gehen ſoll; er geht zu Grunde, wenn er nicht entſagen lernt. O ſtände ein Gott ihm zur Seite, oder wäre er Mann genug ſein eigner Gott zu ſein! —

Ich habe geſtern Oehlenſchlägers Correggio geſehen, ſeit dem Waſſerträger in Weimar das erſtemal, daß ich das Theater beſuchte. Es wurde gut ausgeführt und ich habe mich gefreut, aber nur über das Tüchtige, denn es iſt viel Ungeſundes in dieſem Gebilde, die Schürzung des Knotens gedreht aus Abſichtlichkeit, und gelöst durch ermattende Wehmuth; ſo kann ich dieſes Stück als ein Ganzes nicht achten, aber einzelne Züge ſind darin von Meiſterhand. Das Verhältniß des Künſtlers zum Leben und zur Liebe, das Pflegen dieſer zarten Blume von der Hand der erkennenden Gattin, der Gegenſatz der drei Künſtler mit ihren verſchiedenen Charakteren, das ſind eben ſo viele Meiſterzüge; ja, rief ich aus bei dem Erſcheinen des Tüchtigen, ja, auch ich bin zum Künſtler geboren! — aber, das fühlte ich bei dem Verfehlten, ich werde die Züge anders zum Ganzen führen; nur kein Mislungenes, lieber Eckermann, und ſollt' ich noch Jahre warten, kein Uebereiltes; jugendlich Unreifes! — aber es wird nicht mehr ſo lange währen bis zur Geſtaltung eines Tüchtigen, denn die Raupe iſt im Verpuppen, das fühl' ich, um mit den Worten unſeres Meiſters zu reden, lebhaft daran daß ſie nicht Blättern mehr Geſchmack abgewinnt. Gewiß, ich werde jezt häufiger wieder die Bühne beſuchen, aber nur um an dem Trefflichen mich zu heben; wie fühl' ich tief was da noch gethan werden kann, was gewirkt, wie unrecht es iſt ſich da eigenſinnig zurückzuziehen; und wenn drei Seelen unter der Maſſe der Zuſchauer ſind, die fühlen wie die Geliebte und wie Sie und ich, das iſt Lohn genug für den Bildner, da wirkt ſein Treffliches mit unendlicher Macht. Aber was ich auch zuerſt gebe, es darf nichts Unreifes, nichts Verfehltes ſein. Es iſt an der Zeit, das Tüchtige mit Rieſenſchritten zu fördern; wir wollen uns vorbereiten! —

Mit wahrer Andacht hab' ich Künſtlers Apotheoſe und Erdenwallen von unſerem Meiſter geleſen. Was ſind da für Züge in Umriſſen gegeben! — Das konnte nur er machen, ſo klein die Sache manchem Großhans ausſehen mag. Jezt wende ich mich zum Wilhelm Meiſter, und auch die Geliebte ſoll ihn kennen; nächſtens mehr

davon. Die natürliche Tochter hat mich ſehr unbefriedigt gelaſſen, ſchöne Einzelzüge, aber kein Ganzes; Göthe kann dies nicht als abgeſchloſſen betrachten, oder es iſt eine Idee, die nicht zur Erſcheinung gekommen, wie ſie in ſeiner Seele gelebt; lezteres ſcheint mir am wahrſcheinlichſten; ich finde große Andeutungen darin ohne Vollendung. — Ob ich den Klavigo nicht in der rechten Stimmung mag geleſen haben, oder wie das kommt, der erſcheint mir vollends ungeſund; ich habe mich mit Widerwillen davon weggewendet. Sie dürfen dieſe Andeutungen nicht mit Stillſchweigen übergehen.

Verzögern Sie Ihre Antwort ja nicht länger als nöthig iſt mir auf alles genügend zu erwiedern; ich bin ſehr begierig darauf. Zu meinen Sachen fügen Sie wie das lezte mal, wo es nöthig ſcheint, Ihre Bemerkungen hinzu, ſie werden mir dadurch werther, und ich laſſe gewiß keinen Wink von Ihnen unbeachtet; o und wie ehrt die Geliebte Ihr Urtheil! wenn Sie das herrliche Weſen kennten, lieber Eckermann, es würde Ihnen dies gewiß keine geringe Freude ſein; aber Sie empfinden es auch.

Ich habe abſichtlich manches hinzugefügt, was ich eben bei der Hand hatte aus verſchiedenen Perioden meines furchtbaren Ringens und dunklen Tappens; Sie werden auch hier das Streben des Tüchtigen nicht verkennen, als ihm noch Licht und Einheit fehlte, und mancher Blitz durch die düſtere Nacht wird Ihnen zeigen was es werden muß. Ja, es iſt ein Streben aller Kräfte zur Vollendung, was mich durchdringt! es kann nicht ſein ohne Erreichung eines Tüchtigen. —

Verſchmähen Sie nicht mir einige Ihrer günſtigſten Stunden zu ſchenken, damit Sie erkennen, was aus dieſem Wuſt fragmentariſcher Unordnung werden kann; dann ſagen Sie mir, ob Sie mir rathen, einen von jenen im Dunkeln geſponnenen Fäden wieder aufzunehmen oder meinen Blick zunächſt auf einen neuen Gegenſtand zu wenden. Ich hätte Ihnen noch manche Entwürfe mitgetheilt, aber ich wollte Sie nicht zu ſehr überhäufen; überhaupt ſcheint mir das Bisherig- mehr das Kneten eines Knaben im Lehm zu ſein, der es nicht laſſen konnte, weil er zum Bildner geboren iſt; ſobald er ſtark genug iſt, muß anderer Stoff ſich dem Meiſter fügen.

9.

Eckermann an Stieglitz.

Weimar Sonntag d. 8.ᵉʳ Febr. 1824.

Soeben erhalte ich auch Ihre Anfrage wegen Groſſe und will ſie ſogleich mit beantworten.

Von Linas Eltern iſt garnichts zu erwarten, denn der Vater hat ſie gänzlich unerbittlich verſtoßen, und Mutter und Geſchwiſter ſind ohne Mittel.

Auf Freunde in Hannover iſt gleichfalls gar nicht zu rechnen.

Nur in dem Kreiſe Ihrer Bekanntſchaft mögen Sie für ihn handeln, und da wäre es ein großes Glück, wenn Sie gegen 200. ℳ. zuſammen brächten.

Das würde für Reiſe und erſte Einrichtung auf einem Dorfe bey Dresden genügen, und da wären die Liebenden gerettet von dem Zeitpunkt an müſſen ſie ſelbſt ſorgen. Macht Groſſe nur ein Stück welches auf der Bühne durchgeht, ſo iſt er geborgen. Auch Line iſt in weiblicher Arbeit geſchickt und wird manches leiſten, beſonders aber wird ſie für knappe Einrichtung ſorgen.

Überall müſſen wir es hiermit nicht ſo ängſtlich nehmen, denn ſie hat ja die letzten Jahre ohne alle Hülfe, durchaus im Elend gelebt und iſt doch durchgekommen.

Das Unglück hat beyde an Entbehrungen gewöhnt, ſie werden glücklich ſeyn, wenn ſie nur Ruhe haben.

Können Sie alſo mit Hülfe von Groſſes Trauerſpiel ein paar hundert Thaler zuſammenbringen ſo iſt geholfen.

Weiter müſſen wir gar nicht denken, da mögen die Liebenden ſelbſt ſorgen. Und es wird alles gehen, ſie ſind ja beyde jung und rüſtig.

Das wird ſeinem Talent Ruhe geben und zum Gedeihen bringen.

Kleidungsſtücke für die lieben Kinder und dergl. das hat Zeit. Für das Nöthigſte wird geſorgt ſeyn, im Übrigen mögen die lieben Frauen ſpäter nachhelfen.

Nur Geld! daß ſie bald zur Ruhe kommen.

Sind Sie in dieſer Angelegenheit ein wenig fortgegangen, ſo halte ich dafür, daß Groſſe ſelbſt ſchnell die Reiſe nach Dresden macht,

um an Ort und Stelle ſelbſt ſich umzuthun und die Wohnung einzurichten.

Einwilligung zur Heirath, das ſind Kleinigkeiten die wir garnicht bedürfen. Jahrelang iſt daran gearbeitet und der Vater iſt immer hartnäckig geblieben. Er will ſie lieber verderben ſehen als ſeine Einwilligung geben. Alſo wollen wir das ganz ignoriren.

Der Lt. Mannſtedt wird bey der Sache wenig thun können. Mag Groſſe ſich deshalb mündlich mit ihm beſprechen.

Alſo noch einmal lieber Stieglitz, ſorgen Sie blos für Geld, das Übrige wird ſich machen.

Ich freue mich Ihres ſchönen kräftigen Gefühls wo es zu helfen gilt.

Ihr getreuer

E.

10.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig d. 6ten März 1824.

Lieber Eckermann,

Ich hatte eben den Aufſatz über Ihr Buch, den ich mit ſo viel Luſt und Liebe behandelt, vollendet und wollte ihn Brockhaus zum Abdruck in das Converſationsblatt, unter dieſen Art Blättern gewiß eins der wackerſten, übergeben, als er mir ſagte daß ſchon eine Beurtheilung Eckermanns darin ſei, was er um ſo mehr bedaure, da er ſehr wünſche mich als Mitarbeiter an dieſem Blatte zu betrachten; zugleich wies er mir mehrere andere Bücher zum Recenſiren, die ſogleich und ohne Colliſion könnten behandelt werden. Das iſt nun meine Abſicht garnicht; ich habe weder Zeit, noch im Allgemeinen jezt wohl die Reiſe mich mit Recenſiren abzugeben, aber dieſes Werk, woran ich mich ſelbſt gebildet und verſtehen lernte, in das ich mit ſo vieler Freude eingedrungen war, hätte ich gern öffentlich von mir beurtheilt, und warm in mir ſelbſt aufgenommen nun auch durch einen Theil meiner Bemühungen in einen größeren Kreis eingeführt geſehen. Ich geſtehe daher gern daß mich die Vereitelung einer Hoffnung ein wenig ſchmerzte. Verſtümmelt oder in eins der ſeichten Blätter möcht' ich dieſen Aufſatz nicht abdrucken laſſen, und von den beßeren ſtehe ich mit keinem andern in Verbindung. So ſende ich denn Ihnen, lieber E., dieſen Aufſatz, ob Sie ihn vielleicht Cotta für das Morgenblatt übergeben.

oder ſonſt in eine gute Zeitſchrift, wonicht ſo ſenden Sie mir ihn zurück, und ich gebe ihn meiner Charlotte, die mir höher ſteht als ein ganzes Publikum, und die ſo etwas zu würdigen weiß. Doch möchte ich Ihre ſtrenge Anſicht darüber wiſſen, Unbeſtechlicher, was Sie von der Art der Behandlung des Stoffes, was von meinem Styl überhaupt nach dem was Sie bisher von mir geſehen haben halten, und was Sie zu deſſen Vervollkommnung rathen. Groſſe warf mir einmal Ungleichheit des Styls vor, mein edler Jacobs ſagte mir ebenfalls, bei meiner Fülle müße ich vor allem auf Reinheit und ſchönen Fluß in die Form ſehen, weil ſonſt ſo vieles Gute verloren gehe für den Betrachter. Wie iſt es jetzt und wie muß es werden? — Wenn, was ich allerdings wünſche, und was auch Ihnen nicht unerfreulich ſein kann, mein Aufſatz, gebeſſert vielleicht, in eine gute Zeitſchrift durch Ihre Vermittelung abgedruckt wird, ſo beſtimme ich, wie ich gleich anfangs gethan hatte, den Ertrag, welcher er auch ſein mag, unſerem Groſſe; wie überhaupt alles was ich in der Art beiläufig von literariſchen Verſuchen der Art erwerben mag, wobei ich freilich nur Sachen annehme an denen ich lernen kann. — Haben Sie noch Luſt unſere Gedichte zu beurtheilen, oder iſt es vielleicht ſchon geſchehen, ſo ſenden Sie das Geſchriebne doch für das Morgenblatt ein, denn auch hierin iſt Ihnen im Converſationsblatt ein Halber zuvorgekommen. Oder dürften wir gar hoffen, in Kunſt und Alterthum einige Worte darüber zu ſehen? Das würde mir wonniger ſein als alles andere, und ich wollte lieber dann nach nichts anderem mehr fragen. Sagen Sie mir wie Sie es darüber halten wollen und können; gut wäre es auf jeden Fall, wenn gerade jetzt, wo das Werkchen in den Buchhandel kommt, eine tüchtige Beurtheilung in einem ſo geleſenen Blatt wie das Morgenbl. erſchiene; wollen Sie es aber nicht, ſo überſende ich der Huber ein Exemplar. —

Ueber unſern Groſſe erwarte ich jetzt Nachricht von Tiek, eher läßt ſich nichts weiter unternehmen. Der Conſiſtorialrath Schlegel aus Hannover ſchreibt mir wenig Erfreuliches in Bezug auf die dortigen Verhältniſſe, und es ſcheint allerdings nach Vorbereitung von allem ein entſcheidender Schritt unumgänglich zu ſein. Darüber künftig mehr. —

Lieber Guter, freuen Sie ſich mit mir, ich beſitze der Geliebten wohlgetroffenes Bild, ein Geſchenk ihrer Schweſter, der uns herzlich zugethanen Sickmann. Wie muß mich das jetzt um ſo mehr beglücken, da die bittere Trennung bevorſteht. Ich reiſe Oſtern nach

Berlin, um dort wenigſtens ein Jahr zu bleiben. Meine Hauptbeſchäftigung muß in dieſer Zeit nothwendig ſtreng philologiſch ſein, damit ich die Geliebte bald ganz die meine nennen kann, und das hoffe ich ſoll nicht länger als drei Jahre währen. Wohin denn auch das Schickſal mich ruft, iſt es mit ihr vereint ſo folg' ich gerne; an ihrer Seite werd' ich überall glücklich, werde in jeder Lage tüchtig und ganz ſein. Sie kennen das Hauptziel meines Lebens; ich muß Tüchtiges ſchaffen, oder ich gehe unter. —

Laſſen Sie bald von ſich hören. Die Geliebte grüßt Sie herzlich. Ich ſende dem edlen Meiſter einen Blick inniger Verehrung, Kräuter einen herzlichen Gruß.

Geſchaffen ſind in dieſer Zeit einige kernige Sprüche, auch ein längeres Gedicht in achtzeiligen Stanzen, das die Geliebte innig erfreut; es heißt: „Die Frühverklärten“ und iſt die Verklärung einer mir lange ſchon theuren Viſion, nicht aber nebelhaft, ſondern geſtaltet. — Indem ich lateiniſche Verſe machen lerne, zu meinem Studium ſehr zweckmäßig, übe ich zugleich ſtrenge die Form des Hexameters und Pentameters zu künftigen eignen Schöpfungen. Aus ganzer Seele

Ihr herzlicher

H. Stieglitz.

11.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig d. 26ſten März 1824
Freitag Nachmittags.

Lieber Eckermann,

Was mir Mittwochs unmöglich war wegen Mangel an Zeit, (denn es blieb nach Beſorgung des Nothwendigſten eben nur ſoviel übrig, Groſſen zu melden was auch Sie erfreuen wird,) das eile ich Ihnen heute zu berichten. Es iſt ihm nun, wenn er ſich nur einigermaßen bequemen will, geholfen, und daß er dieſes thue, darauf müſſen wir dringen. Ich habe, nachdem ich Tieks Brief erhalten (— den ich für Sie zur Anſicht beilege; doch wünſche ich daß ihn Gr. nicht ſehe, weil er ihn vielleicht ſchmerzen möchte —) und Falk, dieſe edle hohe

Natur, dem ich mich mit ganzer Seele empfehle, hier kennen gelernt, dem jungen Brockhaus, der jezt ſeines verſtorbenen Vaters ganzes Geſchäft leitet, die ganze Sache vorgeſtellt, und in ihn gedrungen, unſerem Freunde etwas an die Hand zu geben, was ihm mit den Seinen ein ſicheres Brod gegen eigenes Thun feſtſtelle, habe ihm vorgeſtellt, wie jede Hülfe, die Beſchäftigung an die Hand gibt, in dem vorliegenden Falle doppelt erfreulich ſei, wenn ſie Groſſe günſtige [?] zu ſeiner weiteren Bildung offen laſſe; hierauf hat mir B. verſprochen, wenn ſich Gr. verſtehen wolle, von Oſtern an 3ſtündig Nachmittags Correcturen bei ihm mit Fleiß zu übernehmen, ſo ſichre er ihm 4 Thaler wöchentlich, und wolle gern ihm auch für ſeine Blätter zu thun geben, wodurch er ſich noch mehr hinzu erwerben könne; gut würde es ſein, wenn Gr. bald das Franzöſiſche lernte, weil dieſes durch Ueberſetzungen ihm Gelegenheit zu bedeutenderem Erwerb gäbe. Dieſes habe ich Groſſe ſogleich gemeldet, und erwarte umgehend Antwort. Gut würde es ſein, meint B., wenn er mit der wirklichen Vermählung noch einige Monate warte, damit er erſt aufweiſen könne, was er ſich erwerbe, um ſo die Anſiedlung mit Frau und Kindern ſich zu erleichtern. Von dem alten Mannſtedt erwarte ich Antwort, und hoffentlich günſtige, denn der Conſiſtorialrath Schlegel ſchreibt mir, er würde ſeine Einwilligung zur Heirath nicht verſagen, ſobald G. ein ſicheres Brod habe; dieſes hab' ich ihm auseinander geſezt, und ſo iſt zu hoffen daß die Vermählung kann in Hannover vollzogen werden; was darum viel beſſer für beide wäre, weil ſie dann als früher im Geheim Vermählte Gatten hier auftreten könnten. Das Haus meiner Geliebten wird ſie herzlich aufnehmen und Groſſen bleibt für ſeine Ausbildung Muße und Gelegenheit die Fülle an dieſem leben- und bücherſtrotzenden Orte; zugleich wird ſein Selbſtgefühl erhoben durch das Bewußtſein eines ſicheren redlichen Erwerbs. Was überdieß noch geſchehen kann fahre ich fort zu betreiben.

In der Hoffnung recht bald von Ihnen zu hören was Sie von der Lage der Sache halten grüße ich Sie mit der Theuerſten herzlich. Dem edlen Falk, der ſich für die Sache als warmer Menſchenfreund intereſſirt, ſagen Sie doch die Lage der Dinge bald. Unſerem hohen Meiſter einen Blick der Verehrung. Mich beſchäftigt jezt ganz ausſchließlich die Philologie, denn es gilt tüchtige Vorbereitung; und in

ihr gewinnt der Gehalt und der Stoff der nach Schöpfung drängenden Seele unabläſſig.

Noch muß ich Ihnen etwas erzählen was Sie erfreuen wird. Es hatten über mein Gedicht: „Die Frühverklärten“ das die Geliebte ſo innig angeſprochen, ſich verſchiedene Stimmen erhoben; einer ſogar hielt es für gemacht, und nicht geſchaffen, und doch iſt es aus dem warmen Leben der Seele gequollen. Charlotte ſah, wie mich dies Urtheil gekränkt; ich bat ſie um ihre ſtrenge Meinung, nachdem ſie das Gegebne noch einmal betrachtet; weil ich in dem mir theuren Kinde irre geworden war, am andern Morgen erhielt ich ſtatt alles Urtheils von ihr „Eckermann über Poeſie“ (das ſie recht fleißig lieſt) mit einem Zettelchen am Rande, welches mich auf S. 21 verwies, ſehen Sie ſelbſt die dort aufgeführten trefflichen Worte noch einmal an, und Sie werden ſich wieder mit mir über die Geliebte freuen, und ſagen „Ach, Natur, wie ſicher und gut in allem erſcheinſt du!“

Storch, ein alter Schulfreund, ein herzlicher Junge mit warmem Leben der Seele in ungünſtigen Umſtänden, bittet mich um Beiträge zu einer beabſichtigten Fortſetzung des Göttinger Muſenalmanachs; auch Groſſe ſoll ich für ihn gewinnen; an Sie, ſchreibt er mir, habe er ſich ſelbſt gewendet. Nun hoffe ich immer von Groſſe die Unternehmung eines neuen teutſchen Muſenalmanachs, der mit Unterſtützung der beſten doch tüchtig werden könnte; dieſem möchte ich auch gern meine jüngſten Kinder bewahren; ich habe ihm die Sache geſchrieben und bitte auch Sie um Ihre Meinung.

Wegen der Aufnahme der Beurtheilung Ihres Werkes hab' ich mich an die Redaction der Haller und Leipziger Literatztg gewendet; aber in beiden iſt die Sache ſchon gemietheten Mitarbeitern übergeben; Brockhaus frägt mich, ob ich ſie nicht in die Iſis geben wolle; ich überlaſſe Ihnen die Entſcheidung; doch wünſchte ich daß ſie bald wirke; ich hoffe, ſie wird Ihnen zuſagen, denn es wehet darin der Geiſt eines kräftigen Wollens.

Entſchuldigen Sie meine Eil; aber das grobe Poſtofficiantenvolk drängt, und wartet nicht. Antworten Sie bald.

Von Herzen der Ihrige

H. St.

12.
Eckermann an Stieglitz.

Weimar d. 26.ten März 1824. Freytag.

Theurer Freund.

Mein liebes Hannchen ſchreibt mir aus Hannover von einer ſehr günſtigen Recenſion meines Buchs, die im Converſations Blatt vom 12.ten März ſtehen ſoll. Iſt ſie von Ihnen? In dieſem Fall bitte ich mir das Blatt mit umgehender Poſt zu ſchicken weil ich es doch gerne leſen möchte. Auch Goethen würde es hoffentlich eine Freude ſeyn. Überhaupt warte ich ſchon lange auf einen Brief von Ihnen, der mir über Ihre gegenwärtigen Zuſtände und Beſtrebungen Nachricht giebt. Auch was die theure Geliebte macht, wünſche ich zu erfahren.

Ich bin dieſe Zeit für Goethe recht fleißig geweſen. Der liebe hohe Meiſter befindet ſich im beſten Wohlſeyn und ſeht mit ihm zu leben iſt ein wahrer Genuß.

Iſt es möglich, ſo ſenden Sie mir von gedachter Recenſion zwey Exemplare.

Mit Liebe und Treue der Ihrige.

Eckermann.

Im Prager Kranz
ſoll etwas von Zauper
über mich ſtehen, wie Goethe
mir ſagt.

13.
Stieglitz an Eckermann.

Leipzig d. 10ten April 1824.

Das ſind nun wohl für lange Zeit die lezten Zeilen, die Sie mit dieſer Ueberſchrift erhalten, theurer Eckermann; wenn Ihr nächſter für mich beſtimmter Brief mit den von der theuren Hand geſchriebenen Sachen ankommt, dann theile ich noch einmal Ihr und beiden vielgeltendes Urtheil der Geliebten mit, lege die Sachen ſtill zu dem Übrigen, die für die Abreiſe zum 21.ſten April bereit liegen müſſen. So wird denn Ihr Brief, theurer Freund, wie er die erſte Freude von

außen nach dem Wiederſehen war, die lezte vor der Trennung werden, — und dann in Schmerz und Freude dem hohen heiligen Ziel entgegen! —

Sie erhalten hier die gewünſchten Blätter; ſenden Sie mit ihnen einen warmen Gruß des Freundes an die ſüße Freundin Ihrer Seele. Meinen Aufſatz wird B. wohl dennoch in das Cyſblt. drucken laſſen, und zwar bald, wahrſcheinlich mit der Bemerkung des Redakteurs, daß das Buch einer zweiten gründlichen Behandlung werth ſei. Ich bin begierig, welchen Eindruck das Geſagte auf Sie und unſern hohen Meiſter machen wird. Laſſen Sie mich das bald wiſſen, und ſenden Sie, da ich meine Wohnung in B. noch ſelbſt nicht weiß, den für mich beſtimmten Brief in einen Umſchlag an Charlotte Willhöfft in Leipzig, die ihn ſogleich befördern wird; Ihre Briefe an mich haben dem geliebten Mädchen immer innige Freude gemacht; ſenden Sie alſo das für mich beſtimmte nur offen, auch wenn es ſtrenge iſt; die Milde iſt ſelbſt ſtrenge, weil ſie ganz iſt und wahr. Die Blätter meiner Recenſion werden ſogleich nach dem Erſcheinen durch einen hieſigen Freund in Ihre Hände kommen. Brockhaus freut ſich über Ihre beabſichtigte Mittheilungen; er empfiehlt ſich wieder; die Namen zu nennen verbietet ihm das Gewiſſen des Redakteurs. — Ich habe zu den gewünſchten Sachen nur weniges, was mir charakteriſtiſch erſchien, hinzugefügt; binnen acht Tagen etwa ſehe ich Ihren Nachrichten entgegen, auf die ich recht geſpannt bin, wie auch Lottchen.

Groſſes künftigem Schickſal ſehe ich freudig entgegen. Es iſt ihm ein Stab gegeben, an dem er ſelbſt fortwandeln kann, und das führt ihn zur Selbſtſtändigkeit. Das Treffliche ſeiner Natur hat nun Muße ſich hervorzubilden; treue Liebe und heiliger Ernſt werden ihn fördern. Gleich nach Oſtern kann er hier antreten; dem alten Mannſtedt habe ich die Sache dringend an die Seele gelegt; ich erwarte auch von ihm günſtige Reſultate; wonicht, ſo muß Ernſt angewendet werden; auf jeden Fall iſt es beſſer, wenn G. ſeine Lina als Gattin hieher bringt. Das Haus meiner Geliebten wird die beiden freundlich aufnehmen, und treu rathen, wenn ſie ſelbſt getreu ſich bezeigen. — Bertha iſt in Tieks Händen.

Von Berlin erwarte ich viel für meine Bildung. Ueber dieſe hören Sie Weiteres, ſobald Reſultate vor mir liegen. Auch das Entbehren wird mich fördern; ich bin ein Mann, und die Geliebte iſt ein ſtarkes Mädchen. Es wird alles gut werden! —

Auf Ihre Recenſion freue ich mich, wo ſie auch erſcheine, ſie wird mich belehren, auch über Vergangenes, und das Gegebene den Theilnehmenden in das rechte Licht ſtellen.

Glück und Freude zu Ihrem fortwährenden Verein mit dem Hohen! — noch lange möge er uns bleiben, daß er ſich freue an den Früchten unſres Strebens. Sie aber möge die Liebe bald zum Vollgenuß der irdiſchen Glückſeligkeit führen; — ich will mich dieſer hohen Wonne durch treues Streben in den nächſten Jahren würdig machen.

Die Geliebte grüßt herzlich. Unſerem hohen Meiſter einen Blick inniger Verehrung von Ihrem

Heinrich Stieglitz.

14.

Eckermann an Stieglitz.

Weimar d. 15.ᵉ April 1824.

Über Ihren Brief, mein lieber theurer Freund! habe ich eine rechte Freude gehabt, denn er brachte mir Gedichte, wie ich ſie von Ihnen noch nicht beſſer geſehen habe. Ich kann wohl ſagen es iſt kein ſchlechtes darunter. In allen wohnt ein tüchtiger Geiſt und es iſt alles knapp und friſch zur Erſcheinung gekommen. Sie ſind dieſen Winter außerordentlich vorwärts gegangen! Aus dem Dilettantismus zur Kunſt, von der Leidenſchaft zum ächten tiefen Ernſt. Sie können mir nichts Lieberes erweiſen als mir, ſo wie bisher, überzeugende Beweiſe zu geben, wie groß das Ziel iſt, das Sie im Auge haben, und wie feſt, ſicher und richtig der Weg, den Sie einſchlagen, es zu erreichen. Und wie feſt iſt für mich das Bewußtſeyn, an dieſen ſchönen Fortſchritten auch meinerſeits einigen Antheil zu haben! Das Gedicht „Die Frühverklärten“ wird durch eine Abänderung ſehr gewinnen, ich habe eine Bemerkung hineingelegt. Die übrigen kleinen epigrammatiſchen Gedichte ſind alle untadelig, denn der Geiſt geht auf das Rechte, und die Form iſt vollendet: die Ballade kann ich nicht loben, die Erfindung will nicht viel ſagen, wollen Sie Balladen machen, ſo halten Sie Sich, wie ſchon geſagt, an gegebenen Stoffen. Schiller und Goethe haben es auch nicht anders gemacht, auch Bürger nicht. Doch dieſe Ballade iſt ja aus einer früheren Zeit, und Sie werden jetzt ſolche gewiß nicht mehr machen. Das kleine Gedicht an die Er-

wählte iſt ſehr ſchön, es muß geſungen werden und zwar nach der bekannten ſchönen Melodie.

Nun grüßen Sie die theure Geliebte herzlich und leben Sie für heute wohl.

13.

Stieglitz an Eckermann.

Lpzig. 18. Apl. 24.

Was ich kann, lieber Eckermann, ſoll beſorgt werden; ich kam geſtern von der Wanderung, und fand Ihre lieben Zeilen und Auftrag; nun ſage ich: bitte, bitte, ſchicken Sie mir die köſtlichen Worte von des Trefflichen Hand geſchrieben, und ich will dankbar ſein wie ein gutes Kind. Die Adreſſe, da ich den 21ſten früh abreiſe, machen Sie doch: An etc. Charlotte Willhöfft (Reichels Garten, bei Herrn Kaufmann Sickmann).

Herzliches Lebewohl von Ihrem

H. Stieglitz.

Wir wollen einander gute Reſultate mittheilen, „denn es muß etc.

Der Bitte meines Heinrichs füge ich die Meinige hinzu.

C. Willhöfft.

Den 19ten Montag gegen Abend. Ich habe Ihre Sendung erhalten, mein guter warmer Eckermann, aber ich ſage nichts von Dank, nichts von Freude; was ich in dieſem Augenblick empfinde, läßt ſich doch nicht ausſprechen. Noch tönen die Worte des theuren Meiſters in allen Pulſen meines Seins, ich halte ſie in Händen von ſeiner eignen Hand geſchrieben, die goldenen Worte, mir ſo hoch und werth; Sie haben mich ſehr glücklich damit gemacht, Lieber, aber ich kann nicht ſprechen, ich muß ſogleich hinüber zu der Treuen, um Ihre Sendung mitzutheilen. Sie haben Recht, treffender Mann mit dem klaren ſinnigen Blicke, und ſo gehe ich mit feſtem Schritte einem echten tüchtigen Streben entgegen, von Ihrem theuren Blicke begleitet.

Der Geliebten Dank verkünde ich Ihnen zuvor, denn von nun an ſchreibe ich nichts weiter; der morgende Tag — der letzte — ge-

hört ihr allein. Wie fühle ich so tief die tiefen Worte unseres hohen Meisters:

O, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Aber ich fühle auch, daß ich ein Mann werden soll, darum stark, treu, und tüchtig.

Das Blatt, das ich mit Vergnügen gelesen, habe ich sogleich an Hrn. Brockhaus gegeben, der es bald einzurücken versprochen.

Fragen Sie doch nach einigen Tagen in der Buchhandlung Hoffmanns nach einem Beischluß für Sie; es ist das ein Defectexemplar unserer Gedichte, das ich für Sie bestimmt zum Zerschneiden; ich muthe dem Hohen nicht zu alles zu lesen, aber die frischesten und versprechendsten theilen Sie ihm doch mit; vielleicht hör' ich einmal darüber. Wie richtig hat er wieder G. beurtheilt. Ich hoffe viel für ihn, aber bei seinem Schwanken ist die Gefahr nicht gering. Bald hören Sie von mir aus Berlin.

Herzlich Ihr

H. St.

16.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin d. 15ten Juni 24.
Adresse: große Georgen-Kirchgasse Nro. 33.

Weiß ich doch kaum, wer von dem andern die nächste Nachricht zu erwarten hat, lieber Eckermann; doch ich bin so fest überzeugt, daß von dem anderen zu hören jedem von uns erfreuliche Kunde ist, daß ich ohne darüber nachzudenken ein Blättchen hinübersende. Auch würde ich dieß früher gethan haben, wenn ich Sicherstellung gehabt hätte, Sie nicht zu verfehlen; aber ich vermuthete Sie auf der Reise, am schönen Rhein vielleicht, oder bei der theuren Geliebten, und so verschob ich es, bis mir sichere Kunde würde. Erst in meinem lezten Briefe hab' ich mein Lottchen gefragt, ob sie nichts von Ihrem jezigen Aufenthalte vernommen, doch sehe ich der Antwort noch entgegen. Nun sagte mir mein wackerer Landsmann, der treffliche Bildner Rauch, daß er nach Weimar reisen würde, und so geb' ich ihm unbedenklich diese Zeilen mit; vielleicht daß er Sie findet; wonicht, so bleiben sie in

ſicheren Händen bis zu Ihrer Rückkehr. Aber ich wünſche ſehr, er möge Sie treffen; Ihr würdet beide Gefallen aneinander haben. Der edle Mann mit der klaren Fülle der tiefen Seele wird Ihrer Seele zuſagen; ſein ganzes Weſen iſt plaſtiſch, wie es in Geſtalt und Blick auch in den Formen ſeiner Bildung ausgeprägt iſt; er wäre der ſchönſten Zeiten des Alterthums werth. Erſt geſtern habe ich genußreiche Stunden bei ihm gelebt in Gegenwart mehrerer Künſtler ſeiner näheren Bekanntſchaft, und zum Abſchiede in ſeiner Werkſtatt der dauernden Schöpfungen in Vollendung und Entſtehen mich erfreut. Jezt zieht er zu unſerem hohen Meiſter, um ſeine Größe dauernd in Stein feſtzuhalten, nachdem er ihm längere Zeit geſchenkt. Ich wünſche ſehr daß er Sie treffe, wünſche es für ihn und für Sie in gleichem Maaße.

Ich lebe hier in der ſiebenten Woche, eine dauernde vorbereitende Zeit; die Anregungen ſind bedeutend, vielfach und voll Nachhalt die Berührungen trotz meines einfachen zurückgezogenen Lebens; ich werde ſtreben, daß die Reſultate ihrer würdig werden. Zwei Lehrer habe ich gefunden, wie ſie ſelten Ein Ort vereint, von gleichem Einfluß für meine wiſſenſchaftliche Vorbereitung, den hellen Böth mit der Fülle hiſtoriſchphilologiſcher Kenntniſſe, und den ſcharfſinnigen Hegel mit bedeutendem philoſophiſchen Tiefblick. An ſie hab' ich mich angeſchloſſen, und werde ſie die ganze Zeit meines Hierſeins nicht aus den Augen laſſen; der eine gibt mir täglich mehr Reichthum des Wiſſens, der andere ſchließt mir eine ganz neue Welt des Gedankens auf. Aber wie Sie wiſſen, daß in meinem Innerſten das Geſammte jeglicher Auffaſſung ſtets der Begeiſterung für Kunſt und freie Schöpfung ſich unwillkührlich unterordnet, ſo ſehe ich in ihren Lehren ſowohl als in den übrigen Eindrücken, die mir aus der Einwirkung des Lebens und des Lernens werden, nur eine Vorbereitung zukünftigen Bildens. Hier rechne ich nur auf Reichthum des Stoffes, und es mehrt ſich der Gehalt; an der Sonne der Liebe wird das Alles aus der Schale brechen, wenn es reif geworden; jezt iſt noch zu viel zu lernen.

Gern hätt' ich Ihnen, lieber Eckermann, die lezten kleinen Schöpfungen mitgetheilt, bevor ich ſie der Geliebten zuſandte als Angebinde zum Geburtstag. Der theure Tag iſt der 18te Juni, vielleicht derſelbe, wo meine Zeilen in Ihre Hände kommen. Sehnſucht, aber die Sehnſucht eines treuen durch Liebe in Ferne und Nähe beglückten Herzens, Streben, aber jenes ruhige zur Einheit führende, das ſeines

Zieles in der Stärke ſeiner Richtung gewiß iſt, Luſt am Tüchtigen und Wahren in Leben und Kunſt, das ſind die Elemente dieſer lezten Lieder. Manches iſt vielleicht noch zu flüchtig hingeworfen, aber in allen wohnt ein friſcher Hauch, und ein edles Wollen beſeelt ſie, dieſelben Mächte, die auch das Größere zukünftiger Schöpfungen durchdringen werden. Wie gerne theilt' ich mich Ihnen einmal mündlich mit, Lieber, wie wollten wir uns beide aneinander freuen. Könnten Sie ſich entſchließen, Berlin zu beſuchen, es würde Sie nicht gereuen. Auch auf dem Wege über Leipzig würde Ihnen Freude werden. Dort ſind Sie anerkannt und geſchäzt, wenn irgendwo; noch neulich ſchreibt mir mein Mädchen über die Einrichtung ihres Tages: „Wenn ich mich angekleidet, dann leſe ich zuerſt, nachdem ich mit Uebung im Klavier und Singen mich beſchäftigt, bevor ich um den Haushalt mich bekümmere, in Deinem Eckermann, und leſ' ihn immer mit neuem Genuß und Belehrung.“ Ueber ihr ganzes Treiben ſagt die Herrliche: „Du ſollſt auch wiſſen wie ich mich auf dieſe Zukunft vorbereite, wie ich mich beſtrebe das mir anzueignen, was nöthig iſt um die ſüßen Pflichten die ſie mir auferlegt treu zu erfüllen; und ſo höre denn wie ich meine Zeit eintheile und ſchon ſeit Donnerſtag eingetheilt habe.“ Ach, ich möchte Ihnen den ganzen Brief herſtellen, oder noch lieber ſie ſelbſt; Sie würden mein Glück empfinden, Wackerer! — Wird uns wohl einſt zu gemeiſamem Wirken ein Ort vereinigen? es wäre herrlich! —

Von unſerem Groſſe hab' ich noch nichts von ſeiner eignen Hand gehört. Charlotte ſchreibt mir, daß er ſich in ſeine Geſchäfte finde, und hoffe mit Lina wohl von ſeinem Erwerb leben zu können. Wohl muß die Zukunft über ihn entſcheiden, aber die nächſte, und in ihr er ſelbſt für alle Zeiten. Daß ihn ein guter Genius leiten möge! — bei allen ſchönen Hoffnungen bangt mich doch nicht wenig für ihn; er iſt in manchen Dingen gar ſo ſchwankend. Ich habe an ihn kürzlich recht eindringende Worte geſchrieben, wie ſie mir aus der Seele gequollen.

Vielleicht höre ich bald von Ihnen, mein Theurer, und mir wird dann wieder mancher treffliche Wink zu Theil. Laſſen Sie mich nicht zu lange auf die ſtets ſo erfreulichen Nachrichten von Ihrer Hand warten. Dem Hohen einen kindlichen Gruß.

Heinrich Stieglitz.

17.

Stieglitz an Eckermann.

Hamburg d. 12t Oct 24.

Nach einer schönen Wanderung zu Land und Meer durch Rügen, längst der Ostsee, über Lübeck, Holstein, Kopenhagen, von wo ich Helsingör und Helsinborg besucht, bin ich nach Hamburg gelangt, um den Geburtsort meiner Charlotte zu besuchen. Was sind das für reiche Erinnerungen! und hier Hamburg, welche Andacht, welch' heiliger Schauer, mit dem ich das Haus betreten, wo sie geboren und bis in ihr zweites Jahr geathmet. Eckermann, Sie können so etwas fassen; denken Sie sich meine Seligkeit, frisch durch und durch nach solchen Wanderungen an der Wiege derer zu stehen, die heilig ist gleichwie die Wiege des Erlösers. O du Gott in deinem Himmel, laß mich solcher Wonne ganz ganz würdig werden! —

Ihre lezte Zuschrift wurde mir am 28sten August Mittags, an dem Geburtstage unseres großen Meisters, eine Stunde vor der Abreise nach Rügen zu Theil. Sie haben mich doppelt erfreut. Das Gedicht ist zart und voll Charakter, in das Innerste der reichen Seele Göthes eingedrungen, und voll eigenthümlichen Werthes, trotz seiner schönen Anklänge an das Bekannte. Es soll in Zelters Hände, auch in Rauchs; jetzt ruht es bei Charlotte, der ich es von Lübeck zugesendet. Herzlich sollen Sie gegrüßt sein.

Eins, mein lieber Freund, und zwar mit ernstem Sinne, hab' ich Ihnen zu sagen: lassen Sie uns strenge sein! — Wir müssen es vor vielen, denn wir sollen Pfeiler werden eines sehr baufälligen Gebäudes; wenn aber die Pfeiler wanken, womit soll man stüzzen? — Und wenn Sie artige Talentchen wie Herrn [?] recht geeignete Kaffeeschwestern und Theemütterchen auf einige Zeit durch Almanachsmittheilung zu ergözzen, angenehm bedeutende lyrische Talente nennen (wissen Sie was in dem Worte liegt? und daß es inhaltsschwer und seltengroß ist?), womit wollen Sie das wirkliche Talent begrüßen? — Ohne Uebertreibung! — Dieser Art mehr, Eckermann, lieber gegen uns zu streng und gegen alle, als zu nachsichtig zu größerem Schaden. Sie haben, wie mir Grosse [?] einmal sagte, den Gedanken zu einem Blatte gefaßt, der mich recht sehr erfreut hat; freudig trete ich zu meiner Zeit hinzu; allein ich erwarte in dem Leiter J. P. Eckermann,

den unerbittlichen, naturgemäßen, kräftigzarten Richter, den kein Schein besticht und keine Worte blenden, nicht einen bestochnen durch den Augenblick geblendeten sich selbst untreu gewordenen Schwankenden. Lassen Sie uns fest und strenge sein, und Kraft und Fülle fühlend kernig wirken. Also nur kann Großes werden.

Alle Nachrichten treffen mich nach vierzehn Tagen sicher in Berlin. Dieser Brief geht durch die Hände meiner Trauten über Leipzig, und kommt so zu Ihnen.

Mit W. Tischbein in Eutin hab' ich des Meisters Andenken recht warm gefeiert; er erzählte mir viel von ihrem Beisammenleben in Italien, und der Zeit, wo Göthes Iphigenie geboren. O das waren herrliche Erinnerungen! — Ich hab ihn auch auf Sie aufmerksam gemacht. —

Wo ist jezt Grosse? — Er hat Leipzig verlassen ohne Lebewohl zu sagen, und an mich ist auch nicht eine Zeile gekommen seit ich L. verlassen. Eckermann, ich fürchte, fürchte schmerzlich, den müssen wir doch endlich aufgeben. Nach allem lezten hoff' ich wenig mehr von ihm. Gott schüzze das arme Weib vor Verzweiflung. G. ist kein Mann, und will es nicht werden; seine Kräfte sind gebrochen. Sagen Sie mir was Sie von diesem Menschen wissen, an dem ich so lange innigen Antheil genommen.

Ich kann Ihnen trotz meiner reichen Ströme jezt nichts senden, weil Alles, auch das lezte, in Charlottes Händen ist, und ich nicht leicht zweimal dasselbe schreibe. Doch sollen Sie sich künftig freuen über Werdendes und Gewordenes. Ich gewinne nun auch Boden mehr und mehr. Was Sie andeuten können, versäumen Sie ja nicht; keines Ihrer Worte fällt auf unfruchtbaren Boden, denn im Eifer des Verfassens, das darf ich behaupten, thut mirs keiner zuvor, und da scheu' ich weder Müh noch Wachen, denn ich fühle was es heißt, zugleich im Leben meiner Seligkeit mich würdig und im Olymp der Palme werth zu machen, meiner Liebe und dem Vaterlande genügend. Eckermann, wir wollen ganz sein, was wir können; — darum unermüdlich! —

Herzlich und mit gleicher Wärme

Ihr

H. Stieglitz.

18.
Stieglitz an Eckermann.

Braunschweig d. 18ten Octbr. 24.

Auf der Reise, und nur wenige Stunden hier, benuzze ich eine Gelegenheit, um Ihnen, lieber Eckermann, ein Briefchen über Leipzig zuzusenden. Es enthält ein Blatt das ich von Ihnen gesehen wünsche, weil ich Ihre Meinung über diese meine Art im Innersten der Seele aufgefaßte Charaktere darzustellen erfahren möchte, und was Sie davon für ein größeres Ganze, das ich im Geiste trage, und dem dergleichen Schilderungen eingeflochten werden sollen, hoffen; ich fühle so recht warm, daraus kann Echtes werden. Dabei zugleich Ihre Ansicht meiner werdenden Prosa.

Das Blatt ist übrigens, wie Sie sehen werden, für meine Charlotte bestimmt, der ich es nach Durchlesung zuzuschicken bitte, denn ich kann so etwas durchaus nicht zweimal schreiben (Adr.: Herrn H. Willhöfft bei Rothe u. Sickmann; und darin noch besonders das für Ch. bestimmte; Bruder Heinrich ist ein treuer Besorger). Zugleich bitten Sie dann doch auch mein Mädchen, die Alles bisherige von mir besizt, um Einiges von den Bezeichnendsten, mit dem Versprechen es bald wieder in ihre Hände zurückzusenden; und das thun Sie dann ja mit Ihren Bemerkungen auf die ich hoffe, und die mir Ch. mittheilen wird. Daß sie zu viel Ihnen sende, ist nicht zu fürchten, und doch wünscht' ich nur Einiges zu Ihrer Ansicht. Beikommendes Blatt lassen sie auch bald an sie abgehen; sie wird sich herzlich freuen ein Wort von Ihrer Hand an sie zu sehen; und ich bitte für das Urtheil über dieses Meinige für mich Strenge.

Bald hör' ich mehr von Ihnen. Herzlich grüßend Ihr

H. St.

19.
Eckermann an Stieglitz.

Weimar d. 4.ten December 1824.

Ihre lieben Briefe, mein theurer Freund, auf Ihrer Reise in Hamburg und Braunschweig geschrieben, haben mir viele Freude gemacht. Die beygefügte Skize zweyer großer Männer zeugt von Ihrer schönen Seele, und wenn Sie, wie hier das Innere, so auch das Äußere,

Locale, Climatische der Seeküsten und Städte welche Sie besucht, aufgefaßt und dargestellt haben, und sodann solche Figuren als Staffage des Landschaftlichen ansehen, so kann das sehr gut werden. Überhaupt freue ich mich darauf Gedichte von Ihnen zu sehen und zwar solche, worin das Stoffartige vorherrscht und die Fülle Ihres Gemüths weniger zum Vorschein kommt, damit es mehr eine Darstellung sey als eine unwillkürliche Ergießung, mit einem Wort damit Sie zum Object durchdringen. Ich denke Ihre Reise und Ihre Liebe hat Ihnen zu solchen Dingen Stoff genug gegeben.

Ich bin seit einigen Monaten sehr fleißig an einem neuen Büchlein. Ein großer Aufsatz, mit Ernst unternommen und mit Fleiß durchgeführt, ist bereits in Goethes Händen. Ich habe während des Schreibens dabey viel an Sie gedacht, und freue mich im Voraus auf Ihre Zustimmung. Er ist 18 geschriebene Bogen stark und handelt von objectiver Wahrheit.

Außerdem beschäftigt mich das Studium der englischen Sprache und Literatur. Auch bin ich viel auf Bällen in Gesellschaften und im Theater und studire das Leben und die Kunst auf alle Weise.

Auch Gedichte sind gemacht und ich möchte deren täglich machen.

Goethe ist äußerst wohl und munter und es ist eine Freude ihn zu sehen.

Gestern Abend habe ich mit ihm, vor der Büste des großen Dante sitzend, bedeutende Gespräche geführt, oder vielmehr ihn zu großen Äußerungen veranlaßt.

Nun leben Sie wohl mein geliebter Freund und lassen Sie Ihren Eckermann bald wieder von sich hören.

Randschrift: Wahrscheinlich sind Sie auch durch meinen Geburtsort Winsen a/d Luhe gekommen. Von der geliebten Charlotte bin ich also ein Landsmann.

20.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin d. 30ten Dezember 1824. Mitternacht.

Ein Gruß für Sie, mein theurer Freund, soll aus dem alten Jahre noch hinübergehen. Er zeige Ihnen, daß ich Sie in allen Zeiten gern mir nahe weiß.

Durch meine Theure erhielt ich Ihre lezten Zeilen. Es war mir eine Freude, die Anforderung an Auffaſſung und Darſtellung des Localen und Klimatiſchen mit einem freudigen Ja beantworten zu können; die Zukunft ſoll Sie davon überzeugen, wie von meinem Streben nach Charakter jedes Einzelnen bei der hervorquellenden Fülle. Nun wollen Sie Gedichte ſehen, wo das Stoffartige vorherrſcht. Es ſind deren, troz dem vorwaltenden Gemüthe des Jünglings, auch im vorigen Sommer geboren, und Charlotte bittet mich nur, ihr in der Wahl derſelben zum Ueberſenden an Sie behülflich zu ſein. Das will ich gern; allein da bald, vor Oſtern noch, ein neues Bändchen gedruckter Sachen, in denen ich mich auf doppelte Weiſe des Stoffes bemächtigt, in Ihren Händen ſein wird, ſo verſchieb' ich jede andre Mittheilung bis zum Erſcheinen dieſer. Was ich auch bisher entwickelt habe, iſt der Zukunft aufbewahrt, und in die treuen Hände der Geliebten gelegt. Doch auf der lezten Reiſe iſt eine Idee entſprungen, und hat ſich in ſchönen Mußeſtunden raſch zum Ganzen geſtaltet, deren Hervortreten dem Zeitintereſſe angemeſſen ſcheint, ſo innig ich auch hoffen darf, daß ſie als Idee über der Zeit ſteht. Ich habe in eine Reihe Türken- und Griechenlieder, abgeſehen von den Parteien der Zeit, ein doppelt Völkerleben in einer Reihe von Bildern zu veranſchaulichen geſucht. Wie weit mir dieß gelungen, mag die Sache ſelbſt darthun; auf jeden Fall hat ſich die Bildungskraft auch hier erweitert, und zu künftigen größeren Geſtaltungen vorgeübt. Freudig werde ich das fertige Bändchen in Ihre Hände legen, dann aber um ſo ſicherer auf Ihre eingehende umfaſſende öffentliche Beurtheilung rechnend; denn hier muß ich verſtanden werden, muß von Ihnen erfaßt und berichtigt werden. Charlotten hoff' ich froh zu überraſchen; auf Ihr neues Bändchen freu' ich mich nicht wenig. Das meine wird nur etwa acht Bogen enthalten; es erſcheint in Berlin unter meiner Aufſicht. Im übrigen beſchäftigt mich die Vorbereitung meiner Promozion ſehr ſtark. Da iſt gar viel Mühſeliges zu überwinden, doch denke ich auch hier eine Bahn mir zu öffnen zum Auftreten im wiſſenſchaftlichen Felde, die mich nach außen ſichern wird, und doch am Ende auch zum Hauptziel fördert. —

Den Orient ſuche ich näher zu erfaſſen in Mußeſtunden. Ein großer Plan künftiger Kunſtbildung liegt in mir; er erfordert vielfaches Studium; ich werde keine Mühe ſcheuen; mein Geiſt iſt friſch,

und mein Körper rüſtig. Könnt' ich Sie auf Einen Tag nur ſprechen! —

Die Abhandlung über Ihr leztes Werkchen hat Brockhaus nicht abgedruckt; ſie war ihm zu lang. Nun will ich ſie noch einmal durchſehn, und in ein Berliner Blatt rücken laſſen, welches es ſei. Den Abdruck ſollen Sie zu ſeiner Zeit erhalten; ich denke, zu etwas Gutem iſt es nie zu ſpät; und beſſer ſo als neue Anregung.

Mit Groſſes Arbeiten geht es gut. Möcht' er nun ſeinem Geiſte auch bald freiere Entwickelung erwerben, daß er aus dem Troß der Alltagsarbeiten ſich tüchtig hervorwinde! Doch das iſt nun ſeine Sache. Gethan iſt was geſchehen konnte; er muß künftig ſelber ſorgen.

Meine Theure hat mich zum Weihnachten innigſt erfreut. Grüßen Sie Ihre geliebte Hannchen herzlich; und dem hohen Meiſter einen Blick innigſter Verehrung

Von Ihrem

H. Stieglitz.

21.

Stieglitz an Eckermann.

Potsdam den 7ten April 25.

Lieber guter Eckermann,

Mein treuer Bote überhebt mich dießmal des Geſchäftes viel zu ſchreiben, nicht aber, viel zu ſagen, denn das hoffe ich eben durch ſeine Zunge beſſer zu vermögen.

Julius Eberwein, ein mir ſehr lieber Freund, und in dieſem lezten bedeutenden Winter noch näher geſtellt, wird Ihnen vieles ſagen können, woran Sie innigſt und gern Theil nehmen werden. Ich bitte ſehr darum; und unterſtüze auch Profeſſor Gubitz Wunſch, der mir noch viele Empfehlungen an Sie aufträgt; wir werden dann Genoſſen in demſelben ſehr geachteten Blatte. Was Sie ihm ſagen wollen, dürfen Sie ja nur in einem Briefe an mich beilegen, oder überhaupt durch mich erwiedern; dann aber erwarte ich um deſto mehr, da Sie mir wohl ſchwerlich einen ſo trefflichen Dollmetſcher mitſenden. Alſo

muß ich recht vieles ausführlich beantwortet hoffen, das Ihnen Eberwein mit klaſſiſchem Munde vortragen wird.

Von Herzen Ihr

Heinrich Stieglitz.

Dem edlen Meiſter einen Händedruck.

reiſender — laſſen Sie ſich das Uebrige von dem Gefährten der traurigen Anſicht ſagen.

22.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig d. 17ten Juni 25.

Eine Bitte an Sie, guter Eckermann, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen: Laſſen Sie mich recht bald von ſich hören. Sie haben gar manches mir mitzutheilen; warum ſo lange verſchieben? Auch hätt' ich gern Antwort auf den Antrag des Hrn. Profeſſor Gubitz, der mich nach Ihnen fragte, und mich gebeten Sie als Mitarbeiter zum Geſellſchafter zu gewinnen. Den Brief durch Eberwein haben Sie doch erhalten? Treten Sie hinzu, wenn es möglich iſt; dann, ſtehen wir doch irgendwo zuſammen, und können vereinigt wirken, ſei es bildend, ſei es richtend; Sie werden unſer ſtets geehrter Richter bleiben. Aber bald Antwort, und was Sie treiben, und was der herrliche Greis.

Unſeren Groſſe ſeh' ich oft. Ich hab' ihm nun auch Arbeit beim Geſellſchafter verſchafft; wenn er mit Kraft eingreift, ſo kann es ihm recht gut gehn, und ich hoffe, nun ſoll doch ſein Geiſt ſich bald ſelbſtſtändig darthun.

Von mir ſage ich nichts. Die Ueberſchrift zeigt Ihnen den ganz Glücklichen. Morgen iſt der Geliebten Geburtstag; zwar in acht Tagen bin ich wieder in Berlin, doch die Eindrücke dieſer reichen Wochen pulſen herrlich nach, das fühl' ich bald, ſpäteſtens gegen Oſtern, ſollen Sie ſich über mich freuen. Bis dahin werden Sie nur hier und da ein zerſtreutes Blättchen ſehn.

Von Herzen Ihr

Heinrich Stieglitz.

Randſchrift: In Berlin iſt meine alte Wohnung geblieben: Georgen Kirchgaſſe 33. Legen Sie bei Zelter ein oder ſenden Sie direct, nur bald u ausführlich; faſt denk' ich, Sie haben mich vergeſſen u doch leben Sie ſo lebendig unter uns. Nun, ich denk, auch wohl ich bei Ihnen.

23.
Stieglitz an Eckermann.

Berlin den 20ſten Novbr. 25.
Sonntag Abends.

Wie man am erſten da in Schuld geräth, wo man am ſicherſten auf Nachſicht rechnen darf, wiſſen Sie ja ſelbſt wohl, lieber Eckermann; und bedarf es weiter keiner Entſchuldigung zwiſchen uns. Genug, ich ſchreibe morgen nach Leipzig, und da lege ich ein Blättchen bei, das durch der Theuren Hand von dort aus zu Ihnen wandern ſoll.

Es liegt zu viel zwiſchen Jetzt und der Zeit wo wir nicht ausführlich uns beſprochen, als daß Sie etwas Genügendes von mir erwarten durften, zumal jetzt, wo ich ſo entſchieden im Durchbruche begriffen bin. Ich bin ein Feld das Saat empfängt für künftige Gewächſe; ſie würdig zu pflegen ſoll die Aufgabe meines Lebens ſeyn. Manches zwar entwickelt ſich ſchon jetzt; allein das ſind nur Anklänge zu der großen Harmonie nach der ich ſtrebe; mein Beſtes gehört der Zukunft an, ſie möge für mich zeugen, denn die Kraft, das fühl' ich, wächſt und ſchwillt; die Keime fordern Leben.

Mannichfach bedingt iſt mein Treiben, durch die für einen der nächſten Monate vorliegende Promotion; das Schwierigſte jedoch iſt überwunden, und ich habe die noch übrige Zeit bis zum Examen einem wiederholenden Ueberblick beſtimmt. Köſtliche Stoffe bieten ſich mir vornehmlich in der Geſchichte, der ich mich vor allem anderen gern widme. —

Sie haben mir einige Zeit viel Sorge gemacht, lieber Eckermann. Ihre glückliche Gegenwart läßt Sie die Zukunft allzuwenig beachten; und doch iſt es vor Allem Noth, daß Sie ſich feſt im Leben ſtellen; Sie ſind es der Geliebten ſchuldig. Ihr Verhältniß zu Göthen muß Ihnen ja die Wege ſehr erleichtern; wenden Sie ſich mit Vertrauen an ihn, und reißen Sie ihn aus dem Wahn als ob Sie nichts

bedürften; es muß dem edlen Manne Freude seyn für Sie etwas zu thun; er kann es, wird es; aber sprechen Sie frei zu ihm und offen, ich beschwöre Sie. Wär' ich bei Ihnen, ich ließe Ihnen keine Ruh, bis Sie dieß so Nothwendige erfüllt; ich bitte Sie im Namen Ihres Hannchen.

Meine Aussichten für die Zukunft sind erfreulich. Ich werde mir bald einen Standpunkt gesichert haben, wo ich an Charlottens Seite alles Treffliche freudiger vollenden kann; das Opfer einiger Stunden täglich wird weit überwogen werden durch das Gut das ich erringe; dieses muß auch Ihr Weg seyn.

Ueber Grosse lassen Sie mich lieber schweigen. Was er wird, muß uns die Zukunft lehren; ich wage jetzt kein Urtheil über ihn, aber die Hoffnung für ihn mag ich noch nicht aufgeben, werde auch nie aufhören für ihn zu wirken wo ich es vermag.

Lassen Sie uns bald Ihr neues Werkchen sehen. Ich bitte Sie Julius Eberwein von mir herzlich zu grüßen; er soll bald Nachricht von mir haben, die er wünscht; ich freue mich über sein Gedeihen. —

Ich mache Sie aufmerksam auf zwei Sachen, die Sie in jeder Musikhandlung werden haben können: 1) Vier Gesänge von H. Stieglitz componirt von Voigt, Bonn bei Simrock 2) Die Griechenbraut von H. Stieglitz componirt von Lerche. Lassen Sie sich doch beide geben (es ist dieß leichter als die Uebersendung von hier aus), und knüpfen Sie an diese Sachen ein Wort über das bisher von mir Gegebene. Ich möchte ein durchdringend Wort von Eckermann über das hinter mir Liegende sehen, das zugleich Wink für alles Künftige wäre. Sie können es ja in St. Schützens Blätter oder sonst wo abdrucken lassen; aber zögern Sie nicht damit. Bald nach d. Promotion gedenk' ich Ihnen reichern Stoff das Leben meines Geistes zu durchblicken geben zu können.

Vielleicht vernehm' ich bald ein Wort von Ihnen, Lieber, das mir immer so willkommen ist. Mit den wärmsten Wünschen für ein fortgehend tüchtiges Streben und Gedeihen in Kunst und Leben.

Der Ihrige

Heinrich Stieglitz.

Adr. Dorotheenstraße Nro. 53.

24.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin den 13ten Februar 1826.

Indem ich Sie begrüße, lieber Eckermann, genüge ich zugleich dem Wunſche meines Herzens und dem Auftrag der Freunde. Das Herz wird aber wohl, wie ſo oft in dieſer letzten Zeit, auch heute zurückſtehen müſſen, indem der Drang der für die nahende Promotion beſtimmten Arbeiten ſich immer mehr geltend macht; und ſo ſchreite ich denn gleich zur Erfüllung meines Auftrages, dem ſich meine Bitte zugeſellt.

Es wird Ihnen der Muſenalmanach, den Curtius in Verbindung mit Simrock für 1826 ſo frühe ſchon hinausgeſendet, nicht unbekannt geblieben ſein; und ſo kann Ihrem Blicke auch das mannigfache Gute nicht entgangen ſeyn das er enthält. Nun iſt der Wunſch der beiden, einen guten echten Muſenalmanach auf 1827 zu wiederholen, die Verlagshandlung hat den Verlag, H. Stieglitz Beiträge verſprochen. Des letztern Wunſche gemäß iſt zugegeben worden, daß alle Perſönlichkeiten aus dem Spiele bleiben, und nur das Gute aufgenommen werde. Als Herausgeber wird keiner genannt werden, aber jeder gute Beitrag iſt willkommen. Darum wenden wir uns an Sie, lieber Eckermann, weil wir überzeugt ſind, Sie werden uns Ihre Theilnahme nicht verſagen; ſenden Sie, was Sie zu geben gedenken, uns bald zu, damit wir wiſſen was wir haben. Jul. Eberwein hat ſeine zwölf Liedchen der Liebe beigeſteuert; an Groſſe werde ich noch heute ſchreiben, ihn um die verſprochenen Beiträge zu bitten; auch Uhland und G. Schwab will ich auffodern; Gubitz verſpricht uns Beiträge von J. v. Eichendorf und Daniel Leßmann. Stieglitz wird alles Gute, was er von Lyriſchem beſitzt, hergeben, ausgenommen ſeinen Orient, der immer mehr zum ſelbſtſtändigen Ganzen wächſt. Zugleich iſt beſchloſſen, wenn Alles beiſammen und geordnet iſt, es an Eckermann zu überſenden, damit dieſer ſein billigendes oder misbilligendes Urtheil über das Einzelne mit unbedingter Strenge gebe, denn wir wollen nur das Rechte, und wünſchen etwas Tüchtiges zu geben. Wenn Sie uns alſo nicht verſchmähen, ſenden Sie uns recht bald Ihre Beiträge, und wenn Sie ſonſt einen Tüchtigen für unſern Zweck gewinnen können, ſo ſoll er uns, durch Sie eingeführt, willkommen ſeyn.

An Eberwein ſagen Sie doch meine herzlichen Grüße, und daß wenn er noch außer ſeinen zwölf Liedern Gutes beiſteuern will, er uns willkommen ſein wird. Aber ſäumen Sie nicht, Lieber, recht bald uns das Ihrige zu geben. — Profeſſor Gubitz fragte mich neulich, ob denn Eckermann nicht geſonnen ſey ihm bald ſein Verſprechen mit einem Beitrage zum Geſellſchafter zu erfüllen.

Dieſes meine Aufträge.

Viel, recht viel hätte ich Ihnen zu ſagen, lieber Eckermann, wenn uns einmal ein traulich Stündchen des Zwieſprachs vergönnt wäre; und ich denke, es ſollte uns beide nicht gereuen. Briefliche Mittheilung aber will in dieſem Drange nothwendiger Geſchäfte, die abgethan ſeyn wollen, nicht recht gedeihen; vielleicht daß ſie Ihnen beſſer gelingt, und daß mich recht bald ein echteckermanniſcher Gruß erfreut!

Nehmen Sie von ganzem Herzen meinen Glückwunſch zu der freundlichen Anerkennung die Ihnen geworden. Möge Ihre neue Würde ſich recht bald mit Ihrem alten Glücke vereinigen! — Was macht Ihr Hannchen? Grüßen Sie ſie beſtens. —

Die ſtille Wohnung meines Glückes, das liebe blaue Häuschen, iſt jetzt von einer recht ſchwarzen Wolke überhangen. Schweſter Julie Sickmann iſt krank, ſeit Monaten ohne Rettung, und ſie wird uns bald verlaſſen. Was die liebenden Angehörigen Alle, was mein geliebtes Mädchen bei dem Leiden der theuren Schweſter in dieſer Zeit gelitten, können Sie ſich denken, theurer Freund. O es iſt eine köſtliche Sache daß das Herz ſtark ſey! — und doch, manchmal bebt und dröhnt es recht gewaltig. —

Von Hauſe hab' ich erheiterndere Nachrichten. Die Eltern ſind ſo heiter in Emiliens Glück, die einem braven Gatten verbunden ſich ganz glücklich fühlt. —

Die Schöpferkraft iſt friſch und rege wie der nahende Frühling; alles quellt und drängt, und iſt der Ballaſt nur erſt abgeworfen, wird noch ein weit mächtigeres Werde! ſich geltend machen. Sie ſollen ſich dereinſt der Blüthen und Früchte freuen. Auch bei Ihnen, denk' ich, muß es fröhlich wachſen. Bald hoff' ich von Ihnen zu hören.

Mit alter Herzlichkeit Ihr

Heinrich Stieglitz.

(Wohnung: Dorotheenſtraße Nro. 53.)

25.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin. den 17ten März 1826.

Lieber Eckermann,

Ich war in dieſen Tagen viel mit Ihnen beſchäftigt geweſen — denn noch immer iſt es mir als ob bei jeder Entwickelung, jedem Durchbruche des Geiſtes Ihr Geiſt mich theilnehmend begleite, der ja ſo manches in mir angeregt und geläutert hat — da wurde mir an dieſem Morgen Ihre Zuſchrift überreicht, und damit, wahrhaftig! eine rechte Freude. Das für Prof. Gub[itz] beſtimmte beſorge ich noch heute. Ich aber kann in dem Drange vorliegender Promotionsarbeiten nicht ſo gegen Sie mich ausſprechen wie ich es wohl möchte. Daß wir doch nur einmal wieder ein paar Tage zuſammen leben könnten! Sie ſollten ſich auch darüber freuen, denk' ich, lieber Eckermann; und mir iſt es ſo recht Bedürfniß; wie würden Sie mit Ihrer Klarheit der Entwickelung meiner Fülle entgegen kommen! Nun, ich denke, es ſoll werden, und vielleicht erfreut uns Strebende Alle bald eine Gabe von Ihnen.

Laſſen Sie mich nicht wieder ſo ſehr lange auf Nachrichten warten. Zurückgekehrt von Ihrem Glücke hoffe ich bald von Ihnen zu hören. Ihr Brief trifft mich in jedem Falle unter der Adreſſe des Profeſſor Buttmann. Grüßen Sie Ihr liebes Hannchen. Mein Lottchen fragt recht angelegentlich nach Ihnen, und wird ſich Ihres Grußes freuen. Uns iſt eine theure Schweſter, die liebe Julie Sickmann, hinübergegangen; der kleine Julius, nach deſſen Geburt die Blüthe ihrer Kräfte ſchwand, gehört, von ihr ſelbſt auf dem Sterbebett der Geliebten anvertraut, uns mit dem vollſten Rechte. —

Groſſe hat einen herrlichen Plan zu einem Epos angelegt. Mög' ihn der gute Geiſt zur Ausführung beſeelen, und Muth und Ausdauer ihm geben. Und ſomit Segen allem tüchtigen Streben!

Ihr

H. Stieglitz.

Wollen Sie meinen Wahlſpruch mit gloſſiren: —?

— „Nun Ade dem falſchen Prunke!
Dilettire, wer da will.
Aechter Kunſt geweihter Funke
Wächſt im Buſen tief und ſtill."

26.
Stieglitz an Eckermann.

Berlin 5. Spt. 28.

Ich habe lange keine Empfehlung lieber geschrieben als diese, welche zwei junge Freunde, Werder und Veit, Ihnen lieber Eckermann überreichen werden. Was Beide sind das werden Sie selbst bald herausfinden, und ich denke sich mit mir freuen über so hoffnungsreichen Anwuchs.

Ich schreibe Ihnen um so weniger, als ich erwarten darf daß meine beiden lieben Freunde Ihnen gerne von mir das gemeinsam Intereſſirende mittheilen werden. Iſts möglich, ſo befriedigen Sie ihren Wunſch, der ſie zu unſerm Gefeierten drängt. Wie hat Er meinen Hymnus zur Feier des 28ſten aufgenommen? Sie können ſich meine Freude denken, als gerade für dieſe Feier des Einzigen mir der Preis zuerkannt wurde in einem Wettkreiſe, an dem Immermann, Fouqué, Raupach, Streckfuß, v. Houwald, und manche andre Wackere Theilnehmer waren.

Daß wir nur Einen Tag einander ſprechen könnten, lieber Eckermann! es ſollten folgereiche Mittheilungen werden. Laſſen Sie mich recht viel durch die Freunde hören. Wollen Sie mir nach Leipzig ſchreiben; dort trifft Ihr Brief mich vom 20t Spt. bis gegen Ende des October unter der Adreſſe „Rothe u Sickmann, Dr. H. Stieglitz", ſpäter wieder in Berlin, wo ich noch dieſen Winter eine kleine Laufbahn antrete, die hoffentlich mein Lottchen bald an meine Seite bringt. Freuen Sie ſich mit Ihrem glücklichen

H. St.

27.
Stieglitz an Eckermann.

Berlin den 12ten Septbr. 28.
Einen Tag vor meiner Abreiſe
nach Leipzig.

Lieber guter Eckermann;

Vor Allem: freuen Sie ſich mit mir; morgen Abend bin ich in Leipzig. Und hierin Alles was mich betrifft.

Nun noch einen herzlichen Gruß an Sie durch einen Mann über deſſen Bekanntſchaft ich mich innig gefreut; freuen Sie ſich auch ſeiner

und ſeines tüchtigen Sinnes. Es iſt Franz Grillparzer aus Wien. Natürlich wünſcht er unſern hohen Meiſter zu ſehen. Dieſem einen Blick der innigſten Verehrung von mir.

Meine Freunde Werder und Veit, die auf ihrer Reiſe Weimar berühren, werden Ihnen bald mehr von mir ſagen können. Durch ſie erwart' ich auch Nachricht von Ihnen.

Recht von Herzen Ihr

H. Stieglitz.

28.

Eckermann an Stieglitz.

Weimar d. 19.ª Octbr 1826.

Lieber Stieglitz.

Geſtern nach Tiſche gab mir Goethe Ihre Berliniſchen Feſtgedichte. Er ſagte das Ihrige ſey das Beſte und erinnerte ſich Ihrer dabey ſehr wohlwollend.

Wer hat die Einleitung geſchrieben? es muß ein wunderlicher Menſch ſeyn. Angeſteckt von Jean Paul mit Neigung für Paradoxen. Denn daß er den großen Dichter im Critiker untergehen läßt iſt eine Anſicht, die nur aus ſolcher Quelle herfließen kann. Wenn der Dichter des Fauſt ſich über Weltliche und Menſchliche Dinge mit Einſicht vernehmen läßt, ſo iſt er deshalb kein Critiker ſondern ein Dichter. Denn ein Dichter muß Urtheil über das Leben haben das er darſtellt. Einen Critiker aber nennen wir bisher einen ſolchen der Einſicht und Urtheil über die Darſtellung als poetiſche Production hat. Freylich wird ein großer Poet auch immer ein großer Critiker ſeyn, weil er am beſten weiß wie ein Gedicht gemacht werden muß, und Goethe iſt ein eben ſo großer Critiker als er ein großer Poet iſt. Aber es iſt verworren und verwirrend, ihn da einen Critiker zu nennen, wo er ein Dichter iſt. Der Dichter ſteht dem Leben gegenüber, der Kritiker dem Gedicht, und beyde Standpunkte ſoll man nicht verrücken. Aber man ſieht, daß die Menſchen große Neigung haben, etwas Neues zu ſagen, und daß es ihnen weniger um die Wahrheit zu thun iſt, als darum, wie ſie ſich bemerklich machen wollen.

Leben Sie wohl! Ich fange nach und nach an, mich zu enuyiren, ſo jung ich bin.

Houwalds Lied iſt als Lied beſſer als das Ihrige; aber das Ihrige iſt ein beſſeres Feſtgedicht, weil es den Gegenſtand des Feſtes tauſendfältig würdig zur Sprache bringt, jenes dagegen den Gegenſtand nur aus der Ferne kaum berührt. Als Gedicht zum Tage gebührt daher Ihnen der Preis. Houwalds Worte

Da trägt ſie ihn auf ſtarken Händen
Bis zu des Lebens ſpätem Tag,
Und kann ſich nimmer von ihm wenden,
Weil ſie ihn nie entbehren mag.

ſind ſo zart als ſchön. Ihr begeiſtertes Gedicht iſt voll ſchöner Stellen, vorzüglich wegen des großen Reichthums des Stoffes. Sie haben den Gegenſtand in ſeinem höchſten Umfange genommen.

Die Gedichte Nr 1. und 10. ſind auch ſehr gut und keineswegs zu verachten. Ich möchte die Verfaſſer kennen. Senden Sie mir doch ein Exemplar und ſchreiben Sie mir unter jedes Gedicht die Namen, ſo weit ſie Ihnen bekannt ſind.

Ihrer trefflichen Braut meinen herzlichen Gruß, ſo wie auch den Freunden Werder und Veit.

Ganz der Ihrige.

Eckermann.

29.

Stieglitz an Eckermann.

Leipzig am 4ten December 1826.

Lieber Eckermann;

Sie werden ſich verwundern, Guter, auf zwei ſo liebevolle Briefe bis jetzt keine Antwort erhalten zu haben, und jetzt noch aus Leipzig von mir zu hören, wo ich der Geliebten gegenüber ſitzend an Sie ſchreibe, von der als einer theuren nach der drohendſten Gefahr Wiedergegebnen ich heute noch, wo ich die Geneſende doch ſchon freudig wieder aufblühen ſehe, kein Auge abwenden, keinen Augenblick mich entfernen mag, zitternd vor der ſo nahen Möglichkeit die noch vor nicht ſo vielen Tagen ſie umſchwebte. Aber nun erholt ſie ſich auch zuſehends, und ihr liebes Auge leuchtet wieder Liebe mir, der ich ganz hergeſtellt in neuer Vollkraft ihres ſeligen Beſitzes mich erfreue. Dieſe Rätſel Ihnen zu löſen bedarf es einiger Worte, welche zugleich die Vertreter meines langen Schweigens ſein mögen.

Nach Zurücklegung meiner Promotion, nach Beſeitigung alles Nothwendigen in Berlin eilte ich freudig in die Arme meiner Charlotte. Hier lebte ich drei glückliche Wochen, bei den heiteren Septembertagen meiſt im Freien mit der Geliebten Geiſt und Herz ergehend. Plötzlich ergriff mich ein Unwohlſein, das ſich bald als nervöſes Schleimfieber kund that. Die zarte treue Pflege meiner Theuren half in dieſer dumpfen Lage dieſer langwierigen Krankheit, die in den erſten Tagen nicht ohne Gefahr ſich äußerte, mehr als alles Andere erleichtern. Erſt nach vier Wochen half die eigene gute Natur mir wieder auf; und eben fing ich an der zunehmenden Kräfte mich zu freuen, ſah ſchon mit Entzücken den Tagen entgegen, wo mich die Geliebte zuerſt wieder ins Freie führen würde, als Sie ſelbſt erkrankte, an demſelben Uebel welches mich befallen, nur gefährlicher als ich. Acht volle Tage hab' ich für ihr Leben gezittert, bis am neunten ſich die Wuth des Fiebers brach. Dieß ſind die fürchterlichſten Tage meines Lebens geweſen; ſchrecklichere können nicht kommen; aber herrlichen ſeh' ich entgegen, will nur ſolche vor mir ſehen; und ſchon jetzt leb' ich wieder ſolche ſelige Lieder der Zeit. Die eignen Kräfte ſind nunmehr auch wieder in alter Rüſtigkeit und Friſche, und mein Mädchen blüht mit jedem Tage wonniger wieder auf. In dieſem Frohgefühle feir' ich trotz dem Winter hier einen Frühling, der, wenn dießmal auch von kurzer Dauer — in acht Tagen kehr' ich nach Berlin zurück — bald, denk' ich, für das Leben ſoll geſichert ſeyn. Die größte Wahrſcheinlichkeit kommt ſeit einiger Zeit meinem Wunſche entgegen, Berlin zum bleibenden Standpunkt zu erwählen.

Nun aber ein dringend Wort an Sie, lieber guter Eckermann, das ich längſt gern Aug' in Auge Ihnen ausgeſprochen hätte. Wie kann man zu des Meiſters Füßen ſitzend ſich nicht durch und durch befriedigt fühlen in Seiner Liebe? Hören Sie meine Bitte, Freund, die aus der ſicheren Ueberzeugung hervorgeht, daß es nur Ihres Willens bedarf, ſich ein dauernd Glück zu befeſtigen. Sprechen Sie offen zu Göthen — Er iſt doch Ihres Vertrauens werth! —; ein Wort vermag Ihren Standpunkt zu ſichern, Ihre Verhältniſſe zu erheitern. Sie ſind es ſich, Sie ſind es der Geliebten ſchuldig, Göthe tauſendfach Ihnen; und Er wartet vielleicht nur Ihres Wortes um zu wirken. Verſäumen Sie dieß nicht, mein Theurer; ich bitte Sie aus der Fülle des Herzens darum, thun Sie bald dazu, Sie möchten es ſonſt zu ſpät bereuen.

Sie thun mir einige literariſche Fragen; dieſe kann ich nun freilich jetzt nicht genügend beantworten, indem die Krankheit mich von allen früheren Verbindungen abgeſchnitten, die letzte Zeit mich weniger noch leſen ließ als ſonſt. Ich lebe, und will auch ganz in vollſter Fülle leben.

„Denn das Leben iſt die Liebe,
„Und des Lebens Leben, Geiſt."

G.

Jetzt will ich Ihnen alſo nur aus früherer Erinnerung mittheilen, was mir Gubitz über die Verfaſſer der Feſtgedichte geſagt. Nro 1. hat Streckfuß geſungen; das wo der Sprechende immer mehr ſchaut, bis er an den Main kommt, iſt von Immermann; ferner haben Fouqué, Holtei, Simrock, Curtius concurrirt. Doch weiß ich weder, welches ihrer Lieder, noch wer die Verfaſſer der übrigen ſind. Nro 10 iſt, glaube ich, von meinem künftigen Collegen Grafunder, deſſen Talent mir ſchon früher gerühmt iſt. Soviel hierüber. Möge unſer Meiſter noch erleben daß wir ſeinen hundertjährigen Geburtstag feiern; alsdann hoff' ich ihm etwas Würdiges zum Angebinde bieten zu können, deſſen er ſich freuen darf. Sein köſtliches Gedicht „Einlaß" zeugt von unverwelklicher Jugend.

Mich drängt es zu der Geliebten. Adieu lieber Eckermann.

Ihr

H. Stieglitz.

(in Berlin bei Hrn. Profeſſor Buttmann.)

Randſchrift: Der Verfaſſer der Einleitung zu den Feſtgedichten, iſt Herr Hering, genannt Willibald Alexis, ein großer Liebhaber der ſo genannten Ironie, die, wie dieſe Leute ſie nehmen, nothwendig alle wahre Schönheit und jeden tüchtigen Gedanken zernagen muß.

30.

Stieglitz an Eckermann.

Ein eben abreiſender Freund, Fr. Kugler, bringt Ihnen, lieber Eckermann, herzlichen Gruß. Sie werden den Empfohlenen ſelbſt kennen lernen; auch Göthe wird er ſehen auf Zelters Empfehlung.

Ihr freundliches Andenken kam geſtern in meine Hände; in dem Herzen iſt es immer; die Briefe an die Freunde habe ich gleich ab-

gegeben; ſie werden wohl ſelbſt antworten. Dieß Blatt ſoll keine Antwort, ſondern nur ein warmer Gruß als Empfehlung eines wackeren Freundes ſeyn.

Mit alter Herzlichkeit

Berlin
d. 21 April
1827.

Ihr

H. Stieglitz.

31.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin d 5ten Juni 28.

Lieber guter Eckermann;

Nach ſo langem Schweigen ziemt es endlich wohl einmal zu reden, zumal wenn der Inhalt des Wortes ſo erfreulich iſt wie dieſesmal, die klarſte ſchönſte Wirklichkeit; drum alſo lautet meine Kunde: „zu Ende des nächſten Monats hoff' ich Sie in Weimar zu begrüßen, wo ich einen Tag mit meiner theuren Charlotte zu verweilen gedenke, nachdem am zwanzigſten des Julius wir unſern Bundestag in Leipzig gefeiert."

Dieß ſchöne Ziel wäre denn alſo erreicht, um ein ewiger Frühling fortzublühen; ich weiß, Sie, lieber Eckermann, freuen ſich herzlichſt darüber mit mir. Zu dem andern hohen Ziel des Strebens im Einklange aller Kräfte, der Vollendung meines Werkes zur Vermählung mit der Außenwelt, wird wohl mancher Monat noch erforderlich ſeyn. Nach ein, höchſtens zwei Jahren hoffe ich jedoch auch dieſe Jugendbraut des Geiſtes und der Seele Ihnen freudevoll zu Ihrer Freude entgegenführen zu können.

Wie geht's in Hannover? Grüßen Sie mir Ihre Liebe. Grüßen Sie auch Elkans herzlich, und laſſen Sie uns, wenn es irgend angeht, bei meinem Aufenthalt in Weimar zuſammen einen frohen Tag im Freien verleben; darauf freue ich mich herzlich.

Dem hohen Meiſter einen innigen Blick der Verehrung.

Mit alter Herzlichkeit

Ihr

Heinrich Stieglitz.

32.

Stieglitz an Eckermann.

Seyn Sie herzlich begrüßt, mein theurer Eckermann, im Namen dreier Menschen, Werder, Veit, und Stieglitz, und nehmen Sie von uns die Bitte um das beste Ihrer Lieder das Sie eben ungedruckt besitzen; wir wünschten es zum Schmuck des für 1830 gemeinsam unternommenen Musen-Almanachs, zu dem auch Fouqué, v Chamisso, Streckfuß, Heyne, v Houwald, Varnhagen, Neumann, und mehrere nahmhaft achtbare Dichter jeder einen Beitrag gegeben.

Sie werden unsere Bitte nicht abschlagen, da wir Sie gar so gern in unserer Mitte wünschten.

Unter uns und ganz insgeheim sei ins Ohr gesagt, daß es aber ja Niemand hört —: Sollte Göthe wohl die inständige Bitte um einen, wenn auch noch so kleinen Beitrag abschlagen? Es sind junge zwar, zum Theil noch ganz zum Theil nur sehr wenig bekannte Namen die ihn auffodern, aber voll Lust und Kraft und Willen. Herrn Hofrath Wendt, so hör ich, hat er zu dem von ihm redigirten poetischen Taschenbuch, wozu auch ich Einiges geliefert, sich nicht entzogen; warum uns, den lebendig Strebenden? — Sie würden uns sehr verbinden, guter Eckermann, wenn Sie einmal sondirten und nach Ihrem Ermessen und nach Art der Möglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der zu hegenden Hoffnung mir riethen ob die Bitte wohl zu wagen sey oder nicht. Oder wollen Sie sie selber übernehmen und in Ihrer Antwort gleich mit des Herrlichstem gütigen Beitrage uns erfreuen? — In keinem Falle unternehm' ich etwas in dieser Beziehung vor Ihrer Antwort.

Mein Lottchen grüßt Sie herzlich. Auch an Elkans unsre schönsten Grüße. Von ganzem Herzen Ihr aufrichtig zugethaner

H. Stieglitz.

Berlin 10 Mai 29
(Schloßfreiheit Nr 1).

33.

Eckermann an Stieglitz.

Weimar d. 16.ª Juny 1829.

Lieber Stieglitz!

Heute bey Tisch sagte mir Goethe unter anderem Folgendes. „Ich habe einen Brief von hübschen jungen Leuten in Berlin

erhalten, von Hrn. Stieglitz der in Verbindung seiner Freunde einen Musenalmanach herauszugeben im Begriff ist. Ein Musenalmanach ist immer das geistreichste und es ist gut, daß man zu dieser älteren Art zurückgekehrt ist. Sie haben mich um einen Beytrag ersucht und ich würde auch kein Bedenken tragen diesen Wunsch zu erfüllen wenn ich etwas hätte das Masse machte. Den Leipzigern habe ich das Salzgedicht geben können, weil dieses einigen Umfang hatte und etwas mehr brachte als meinen Namen. Wollte ich aber den jungen Berlinern, ein einzelnes Gedichtchen, etwa ein Stambuchsblatt oder dergleichen geben, so würde das nicht viel mehr bringen als meinen Namen und das würde in meinen Augen nichts heißen." Goethe sprach bey dieser Gelegenheit von älteren deutschen Literatoren die in ähnliche Fälle gerathen und recitirte dabey etwa folgende Verse.

Ins Teufels Namen,
Was sind denn Namen!
Im ganzen Merkur
Ist keine Spur
Von Wieland,
Er steht bloß auf dem blauen Einband;
Und unter dem schlechtesten Reim
Steht Vater Gleim.

„Wie gesagt, fuhr Goethe fort, wenn ich ein größeres Gedicht von einigem Umfang hätte das an sich etwas bedeutete so wäre ich gar nicht abgeneigt es den jungen Berliner Freunden zu geben. In diesem Fall aber muß ich mich entschuldigen und da Hr. Stieglitz sich in seinem Briefe auf Sie bezieht, so will ich Sie bitten, ihm dieses zu antworten."

Solches ist nun geschehen und ich habe weiter nichts hinzuzufügen als daß das Geschriebene die buchstäblichste Wahrheit ist und daß ich nebenbey Goethen angemerkt habe daß er Ihnen wohl will.

Ich will Sie insgesammt aufmerksam machen auf ein neuerschienenes Gedicht des Grafen Platen: „den romantischen Oedipus" worin die Bestätigung eines außerordentlichen Talents gegeben ist wobey man weiter nichts bedauert als daß er es zu so schlechten Gegenständen verwendet hat.

Leben Sie wohl und machen Sie großes und gutes. Einen herzlichen Gruß an Ihre liebe Frau von Ihrem treuen Freunde

Eckermann.

34.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin 27 Juni 29.

Lieber Eckermann!

Zwei Ihrer lieben Briefe liegen vor mir, und ich habe Ihnen doppelten Dank zu ſagen, einmal für die ſchönen Beiträge zu unſerm Muſenalmanach, dann für die aus Goethes Munde mitgetheilten Nachrichten. Es thut mir ſehr wehe, und Veit bedauert es mit mir, von dem Verehrten keine Gabe in unſerer Unternehmung aufweiſen zu können; wir würden dieſe als die ſchönſte Weihe betrachtet haben; allein es iſt nicht anders, und ſo iſt ſchon ſeine Geneigtheit, uns einen Beitrag nicht verſagen zu wollen, im Falle er ein Paſſendes gefunden, uns von hohem Werth; ich hoffe, er ſoll ſich über das Ganze freuen; bringen Sie ihm den ehrerbietigſten und innigſten Gruß. Vielleicht erhält er ſchon zu ſeinem Geburtstage den Berliner Muſenalmanach.

Von Ihren Zuſendungen halt' ich für das ſchönſte und eigenthümlichſte Gedicht das an die Neuvermählten. Ein ſchöneres Gelegenheitscarmen iſt mir nie vorgekommen, und Sie werden ſich ſelber freuen es gedruckt wieder zu finden. Würdig ſchließt ſich dieſem an das allerliebſte Epigramm: „Dein Beichtiger, wenn er dich erblickt." Die andern Epigramme und die Strophen: „Unvermeidlich" können ſich unmöglich gegen jene halten, und wir haben es daher für gut gefunden zu Ihrem eigenen Beſten nur die erſtgenannten beiden für den dießjährigen Almanach auszuwählen.

In Beziehung auf das höchſt anſprechende Gedicht beim Taufeſte eines Knaben hab' ich einen Vorſchlag, in welchem auch Veit entſchieden mir beiſtimmt, und der auch dem Gefühle meiner Frau zuſagt, daher ich Ihnen denſelben mittheile, in der Hoffnung daß Sie nicht ungern genehmigen, auch dieß Gedicht zu dem dießjährigen Almanach zu geben, aber unter folgender Geſtalt: — — — —

„Wachſe, blühe, holder Knabe!
Kraft und Fülle ſey dein Loos!
Deiner Eltern liebſte Habe,
Schlafend ſpielend werde groß.

Einſt gereift zu Manneskräften
Schlaf und Spiele ſind vorbey,
Denn zu Thaten, zu Geſchäften
Rufen Tag und Nacht herbey.
Wüſſt du Wonne des Gelingens!
Deiner Kräfte dir bewußt,
Sey die Sphäre des Vollbringens
Freye Wahl nach eigner Luſt.
Wachſe, blühe holder Knabe!
Schlafend ſpielend werde groß.
Daß der Eltern Herz ſich labe
Kraft und Fülle ſey dein Loos.

Biſt auf Waffenglanz gerichtet,
Wirſt mit Luſt in Schlachten gehn,
Kühn entgegen wo verdichtet
Tapfre Feindeshaufen ſtehn,
Iſt dir Herz und Sinn geſtählet,
Deinem Vaterlande treu;
Haſt ein Wirken dir erwählet
Das dir nicht genommen ſey.
Daß der Eltern Herz ſich labe
Glanz und Ehre ſey dein Loos!
Wachſe, blühe, holder Knabe,
Schlafend, ſpielend werde groß.

Ward dir Kunſt-Talent verliehen,
Iſt das Schaffen deine Luſt,
Strömen heitre Melodien
Frey hervor aus reiner Bruſt,
Breiteſt ſo, im klarſten Bilden,
Innre, äußre Welten aus,
Weit aus Vaterlandsgefilden
Werk und Name geht hinaus.
Daß der Eltern Herz ſich labe,
Kraft und Fülle ſey dein Loos!
Wachſe, blühe, holder Knabe,
Schlafend, ſpielend werde groß.

Haſt du Sinn, ein Arzt zu heilen,
Pfarrer, Segen zu verleihn,
Richter, Ausſpruch zu ertheilen,
Bändgend ſtürmiſche Partheyn;

Viel am Orte wirſt du gelten
Wo das Schickſal dich geſtellt,
Laß ſie gehn die andern Welten,
Dein Beruf iſt deine Welt!
Wachſe, blühe, holder Knabe!
Kraft und Fülle ſey dein Loos!
Deiner Eltern liebſte Habe
Schlafend ſpielend werde groß.

Ich glaube, lieber Eckermann, Sie werden viel eher die Umſtellung der beiden vorletzten und die Weglaſſung der letzten Strophe zugeben als die der zweiten und der dritten, da Ihnen gewiß die Durchführung des Landmanns und des Jägers darin lieb iſt. Auch geb' ich meinen Vorſchlag nur als Anſicht, den Sie ganz nach Ihrem Ermeſſen annehmen, verwerfen oder motiviren mögen. Mir erſcheint jedoch die Kürzung und die Umſtellung als entſchiedener Gewinn, und es ſtehn ſo die Stände in größeren und allgemeinen Zügen da, und Niemanden wird nun der Vorwurf einfallen: „Warum denn nicht mehrere?“ der früher nahe lag; vortrefflich aber und ſchlagend ſind die nunmehrigen Schlußworte: „laß ſie gehn die andern Welten, dein Beruf iſt deine Welt!“ — und von einer unverwüſtlichen Wirkung. Bei meiner Charlotte und mir ſind dieſe Worte zum ſchlagenden Motto geworden.„ — Nun, entſcheiden Sie ſich bald, und laſſen Sie mich nächſtens Ihre Antwort wiſſen, wie Sie ſich auch entſcheiden, in jedem Falle wünſchen wir auch dieß Gedicht zur Aufnahme, und wollen nur, bevor wir es rangiren, Ihren Willen hören. Den erſten Juli beginnt der Druck; ſo bleibt es denn bis zu Ihrer Antwort für einen der ſpäteren Bogen aufbewahrt. Von den übrigen haben Sie ja wohl noch eine Abſchrift; ich lege ſie daher nicht bei, um nicht das Porto unnütz zu vertheuern.

Was das Honorar betrifft, ſo haben wir uns mit dem Buchhändler ſo geſtellt, daß es von dem Gange des Buches abhängt, indem er Oſtern Rechnung abzulegen verſpricht. Ein Exemplar erhalten Sie gleich nach dem Erſcheinen. Möchte doch Goethe ſich geneigt finden, es in dem nächſten Hefte von Kunſt und Alterthum zu erwähnen. — St. Schütze wird ebenfalls durch unſern Verleger Hrn. Fincke ein Exemplar erhalten, und hoffentlich mit einer tüchtig eingehenden Recenſion nicht ſäumen. Daran erinnern Sie ja wohl zu ſeiner Zeit? —

Sie wünſchen Manches darin von meinem größeren Werke zu ſehen. Die Erfüllung dieſes Wunſches kann in ſeinem ganzen Umfange nicht ſtatt finden, indem Oſtern bereits der erſte Band erſcheinen ſoll. Doch wird ein oder der andere Anklang aus dem zweiten vielleicht auch einer aus dem dritten Bande aufgenommen. Es iſt zu ſehr ein Ganzes, als daß ich gern daraus etwas vereinzelte. Was ich aber außerhalb ſeiner Sphäre Paſſendes für den dießjährigen Almanach gefunden, darin denk ich, werden Sie ebenfalls die Fortſchritte der letzten Jahre nicht verkennen. —

Nun, alſo nächſte Woche beginnt der Druck. Mir iſt recht andächtig dabei zu Muthe. Ich halt' es für ein Wichtiges jetzt, einen Muſenalmanach im echten Sinne des Worts, und freue mich innigſt über Goethes Billigung des Unternehmens. Ach, wenn er nur ſelbſt etwas, und wäre es Ein Klang, ein Segensſpruch, gegeben hätte! — Im Vertrauen geſagt, lieber Eckermann, wir fangen den Druck mit dem zweiten Bogen an, und laſſen den erſten frei, in der Hoffnung daß er vielleicht noch etwas für uns finde und zu geben ſich entſchließe. Vielleicht deuten Sie ſelbſt noch einmal darauf hin. Sie würden uns damit unendlich verbinden. Meine Charlotte grüßt beſtens. Auch Veit. Werder iſt in Salzbrunn. Mit alter Treue

Ihr

H. Stieglitz.

35.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin den zwölften Juli 1829

Nein, lieber Eckermann, ſo war es nicht gemeint, als ich Ihnen meine Vorſchläge machte zur Verkürzung Ihres längeren Gedichts, daß im Fall der Nichtannahme dieſer Vorſchläge daſſelbe nicht aufgenommen werden ſollte; es bleibt uns hingegen in jeglicher Geſtalt ein ſehr willkommener Beitrag und wird Ihnen wohl geordnet zu ſeiner Zeit ſich ſelbſt empfehlend zu Geſichte kommen; nur meinen Rath wollt' ich Ihnen nicht vorenthalten, weil ich denſelben nicht unerſprießlich hielt für Ihr Gedicht, und weil ich mich früherer Zeit erinnerte, wo ähnlicher Rath von Ihrer Seite mir ſo oft willkommen und angenehm war. In dieſer Abſicht und Erinnerung ſchlug ich vor.

Göthe wird Ihnen wahrſcheinlich den Inhalt eines heut zugleich mit dieſen Zeilen an ihn abgeſandten Schreibens mittheilen, und hoffentlich unſre beſcheidne Bitte wegen des allerliebſten Gedichtchens: ‚als ich ein junger Geſelle war‘ als Vignette unſeres Muſenalmanachs nicht ungern genehmigen. Dieß würde uns zum innigſten Danke verpflichten. Auch Zelter hat ihm unſerthalb geſchrieben. Er meinte geſtern zu mir, wenn er in Weimar wäre und Göthen ſo nahe ſtände als wie Sie, ſo wollte er uns ſchon etwas verſchaffen von dem Meiſter, ſollt' er es auch ſelbſt aus ſeinen Papieren herausſuchen. Doch dieſe größere Freiheit iſt wohl bedingt in der langen Freundſchaft und dem höhern Alter.

Mit meinem wackeren Veit bin ich jetzt fleißig beſchäftigt bei dem Ordnen unſeres Büchleins, deſſen Druck bereits begonnen hat. Wir haben ſchöne Beiträge erhalten; Sie werden ſich freuen über das Ganze; ich hoffe, Göthe ſoll es auch. Ich ſelber habe nunmehr abgeſchloſſen mit den von meiner Seite für den Almanach beſtimmten Beiträgen; die letzten drei Monate war alle Thätigkeit der gewonnenen Mußeſtunden nächſt der ſehr zeitraubenden Correſpondenz jenen Beiträgen gewidmet, beſonders für Ballade und Romanze, denen ich mit vieler Luſt mich hingegeben. Nun kehr' ich aber mit doppelter Liebe zu meinem Orient zurück, deſſen erſter Band zu Oſtern 1830 erſcheinen ſoll.

Sie werden ſich freuen über Veits mächtige Entwicklung. Auf ſeinen Simſon und den Sanchez mach' ich Sie beſonders aufmerkſam. C. Werder iſt gegenwärtig noch in Salzbrunn. Meine geliebte Charlotte, die Sie freundlichſt grüßt, iſt uns eine liebe Zuhörerin, bisweilen auch treffliche Rathgeberin, wenn ich mit Veit das ganz intereſſante Geſchäft des Anordnens der Einzelbogen vorhabe.

Auch Veit grüßt herzlich. Wir alle wünſchen der Familie Elkan beſtens empfohlen zu ſeyn.

Anbei die gewünſchten Manuſcripte.

Mit alter Liebe Ihr herzlichſter

H. Stieglitz.

36.
Stieglitz an Eckermann.

Berlin den 29ten Juli 1829.

Lieber Eckermann!

Von Tage zu Tage hatte ich mit Sehnſucht einem Briefe von Ihnen entgegengeſehen, und beinahe ſchon die Hoffnung in Bezug auf Göthes Beitrag zu unſerem Unternehmen aufgegeben, feſt überzeugt daß Sie nicht ſäumen würden gern und baldigſt jeden Schimmer von Hoffnung zu einem ſo freudigen Ereigniß uns mitzutheilen. Da ſagt mir eben Zelter daß er Briefe aus Weimar habe, worin G. in Bezug auf unſre Sache ſchreibt, daß ſeine (Zelters) empfehlende Worte ihn bewogen hätten von Neuem an uns („an d Berliner Almanachs-Freunde", wie G. ſich in dem Briefe ausdrückt) zu denken, und er hoffe unter ſeinen Papieren etwas zu finden, das, „wenn auch nicht von Umfang, doch nicht ohne Bedeutung ſey", und das er wohl noch zur rechten Zeit ſchicken werde, da wir ihm ja den erſten Bogen offen erhalten. Dieß, ſoweit ich mirs aus Zelters Mittheilung erinnre, ſeine Worte. Sie können denken, lieber Eckermann, wie ich da erfreut, und wie freudig Veit, den ich heut Abend bei mir erwarte, dieſe Nachricht aufnehmen wird. Ich aber ſäume keinen Augenblick, Sie inſtändigſt zu bitten, doch ja von Ihrer Seite Alles beizutragen, damit die rechte Zeit nicht verfehlt werde. Sie können ſich denken, wie wichtig, wie unſchätzbar Goethe's Beitrag uns ſeyn muß. Darum bitt' ich Sie, nicht etwa zu drängen — das auch nur zu wünſchen, wäre ja unbeſcheiden — aber wohl, wenn die Rede davon iſt, oder wenn Sie das Geſpräch darauf bringen können, G. doch ja wiſſen zu laſſen, daß der vor mehr als vierzehn Tagen angefangene Druck bereits ſoweit gediehen iſt, daß wir den Druck des erſten Bogens ſchwerlich länger als von heute ab noch vierzehn Tage hin verzögern können. Dann iſt auch der Kupferſtecher mit der höchſt ſauber von Profeſſor Tieck angeordneten Titelvignette fertig, und das Büchlein ſoll nach des Verlegers Plan noch an dem Ende des Auguſt hinaus. Hören Sie, beſter Eckermann! Gedenken Sie unſer und unſeres mit ganzer Seele unternommenen Werkchens, und unterlaſſen Sie ja nicht, von Ihrer Seite zu thun was Sie können, daß die verheißene Weihe des Dichterkönigs ihm nicht fehle.

Sie bitten wir auch insbesondere noch, an uns zu denken für den künftigen Jahrgang, welchen wir von dem günstigen Erfolg des gegenwärtigen erhoffen wollen. Wünschen Sie eine der gedruckten Anzeigen des Buchhändlers, so dürfen Sie es mir nur sagen, und Sie erhalten sie alsbald. Die Staatszeitung will das baldige Erscheinen des Büchleins nächste Woche anzeigen. Wenn wir nur wüßten, ob da Göthes Name mit Gewißheit voran stehen darf! Was Sie wissen oder erfahren können, lieber Eckermann, das theilen Sie mir ja ungesäumt mit!

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr treuer

H. Stieglitz.

In größter Eile.

37.

Eckermann an Stieglitz.

Weimar d. 2.ª Aug. 1829.

Lieber Stieglitz.

Ihren Brief vom 29.ª Jul. erhielt ich vorgestern. Da eine hartnäckige Unpäßlichkeit mich zu Hause hielt und noch hält und ich also keine Hoffnung hatte, in den nächsten Tagen mit Goethen zu seyn, so schrieb ich ihm gestern und, versteht sich, vorzüglich auch wegen des Almanachs.

Goethe hat mir nun gleich geantwortet und ich säume nicht Ihnen die betreffende Stelle seines Briefes vom 2.ª Aug. im Auszuge mitzutheilen.

„Mit unsern Berliner Almanachsfreunden stehen wir folgendermaßen: Sie haben mir durch Zelter gemeldet daß sie den ersten Bogen offen gelassen und den Druck mit dem zweyten angefangen haben. Es bleibt also noch etwas Zeit; ich habe unter meinen Sachen nichts einigermaßen von Gestalt und Folge als die Chinesischen Jahrszeiten; diese denk' ich diesem Zweck zu widmen und wünsche noch so viel Frist um einiges einzuschalten; denn bisher sah es gar zu lückenhaft und sprungartig aus und wird mehr oder weniger so bleiben. Schreiben Sie dieses nach Berlin, lassen Sie sich den letzten Termin melden, wenn das Manuscript dort seyn muß und wir schicken es alsdann ab soweit es gekommen ist.ª

Ich gebe Ihnen Goethes eigene Worte weil ich weiß daß es Ihnen lieb iſt. Das Weitere erwarte ich nun von Ihnen. Allerdings denke ich, können Sie Goethes Namen in der Staatszeitung oben anſetzen, da die Sache jetzt ſo gewiß iſt. Das Specielle dieſer Nachricht aber iſt nicht für das Öffentliche, es iſt bloß für Sie und Ihre Freunde und wer ſonſt zunächſt in dem Unternehmen intereſſirt iſt.

Leben Sie wohl! Sorgen Sie daß Goethe in guter Geſellſchaft erſcheine. — Grüßen Sie Veit und Ihre liebe Lotte herzlich.

Ihr treuer Freund

Eckermann.

Nachſchrift.

Goethes Beytritt zu dem Almanach iſt von außerordentlicher Bedeutung, ſie iſt eine Ehre und ein Sporn für alle Mitarbeiter, ſo daß Ihr das künftige Jahr ſchon vornehmere Miene machen könnt, und ſodann kein bedeutender Name in Deutſchland fehlen darf. Es iſt ein großes Glück für das Unternehmen, das, wenn Ihr ferner ſo geſcheut handelt wie Ihr ſeyd, und wenn der Verleger einigermaßen etwas anwendet, unverwüſtlich ſeyn, und den Namen des Berliner Muſenalmanachs durch viele Jahrzehnte erhalten wird. Von den Chineſiſchen Jahrszeiten kenne ich einige und ich brauche wohl kaum zu ſagen wie vortrefflich die Gedichte ſind, und wie geeignet als wenn ſie zu dem Almanach gemacht wären.

Ihr könnt Euch nur auf gränzenloſen Neid gefaßt machen, aber man iſt ja überall erſt glücklich wenn man beneidet wird.

Nochmals einen herzlichen Gruß an Lotte.

G.

38.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin d. 6ten Sptbr. 29.

Mein lieber guter Eckermann!

Da haben Sie nun unſer Büchlein, wie es iſt. Nehmen Sie dieſen erſten Jahrgang freundlich hin und ſchenken Sie ihm gern das Vertrauen eines friſchen kräftigen Nachwuchſes — „denn es muß nachhaltig gewirkt werden“. Ich bin in dieſem Augenblick wieder auf das

freudigſte mit dem Orient beſchäftigt, deſſen Druck ich ſpäteſtens im November beginnen werde. Es iſt aber auch eine Luſt, ſo in ſeinem eigenſten Element ſich zu bewegen, ungeſtört und ungezügelt, nur von dem inwohnenden Geſetz geleitet, nur von der Nothwendigkeit welche der Sache ſelbſt inwohnt beſchränkt. Meine ganze Seele geht in dieſem Einen Werke auf, und manchmal iſt es mir als könnt' ich nie herauskommen, niemals im Leben etwas Andres ſchaffen. So mag es aber wohl mit jeder echten Schöpfung ſeyn; man iſt es eben ſelber ganz, verwächſt gänzlich damit, und Alles Leben geht in dieſem Einen auf.

Sie können ſich denken wie uns Göthe's Beitrag zu unſerm dießjährigen Unternehmen beglückt. Es iſt aber auch ein wahrer Schatz. Welch eine Jugend in dieſen reizenden Gedichten! welche Tiefe und welche Friſche zugleich! Möchte auch die Stellung dem Vortrefflichen gefallen und die Gemeinſchaft mit den übrigen nicht unlieb ſeyn! Vielleicht erfreut uns dann auch künftig wieder ſein nie genug zu ſchätzender Antheil. Sagen Sie mir ja bald, lieber Eckermann, aber ganz aufrichtig und ohne Rückhalt, welchen Eindruck das Büchlein auf ihn gemacht, und wie es auf Sie wirkt. An Luſt und Liebe hat es wenigſtens nicht gefehlt, und ungeachtet mancher nicht zu verkennenden Mängel findet es hier lebendigen Antheil, ſo daß unſer Verleger gern an einen künftigen Jahrgang denkt.

Ich habe vor acht Tagen durch Zelter an Göthe geſchrieben, unſern innigen Dank ihm ausſprechend, und will dießmal das Büchlein lieber allein wandern laſſen, um nicht zudringlich zu erſcheinen. Aber Sie legen ihm mein ganzes Herz an die Seele. Auch meine treffliche Charlotte iſt ganz freudig über ſeine huldvolle Theilnahme. Möcht' ihn nun das Büchlein ſelbſt erfreuen, wie es iſt! —

Veit iſt gegenwärtig wieder in Swinemünde. Er hat mir einen herzlichen Gruß an Sie aufgetragen. Werder ſchreibt wahrſcheinlich ſelbſt; wenigſtens ſagte er mir vorgeſtern etwas dergleichen. (Karoline, die Ungenannte, iſt Werders Couſine; dieß zur Vermeidung jeder Misdeutung.)

Mein Lottchen grüßt Sie herzlich. Ich bin mit alter Herzlichkeit Ihr

Heinrich Stieglitz.

17.

Stieglitz an Eckermann.

Brechen Sie dieß raethſelhafte Schweigen!
Schiller im Karlos Act I Sc. 1.

So, lieber Eckermann, möcht' ich, zwar nicht im Sinne Domingo's, doch mit Domingo Ihnen zurufen. Aber es iſt auch unverzeihlich, und ich könnte mit Ihnen rechten, wenn man überhaupt mit dem Freunde rechten dürfte. Seit länger als vier Wochen muß der Almanach in ihren Händen ſeyn, und nicht ein Wort, wie Goethe ihn aufgenommen, wie der Hohe Ihnen ſich geäußert, wie das Büchlein Ihnen zuſagt, was Sie von dem Fortgang hoffen und erwarten, ſonderlich in Beziehung auf Goethe's etwaigem künftigen Geneigtſeyn nach dem Eindruck des gegenwärtigen, ob Sie ſelbſt gern oder ungern zutreten würden, wenn im nächſten Sommer an den zweiten Jahrgang gedacht würde. Glauben Sie mir, lieber Eckermann, die Mängel des dießjährigen ſind mir keineswegs unbekannt; wo aber Drei zuſammenſtehn, ohne daß Einer die Vollmacht des Ausſchließens und Annehmens hat, da ſind ſolche unvermeidlich; wie manches ſchleicht ſich ein! wie manches muß der Miſchung wegen geſchehen! Aber ich denke, auch des Guten wird Ihnen zur Freude mancherlei entgegentreten, und die Keime freudigen Nachwuchſes werden Sie gewiß erkennen. Dazu kommt, daß dieſer erſte Jahrgang nur ein Verſuch war, ſelbſt von Seiten des Buchhändlers, daß dieſer das nächſtemal ein Honorar den Beitragenden ſchon im Voraus ſichern zu können gedenkt, und daß daraus ſchon die Möglichkeit ſorgfältiger Auswahl hervorgeht. Doch was ſprech' ich denn da Alles? Nicht zu dieſem Zwecke wollt' ich an Sie ſchreiben, lieber Eckermann, ſondern um von Ihnen zu erfahren, aber frei und ohne Rückhalt, wie Goethe das Büchlein aufgenommen was nach Ihrem Ermeſſen für das nächſtemal von ihm zu hoffen iſt, und wie Sie ſelbſt darüber denken. Wenn Sie eine tüchtige eingehende Beurtheilung irgendwo bewirken können; ſo wäre das gar ſehr erwünſcht. Des Unhaltbaren wird genug geredet werden, wiewohl hier und da auch ſchon manches echte und vernünftige Wort ſich hat vernehmen laſſen und gewiß auch künftig nicht ausbleiben wird.

Soviel hiervon; Sie werden mir gewiß bald und möglichſt ausführlich antworten. Dafür im Voraus Dank. Mein innerſtes Leben

eignet jetzt ganz und gar und ungestört dem Orient. Die nächste Ostermesse wird den ersten Band bringen, dem hoffentlich der zweite und dritte nicht in zu lang gedehnten Zwischenräumen nachfolgen wird. Ach, Eckermann, es ist eine Lust von Einem Mittelpunkte aus so ganz und nur sich selbst auslebend all die Fülle des reichen herrlichen Stoffes ausbreiten zu dürfen! Mein Lottchen lebt mit mir in diesem Einen mit der vollsten Liebe, und so ist mein absichtliches Zurückziehen, das bei dem Aufwand von Zeit den meine amtliche Stellung fodert mir unabläßige Pflicht ist, wenn ich irgendwie Tüchtiges fördern will, kein Entbehren; die Abende sind ungetheilt dem Orient geweiht, und auch die frühsten Morgenstunden gehören ihm. Man muß, das wissen Sie selbst, in manchen Lebensperioden untertauchen, wenn „nachhaltig soll gewirkt werden."

Seyn Sie von uns Beiden herzlich gegrüßt.

Ihr herzlich ergebener

H. Stieglitz.

B. 24/10 29

40.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin am 28ten Juni 1830.

Lieber Eckermann!

Die Verzögerung meiner Antwort auf Ihre Zeilen vom 12. Febr. möge der Orient vertreten, der so manches Nichtgeschehene verschuldet hat. Es sollen hoffentlich dem ersten Bande bald die übrigen nachfolgen, die dann ohne Verzug in Ihre Hände eilen werden.

An Goethe geht ein Exemplar zugleich mit dem Ihrigen ab. Ich habe in Veits Auftrag und aus eigenem innigem Wunsche die inständige Bitte an den Hohen beigefügt, daß er auch diesem Jahrgange des Berliner Musenalmanachs, dessen Redaction Veit mit soviel Eifer übernommen, seinen Beitritt nicht entziehen möchte. Was Sie zur Unterstützung unsrer Bitte vermögen, lieber Eckermann, thun Sie gewiß, und verschaffen uns, wenn auch nur einen Weihespruch als Einführung des Büchleins, oder vielleicht sonst etwas, das für die nächsten Lieferungen der Werke bestimmt ist. Zelter sagt, Sie kennten das Alles am besten und wären daher am ersten im Stande vorzu-

ſchlagen. Sie wiſſen es ſelbſt, von welcher Wichtigkeit Goethes Beitrag, wie unerſetzlich ſein Zurückbleiben dem Unternehmen ſeyn würde. Auch Sie dürfen ſich nicht entziehen. Senden Sie nur direct an Veit (Haakſcher Markt No 2), aber bald. An Auswahl, Anordnung, und Ausſtattung wird ſicher dieſer Jahrgang entſchiedene Vorzüge vor dem erſten haben; und der Meiſter ſollte fehlen? —

Meine Theuerſte grüßt herzlich. Mit alter Treue

Ihr

H. Stieglitz.

41.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin am ſechsten Auguſt 1829.

Wie mich Ihr letzter Brief erfreuen mußte, das, mein theurer Eckermann, ſagen Sie ſich beſſer ſelbſt. Mein Lottchen, die ſonſt alle in meiner Abweſenheit ankommenden Briefe uneröffnet mir einhändigt, wohl wiſſend wie ſehnlichſt ich dem Ihrigen entgegen harrte und den Inhalt ahnend, wollte gar zu gern die erſte Verkünderin der Freudenbotſchaft ſeyn; ſie hatte ihn daher erbrochen und kam mir ſchon auf der Treppe triumphirend entgegen mit der ſegensvollen Siegesnachricht. Eckermann! ſagen Sie Göthe was die Seele Ihnen eingiebt; es iſt Alles nicht genug zum Ausdruck meines Danks und meiner Freude. Nun aber auch — ich bitte Sie inſtändigſt — ſenden Sie ſo ab, daß mit dem Druck des letzten Bogens Göthe's Geſchenk zum Ordnen für den erſten richtig eintrifft; hierzu haben Sie noch Zeit bis zum Sonnabend den fünfzehnten Auguſt; wenn Sie alsdann den an mich adreſſirten Brief mit Göthe's Beitrag (Sie ſchreiben wohl darauf: „Literatur“, und geben ihn zur Reitpoſt ab, damit von dieſer Seite ja kein Verzug eintrete) abſenden, ſo trifft er Montags bei mir ein, und ich gebe dann den erſten Bogen, den Göthe eröffnet, ungeſäumt zur Druckerei. Nur ja nicht ſpäter abgeſendet als Sonnabends den fünfzehnten! nicht wahr, mein Theurer? — Denn wenn wir auch gerne warteten, da iſt der Buchhändler, der Setzer, der Druckherr, die immer drängen; und es iſt auch gut, wenn unſer Almanach zeitig

genug erſcheint. In Ihren Händen wird er wohl ſchon mit dem Ende des Auguſts ſeyn; ich hoffe, das erſte Exemplar ſoll unſern hohen Meiſter zum achtzigſten Geburtstage begrüßen; deswegen auch wünſch' ich Beſchleunigung. Die Staatszeitung zeigt nun ſchon unſer Unternehmen Morgen oder ſpäteſtens doch Uebermorgen an. Wollen Sie in Weimar (bei St. Schütze oder ſonſt wo) eine Anzeige beſorgen, ſo wird das gewiß gut ſeyn; (hier in Berlin werden die Blätter ſchon der Staatszeitung nachdrucken, was ſie meiſtens thun); ich gebe Ihnen zu dieſem Zwecke und zu Ihrer eigenen Kunde folgende Notizen: Außer Göthe ſind die hauptſächlichſten Namen der beitragenden: Achim von Arnim, Adelbert von Chamiſſo, J. H. Caſtelli, J. P. Eckermann, L. M. Fouqué, Ernſt von Houwald, Juſtinus Kerner, Wilhelm Neumann, Apollonius von Maltitz, Auguſt Wilhelm von Schlegel, Guſtav Schwab, Auguſt von Stägemann, Karl Streckfuß u. a. Die Muſikbeilagen ſind geliefert von Ludwig Berger, Max. Eberwein, Bernhard Klein, C. Reißiger, F. Mendelſohn Bartholdy, und unſerm würdigen Zelter. Die Titelvignette iſt nach der Angabe des Profeſſors Fr. Tieck gezeichnet von Petzl und wird eben jetzt von dem Kupferſtecher Meno Haas ſehr ſauber vollendet. Man kann unſerm Verleger dem jungen Buchhändler G. Fincke zum Ruhm nachſagen, daß er alles Mögliche zur würdigen Ausſtattung des Büchleins thut, das hoffentlich eines ſchönen Fortgangs ſich erfreuen wird. Wenigſtens ſoll von unſerer Seite nichts zu ſeiner Förderung unterlaſſen werden, und meine Hauptſorge nächſt dem Orient, deſſen erſter Band nun ſicherlich zu Oſtern 1830 erſcheint, ſoll gewiß mit der vollſten Liebe dieſem Unternehmen gewidmet ſeyn, welches durch Göthe's Beitritt ſo hoch begünſtigt und wahrhaft geſegnet wird. Ja ſo recht innigen Dank dem hohen Meiſter, und daß gewiß Alles geſchehen ſoll uns ſeiner Nähe würdig zu machen.

Werder iſt gegenwärtig noch in Salzbrunn; Veit iſt in vergangener Woche nach Swinemünde als Begleiter ſeiner Schweſter und Couſine gereiſt. So ſtehe ich denn gegenwärtig allein im Feuer. Nun, es möge freudig lodern fort und fort!

Mein Lottchen grüßt recht herzlich. Mit alter Liebe Ihr

Heinrich Stieglitz.

42.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin d. 5ten Dec 30.

Lieber Eckermann!

Nehmen Sie herzlichen Dank für die mir mitgetheilte frohe Kunde vom 30sten November. Ich theilte dieſelbe ſogleich dem trefflichen Zelter mit, der mich auch mit der ſeinigen vom vorigen Tage erfreut, und demnächſt gab ich das wichtigſte davon der Redaction der Voſſiſchen Zeitung, damit ſich Viele der Geneſung des Einzigen mitfreuen könnten; beiliegendes Blättchen zeigt Ihnen die Erfüllung meines Wunſches*).

Was Sie mir von Ihrer nahen Anſtellung und der damit zuſammen hangenden baldigen Verbindung mit Ihrem Hannchen ſagen, iſt mir ebenfalls ſehr erfreulich. Ich kenne zu ſehr dieſes Glück in ſeiner ganzen Fülle, um nicht aus ganzem Herzen Theil zu nehmen. Des Himmels Segen ſey mit Ihnen Beiden! Auch meine Charlotte ſendet ihren theilnehmenden Gruß.

Wie es Ihnen in Italien ergangen, hatte ich ſchon früher durch Erzählung des Herrn Rauch [?] gehört. Dieſe Reiſe wird gewiß in Ihnen reichlich reſultiren.

Anbei der zweite Band meiner Bilder des Orients. Ein dritter wird nun vor dem Frühling nicht erſcheinen; die Vollendung eines demſelben angehörigen dramatiſchen Stoffes nimmt bis dahin meine Muße vollauf in Anſpruch. Es iſt aber eine Luſt, an ſo Etwas ſich gänzlich hinzugeben. Sehr lieb wird es mir ſeyn, wenn das bis jetzt Gegebene Sie zu einem einführenden Wort auffoderte. Sie wiſſen zu ſehr, wie ich Ihr ſinniges Eingehen in das Weſen des Dichtwerks ehre, um nicht dieſen Wunſch ganz natürlich zu finden.

Göthe hab' ich beide Bände bereits früher zugeſendet, auch der

---

*) Weimar, den 30ten November.

Ein Privatſchreiben aus dieſer Stadt berichtet: Ich kann Ihnen jetzt meinen herzlichen Jubel über Göthe's unzweifelhafte Geneſung zurufen; ſeine unglaubliche Natur ſiegte auch diesmal und ſo ſchöpfen wir neue Hoffnung ihn noch auf manches ſchöne Jahr in erneuten Kräften zu beſitzen. Sein Schlaf iſt wieder vollkommen ruhig, ſeine Neigung zum Eſſen die eines Geſunden, und er beginnt ſchon wieder in ſeiner gewohnten Thätigkeit zu arbeiten.

Muſenalmanach iſt an ihn abgegangen. Er hat hoffentlich Alles erhalten. Man kann ja nicht anders; wenn die Hoffnung daß er es leſe auch zu große Anmaßung wäre; vielleicht, daß Sie ihn einmal früher oder ſpäter darauf aufmerkſam machen.

Groſſe hat mir neulich ein Packet Bayerſcher Blätter aus dem Exil zugeſendet. Er iſt ganz und gar Politiker geworden und ſcheint ſich von der Poeſie loszuſagen. Früher hätt' ich eher des Himmels Einfall erwartet als dieſe graue Metamorphoſe.

Veit grüßt herzlich. In alter Treue

Ihr

H. Stieglitz.

43.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin d. 13 Juni 1832.

Mein theurer Eckermann!

Wo ſoll ich anfangen? Wo aufhören? Was liegt nicht Alles an Schmerzen und an Freuden zwiſchen der letzten Zeile die wir von einander geſehen und dieſer jetzigen! —

Uns gegenſeitig auszuſprechen muß freilich einem ruhigen Beiſammenſeyn Aug' in Auge vorbehalten bleiben; aber eine Zeile der Erinnerung, ein Herzensgruß ſoll endlich nach ſo häufig wiederholtem Vorſatz heute an Sie abgehn; ich mag ſo gerne überzeugt ſeyn, daß es dieſer Zeile nicht bedarf, mich in Ihr Andenken zurückzurufen. Für das beiliegende Buch bitt' ich nichts weiter, als daß Sie es mit alter Theilnahme aufnehmen möchten. Neulich las ich Ihre Briefe wieder einmal durch bei einer Reviſion meiner Papiere. Welch eine Wärme damals! welch eine Friſche! welch ein innig auffaſſendes Auge für jede Keim-Entwicklung! Sollte das jetzt anders ſeyn? Sollte irgend etwas zwiſchen uns als Störendes ſich eingemiſcht haben? Ich kann es mir nicht denken. Sollt' es aber dennoch ſeyn, ſo mög' ein aufrichtiger Zwieſprach jeden Schein vertilgen.

Von uns beiden ſollen Sie den herzlichſten Glückwunſch haben zu Ihrer Vereinigung mit der Theuerſten; ich hörte davon aus fremden Munde. — Auch daß Sie der Vollſtrecker geworden eines ſo wichtigen Theils von Goethe's Teſtament, dafür — da der gewaltige Schlag nun

einmal eingetreten — darf man ein wahrhaftes Glückwünſchen nicht unterdrücken. Konnte Ihnen doch nichts Schöneres vom Ihm werden als dieß ehrende Vertrauen. Ein Wort aus meiner Bruſt als Nachruf an den Hohen finden Sie im dießjährigen (von Schwab und Chamiſſo redigirten) Muſenalmanach. — Das fröhlichſte Gedeihen ſey mit allen Ihren Werken! Noch einmal herzlichen Gruß von uns beiden an Sie beide.

Ihr

unwandelbarer

H. Stieglitz.

44.
Eckermann an Stieglitz.

Nur ein flüchtiges Wort mein geliebter Freund damit nicht auch Sie an mir irre werden und an der Fortdauer unſerer geiſtigen Verbindung zweifeln.

Ihre Sendungen habe ich erhalten, allein ſie ſind zu bedeutend als daß ich flüchtig darüber reden möchte. Ich bin ſeit einem Jahre faſt erdrückt von Arbeiten, und es wird noch faſt ein Jahr ſo fortdauern. Sobald ich aber frey werde ſollen Sie an mir wieder den alten finden. Beit iſt hier geweſen, ich hätte hundert Dinge mit ihm bereden und verhandeln mögen allein ich bin, aus angedeuteter Urſache, ſeiner Anweſenheit nicht froh geworden.

Goethe bedauerte, daß Ihr Orient zu einer Zeit hervor trete wie ſie nicht ungünſtiger gedacht werden könne. Er urtheilte über den erſten Band, wovon er in meiner Gegenwart Verſchiedenes über Tiſch las, ſehr günſtig.

Habe ich einen Wunſch ſo wäre es der bald von Ihnen etwas Tragiſches auf der Bühne zu ſehen.

Ich bin mit meinem Hannchen ſehr glücklich. Meine bürgerliche Lage, und ob ich in Weimar bleibe oder nicht, wird ſich hoffentlich nächſten Sommer entſcheiden.

Herzlichen Gruß an Ihre Geliebte.

Ihr treuer

Weimar
d. 9.ᵉ Octbr 1832.

Eckermann.

45.

Stieglitz an Eckermann.

Berlin 13 Octbr 32
Sonnabends früh.

Nehmen Sie herzlichen Dank, theurer Eckermann, für die Freude, welche mir gestern Abend Ihre Zeilen bereitet. Schon Veit, der vorgestern angekommen war, hatte mir Grüße gebracht und die erfreuliche Aeußerung aus ihrem Munde mitgetheilt, daß, wenngleich Sie jetzt nicht Sie selber seyen, doch nach Vollendung Ihrer gegenwärtigen Arbeiten sicher der Alte wieder neu hervortreten werde. Und so seyen Sie denn im Voraus unsrer Dankbarkeit versichert, einmal für das Ausbeuten des köstlichen Schachts dessen letzte Schätze Sie uns zu Tage fördern, dann für die Rückgewährung der eignen treu bewährten Tüchtigkeit und Echtheit. Sie werden, wenn Sie aus den Goldminen und Demantgruben unseres verehrten Meisters hervorgegangen, auf dem eigenen Gebiete genug zu thun finden, wo dann die Frische und Gediegenheit Ihrer Ansichten, die Reinheit und Ehrenhaftigkeit Ihres Namens, selbst die Verbindung mit Cotta Ihnen einen sicheren und freudigen Erfolg gewähren. Glückauf denn für jetzt und künftig! —

Die Mittheilung der Aeußerung aus Goethe's Munde über den Orient ist mir ein erquickender Nachgruß. Wo man so verehrt, da ist jeder uns gegönnte Antheil eine Freudenpost der Seele. —

Ich bin eben mit einem sehr stoffreichen dramatischen Plane beschäftigt, der mich um des inwohnenden Gehalts Willen mächtig anzieht und meinen ganzen inneren Menschen beschäftigt. Bleibt der Winter günstig, so sollen Sie hoffentlich im nächsten Sommer die Resultate sehn. Einstweilen nehmen Sie einige Klänge aus der Zeit, wie sie im unmittelbaren Erguße sich hervorgedrängt, und gönnen Sie denselben in einer Mußestunde einen Blick. —

Ihrer geliebten Hannchen die besten Grüße. Meine Charlotte vereint die ihren den meinigen. Ich bleibe in alter Theilnahme

Ihr

H. Stieglitz.

P. S. Daß die Tragödie „Sultan Selim" im dritten Bande des Orients sich für die gegenwärtige Bühne eigne, bezweifl' ich aus äußern

Gründen. Bei der hieſigen Theatercomittee war die Rede davon; doch einestheils der Janitſcharenaufſtand, dann das Mangeln einer jugendlichen Frauenrolle, bildeten den routinirten Mitgliedern Hinderniſſe, gegen die ſich nichts einwenden läßt als —

46.

Stieglitz an Eckermann.

Venedig 5ten Februar 1843.

Lieber Eckermann!

Es bedurfte nicht der allgemeinen Zeitung noch des wackeren Regis freudig anerkennender Erwähnung Ihrer, um Ihr Andenken mir zu erneuern — denn was wir wahrhaft gelebt haben, das verläßt uns nicht, auch wenn noch ſo lange Zeit und noch ſo weite Ferne ſich dazwiſchen legen; aber dem lange ſchon gehegten Wunſche, Ihnen nach ſo vielen Jahren wieder einmal ein Lebenszeichen zu geben, haben jene Anregungen den Ausſchlag gegeben und ihn zu endlicher Verwirklichung gebracht. Weiß ich doch kaum, ob ich Ihren in glücklichen Tagen noch erhaltenen letzten Brief beantwortet, wo Sie mir die erfreuliche Kunde mittheilten, daß der verehrte Meiſter noch die Anfänge meiner „Bilder des Orients“ geſehen, daß, als Ottilie daraus vorgeleſen, er ſich beifällig darüber geäußert und unter Anderem geſagt, es ſey zu bedauern, daß dieß Werk in einer Zeit erſcheine, wie ſie für poetiſche Werke gar nicht ungünſtiger könne gefunden werden. Wie geſagt, ich weiß nicht, ob ich damals darauf geantwortet; daß ich es gewollt, weiß ich; auch, daß Charlotte, deren Worte und Wünſche ich keines vergeſſe, mich ſpäter aufgefordert, doch einmal wieder an Eckermann zu ſchreiben. Aber unſere ruſſiſche Reiſe war eben vor der Thür; nach der Rückkehr im Herbſte 1833 kam ein ſchöner, lebendig bewegter, productiver Winter; dann mit dem Frühling 1834 trat eine Periode ein, wo finſtere Dämonen Herrſchaft gewinnend den Verluſt eines Paradieſes vorbereiteten, nach deſſen ſchöner Verwirklichung ringend Sie mich noch gekannt, als wir in näherer herzinniger Verbindung geiſtigen Austauſches ſtanden — ich freilich dazumal blutjung und ſchülerhaft der von Hauſe aus feſten, klaren ruhigen Betrachtungsweiſe des würdigen Goetheſpiegels gegenüber. Wie oft haben

Sie damals das rasche Vorprallen meiner nicht selten sich hastig überstürzenden Ansichten und Regungen mit freundlicher Nachsicht geprüft und berichtigt, wie oft mich angeregt zu klarerer und schärferer Auffassung des Lebens und der Poesie — eins im Anderen! — Das sind Momente, die niemals verloren gehen können. Auch habe ich mit meiner herrlichen Charlotte Ihrer oft in freundschaftlicher Erinnerung und nie erkaltender Theilnahme gedacht; und hätte in den schönen Zeiten unseres Glückes ein guter Stern Sie an unsern häuslichen Herd geführt, Sie würden sich der kräftigen Verwirklichung glücklicher Träume erfreut und in unserm Kreise auch Ihnen wohlthuende Stunden gelebt haben. Es sollte nicht so seyn. Als ich später in meiner Einsamkeit — noch in Berlin — Ihre Gespräche, diese treuen klaren Geistesspiegelungen eines herrlichsten Dahingeschiedenen sah, da wurde mir, nur in gesteigerter Wirkung, zu Muthe, wie bei Durchlebung Ihres ersten Buches, das mir eben nicht ein Buch, das ein in lebendigsten Verkehr mit mir getretener Freund mir wurde, wie ich denn ihm unendlich viel verdanke in der Periode meines Durchbruches aus ideellem Schwärmen in die festeren Umrisse objectiver Lebensanschauung. Auch damals wollte ich — wie oft! — an Sie schreiben, oder vielmehr mit der Feder in der Hand, der Vermittlerin des zwischenliegenden Raumes, zu Ihnen sprechen, die alten Saiten wieder anschlagend, die, wie Unersetzliches auch in der Harmonie der Wirklichkeit verloren gegangen, doch in alter, treuer, nimmer aufzulösender Weise fortklangen und, wenn gute Geister walten wie bisher, fortklingen werden bis zum letzten, zu neuer Harmonie hinüberleitenden Akkord. Wie mich mein Dämon immer südlicher geführt, wie ich und was ich gelebt, was sich an einzelnen inneren Erlebnissen vorläufig herausgestellt, während ich unablässig mit der besten Kraft meines Wesens größeren Aufgaben zugewendet geblieben, deren Vollendung den gegenwärtig jüngsten und den nächstfolgenden Jahren angehört — ich weiß nicht, ob Ihnen davon Kunde zugekommen oder ob Sie überhaupt Notiz davon genommen; das weiß ich, daß, wo wir einander auch begegnen würden, wir einander treu und wahr wie vormals und dem anerkannten Ziele unverbrüchlich zugewandt erfinden würden. Zu näheren Mittheilungen über mich müßten zu viele Fäden angeknüpft und ausgesponnen werden; aber Sie haben einen so leisen geistigen Tastsinn, daß das Wenigste genügt Sie zu tieferem Einblick zu vermögen. Lassen Sie mir die

freudige Ueberzeugung, daß, was nach und nach von mir an das Licht tritt, Ihres theilnehmend begleitenden Blickes nicht entbehren wird: ich habe mir bereits bei einem trieſtiner Buchhändler Ihre neu bevorſtehenden „Geſpräche“ beſtellt, um wieder in dauernderen geiſtigen Verkehr mit Ihnen zu treten. —

Dieſes Blattes Beförderung verſpricht mir Freund Nerly, der eben an ſeine Verwandten in Weimar zu ſchreiben gedenkt — ein wackerer Mann und als Maler ein tüchtiges Talent, das in ſeiner lebenvollen Auffaſſung und vergeiſtigenden Geſtaltung umgebender Wirklichkeit Erfreuliches leiſtet, auch immer mehr Anerkennung findet, und dem deutſchen Namen im Süden Ehre macht. Wollen Sie mich mit einem Gegengruß erfreuen — Ihre Zeilen treffen mich bis zum Sommer ſicherlich in der Lagunenſtadt (Riva degli Schiavoni, Caffé Gamba). — Wie willkommen mir ein Brief von Ihrer Hand ſeyn wird, bedarf nicht der Verſicherung. Wollen Sie dieſem Briefe dann noch ein anderes Blättchen Ihrer Hand beigeben, enthaltend was Ihnen eben genehm, ſo verſpreche ich ihm einen guten Platz — in dem Album nehmlich einer edlen hochgebildeten Frau, die deutſches Weſen und Wirken zu ſchätzen weiß und der auch Ihre Geſpräche ſollen bekannt werden, ſo wie ſie den Auszug in der allgemeinen Zeitung bereits mit freudiger Theilnahme geleſen. Ob ein Blatt auch für denſelben Zweck von Goethe's Hand zu erhoffen ſteht? — Ich wage kaum zu bitten, Ihrem Ermeſſen das anheim ſtellend. Das Blättchen: „Einer Einzigen angehören“ ꝛc., mir ein wahres Kleinod, liegt unter meinen Münchener Papieren, unmittelbar neben Charlottens Briefen, und wird, wenn ich wieder in die Heimath kehre, bei Muſterung meiner Schätze unter dem erſten ſeyn wornach ich greife. —

Nun ich mit Ihnen zu ſprechen begonnen, möchte ich eigentlich erſt recht anfangen. Aber da würde kein Ende ſeyn. Einen Blick ins Auge haben Sie mir nun gethan — Gönnen Sie mir bald einen in das Ihre, und nehmen Sie den Händedruck entgegen Ihres in aller Herzlichkeit und redlicher Würdigung treulich zugethanen

Heinrich Stieglitz.

Wenn Sie an mich ſchreiben, fügen Sie nur der Adreſſe bei: „Frankirt bis zur Bayriſchen Grenze“ — denn es beſteht zwiſchen Bayern und den Kaiſerſtaaten gegenwärtig ein Poſtvertrag, der auf

dieſe Weiſe Ihren mir ſo werthen Brief eher in das meiner Portopflicht zugängliche Bereich gelangen läßt.

47.

Stieglitz an Eckermann.

Venedig 25 April 1843.

Daß Ihre Zeilen mir herzlich willkommene Boten ſeyn würden, das, lieber Eckermann, wußten Sie, als Sie ſolche niederſchrieben. Ich danke Ihnen doppelt u. dreifach dafür. Die für das Album beſtimmten Blätter gehen Morgen an die trefflichen Freunde nach Trieſt ab; ſie werden mit Freuden dort begrüßt werden und des lebhafteſten Dankes verſichre ich Sie zum Voraus. —

Wie ſehr theile ich den Wunſch eines Wiederſehens, eines nachhaltig perſönlichen Austauſchs gerade mit Ihnen! — Aber dieß könnte im Laufe mindeſtens des ganzen vorliegenden Jahres nur in Venedig ſtatt finden. Mich feſſelt hier die Vollendung einer größeren Arbeit, in die nunmehr ſeit Jahren ſchon der beſte Theil meines Weſens ſich hinein gelebt und von der ich allerdings vertrauend hoffe, daß ſie einſt den Freunden Freude bereiten wird. „Venedig im Spiegel der Vergangenheit“ heißt das in Form eines lyriſchen Epos aus dem Bruſtkern in Vermählung mit den mächtigen Erinnerungen dieſes grandioſen Katafalks hervorwachſende Kind. — Was aber iſt ein Name gegen den Inhalt? — und nun gar bei ſo reichem Stoffe! — Ich ſchätze mich glücklich, dieſen Vorwurf gefunden zu haben, an dem ich mich ſelbſt gekräftigt und immer kräftiger und klarer mich erweitere. Zuvor aber werden meine „Wanderungen durch Iſtrien und Dalmazien“ (das Gegenſtück zu dem „Beſuch auf Montenegro“) hervortreten, die ich eben jetzt dem Druck entgegen fördere und ſpäteſtens bis zum Auguſt hoffe über die Alpen ſenden zu können in die Hände des Setzers und ſeiner Genoſſen. Dann wandre ich auch etwa zwei Monate in die Berge und gedenke zum October wieder bei meiner größeren Aufgabe hier zu ſeyn, die, wenn gute Geiſter walten, der nächſte Winter in ſich abſchließen wird. Mein eigentlicher Wohnort iſt München, wo auch meine Wohnung mit Allem, was mir an irdiſchem Beſitz aus dem verlornen Paradiſe geblieben, fortwährend für mich offen ſteht. Dort

habe ich zunächſt mein, Charlottens Andenken gewidmetes Teſtament zu erfüllen, nach deſſen Abſchluß mich allem menſchlichen Ermeſſen zufolge der Zug des Herzens wieder nach Italien führt, das mir eine andere Heimath geworden. Das alles ſteht nun freilich in Gottes Hand — ich weiß, daß ich es nie an rüſtigem Fördern des Nächſten werde fehlen laſſen. Was ich der Zeit vorgreifend geſagt, gilt nur als flüchtige Antwort auf Ihre Anfrage; die Hauptſache iſt, daß wir von nun an nicht wieder ſo lange außer Verbindung kommen und ſomit bei günſtiger Gelegenheit einander aufſuchen können. —

Dem dritten Bande Ihrer Geſpräche mit Goethe ſehe ich erwartungsvoll entgegen. (— „Blutweisheit, mit welchen man in allen Nerven ſympathiſirt“ — nennt Regis dieſe Emanazionen.) — Ob es mich erfreut, daß Sie des hohen Meiſters Äußerungen über meine Bilder des Orients in dieſelben aufzunehmen ſich gedrungen fühlen, beantworten Sie ſich ſelbſt. Nur iſt es mit der Mittheilung des betreffenden Briefes eine ſchwierige Sache. Ich müßte, um zu demſelben zu gelangen, einem Anderen erlauben all meine Papiere in München zu durchſuchen, unter denen ſo viele Entwürfe, halb vollendete Plane, und Briefwechſel ſo mancherlei Art. — Solch eingreifende Macht in mein innerſtes Heiligthum kann ich, ſo lange ich noch unter den Lebenden ſtehe, ſelbſt dem vertrauteſten Freunde nicht einräumen. Aber ich kann Ihnen den Inhalt, der mir unvergeßlich, auch ohne dies wörtlich mittheilen, ganz ſo wie ich ihn damals beim Empfang Ihres lieben, damals noch zwei Glücklichen hochwillkommenen Briefes meinem väterlichen Freunde in St. Petersburg mittheilte, der nun auch nur als Erinnerung noch für mich lebt. Sie ſchrieben mir, daß Sie mir ſo vieles zu ſagen hätten, auch über meine Bilder des Orients gern ſich ausſprechen möchten, daß es aber ſchwierig ſey über ein ſo bedeutendes Werk (dieß Ihre Worte, die ich treulich wiedergebe) ſich in Kürze genügend auszuſprechen; Eines aber wollten Sie mir doch mittheilen das mich gewiß erfreuen würde — daß nehmlich Goethe, der noch die beiden erſten Bände empfangen (ſie erſchienen im Herbſte 1830, kurz nach der allgemeinen Aufregung der Pariſer Julitage und beim Ausbruche der Polenunruhen) und ſehr günſtig ſich über Auffaſſung und Inhalt ausgeſprochen; beſonders anerkennend habe er ſich über den „Tag in Ispahan“ geäußert — und eines Mittags, als Ottilie aus dem erſten Bande die Partie „Die Söhne der Wüſte“ vorgeleſen, habe der

alte Meiſter freundlich Beifall ſpendend geſagt, es ſey zu bedauern, daß dieß Werk in einer Zeit erſcheine, wie ſie für poetiſche Produkzionen, gar nicht ungünſtiger könne gefunden werden. — Dieß das Weſentliche Ihrer damaligen Mittheilung. — Vielleicht genügt es Ihnen, die Erinnerung und den Zuſammenhang jener Stunde zu wecken. Ich weiß noch wie dieſen Augenblick, daß ich nach Leſung Ihres Briefes Charlotten in freudiger Entzückung um den Hals fiel und daß ſie, Freudenthränen im Auge, zu mir ſagte: „Siehſt Du, mein Alter, nun iſt doch Dein Lieblingswunſch erfüllt!“ — Ich hatte nehmlich, ſchmerzlich ergriffen von der Todesnachricht unſres Dichterheros, trauernd zu ihr geſagt: „Wenn ich nur wüßte, ob der Hochverehrte noch einen Blick auf mein heiligſtes Streben gerichtet! aber Eckermann, der ſonſt ſo treu Mittheilende, ſcheint mich ganz vergeſſen zu haben. — — — Und hierbei gedenke ich, mich zurückwiegend „in Tage welche nicht mehr ſind“ — oder vielmehr ewig ſind in ihrem unveräußerlichen Reichthum und ihrer ſeelenvollen Herrlichkeit

(— „Tag' und Jahr ſind entſchwunden,
Und doch hängt an jenen Stunden
Meines Lebens Vollgewinn“)

ſagt unſer Herrlicher! —) — ich gedenke mit innigſter Seele des ſo belebenden Antheils, den Sie meinem damals vielleicht allzu gewaltſamen, vulkaniſch gährenden Streben mit Ihrem ruhigen harmoniſch geordneten Weſen geſchenkt, wie Sie meine idealiſtiſch geſpannte, ſubjectiv erregte Natur unermüdlich auf das klärende und kräftigende Objekt, auf die reale Welt hinwieſen — gedenke des bedeutenden Einfluſſes, den auf mich Ihr „Beitrag zur Poeſie“ — für mich kein Buch, nein, ein ganzer lebendiger Menſch — Hand in Hand mit der mein Herz durchläuternden und erfüllenden Liebe geübt. — — Aber wo ſoll ich aufhören, wenn ich dieſes Thema anſchlage? — „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“ — und ich hoffe, die Früchte, die mir aus dem großen Katafalk am Meere, meinen Seelenbruder, ſprießen, werden Ihnen darthun, daß das Wort:

„Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie erfüllt das Herz und Sinn!“

nicht bloßer Klang für mich geblieben. —

Gedenken Sie wohl noch meines Beſuchs in Weimar, Eckermann, im Herbſte 1823 (zwanzig Jahre nunmehr bald!) — wo ich, ein junger haſtig glühender Student, aber allem Edlen kräftig zugewendet, nicht ſcheiden wollte, ohne Goethen geſprochen zu haben? — Gedenken Sie noch meines fürchterlich aufgeregten Vernichtungszuſtandes nach dem Beſuche bei ihm, wo er ſo mild und liebevoll mich empfangen, und ich mir als ſo gar nichts vorkam, ihm dem Hochverehrten, gegenüber?! — Und dann Ihr liebevoller Brief, den ich wenige Tage darauf in Leipzig empfing, wo Sie mir den günſtigen Eindruck meldeten, den ich auf Goethe gemacht, und mit den Worten ſchloſſen: „Und ſo möge Ihnen denn nach dem beglückenden Wiederſehen der Geliebten auch die Freude werden, mein Lieber, daß Goethe, der größte Mann des Jahrhunderts, ſich ſo günſtig über Sie ausgeſprochen.“ — — Und dann im Herbſte 1826, wo ich, ebenfalls in Leipzig, den aus Berlin mir nachgeſendeten Brief empfing, in welchem Sie mir meldeten, daß auch Goethe meinem damaligen von Zelter mit dem Siegeskranze gekrönten Geſange zum achtundzwanzigſten Auguſt vor Allen unbedingt den Preis zuerkannt. — Dieſen Brief erhielt ich, eben vom Tode erſtanden, nachdem ein durch Ueberarbeiten für Examina und Promozion mir zugezogenes Nervenfieber mich kurz nach dem Wiederſehen Charlottens überraſcht und wobei die Theure mich pflegte und durch ihre Nähe mich den Werth des Lebens ganz und voll empfinden ließ —

— — „Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang“. — —

— Ja, Eckermann, wir ſtehen da reichlich verletzt von Lebensſtürmen, aber auch reich an Erinnerungen, die ich mit keinem der ſo genannt Glücklichen vertauſchen möchte. Auch die Erinnerung iſt herrlicher Beſitz, um ſo nachhaltiger, je kräftiger und echter das Streben. Erhalten wir uns dieſes, ſo darf Niemand uns verarmt nennen — ich neide keinen der Reichen, der Beſitzenden. — Und habe ich auch unendlich viel verloren, Eines iſt mir nächſt unverlöſchlich ſeliger Erinnerung und ſtets verjüngender Thätigkeit im eigenſten Bereich geblieben —: reine hohe Freude an ausgezeichneten Verkörperungen der göttlichen Idee in Menſchengeſtalt, und in ihr das Glück beſeligend durchdringender Freundſchaft. Wenn Sie mich einmal in Venedig aufſuchen, dann, wackerer Eckermann, machen wir einen gemein-

ſamen Ausflug nach Trieſt, eben dahin wohin Morgen Ihre Blätter wandern — da verſprech' ich Ihnen echte Lebensluft in geiſtiger Genoſſenſchaft! —

Ich drücke Ihnen zum Gegengruß die Hand.

Ihr treuer

Heinrich Stiegliß.

3.

Eckermann und die Königin Friederike von Hannover.

1.

Eckermann an die Königin.*)

Allerdurchlauchtigſte Königin!
Allergnädigſte Frau!

Die huldreichen Worte, welche Eure Königliche Majeſtät mir im Sommer 1836. durch den Herrn Major v. Spörken in Bezug auf meine „Geſpräche mit Goethe“ nach Norderney ſagen ließen, haben mich damals im hohen Grade beglückt, ſo wie ſie mir jetzt den Muth geben, nicht allein das für Allerhöchſtdieſelben ſchon damals zurückgelegte Exemplar jenes Buches, ſondern auch ein Exemplar meiner Gedichte zu überreichen, die ſo eben erſchienen ſind.

Als geborener Hanoveraner, dem fortwährend das Wohl ſeines Vaterlandes am Herzen liegt, konnte mir kein erfreulicher Ereigniß begegnen als die Thronbeſteigung Eurer Majeſtät im vorigen Sommer. Ich las die Zeitungsnachrichten mit wahrer Begierde, ich war im Geiſte unter den Ihnen entgegeneilenden Eure Majeſtät begrüßenden Unterthanen, und bedauerte nichts mehr als einem ſo allgemeinen National-Jubel perſönlich ferne ſeyn zu müſſen. Ich bin gewiß, daß, neben tauſend anderen Segnungen, mit der Thronbeſteigung Eurer Majeſtät, für mein Vaterland auch in Bezug auf Künſte und Wiſſenſchaften ſich ein neuer und zwar glücklicher Zeitabſchnitt datieren wird.

Bey dem hohen Antheil welchen Eure Majeſtät Goethen zu ſchenken geruhten möchte es für Allerhöchſtdieſelben nicht ohne Intereſſe ſeyn, wenn ich ein Blatt ſeiner Handſchrift beylege, das ſich auf einen Beſuch bezieht, womit Eure Majeſtät ihn im Jahre 1815. beglückten und deſſen ſich Höchſtdieſelben vielleicht noch erinnern.

*) Original im Beſitz Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland.

Ich bete täglich für das dauernde Wohl Eurer Majestät, so wie das Sr. Majestät des Königs und Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen.

Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte die Darlegung meiner innigsten Verehrung zu genehmigen, womit ich lebenslänglich beharre

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigster Diener

Weimar
d. 8.ª April 1838.

J. P. Eckermann.

2.
Königin Friederike an Eckermann.

Mein lieber Herr Doctor Eckermann! Sie haben Mir durch die Übersendung Ihrer „Gespräche mit Göthe“ und eines Exemplars Ihrer Gedichte eine wahre Freude gemacht und nur mannigfaltige Hinderungen haben Mich abhalten können Ihnen dies früher zu sagen. Die „Gespräche mit Göthe“ werden Mir immer den angenehmen Eindruck zurückrufen, den diese interessante Mittheilung sogleich beim Erscheinen auf Mich gemacht hat, und von den Gedichten bin Ich überzeugt, daß bei näherer Bekanntschaft sie Mich den Schüler und Freund unseres größten Dichters werden erkennen lassen.

Das Mir aufgeopferte Blättchen von Göthe's Hand ist Mir doppelt werth, da es Mich an die sehr genußreichen Abendstunden erinnert, die Ich, mit dem Könige Meinem Gemahl, dem verehrten Greise zu danken hatte, als bei eiliger Durchreise Wir ihn mit einem Besuche überraschten.

Ich wünsche, daß die beikommende Dose Sie daran erinnere, daß Ich Mich Ihrer Gabe dankbar erfreue, und daß sie Ihnen zugleich ein Zeichen Meiner Achtung und Meines Wohlwollens seyn möge!

Hannover d. 26.ª August 1838.

gez. Friederike.

An
den Herrn Doctor Eckermann
in Weimar.

Aufschrift auf dem Briefumschlag: Hierbei ein Paquet (:Kästchen:) mit einer goldenen Dose ꝛc.

3.

Eckermann an die Königin*).

Allerdurchlauchtigste,
Allergnädigste Königin!

Eure Majestät haben mich durch das unerwartete Geschenk der goldenen Dose und fast mehr noch durch das sie begleitende huldvolle Schreiben in so hohem Grade beglückt, daß es mir an Worten fehlt für Beydes würdig zu danken, und daß selbst der beredteste Dank nur ein schwacher Ausdruck meiner wirklichen Gefühle seyn würde. — Durch ein wie mir scheint unbezwingliches Schicksal von meinem Vaterlande und meinen Jugendfreunden fortwährend fern gehalten, ist mir ein Zeichen des Andenkens und der Theilnahme, wenn es nur von dort kommt, selbst von dem Geringsten von hohem Werth; um wie viel mehr muß es mich denn beseligen, wenn mir ein so unzweideutiger Beweis wirklich empfundener Gnade von meines Vaterlandes höchster Stufe, von meiner Königin Selber, zu Theil wird. Ich habe in trüben Stunden jenes theure Doppel-Geschenk wiederholt betrachtet und davon wiederholt die Wirkung eines mächtigen Talisman empfunden, dem die göttliche Kraft inne wohnt, die Nebel trüber Stimmungen zu verscheuchen und die Hoffnung einer glücklichen Zukunft zu erwecken.

Daß die kleine Handschrift Goethes bey Eurer Majestät eine gnädige Aufnahme gefunden hat, giebt mir den Muth, diesen durch Abwesenheit und andere widrige Umstände verspäteten Zeilen meines unterthänigen innigen Dankes, noch einige andere Blätter von Goethes Hand beyzufügen. Ich glaube mich nicht zu irren wenn ich voraussetze daß Eure Majestät auf dergleichen immer seltener werdende Documente einigen Werth legen, auch daß es Allerhöchstdenenselben vielleicht nicht an Gelegenheit fehlen dürfte mit einem überflüssigen Blatt dieser oder jener dritten Person eine Freude zu machen.

Möchte mir doch Kraft und Muße werden mich der Gnade Eurer Majestät durch fortgesetzte Bestrebungen in meinem Fach immer

*) Original im Besitz Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland.

würdiger zu bezeigen, und möchte mir jene unſchätzbare mein vereinſamtes Leben verſchönende Huld auch ferner erhalten bleiben.

In tiefſter Verehrung beharrend

Eurer Majeſtät

allerunterthänigſter Diener

Weimar
d. 20.ª Octbr. 1838.

J. P. Eckermann.

Anhang.

Kabinetts-Rat Lex an W. Bertram.

Ew. Wohlgeboren

gefälliges Schreiben vom 15. d. M., worin Sie um die Erlaubniß Seiner Majeſtät des Königs bitten, Allerhöchſtdemſelben die Handſchrift eines Gedichtes von Göthe auf die Vermählung Jh. Maj. der Hochſeeligen Königin einſenden zu dürfen, habe ich Seiner Majeſtät vorzulegen die Ehre gehabt.

Seine Majeſtät haben dieſes Ihr Anerbieten mit großem Vergnügen aufgenommen, und haben mir den Befehl ertheilt, Ihnen zu erwiedern, daß der Beſitz dieſer Handſchrift Allerhöchſt Ihnen eine wahre Freude gewähren würde; daß Allerhöchſt Sie die gewünſchte Erlaubniß zur Zuſendung gerne ertheilten, und Ihnen für dieſe intereſſante Reliquie ſchon im Voraus den wärmſten Dank ausſprächen.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung

ganz gehorſamſt

Hannover den 24 Juni 1857.

Dr. Lex, CabinetsRath.

4.

Eckermann und Erneſtine Voß.

1.

Erneſtine Voß an Eckermann.

Heidelberg den 22 April 1818.

Mit der ruhigen Zuverſicht, von Ihnen, wie es mein Herz wünſcht verſtanden und beurtheilt zu werden, nahe ich mich, ohne die Förmlichkeiten die ein erſter Brief nach der Welt Lauf erfodert zu beobachten. Sie waren in Heidelberg, als wir eine Erhohlungs Reiſe nach dem herbeſten Verluſt der uns vereint treffen konnte machten. Die Erzählungen meiner Nichte bey unſerer Rückkehr, von Ihnen, ließen uch uns herzlich bedauren, daß wir Ihre perſöhnliche Bekanntſchaft verfehlt. Gewiß, Sie, und mein theurer vorangegangner, deſſen Herz, ich jedem biedern Manne gern und freudig aufſchloß, hätten es gegenſeitig für einen Lebensgewinn geachtet, innre Gefühle und Anſichten gegen einander auszutauſchen; es wäre Ihnen wohl in ſeiner Nähe geworden, wie es ſo manchem ward! — Aber dieß war beyden nicht beſtimmt! — Sie leben jetzt in Göthens Nähe, und theilen Alles was ihn beſchäftigt mit der Theilnahme eines Kindes; alſo ſind Sie der einzigſte, der richtig beurtheilen kann, was man ihm ſagen darf, und was man ihm verhelen muß, um ihn nicht aus dem Kreiſe zu ziehn; der ihn zur Freude der Mit- und Nachwelt ausſchließend beſchäftigt. Mich ihm ſelber zu nahen ſcheue ich, aus dem einzigſten Grunde, aus dem ich fühle, daß ein Wort leicht Mißgriffe macht, und das Gefühl dieſe nicht gemacht zu haben, brauche ich jetzt mehr als je, um mir eine ruhige Stimmung zu erhalten. — Nach meinem Gefühl müßte Göthe in Kentniß geſetzt werden, von den zwey litterariſchen Anekdoten, die Hr. v. Schlegel im zweiten Theil ſeiner kritiſchen Blätter pag. 118—119 mit ſo großer ſelbſtgenügſamkeit erzählt, weil

ſie auf den Charakter und das Verhältniß zwiſchen Göthe und Voß einen ſehr nachtheiligen Schatten wirft. Die erſte hat Voßens Ohr nie erreicht; ſie würde ihn empört haben, weil ſein ganzes Weſen, mit ſolcher Bitte im Wiederſtreit war. — Daß er ſich ſehr über dieſe Rezenſion gefreut, das kann ich nicht lebhaft genug bezeugen. — Dieſe Freude wurde noch erhöht, durch die ſchriftlichen und mündlichen Erzählungen des geliebten Sohns der damals als ſie geſchrieben ward, Kindes Rechte im Göthiſchen Hauſe hatte, es war ihm ſo wohlthuend Göthens Stimmung bey manchen einzelnen zu ſchildern, und die Begeiſtrung in die ihn manches verſetzte —. Die zweite Anekdote erreichte freylich Voßens Ohr, von mehr als einer Seite, und mit Zuſätzen mancher Art, die aber nie Glauben fanden, weil ihnen durchaus die innere Glaubwürdigkeit fehlte. — Jezt zweifle ich freylich nicht daß Göthe dieſe Rezenſion, mit einer Anmerkung begleitet aufnimmt; aber damit können noch Jahre hingehn! — Der Tod iſt ja jedem von uns, den einen Augenblick ſo nahe als den andern! — Wer möchte denn wohl mir den Wunſch verargen, daß Göthe ſich aus innrem Triebe bewogen fühlte, ſo bald möglich in wenigen Zeilen öffentlich zu erklären: So wie der die Sache ſtellt iſt ſie nicht! Vielleicht könnte er auch Ihnen, oder meinem Sohne erlauben, auf ſein Wort dieſe Erklärung zu geben. — Die Aſche der geſchiednen zu ehren und ſie gegen unreine Beymiſchung zu ſchützen, iſt ja ein Gefühl, daß Gott ſelbſt als lindernden Balſam in unſer Herz legte. —

Könnten Sie zur Erfüllung dieſes recht ange[le]gentlichen Wunſches beytragen, ſo würde Ihnen der Lohn zu Theil, der in dem Gefühle liegt; ein beunruhigtes Herz erleichtert zu haben. Einen recht herzlichen Gruß an Göthe, kann ich Ihnen nur für den Fall auftragen, wenn nach Ihrem Urtheil ſeine Geſundheit ſo iſt, daß Sie ihn von meinem Anliegen etwas mittheilen dürfen. Mit Achtung, und herzlicher Zuneigung Ihre Ergebene

Erneſtine Voß.

Dem Briefe liegt bei:

Auszug aus
Kritiſche Schriften von Aug. Wilh. v. Schlegel.
2ter Theil Pag. 118.

2.
Eckermann an Erneſtine Voß.
(Briefentwurf.)

Weimar d. 10.ª Juny 1828.

Ihr geneigtes Schreiben, meine Hochverehrte, habe ich zu ſeiner Zeit richtig erhalten; das herzliche Vertrauen mit welchem Sie in einer wichtigen Angelegenheit ſich an mich wenden hat mich beglückt, ich habe es zugleich als eine Art Erſatz für die damals verfehlte perſönliche Bekanntſchaft zu ſchätzen gehabt! Verzeihen Sie daß ich ſo lange mit einer Antwort gezögert! Ich habe das ganze Frühjahr gekränkelt ſo daß alles, Arbeiten, Briefwechſel und Lebensgenuß geſtockt hat. Nun aber, da ſeit einigen Tagen ein beſſeres Befinden zurückgekehrt eile ich meine Schuld gegen Sie zunächſt vor allen anderen abzutragen.

Sie haben ſehr wohl gethan in der bewußten Angelegenheit ſich nicht an Goethe ſelbſt zu wenden. Ich weiß ihm iſt nichts verhaßter als literariſche Klatſchereyen, in welche einzugehen wie wir alle wiſſen er ſtets vermieden und unter ſeiner Würde gehalten hat. Seine Maxime war immer die, dasjenige auszuſprechen was ihm als wahr und gut erſchien und was ſeiner Zeit nützen konnte. Kamen nun hinterdrein andere die ſeine Worte bezweifelten und die daran zu kritteln und zu verdrehen fanden, ſo war das die Sache dieſer Leute, die dadurch ihre eigene Geſinnungs und Denkweiſe an den Tag legten und die er ihre Wege wandern ließ während er den ſeinigen unverrückt verfolgte.

Der jetzige Fall iſt ganz dieſer Art weshalb ich denn auch ſehr Bedenken getragen habe ihn zu Goethes Kenntniß zu bringen.

Ich weiß jedoch aus guten Quellen daß die bewußte Recenſion in der neuen Ausgabe ſeiner Werke unverändert abgedruckt erſcheinen wird, ſo wie ich auch in dieſen letzten Jahren oder vielmehr in der ganzen Zeit die ich in Seiner Nähe zu leben das Glück habe, nie aus Goethes Munde über Voß eine Äußerung vernommen, woraus auch nur entfernt zu vermuthen geweſen, daß bey jener Recenſion etwas anderes als Wahrheit und Anerkennung geredet und mitgeredet habe. Überhaupt aber ſind ja Voßens Verdienſte um die deutſche Literatur ſo groß und unbezweifelt daß ſeine Wirkungen noch lange dauern werden, während der Conflict in welchem Er mit ſeinen Mitlebenden geſtanden, längſt vergeſſen ſeyn wird.

Ich dächte daher auch man könnte die Sache, eben da ſie einen Mann wie Voß betrifft, aus dem Großen anſehen und ſich darin beruhigen.

Würde ſo etwas von neuem angeregt, beſonders von Goethe auf den die ganze Welt ihre Augen gerichtet hat, ſo würde es ſich gewiß durch alle deutſchen Journale von der Morgenzeitung bis zum Mitternachtsblatte hindurchziehen und der ſchon an ſich häßliche Klatſch würde dann erſt recht breit und unangenehm werden und abermalige Reden und Gegenreden veranlaſſen.

Ich bitte mich der trefflichen Familie Boie in Erinnerung zu bringen ſo wie ich mich Ihnen Selbſt mit vorzüglichſter Hochſchätzung und herzlicher Neigung empfehle.

Eckermann.

5.

Eckermann und die Revue encyclopédique.

1.
Ernest Liebhaber an Eckermann.

A Monsieur
Monsieur le Docteur Eckermann.

Les propriétaires du journal Français intitulé — la revue encyclopédique, offriraient à Mr le Docteur Eckermann, ami et élève de Gœthe, dans le cas où il pourrait entreprendre une correspondance suivie avec leur journal:

1:: De leur adresser, touts les mois ou touts les deux mois comme il le jugerait convenable, un tableau des faits intéressants et nouveaux qui pourraient servir à caractériser la tendance morale, politique et litteraire de l'Allemagne en général. Il pourrait adopter pour cet article périodique, la forme qui lui conviendrait le mieux, la forme épistolaire ou toute autre à son gré. On désirerait qu'il pût y passer tour à tour en revue, les differents états dont se compose la confédération Germanique, et rendre compte du dégré de culture morale et scientifique auquel ils sont parvenus, et ce, en donnant un aperçu de touts les élements de civilisation qu'ils possédent, savoir: de l'état de la presse, périodique et autre, de l'instruction publique, des établissements judiciaires, des fondations philantropiques, des théatres, des académies et sociétés de tout genre, de l'industrie, du Commerce etc.

Le journal peut consacrer à cet article de 4 à 6 pages par mois.

2:: De leur donner de temps à autre, des articles de 12 à 20 pages pour les sections de la revue intitulées: *memoires* et *analyses*. Le sujet de ces articles devrait être spécialement une revue des productions publiées pendant un laps de temps sur des sujets analogues à ce titre; ou bien, l'examen et la critique d'une école philosophique ou littéraire dont les travaux produiraient quelque sensation en Allemagne; ou bien l'examen des œuvres et de la vie d'un Allemand célèbre, ou bien enfin une production isolée mais digne d'une attention spéciale à cause de son importance, comme serait une histoire des *Hohenstauffen*, un poéme de *Goethe* et c^{a} et c^{a}

3° De fournir toute les ans un aperçu philosophique sur les travaux littéraires exécutés en Allemagne pendant l'année écoulée.

Les propriétaires du journal offriraient d'après l'usage de France, tant par feuille d'impression, savoir 100^{frcs} la première année, et progressivement, suivant les progrès de l'entreprise et le travail du correspondant. Ils font profession de respecter les opinions de leurs collaborateurs, mais ils désirent cependant chez eux la tendance vers l'éclectisme ou la tolérance; comme ils ne peuvent apprécier encore le talent de Mr Eckermann, ils souhaitent, avant de rien conclure, recevoir de lui un article d'essai, pour le bulletin mensuel, dont le plan est indiqué cidessus, au n° 1.

Paris rue de Beaune 21
le 1er mars 1829

P^{r} le directeur du journal et d'après la note par lui donnée
Ernest Liebhaber

2.
Eckermann an Ernest Liebhaber.
(Briefentwurf.)

Mein Herr!

Ihr schätzbares Schreiben vom 1.^{n} März habe ich erhalten und daraus die Anträge ersehen die mir von Seiten der Direction der Revue encyclopédique gemacht werden.

Ich wäre auch wohl vermöge meiner Kenntnisse der deutschen Literatur und meiner Stellung zu ihr wie zur deutschen Philosophie im Stande die Zwecke zu befördern die das Journal in Bezug auf Deutschland beabsichtiget. Allein meine gegenwärtigen Verhältnisse, Arbeiten und Richtungen erlauben mir nicht in eine Verbindung einzugehen die bey ihrer Bedeutung und der nöthig seyn würdenden Aufmerksamkeit auf alles was in Deutschland geschieht, einen sehr großen Theil meiner Zeit und meiner Interessen in Anspruch nehmen möchte, die ich meinen bisherigen Bestrebungen nicht wohl entziehen darf.

Sollte ich jedoch von Zeit zu Zeit in den Fall kommen etwas zu schreiben was für Frankreich von Interesse und der Tendenz Ihres Journals gemäß wäre, so werde ich mir erlauben solches der geschätzten Revue ency. vor allen anderen anzubiethen.

Weimar d. 24.^{n} März 1829.

Eckermann.

6.

Verſchiedene Briefe und Briefentwürfe Eckermanns.

1.

Eckermann über die Kriegsereigniſſe in Holſtein 1813/14.

„Moorburg, d. 16. Februar 1814.

Guter Hoevermann!

In der angenehmen Vorausſetzung, daß Du guter Freund, mein bisheriges Stillſchweigen mir gerne verzeihen wirſt, ergreife ich die Feder, und werde ſuchen, meinen Fehler dadurch einigermaßen wieder gut zu machen, daß ich in gedrängter Überſicht Dir meine merkwürdigſten Begebenheiten in Folgendem mittheile:

Am 6. December kam ich mit dem Hrn. Lieut. Heuſer zum Corps welches zu der Zeit an der däniſchen Gränze bei dem Dorfe Booden [?] im Bivouac ſtand. — Ich wurde mit offenen Armen empfangen indeß die traurige Lage meiner künftigen Waffenbrüder, welche bei dem kalten und naſſen Wetter und bei dem Mangel an Lebensmittel unter freiem Himmel liegen mußten gab meiner Phantaſie eben kein angenehmes Bild für die Zukunft. — Wir hatten zuerſt mit den Dänen ein unbedeutendes Gefecht und marſchirten nun täglich zu ihrer Verfolgung. Der General Dürnberg machte mit uns und den engl. Huſaren die Avantgarde. (Unleſerliche Stelle über die aufgeweichten Wege.) Bei jedem Schritt mußte man erſt den Fuß losreißen ehe man den andern fortſetzen konnte, jeden Morgen im Dunkeln brachen wir auf, marſchirten den ganzen Tag ohne Halt zu machen und ohne die geringſten Lebensmittel zu erhalten, und glücklich konnten wir uns noch ſchätzen, wenn wir des Abends um 9 oder 10. in einem ausgeplünderten Dorfe Halt machten, und uns zu unſerm Nachtlager eine Scheune angewieſen wurde oder wir mit 2 Comp. in einem Hauſe kamen. Nur ſelten hatten wir das Glück bei einem ſolchen Nachtlager gehörige Lebensmittel zu finden, und wenn wir ſie fanden ſo waren

wir von dem Marſche ſo ermattet daß wir uns nicht darum bemühen mogten ſondern das (Nachtlager) vorzogen. — An Ausziehen der naſſen Stiefel und Strümpfe (war) durchaus nie zu denken, und mit allen unſern Sachen bepackt und die Büchſe im Arm mußten wir die Nächte zubringen. In dieſer Zeit marſchirten wir 14. Tage unaufhörlich fort, immer hin und her, und erſt vor Renzburg bei Gr. Wittenſee brachten wir die Dänen zum ſtehen und lieferten die nicht unbedeutende Schlacht, unſere 20 Jäger und einige Huſaren machten 150 däniſche Jäger gefangen und nahmen 6 Kanonen und 2 Haubitzen mit den dazu gehörigen Munitionswagen. — An dieſem Tage marſchirten wir 19 Stunden. — Wir rückten nemlich des Morgens um (?) lieferten die eben benannte Schlacht, und weil wir eingeſchloſſen waren ſo mußten wir vom Schlachtfelde zurück bis des Nachts um 12. Uhr marſchiren, bis wir vor einem Dorfe namens Kropp kamen welches von den Dänen beſetzt war. — Unſere 2. Comp. mußte vor, die Dänen hatten ſich hinter die Häuſer poſtirt und ſchoſſen auf uns und wir konnten bei der Dunkelheit der Nacht keinen ſehen. Eckermann war mir zur Seite, und da wir muthig vordrangen, ſo mußten die Dänen weichen und wir nahmen das Dorf. —

Noch jetzt iſt es mir unbegreiflich wie menſchliche Kräfte im Stande ſind die Strabazen zu ertragen die wir in dieſen 14 Tagen ertragen mußten. Jetzt erfolgte der Waffenſtillſtand, wir marſchirten an der Oſtſee herum, lagen noch einige Zeit vor Renzburg auf Piquett und richteten nun unſern Marſch auf Itzehoe. — Eine Stunde von Itzehoe erhielten wir Contre Ordre und mußten einige Dörfer nicht weit von Glückſtadt beſetzen wo wir während des Bombardements lagen. Nach der Einnahme dieſer Stadt marſchirten wir wieder zurück nach Nordtorf auf Piquett; bis der Friede mit Dännemark erfolgte. — Hier erhielten wir Ordre ins Hannöverſche zurückzukehren. Dies war uns allen natürlich eine ſehr angenehme Nachricht. Aber nun hatten wir noch erſt mit vielen Beſchwerden zu kämpfen. Der Schnee lag in allen Wegen (welche in ganz Holſtein eingedämmt ſind) über 5 Fuß hoch, er ſtand an beiden Seiten wie eine Mauer, und bei dem herrſchenden Starken Winde waren die Wege zugeweht und mußten dann durch dieſen hohen Schnee durcharbeiten und uns ſelbſt den Weg bahnen. Hierbei waren wir oft ſo abgemattet, daß wenn wir zuweilen einen kleinen Halt machten wir alle im Schnee umfielen.

— Vor Kellinghauſen begegneten uns 42. der ſchönſten däniſchen Kanonen (meiſtens 12. Fuß lang) welche die Schweden in Glückſtadt erobert hatten und nach Stralſund transportirt wurden. Wir marſchirten von Kellinghauſen über Pinneberg wo damals das Hauptquartier des Generals Bennigſen war, welcher uns muſterte und mit uns ſehr zufrieden ſchien, und gingen bei Blankeneſe am 20. Januar über die Elbe. — Am 21. erreichten wir B(uxtehude); hier verweilten wir einige Tage und des Abends ging ich mit Eckermann und Giffhorn in Schlögells Schauſpiel. Dies war die 1ſte Stadt die wir ſeit Neumünſter zum Cantonnement gehabt haben, und erſt hier konnten wir uns einiger Maßen wieder erholen und uns von den Läuſen reinigen womit wir uns in Holſtein plagen mußten. — Statt von Buxtehude nach Hannover zu marſchiren (wie dies m(it der vo)rigen Wallmodenſchen Armee der Fall war) mußten wir die Vorpoſten (von) Hamburg und Haarburg beſetzen. — Hier hatte ich täglich den empörenden Anblick, alle bei Hamburg und Haarburg liegenden Dörfer von den verdammten Franzoſen angeſteckt, in Flammen zu ſehen. Der Anblick erweckte Rache in jedem biedern Deutſchen und mit Sehnſucht ſah' ich dem Tage entgegen, wo ich mich in offner Schlacht an den verfluchten Mordbrennern rächen könnte. — Mein Wunſch wurde bald erfüllt; der 9. Februar bot uns allen Gelegenheit. — Jetzt guter Freund bereite Dich vor eine Nachricht zu hören, worüber noch ein jeder von uns trauert, und die auf Dich ſowohl als auf jeden Uelzer den traurigſten Eindruck machen wird. — Unſere Comp: hatte in 2. Abtheilungen an dieſem Tage die äußerſten Vorpoſten beſetzt. — Die eine Abtheilung wobei ich und Giffhorn war, beſetzte die Dörfer Finkwärder und Altenwärder, und die 2. Abtheilung wobei Eckermann war hatte die Vorpoſten zu Moorwärder. — An dieſem Tage ſollte ein allgemeiner Angriff geſchehen und der Plan war zuerſt die Wilhelmsburg zu nehmen und dann den ſchwarzen Berg und Harburg zu ſtürmen. Von dem Gelingen des 1.ſten Unternehmens ſollte die Ausführung des 2.ten abhängen. — Des Morgens um fünf Uhr wurde Altona gegenüber der Angriff gemacht, die Franzoſen wurden allenthalben zurück gedrängt und das Gefecht zog ſich bei Hamburg vorbei nach der Wilhelmsburg zu, auch wir marſchirten, um an dem allgemeinen Gefechte Theil zu nehmen und auf einer offnen Pläne [?] auf dem Eiſe ſtießen unſer 40 Mann Jäger

auf 600 Franzoſen. Das Gefecht war lebhaft, die Franzoſen ſtürzten wenn wir dazwiſchen hielten und noch war keiner von uns gefallen, auch der franzöſiſche Obriſt welcher immer Avance commandirte, wurde durch unſere Büchſe niedergeſtreckt, bei uns regneten die Kugeln und denk Dir lieber Freund, unſer guter Giffhorn erhielt eine tödliche Kugel durch die Bruſt, vnd ich erhielt den nämlichen Schuß auf die zuſammengewickelte Chenille. — Wir ſchleppten unſern gefallenen Freund ſogleich zurück, konnten aber der allenthalben aufdringenden feindlichen Macht nicht länger wieder ſtehen ſondern aus Furcht abgeſchnitten (zu werden), mußten wir uns zurückziehen. (Das Reſultat dieſer allgemeinen (Schl)acht wirſt Du in den öffentlichen Blättern erſehen und halte ich daher eine ausführliche Schilderung für überflüſſig.) Unſer guter Giffhorn wurde am andern Tage auf einen Schlitten mit Begleitung des Oberj. Thun nach Stade transportirt, um dort wo möglich noch kurirt zu werden und weil hier kein Doctor war, aber kaum iſt er eine Stunde dort ſo iſt er geſtorben, er iſt ganz ſanft eingeſchlafen und hat wenig Schmerzen gehabt. Wie nahe mir dieſer Verluſt geht kannſt Du nicht denken, die ganze Comp: trauert über ihn. — Eckermann ſchrieb geſtern Abend beim Grafen und hat der Graf ſowohl wie auch der Hr. Major in ſeiner Gegenwart gegen die übrigen Officiere ſeinen Verluſt bedauert, Du kannſt Dir daher leicht denken wie ſehr er bei unſern Obern gelitten war. — Aber wie ſchrecklich wird dieſe Nachricht für ſeine Eltern ſein, Du wirſt wohl thun wenn Du ſie vorbereiteſt. —

Eckermann läßt herzlich grüßen, er ſtürmte an dieſem Tage mit ſeinen Cameraden die Schanze bei Lauenburg und verfolgte die Franzoſen bis vor dem Haarburger Schloſſe. Er iſt ſo wie ich immer noch munter.

So eben geht die Nachricht ein daß unſer Corps morgen Früh aufbrechen und nach Holland marſchiren ſoll; — ſo müſſen wir denn Hamburg ungerettet verlaſſen. Unſere Route geht auf Antwerpen. Wir werden uns daher wohl ſobald nicht wieder ſehen. — Das [iſt] aber einmal das Loos des Kriegers, wenn er ſich ſeinem Ziele nahe glaubt, ſo iſt er am entfernteſten davon. Ich hätte beſtimmt geglaubt, daß wir jetzt in unſerm Lande bleiben und ich Dich guter Freund ſo wie alle Uelzer bald wieder ſehen würde. — So lebe denn recht wohl und glücklich, grüße Deine lieben Eltern, und denke wenn Du auf

dem Fiſcherhofe recht vergnügt biſt an Deinen weit von Dir getrennten

treuen Freund und Bruder
S.

Viele Grüße von mir und Eckermann an Uelzens, theile Ihnen dieſen Brief mit.

Aufſchrift auf dem Umſchlag: Dieſer Brief iſt von J. P. Eckermann geſchrieben und hat den Feldzug mitgemacht eine Musketenkugel iſt hindurch gegangen.*)

2.

Eckermann an ?

(Briefentwurf.)

Hannover d. 15.ᵉ Juny 1820.

Ihr letzter theurer Brief war mir [um] ſo angenehmer da Freund Trapp [?] der Überbringer war und meine ungeſtümen Fragen nach den Einzelheiten in Betreff Ihrer und Ihrer werthen Familie ſogleich genügend beantworten konnte. — Ich wollte Ihnen ſogleich antworten aber weil ich Ihren lieben Brief nur zu ſehr beherzigte ſo iſt es bis jetzt verblieben, ich hoffe jedoch, daß Sie mir alles verzeihen werden, wenn Sie das Folgende, was ich Ihnen zu ſchreiben habe erſt werden geleſen haben. Nie habe ich es mehr bedauert als dieſe letzte Zeit, daß ich Sie nicht hier habe, denn mit wem könnte ich über Gegenſtände der Poeſie, (mein einziges Ringen und Streben) beſſer ſprechen als mit Ihnen, der Sie, wie ich aus Ihrem lieben Briefe ſehe, ſo ganz mit mir harmoniren.

Sie äußern über mein Gedicht über den Glauben, daß Ihnen dieſes Gedicht deshalb nicht ganz gefallen habe, weil Sie, abgeſehen von einzelnen ſchönen Stellen, Poeſie im Plane wie in der Ausführung verlangten. Dies giebt mir eine hohe Meinung von Ihrem Geſchmack und Ihren Anſichten in der Kunſt und iſt ganz aus meiner Seele geſprochen. Ich halte dieſe Ihre Anſicht für ein allgemein feſtſtehen

*) Durch das Schußloch ſind die eingeklammerten Stellen des Briefes, der anſcheinend nicht zur Abſendung gelangt iſt, zu erklären.

müſſendes Geſetz in der Kunſt, und wenn Sie daher hinzufügen, daß ich ſolche nur als eine Äußerung Ihres individuellen Geſchmacks anſehen möge, ſo ſpricht da wohl mehr eine achtungswürdige Beſcheidenheit als daß Sie eben Recht hätten. Ich geſtehe Ihnen, daß ich aus eigenem Antriebe das Gedicht über den Glauben nicht gemacht haben würde, wenigſtens nicht ſo in der Anordnung und in der Form einer Epiſtel. — Aber ich that es nur, um zu verſuchen, in wiefern es mir gelingen möchte, einer Preisaufgabe zu genügen; um ſo mehr, da ich im Fall des Gelingens, dadurch Gelegenheit haben würde auf manches Gemüth durch den Inhalt wohlthätig zu wirken.

Aber mit größerer Neigung habe ich Ihrer Aufforderung, mich einmal im Dramatiſchen zu verſuchen, Folge geleiſtet, und weil ich glaubte, Ihnen dadurch mehr Freude zu machen, wenn ich ſchreiben würde, meine Tragödie ſey bereits auf Veranlaſſung Ihrer Aufmunterung beendiget, als wenn ich ſchreiben würde, ich ſchicke mich an, damit anzufangen, ſo habe ich bis zu dem Zeitpunkt wo ich Ihnen das erſtere ſchreiben könnte, gewartet, und dies iſt die Urſache warum ich nicht früher ſchrieb.

Den Gegenſtand dieſes Stückes habe ich ſeit Jahr und Tag bereits in mir herumgetragen. Die Zuſammenſtellung des Ganzen konnte nur auf ſolche Weiſe geſchehen, weil ich die Geſchichtsfabel nicht aus der Geſchichte wählte, ſondern weil ich ſolche nach Jean Pauls Idee vom Tragiſchen Schickſal: „daß es das fortlaufende Gebirgs Echo eines menſchlichen Mißtons ſey.“ oder daß der tragiſche Held ein fallender Menſch ſeyn muß, dem der verbotene Apfelbiß eine Welt koſtet, ſelbſt empfinden und bilden wollte. Dies hätte nun leicht mißlingen können, wenn ich nicht auf alle Weiſe bemühet geweſen wäre, alles Fantaſtiſche und Myſtiſche wie die Sünde zu meiden, vielmehr nach dem möglichſt populären, und allgemein menſchliches Intereſſe habenden, zu trachten.

Nachdem nun ſo, Handlung und Charactere nach der obigen viel Wirklichkeit habenden Idee vom Tragiſchen Schickſal beſtimmt war, ſchwankte ich noch eine Zeitlang hin und her und konnte in Hinſicht der Sprache mit mir und dem Kritiker nicht einig werden. Bouterweck verlangt in ſeiner Aeſthetik: die Sprache in einem Drama müſſe in Verſen ſeyn, warum? weil das Drama zu den Gedichten gezählet würde. Allein ich konnte ihm hierin nicht Recht geben. Denn wenn

nach meiner Meinung die Sprache: Lautwerdung der Gedanken und Geſinnungen in Worten iſt, wie kann dann, frage ich, die Sprache poetiſch ſeyn, wenn das Auszuſprechende es nicht iſt? und wie kann ferner ein Charakter die Sprache der Poeſie reden, wenn er vielleicht nicht einen Funken von Poeſie in ſich trägt, ferner eine Situation in ſolcher Sprache gebildet werden die vielleicht nichts weniger als poetiſch iſt. Es ward daher bey mir feſt, daß ein dramatiſches Gedicht nur dann ganz in Verſen durchgeführt werden müßte, wenn die Charactere auf einer möglichſt gleichmäßigen hohen Bildungs Stufe ſtänden wie z. B. bey Göthens Iphigenie und Taſſo; daß aber bey großer Verſchiedenheit der Charactere und Ungleich[heit] der Situationen auch die Sprache ſich darnach richten und mit Verſen und Proſa wechſeln müſſe. Nirgend iſt die Sprache vollkommener gewählt als in Göthens Fauſt, der einem Park mit den verſchiedenſten Bäumen gleicht, deren jeder von einer eigenthümlichen Rinde umgeben iſt.

Sie haben Recht der Geſchmack unſerer Zeit will Verſe, allein der Dichter muß dem oft auf Abwegen befindlichen Zeitgeiſte nicht huldigen ſondern den aus der Natur der Sache hergeleiteten und allen Zeiten gemäßen Forderungen der Kunſt.

Mein Stück iſt daher trotz dem Geſchmack unſerer Tage größtentheils in Proſa geſchrieben, und nur an den Stellen in Verſen wo ich dieſes nach reiflicher Überlegung für nöthig hielt.

Wenn Sie hier wären und mein Stück prüfen könnten ſo verſpreche ich mir von Ihrer Sachkenntniß, daß Sie mir manchen Wink geben würden, wie dieſes und jenes noch zu verbeſſern wäre.

Auch würden Sie mir dann rathen können, ob ich es einem Buchhandel zum Druck ſchicken oder ob ich es an Göthe ſenden und ihn, mein hohes Vorbild, erſuchen ſolle mein Stück zu prüfen und mir einige Bemerkungen darüber zukommen zu laſſen. Jetzt befindet es ſich in den Händen eines hieſigen Gelehrten, und ich bin geſpannt darauf wie er es beurtheilen wird. Freuen ſollte es mich, wenn der Mann recht ins Innere gedrungen wäre, und aufzuſpüren geſucht hätte, wie ich jeden einzelnen Theil nach der zu Grunde liegenden Idee berechnet habe. Ferner ſollte es mich überaus freuen, wenn er ſagte, daß die Charactere ihre eigene Farbe trügen und nicht die des Dichters. Dieſe Objectivität iſt entweder das Leichteſte oder Schwerſte.

Göthen iſt ſie leicht, denn ihm dictiren die Charactere was er ſchreiben ſoll. Schillern iſt ſie ſchwer geworden ja von ihm unerreicht geblieben, weil er den Characteren in den Mund legen mußte was ſie ſprechen ſollten. Deshalb ſprechen Schillers Charactere auch alle ſo hoch und ſchön wie ihr Dichter und nicht ſo wie ſie ihrer individuellen Natur nach eigentlich ſprechen müßten, und deshalb kann man ſagen, daß Schillern bey übrigens hoher Vortrefflichkeit das echte dramatiſche Talent (und wenn man will, das echte Dichtertalent überhaupt) fehlte. Schiller iſt deshalb auch nur groß als lyriſcher Dichter, weil er als ſolcher ſeine eigene hohe Natur ausſprechen konnte. Dagegen Shakeſpeare und Göthe! Das ſind die wahren Schöpfer friſcher lebendiger Geſtalten, Künſtler, die für alle Zeiten jung bleiben werden. Daher bey dieſen letzten auch die große Mannigfaltigkeit in ihren Productionen die nie nach irgend einer Manier ſchmecken die nur in ſofern an ihre Schöpfer erinnern, als man in ihnen die Meiſter Hand erkennet die ſie hervorbrachte. Z. B. erkennen Sie Göthen wieder wenn Sie nach ſeinem Götz die Iphigenie leſen, oder nach dem Zigeunerliede das „Im Felde ſchleich ich ſtill und mild ꝛc. oder ein ähnliches — wo eine Manier zum meiſten nicht.

Ich wollte ich hätte Sie hier, damit ich mich über ſolche Dinge einmal recht ergießen könnte. — Sie verſtehen mich, mit aller Lebendigkeit recht aus Herzensgrunde.

Ich habe mir Ihre ſo wahrhaft freundſchaftlich gedachten Worte Ihres Briefes, daß ich mich nicht durch Vorſpiegelung meiner Phantaſie verleiten laſſen möchte, nach irgend einer Anſtellung auf dem Lande zu trachten recht tief zu Herzen gehen laſſen. Ich ſehe ſelbſt immer mehr und mehr ein daß ich nur dort ganz glücklich ſeyn werde, wo ich in einem Verkehr mit geiſtreichen Männern leben kann, die meinem Streben nach Höherem zuſagen. — Hannover iſt hierzu nun auch der Ort nicht ganz, weil man hier an Gegenſtänden der Kunſt zu wenig Intereſſe nimmt, und alles zu viel nach dem Adel ſchmeckende Kälte trägt. In ſolcher Hinſicht wäre vielleicht Dresden mit ſeinen Kunſtſchätzen und Künſtlern und Kunſtfreunden und ſeinen reichen Bildungs Quellen, wünſchenswerther; und ich würde wenn ich in der Folge dort vielleicht irgend eine Anſtellung erlangen könnte, keine Bedenken tragen es mit Hannover zu vertauſchen.

Ich weiß nicht einmal wo Sie jetzt ſind. In Brackede wahr-

ſcheinlich nicht mehr. Sehr verlange ich daher nach einem Briefe von Ihnen, der über Ihre gegenwärtige Lage erwünſchte Auskunft giebt.

Recht gerne mögte Sie im Kreiſe der lieben Ihrigen einmal ſehen und auch das junge hübſche und jetzt achtzehn jährige Ding, das Weihnachten bey Ihnen auf Urlaub war und Sie jeden Morgen und Abend küßte. Ich habe [mich] über dieſe Nachſchrift in Ihrem lieben Briefe recht gefreut. Allen meinen herzlichen Gruß und die Verſicherung daß im Geiſte recht oft unter Ihnen iſt

Ihr

Sie ſehr hochſchätzender Freund E. —

(Der ſchönen Braut meinen beſonderen Gruß.)

3.

Eckermann an Ernſt Groſſe.

Jena d. 7.ª Auguſt 1823.

Lieber Groſſe.

Eure Gedichte habe ich durch Gunſt hieſiger Freunde ſeit einigen Tagen in Händen und ſie gewähren mir großen Genuß. Längſt bekannte alte geliebte Lieder und Sprüche treten mir hier zuerſt vortrefflich gedruckt vor Augen, ich leſe ſie und leſe ſie wieder und meine Neigung bleibt unverändert. Neue Sachen fügten ſich hinzu und es iſt mir intereſſant und lehrreich zu ſehen inwiefern Deine Richtung ſich geändert oder dieſelbe geblieben. Von Stieglitz ferner kannte ich noch nichts, nun aber liegt er ganz vor mir ausgebreitet. Dieſes alles macht mir viele Freude und es treibt mich, mich darüber auszulaſſen.

Das geſchmackvolle Äußere in Umſchlag Titel Papier Druck und innerer Ordnung iſt ſo einladend daß man das Buch gern in die Hände nimmt und ganz geeignet Liebhaber anzulocken.

So macht es auch einen höchſt angenehmen Eindruck zu ſehen wie zwey Freunde brüderlich hier unter einer Decke liegen, man ſieht frühere ſo erfreuliche, in der letzten Zeit aber fremd gewordene, dichteriſche Gemeinſchaft und Verbindung hier wieder zuerſt vor Augen

und man ſchöpft daraus ein angenehmes Vorgefühl, daß es wieder wie einſt werden könnte.

Ihr ſeyd eins im Zweck des Ganzen, Beyde finget Ihr für eine Sache. Sieht man aber jeden beſonders an, ſo ſeyd Ihr wieder ſehr verſchieden, und jeder behauptet ſeine Eigenheit, ja bis auf J. und Y. Und das iſt eben recht und zeugt von der Mächtigkeit des Dämoniſchen in Jedem.

Will man Euch gegen einander vergleichen, ſo findet man bey Dir mehr Fülle der Gedanken, bey Stieglitz mehr Fülle des Gefühls; bey Dir mehr Größe in der Conception des Gegenſtandes und im Gedankenſchritt, bey Stieglitz mehr Klarheit in der Ausführung.

Deine griechiſchen Oden ſind würklich etwas ſchwer und dunkel, doch zeugt dieß nicht von Unvermögen, ſondern von einer auf eine Zeitlang waltenden vorgefaßten Idee. Denn Deine Lieder und übrigen Ausſprüche haben eine Klarheit die, bey der darin hauſenden Tiefe, nichts zu wünſchen übrig läßt. Deshalb ziehe ich auch Deine älteren Gedichte den neuen griechiſchen bey weitem vor, ſie ſind auch bey weitem richtiger im Ausdruck. Deine Griechengedichte ſcheinen mehr ein Werk der Eile, Du biſt wirklich bey einigen höchſt leichtſinnig zu Werke gegangen. Deine griechiſche Ode, deren Anfang Du mir im Holze bey Empelde recitirteſt, habe ich ſtudirt weil ſie es werth iſt, weil ſie in der Auffaſſung des Ganzen und im Fortſchreiten groß iſt, weil ich die Hoffnung hege, ſie ſo herzuſtellen, wie ſie in Deinem Geiſte ſtand, aber nicht zur Erſcheinung gekommen iſt, d. h. in einigen Stellen. Dieſe Ode giebt ein Beyſpiel wie etwas höchſt fehlerhaft ſeyn kann und doch vortrefflich. Ich wollte Du hätteſt ſie mir vor dem Abdruck mitgetheilt, ich begreife nicht wie Du haſt ſo blind ſeyn können. Es iſt eine Stelle darin die wunderſchön hätte ſeyn können, und die nun theils ganz verkehrt oder vielmehr ſchief zum Vorſchein gekommen iſt, und theils von Fehlern wimmelt. Das wird für die Herren Recenſenten ein gefundenes Freſſen ſeyn. Da werden ſie losfahren, zumal da ſie die eigentliche Intention, bey der Flüchtigkeit mit der ſie gewöhnlich zu Werke gehen, ſicher gar nicht finden werden.

Von Stieglitz hat mir ganz vorzüglich gefallen der Sulliotenknabe und die Griechenbraut. Dieſe Gedichte ſind ganz herrlich, ich habe ſie wohl ſchon zehn mahl geleſen und meine Neigung bleibt immer dieſelbige. Das ſind vollendete Gedichte.

„Doch die Arme laß ich frey, daß ſie freyer ſich bewegen.“

Was thut dieſer herrliche Vers für Wirkung an dieſer Stelle. Es hätte kein ſchönerer folgen können. Überhaupt das ganze Gedicht iſt ſehr ſchön und vollendet. Das iſt etwas für Goethe, ſo wie Deine Lieder. Auch Deine Maniotenbraut iſt ſchön, doch ich lobe Dich nicht, Du kennſt ein für allemal die Achtung die ich für Dein Talent habe, ich hätte eher Luſt Dich zu tadeln und es wäre Dir vielleicht gut.

Noch viel hätte ich zu ſagen, doch das würde ins Weite führen. Von Stieglitzens Griechenliedern zeichne ich noch aus: Riege der Beſeeler, Die Manioten an den Großſultan, Der Griechenlehrling, Die Thaten bey Tenedos, Schlachtlied der Sfakchioten, Die Spazioten. Sie haben alle einen entſchiedenen Character.

Wenn ich es (an)ſtellen kann, ſo komme ich vielleicht einmal hinüber um mit Dir über manche Dinge zu ſprechen.

Jetzt Einiges über Goethe und mich, denn dieſe Dinge werden doch großes Intereſſe für Dich haben.

Goethe iſt völlig wieder hergeſtellt und ſo geſund wie er je geweſen. Er iſt jetzt in Marienbad, Ende Auguſt erwarte ich ihn zurück und freue mich dazu.

Ich komme nun mit den wichtigen Dingen meines nahen Verhältniſſes zu dem hohen geliebten Greis auf der letzten Seite meines Briefes nach und es hätte billig das erſte ſeyn ſollen was ich Dir zugerufen hätte. Doch weil die ſchönen Tage und Wochen meines Beyſammenſeyns mit Goethe nun bald 2. Monate hinter mir liegen und Eure Gedichte mich erſt dieſer Tage aufregten ſo habe ich von dieſen zuerſt geſprochen. Vierzehn Tage war ich in Weimar, bis Goethe ins Marienbad ging. Einen um den andern Tag hatte ich das Glück bey ihm zu ſeyn. „Es iſt doch gut, ſagte er eines Tags, daß wir uns mitunter geſehen und geſprochen, man kennt ſich doch einander näher.“ Glückliche Zeiten warens, ſchöne Augenblicke die ich bey ihm geſeſſen, an ſeinem Anblicke mich weidend und ſeinen liebevollen Worten lauſchend. O es iſt ein unendliches Glück das ich Dir wünſchen möchte! Um keinen Preis möchte ich es nicht genoſſen haben. Es dünkt mich oft als ob ich nun für's ganze Leben genug hätte. Ich möchte Euch ſprechen und einige Winke geben, habt Ihr eure Gedichte ihm geſendet, ich möchte den Brief ſehen, denn ich

glaube ihn zu kennen. Nur um einen Finger habe ich ihn gebeten und er hat mir die ganze Hand gegeben. Ich möchte fast sagen, man muß ihn um nichts bitten sondern ihn selbst gewähren lassen. Mir ist er in allen Dingen zuvorgekommen.

Auch mit Cotta stehe ich im besten Verhältniß. Er schrieb mir zurück „daß seine Buchhandlung den Verlag gerne übernehme und daß er sich freue in meinem bis jetzt unbekannten Nahmen bald einen bekannten verehren zu können," ich möchte nur das Honorar bestimmen. Ich forderte 60. Louisdor. Er hat nun geantwortet und gleich das Geforderte bewilligt. Er sehe dabey nicht sowohl auf Gewinn als vielmehr wie er sich ausdrückt „um etwas Schönes zu Tage zu fördern". Da hat man doch mit einem artigen Manne zu thun. Der Druck geschieht hier unter meiner Leitung. Goethes Empfehlungen haben mir hier ein angenehmes Verhältniß bereitet denn ich habe Zutritt zu den ersten Zirkeln. Bey dem alten Major von Knebel bin ich am liebsten. Grüße (Lücke) und antworte bald Deinem getreuen

(Eckermann.)

Randschriften:

Sobald Du geantwortet hast, werde ich Dir senden, was ich über Deine Ode bemerkt habe. Dein Nahme ist übrigens im Publikum schon ein sehr bekannter.

Herzliche Grüße an Stieglitz.

4.

Eckermann an Adolph Bube.*)

Weimar d. 14.ᵗᵉ Januar 1825.

Mein theurer Freund!

Ihre von außen und Innen erfreulichen Gedichte habe ich empfangen und freue mich nicht allein dieser schönen Gabe als besonders der guten Aufnahme die sie beym Publicum finden.

Da wie Sie wissen ich sehr für Liebeslieder bin so habe ich, damit ich diese durch den Gesang möchte belebt sehen, sie sogleich einem hiesigen guten Componisten gegeben, dem gewiß bald einige sehr gute Melodien gelingen werden.

*) Nicht aus dem Nachlaß, sondern anderweitig erworben.

Ich lebe in meinen alten Richtungen fort, bin glücklich mich seit einem viertel Jahre bloß mit eigenen Arbeiten zu beschäftigen, habe Freude am Theater, an Goethe, an schönen Mädchen, mache Gedichte, schreibe Prosa, verkehre viel mit den hiesigen jungen Engländern, und indem ich diese mit unserer Literatur bekannt mache, neige ich mich zu der ihrigen und lerne ihre Sprache.

Leben Sie wohl! ich danke Ihnen nochmals und freue mich Ihres glücklichen Umganges mit den Musen.

Mit Hochschätzung der Ihrige

Eckermann.

3.

Eckermann an Nees von Esenbeck.

An d. Hrn. Präsidenten Nees v. Esenbeck zu Bonn.

Mein verehrter Freund!

Ihren lieben Brief habe ich am Mittwoch erhalten und nachdem ich nun dieser Tage die Angelegenheit der neugriechischen Lieder möglichst überdacht will ich jetzt schnell antworten und gleich zur Hauptsache kommen.

Die Übersetzung N: 2. hat für sich, daß sie dem Takt des griechischen Originals am nächsten kömmt; aber es frägt sich, ob dieses Grund genug sey, sie deshalb zu wählen? und ob nicht selbst in dem Fall daß sie mit dem Original identisch würde, auf der anderen Seite Nachtheile hervorträten, die bey weitem überwiegen?

Zu einer Übersetzung im Takt des Originals würde ich unbedingt rathen:

1.) Wenn das Versmaß des Originals an sich schön wäre, so daß der vaterländischen Poesie durch seine Einführung ein Gewinn würde. In diesem Fall befand sich Voß mit dem Homer, wodurch der deutsche Hexameter gebildet worden, Grieß mit den italienischen Dichtern, wodurch die schönen achtzeiligen Stanzen bey uns in Gebrauch gekommen sind, und s. w. Dieses können wir aber nicht von den neugriechischen Liedern sagen, deren Versmaß für uns keineswegs solche Reize hat, daß es einen Deutschen verführen könnte, in solchem Takt zu dichten.

2.) Würde ich zu einer gleichen Übersetzung rathen, wenn die Formen des Originals mannigfaltiger Natur wären, so daß sie uns

über die Kunſt des Poeten, bey den verſchiedenen Wahlen der Form, belehrenden Aufſchluß darböthen. Deshalb iſt eine identiſche Überſetzung des Shakſpeares ſo gut und aus gleichem Grunde würde auch eine ſolche der Sakontala uns allen erwünſcht ſeyn. Dieſer zweyte Grund findet bey den griechiſchen Liedern abermals nicht Statt, denn ihre Form iſt keineswegs mannigfaltig, vielmehr iſt ſie ſich in allen gleich.

Und überdieß entſtände die große Gefahr der Eintönigkeit, der innere Sinn des Leſers würde durch den gleichen Takt mehrerer Gedichte hintereinander eingelexert und dasjenige, worauf es eigentlich ankommt, das Leben des Gedichts, würde unter dem immer gleichen durch keine Anregung unterbrochenen Fluß des Verſes leicht verloren gehen.

Und wenn wir uns nun im Grunde recht fragen, ſo iſt es ja keineswegs der Klang und Takt des griechiſchen Originals, welcher uns Deutſche veranlaſſen könnte, jene Gedichte zu überſetzen; ſondern es iſt das ſtarke, eigenthümliche Leben, welches uns in jener Form geboten wird.

Durch welche Mittel wir nun im Deutſchen zu dem Beſitz jenes griechiſchen Lebens am reinſten und friſcheſten gelangen, dieſe Form würde die beſte ſeyn. Und aus dieſem Grunde entſcheide ich mich für N: 3., dieſe freyere Übertragung, die würdig, lebendig, anregend, und auch noch fremdartig genug, einhergeht und die uns die Situationen, Anſchauungen, Empfindungen, Dialoge und Facta des Originals, am unmittelbarſten und wirkſamſten entgegenbringt.

Zudem biethet dieſe Form den großen Vortheil, daß Sie nie ein Flickwerk nöthig haben; auch, weil Sie nichts auf den Vers zu ſchieben brauchen, mit jedem Wort bedeutend ſeyn werden; und, was mehr iſt, über alle Eintönigkeit hinausgerückt, durch immer neue und kühne Wendungen den Leſer ſtets im angeregteſten Leben erhalten können.

Goethe hat freylich den Charon im Maß des Originals überſetzt, allein dieß war nur ein einzelnes Gedicht. Bey vielen hinter einander fortlaufenden würde er ſicher mannigfaltige Formen, oder auch eine durchgreifende ſolche gewählt haben, die an ſich abwechſelnder Natur iſt, wie die in Frage befindliche, der ich das Wort rede.

Und Sie machen Sich die Sache bey weitem leichter und ſind, wenn Sie ein für allemal über die Form des Originals kühn hinaus-

gehen, weit geſicherter als wenn Sie unternehmen jene Form getreu wiederzugeben, und am Ende hie und da doch fehlen.

Dieß iſt das Weſentlichſte, was ich in dieſer Angelegenheit zu ſagen wüßte. Sie werden nun ſehen, in wiefern Sie zu meiner Anſicht herüberzutreten Neigung finden, oder, durch wichtigere Gründe geleitet, ein Beſſeres vorziehen.

Goethe, der alles wiſſen muß was Sie betrifft, iſt im Einverſtändniß; er hat meine Gründe gebilligt und mir zugeredet Ihnen zu ſchreiben. Es iſt ihm lieb daß Sie Sich auch auf dieſem Wege verſuchen wollen.

Und nun leben Sie wohl für heute und geben Sie mir bald die Nachricht, daß Sie aus dem Schwanken heraus und glücklich entſchieden ſind. Die Gedichte werden Ihnen nun ſchnell gelingen und ich freue mich auf Ihre Sendung.

Mit den beſten Grüßen an Ihre Frau Gemalin und die Freunde ſchließe ich und verharre in den herzlichſten Geſinnungen

der Ihrige

Eckermann.

Weimar d. 6.ª Febr. 1825.

6.

Eckermann an William Fraſer.

(Unvollſtändiger Briefentwurf oder Brief.)

Durch die Überſendung Ihres Bijou und Foreign Review haben Sie mir große Freude gemacht und ich weiß nicht ob mehr durch dieſe vortrefflichen Bücher ſelbſt oder durch die gütigen Geſinnungen die Sie dadurch gegen mich ausdrückten.

Das eine Foreign Review und Bijou habe ich Sr. Excellenz von Goethe übergeben der Ihnen dagegen ſeine beſten Grüße und herzlichen Dank ſendet. In ſeinem neueſten jetzt erſcheinenden Heft von Kunſt und Alterthum werden Sie dieſe beyden Werke mit Achtung erwähnt finden. Das Bijou erſcheint ſowohl durch ſeinen literariſchen Inhalt als durch die trefflichen Kupfer ſo geſchmackvoll daß es vielleicht an die Spitze aller Taſchenbücher zu ſtellen wäre. Ich habe darin zwey Gedichte von Ihnen ſelbſt gefunden die ich mehr als einmal geleſen habe.

N: II des Foreign Review hat für mich ein beſonderes Intereſſe durch die Beurtheilung der Helena und deren bewunderungswürdige Überſetzung. Goethe hat dieſerwegen ſelbſt an Carlyle geſchrieben und ich habe einen Brief mit beygefügt worin ich meine Freude über dieſe Erſcheinung ſo wie über die Beſtrebungen des Verfaſſers im Allgemeinen ausgeſprochen.

Die Verbreitung der Goetheſchen Werke durch treue würdige Überſetzungen wird für die engliſche Literatur ein großer Gewinn ſeyn und auf eine Bildung eigener Art einwirken. M: Carlyle hat ſehr recht wenn er ſagt, daß Goethe unter allen modernen Autoren der Einzige ſey in dem die hohe Cultur der alten Griechen fortlebe. Von der Natur an Leib und Seele durchaus als ein vollkommener Menſch ausgeſtattet, hat er ſeine angeborene Geſinnungsweiſe an den Werken griechiſcher Literatur und beſonders der bildenden Kunſt entwickelt, welche Studien bis in ſein hohes Alter heraufgehen und täglich als eine Art von Stärkung und Erfriſchung fortgeſetzt werden. Solche menſchlich vollkommene Geſinnungsweiſe, ſolche gleichmäßig verfolgte Studien, verbunden mit einer bewunderungswürdigen Penetration und Belebung des Vergangenen, und ein Darſtellungstalent der erſten Art, erklären es denn einigermaßen, wie Goethe die Ilias hat fortſetzen, die todten Fragmente des Phaëton von Euripides zu einem Ganzen beleben und jetzt in der Helena eine Tragödie im Sinne des Sophocles hat beginnen können. Ja dieſe letzte gelungene That läßt mit Recht bedauern daß er nicht ſchon in früherer Zeit einige alte Mythen auf ſolche antike Weiſe zu Tragödien behandelt hat. Das deutſche Theater hätte dadurch eine Art von hohem Fundament und eine ganz andere Geſtalt bekommen, welches ihm ſehr wäre zu wünſchen geweſen indem es jetzt ohne entſchiedenes Fundament im Schwanken und in der Tendenz zum Trivialen befunden wird.

7.

Eckermann an Wilhelm Meyer.

(Briefentwurf.)

Mein werther Herr!

Ihr Gedicht zum 28.ª Aug. iſt mir durch die Gunſt Sr. Exc. des Hrn. Stſ. Mſtrs. v. Goethe mitgetheilt worden und es hat mir ſo

ſehr gefallen, daß wenn ich mit Ihnen an einem Ort lebte, ich zu Ihnen geeilt ſeyn würde um Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen und mich mit Ihnen an dem ſehr gelungenen Werk gemeinſam zu erfreuen.

Da dieſes nun aber nicht ſeyn kann indem wir durch die Strecke vieler Meilen getrennt ſind ſo wähle ich den ſchriftlichen Weg um Ihnen zu ſagen, daß Ihre Verſe nicht allein das zarteſte Eindringen in die mannigfaltigen Werke Goethes vorausſetzen ſondern auch eine ſeltene Bildung an den Tag legen die Sie auf der Grundlage angeborener bedeutender Eigenſchaften aus ſolchen Studien gewonnen.

Ich würde die Gränzen eines Briefes überſchreiten müſſen wenn ich dieſe allgemeine Bemerkung an einzelnen Stellen Ihres Gedichts nachweiſen wollte.

Ich füge daher nur noch hinzu wie ſehr Ihnen gelungen den Inbegriff eines reichen Lebens der vorzüglichſten Charaktere Goethes immer in dem engen Raum einer achtzeiligen Strophe zuſammen zu faſſen, überall den ſittlichen Punkt hervorzuheben und das was Sie zu ſagen hatten ſtets mit einer ſolchen Herrſchaft über den Reim und das Metrum auszudrücken, daß man an nichts Herkömmliches erinnert wird, ſondern immer etwas Neues, Eigenthümliches, rein Geſehenes und Empfundenes aufzunehmen hat.

Ich wünſche dem Kreiſe Glück dem ſie zunächſt angehören und der aus Ihren Einwirkungen nicht geringen Gewinn ziehen wird. Ich für meine Perſon möchte mit Ihnen in fernerem Verkehr bleiben und ich habe mit dieſem Briefe zunächſt die Abſicht ein ſolches Verhältniß anzuknüpfen. Wie ich ſehe haben wir ähnliche Lebenszwecke und ſo möchte denn eine gegenſeitige Mittheilung und Theilnahme zu beyderſeitiger Förderniß gereichen und wir möchten um ſo ruhiger zuſehen können wenn die groſſe Welt andere Zwecke verfolgend an uns vorbeyrauſcht.

Ich höre, Sie haben ein Werk über den deutſchen Styl geſchrieben; ich hoffe dieſes Buch bald mit Ruhe zu betrachten und daraus Nutzen zu ziehen; ich werde Gelegenheit nehmen Ihnen zu ſagen was ich davon halte.

Wollen Sie mir von Ihren nächſten literariſchen Vorſätzen, von Ihrem Lebensgange und Verhältniſſen in einem baldigen Briefe etwas

vertrauen, ſo werden Sie dadurch dem Wunſch eines theilnehmenden Freundes entgegenkommen.

Von mir kann ich ſagen, daß ich (ein geborener Hannoveraner der 1821. in Göttingen ſtudirte) mich ſeit 8. Jahren hier in Weimar aufhalte, daß ich unſeren jungen Erbgroßherzog in der engliſchen Sprache und deutſchen Literatur unterrichte und ich, was mich eigentlich hier hält, das ſeltene Glück genieße mich den ſehr wenigen Perſonen zuzuzählen die zu Goethen ſich eines näheren Verhältniſſes zu erfreuen haben und aus täglichen Berührungen mit Ihm unſchätzbaren geiſtigen Gewinn ziehen.

Möge dieſes für heute genügen und möge Ihnen dieſe Stimme eines Fremden als ein fernes Echo der ſchönen Töne Ihres Gedichts nicht unwillkommen ſeyn.

Mit vorzüglicher Hochſchätzung und in Erwartung baldiger Erwiederung

E.

8.

Eckermann an Staatsrat Schultz.

An Herrn Geh. Ober-Reg. Rath Schulz in Bonn.*)

Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheimrath!

Im Auftrag der Frau v. Goethe ſoll ich Ihnen das Hinſcheiden ihres Schwiegervaters, welches vorgeſtern, Donnerſtag Mittag 11 Uhr nach einer Krankheit von wenigen Tagen ſanft und ruhig erfolgte, ſchuldigſt anzeigen. Sie ſtanden dem hohen Verſtorbenen im Leben ſo nahe daß Sie wohl einige Nachricht von uns Hinterbliebenen erwarten können.

Die Urſache ſeiner Krankheit war eine Erkältung die er ſich wahrſcheinlich Donnerſtag den 15.* auf einer Spazierfahrt zugezogen. Anfänglich litt er blos an einem leichten Erkältungsfieber, welches jedoch Dienſtag einen gefährlichen Character annahm, ſo daß der Arzt

*) Von Eckermanns Hand, wie auch das Datum, die Abſchrift von anderer Hand.

einen Nervenſchlag befürchtete. Dieſes ereignete ſich zwar nicht, allein das Uebel warf ſich auf die Bruſt und der Kranke hatte nicht Kräfte genug es zu überwinden. Völlig angekleidet in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend ſchlummerte er nach und nach ſanft hinüber.

Vom herannahenden Tode ſchien er kein Gefühl zu haben, denn er ſprach noch wenige Stunden vorher, von den bevorſtehenden guten Tagen des Aprill wo er ſich durch häufige Spazierfahrten vollkommen zu erholen hoffe.

Man hat den ſchönen Körper an dem gar kein Verfall zu ſpüren iſt, in Eis gelegt um ihn bis Montag Nachmittag wo er in der fürſtlichen Gruft neben dem verſtorbenen Großherzog beygeſetzt werden ſoll, friſch zu erhalten. Seine Angelegenheiten ſind alle in großer Ordnung hinterlaſſen. Sein Teſtament wird man nächſten Dienſtag eröffnen.

Seinen Fauſt hat er glücklicherweiſe vorigen Sommer ganz beendigt ſo daß an dieſem unſterblichen Werke nichts Lückenhaftes geblieben iſt. Merkwürdig iſt, daß der Fauſt mit den Worten ſchließt:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!“

die man nun wohl mit recht auf den hohen Verſtorbenen ſelbſt anwenden könnte.

Außerdem haben ihn in der letzten Zeit vorzüglich Naturſtudien beſchäftigt. Eine abermalige Redaction des hiſtoriſchen Theils der Farbenlehre war mit mir gemeinſchaftlich im Werke ſo daß ich weiß wie er es damit haben wollte.

Ich habe das Glück Ihnen verehrter Herr Geheimrath perſönlich bekannt zu ſeyn, und ich hoffe, daß wenn Sie über dieſes oder jenes in Betreff Goethes und ſeines Hauſes einige Auskunft wünſchen, Sie Sich geradezu an mich wenden.

Ich denke man kann das Andenken des großen Todten nicht beſſer ehren als wenn man in ſeinem Sinne fortzuleben und zu wirken ſucht.

Ich verharre mit der vorzüglichſten Hochſchätzung

Euer Hochwohlgeboren
ergebenſter
Eckermann.

Weimar d. 24.ª März
1832.

9.

Eckermann an Ch. Musculus?

(Unvollſtändiger Brief.)

Cuxhaven d. 2.ª July 34.

Theurer Freund!

Nur mit wenig Worten will ich Ihnen ſagen daß ich dieſen Nachmittag mit dem Hamburger Dampfſchiff glücklich hier angekommen bin. Wahrſcheinlich werde ich bis Sonnabend d. 5.ª hier warten müſſen wo ein Dampfbot nach Helgoland geht, denn der Wind iſt ganz contrair, ſo daß kein anderes Schiff in nordweſtlicher Richtung fahren kann, und die hieſigen Schiffer mir wenig Hoffnung machen. Doch zog ich vor lieber hier ein paar Tage zu warten als bis Sonnabend in Hamburg zu bleiben, wo der Aufenthalt ſehr koſtſpielig iſt. Und dann bin ich hier an der See, ich athme die wohlthätige Luft, ich kann des Morgens zu innerer Reinigung etwas Seewaſſer trinken, ich kann einige warme Seebäder nehmen und mich überhaupt an das große Element gewöhnen und etwas vorbereiten. Ich habe mir in Hamburg eine kleine Schrift von Dr. Chemnitz über das Seebad zu Wangeroge gekauft worin ich fleißig ſtudire um die guten Vorſchriften mir einzuprägen. Denn es bleibt bey unſerer Verabredung, finde ich Helgoland zu unbequem, ſo gehe ich nach Wangeroge. Ich würde gleich nach Wangeroge gehen, wenn ich mich nicht ſchämte mein Wort zu brechen und meinen Vorſatz ohne Noth aufzugeben. Ich will mich wenigſtens doch ſelbſt überzeugen wie die ſeltſame Inſel beſchaffen und ob ſie meiner Natur gemäß oder zuwider iſt.

In Hamburg war ich nur einen Tag um das Geld zu heben und einige Reiſebedürfniſſe zu kaufen. Ich merkte mir aus dem Adreſſ-Calender die Wohnung des Bankier, wo ich den Herrn und viele Comptoir-Gehülfen fand, alle ſtumm in Arbeit und überall Haufen von Geld wie ich nie geſehen, wie die Steinhaufen an der Chauſſee. In weniger als einer Minute war das Geſchäft abgemacht wobey nur folgender kurzer Dialog ſtatt fand.

Ich. (den Wechſel überreichend) Ein Wechſel von Elkan aus Weimar.

Der Herr. (den Wechſel leſend) Schon gut. In welcher Münzſorte, Herr Doctor?

Ich. In Gold.

Der Herr. (das Geld holend und aufzählend.) Achtzehn Louisdor und acht Schilling.

Ich. Danke ſehr. (das Geld einſteckend.) Leben Sie wohl.

Der Herr. Leben Sie wohl Herr Doctor.

Und ſo ſaß der Herr wieder an ſeinem Pult und ich war die Treppe hinunter und wieder in der Straße, wo ich das ſchöne Gold, mit Dank an Weimar denkend, nochmals in der Hand betrachtete und es dann in einen ſichern Geldbeutel ſteckte. Ich ging nach der Catharinen Kirche zu den Grimm hinunter, ganz voll von dem Eindruck dieſer großartigen lakoniſchen Geſchäftsführung. „Du haſt wenig geſprochen, dachte ich bey mir ſelbſt, allein du haſt doch noch zu viel geſagt, du hätteſt nicht nöthig gehabt zu ſagen: ein Wechſel von Elkan aus Weimar, ſondern du hätteſt eben ſo gut den Wechſel ſtumm überreichen können und hätteſt weiter nichts zu ſagen gebraucht als: in Gold; alles Übrige, wie danke und Leben Sie wohl und dergleichen war unnütz und außer dem Geſchäft.„ Indem ich ſo dachte, ſuchte ich nach meiner Brille um das lebendige Treiben der mir begegnenden mannigfaltigen Menſchen näher zu betrachten, allein ich fand die Brille in keiner Taſche, woraus ich ſchloß daß ich ſie bey dem Einſtreichen des Geldes aus der Hand gelegt und auf der Zahlbank des Comptoirs gelaſſen. Ich ging alſo wieder zurück und die pallaſtähnlichen Treppen des Herrn Joachim Streſſow wieder hinauf in das Comptoir wo ich dießmal nun gar keine Worte machte ſondern grade zu von dem Zahltiſche meine Brille nahm, ohne mich zu entſchuldigen und auch ohne daß einer der vielen in Schreiben und Rechnen vertieften Herren ſich nach mir umſah. Das große Gefühl von Sicherheit bey ſo vielem Gelde, das um ſie her auf allen Tiſchen in Haufen lag, war mir neu und hat einen Eindruck auf mich gemacht den ich ſo leicht nicht vergeſſen werde. Ich hatte mir gedacht man würde vor der Zahlung an einen ganz fremden Menſchen ſich von der Identität meiner Perſon überzeugen wollen und hatte zu dem Zweck nicht allein meinen Reiſepaß ſondern auch einen Ihrer Briefe beygeſteckt; und da man nun ſo vertrauensvoll, ſicher und grandios verfuhr ſo ſchämte ich mich faſt meiner kleinlichen Zweifel.

10.

Eckermann an ?

(Brief oder Briefentwurf.)

Ihre mir mitgetheilte Introduction zu einem epiſchen Gedicht, verehrter Freund, habe ich mit dem Intereſſe geleſen, wie die Wichtigkeit des Gegenſtandes es verlangt. Wäre es mein Gedicht, ſo würde ich nicht die Feile anlegen, ſondern die Axt, und ganz unbarmherzig ſo viel hinweghauen, daß die 98. Strophen ſich auf 30 bis 40. reducirten, und wenig mehr bliebe als die knappe Erzählung der Geſchichte. Es iſt darin zuviel Inneres, Reflectirtes, das zwar an ſich ganz hübſch und geiſtreich, allein der epiſchen Entwickelung des eigentlichen Gegenſtandes im Wege iſt.

Mündlich ein Weiteres von Ihrem Sie hochſchätzenden treuen

Eckermann.

W. d. 18.ª April 47.

7.

Eckermanns Beziehungen zu Goethe und ſeiner Familie.

1.

Eckermann über seine Beziehungen zu Goethe.

Im Jahre 1823. kam ich nach Weimar. Nicht um diese Stadt zu meinem Wohnort zu wählen, sondern bloß um einen Besuch bei Goethe zu machen und dann in mein Vaterland zurückzukehren. — Es schien aber von dem Lenker meines Lebens anders beschlossen zu seyn.

Goethes Persönlichkeit übte auf mich eine so anziehende Gewalt aus, daß ich seinem Wunsche hier zu bleiben und an seiner literarischen Thätigkeit Theil zu nehmen, nicht widerstehen konnte. Er war damals im Begriff eine um 20 Bände vermehrte neue Ausgabe seiner Werke herauszugeben. Vom 2ten Theile des Faust waren erst wenige Fragmente vorhanden, vom 4.ten Bande von Wahrheit und Dichtung nur das Schema und nur sehr wenig Ausgeführtes. Dagegen führte er mich an einen Haufen starker Convolute von allerlei Manuscripten. Sie sehen hier, sagte er, eine Masse ungeordneter, theils auch nicht ganz vollendeter Gedichte, Xenien, Aphorismen, so wie Packete von Aufsätzen und Abhandlungen über die verschiedenartigsten Erscheinungen deutscher und ausländischer Literatur, Gegenstände der Kunst, und alle Zweige der Naturwissenschaft worin ich ein halbes Leben mich bemüht habe. — Unter allen diesen Papieren das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu sondern, das Problematische und nicht ganz Vollendete mit mir zu besprechen, das entschieden Fertige abschreiben zu lassen, und alles nach inneren Bezügen nach und nach zu ordnen und zu Bänden zusammenzustellen ist eine Arbeit die eine Jahrelange Thätigkeit in Anspruch nehmen wird. — Wollte ich mich selbst damit befassen, so würde ich bei meinem hohen Alter weiter nichts thun können. Wollten Sie aber mir diese Arbeit abnehmen, so wäre ich eine große Last und Sorge los und ich könnte mich mit allen noch übrigen Kräften auf die

Hervorbringung von neuen Dingen wenden, und vor allen den Faust und Wahrheit und Dichtung fertig machen.“

Ich war damals in meinem dreißigsten Jahre. Meine erste Schrift: Beiträge zur Poesie war soeben im Cottaschen Verlag erschienen und erlebte das Glück einer rühmlichen Anerkennung in allen ersten literarischen Blättern. Ich war voll von neuen schriftstellerischen Vorsätzen, ich fühlte in mir Trieb und Kraft mich nach allen Seiten hin zu versuchen und mir einen Nahmen zu machen; allein ich unterdrückte meine liebsten Wünsche, indem ich mir sagte, daß wenn ich Goethe durch die Übernahme jener Arbeiten frei mache und in den Stand setze noch viel Großes hervorzubringen, ich nicht allein die letzten Lebensjahre des hohen Mannes verschönern, sondern auch der deutschen Literatur einen größeren Dienst leisten würde, als durch eigene Arbeit.

Ich willigte also in Goethes Vorschläge und übernahm die Reinigung und Zusammenstellung seiner gedachten Papiere, welches Geschäft, einige Pausen abgerechnet meine Thätigkeit während sechs Jahre in Anspruch nahm.

Die Liebe zu meiner Heimath und ein sehnliches Verlangen dahin zurückzukehren war indeß oft zu nicht geringer Qual in mir lebendig gewesen, allein ich suchte mich zu beschwichtigen, indem ich die Überzeugung in mir weckte, daß ich hier in besonderem Grade nützlich sey, und ich tröstete mich mit dem Wahlspruch: Wo ich wirke ist mein Vaterland.

2.

August von Goethe an Eckermann.

P. P.

Schon bei meiner letzten Anwesenheit in Jena hat es mir sehr leid gethan daß es meine Zeit nicht erlaubte Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich ergreife daher die Gelegenheit die sich mir darbietet einige Zeilen zu schreiben.

Herr von Cotta in Stuttgard hat beifolgenden Brief als Einschluß an meinen Vater beigelegt und ich verfehle nicht ihn zu übersenden, außerdem hat er in seinem Brief an meinen Vater folgendes über den Druck Ihres Werks geschrieben: „ich habe das das Manu-

„ſcript an Herrn Fromman zum Druck abgehen laßen da ich hoffen „darf der Hr. Verfaſſer werde das Honorar nach dem wirklich ſo un„bedeutenden Abſatz in Deutſchland billig beſtimmen.

Sollten Sie in dieſer Angelegenheit an meinen Vater ſchreiben wollen ſo bemerke daß er in Marienbad in Böhmen iſt.

Bis auf weitere perſönliche Bekanntſchaft mich beſtens empfehlend ergebenſt.

Weimar den 10ten July 1823. J. A. W. von Goethe.

3.
Auguſt von Goethe an Eckermann.

Werther Freund

Unſer Früh. Spaziergang und einige ruhige Augenblicke in der Seſſion haben dieſe Funken wieder herausgeſchlagen, ich eile ſie Ihnen mitzutheilen. Nachmittag darüber das weitere.

wie immer der Ihrige

D. 19 Nov. 1825 um ½12 Uhr. J. A. W. v. Goethe.

4.
Ottilie von Goethe an Eckermann.
(Angefangener Brief.)

Wien den 15ten Nov. 1854.

Lieber Eckermann! Zu den bitterſten Entbehrungen die mir meine Kränklichkeit dieſen Sommer auferlegte, gehört gewiß daß ich nicht nach Ilmenau gehen konnte Sie aufzuſuchen. Ich hatte mich ſo gefreut Sie wiederzuſehen, und Carl nun einmal ordentlich kennen zu lernen, wozu ich doch Alles Recht habe; es hieß Sie wären Beide in Berka, was ſich erreichen ließ, — kurz ich war voll Freude und Hofnung. Noch den letzten Abend ging ich mit Walther um zu ſehen, ob Sie vielleicht zurückgekehrt wären, vergebens, ich mußte von Weimar ſcheiden, ohne Sie geſehen zu haben. Daß ich aber meine Abreiſe nicht länger verſchieben konnte, daß hat ſich nur zu ſehr gezeigt, denn obgleich ich ſchon den 28 Sept. wieder hier war, ſo muß das wohl viel zu ſpät geweſen ſein wie mir der Arzt voraus erklärt hatte, und ich habe die Schwelle meines Zimmers ſeit meiner Ankunft

hier noch nicht wieder überschritten, und was schlimmer, es scheint Wolf wird mich vergebens in Rom erwarten, denn es sieht noch nicht aus, als könnte ich abreisen, da wir hier, in dem milden Wien Schnee hatten. Es thut mir unendlich leid lieber Eckermann, Sie so leidend zu wissen, und ich möchte ich könnte Ihnen etwas von alten Zeiten vorplaudern. Wolf wird Ihnen erzählt haben,

5.
Ottilie von Goethe an Karl Eckermann.

Wien den 7 Dec. 1834.

Lieber Carl! Ich habe gestern ganz zufällig den Tod Deines guten Vaters gehört, und Du kannst wohl denken, daß meine Seele von Schmerz erfüllt ist einen treuen Freund wie ihn, einen Genossen eines großen Theiles meines Lebens verlohren zu haben. Aber was ist unser Verlust, so tief wir ihn auch fühlen, und so unvergeßlich und geehrt in unserer Familie auch sein Andenken sein wird, gegen den Deinigen! Meine Gedanken sind bei Dir, und Deiner Zukunft, und wenn Du mich vielleicht für eine sehr gleichgültige Pathe magst gehalten haben, so wird Dir doch hoffe ich meine treuste Liebe und Sorge, das Gegentheil zeigen. Du sollst ein so vortrefflicher Sohn gewesen sein, daß Dir dies Ruhe und Seegen geben wird. Es war mir eine große Betrübniß Deinen Vater nicht in Weimar und Berka wie ich gehofft hatte zu finden; meine Gesundheit war leider auch nicht so, daß ich es unternehmen konnte ihm zu folgen. Beifolgendes Blatt lieber Carl wird Dir aber zeigen, daß ich vor einiger Zeit einen Brief an Deinen Vater begonnen hatte, um ausführlich von ihm und Dir zu hören, wie es Euch Beiden erginge, bei Dir ein Bild bestellen, und überhaupt eine kleine Summe zu seiner Verfügung stellen wollte. Warum ich diesen Brief nicht vollendet und abgesendet lag nur darin, daß das Geld erst Weihnachten in Weimar zu erheben war, und ich also den Brief dann erst hinschicken wollte. Als ich die Pathenstelle bei Dir übernahm, habe ich wohl erwogen welche Pflicht sie mir auferlegte; nehmlich bei dem Tod Deiner Eltern in Liebe und Sorge um Dich an ihre Stelle zu treten. Gieb mir das Recht nun auch durch Dein Vertrauen und halte es nie für Herrschsucht, wenn ich in Dein Leben eingreifen will, denke daß ich die Freundin Deines

Vaters war, daß ich ihm sehr viel Dank schuldig bin, und diesen am besten abtrage, indem ich für Dich liebevolles, warmes Interesse hege. Du wirst es ganz natürlich also finden lieber Carl, daß ich Dir ein Jahrgehalt von 100 ℳ auf drei Jahre vor der Hand aussetze; und ich hoffe daß es mir möglich sein wird, Dir außerdem noch 50 ℳ jährlich für Arbeiten von Dir zu zahlen. Sie mögen in Zeichnungen oder Gemälden bestehen. Ueber Deine künstlerische Zukunft schreibe ich Dir bald, und Du mir hoffentlich auch in einiger Zeit, wenn Du Dich erst hast fassen können. Betrachte mich wie ein Vermächtniß Deines Vaters, und ich werde Dir lieb sein.

Deine wahre Freundin und Pathe
Ottilie von Goethe.

6.

Ottilie von Goethe an Karl Eckermann.

Wien den 26ten April 1835.

Lieber Carl!

Ich danke Dir sehr für Dein liebes Geschenk, der Briefe meines Schwiegervaters, was ich von Dir annehme, obgleich ich als Deine Pathe hübsch darauf sehen sollte, daß Du nicht zu freigebig bist. Dein Entschluß scheint mir sehr gut, und stimmt ja wohl auch mit den früher gemachten Plänen für Dich zusammen. Das Haupthinderniß ist wohl auch dadurch gehoben, daß Du nicht allein dort in der ersten Zeit bist, wo Dir die Sprache noch fremd ist; — ich weis freilich nichts Näheres von dem jungen Sabini [?], aber es ist eine so allgemein geachtete Familie, die Schwestern so talentvoll daß sich wohl voraussetzen läßt daß es Dir ein guter und lieber Gefährte sein wird. Ich konnte Dir nicht gleich antworten, beeile mich aber um so mehr da ich fürchte Du könntest sonst abgereist sein, und ich wüßte doch auch von Dir etwas Näheres gerne über den Handschriften Verkauf. An wem habe ich mich mit meinen Vorschlägen zu wenden? Ich habe nehmlich leider die Abschrift Deiner Liste an Wolf geschickt, mir aber ausgebeten, daß ich sie zurückerhalte; ich weis dadurch nicht einmal was ich Dich habe bitten lassen mir zu geben. Gedichte mit Bleistift geschrieben möchte ich nicht, wenn sie nicht entweder ganz natürlich zu einer großen Abtheilung Gedichte gehören, oder die Handschriften

im Ganzen verkauft werden. Ich meine nehmlich ſo: Das Du einen Preis von Sachverſtändigen Männern Dir feſtſetzen ließeſt, wenn Jemand das Ganze der Papiere kauft, — eben ſo die verſchiedenen Abtheilungen. Ich habe mir eine Summe beſtimmt, die ich glaube dafür ausgeben zu können, vielleicht finde ich auch noch einen oder den andern Theilnehmer. Du hätteſt dann eine ſichere Summe und alle Zufälligkeiten wären zu Ende; oder ich könnte doch einen großen Theil nehmen. Ich muß Dir aber wiederholen lieber Carl daß ich es Dir nicht in dieſem Augenblick auf einmal bezahlen könnte, ſondern ein ſpäterer Termin feſtgeſetzt werden muß. Soll ich mich, oder muß ich mich auf einzelne Blätter beſchränken, ſo weiſt Du ſchon, die ich zuerſt bezeichnet, wo mir der Preis gewiß recht iſt, aber wo bei ein paar ich noch gerne früher eine nähere Notiz hätte. Gott behüthe Dich und laß es Dir gut gehen.

Die alte Pathe.

Randſchrift: Es thut mir ſehr leid daß ich ſo gar nichts von Deinen Arbeiten kenne, — nun das findet ſich auch. Gieb zuweilen Nachricht von Dir, ich bitte ſehr.

7.

Ottilie von Goethe an Karl Eckermann.

Renngaſſe 153. Wien 30ᵉʳ Oct. 1863.

Lieber Carl!

Dein Brief aus Salzburg den ich in Weimar erhielt, hat mich unendlich erfreut, um ſo mehr, weil ein Begegnen der Empfindungen etwas befriedigendes hat, und ich mir vorgenommen hatte Dir von Weimar zu ſchreiben. Dort wo das Verhältniß in dem ich zu Deinem Vater geſtanden begonnen, geprüft und gereift worden war, dachte ich mir müßteſt Du am Beſten es verſtehen das Du mich gekränkt haſt, Jahre lang nichts von Dir hören zu laſſen, denn mein Antheil an Deinem Leben war unverändert. Aber hätte ich auch nicht die Abſicht gehabt, ſo lag ein neues Motiv bald vor Dir zu ſchreiben. Seit langer Zeit war ich zum erſtenmal wieder mit meinen beiden Söhnen in Weimar zuſammen, und wir konnten nun Einiges an Ort und Stelle gemeinſam beſprechen. Da kam denn natürlich der

Nachlaß Deines Vaters zuerſt an die Reihe, und ich übernahm es Dir unſere Anſichten und Wünſche darüber mitzutheilen. Zuerſt aber lieber Carl ſoll ich Dir im Nahmen meiner Söhne, denen ich mich anſchließe unſern Dank ausſprechen für die Uebergabe der Papiere Deines Vaters die Du im December 1860 an meinen Sohn Walther eingehändigt haſt, die Redaction Goethiſcher Werke betreffend. Die übrigen Papiere die Du in Weimar Herrn Hofrath Marſhall zur Aufbewahrung übergeben hatteſt, konnte Wolf durch ſeine Güte mit Ruhe durchſehen, da Hofrath Marſhall ihm ſelbſt das Zimmer ſeines Sohnes gab, weil er die Papiere wie natürlich nicht aus dem Haus geben konnte. So ſtellte ſich denn bald heraus, das die Papiere unter drei Rubriken einzutheilen ſind.

1 tens. Die Papiere die nach unſerer Ueberzeugung uns gehören, und nur im zeitweiligen Beſitz Deines Vaters waren, weil er ſie zur Redaction der Werke brauchte, und die wir Dich bitten uns wiederzugeben, weil wenn Du ſie durchgeſehen, es Dir eben ſo klar werden wird wie uns, daß ſie uns gehören.

2 tens. Der Theil der Papiere die zwar für uns von Bedeutung ſind für die Herausgabe der Werke meines Schwiegervaters, auf die wir aber keinen Anſpruch machen können weil ſie Dir gehören, und Dir deshalb anbieten ſie Dir abzukaufen; wir ſind bereit Dir die Summe von Zwei Hundert Thaler dafür zu geben.

3 tens. Was die dritte Rubrik betrifft ſo umfaßt ſie alle übrigen Papiere Deines Vaters, und wenn auch ſicher viel darin iſt was wir gerne beſitzen möchten, ſo iſt uns in dieſem Augenblick doch unmöglich lieber Carl eine Auswahl treffen zu können, aber wir rechnen beſtimmt darauf, das Du uns zuvor benachrichtigeſt, ehe Du mit Jemand Anderes über Alles, oder einen Theil davon in Unterhandlung trittſt.

Ueberhaupt prüfe die Vorſchläge und die Papiere auf die ſie ſich beziehen erſt ſelbſt, oder übertrage es Herrn Hofrath Marſhall, an dem Du gewiß den treuſten und umſichtigſten väterlichen Freund haſt und den beſten Rathgeber. Ich füge nicht nur 2 Verzeichniſſe bei die Wolf gemacht hat, ſondern auch noch die Notiz das die von ihm verzeichneten Schriften in ein Paket zuſammengebunden wurden, und ſich mit den übrigen Papieren in Verwahrung des Herrn Hofrath Marſhall befinden, alſo leicht aufgeſucht werden können. Abgeſehen von dieſem literariſchen Nachlaß höre ich daß 3 Briefe von einem

alten Freund von mir Mr. Charles Sterling, der auch mit Deinem Vater befreundet wurde ſich vorgefunden; da ſie für Niemand in irgend einer Beziehung in literariſchem Sinn Bedeutung haben können, ſo wünſche ich daß Du ſie mir überläßt, und ſende Dir dann wenn es Dir recht iſt für jeden Brief 1 Napoleond'ors.

Du kannſt wohl denken mein lieber Carl das ich mich ſehr gefreut habe, das Du mit Deiner Künſtler Laufbahn zufrieden ſcheinſt, und Anerkennung gefunden haſt für Deine Arbeiten. Du kannſt wohl denken daß ich nicht nur gerne ſie ſehen möchte, ſondern auch gar zu ſehr wünſchen würde etwas von Dir Zeichnung oder Gemälde zu beſitzen. In dieſem Jahr kann ich Dir keinen Vorſchlag machen, aber ich hoffe es iſt mir einmal ſpäter vergönnt. Ich weis nicht ob Du Dich ganz zur Landſchaft gewendet, oder es verbindeſt, denn Deine Thier Studien waren doch ſehr gut. Ich habe zwar dieſen Brief ſchon den 20ᵉᵉ October begonnen, aber Krankheit und Stöhrungen verſchiedener Art laſſen mich erſt heute den 10ᵉᵉ Nov. ihn beendigen. Leb wohl lieber Carl meine Schweſter und Wolf grüßen Dich herzlich. Wie rührt mich immer Deine Handſchrift die der Deines Vaters ſo gleich iſt. Mit alter Theilnahme

Deine Pathe

Ottilie von Goethe
geb. Freiin von Pogwiſch.

8.

Ottilie von Goethe an Karl Eckermann.

Wien den 16ᵉᵉ Auguſt 1863.

Mein lieber Carl!

Ich danke Dir erſt jetzt für die Briefe die Du mir geſchickt haſt von Mr. Sterling an Deinen Vater, aber hoffe daß Mr. Marſhall es Dir ſchon vorläufig mitgetheilt hat; da ſie nur Privat Briefe waren, ohne Beziehung zur Literatur oder einem allgemeinen Intereſſe, nehme ich ſie als Geſchenk von Dir an. Was die übrigen Papiere Deines Vaters betrifft, ſo habe ich Dir unſere Anſichten ſchon auseinander geſetzt, und Wolf Dir das Geſchäftliche geſchrieben. Unſere Vorſchläge, unſere Anſprüche, Deine Intereſſen, Alles ſcheint mir ſehr einfach, und auf Rechtlichkeitsſinn, Billigkeit, Pietät und wahre

Freundſchaft, wie wir ja Alles dies bei Dir vorausſetzen und von unſerer Seite für uns beanſpruchen, iſt jede Rückſicht genommen. So hoffe ich denn das Deine Worte vom 4ten Dec. 1862 in Erfüllung gehen, — ſie lauten: — —

„— die andern Papiere gedenke ich im nächſten Sommer wenn ich nach Weimar komme in Augenſchein zu nehmen, und zu prüfen, und ich hoffe dann mit voller Ueberzeugung dieſelben als Ihr Eigenthum Ihnen zu übergeben.“

Es thut mir doppelt leid daß ich während dem Künſtler Feſt nicht in Weimar ſein kann weil ich ſehr gerne Deine Arbeiten geſehen hätte, — noch lieber davon beſitzen möchte, doch muß ich die Erfüllung dieſes Wunſches auf jeden Fall auf nächſtes Jahr verſchieben. Es war mir aber von großem Intereſſe von Dir von dem Verkauf Deiner Bilder zu hören und die Honorare ungefähr kennen zu lernen.

Leb herzlich wohl lieber Carl, meine Schweſter trägt mir viele Grüße für Dich auf; Wolf hat Dir vor einigen Tagen geſchrieben.

Mit alter Theilnahme

Deine Pathe Ottilie von Goethe
geb. Freiin von Pogwiſch.

V.

Walter von Goethe an Karl Eckermann.

Mein lieber Karl!

Die Nachricht vom Hinſcheiden Ihres theuren Vaters hat mich tiefer betrübt als ich es ausſprechen kann; ich denke: Sie ſind meines Antheil's auch ohne vieler Worte verſichert!

Ich ſelbſt bin ſeit längerer Zeit durch Unwohlſeyn an's Zimmer gefeſſelt, vermag daher nicht zu Ihnen zu kommen, wie ich gern thäte; — iſt Ihnen, lieber Karl! ſo zu Sinn: in dieſen Tagen einmal zu mir zu kommen, ſo wiſſen Sie, daß ich mich innig freuen werde Sie zu ſehen. —

Hofrath Marſchall, dieſer treue Freund Ihres Vaters, wird Ihnen gewiß in den Anordnungen zum Begräbniß zur Seite ſtehen, bin ich indeß im Stande Ihnen in irgend einer Weiſe nützlich zu ſeyn, ſo verfügen Sie ganz über mich; mit Rath u. That bin ich

gern zur Hülfe bereit; — es bedarf nur eines Wortes von Ihrer Seite. —

Die traurige Pflicht, meinem Bruder die Schmerzensnachricht zu geben, erfülle ich noch heute. —

Gott mit Ihnen —
mein lieber Karl!

Mit bekannter Geſinnung
der Ihrige
W. W. v. Goethe.

d. 4ten Dec. 1854.

10.
Wolfgang von Goethe an Karl Eckermann.

Wien. 18. October. 1862.

Beſter Karl

Schon lange war es mein Wunſch den in Ihrem Beſitze und in Verwahrung des Herrn Hofraths Marſhall zu Weimar befindlichen handſchriftlichen Nachlaß Ihres Herrn Vaters genauer einzuſehen, als mir dieß bei einem ganz flüchtigen Durchblick deſſelben im Jahre 1856 möglich geweſen war, nahmentlich um zu ermeßen, welche Bedeutung diejenigen Theile deſſelben, welche meinen Großvater betreffen, für unſere Familie haben könnten. Herr Hofrath Marſhall war ſo gütig, mir bei meiner von Kurzem beendeten Anweſenheit in Weimar, Gelegenheit zur Erfüllung dieſes Wunſches zu geben, und wird Ihnen meine Mutter über das Erſuchen, welches ſich unſrerſeits an dieſe genauere Einſicht in Betreff eines Theiles dieſer Schriftſtücke knüpft, ausführlich ſchreiben.

Bei Gelegenheit dieſer Prüfung des handſchriftlichen Nachlaſſes Ihres Herrn Vaters, fand ich in demſelben auch mehrere Sachen, die von mir verfaßt ſind, theilweis in Abſchrift, theilweis von meiner eigenen Hand.

I.

Hans, ein Mährchen, Abſchrift.

II.

Ghaſele N. XVIII und „Römiſche Sonette“ NN. 8—13, von meiner Hand.

III.

2 Verſe von mir, von Ihres Herrn Vaters Hand.

Unabhängig von den oben erwähnten Verhandlungen, geht meine bezügliche an Sie gerichtete Bitte nun dahin, daß Sie mir dieſe Stücke zurückgeben mögten. Ihre Auffindung iſt leicht, da ich dieſe Manuſcripte in das Paquet legte, in welchem ich alle diejenigen den Großvater betreffenden Papiere vereinigte, über die Ihnen, wie erwähnt, meine Mutter ſchreiben wird.

Herzlichſt, hochachtungsvoll und ergebenſt Ihr

Wolfgang von Goethe.

[1. Anlage.]

A.

Verzeichniß derjenigen Goethe und ſeine Werke betreffenden Schriftſtücke, welche ſich in dem Nachlaſſe des H. Dr. Eckermann aus dem Grunde vorfinden, weil derſelbe mit der Redaction der Werke Goethe's betraut war, und um deren Aushändigung die v. Goethe'ſche Familie deſſen Sohn H. Carl Eckermann bittet.

I.

1.) Notizen aus Goethe's Tagebüchern 1776—82; 1793; 1797—1822.
2.) Auszug aus Goethe's Tagebüchern der Jahre 1823—32 zum Behuf der Chronologie von Goethe's Leben und Schriften.
3.) Einige Notizen aus Goethe's Tagebüchern der Jahre 1823—32 in Bezug auf das Verhältniß und den Verkehr zwiſchen ihm und Eckermann.

II.

(„Abgeſchrieben.")

1.) Vorſchlag zur Einführung der Deutſchen Sprache in Polen
   a.) von Kräuters Hand.
   b.) von Eckermann's Hand.
2.) Von Goethe corrigirte Fragmente zu „Rameau's Neffe" von John's Hand.
3.) Zu „Dichtung und Wahrheit" 13 einzelne Blätter v. Riemer's Hand und 1. v. fremder.
4.) Von Goethe corrigirter Aufſatz beginnend „Ehe ich dieſe".
5.) 2. Abſchnitt Verſuch einer allgemeinen Vergleichungslehre Titel? und Correcturen von Goethe's Hand.

6.) Bemerkungen über das „Colorit“ in Bezug auf Goethe's Farbenlehre. Titel? von Goethe's Hand.
7.) Convolut von verschiedener Hand mit Correcturen Goethe's, beginnt „Nehmt an.“
8.) Dr. v. Martius: „Die Bildung der Wolken.“
9.) Anzeige betreffend die Vorlesung Starks. 1791. über Goethe's Pflanzenlehre. Abschrift.
10.) Von Goethe corrigirtes Oberaufsichts-Schreiben im Concept betr. Eckermann.
11.) Blatt v. Goethe betr. d. Tod Karl August's. — Abschrift.

III.

1.) Brief von Voigt an Goethe. Jena. 8. Sept. 1830.
2.) Brief von Frommann an Goethe. 29. Jan. 1830.
3.) Brief von Fouqué an Goethe. 20. März. 1826.

IV.

1.) Von Eckermann's Hand zu „Rameau's Neffe.“
2.) „Scherz, List und Rache“ betr. 1 Bl. v. Schuchardts Hand.
3.) Von Eckermann's Hand. 1 Bl. „Neunte Lieferung“ Inhalt. 1 Blatt „An Goethe gegeben.“ 1 Bl. „Zu Wünschendes in Bezug auf Goethe's Leben.“
4.) „Chronologische Uebersicht von Goethe's Leben und Wirken“ 1749—1779: a.) Von Eckermann's Hand.
b.) Von fremder Hand.

(Weimar. 28—29 August. 1862. Wolfgang von Goethe.)

[2. Anlage.]

II.

Verzeichniß derjenigen Goethe und seine Werke betreffenden Schriftstücke, welche die v. Goethe'sche Familie aus dem Nachlasse des H. Dr. J. P. Eckermann anzukaufen wünscht.

I.

1.) Alexander v. Humboldt an Canzler v. Müller. Abschrift mit Goethe's? Correcturen.
2.) „Zauper Fortsetzung der Studien aus Goethe.“ Ueberschrift v. Goethe.

3.) Zur Logenfeier des 3. Sept. 1825. Abſchrift.
4.) Goethe „Gegen Früchte aller Arten“
„Von den Blüthen zu den Früchten“ Abſchrift.
5.) Goethe „Ihr ſollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben“ Abſchrift.
6.) Brief do dato Achen, Goethe betreffend, Abſchrift.

II.

1.) Briefe von Th. Kräuter an P. Eckermann. 7. Stück.
2.) Briefe und Billets von Geh. Rath Müller an Eckermann, beinahe durchaus die Redaction von Goethe's Werken betreffend, circa 146. Stück.
3.) Briefe und Billets von Riemer an Eckermann, betreffend die Herausgabe von Goethe's Werken. 11. Stück.
4.) Brief von Marianne Willemer an Eckermann, betreffend die Rückantwortung ihrer Briefe v. 31ſt. März. 1832.
5.) Briefe von Cotta und anderen Buchhändlern an Eckermann. 29. Stück betreffend größtentheils Goethe und ſeine Werke.
6.) Brief des Archivars Obſtfelder an Geh. Rath v. Müller betr. Fr. v. Goethe's Verhandlungen mit Eckermann do dato 22. März. 1842.
7.) Brief des Rath Grüner do dato 19. Nov. 1840. betr. Auszüge aus Goethe's Tagebüchern. 1820—23 an Eckermann.
8.) 2. Briefe des Reg. Rath Büttner an Eckermann.
9.) 2. Briefe Stiedenroth's betr. das Exemplar ſeiner Pſychologie in Goethe's Bibliothek.

III.

1.) Bemerkungen zu Mr. Hoff's Ueberſetzung des Fauſt von Eckermann.
2.) Bemerkungen betreffend die Bearbeitung des Fauſt für die Königsſtädter Bühne durch Holtei von Eckermann.
3.) Convolut betr. eine Bearbeitung des II.t. Theiles des Fauſt für die Bühne von Eckermann.
4.) Convolut „Death of Goethe“ von Eckermann's Hand.
5.) Convolut betr. die „Meteorologie“ von Eckermann's Hand.
6.) Convolut betr. die „Farbenlehre“ von Eckermann's Hand.
7.) 1 Blatt betr. Eckermann's Verhältniß zur Herausgabe von Goethe's Werken von Eckermann's Hand.

8. Ueber Goethe's Recenſionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von Eckermann. Abſchrift und gedrucktes Exemplar.

(Weimar 28—29. Auguſt. 1862.

Wolfgang von Goethe.)

[3. Anlage.]

Umſtehend verzeichnete Stücke ſind mir von H. Conſul Marſhall mit Ausnahme der nachfolgend genannten übergeben worden:

„II. 2.“ Briefe des Geh. Raths v. Müller 44. St. wurden v. H. Carl Eckermann zurückbehalten.“

„II. 4.“ Das Original: Brief v. M. Willemer wurde zurückbehalten und e. Abſchrift übergeben.“

„II. 5.“ Briefe v. Cotta ꝛc. 7. Stück wurden zurückbehalten.“

„III. 3.“ Bearbeitung des III. Theils des Fauſt zurückbehalten.“

„III. 6.“ Convolut betr. d. Farbenlehre, zurückbehalten.“

„III. 7.“ 1. Bl. Eckermann's Verhältniß zu Goethe betr. zurückbehalt.“

„III. 8.“ Goethe's Recenſionen. Das gedruckte Exemplar wurde zurückbehalten.“

Weimar. 25. Auguſt 1864.

Wolfgang von Goethe.

[Angebogen iſt eine Abſchrift der Anlage B. von anderer Hand.]

8.

Eckermann und die Herausgabe der Werke Goethes.

1.

Abkommen zwiſchen Goethe und Eckermann.

Zu nächſter Ausgabe eines Nachtrags zu meinen Werken liegen bereit, oder werden redigirt, ajuſtirt zu dieſem Zwecke.

Neuere Gedichte.

Fauſt, zweyter Theil.
Abſchluß des 1. Acts.
Zweyter Act, einſchließlich der klaſſiſchen Walpurgisnacht.
Helena, bildet den 3. Act.

Der 4. Act iſt erfunden und ſchematiſirt, und erwartet eine glückliche Ausführung.

Am 5. Act fehlt etwa der Anfang, der Schluß des Ganzen aber iſt vollendet.

Gottfried von Berlichingen erſtes Manuſcript.
Götz von Berlichingen für die Bühne bearbeitet.

Aus meinem Leben 4. Bd.

Schweizerreiſe v. 1797.

Kleine ältere Schriften. Kleine neuere Schriften. Einzelnes mit eingeſchloſſen.

---

1. Band.
Die Farbenlehre. Theoretiſcher Theil.

2. Band.
Die Farbenlehre. Hiſtoriſcher Theil.

3. Band.
Morphologie, alles auf die Pflanzen und Knochenlehre Bezügliche enthaltend.

4. u. 5. Band.
Mineralogie, Meteorologie, Natur im Allgemeinen, Einzelnes und überhaupt alles was ſich von Papieren fände die in die drey erſten Bände nicht eingehen.

Randſchrift: Wegen der Naturwiſſenſchaftlichen Schriften, iſt der Vorſchlag, ſolche in fünf Bände zu vertheilen wie gegenüber ſteht.

Herr Dr. Eckermann hat mir ſeit verſchiedenen Jahren bey Bearbeitung vorſtehender Werke treulich beygeſtanden; inwiefern ſie als abgeſchloſſen oder unvollendet anzuſehen ſind davon wird er jederzeit die beſte Auskunft geben können. Ich ernenne ihn deshalb zum Herausgeber vorgemeldeter Werke.

Die Verhandlung mit einem Verleger, die Ermittelung des dafür zu erlangenden Honorars und was ſich hierbey anſchließt, werden ſich die Herrn Vormünder meiner Enkel, die hohe Obervormundſchaftliche Behörde, beſonders der gefällige Executor Teſtamenti Hr. Geh. Rath von Müller, mit welchen die Angelegenheit ausführlicher beſprochen, zum Geſchäft machen. Dr. Eckermann dagegen wird die Vertheilung gedachter Schriften in Bände, die Folge derſelben, worüber wir ſchon Unterredung gepflogen, beſorgen und auf Erfordern ein gereinigtes Manuſcript überliefern. Die gedachten Manuſcripte ſind von meinen übrigen Papieren durchaus abgeſondert, in einem verſchloſſenen Kaſten verwahrt, wozu Dr. Eckermann den Schlüſſel hat und nach Befund und Nothwendigkeit, ſeine Redaction fortſetzen, auch die jedesmaligen Lieferungen, oben genannten Perſonen, aushändigen wird.

Für dieſe Bemühung erhält er fünf Procent von dem Erlös gedachter Werke, und zwar nach jeder terminlichen Zahlung, wie ſie von dem Verleger geleiſtet wird.

[Bis ſoweit von der Hand eines Schreibers, dann folgen die nebenſtehenden, von Goethe und Eckermann unterſchriebenen Bemerkungen von Goethes Hand.]

Daß wir über Vorstehendes übereingekommen bezeugen wir durch unsers Nahmens Unterschrift

J. W. Goethe Dr. Eckermann.

Weimar d. 16. ten May 1831

Heute wird der Schlüssel des Kästchens No 1. an Dr. Eckermann übergeben. Weimar d. 10 Juni 1831.

J. W. Goethe Dr. Eckermann

2.
Nachtrag zu Goethes Teſtament.

Nachſtehend habe ich nun die in meinem Teſtament mir vorbehaltene Aufklärung und nähere Beſtimmung verſchiedener Punkte, nicht weniger eine genauere Anordnung, wegen künftigen Benehmens in verſchiedenen Angelegenheiten hiemit verfaſſen und Codicillariſch jener Willensmeinung hinzufügen wollen, damit bey ſo complicirten Zuſtänden, künftighin ſachgemäß verfahren werden möge.

I.

Die Sedezausgabe meiner Werke in 40 Bänden, iſt vollendet und revidirt, zu Benutzung bei der Octavausgabe, welche ſich gleichfalls ihrer Vollendung nähert. Das ſtipulirte Honorar iſt bezahlt und die Angelegenheit von dieſer Seite abgethan.

Aber hier iſt noch ein Zweites zu erwähnen: Durch eine ſpätere Verabredung wurde dem Verfaſſer, ſobald 20000 Exemplare abgeſetzt wären, an den darüber abzuſetzenden von jedem Exemplare ein bedeutendes Benefiz zugeſtanden. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß man ſich viel zu große Hoffnung von dem Abſatz dieſer Ausgabe gemacht und die Anzahl jener Ex. als wirklich abgeſetzt wohl niemals erreicht werden dürfte.

Die J. G. Cottaſche Buchhandlung ſendet von Meſſe zu Meſſe, die Berechnung und hat ein künftiger Geſchäftsführer auf eine Fortſetzung dieſes Einſendens Acht zu haben und wenn es auch nur der Notiz wegen wäre.

II.

Die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen die, aus Manuſcripten, geſammelten Druckſchriften beſtehenden Zehn bis zwölf Bände, welche in Gefolg der Vierzig heraus gegeben werden könnten. Sie beſtehen

1., Götz von Berlichingen, erſtes Manuſcript.
2., Derſelbe für das Theater bearbeitet.
3., Fauſt, zweiter Theil; der zweyte und dritte Act vollendet, ſo daß nunmehr Helena, als Heroine, im dritten Act auftritt.
4., Schweitzerreiſe v. Jahre 1797.
5., Kunſt und Alterthum, ſowohl das Gedruckte, als Neue Dinge enthaltend.
6., Neueſte kleine Gedichte.

7., Allgemeine Naturlehre.
8., Entwurf einer Farbenlehre (wenn man auch den hiſtoriſchen und polemiſchen Theil weglaſſen wollte.)
9., Morphologie, daher Metamorphoſe und was ſich auf Organiſation bezieht. Abgedrucktes, Neuhinzukommendes, kritiſche Betrachtungen über das Ganze und Einzelne.

Vorerſt iſt noch nicht abzuſehen in wieviel Bände dieſer Vorrath abzutheilen ſey; genug er liegt zum größten Theil zum Abdruck parat und bedürfte nur weniger Reviſion und Nachhülfe. Sollte mir dieſe ſelbſt zu vollenden nicht gelingen, ſo erklärt ſich Herr D. Eckermann hiezu bereit, welcher ſchon bisher bey Redaction, Reviſion und Anordnung gedachter Bände eine vielfache Bemühung unternommen; deshalb ihm denn, bey wirklicher Ausgabe derſelben, ein billiges Honorar zuzugeſtehen wäre.

Uebrigens müßte man, bey Contrahiren mit dem Verleger, über dieſe nachfolgenden Sendungen, welches als ein völlig neues Geſchäft anzuſehen iſt, jene Nr I erwähnte getäuſchte Hoffnung zur Sprache bringen, auch dadurch den Vortheil zu erlangen ſuchen, für dieſe ſpäteren Sendungen ein höheres Honorar zu erreichen.

Auch wäre Theilnahme des Herrn Profeſſor Riemer hieran zu beſprechen und zu beſtimmen.

III.

Was ſeit mehreren Jahren, von meiner Correſpondenz, ſowohl an eingegangenen als abgeſendeten Briefen, vorhanden iſt, befindet ſich in der Verwahrung des Bibliothek-Secretär Kräuter; wegen Benutzung dieſer Papiere, ſo wie der Tagebücher und andrer biographiſchen Hülfsmittel, iſt mit D. Eckermann Abrede genommen worden und man hat alſobald zum Verſuch, den Anfang mit dem Jahre 1807. gemacht.

Hiernach würde denn eine, mit D. Eckermann zu pflegende Uebereinkunft, in einem genauen contractmäßigen Aufſatz niedergelegt, und darnach, ſowohl gegenwärtig als künftig verfahren; zugleich dem Redacteur bey künftiger Herausgabe ein billiges Honorar zuzugeſtehen ſeyn.

IV.

Meine mit Schiller geführte Correſpondenz iſt abgedruckt in dem Cottaſchen Verlag herausgegeben. Alle wechſelſeitigen Obliegenheiten ſind erfüllt und hier nur zu bemerken: Daß das Verlagsrecht von Herausgabe des letzten Theils an, auf 12 Jahre beſtimmt iſt. Alles was ſonſt etwa dieſes Verhältniß betreffende zu wiſſen könnte gewünſcht werden, davon geben die Acten hinreichende Nachricht.

V.

Correſpondenz mit Schiller anno 1850 herauszugeben.

Alle Aufmerkſamkeit verdient das Käſtchen, welches bey Großherzoglicher Regierung niedergelegt iſt; es enthält die Originalbriefe meiner Correſpondenz mit Schiller, welche erſt im Jahre 1850 herausgegeben werden ſollen, wovon die Acten das Weitere nachweiſen. Wie ſich auch die weltlichen Sachen bilden, ſo werden dieſe Papiere von großem Werthe ſeyn:

a., wenn man bedenkt, daß die Deutſche Literatur ſich bis dahin noch viel weiter über den Erdboden ausbreiten wird,

b., daß darin beinahe bis 500 Briefe von Schillers eigener Hand befindlich, daß ferner

c., die Anecdotenjagd ſo viele Nahmen, Ereigniſſe, Meinungen und Aufklärungen finden wird, die, wie wir in jeder Literatur ſehen, von älteren Zeiten her immer mehr geſchätzt werden, ſo wird man begreifen, was ein kluger Unternehmer aus dieſen Dingen werde für Vortheil ziehen können. Deßhalb das Ausbieten dieſes Schatzes nicht privatim, ſondern durch die Zeitungen und zwar auch durch die Ausländiſchen zu beſorgen, und den Nachkommen die Früchte väterlicher Verlaſſenſchaft zu ſteigern ſeyn werden.

Meine Enkel ſind alsdann längſt mündig und mögen nach dieſer Anweiſung ihre eigenen Vortheile wahren. Die Hälfte des Erlöſes kommt den Schillerſchen Erben zu, weßhalb denn in dieſem Geſchäft die nöthige Vorſicht zu brauchen iſt.

VI.

Von großer Bedeutung iſt gleichfalls die Zelterſche Correſpondenz, welche nunmehr ſchon ſeit dreyßig Jahren ununterbrochen fortgeſetzt wird.

Sie iſt nach dem Datum geordnet, rein geſchrieben, beſteht aus

numerirten Briefen, geheftet in 5 fol. Bänden, vom Jahre 1799 bis 1829 incl. Der sechste Band, die Briefe von 1830 enthaltend wird nächstens dazu kommen.

Den eigentlichen Bestand des Manuscriptes bezeichnen wir detaillirter auf folgende Weise:

Von Goethe Zelterſche Correſpondenz Manuſcript.

Erſter Band enthält	. . . .	170 Bogen
Zweiter Band „	. . . .	176 Bogen
Dritter Band „	. . . .	138 Bogen
Vierter Band „	. . . .	100 Bogen
Fünfter Band „	. . . .	115 Bogen
zuſammen in fünf Bänden		699 Bogen.

Da nun 4 Bogen Manuſcript einen gedruckten Bogen, wie die von Goethe Schillerſche Correſpondenz, betragen, ſo würden dieſe fünf Bände Manuſcript 174¾ Bogen gedruckt geben, dieſe würden zu 24 gedruckten Bogen den Band gerechnet, 7 Bände 6 Bogen geben. Hiezu käme nun noch das Jahr 1830.

Durch ein gerichtlich ausgeſtelltes Document hat Herr Profeſſor Zelter die Anordnung über die nach unſerem beiderſeitigen Ableben zu beſorgende Ausgabe mir völlig überlaſſen, jedoch unter der Bedingung, daß wie die eine Hälfte der zu erlöſenden Summe meinen Enkeln zufiele, die andere beiden, zur Zeit unverheiratheten Töchtern meines Freundes, Doris und Roſamunde Zelter oder reſp. ihren Erben ausgezahlt werden ſolle.

Die Reviſion obgedachter Bände, hat Herr Profeſſor Riemer ſchon längſt begonnen; nunmehr aber iſt dieſe bisher unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen und mit gedachtem Herrn Profeſſor Riemer darüber zu contrahiren, daß er die begonnene Reviſion nunmehr fortſetze und das Manuſcript völlig rein zur Ausgabe herſtellen möge, wofür ihm ein billiges Honorar, welches ihm von dem Erlös dieſes Werkes künftig auszuzahlen wäre, beſtimmt und zugeſichert würde.

Eine ſolche Uebereinkunft wäre ausführlich in Schriften zu verfaſſen, dergeſtalt, daß ſie auch in der Folge gültig bliebe.

Soviel für diesmal! Vorbehältlich fernerer Aufklärung und Anordnung.

Weimar
d. 22. Januar 1831.

L. S.

J. W. Goethe.

I.

Gutachten

über die Verhältniſſe der v. Goetheſchen Erben zu der von Cottaſchen Buchhandlung in Bezug auf eine projectirte baldige neue Ausgabe der Goetheſchen Werke.

Vor allen iſt meine Meinung die, daß die ganze Angelegenheit für das Wohl oder Wehe der Goetheſchen Erben ſo wichtig ſey, daß man dabey nicht vorſichtig genug zu Werke gehen könne und daß man nichts mehr zu fürchten habe als Uebereilung.

Der von Goethe ſelbſt im Jahre 1826. mit Cotta abgeſchloſſene Contract über eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke letzter Hand in 40. Bänden iſt bey den jetzigen Verhandlungen als Fundament anzuſehen. Er iſt durch keine ſpäteren Zugeſtändniſſe aufgehoben; wie denn auch der Contract vom Jahre 1832. über den Nachlaß nur eine Fortſetzung und weitere Ausdehnung derſelbigen Bedingungen iſt.

Nach jenem Contract vom Jahre 1826. nun zahlte Cotta für das Verkaufsrecht jener 40. Bände Goetheſcher Werke auf 12. Jahre — 60,000. Thaler. — Er zahlte alſo für den während Einem Jahr aus dieſen Werken zu ziehenden Nutzen — 5000. Thaler. — Ein Jahr mehr oder weniger iſt alſo bey einer ſo bedeutenden Summe für die Goetheſchen Erben von großer Wichtigkeit, es iſt alſo auch von großer Wichtigkeit mit welchem Jahre das Verlagsrecht jener Ausgabe in 40. Bänden für erloſchen zu betrachten.

Steht nun in dem Contract vom Jahre 1826. daß das 12. jährige Verlagsrecht von dem Erſcheinen der letzten Lieferung jener Ausgabe in 40. Bänden an zu rechnen ſey, und iſt es nun wahr, daß die letzte Lieferung dieſer Ausgabe im Jahre 1830. erſchien, ſo würde alſo das 12. jährige Verlagsrecht der Ausgabe letzter Hand in 40. Bänden mit dem Jahre 1842. erloſchen ſeyn.

Goethes nachgelaſſene Werke in 15. Bänden erſchienen 4. Jahre ſpäter. Der darüber im Jahre 1832. gemachte Contract hebt die Rechte des Contractes von 1826. nicht auf. Es iſt alſo darin auch nicht geſagt, daß das 12. jährige Verlagsrecht der Ausgabe letzter Hand in 40. Bänden, anſtatt von dem Jahre 1830. nunmehro von dem Jahre 1834. datiren ſolle. — Iſt aber dergleichen nicht ausgemacht, und wollte man

ſetzt das 12.jährige Verlagsrecht der Ausgabe letzter Hand in 40. Bänden, ſtatt bis zum Jahre 1842. bis zum Jahre 1846. hinausdehnen, ſo würden die Goetheſchen Erben der Cottaſchen Buchhandlung mit einem 4.jährigen Verlagsrecht und alſo mit einer Summe von etwa 20,000. Thalern ein freiwilliges Geſchenk machen.

Was nun die 15. Bände nachgelaſſener Werke betrifft, ſo ſind ſie zwar 3.—4. Jahre ſpäter erſchienen als die Hauptausgabe in 40. Bänden, allein dieß hat auf den Abſatz keinen anderen Einfluß gehabt als wenn ſie mit jenen zugleich erſchienen wären; denn da dieſe Bände als Fortſetzung der Ausgabe letzter Hand betrachtet wurden, ſo eigneten ſich die Beſitzer der 40. Bände, jene 15. bei ihrem Erſcheinen ſogleich zu, und es iſt alſo anzunehmen, daß die 20,000. Exemplare der Taſchenausgabe der 15. Bände nachgelaſſener Schriften, mit den 20,000. Ex. der Hauptausgabe in 40. B. zugleich abgeſetzt worden ſind.

Statt alſo zu verlangen, daß ſich der Ablauf des Verlagsrechts der 40. Bände nach dem der 15. richten ſolle, iſt mit weit größerem Rechte zu verlangen, daß ſich der Ablauf des Verlagsrechtes der 15. Bände nach dem der 40. richte; ſo wie ein angehängtes Boot dem Schiffe folgt, aber nicht das Schiff dem Boote.

Wollte aber dennoch der Verleger darauf beſtehen, daß er das buchſtäbliche Recht habe die 15. Bände nachgelaſſener Schriften vom Erſcheinen der letzten Lieferung (Herbſt 1833) an gerechnet volle zwölf Jahre lang und alſo bis Ende 1845. zu verkaufen, ſo ließe ſich eine Vereinbarung wohl dahin treffen, daß man ihm für ein 3.jähriges Verlagsrecht der 15. Bände, ein einjähriges Verlagsrecht der 40. B. gewährte, wobey er den entſchiedenen Vortheil hätte, aus dieſem einjährigen Verlagsrecht der 55. Bände einen verhältnißmäßig ganz anderen Nutzen zu ziehen, als aus einem 3.jährigen Verlagsrecht der 15. Bände, welche, getrennt von der Hauptausgabe, niemand kauft, indem dieſe Bände, außer dem 2ten Theil des Fauſt und dem 4ten Theil von Wahrheit und Dichtung, nichts von Bedeutung enthalten, was für das größere Publicum genießbar wäre.

Das zwölfjährige Verlagsrecht der Goetheſchen Werke würde danach alſo im Jahre 1842. ſpäteſtens im Jahre 1843. erlöſchen, nicht aber im Jahre 1846.

Nun aber lautet der § 10. des Contractes vom Jahre 1826. folgendermaßen:

„Nicht weniger ſetzen beyde Theile feſt, daß drey Jahre vor dem Ablauf der beſtimmten Zeit, oder, wenn dieſe nicht inne gehalten werden konnte, ſobald die Taſchenausgabe von 20,000. Ex. bis auf 1000. Ex. abgeſetzt wäre, ein neuer Vertrag mit Berückſichtigung des etwa noch vorhandenen Reſtes von 1000. Ex. verhandelt werde, und dem bisherigen Verleger das Vorzugsrecht zuſtehe, wenn er eben ſo viel geben wolle wie andere.„

Nun iſt aber die Taſchenausgabe von 20,000. Exemplaren nicht bloß bis auf 1000. Ex., ſondern ſie iſt bereits ganz abgeſetzt. — Ja, ſie iſt nicht bloß ganz abgeſetzt, ſondern es iſt auch noch eine Nebenausgabe von 6000. Ex. bereits bis auf etwa 700. Ex. abgeſetzt; ſo daß demnach aus allem hervorgeht, daß ſchon jetzt der Zeitpunkt zu Abſchließung eines neuen Vertrags gekommen ſey.

Hiebei aber möchte ich rathen, ſich nicht auf gemeinſchaftliche Koſten und einen gewiſſen Antheil am Gewinn und dergleichen einzulaſſen, weil dieß nur jährlich zu den unerfreulichſten Reſultaten und den verdrießlichſten Abrechnungen führt, und die Goetheſchen Erben in ſolchem Fall nie wiſſen würden was ſie eigentlich beſitzen; ſondern es wäre nach meinem Dafürhalten bey weitem beſſer, das Verlagsrecht der Goetheſchen Werke wiederum auf 12. Jahre gegen eine runde Summe zu verkaufen, wofür der Verleger während dieſer Zeit aus den gedachten Schriften durch Geſammt- und Einzel-Verkauf jeden beliebigen Nutzen ziehen könnte und man mit ihm während dieſer Zeit kaum etwas weiter zu thun hätte.

Iſt nun für dieſe Werke auf die verfloſſenen zwölf Jahre die keineswegs unbedeutende Summe von 82,500. Thaler bezahlt worden, ſo dürfte man ſich jetzt, wo dieſe Werke theils um ein bedeutendes vermehrt und vervollſtändigt worden, theils aber in einer weit beſſeren Ordnung und einer den Abſatz begünſtigenden geringeren Bändezahl erſcheinen, mit vollem Recht auf eine ähnliche Summe Hoffnung machen. Denn der Werth dieſer Schriften iſt fortwährend derſelbige, und die Theilnahme des Publicums daran hat ſich durch eine geſteigerte Bildung eher vermehrt als vermindert. Auch iſt in den Nachbarſtaaten Rußland, Frankreich und England das Studium der deutſchen Sprache und Literatur erſt in ganz neueſter Zeit beſonders rege und allgemein geworden, ſo daß auf einen bedeutenden Abſatz der Goetheſchen Werke auch ins Ausland von Jahr zu Jahr immer mehr zu rechnen iſt. Und was nun ferner

Deutſchland betrifft, ſo ſind darin bis jetzt von Goethes Schriften verhältnißmäßig nur erſt ſehr wenige Exemplare in Umlauf. Die früheren Ausgaben ſind wegen großer Unvollſtändigkeit nicht zu rechnen, und von der ſogenannten vollſtändigen Ausgabe letzter Hand iſt doch bis jetzt nicht viel über 20,000. Ex. verbreitet. — Und was iſt dieß bey einem Schriftſteller, der, allgemein anerkannt, der erſte ſeiner Nation und der den Deutſchen wenigſtens das iſt, was Rouſſeau und Voltaire den Franzoſen! — Sind nun aber von Rouſſeau's ſämmtlichen Schriften bloß in den ſieben Jahren von 1817—24. im ganzen 480,500. Exemplare und von den (70. Bände ſtarken) Schriften Voltaires in einer ähnlichen Zeit 2,133,000. Exemplare verkauft worden, ſo wäre in Deutſchland in Bezug auf den Abſatz der Goetheſchen Schriften wohl immerhin noch einige Hoffnung.

Was nun den künftigen Verleger betrifft, ſo hätte man bis jetzt wohl keine beſondere Urſache von Cotta abzugehen. — Damit aber dieſer zu der Zahlung einer gehörigen Summe genöthiget würde, ſo müßte, wie auch der §. 10. des Contractes von 1826. ausdrücklich andeutet, eine Concurrenz der übrigen Buchhändler geſtattet und veranlaßt werden. Denn auch im Jahre 1826. würde ſich Cotta nie zu einer ſo bedeutenden Summe verſtanden haben, wenn er nicht durch die gleichfalls ſehr hohen Gebote der übrigen Herren Buchhändler dazu wäre hinaufgetrieben worden. Bleibt ihm doch das Recht, daß ihm der Vorzug gegeben werden muß, wenn er eben ſo viel bietet als einer der übrigen auch.

Es wäre demnach ſobald es angeht vielleicht eine öffentliche Aufforderung zu erlaſſen, oder, wenn man dieſes nicht wollte, ſo wäre wenigſtens an die vorzüglichſten Buchhändler, die ſich bereits im Jahre 1826. um die Ausgabe beworben, wie z. B. an Marx in Breslau, Gebrüder Hahn in Hannover, Reimer in Berlin, und Brockhaus in Leipzig, eine briefliche Nachricht nebſt der Abſchrift eines Planes der projectirten neuen Ausgabe zu ſenden. Man träte mit allen dieſen Herren in eine freundliche Unterhandlung, und es müßte ſchlimm ſeyn, wenn ſich nicht wenigſtens eine ähnliche Summe wie im Jahre 1826. herausſtellen ſollte. — Brockhaus hat im Jahre 1826. für die Ausgabe in 40. B. zuerſt 50,000. ℳ und ſpäter 70,000. Thaler geboten und jetzt hat er ſich zu einer gleichfalls ſehr bedeutenden Summe mündlich gegen mich bereit erklärt.

Das Nächste aber was jetzt zu thun wäre dürfte seyn, daß man sich mit der Cottaschen Buchhandlung über den Ablaufstermin des Verlagsrechts in's Klare setzte. — Bliebe es bey den 12. Jahren, so würde es im Jahre 1842. erloschen seyn; könnte aber der §. 10. des Contractes von 1826. in Anwendung kommen, und würde also schon der Absatz von 20,000. Ex. der Taschenausgabe genügen, so wäre jenes Recht schon jetzt als abgelaufen zu betrachten. In jedem Fall aber würden, dem bereits öfter citirten §. 10. zu Folge, nach welchem bereits 3. Jahre vor Ablauf der bestimmten Zeit aufs neue contrahirt werden soll, schon jetzt die Unterhandlungen wegen der nächsten zwölf Jahre sowohl mit Herrn v. Cotta als anderen Herren Buchhändlern eingeleitet werden können.

Vor allen müßte die bisherige Verlagshandlung um eine halbgefällige Nachricht ersucht werden, was bey ihr noch vorräthig wäre:

1., von der Taschenausgabe auf weißem Druckpapier
à 22. ℳ. 20. gr.

2., von der Taschenausgabe auf Velinpapier
à 34. ℳ. 6. gr.

3., von der Octavausgabe auf weißem Druckpapier
à 49. ℳ.

4., von der Octavausgabe auf Schweizerpapier
à 62. ℳ. 12. gr.

5., von der Octavausgabe auf Velinpapier
à 77. ℳ. 18. gr.

6., von der Neben-Ausgabe vom Jahre 1836. in 2. Bänden
à 17. ℳ.

7., von einzelnen Werken, wie z. B. die Gedichte der Faust, Herman und Dorothea u. s. w.

Es würde sich sodann wahrscheinlich ergeben, daß von der einen oder der anderen Ausgabe noch genug vorhanden, um damit noch zwey bis drey Jahre auszureichen. Wäre aber noch viel da, so müßte damit bis zum Ablauf des bisherigen Verlagsrechtes aufgeräumt werden.

Die Privilegien gegen den Nachdruck sind fortwährend in Kraft; sollte das Bayersche in 6. Jahren erloschen seyn, so wäre bey Zeiten um eine Verlängerung einzukommen.

Allen diesen wohlgemeinten Vorschlägen gesellet sich nun noch der aufrichtige Wunsch daß sie zur Aufklärung einer sehr complicirten

Angelegenheit und zum Wohl der v. Goetheſchen Erben auf irgend eine Weiſe beytragen möchten.

Weimar d. 10.ᵉ October 1839. J. P. Eckermann.

4.

Eckermann an Cotta.

(Briefentwurf.)

An Hrn. Geh. R. Baron v. Cotta nach Stuttgardt.

Euer Hochwohlgeboren

geehrtes Schreiben vom 10.ᵉ dieſes iſt mir am 20.ᵉ über Leipzig zugekommen und ich verfehle nun nicht darauf ſogleich zu erwiedern.

Sehr bald nach Goethes Scheiden und nachdem manᵉ ſich ein wenig gefaßt hatte und zu einer näheren Durchſicht ſeiner nachgelaſſenen literariſchen Schätze kam, war es natürlich daß man an Sie als den wahrſcheinlichen Herausgeber dieſer Fortſetzung der Goetheſchen Werke dachte. Es war von Ihnen wiederholt die Rede, wo es denn immer hieß: „Sie kämen perſönlich auf Ihrer Durchreiſe nach der Leipziger Meſſe.“ Herr Geheimerath v. Müller verſicherte, daß Sie ihm ſo geſchrieben und ſo erwarteten wir täglich Ihre Ankunft, und es unterblieb eine Mittheilung meinerſeits, die auf einen Wink von Ihnen ſogleich würde erfolgt ſeyn.

Die Angaben die Euer Hochwohlgeb. aus öffentlichen Blättern erſehen mögen richtig ſeyn. Zum wenigſten wird der literariſche Nachlaß als Fortſetzung der Goetheſchen Werke 15. Bände füllen, und es findet ſich darunter nichts was nicht des großen Meiſters würdig wäre. Der zweyte Theil des Fauſt in 5. Acten iſt wohl das Bedeutendſte. Er ward im July 1831. vollendet, und nachdem Goethe im Laufe des vorigen Winters noch hie und da einige Kleinigkeiten verbeſſert, hat er das Werk für fertig erklärt. Ich habe nun für den Druck eine Abſchrift machen laſſen, die auch bereits geheftet daliegt und die ich nun revidire. Dieſer zweyte Theil bildet einen Band von 3. bis 400. Seiten. Da nun aber der Fauſt in dieſer ſo nach und nach entſtandenen Ausgabe von Goethes Werken zerſtückelt ans Licht tritt, indem der erſte Theil den 12.ᵉ und der zweyte den 41.ᵉ Band ausmacht, ſo war es des Dichters Wunſch neben dieſer Ausgabe, einen

beſonderen Abdruck des ganzen Fauſt, als Prachtausgabe oder auf eine ſonſt würdige Weiſe, erſcheinen zu ſehen.

Sodann iſt ein 4.ᵉ Theil aus ſeinem Leben merkwürdig, indem er aus ſeiner Jugendzeit den letzten Aufenthalt in ſeiner Heimath in den Jahren 1774 und 1775 vor ſeiner Abreiſe an den Weimariſchen Hof umfaſſet. Neben großen Anſichten über die höchſten Intereſſen der Menſchheit, bey Gelegenheit von Spinoza und der Entſtehung des Egmont ausgeſprochen, ſchlinget ſich durch alle 5. Bücher dieſes Theiles ſeine Liebe zu Lili, wodurch das Ganze den Character des Romanes erhält. Auch dieſes vortreffliche Werk iſt faſt ganz vollendet und ſind nur hie und da noch einige kleine Incongruitäten ins Gleiche zu bringen, welches ich mit Goethe mündlich beſprochen und mein nächſtes Geſchäft ſeyn ſoll. Da der Verewigte mich zum Herausgeber ſeines literariſchen Nachlaſſes ernannt und mir nicht bloß die Redaction der einzelnen Bände, ſondern auch die Beſtimmung der Folge derſelben übertragen hat, ſo denke ich den Fauſt an die Spitze der erſten, und dieſen 4.ᵉ Theil ſeines Lebens an die Spitze der zweyten Lieferung zu ſtellen.

Es würde zu weit führen wenn ich in dieſem Detail von jedem der übrigen Bände des Goetheſchen Nachlaſſes reden wollte und ich will mich beſchränken ſolche nur im allgemeinen nahmhaft zu machen.

Es wird alſo außer dem genannten noch zum Druck redigirt und fertig gemacht werden:

1., Das erſte Manuſcript von Götz von Berlichingen, das Goethe an Herder ſandte und noch ganz in ſeiner urſprünglichen Geſtalt da iſt.

2., Götz von Berlichingen für die Bühne.

3., Ein bis Zwey Bände noch ungedruckter älterer und neuerer Gedichte.

4., Ein Band über deutſche Literatur.

5., „ „ „ auswärtige „

6., „ „ „ Kunſt.

7., Zwey Bände vermiſchter Aufſätze und Biographiſcher Einzelnheiten.

8., Schweizerreiſe von 1797. und Verwandtes.

9., Sodann alles Naturwiſſenſchaftliche:

Die Farbenlehre neu überarbeitet.

Die Pflanzenlehre bedeutend erweitert.
Zur Osteologie.
Meteorologie.
Mineralogie und Geologie.
Naturwissenschaften im Allgemeinen, welche bedeutende Vorräthe 6 bis 7. Bände geben werden.

Da Goethe in seinen Naturwissenschaftlichen Arbeiten die größten Ansichten niedergelegt hat, so wird das Publicum glücklich seyn, solche an die Reihe seiner übrigen Schriften angeschlossen zu sehen, und für ein Weniges zum Besitz solcher Schätze zu gelangen, von denen es bisher kaum die Nahmen kannte.

Dieß wäre nun das Wesentlichste was ich Euer Hochwohlgeb. über Goethes Nachlaß mitzutheilen hätte. Ich füge noch hinzu daß ich mit der Redaction der ersten 5. Bände in 2. Monaten fertig seyn kann und mit der der folgenden 2. Lieferungen jedesmal in 6. Monaten. Es könnte also die erste Lieferung Michaeli, die zweyte Ostern und die dritte Michaeli nächsten Jahres erscheinen; insofern es mich betrifft und von mir abhängt. Ob aber ein so bedeutendes Unternehmen keine größeren Vorbereitungen erfordere vermag ich nicht zu bestimmen. Auch bemerke ich, daß die pecuniären Verhandlungen mit dem Herrn Verleger den Goetheschen Vormündern: Hrn. v. Waldungen und Hofadvocat Büttner, so wie besonders dem Executor des Testaments, Herrn Geh. R. v. Müller übertragen sind.

Letzterer wird in diesen Tagen auch an Euer Hochwohlgeboren geschrieben haben.

Mit vorzüglichster Hochachtung
Euer Hochwohlgeb.

ergebenster Diener
Eckermann.

Weimar
d. 23.ª May 1832.

5.
Eckermann an Kanzler v. Müller.
(Briefentwurf.)

Verehrter Herr Geheimerath!

Trotz aller Unannehmlichkeiten die wir bisher wegen Ausgleichung der Differenz mit Hrn. v. Cotta gehabt, scheint doch ein günstiges

Geſtirn über uns zu wachen, welches verhindert hat daß Hr. v. Cotta die vorgeſchlagenen Bedingungen annahm und man ſich diesſeits zu einem Entſchädigungs-Quantum der Druckkoſten des Supplementbandes verſtand.

Nach den neueſten Anſichten nämlich die ſich mir bey Redaction der beyden letzten Bände ſo wie beym Eingehen der Anhängebogen des 13.ᵉ Bandes ergeben, muß ich es für ein Glück halten daß wegen des Supplementbandes noch nichts definitiv abgeſchloſſen worden.

Ich mag mich nämlich ſtellen wie ich will ſo kann ich doch die beyden letzten Bände nicht ſchwächer halten als 16. bis 17. Bogen. Und wenn ich dieſes thue, ſo kommt doch für alle 3. Lieferungen ein Reſultat von 314. Bogen heraus.

1.ᵉ Lieferung

1.ᵉ	Band	22. Bogen	
2.ᵉ	„	29.	
3.ᵉ	„	27½	
4.ᵉ	„	21.½	
5.ᵉ	„	27½	127½.

2.ᵉ Lieferung

6.ᵉ	Band	24.	
7.ᵉ	„	18.	
8.ᵉ	„	12½.	
9.ᵉ	„	14.	
10.ᵉ	„	16½.	85½
			213.

3.ᵉ Lieferung
etwa

11.ᵉ	Band	17.	
12.ᵉ	„	30.	
13.ᵉ	„	17.	
14.ᵉ	„	20.	
15.ᵉ	„	17.	101.
			= 314.

Nun frägt es ſich ob Cotta contractmäßig verbunden iſt mehr als 300. Bogen zu drucken und ob er nicht für die etwa 14. Bogen die überſchießen verlangen kann daß man dieſſeits die Druckkoſten trage.

Ich weiß nicht ob dieſer Punkt im Contract ausgeſprochen iſt. Auf jeden Fall aber müßte man hierüber zunächſt gewiß ſeyn.

Sollten nun dieſe Druckkoſten Hrn. v. Cotta zur Laſt fallen, ſo würde er nicht allein gewaltig lamentiren, ſondern auch ſicher keinen Heller für den Druck des Supplementbandes hergeben.

Sollten ſie aber, wie ich faſt vermuthe uns zur Laſt fallen, ſo würde es offenbar hart und zuviel ſeyn, wenn die Goetheſchen Erben vielleicht eine 1500. fl. für dieſe überſchießenden Bogen, ferner das Geſchenk des Manuſcripts zum Supplementbande, und noch obendrein einen beträglichen Theil der Druckkoſten deſſelben tragen ſollten, da ſie doch, (welchen Punkt man immer feſthalten muß) nur verpflichtet ſind, dem Publicum eine Entſchädigung von 6. bis 7. Bogen zu machen.

Die Angelegenheit nun zu allerſeitigem Vortheil abzuthun, wären zwey Wege.

Auf jeden Fall entſchädige man das Publicum durch die überſchießenden 14. Bogen, welches hinreichend iſt, denn alles was über 300. Bogen iſt, iſt dem Publicum geſchenkt, welches nur auf 300. Anſprüche hat. Wollte man nun dem Publicum nicht allein dieſe 14. Bogen ſchenken ſondern noch obendrein einen ganzen Band ſo wäre das in der That eine offenbare Verſchwendung und ein Opfer ohne alle Noth.

Wollte man nun, woran ich nicht zweifle, das Publicum durch die überzähligen Bogen entſchädigen, ſo würde Hr. v. Cotta auf jeden Fall ſagen: gut! aber bezahlet auch die Druckkoſten.

Dagegen würde man ſich dieſſeits nicht ſträuben können, und es entſtände eine baare Ausgabe von 1000. bis 1500. fl. für uns.

Um dieſe zu decken hätten wir nun das koſtbare Manuſcript des Supplementbandes welches auf jeden Fall mehr werth iſt und auch mehr eintragen würde.

Wollte man nun gegen Hrn. v. Cotta genereus ſeyn, ſo ſagte man ſo: Du trägſt die Koſten der überſchießenden Entſchädigungsbogen; dafür aber ſchenken wir Dir das Manuſcript des Supplementbandes, den Du an alle Subſcribenten und Nichtſubſcribenten verkaufen

kannſt. Denn es dürfte wohl für gewiß anzunehmen ſeyn, daß ſich niemand, der die ſämmtlichen Werke Goethes hat, ſcheuen wird auch den Supplementband zu kaufen und dafür 7. bis 8. Groſchen zu zahlen.

Was nun die Zahl der überſchießenden auf 14. angegebenen Bogen betrifft, ſo iſt dieſe Zahl keineswegs eine ausgemachte ſondern nur eine wahrſcheinliche. Denn ſie gründet ſich auf meine Schätzung des Manuſcripts der dritten Lieferung, und es kann ſehr wohl ſeyn, daß ich mich bey jedem Bande einen Bogen auf oder ab verrechne.

Da es jedoch nach den eingehenden Aushängebogen wahrſcheinlich wird, daß eher mehr als weniger herauskommen möchte, und es auf jeden Fall vortheilhafter iſt, eher unter 14. Bogen zu bleiben als darüber hinauszugehen; ſo halte ich meinerſeits die größte Vorſicht für nöthig und für meine Pflicht noch jetzt einzuſchränken wo es nur thunlich.

Am 13.ten und 14. Band (der Geſchichte der Farbenlehre) iſt nichts mehr wegzuſchneiden. Es ſind bereits 13. Bogen ausgemerzt und das Gebliebene iſt unentbehrlich. Auch halten die beyden Bände nur 17. bis 20. Bogen.

Den 11.ten Band (Mineralogie, Geologie, Meteorologie) habe ich zu 16. bis 17. Bogen gehalten, indem ich nur das allernothwendigſte aufgenommen.

Den 15.ten Band kann ich nicht ſchwächer halten, als gleichfalls zu 16 bis 17. Bogen wenn er nicht gar zu ſpöttiſch ausſehen und man nicht ſagen ſoll, es ſey uns am letzten Bande das Manuſcript ausgegangen.

Der 12.te Band (didaktiſcher Theil der Farbenlehre) würde in ſeiner alten Form ohne die entoptiſchen Farben 25. Bogen gegeben haben. Jetzt da die entoptiſchen Farben angehängt ſind giebt er wenigſtens 30. Und hier nun wäre es wo ſich noch etwas thun ließe.

Ich möchte nämlich die angehängten entoptiſchen Farben dort wieder wegnehmen und mit den übrigen Nachträgen zur Farbenlehre in den 15.ten Band thun, wie ſchon früher meine Abſicht war. Ich gewinne dadurch gegen 5. Bogen wodurch immer, wen es auch trifft, 7. bis 800. fl. geſpart werden. Auch iſt es ſehr wohl thunlich, indem das Capitel von den entoptiſchen Farben viel ſpäter geſchrieben iſt und in der Behandlung von dem didaktiſchen Theil der

Farbenlehre abweicht und ſich durch einen anderen Ton davon unterſcheidet. Und da ſie auch jetzt mit den übrigen Nachträgen zur Farbenlehre im 15.ᵉⁿ Band ſich dem 3.ᵉⁿ Theil der Farbenlehre unmittelbar anſchließen werden, ſo hat das weiter gar nichts zu ſagen.

Ich habe deshalb in anliegendem Briefe an Hrn. Reichel das Nöthige geſchrieben, welchen ich zu ſiegeln und abgehen zu laſſen bitte, wodurch denn der erſte nothwendigſte Schritt in dieſer wichtigen Angelegenheit geſchehen.

W. d. 27.ᵉⁿ July 33.*)

6.

Eckermann an Hofrat Vogel?

(Brief oder Briefentwurf)

Ihrem Wunſche gemäß, verehrter Herr Hofrath, von dem 15.ᵉⁿ Bande baldmöglichſt etwas zu haben, ſende ich Ihnen vorläufig die 3. Hauptcapitel der Oſteologie zu geneigter Prüfung und Berichtigung des Einzelnen.

Hinſichtlich der Howard'ſchen Terminologie habe ich Ihren Rath befolgt und die 6. Seiten früher an paſſender Stelle eingeſchaltet; denn Sie hatten Recht: es war nicht gut, daß nachdem der Gegenſtand poetiſch behandelt war, er noch einmal in Proſa hinterdrein kam. Es wäre einer durchgewachſenen Roſe ähnlich geweſen wo nach der edlen Blüte noch einmal grüne Blätter kommen. Ich hatte es wohl dunkel gefühlt, allein mir nicht zu helfen gewußt, ſo wie denn das mitunter geht.

Auch habe ich, ſtatt des Gedichtes, das weit vollſtändigere und weit näher auf Howard gehende, das mir bey der Redaction nicht gegenwärtig war, heute nachgeſendet. Es wird alſo nun der Band durch Ihre Einwirkung in doppelter Hinſicht gewonnen haben.

Den erſten Band Aushängebogen der Farbenlehre hoffe ich Ihnen in wenigen Tagen vorzulegen.

Treulichſt der Ihrige

W. d. 11.ᵉⁿ Aug. 33. Eckermann.

*) Mit Blei hinzugefügt.

7.
Zur Aufklärung
einiger Punkte des Contractes vom Jahre 1826.

Zu Anfang des Winters 18$\frac{2}{3}$ trat Goethe mit der Cotta'schen Buchhandlung wegen einer neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften in Unterhandlung. Diese Ausgabe sollte in 40. Bänden bestehen und innerhalb 4. Jahren in 8. Lieferungen erscheinen. Ein Freund beider Contrahenten, Sulpiz Boisserée, vermittelte die Unterhandlung. In einem Briefe dieses Freundes aus Stuttgart vom 21. Januar 1826. waren alle Punkte des Contractes enthalten, und da Goethe sie annehmlich fand, so dictirte er danach fast wörtlich seinem Sohne den unterm 26. Januar 1826. abgefaßten Contract.

Die Hauptpunkte dieser Vereinbarung waren, daß die Cotta'sche Buchhandlung gegen ein Honorar von 60,000. Thalern das Recht haben solle, von dieser neuen Ausgabe der Goethe'schen Werke in 40. Bänden, 20,000. Exemplare in Taschenformat zu drucken und zu verkaufen. Daß ferner dieser Buchhandlung zu gedachtem Absatz ein Zeitraum von 12. Jahren verwilliget werde; daß sie aber, im Fall jene 20,000. Ex. während dieser Zeit nicht abgesetzt seyn sollten, an jenen Zeitraum nicht solle gebunden seyn.

Der Cotta'schen Buchhandlung war es mehr um den Absatz der 20,000. Exemplare als um die Frist von 12. Jahren zu thun, wodurch sie sich beengt fühlte; während Goethe sehr auf diese Frist gehalten zu haben scheint. Letzterer hat auch sehr wahrscheinlich diese 12. Jahre von dem Erscheinen der ersten Lieferung der 40. Bände an gerechnet wissen wollen, während Herr v. Cotta das Erscheinen der letzten Lieferung (wodurch statt des Jahres 1827. das Jahr 1830. eintrat und er also einen größeren Raum von 4 Jahren gewann) als den Anfang der 12. Jahre wünschte, wie alles dieses aus folgender Nachschrift des dem Contract zu Grunde liegenden Briefes des Herrn Sulpiz Boisserée an Goethe vom 21. Januar 1826. hervorgeht.

„Herr v. Cotta hat die Frist der 12. Jahre von der Ausgabe der letzten Lieferung an gerechnet, weil Sie die Zeitbedingung nicht haben aufgeben wollen und weil er doch einigen Spielraum für den Absatz der über die Subscription (welche anfänglich nur bis zum Herbst 1826. dauern sollte) hinausreichenden Auflage haben muß, sonst ist er in

Gefahr bedeutenden Verluſt durch Reſte zu leiden; denn des wohlfeilen Preiſes wegen kann er nur große Auflagen machen, wodurch die Koſten für das einzelne Exemplar ſehr verringert werden. Den Vorbehalt, nur dann an die Zeit gebunden zu ſeyn, wenn 20,000. Ex. während derſelben abgeſetzt werden, war er für den möglichen aber unwahrſcheinlichen Fall eines ungünſtigen Erfolges der Subſcription ſeiner Sicherheit ſchuldig, und Ihre edlen Geſinnungen bürgen dafür daß Sie dieſe Bedingung annehmen werden."

Goethe willigte in dieſe Vorſchläge und ließ den Anfang der 12. Jahre von dem Erſcheinen der letzten Lieferung der 40. Bände angehen, wie der Contract näher beweiſet. Auch wurde dem Herrn v. Cotta außer der vollſtändigen Ausgabe von G. W. in 40. Bänden auch der Verlag von deſſen dereinſtigen Nachlaß nebenbei vorläufig zugeſagt. Nicht weniger ſollten Goethe's naturwiſſenſchaftliche Werke den 40. Bänden baldmöglichſt als Nachtrag folgen, wie aus der gedruckten Ankündigung vom 1. März 1826. hervorgeht und worauf im Contract die Worte des §. 3. „auch die weiteren Bände nach demſelbigen Verhältniß" ſo wie die Stelle aus §. 7. „und den Nachtrag ſobald als möglich" ſich beziehen. Denn es heißt in der Ankündigung vom 1. März 1826. „Was für Naturwiſſenſchaft geleiſtet worden ſoll in einigen Supplementbänden nachgebracht werden."

Nun lautet der §. 1. des Contractes vom 26. Januar 1826. über die in 8. Lieferungen herauszugebende vollſtändige Ausgabe letzter Hand in 40. Bänden folgendermaßen:

„Die vollſtändigen v. Goethe'ſchen Werke, nebſt des Verfaſſers dereinſtigen Nachlaß, ſofern ſich derſelbe zum Druck eignen dürfte, werden auf 12. Jahre und zwar von der Ausgabe der letzten Lieferung an zu rechnen, gedachter Handlung in Verlag gegeben."

Wer nun den Hergang der Sache kennt weiß recht gut, daß unter dem Ausdruck letzte Lieferung, die letzte Lieferung dieſer vollſtändigen Werke in 40. Bänden gemeint iſt; denn der ganze Contract dreht ſich nur um dieſe in 8. Lieferungen erſcheinende vollſtändige Ausgabe letzter Hand in 40. Bänden. Auch weiß er ferner recht gut, daß die eingeſchalteten Worte: „nebſt des Verfaſſers dereinſtigen Nachlaß, ſofern ſich derſelbe zum Druck eignen dürfte", mit dieſen 40. Bänden gar nichts zu thun haben, ſondern daß ſie weiter

nichts enthalten, als ein vorläufiges Verſprechen, daß Herr v. Cotta auch den Verlag des dereinſtigen Nachlaſſes bekommen ſolle und zwar gleichfalls auf 12. Jahre.

Wer aber den Hergang der Sache und den Stand der Dinge im Jahre 1826. nicht kennet, der mag verzeihlicher Weiſe verleitet werden, beim flüchtigen Anblick dieſes §. 1. zu glauben, als wäre mit der „letzten Lieferung“ die letzte Lieferung des dereinſtigen Nachlaſſes gemeint, und als müſſe man den Anfang der 12. Jahre der 40. Bände erſt von dem Erſcheinen des dereinſtigen Nachlaſſes nach Goethe's Tode datiren.

Dieſes konnte aber ſchon aus dem Grunde nicht gemeint ſeyn, da, wenn Goethe noch 20. Jahre länger gelebt hätte, die 12.jährige Friſt der 40. Bände bereits während ſeines Lebens und alſo noch vor dem Erſcheinen ſeines dereinſtigen Nachlaſſes zweimal wäre abgelaufen geweſen. Und da ein ſolcher Fall keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte, ſo hätte man, bei der großen Wichtigkeit des Gegenſtandes, ihm ſicherlich einen beſonderen Paragraphen des Contractes gewidmet, worin man beſtimmt ausgeſprochen hätte, daß das 12.jährige Verlagsrecht der 40. Bände erſt nach Goethe's Tode mit dem Erſcheinen der letzten Lieferung ſeines dereinſtigen Nachlaſſes beginnen ſolle.

Dieſes war aber nicht die Meinung und wurde deßhalb auch nicht geſagt.

Wie nun aber der §. 1. jetzt abgefaßt iſt haben die Worte „letzte Lieferung“ auf den „dereinſtigen Nachlaß“, gar keinen Bezug, und ſie können ihn auch ferner aus dem ſehr einfachen Grunde nicht haben, weil dasjenige, was man ſich im Jahre 1826. unter Goethe's wahrſcheinlichen dereinſtigen Nachlaß dachte, ſo geringe an Umfang war, daß dabei ſo wenig von einer erſten als von einer letzten Lieferung die Rede ſeyn konnte. Denn es war mit den Worten dereinſtigen Nachlaß keineswegs dasjenige gemeint, was uns jetzt als 15. Bände ſogenannter nachgelaſſener Schriften vor Augen ſteht, ſondern etwas ganz anderes und geringeres.

Es war damit nicht gemeint:

1. Goethe's ſämmtliche naturwiſſenſchaftliche Schriften, welche jetzt den 10. 11. 12. 13. 14. und 15. Band der ſogenannten nachgelaſſenen Werke bilden; denn dieſe ſollten, nach der Ankündigung vom 1. März 1826., noch bei Goethe's

Lebzeiten ſich der Hauptausgabe in 40. Bänden als Supplemente anſchließen, wie bereits oben angeführt.

Es war damit nicht gemeint:

2, der 4te Band von Wahrheit und Dichtung, welcher jetzt den 8ten Band der nachgelaſſenen Werke bildet; denn dieſer ſollte, der Ankündigung vom 1. März 1826. zu Folge, mit in die Reihe der 40. Bände als 22ter Band eintreten.

Ferner nicht:

3, Gottfried von Berlichingen, welcher im 2ten Band der nachgelaſſenen Schriften enthalten; denn dieſen hatte man Hoffnung noch in einen der Bände von 30. bis 33. zu bringen.

4, Nicht die auswärtige Literatur, welche jetzt den 6ten Band der nachgelaſſenen Werke bildet; denn dieſe ſollte im 38. Bande eine Stelle finden.

5, Nicht die Schweizerreiſe vom Jahre 1797., welche jetzt im 3ten Bande der nachgelaſſenen Werke ſteht; denn dieſe hatte ich den Auftrag entweder für den 30. bis 33. oder den 39. bis 40. Band zu bearbeiten.

Und da nun ferner

6, auch der zweite Theil des Fauſt im Jahre 1826. noch ein ſehr fragmentariſches Anſehen hatte, und davon nur erſt ſehr wenig fertig vorlag,

ſo war, nach allem ſo eben im Detail Dargelegten, dasjenige, was man bei Abſchließung des Contractes im Jahre 1826. als dereinſtigen Nachlaß vor Augen hatte, nur ſehr geringe, und füllte kaum 3. bis 4. Bändchen.

Es konnte alſo dabei überall nicht von Lieferungen und alſo auch nicht von einer erſten und letzten Lieferung die Rede ſeyn; und es iſt alſo, alle dargelegten Thatſachen erwogen, als durchaus entſchieden anzunehmen, daß im §. 1. mit den Worten letzte Lieferung nichts anderes gemeint war und gemeint ſeyn konnte, als die letzte Lieferung der 40. Bände.

Muß aber dieſes zugeſtanden werden, ſo iſt das Verlagsrecht der 40. Bände mit dem Jahre 1842. abgelaufen, nicht aber mit dem Jahre 1846.

Dieſes wird ſo wenig die Cotta'ſche Buchhandlung läugnen als auch der noch lebende gemeinſchaftliche Freund, Sulpiz Boiſſerée,

welcher den Contract im Jahre 1826. entworfen hat und von allen Einzelnheiten damals durchaus unterrichtet war.

Ich habe mir bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, und bei dem lebhaften Wunsch daß die Goethe'schen Erben ihnen mit Recht zustehende bedeutende Vortheile durch übrigens leicht zu entschuldigende Mißverständnisse nicht verlieren möchten, sehr gerne die Mühe gegeben die obigen historischen Nachweisungen zur Aufklärung des §. 1. zu machen, und würde mich sehr freuen wenn diese Stimme unparteiischer Wahrheit nicht ungenutzt verhallte.

Weimar d. 26. October 1839.

J. P. Eckermann.*)

8.
Eckermann an Kanzler v. Müller.
(Entwurf.)

An Herrn Geh. Rath v. Müller.

Verehrter Herr Geheimerath!

Ich habe die Freude Ihnen nunmehr einen neuen Vertheilungs-Plan der vollständigen Ausgabe von Goethes W. hieneben zu überreichen. Die Sache hatte große Schwierigkeiten, sie hat mir zehn Tage lang Tag und Nacht zu schaffen gemacht, doch hoffe ich daß nunmehr alle Theile zufrieden gestellt seyn werden. Die ganze Ausgabe ist jetzt so gehalten, daß die erste Parthie anlockend ist, und die zweyte niemand entbehren kann. Im Ganzen habe ich dahin getrachtet, daß eine ziemliche Gleichmäßigkeit der Bände statt findet; doch habe ich die erste Parthie nach dem Wunsche von Cotta schwächer gehalten, so daß sie noch um 13½ Bogen geringer ist als in der neuesten Berechnung von Stuttgart.

Da die so eben erwähnte Berechnung, wegen großer Ungleichheiten, keine Norm abgab, so blieb weiter nichts übrig als zuvor ein genaues Verzeichniß nicht allein der 55. Bände sondern auch alles darin noch nicht Enthaltenen anzufertigen, welches ich beylege. Hiernach ergab sich nun ein zu verwendendes Material von 1193½ Bogen nach der

*) Nur die Unterschrift von Eckermanns Hand.

Taſchenausgabe in 55. Bänden. Iſt nun aber anzunehmen, daß 5. Bogen unſerer alten Taſchenausgabe in 55. Bänden, 4 Bogen der uns vorläufig als Norm dienenden Taſchenausgabe von Schiller geben, ſo würden obige 1193. Bogen zu 955. Bogen zuſammenſchmelzen, welches mit meiner neueſten Berechnung, wonach ich am Schluß eine Summe von 957. Bogen bekommen habe, bis auf zwey Bogen übereinſtimmt.

Wenn nun aber mein früherer Plan von 32. Bänden, nachdem er zweymal gut befunden und genehmigt, nun endlich von der Verlagshandlung abgelehnt und dagegen kleinere Bände als etwas Wünſchenswerthes vorgeſchlagen worden, ſo hat das ſeinen Grund wohl hauptſächlich darin, daß die Verlagshandlungen, noch ehe ſie die Stärke der Bände einer Ausgabe kennen, den Preis für jeden einzelnen Band, um recht viele Käufer anzulocken, zu billig beſtimmen. — Iſt nun aber der Preis eines Bandes etwa zu 8. Groſchen feſtgeſetzt, ſo wird die Buchhandlung bey einem Bande von 16. Bogen für jeden Druckbogen 6. Pfennig erhalten, bey einem Bande von 32. Bogen aber nur für jeden Druckbogen 3. Pfennig. — Bey kleinen Bänden alſo wird ſie entſchieden gewinnen, bey ſtarken aber wird ſie einbüßen, und es werden ihr daher kleine Bände ſehr willkommen, alle ſtarken aber ſehr zuwider ſeyn und ſie wird ſich dagegen ſträuben.

So geſchah es Goethen bey der Ausg. der 40. B. daß er im Laufe des Unternehmens genöthiget wurde, dasjenige Material, was er in gewiſſen Fällen zu 2. Bänden angeſchlagen hatte, in 3. Bände zu ſpalten, wie z. B. die Wanderjahre; woraus denn zuletzt erfolgte, daß beym Abſchluß der 40. Bände, beynahe $^1/_{8}$tel des zu dieſer vollſtändigen Ausgabe letzter Hand beſtimmt geweſenen Materials übrig blieb.

Und ſo geſchah es mir bey Herausgabe von Goethes ſogenannten nachgelaſſenen Schriften, daß ich in der Abſicht die Ausg. vollſtändig zu machen das Material zu 15. mäßig ſtarken Bänden angeſchlagen hatte, allein ſchon nach dem 6ten Bande von der Verlagshandlung genöthiget wurde die Bände kleiner zu halten; woraus denn abermals erfolgte, daß ſehr Vieles, was für dieſe 15. Bände beſtimmt geweſen war, wie z. B. der polemiſche Theil der Farbenlehre, die Metamorphoſe der Pflanzen, Hannswurſts Hochzeit, der ewige Jude, die ungleichen Hausgenoſſen, biographiſche Einzelnheiten und eine ziemliche Menge kleiner Gedichte, nicht mitgetheilt werden konnte.

Beyde Fälle aber machten im Publicum böſes Blut und verurſachten eine Verſtimmung gegen die Ausgabe. Bey den 40. Bänden hatte man ſehr vieles nicht bekommen was in der Ankündigung war verſprochen worden, und ſelbſt die 15. nachgebrachten Bände hatten noch lange nicht genug gebracht um die ſchon längſt als vollſtändig angekündigte Ausgabe, nun auch wirklich endlich vollſtändig zu machen. Bey einer unerwünſcht und unerwartet ſtarken Bändezahl traf ſie noch immer der gerechte Vorwurf der Unvollſtändigkeit, und wenn nun bey dieſen und andern tiefgefühlten Mängeln von ſolcher verunglückten Ausgabe dennoch 20,000 Ex. der Taſchenausg. in nicht zu langer Friſt abgeſetzt wurden, ſo iſt das wohl ein großer Beweis daß für den Beſitz der Goetheſchen Werke im deutſchen Publicum ein wahres Bedürfniß ſtatt findet, und daß bey einer wahrhaft ehrlichen und gelungenen Ausgabe in derſelbigen Zeit wahrſcheinlich mehr als das Doppelte wäre abgeſetzt worden.

Denn man ſage vom Publicum was man will, es mag durch einen ſehr billigen Preis anfänglich angelockt werden; ſieht es aber am Ende daß es etwas in Hände bekommen hat, worin gerade dasjenige fehlt, worauf dieſer oder jener zufällig einen beſonderen Werth legt, ſo entſteht in ihm eine Abneigung gegen das Gekaufte und man widerräth es anderen. So ſagte mir neulich jemand daß er Luſt gehabt habe ſich die große Octav-Ausg. in 2. Bänden anzuſchaffen, da er aber in Erfahrung gebracht daß darin Rameaus Neffe und der Cellini fehle, ſo ſey ihm dazu die Luſt vergangen. Er halte jene Ausgabe für eine betrügliche und wolle jeden davor warnen. Aus eben dieſem uns allen inwohnenden Wunſch nach Vollſtändigkeit wird nun bey allen Beſitzern der Taſchenausgabe in 55. Bänden das Verlangen nach Supplementen laut, woraus dann, alles erwogen, ſich das Reſultat feſtſtellet, daß die jetzt bevorſtehende neue Ausgabe von Goethes Werken durchaus eine vollſtändige ſeyn muß.

Soll ſie aber eine vollſtändige ſeyn, ſo iſt dieß als die Hauptſache zu betrachten und eine ſogenannte erſte und zweyte Abtheilung ſind reine Nebendinge die man wohl berückſichtigen kann, die aber auf das Ganze keinen nachtheiligen Einfluß haben dürfen. Einen nachtheiligen Einfluß aber würden ſie haben, wenn man der einen Abtheilung zu Liebe, die andere vernachläſſigen, wenn man die eine durch einen beſonderen Druck auszeichnen und die andere mit einem geringeren

Druck abfertigen, wenn man bey der einen kleine, bey der anderen aber ſehr ſtarke Bände eintreten laſſen und man endlich die natürliche Reihenfolge und Ordnung der Bände einer beſonderen Abtheilung zu Liebe ſtören und unterbrechen wollte. — Solche Verunſtaltungen würden dem Unternehmen nicht zur Ehre gereichen, ſie würden auf den Abſatz des Ganzen bald einen ſehr nachtheiligen Einfluß ausüben und die neue Ausgabe würde bald ebenſo in Verruf kommen wie die alte.

In dieſer Hinſicht war es mir nun ſehr beruhigend und ſehr erfreulich zu vernehmen, daß Sie, verehrter Herr Geheimerath, mit mir nicht bloß darin einverſtanden ſind, daß die bevorſtehende neue Ausgabe eine wohlgeordnete und vollſtändige ſeyn, ſondern daß dabey auch ein gleichmäßiger Druck und eine unpartheiiſche und gleichmäßige Behandlung aller Bände ſtatt finden ſolle, wenn man auch der erſten Abtheilung zu Liebe, einige, dem Ganzen nicht nachtheilige, Rückſichten nehmen möchte.

Stand nun dieſes feſt, ſo lag mir weiter nichts ob, als den Inhalt von bisherigen wenigſtens 57. Bänden möglichſt zu reduciren.

Nun ſind aber, wenn man eine große Bändezahl auf eine kleinere reduciren will, nur zwey Wege möglich. Erſtens nämlich, daß man mehr Zeilen auf die Seite bringe, und zweytens, mehr Bogen in jeden einzelnen Band.

Die bisherige Taſchenausgabe der 55. Bände hat auf jeder Seite 29. Zeilen. — Die neueſte Berechnung von Cotta hat aber nur 28. Zeilen für die Seite, woraus denn die natürliche Folge entſteht, daß bey allen Bänden welche Verſe enthalten und bey denen eine größere Breite der Seiten nicht einwirkt, eine größere Bogenzahl in der neuen Ausgabe erfordert werden würde, als in der bisherigen der 55. Bände, wie auch bereits an der Berechnung z. B. des Fauſt zu erſehen.

Da alſo mit 28. Zeilen auf die Seite das bisherige Übel der zu großen Bändezahl nicht nur nicht verbeſſert, ſondern noch gar verſchlimmert werden würde, ſo ſchlage ich vor, durchgehends 32. bis 33. Zeilen auf die Seite anzunehmen, und, bey der beyzubehaltenden Breite der Schillerſchen Taſchenausgabe, dieſes Format etwa um einen Fingerbreit zu verlängern, wodurch, nach dem Urtheil aller

Kenner, zugleich eine gefälligere Form entſtehen und, bey der Ausſicht auf Stereotypirung, ein ſehr weſentlicher Nutzen eintreten würde.

Und die durch ſolche Maßregel erzielte Papiererſparung würde außerordentlich ſeyn. Bringet man z. B. ſtatt 28. Zeilen, 32. Zeilen auf die Seite, ſo gewinnt jede Seite 4. Zeilen; ſechzehn Seiten gewinnen 64. Zeilen oder 2. Seiten; ſechzehn Bogen 2. Bogen, vierundzwanzig Bogen 3. Bogen. Und da nun bey einer zu vertheilenden Maſſe von nahe an 960. Bogen auf 40. Bände, die Durchſchnittsſumme jedes Bandes auf 24. Bogen anzunehmen iſt, ſo würden auf 40. Bände, bey einem einzigen Exemplar, 120. Bogen erſpart werden, welches bey einer Auflage von 20,000. Exemplaren die ungeheure Summe von 2,400,000. erſparten Bogen geben würde.

Statt 28. Zeilen 32. auf die Seite anzunehmen und das Format um einen Fingerbreit zu verlängern, erſcheint alſo als eine ſehr zu wünſchende Maßregel.

Was nun die Zahl der Bände betrifft, ſo hatte die Cottaſche Buchhandlung zwar nur auf 36. gerechnet, allein ſie hatte zugleich in Ausſicht geſtellt, daß die Bände der 2ten Abtheilung 30. bis 36. Bogen enthalten würden. Da aber dieſes gegen die mitunter ſehr ſchwachen Bände der 1.ⁿ Abtheilung etwas ſehr plump würde ausgeſehen haben, auch bey der Berechnung aus Stuttgart ein ganzer Band Wahrheit und Dichtung vergeſſen worden war, welches mich nöthigte einen ganzen dramatiſchen Band in die 2te Abtheilung zu ſchieben; ſo war kein anderer Rath als zu 40. Bänden zu ſchreiten, welche Eintheilung ſich auch gewiſſermaßen ganz wie von ſelber machte und dem ganzen Arrangement manchen Vortheil brachte. Auch ſind gegen die frühere Ausgabe immer noch 17. Bände gewonnen, wobey man ſich beruhigen mag.

Die erſte Abtheilung iſt nun, wie geſagt, ſo anlockend, daß jeder danach trachten wird, und die zweyte ſo reichhaltig daß ſie niemand entbehren kann. — Wer ſich auch anfänglich nur die erſte kauft, wird, aus Verlangen nach Vollſtändigkeit, ſich auch bald die zweyte anſchaffen, und ſo darf man denn für das ganze Unternehmen ein ſehr günſtiges Reſultat hoffen.

Das Manuſcript iſt ſoweit vorbereitet, daß der Druck baldigſt beginnen und ohne Unterbrechung fortſchreiten kann.

Weimar d. 6.ⁿ Novbr. 1839. J. P. Eckermann.

5.

Eckermann an Cotta.

(Briefentwurf.)

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich zu benachrichtigen, daß mir in dieſen Tagen die erſte Lieferung der Goetheſchen Werke zur Anſicht zugekommen wo denn die ſchönen deutlichen Lettern, der reinliche Druck und das hübſche Papier zunächſt einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht haben. — Bey näherem Durchblättern dieſer erſten 5. Bände jedoch, haben folgende fehlerhafte Abweichungen von meiner Anordnung, die ohne vorherige Communication und ohne meine Zuſtimmung geſchehen, mich ſehr unangenehm berühren müſſen.

1, ſehe ich, daß man außer dem, jedem einzelnen Bande vorangeſetzten völlig genügenden Titel Goethes Werke noch einen zweiten mit dem Namen des Verfaſſers hat folgen laſſen, wie z. B. Fauſt, eine Tragödie von Goethe; Dramatiſche Werke von Goethe; Vermiſchte Werke von Goethe; Die Wahlverwandtſchaften von Goethe. — Dergleichen iſt bey keiner Geſamtausgabe üblich; denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß innerhalb der ſämmtlichen Werke eines Autors, auch jedes einzelne Werk von ihm ſey. — Dieſe Namens-Wiederholung ſcheint für den Einzel-Verkauf berechnet; in der Geſamtausgabe jedoch giebt ſie zu wunderlichen Bemerkungen Anlaß und darf nicht ſtatt finden.

2., habe ich zu tadeln, daß man dem 13.ᵉ Band, welcher Iphigenie, Taſſo u. ſ. w. enthält, den Titel Dramatiſche Werke gegeben hat, während doch der Fauſt, welcher gleichfalls ein dramatiſches Werk iſt, dieſen Titel nicht hat. Die vorangedruckte einfache Inhaltsanzeige eines Bandes, wie es in den bisherigen Ausgaben von Goethes Werken beobachtet worden, dürfte auch ferner genügen. Mit der Voranſetzung von neuen Titeln kann ich bey der Geſamtausgabe um ſo weniger einverſtanden ſeyn, als ſie ſich ohnehin nicht durchführen laſſen. — Für den Einzel-Verkauf dagegen mögen ſie nicht allein durchaus paſſend, ſondern ſogar nothwendig ſeyn.

3., Aus dem ſoeben berührten Fehler iſt denn auch entſtanden, daß der Werther, ein Roman, unter dem neuen Titel: Vermiſchte Werke erſchienen iſt, welches großen Anſtoß findet und nicht zu billigen iſt.

4., Die Wahlverwandtſchaften waren in allen bisherigen Ausgaben von Goethes Werken ſtets als Roman bezeichnet, welches jetzt ausgelaſſen worden. — Für die Folge jedoch dürfte es gut ſeyn, die alte Bezeichnung wieder einzuführen.

5., Für den 13.ᵉⁿ Band hatte ich folgende Stücke beſtimmt:

Iphigenie
Taſſo
Die natürliche Tochter
Elpenor.

Ich hatte den Elpenor aus folgenden Gründen in dieſen Band aufgenommen. 1., weil Goethe ſelber ihn bereits in der Ausg. von 20. Bänden den genannten drey Stücken angeſchloſſen hatte. 2., weil er mit der Iphigenie und dem Taſſo aus einer Zeit iſt; 3., weil er als ein jambiſches Stück des edelſten Styles ganz zu dieſem Bande paßt, und 4.ᵉⁿ weil er in jedem anderen dramatiſchen Bande, (die wiederum jeder für ſich ſelber ein geſchloſſenes Ganze bilden) als etwas Fremdartiges auftreten müßte. — Nun aber finde ich ihn zu meiner großen Überraſchung im 13.ᵉⁿ Bande ausgelaſſen. Euer Hochwohlgeboren haben ohne Zweifel für dieſe Auslaſſung Gründe gehabt welche meine ſoeben angeführten überwiegen; es hätte aber dieſer Punkt zuvor mit mir beſprochen werden müſſen, weil ich die ganze Anordnung dieſer Ausgabe öffentlich mit meinem Namen vertrete.

Nach allem dieſem Dargelegten geht nun mein ſehr dringendes Erſuchen dahin, daß es Euer Hochwohlgeboren gefallen möge zu verfügen:

1., daß alle von mir für eine Geſamtausgabe als unſtatthaft gerügten Nahmens-Wiederholungen des Autors und alle gleichfalls bloß für den Einzel-Verkauf berechneten Doppel-Titel, ſowohl bey den ferneren Lieferungen, als auch bey den weiteren Abdrücken der erſten Lieferung dieſer Geſamtausgabe unterbleiben.

2., den Elpenor entweder als Schluß des 13.ᵉⁿ Bandes nachliefern zu laſſen; oder, im Fall dieſes wider Verhoffen nicht thunlich, ſich mit mir darüber zu vereinbaren in welchem anderen Bande er jetzt allenfalls mitzutheilen wäre.

Euer Hochwohlgeboren wollen dieſe bey meinen übernommenen Verpflichtungen nothgedrungenen gerechten Wünſche und Bitten mir zu Gute halten und mich hoffentlich recht bald wieder in die friedliche

Stimmung verſetzen, durch welche allein die fernere noch ſehr mühſame und ſchwierige Redaction gedeihen kann.

Mit der vorzüglichſten Hochachtung beharrend

Euer Hochwohlgeboren

ganz ergebenſter

Eckermann.

Weimar
d. 18.ª November 1840.

10.

Eckermann an Cotta.

(Entwurf.)

An Hrn. v. Cotta wegen der Nachträge von Boas.*)

Ew. Hochwohlgeboren geehrtes Schreiben vom 16.t dieſes iſt geſtern bei mir eingegangen und nachdem ich nun auch die indeß erſchienenen 2 Bändchen Nachträge von Hrn. Boas näher betrachtet habe ſehe ich zu meiner großen Beruhigung und Freude, daß ſie mit unſern jetzt erſcheinen ſollenden 5 Bändchen, als Fortſetzung der nachgelaſſenen Werke Goethe's, gar nichts zu thun haben, und daß es daher gar nicht am rechten Ort, auch der Würde der Cottaſchen Verlagshandlung gar nicht angemeſſen ſeyn würde, in Ihrer Ankündigung des Hrn. Boas zu gedenken.

Ueber den Inhalt der erſchienenen beiden Bändchen des Hrn. Boas (welche nicht Nachträge zu der Ausgabe in 55 Bänden, ſondern zu der neueſten, vollſtändigen in 40 Bänden enthalten ſollen, aber nicht enthalten, weil ſich das Ganze bei näherer Betrachtung faſt auf nichts reducirt, gebe ich nun recht gerne folgende Auskunft.

1 Band.

1, Den Hauptinhalt dieſes Bandes bilden die Diſtichen und Xenien die Goethe mit Schiller gemeinſchaftlich machte und die ſo wenig in der Schillerſchen Ausgabe als in der Goethe'ſchen erſchienen ſind und erſcheinen konnten. — Ich glaube Hr. Boas hat ſie bereits in den Nachträgen zu Schiller gedruckt, jetzt druckt er ſie auch in den Nachträgen zu Goethe. Es iſt in beiden Fällen ein Nachdruck

*) Von Eckermanns Hand, wie auch der Schluß „Mit vorzüglichſter ꝛc." beginnend, das Uebrige von anderer Hand.

Ihres Verlagsartikels, insofern Sie an dem Inhalt des in Ihrem Verlag erschienenen Musenalmanachs von 1797 ein fortwährendes Recht haben. — Ich möchte Ihnen nun vorschlagen, daß Sie von diesen Schiller-Goethe'schen Xenien und Distichen in Ihrem Verlag sofort eine rechtmäßige Ausgabe erscheinen ließen. Ob es hiezu der Zustimmung der Goethe'schen und Schiller'schen Erben bedürfte vermag ich nicht zu beurtheilen, auf jeden Fall aber würde sie sicher sogleich gegeben werden. Dieses sehr kleine Bändchen würde also den Titel führen: Distichen und Xenien von Schiller und Goethe.

Den ferneren Inhalt dieses ersten Bandes anlangend so halte ich

2, Die 4 Gedichte an Friederike durchaus für unächt. Eine solche Wiederholung derselbigen Motive, wie sie in diesen Gedichten vorkommen, entspricht durchaus nicht der hohen Kunststufe auf der Goethe damals im Liede bereits stand. Entweder rühren diese Gedichte von Lenz her, der sich (wie Goethe in den biographischen Einzelnheiten sagt) in Friederiken verliebt stellte um hinter ihre Geheimnisse zu kommen, oder sie sind auch von irgend einem andern jungen Dichter, den die Schönheit der liebenswürdigen Friederike erregt hatte.

3, Das Gedicht S. 25. „Dir zu eröffnen mein Herz verlangt mich ꝛc." wovon Hr. Boas glaubt, daß es zum Divan gehöre, gehört allerdings zum Divan, und steht auch in allen bisher erschienenen Ausgaben gedruckt. In der letzten Ausgabe steht es Bd. 4. S. 246 u. 247.

4, Die Gedichte aus dem Chaos. S. 28 u. 29. sind nicht von Goethe, sondern theils von Gries, theils von Riemer.

5, Ebenso sind die gleichfalls aus dem Chaos im 2. Bande S. 248 u. 249. mitgetheilten Aphorismen Nach dem Leben nicht von Goethe, sondern von mir

6, Der übrige Inhalt des ersten Bandes sind entweder einige Varianten oder kleine Gedichtchen deren Werth auf sich beruhen mag.

2. Band.

7, Den Hauptinhalt dieses Bandes bildet die Schlegelsche Uebersetzung von Shakspeare's Romeo und Julia, mit einigen Aenderungen von Goethe, wie er sie als Director des Weimarischen Theaters für nöthig gefunden. Wollte man aber alle die Stücke drucken die Goethe als Theaterdirector geändert hat, so würden

wohl keine 10 Bände reichen. Uebrigens dürfte dieſes Theater-Manuſcript Eigenthum der Goetheſchen Erben ſeyn.

8, Hierauf folgt noch eine Iphigenie in Proſa, nach einem andern Manuſcript abgedruckt mit ſcheinbar metriſcher Abtheilung.

9, Kommen ſodann verſchiedene Ankündigungen von Goethe's Werken, und auch ſeine dem Schillerſchen Briefwechſel vorgedruckte Dedication an den König von Bayern.

3. Band.

iſt noch nicht erſchienen, er ſoll enthalten Goethe's Aufſätze über Kunſt aus den Propyläen, die ja gleichfalls in Ihrem Verlag erſchienen ſind, und die ein anderer nicht nachdrucken dürfte. — Uebrigens iſt alles was von Goethe in den Propyläen geſchrieben iſt, bereits in ſeine Werke aufgenommen. Das Uebrige iſt theils von Meyer, theils von Humboldt, theils von Schiller (von dem auch die Band 2. S. 221. abgedruckte Dramatiſche Preisaufgabe herrührt) theils von andern.

Durch vorſtehende Notizen glaube ich nun meinen Antheil an dieſer Angelegenheit hinreichend dargethan zu haben, die vielleicht einem dortigen Gelehrten als Material zu einer Kritik der Nachträge des Hrn. Boas dienen könnten. — Ich ſelbſt habe nun jeden Tag zu benutzen um an dem 3. Theil meiner Geſpräche fortzuarbeiten.

Faſſe ich nun alles in den erwähnten beiden Bänden des Hrn. Boas genau zuſammen, ſo dürfte kaum ein halber Bogen herauskommen, der allenfalls nicht ganz unwürdig wäre, den Goetheſchen Werken einverleibt und der Nachwelt überliefert zu werden. Im Laufe der nächſten zehn Jahre taucht vielleicht noch ſoviel von Goetheſchen älteren Gedichten in Deutſchland hervor, um ſodann vielleicht den gedruckten Bogen voll zu machen. Man muß überdieß ſehr auf ſeiner Hut ſeyn, um nicht das angeprieſene Unächte für ächt zu halten.

Vor etwa 2 Jahren wandte ſich der Hr. Boas an unſern hieſigen Buchhändler Hrn. Voigt mit dem Anerbieten von 5. Supplementbänden zu G. Werken. Herr Voigt kam zu mir, worauf ich ihm denn eröffnete, daß alles von Hrn. Boas offerirte in der neueſten Ausgabe von Goethe's Werken erſcheinen würde. Hr. Voigt lehnte darauf das Anerbieten des Hrn. Boas ab und machte ihn überdieß in einem Brief den er mir zeigte auf das Illegale ſeines Vorhabens auf-

merkſam. — Nach dem Erſcheinen der neuen Ausgabe in 40 B. hat nun Herr Boas geſehen, daß er alles früher Zuſammengeſtellte nicht brauchen konnte; weil er aber einmal des Profits wegen die Idee von Goethe'ſchen Supplementen nicht aufgeben wollte, ſo hat er nun ſo unhaltbare Dinge zuſammengerafft, wie ich oben dargelegt.

Die Kritik wird dem Publicum über das Unternehmen bald die Augen öffnen, es iſt übrigens ohne allen inneren Halt und wird von ſelber zuſammenfallen.

Ew. Hochwohlgeboren werden nun aus allem Dargelegten die Ueberzeugung gewinnen, wie tief es unter unſerer Würde ſeyn würde, in unſerer jetzt zu druckenden Ankündigung des Hrn. Boas zu gedenken. Es wäre ebenſo als wenn ein gerade gewachſener Mann ſich neben einen Bucklichen ſtellen und ſagen wollte: „ſeht her ihr guten Leute, ſo macht ſich ein Bucklicher neben mir!„

Nun habe ich noch die Freude zu vermelden daß Goethe's Portrait von Schwerdtgeburt ganz vortrefflich gerathen iſt. Es iſt der Art daß es alle übrigen Portraits von Goethe bald gänzlich verdrängen wird. Ew. Hochwohlgeboren werden es ſicher allen Editionen von Goethe vorſetzen laſſen. — Das bisherige von dem Fauſt iſt ganz ſchlecht und wird ganz gewiß künftig dieſem neueſten weichen. Ebenſo müßte ein ſolches vor die Gedichte kommen. — Es iſt unglaublich was ein gutes Bild beiträgt einen Dichter bei ſeiner Nation beliebt zu machen. Deßhalb iſt meine Freude groß über dieſes durchaus gelungene.

Mit vorzüglichſter Hochſchätzung

Euer Hochwohlgeb.

ganz ergebener

Weimar d. 21. Decbr. 1841. Eckermann.

9.

Eckermann über Gedichte und die Handschrift Goethes.

1.

[In tauſend Formen.]

Dieſes berühmte Gedicht Goethes, welches zu den ſchönſten des Divans gehört, findet ſich im vierten Bande ſeiner ſämmtlichen Werke in 40. Bänden (Stuttgart 1840) Seite 111. und 112. abgedruckt.

Auch dieſe Handſchrift iſt durchaus echt, und gehört zu den ſchönſten und kräftigſten.

Weimar d. 25.ª Mai 1853.

[Siegel] Dr. J. P. Eckermann.

2.

[Entwurf.]

Roſe und Lilie morgenthaulich.

Im Jahre 1814., wo Goethe, auf einer Reiſe von Weimar nach Frankfurt, ſehr viele ſeiner berühmten Divan-Gedichte ſchrieb, entſtand auch dieſes hier angeheftete. Es ſteht gedruckt in der Ausgabe von Goethes ſämmtlichen Werken in 40. Bänden (Stuttgart 1840.) im vierten Band, S. 11 und 12.

Die darin angedeuteten Erinnerungen an eine glückliche Jugendzeit beziehen ſich auf wiederholte Jagdpartien, wo Goethe in Begleitung des Herzogs Carl Auguſt ſehr oft am Fuße der Wartburg in Eiſenach zu verweilen den Genuß hatte.

Auch dieſe Handſchrift des großen Dichters trägt durch mehrere nicht unwichtige Correcturen den Stempel ihrer Echtheit in ſich ſelber.

Weimar d. 25.ª Mai 1853.

J. P. Eckermann.

3.

[Entwurf.]

Staub iſt eins der Elemente.

Dieſe intereſſante am 29.ª July 1814. zwiſchen Fulda und Frankfurt Unterwegs in der Nacht entſtandene Handſchrift Goethes findet ſich im vierten Band ſeiner ſämmtlichen Werke, den Divan enthaltend, Seite 14. und 15. abgedruckt.

Verſchiedene nicht unwichtige Correcturen zeugen dafür daß auch dieſe Handſchrift ein echtes Original iſt.

Weimar d. 25.ª Mai 1853.

Dr. J. P. Eckermann.

4.

[Entwurf.]

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor.

Dieſes Gedicht voll treffender Lebenserfahrungen, am 15. Decbr 1814. zu Jena v. G. eigenhändig geſchrieben, iſt merkwürdig durch die dritte Zeile: In Königsherzen mag nicht Freundſchaft ſproſſen, welches der Verfaſſer ſpäter beim Abdruck wahrſcheinlich für bedenklich gehalten und ſtatt deſſen geſetzt hat: Der ſtolzen Bruſt wird Freundſchaft nicht entſproſſen.

Man beliebe die Stelle im 4.ª Band von Goethes ſämmtlichen Werken, (Stuttgart 1840) Seite 39. nachzuleſen.

Weimar d. 26.ª Mai 1853.

Dr. J. P. Eckermann.

5.

[Entwurf.]

Wenn ſich lau die Lüfte füllen.

Dieſe Handſchrift Goethes iſt die erſte Scene vom zweiten Theile des Fauſt, wo der Held, nach der erſchütternden Kataſtrophe am Schluß des erſten Theiles, auf blumigem Raſen gebettet, von wohlthätigen

Elfen in Schlummer geſungen wird, damit er ſeine Leiden vergeſſe, und einem neugeſtarkten Daſein entgegenruhe.

Es iſt ein Schlummerlied von der ſchönſten Sorte, deſſen Inhalt den Verlauf der Nacht von der Abenddämmerung bis zur Morgenröthe zum Gegenſtande hat. Die Stelle:

Säume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift
Alles kann der Edle leiſten
Der verſteht und raſch ergreift.

gehört wohl zu den vortrefflichſten die er je geſchrieben.

In der letzten Zeile iſt zu bemerken, daß die darin gemachte Correctur mittelſt eines aufgeklebten Stückchens Papier bewirkt worden, wobei ich wohl einer Eigenthümlichkeit Goethes gedenken mag, welche darin beſtand, daß er gern einen Topf mit Kleiſter und einen Pinſel in ſeiner Nähe hatte, um an der Stelle, wo ein Ausdruck ihm nicht gefiel, ein weißes Stückchen Papier aufzukleben, damit die Correctur in der reinſten, deutlichſten Weiſe geſchehen könne. Dieſe Handſchrift wie geſagt, trägt davon eine Probe in der letzten Zeile.

Desgleichen habe ich noch zu erwähnen, daß Goethe ſeine Gedichte am liebſten mit lateiniſchen Lettern ſchrieb, den Fauſt dagegen mit deutſchen; ſowohl den im Jahre 1775. in Frankfurt geſchriebenen erſten Theil, als auch den im Jahre 1830 in Weimar geſchriebenen zweiten; wobei im hohen Grade merkwürdig iſt, daß ſeine Handſchrift während eines ſechzigjährigen Autorlebens ſich wenig oder gar nicht verändert hat.

Weimar d. 14.ª Juli 1853.

Dr. J. P. Eckermann.

6.

Eckermann über Goethes Handſchrift.

So wie der Klang der Stimme eines Menſchen zu ſeinen vorzüglichen Eigenthümlichkeiten zu zählen iſt, ſo iſt ſeine Handſchrift nicht weniger merkwürdig und zu beachten. Den Erſten Theil des Fauſt ſchrieb Goethe wie er mir vor Jahren erzählte auf Poſtpapier; und zwar hütete er ſich, darin die geringſte Correctur zu machen, ſo daß

das Manuſcript als ein Muſter von Reinheit anzuſehen war. Dieſe ſaubere Handſchrift Goethes hat ſich ſein Lebelang erhalten. Ohne Pedanterie, ohne ſteif zu erſcheinen, wie bei einem der nach Accurateſſe ſtrebt, und dann dieſem Ziel ein ſolches Gepräge aufdrückt, daß man es jedem Worte anſieht: es iſt darauf abgeſehen eine große Nettigkeit und Sauberkeit zu zeigen, und ſo wie man zu ſagen pflegt, ſtets im Sonntags-Anzug einher zu gehen, weit entfernt von dieſem, bewegte ſich ſeine Handſchrift durchaus frei und ungezwungen.*)

*) Aus einem Anfang von „Geſpräche mit Goethe über den zweiten Theil des Fauſt".

10.

Eckermanns Verhandlungen mit dem Buchhandel wegen ſeiner Geſpräche mit Goethe.

1.

Eckermanns „Plan“ für Brockhaus.

[Entwurf.]

Plan.

Ein Manuſcript in zwey Bänden unter dem Titel: **Geſpräche mit Goethe** in den letzten Jahren ſeines Lebens, 1823—1832., liegt bey mir zum Druck fertig.

Als vertrauter Schüler und Mitarbeiter Goethes habe ich auf dieſes Werk die Stunden meiner Muße von neun Jahren verwendet und darf bey der großen Bedeutung und dem Reichthum ſeines Inhalts eines höchſt günſtigen Erfolges gewiß ſeyn.

Es iſt der Art daß Franzoſen und Engländer nicht ſäumen werden es ſogleich in ihre Sprache zu überſetzen und es dürfte daher räthlich ſeyn es ſogleich in drey Sprachen erſcheinen zu laſſen. Dadurch käme man in den Fall nicht allein auf gründliche gediegene Überſetzungen hinzuwirken ſondern auch daraus einen deſto bedeutenderen pecuniären Gewinn zu ziehen.

Bereits im Jahre 1826. überſetzte ein in Weimar damals anweſender engliſcher Gelehrter einige Geſpräche des Jahres 1825. und fragte unter der Hand bey dem Buchhändler Murray in London an, worauf denn alſobald eine Antwort zurück kam daß gedachte Buchhandlung ein Werk dieſer Art ſehr bedeutend honoriren würde. Da indeß das Werk damals erſt im Entſtehen war und Goethe mich beſtimmte meine Geſpräche mit ihm erſt einige Jahre nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen, ſo ließ ich die Angelegenheit ruhen. Später ließ eine Pariſer Buchhandlung zu gleichem Zweck bey mir anfragen allein ich ging aus gleichen Gründen gleichfalls nicht weiter darauf ein.

Jetzt nachdem ich die vielfach verzögerte und durch mehrere Umstände unterbrochene Redaction vor wenig Tagen beendiget habe und das Manuscript in reinlicher Abschrift zum Druck bereit liegt, auch die politische Ruhe dem schnellen Erscheinen des Werkes sehr günstig ist, mag ich mich persönlich mit den auswärtigen Buchhändlern in derartige Unterhandlungen nicht einlassen sondern ich möchte, um das Geschäft zu vereinfachen und alle Collision zu verhindern, das ganze Unternehmen einem soliden deutschen Buchhandel ganz allein überlassen.

Es wäre jetzt vielleicht der kürzeste Weg wenn der deutsche Verleger sich mit einem Buchhändler zu Paris und London vereinigte und zu Behuf einer tüchtigen englischen und französischen Übersetzung die deutschen Aushängebogen immer schnell so wie sie die Presse verlassen dahin gelangen ließe.

Dieses würde und dürfte die Erscheinung der deutschen Ausgabe nicht aufhalten, und der auswärtige Buchhändler hätte den Vortheil, daß er die Übersetzung sogleich ankündigen und auch sehr bald nach Erscheinung der deutschen publiciren könnte. Von dem hieraus zu hoffenden Gewinn würde ich mir die Hälfte ausbedingen.

Die Aushängebogen von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, welches Werk für die Engländer nur von geringem Interesse seyn konnte, waren dennoch einem englischen Buchhändler für 100. Pfund verkauft, wiewohl die Sache nicht zur Ausführung kam weil deutscher Seits die Bedingungen nicht erfüllt worden.

Indem ich nun das Weitere in dieser Angelegenheit den Einsichten meines deutschen Verlegers überlasse, bemerke ich nur noch bloß daß in London der berühmte englische Schriftsteller und Kenner der deutschen Literatur Thomas Carlyle, sowie in Paris der rühmlichst bekannte Ampère mir persönlich befreundet sind, und daß beyde der Erscheinung meines Werkes mit Verlangen entgegen sehen und die Übersetzung vielleicht selbst übernehmen oder doch befördern könnten.

Die Hauptsache aber ist und bleibt die deutsche Ausgabe und ihre schnelle Erscheinung. Ich will über diese gleichfalls meine Gedanken mittheilen.

Man darf dieses Buch halb und halb als ein Werk Goethes betrachten und zwar als ein gesprochenes, indem mein Verdienst hauptsächlich nur in der Auffassung und künstlerischen Darstellung besteht. Wer daher Goethes Werke besitzt wird den eigentlichen Goethe

icht vollſtändig haben wenn er nicht auch dieſe Geſpräche hinzu-
üget.

Aus dieſem Grunde und bey dem hohen Werth des Werkes an
ch, läßt ſich daher mit Sicherheit auf einen ſehr bedeutenden Abſatz
echnen.

Um aber durchaus ſicher zu gehen und damit es mir möglich ſey
ey einer bald zu hoffenden zweyten Auflage das Buch noch zu ver-
eſſern und zu vervollſtändigen, ſo wäre mein Wunſch, für jetzt nur
000. Exemplare zu drucken.

Wählte man Format und Schrift ganz ſo wie die letzte Octav-
usgabe von Goethes Werken, ſo würden die beyden Bände jeder
twa 25. Bogen ſtark werden.

Beſtimmte man nun den Preis der Art, daß nach Abzug der den
ortimentshändlern zu gebenden Procente von jedem Exemplar
. ℳ. Conv. M. in Caſſe kämen, ſo würde ſich die Einnahme der erſten
uflage zu 9000. ℳ. Conv. M. ſtellen.

Was nun das Honorar betrifft, ſo würden mir 3000. ℳ. Conv. M.
u zahlen ſeyn. — Hievon ſollten bezahlt werden 1000. ℳ. nach be-
ndigtem Druck. Das zweyte Tauſend nach Abſatz von 2000. Exem-
laren. Und das 3te Tauſend nach Abſatz des Ganzen. Und zwar
ollte ich mit dieſem 3ten Tauſend eine Art von Garantie leiſten, der-
eſtalt, daß wenn von dem 3ten Tauſend etwa nur 500. Exemplare
bgeſetzt werden mir auch nur 500. ℳ. bezahlt werden ſollten, und ſo
eiter nach Verhältniß.

Die Koſten für Papier und Druck würden ſich etwa auf 1300. ℳ.
elaufen und es würde mithin außer jenem Antheil aus dem etwaigen
Verkauf der Aushängebogen für London und Paris ein reiner
Gewinn von wenigſtens 4000. ℳ. für meinen Verleger mit einiger
Sicherheit zu hoffen ſeyn.

An Freyexemplaren würde ich mir 30. ausbedingen welche über
en 3000. zu drucken wären. und zwar 10. Exemplare auf gutem
Velinpapier um damit Geſchenke an fürſtliche Perſonen zu machen,
ndem das Werk Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Frau Großherzogin-
Großfürſtin zu Weimar dedicirt iſt und ich Rückſicht gegen dieſe
ahlreiche fürſtliche Familie zu nehmen habe.

Ferner würde es mir aus verſchiedenen Gründen ſehr angenehm
eyn wenn ich die letzte Correctur haben könnte. Nach meiner Meinung

brauchte man mit dem Druck bloß ſolange zu zögern bis etwa 5 bis 6. Bogen geſetzt corrigirt und in meinen Händen geweſen wären. Es würde ſodann bey dem täglichen und raſchen Poſtenwechſel durchaus keine Stockung eintreten.

Dieſes wären etwa die weſentlichſten Punkte welche das Fundament eines dort aufzuſetzenden Contractes bilden würden, wobey ich noch bemerke daß das Werk nach Abſatz der erſten Auflage als ein reines Eigenthum an mich zurückfiele, ſo daß es mir frey ſtände es wieder demſelbigen Verleger oder auch einem anderen zu geben.

Bey dem großen Intereſſe des in meinem Buch behandelten Gegenſtandes und bey der ſowohl in Frankreich als England jetzt herrſchenden Neigung für deutſche Literatur und Kenntniß der deutſchen Sprache wäre gewiß auch von der deutſchen Ausgabe in jenen Ländern ein bedeutender Abſatz zu machen ſo daß denn in Erwägung aller Umſtände an einem baldigen Vergreifen der ganzen Auflage wohl nicht zu zweifeln ſeyn dürfte.

Weimar d. 4.ª December 1835.

2.

Eckermann an A. Frorieb.

[Entwurf.]

Hochgeehrteſter Herr und Freund.

Meinem früheren Verſprechen gemäß verfehle ich nicht das nunmehr fertige Manuſcript des 3ten Bandes meiner Geſpr. mit G. zunächſt Ihrem Hauſe hiemit zum Verlag anzubieten, und zwar unter folgenden Bedingungen.

Von der Auflage der bereits erſchienenen 2. Bände a 4 ℳ. ſind bis jetzt gegen drittehalb Tauſend abgeſetzt.

Der jetzige dritte Band iſt vollkommen ſo reich ausgeſtattet als jene erſten und es läßt ſich wohl annehmen, daß wenigſtens der größte Theil der Beſitzer der beiden erſten Bände auch dieſen dritten kaufen, da dem Buch bis jetzt die gleiche Gunſt geblieben iſt. Auch iſt der dritte Band ſo gehalten, daß er ein Ganzes für ſich bildet und ihn Leute kaufen können die jene beiden erſten Bände nicht beſitzen.

Dennoch aber möchte ich daß man dieſe jetzige Aufl. nicht ſtärker machte als zu 2000., die, a 2. ℳ. 4000. ℳ. geben würden.

Von diesen 4000 würden 1000. ℛ. für die Sortimentshandlungen abgehen, 2000. Thaler der Verlagshandlung zufallen und 1000. ℛ. mir als Honorar zu gewähren seyn.

Besondere Umstände indeß machen es dringend nöthig, daß von gedachtem Honorar mir sogleich 500. ℛ. bezahlt würden, während die zweiten 500. ℛ. bis Johanni vielleicht auch länger Zeit hätten.

Wären diese Bedingungen Ihnen recht so könnte ich das Manuscript sogleich abliefern und der Druck alsobald beginnen.

In der Hoffnung daß wir uns vereinigen mögen mit der freundschaftlichsten Hochachtung

Ihr

ergebenster

W.
d. 10.ᵗᵉ Januar 48.

E.

3.

R. Froriep an Eckermann.

Verehrtester Herr und Freund!

Auf Ihre gefällige Zuschrift vom gestrigen Tage muß ich mir zunächst, ehe ich einen Entschluß fassen kann, noch die Frage erlauben, wie viel Druckbogen der 3ᵗᵉ Band Ihrer Gespräche geben würde. Danach erst bin ich im Stande mir eine Berechnung dafür aufzustellen, welche übrigens nicht so einfach sich stellt, wie Sie dieß in Ihrem Schreiben angesezt haben, da ¼ Rabatt für die Sortimentshändler bei Werken die nicht Commissions Artikel und auch nicht durch ungewöhnliche Ausstattung ausgezeichnet sind, etwas durchaus ungewöhnliches ist, was man dem Sortimentshändler nicht wohl bieten darf.

Hochachtungsvoll und freundschaftlichst

der Ihrige

Weimar 11 Jan. 1848.

R. Froriep.

4.

R. Froriep an Eckermann.

Verehrtester Freund!

Mit Bedauern muß ich Ihnen anzeigen, daß ich bei den gestellten Bedingungen auf den Verlag des 3ᵗᵉⁿ Bandes Ihrer Gespräche verzichten muß; selbst unter Voraussetzung eines baldigen Absatzes der

Auflage, welcher indeß nach den Erfahrungen über die beiden erſten Bände nicht zu erwarten iſt, würde dennoch der mögliche Gewinn für meine Handlung ſo gering ſeyn, daß er merkantiliſch mit dem Riſiko gar nicht in einem einigermaßen richtigen und zu rechtfertigenden Verhältniß ſteht, was ſich überdies noch ungünſtiger ſtellt, wenn man für die Sortimentshandlungen 33 1/3 Rab. berechnet, worauf dieſelben einen Anſpruch haben, da jezt nicht wie früher eine Art von Commißions Geſchäft gemacht würde, wobei Brockhaus allerdings 25% Rabatt nach dem Herkommen berechnen konnte. (Dieß nur, damit Sie nicht glauben, ich mache Schwierigkeiten, die nicht vorhanden ſeyen).

Mit vorzüglicher Hochachtung u. herzlicher Ergebenheit

der Ihrige

Weimar d. 12.ª Januar 1848. R. Froriep.

3.

Eckermann an Heinrichshofen.

(Entwurf.)

Hochgeehrteſter Herr und Freund!

Ich habe bislang nicht erfahren was aus meiner letzten Sendung engliſcher günſtiger Urtheile geworden iſt, die ich für Sie zu weiterer Verbreitung überſetzt und gleich nach der Meſſe Ihnen zugeſchickt hatte. Vielleicht war es an dem bereits früher Mitgetheilten und Abgedruckten ſchon genug, welches mir auch recht wäre. Nur möchte ich erfahren ob Sie es erhalten.

Es kommt mir oft der Gedanke ob es nicht gut wäre mit der Niederſchreibung desjenigen fortzufahren was Goethe zu Folge meiner Tagebücher über den zweiten Theil des Fauſt mit mir verhandelt hat. Dieſes Werk iſt noch für ſo viele Menſchen ein Räthſel, daß damit manchem gedient ſein dürfte. Was denken Sie davon.

Ich bin mit Vorbereitungen zu einer Reiſe beſchäftigt die ich mit meinem Sohn nach Dresden zu machen gedenke. Ich würde dort etwa 6 bis 8. Wochen verweilen bis zur Zurückkunft unſeres Hofes. Im Fall das Jahr 1850. etwas für mich gebracht hat, würde es mir lieb ſein, ſolches in den nächſten Tagen als einen willkommenen Beitrag zu erhalten.

Ich werde von Dresden Ihnen meine dortige Adreſſe ſchreiben um auch von dort mit Ihnen im ſchriftlichen Verkehr bleiben zu können.

Liszt iſt mit ſeiner Fürſtin immer noch in Eilſen und hat bis jetzt das gute Weimar vergebens auf ſeine baldige Zurückkunft warten laſſen. Sein Freund Adolph Stahr und Fanny Lewald ſind ſeit einiger Zeit hier und mit mir faſt in täglichem mir höchſt angenehmen Verkehr.

Leben Sie wohl für heute in Hoffnung bald etwas von Ihnen zu hören.

Mit den herzlichſten Grüßen

Hochachtungsvoll Ihr ergebenſter

Weimar
d. 12.ª Juli 51.

Eckermann.

6.
Eckermann an Heinrichshofen.
(Entwurf.)

Hochgeehrteſter Herr!

Sie haben vielleicht geleſen oder gehört, daß außer der bereits vor längerer Zeit zu Boſton in Amerika erſchienenen Überſetzung der beiden erſten Theile meiner „Geſpräche“ dieſen Winter eine anderweite Überſetzung des ganzen Werkes im Verlage von Smith Elder & Co. zu London erſchienen iſt und zwar von dem als Überſetzer rühmlichſt bekannten John Oxenford. Dieſe Überſetzung iſt in meinem Beſitz und ſtände Ihnen zu Gebote im Fall Sie Neigung haben ſollten ſie anzuſehen. Ich habe den größten Theil davon geleſen und finde ſie im Ganzen mit großer Treue behandelt (ſo daß es ſich faſt lieſet als wäre es das Deutſche ſelber). Engliſche Zeitſchriften haben ſich über das Buch ſehr günſtig vernehmen laſſen. Der Examiner ſagt unter anderm:

„We cannot praise these volumes too highly. They are a most valuable contribution from German literature and rank with the most delightful productions of our own.„

Bulwer, der über das erſchienene Werk eine eingehende Anzeige macht, hebt an der Überſetzung unter anderm hervor, daß ſie zugleich

das Verdienſt habe, den dritten Theil in die beiden erſten nach dem fortlaufenden Datum eingeſchaltet zu haben. „As now presented, ſagt er, with this recent volume incorporated in the text of its predecessor, the book reaches the English reader in its most perfect state.“ Und dieß iſt nun der eigentliche Punkt weswegen ich dieſe Angelegenheit gegen Sie zur Sprache bringe.

Ich habe nämlich ſchon damals, als ich den dritten Theil ſchrieb, darauf Rückſicht genommen, daß er einſt in die beiden erſten nach dem Datum eingeſchaltet werden könnte. Jetzt dürfte freilich eine ſolche Maßregel noch nicht an der Zeit ſein, indem von der bisherigen Ausgabe noch einiger Vorrath liegen wird. Aber es wäre doch ſchon Zeit zu überlegen, ob Sie überhaupt eine ſolche Ausgabe nach Art der engliſchen Überſetzung für vernünftig, für wünſchenswerth und für möglich halten und welche Schritte dazu einzuſchlagen wären, ein ſolches Ziel ſeiner Zeit zu erreichen. Dieſe Angelegenheit drängt für den Augenblick nicht. Eure Wohlgeboren würden mich verbinden, wenn Sie gelegentlich in einiger Zeit über dieſen Punkt mir Ihre gereifte Anſicht gefälligſt wollten zukommen laſſen.

Ich rüſte mich in dieſem Augenblick zu einer Reiſe, die ich mit meinem Sohn in einigen Tagen anzutreten hoffe und von welcher ich wahrſcheinlich erſt in 6 bis 8. Wochen nach Weimar zurückkommen werde. Sehr erwünſcht würde es mir ſein, wenn E. W. die Güte haben wollten mein Guthaben pro 1850. mir noch vorher zugehen laſſen zu wollen.

Ich verharre hochachtungsvoll

Euer Wohlgeboren

ergebenſter

Weimar d. 14.ª Juli 1851.

J. P. Eckermann.

11.

Verſchiedenes.

1.

Eckermann über den Ankauf der Goetheschen Sammlungen.

[Entwurf.]

Den beabsichtigten Ankauf der Goethe'schen Sammlungen betreffend.

Man hat in dieser Angelegenheit den Fehler begangen daß man sie in öffentlichen Blättern vor das deutsche Publicum brachte, ehe man noch die Goethe'schen Erben um ihre Absichten und Meinung gefragt hatte. — Man disponirte über Haus und Sammlungen in der Art als hätten die Goethe'schen Erben hiebei gar keine Stimme. Ein gewisser Berliner Literat schlug sogar öffentlich in einer erschienenen Brochüre vor man sollte das Goethe'sche Haus kaufen und daraus eine Theaterschule machen.

Dergleichen rücksichtsloses und indiscretes Verfahren hat die Goethe'schen Erben verstimmen und verletzen müssen und es wäre nun jetzt wo diese wichtige Angelegenheit auf den Wunsch Ihrer K. Hoheit der Frau Gr. mit Ernst angegriffen werden soll, der allernothwendigste und erste Schritt daß man die Goethe'sche Familie für einen Verkauf im Ganzen auf jede höfliche und zuvorkommende Weise zu stimmen und zu gewinnen suchte.

Der jüngere Hr. v. Goethe ist bereits am Dienstag nach Berlin abgereist. Ich würde aber, im Fall Ihre Kaiserl. Hoheit es wünschten, sogleich an ihn schreiben und ihn für einen Verkauf im Ganzen und für das Zusammenbleiben der Sammlung in Weimar zu überreden mich bemühen. Ich würde besonders zwei Motive bei ihm geltend machen:

1., würde ich ihm sagen: Wenn Du die Kunstsammlungen Deines Großvaters durch gedruckte Cataloge vor ganz Europa ausbietest, so

wird man von allen Ecken und Enden der Welt her Bestellungen auf die entschieden guten Stücke machen, das weniger Gute und Unbedeutende aber wird niemand haben wollen und Ihr werdet dadurch großen Schaden leiden. — Auch wird die Bezahlung und Einkassirung des Geldes aus den entferntesten Gegenden her mit großen Schwierigkeiten, Unkosten, ja wohl gar mit Verlusten verknüpft seyn, welches alles bei einem Verkauf im Ganzen nicht der Fall wäre.

Und 2^tens würde ich ihm sagen: Wenn Du die Sammlungen Deines Großvaters durch öffentlich verbreitete Cataloge im Einzelnen verkaufen wolltest so würdest Du sie nach allen vier Winden zerstreuen und Du würdest sie verlieren. Durch einen Gesamtverkauf aber und durch ihr Verbleiben in Weimar würdest Du sie gewissermaßen behalten denn sie wären Dir ja jeden Tag zugänglich. — Zugleich aber würdest Du eine Pietät gegen Deinen Großvater ausüben, wenn Du dasjenige was Er durch ein langes Leben hindurch mit der größten Mühe und Aufopferung zusammenbrachte auch Deinerseits zusammenzuhalten und zu bewahren suchtest. Auch würdest Du eine Tugend gegen Deine Vaterstadt ausüben, indem Du ihr einen Schatz zu erhalten beitrügest der noch in künftigen Jahrhunderten sicher zu ihren vorzüglichsten Zierden zu zählen seyn dürfte.

Dieses würde ich an Wolf schreiben, der es seinem Bruder mittheilen müßte und ich zweifle nicht daß die beiden Hrrn. v. G. solchen Gründen nachgeben werden.

Sodann wäre noch dieses: Ich weiß aus vielen Unterredungen mit dem jüngeren Hrn. v. G., daß er sehr an Weimar hängt, und daß eine baldige Eröffnung einer Aussicht auf eine Anstellung im hiesigen Staatsdienst ihm angenehm seyn würde. Auch weiß ich daß ihm der Gedanke lieb geworden ist, in künftiger Zeit Sr. Königl. Hoheit dem Erbgroßherzog etwas seyn zu können. — Ich äußere dieses als einen Wink, der vielleicht in gegenwärtiger Angelegenheit zu benutzen wäre.

Wenn nun aber auch die Goethe'schen Erben zu einem Gesamtverkauf der Sammlungen ihres Großvaters sich bewegen ließen; so wäre es eine andere Frage ob sie auch zum Verkauf des Hauses sich schon jetzt geneigt zeigen werden. Sollten sie zu einem Verkauf des Hauses vor der Hand nicht geneigt seyn, und sollten sie ihr Väterl. Erbtheil gerne künftig bewahren wollen, so entstände die Frage, ob die Sammlungen nicht in den bisherigen Räumen des G. Hauses gegen

eine gewiſſe jährliche Miethe bleiben könnten. — Denn dieſe Sammlungen in einem anderen Local als das Goethe'ſche aufzuſtellen, möchte ihnen einen gewiſſen Nimbus nehmen. Doch müßte man den künftigen Ankauf des Hauſes immer im Auge behalten.

Es werden über die Sammlungen jetzt Cataloge angefertigt die man in franzöſiſcher Sprache drucken zu laſſen die Abſicht hat. — Daß nun über alles was da iſt genaue Cataloge angefertigt werden, wird immerhin gut ſeyn; allein es müßte jetzt, da man die Abſicht hat, die Sammlungen in Weimar zu behalten, ſogleich darauf eingewirkt werden, daß die Cataloge nicht in's Franzöſiſche überſetzt und daß ſie nicht gedruckt würden. Durch ein leiſes wohlthätig retardirendes Einſchreiten in dieſer Hinſicht würde man den Goethe'ſchen Erben viele unnütze Koſten erſparen. Herr Geh. R. v. Müller würde wohl am beſten dieſe Angelegenheit mit Hrn. v. Schorn und Hrn. Schuchart vertraulich beſprechen.

Sobald nun die Goethe'ſchen Erben ihre Zuſtimmung zum Geſamtverkauf der Sammlungen gegen die taxirte Summe gegeben, würde die Herbeiſchaffung des erforderlichen Geldes wohl keine Schwierigkeiten machen. Die Angelegenheit würde als eine Nationalſache behandelt werden und ganz Deutſchland würde dazu beitragen. Es würde ſich in Weimar ein Central-Comittee von einigen Nahmhaften Männern bilden müſſen, von denen die erſten öffentlichen Aufforderungen ausgingen, und welche auf die Bildung anderer Comittée's in den Hauptſtädten Deutſchlands einwirkten. Die öffentliche Stimmung für dieſe Angelegenheit iſt allgemein ſo gut, daß an der Herbeiſchaffung der erforderlichen Summe gar nicht zu zweifeln iſt.

Weimar d. 29.ª Octbr. 1841.

Dr. J. P. Eckermann.

2.

Begleitſchreiben an die Großherzogin.

[Entwurf.]

Durchl. Großh.
Gnädigſte Fürſtin

Eu. K. Hoh. erl. ich mir in der Anlage einige Bemerkungen über den Ankauf der G. S. ehrfurchtsvoll zu überreichen. — Vielleicht finden

Höchſtdieſelben Sich veranlaßt dieſe kl. Schrift auch Hrn. Miniſter Schweizer mitzutheilen.

Ich erwarte nur Ihrer K. H. weitere Befehle ob und was ich an W. ſchreiben ſoll. Morgen iſt der Geburtstag der Fr. v. G. Dieſen Mittag bin ich bei ihr zu Tiſch geladen, und es wird mir alſo nicht an Gel. fehlen mit Fr. v. G. die S. ausführl. zu beſprechen.

In tiefſter Verehrung

E. K. H.

W. d. 30.ª Octbr 41. unterthänigſter

3.

Eckermann über ein Geſpräch mit Cowley.

[Unvollſtändiger Brief.]

Gotha Mittwoch Abend.
d. 24.ª Septbr 1828.

Als ich geſtern nach 8. bey der Profeſſorin eintrat fand ich eine ſehr heitere Geſellſchaft tanzender Engländer und junger Damen. Miſter Cowley hatte ſich in eine Ecke geſetzt, gegen 10. gingen die jungen Engländer auf ihre Zimmer, die Damen hatten ſchon früher ſich empfohlen und ſo blieb ich mit Mr. Cowley und der Profeſſorin alleine, die ſoweit ſie unſer Engliſches verſtehen konnte an unſeren Geſprächen theil nahm. Dieſe waren höchſt intereſſant inſofern der Fremde höchſt bedeutende Dinge ſagte und ich ſie leidenſchaftlich aufnahm und mit Wenigem anregte und fortzuſpinnen wußte. Der jetzige Zuſtand des franzöſiſchen Theaters, Shakſpeare, Milton, waren die Hauptgegenſtände um die ſich die Äußerungen des geiſtreichen Fremden drehten. Talma, ſagte er, war ein geborener Engländer, er vollendete ſeine Erziehung in Frankreich, kehrte dann nach London zurück, wo er durch einige ausgebrochene Ziegeln im Dache des Vaterhauſes, die er ſo wieder fand wie er ſie verlaſſen, an ſeine verlebten Kinderjahre erinnert wurde. Seinen Geſchmack bildete er an der engliſchen Bühne, und als er nachher in Paris auftrat, war ſeine Art der Darſtellung eine andere als die Franzoſen bisher gewohnt waren. Die Franzöſiſchen Trauerſpiele waren bisher mehr geſprochen als dargeſtellt worden, der Held bewegte ſich kaum von der Stelle, er ſagte daß er liebe, daß er leide, daß er in Wuth ſey, aber man glaubte es

ihm nicht, denn der Ausdruck der körperlichen Bewegungen, war ein anderer als die Worte, oder vielmehr er trug nichts dazu bey um jene zu bestätigen. Und so glichen die französischen theatralischen Vorstellungen schlechten Gemälden die sich nicht selber aussprechen sondern unter die es geschrieben werden muß was die Figuren bedeuten und sagen wollen. Nun kam Talma der nicht bloß durch den Ausdruck seiner Figur seinen Worten Wahrheit und Nachdruck gab sondern dessen Spiel in so hohem Grade das Gepräge der Natur an sich trug, daß er auch ohne Worte in die Empfindungen der Hörer einzudringen und sie zu rühren und zu erschüttern vermochte. Da nun sein Herkommen, wie das seiner Kunst, ein Englisches war, so konnte auch das englische Theater das sich seit vorigem Winter in Paris gegründet, sogleich Eingang finden, es war nicht fremd, man hatte sich durch Talma hinangebildet, und dieser Künstler ist sonach als die Brücke anzusehen, worauf die Franzosen von der veralteten langweiligen Art zu der lebendigen neuen Schule haben gelangen können. M^r. Cowley äußerte daß die englischen Schauspieler in Paris mit ihren freyen Stücken auch einen bedeutenden Einfluß auf die dramatischen Schriftsteller ausüben und sich also auch unter diesen eine neue Schule bilden müsse. Ich sagte daß dieses bereits auf literarischem Wege, durch Shakspeare Goethe und Schiller geschehen, wovon die Soirées de Neuilly, Theatre de Clara Gazul, sowie auch vorzüglich les Barricades und les Etats de Blois die trefflichsten Beweise böthen welche zu lesen ich ihm empfehlen und anrathen wolle.

Sodann hatte er über Shakspeare gar treffliche Gedanken.

Ich fragte ihn ob man die Shakspeare'schen Stücke auf den englischen Theatern so spiele wie sie geschrieben ohne alle Auslassungen? Keineswegs, sagte er; alles was darin zu roh und unanständig ist, oder was auch sonst nicht dem Geschmack zusagt, wird ohne weitere Scrupel ausgelassen und man zwingt niemandem auf, was er nicht hören und sehen mag. Wir gehen hiebey um so freyer zu Werke, als wir keineswegs vor den Shakspeare'schen Stücken einen so unbedingten Respect haben wie in Deutschland, indem wir ohnehin wissen und annehmen, daß nicht alles was in den Stücken jetzt gedruckt dasteht, auch wirklich von Sh. herrühre. Bey Shakspeares Lebzeiten ist keins seiner Stücke gedruckt worden, sie erhielten sich am Theater durch Abschriften und durch mündliche Tradition unter den Schau-

ſpielern. Dieſen war es nun damals wie jetzt vor allem um Beyfall zu thun, und ſie machten der Gallerie gerne einen groben Spaß, wenn das gewünſchte Beyfall-Geklatſche und Gebrülle von oben auf keine andere Weiſe zu gewinnen war. Der Schauſpieler der die Rollen des Narren und anderer niederer Perſonen hatte, ſchnitt ſich ſolche zu nach dem Wunſche der Gallerie und der Form des eigenen Leibes, und ſo iſt denn manches Beſtialiſche zum Vorſchein gekommen woran Shakſpeare nie gedacht hat. Ich ſagte Hrn. Cowley daß er in dieſen ſeinen Anſichten, die er wahrſcheinlich ſehr guten hiſtoriſchen Quellen verdanke, ganz mit denen zuſammenträfe die Goethe in Folge ſeines Tiefblickes und einer Art von Inſpiration ausgeſprochen, und die wir gerne auch bey übrigen guten Köpfen in Deutſchland möchten verbreitet ſehen.

Ich weiß nicht mehr durch welchen Übergang, genug das Geſpräch lenkte ſich hierauf zu Milton. „Dieſem großen Dichter, ſagte Hr. Cowley, war anfangs die engliſche Kirche ſehr im Wege um durchzudringen. Addiſon in ſeinem Spectator machte ihm Bahn ſo wie er auch Shakſpeare zuerſt bey ſeiner Nation zu Ehren gebracht. Die Geiſtlichen hatten Milton als einen Atheiſten verſchrieen weil er in ſeinem „Verlorenen Paradieſe„ gegen gewiſſe kirchliche Anſichten beſonders die Trinitäts-Lehre verſtoßen.„ Ich fragte Hrn. Cowley ob Milton auch dramatiſches Talent beſitze. „Er hatte eine ſolche Richtung, antwortete der Fremde; denn er hat nicht allein Treffliche Sachen für die Bühne gemacht, ſondern auch ſein großes Epos hatte er anfänglich für die Bühne concepirt nach dem Muſter italieniſcher religiöſer Stücke. In ſeinem verlorenen Paradieſe das er in Italien angefangen, ſind noch ſolche dramatiſche Stellen.„

Wir ſprachen weiter von ähnlichen Dingen, ich muß jedoch hier abbrechen, um Ihnen von meiner Fahrt hieher und dem heutigen Tage zu erzählen. Ich ſchreibe dieſe Zeilen in Gotha im Gaſthofe zum Rieſen, unten in der Wirthsſtube an Table d'hôte. Verſchiedene Reiſende ſitzen im Zimmer hier und dort, die umherſtehenden Lichter brennen trübe, die Fremden ſitzen redelos und ich höre in der Stille das Gekritzel meiner Feder.

Ich hatte dieſe kleine Fahrt abſichtlich unternommen um mich einmal zu beſinnen; ſeit zwey Jahren war ich nicht aus Weimar gekommen und in der letzten Zeit in mannigfaltige Verwirrungen

gerathen aus welchen durch ein klares Umherſchauen mich zu befreyen mir zum dringenden Bedürfniß geworden war. Dieſes iſt mir nun ſchon heute vollkommen gelungen; ich bedurfte bloß neuer ſinnlicher

4.

Eckermann über ſeine Neigungen ꝛc.

Das mündliche Lehren und Wirken iſt gar nicht meine Sache. Es fehlt mir alles redneriſche Talent, indem ich durch ein lebendiges Vis a vis mich immer bedingt fühle und ſelten zu Freyheit und kräftigem Hinſtreben des Gedankens gelange.

Dagegen das ſchriftliche Entwickeln meiner Gedanken iſt meine eigentliche Luſt; ich halte jeden Tag für verloren an dem ich nicht einige Seiten geſchrieben habe die mir Freude machen.

Ich möchte immer ſchreiben; und leben wie jeder Handwerker und Künſtler dem man bezahlt was er macht.

Das Leben iſt doch ein wunderlich Ding! Heute befreyſt du dich von einer Laſt die dich lange gedrückt, du athmeſt auf und glaubſt dich für immer geborgen, und über ein Kleines fühleſt du wieder den Druck einer gleichen Bürde. Es iſt ein gewälzter Stein, der jeden Augenblick ſtockt und der immer wieder gehoben ſeyn will.

Es iſt ein Leiden lange über ſich ſelber zu denken; man kommt ſich zuletzt vor wie ein Geſpenſt und flüchtet ſich aus dem Labyrinth ſeines Innern wieder in die freye lebendige Welt, welche zu behandeln, zu genießen und zu betrachten wir eigentlich geboren ſind.

Genf d. 7.ᵉⁿ Septbr. 1831.

Abends am Billardtiſche.

3.

Eckermann über einen Traum.

Montag d. 14.ᵉⁿ November 1836.

Es iſt eine alte Wahrheit, daß dasjenige, womit wir uns den Tag über lebhaft beſchäftigen uns auch Nachts im Traume häufig zu ſchaffen macht, und ſo war es denn nicht zu verwundern, daß in den erſten Jahren nach Goethes Tode, wo jeder Tag ſein Andenken lebhaft in mir zurückrief, ich auch Nachts in meinen Träumen häufig mit ihm zu thun hatte. Und zwar ſah ich ihn gewöhnlich als einen Lebendigen; ich hielt mit ihm allerley Geſpräche und verließ ihn ſtets mit der frohen Überzeugung daß er nicht todt ſey.

Auch in der vorigen Nacht führte mich der Traum abermals in Goethes Haus, und ich ſah ihn, dießmal mit ſeinem Sohne, im hohen Grade heiter und lebensfriſch mir entgegen kommen. Wir begrüßten uns wechſelsweiſe als ſolche die ſich lange nicht geſprochen, wobey ich in meinem Innern eine Art von Beſchämung fühlte, daß ich ihn in vier Jahren nicht beſucht, und daß ich, trotz meiner wiederholten Träume von ihm, dem allgemeinen Gerücht Glauben geſchenkt daß er todt ſey.

Goethe wie ſein Sohn waren beyde in Hüten und braunen Oberröcken und in ihren Bewegungen beſonders raſch und rüſtig. Sie machten mir den Eindruck von Männern die nach langer Abweſenheit ihr Haus wieder betreten und die das Wiederſehen einer liebgewordenen Umgebung in eine heitere Aufregung verſetzt hatte. Dabey war die Farbe ihrer Geſichter der Art, als ſeyen ſie lange der freyen Luft und dem Wind und Wetter ausgeſetzt geweſen, durchaus friſch und vom kräftigſten Ausdruck.

Nachdem wir uns alſo auf das herzlichſte begrüßt hatten und es mir nach der erſten Überraſchung des Wiederſehens ein wenig bequem geworden, konnte ich nicht umhin, das allgemeine Gerücht von ſeinem Hinſcheiden gegen Goethe in Erwähnung zu bringen. Die Leute meynen, rief ich ihm lachend zu indem ich ſeine Hand faßte, Sie wären todt; ich habe aber immer geſagt daß es nicht ſo ſey, und ſehe nun zu meiner großen Freude daß ich Recht hatte. Nicht wahr, Sie ſind nicht todt? „Die närriſchen Leute, erwiederte Goethe, indem er

mich ſehr ſchelmiſch anſah, todt? — was ſollte ich todt ſeyn! — Auf Reiſen bin ich geweſen! Ich habe derweil viele Länder und Menſchen geſehen; im letzten Jahre war ich in Schweden„. Dieſes zu hören, erwiederte ich, iſt mir unendlich lieb. Aber vor allen Dingen, ehe wir weiter reden, was ſagen Sie zu meinen "Geſprächen„? Sie haben ohne Zweifel das Buch geleſen und es liegt mir, wie Sie denken können, ſehr viel daran, von Ihnen ſelbſt zu hören was Sie davon halten.

„Ich habe das Buch geleſen, erwiederte Goethe. Ihr habt Eure Streiche nicht ſchlecht gemacht und ich muß Euch loben. Auch unterwegs habe ich überall viel Gutes davon gehört; ja ein ſehr geſcheuter Mann äußerte ſogar daß meine Perſönlichkeit darin vortheilhafter erſcheine als in meinen eigenen Schriften. Er wollte von mir das Räthſel gelöſet hören, worauf ich ihm erwieberte: „es komme von der ſüdlichen Beleuchtung.„

Ich war, wie man denken mag, durch dieſe Äußerung Goethes im hohen Grade beglücket; wiewohl mir der Ausdruck: ſüdliche Beleuchtung ein wenig ſeltſam vorkommen wollte, ſo daß ich nicht recht wußte was ich davon zu halten und was ich mir dabey zu denken hatte.

Goethe ging in ſein Arbeitszimmer um einige Geſchäfte abzumachen und ließ mich mit ſeinem Sohne alleine, mit dem ich allerley heitere Geſpräche über unſere italieniſche Reiſe führte. Ich öffnete darauf ein längliches braunes Käſtchen mit verſchiedenen Manuſcripten, die ich nach und nach herausnahm, um ſie dem jungen Goethe zu zeigen. Ich hatte ihm grade ein Heft von etwa vier geſchriebenen Foliobogen in die Hände gegeben, als G. wieder herein und zu uns herantrat. Es waren Skizzen zu ferneren Geſprächen mit ſeinem Vater, worin ſehr viel corrigirt war, und die ich mir zu guter Zeit auszuführen vorgenommen. Goethe warf, ſeinem Sohn über die Schulter ſehend, einen Blick in das Manuſcript, und nahm es ihm ſodann aus den Händen, indem er darin weiter las und blätterte. „Hm! ſagte er, das ſcheint intereſſant zu ſeyn, das will ich mir doch ein wenig näher anſehen.„ Und ſo ging er mit dem Hefte in ſein Arbeitszimmer zurück und ließ uns beyde abermals allein.

Ich unterhielt mich mit dem jungen Goethe auf das angenehmſte fort, wobey ich zu meiner Freude bemerkte, daß ſein inneres Weſen

bey weitem geläuterter erſchien, daß ſeine Anſichten von einer höheren Stufe geiſtiger Bildung herabkamen und daß zwiſchen ihm und ſeinem Vater überall ein (noch) innigeres Verhältniß ſtatt fand als früher im Leben. Letzterer trat bald wieder herein und geſellte ſich zu uns indem er mir das Manuſcript zurückgab und mir empfahl die angedeuteten Gegenſtände ausführlicher zu behandeln, damit ſowohl das Überzeugende hineinkomme als auch einige Anmuth. „Ein abgeriſſenes Factum, eine nackte Äußerung, ſagte er, will nicht viel heißen; führen Sie aber den Leſer in das Detail der Situation, in die näheren Umſtände hinein, ſo ziehen Sie ihn in das Intereſſe des Gegenſtandes und er erfährt die Täuſchung als ſey das geläuterte Wahre ein Wirkliches das er in ſolcher Spiegelung zum zweytenmale mit zu erleben glaubt. In dem Gedruckten iſt Ihnen manches dieſer Art gelungen; ſehen Sie zu, daß dieſe Andeutungen des Manuſcripts jenem einigermaßen gleich kommen.„

Es war mir ſehr lieb durch ſo gute Worte Goethes mich zu ferneren Verſuchen der Art angetrieben und dadurch das früher Geleiſtete gewiſſermaßen ſanctionirt zu ſehen.

Wir lebten darauf die Nacht weiter mit einander fort, wobey es mir merkwürdig war, daß außer Goethe und ſeinem Sohn niemand weiter erſchien, ſo wenig irgend jemand ſeiner eigenen Familie, als irgend jemand ſeiner übrigen Freunde und Angehörigen; ſelbſt nicht ein Diener ließ ſich ſehen.

Mit Anbruch des Tages war die Scene verändert. Wir hatten eine Stadt im Rücken und befanden uns an einem ſehr breiten Strom, an einer Fährſtelle, die zugleich als Ausladeplatz diente, wie an verſchiedenen Kaufmannsgütern und aufgeſchichteten tannenen Brettern zu ſehen war. Einige Böte lagen auf dem Strande, als in der Ausbeſſerung begriffen, oder ihrer bedürftig. Der breite Strom glänzte in dem Schein der anbrechenden Morgenröthe, während hoch über uns in friſcher Himmelsbläue die Halbſcheibe des Mondes zu erbleichen begann. Die Luft war friſch und im hohen Grade erquicklich. Den Strom rechts hinab ſah man in der Ferne auf dem Waſſer und der weitausgedehnten Weideſläche einige Nebelſtreifen welche anfingen zu ziehen und ſich leiſe zu erheben. Man ſah ein kleines Boot mit drey bis vier Männern den Strom herabkommen und in einiger Ferne in

einem Weidengebüſch anlegen, woraus ich ſchloß, daß es Schmuggler ſeyn möchten, die ihre Waaren in dem Geſträuch und Schilf bis zu gelegener Stunde verſteckten.

Ich führte einiges kleines Geſpräch mit dem jungen Goethe über das was uns vor Augen war, während der alte keine Lippe öffnete, vielmehr ſich mit der erwachenden morgendlichen Natur in ſtummer Betrachtung zu unterhalten ſchien.

Indeß ward es am Strande immer lebendiger. Von der linken Seite her aus der hinter uns liegenden Stadt ſah man abwechſelnd verſchiedene Leute kommen, einige ihrem Anſehen nach gleichfalls Reiſende, andere Arbeiter die am jenſeitigen Ufer zu thun hatten und mit übergeſetzt ſeyn wollten. Sie traten in eine große Fähre, die zu dieſem Zweck nicht weit von uns bereit lag und die ſich nach und nach anfüllte.

Die Morgenröthe fing bereits an der Helle zu weichen, die dem baldigen Erſcheinen der Sonne vorangeht. Ein ſchöner Storch flog nahe an uns vorbey über den Strom hin nach den feuchten Niederungen des jenſeitigen Ufers. Goethe ſowohl wie ſein Sohn bemerkten ihn. „Der Storch fliegt ſchon nach Fröſchen für ſeine Jungen, ſagte der junge Goethe. Es iſt Zeit, lieber Vater. Der Vogel fliegt rechts, es iſt ein gutes Zeichen. Nun Doctor, gehabt Euch wohl! Es ſcheint Ihr wollt nicht mit? gelt! Ihr habt noch Geſchäfte.“ Ja, ſagte ich, ſein geheimnißvolles Lächeln erwiedernd, ich habe dieſſeits noch einiges zu thun. Und ſomit gab ich ihm die Hand und wünſchte Beyden wohl zu reiſen. Goethe ſchritt nach der Fähre zu voran; er öffnete keine Lippe, es ſchien als ſey ihm das Reden verboten. Auch reichte er mir keine Hand. Ein ſehr flüchtiger freundlicher Blick und ein geringes Zunicken während dem Einſteigen, war das einzige Zeichen des Abſchiedes.

Ich ging den ſanft abſchüſſigen Strand wieder hinauf in die Nähe des erſten Hauſes, wo ich ſtehen blieb, um von dieſer geringen Höhe ihrer Fahrt über den Strom weiter nachzuſehen. Hiebey bemerkte ich in meinen Gedanken als etwas Auffallendes, daß die übrigen Paſſagiere allerley Bündel und Reiſegepäck mit ſich führten, während meine genannten edlen Freunde ohne alles Gepäck waren und überhaupt den Eindruck machten als hätten ſie keine leiblichen

Bedürfniſſe. Ich blickte ihnen nach ſo lange ich konnte. Es that mir nicht leid daß ſie gingen, ſo wie ich auch an ihnen beym Abſchiede keine Spur einer herzlichen Regung wahrgenommen hatte; es war alles als ob es ſo ſeyn müßte. Sie nahmen ihre Richtung nach Südoſten, wo ſich ein flaches Wieſen- und Weideland mit einigem ſehr einladenden Gebüſch und Gehölz unabſehbar ausdehnte. Von Gebäuden in der Nähe und Thurmſpitzen in der Ferne war jedoch keine Spur und ich machte daraus den Schluß, daß dieß ein Land ſey das nicht von Menſchen bewohnt werde.

12.

Eckermann über ſeinen Streit mit Brockhaus.

Einige Worte über den Rechtsſtreit gegen Brockhaus in Betreff der Geſpräche mit Goethe von J. P. Eckermann.

Erſt ganz kürzlich bei meiner von Hannover nach Weimar erfolgten Zurückreiſe erfuhr ich, daß der Buchhändler Brockhaus zu Leipzig eine Broſchüre hat drucken laſſen, worin er, wegen der auf meinen Antrag gegen ihn verhängt geweſenen Criminal-Unterſuchung, mein Verfahren gegen ihn durch allerlei Verdrehungen und Auslaſſungen in ein falſches Licht ſtellt und mich perſönlich auf alle Weiſe verunglimpft. Da ich nun mir ſelbſt und Andern die Enthüllung der Wahrheit ſchuldig bin, auch die in Hannover zurückgebliebenen Acten nunmehr bei mir eingegangen, ſo ſäume ich nicht das wahre Verhältniß der Angelegenheit in Folgendem hiermit darzulegen.

Unter dem 26./28. Jan. 1836 wurde zwiſchen mir und Brockhaus ein Contract abgeſchloſſen, wodurch die gedachte Buchhandlung das Recht erhielt, von meinen „Geſprächen mit Göthe“ 3000 Exemplare als erſte Auflage zu drucken, und zu 3 Rthlr. Conv. M. netto für das Exemplar an die Sortimentshandlungen zu verkaufen, wogegen ſie die Verpflichtung übernahm, von jedem verkauften Exemplare mir 1 Rthlr. 8 Ggr. Conv. M. zu vergüten und mir im Laufe jedes Sommers über den Abſatz des vergangenen Jahres Rechnung abzulegen.

Der Druck wurde in den Wintermonaten des Jahres 1836 bewerkſtelligt, und die Ausgabe zur Oſtermeſſe 1836 in Debit geſetzt.

Das Buch erfreute ſich bekanntlich einer allgemein günſtigen Aufnahme, die Nachfrage darnach war ſehr lebhaft, ſo daß einige Sortimentshandlungen in kurzer Zeit 30, 40, ja 50 und mehr Exemplare abſetzten. Ich hörte im Spätſommer deſſelben Jahres, daß Brockhaus bereits eine zweite Auflage drucke. Ich ſchrieb dieſerhalb an ihn und fragte an, ob es wahr ſei, daß wir bereits zu einer zweiten Auflage ſchreiten

könnten. Er ſchickte mir ſeinen Bruder, der mir mündlich auseinanderſetzte, daß an eine zweite Auflage noch nicht zu denken, daß er zwar geglaubt habe, es würden im erſten Sommer 3000 gehen, daß aber trotz des guten Rufes, den das Buch ſich erworben, bis jetzt noch nicht 1500 Exemplare verſandt worden und die zweite Hälfte der Auflage noch ungeheftet daliege. Wenige Tage darauf ward dieſe mündliche Nachricht durch einen Brief meines Verlegers d. d. 11. Octbr. 1836 beſtätigt, worin er gleichfalls verſicherte, daß die zweite Hälfte der Auflage noch ungeheftet daliege, ein Reſultat, welches ich wohl nicht erwartet; daß man aber, um dem Debit einen neuen Anſtoß zu geben, die noch vorräthigen Exemplare mit einem neuen Titel verſehen und als zweite unveränderte Ausgabe ins Publikum bringen könne. Dieſer, wenn auch nur ſcheinbar neuen Ausgabe würde er dann rathen, auch ein von vielen Seiten gewünſchtes Regiſter beizufügen. Ich willigte in dieſen mir unverfänglich ſcheinenden Vorſchlag, welcher denn auch ſogleich ausgeführt wurde, ſo daß ich unterm 26. Novbr. 1836 einen Abzug des Regiſters und des neuen Titels zur Correctur zugeſendet erhielt, mit dem Bemerken meines Verlegers, daß beides den noch vorräthigen Exemplaren beigegeben werden ſolle.

Es vergingen nun die nächſten Jahre; ich erhielt jährlich eine mäßige Summe als meinen Antheil ausbezahlt, auf den Grund einer beigefügten ſummariſchen Abrechnung. Aber ſchon die Abrechnung über das erſte Jahr war geeignet, mir ein ſchmerzliches Bedenken zu erregen. Ich fand nicht bloß von den mir bewilligten 30 Freiexemplaren, die contractlich über die feſtgeſetzten 3000 gedruckt werden ſollten und gewiſſermaßen außer unſerer Rechnung ſtanden, 20 Exemplare mir in Anrechnung gebracht, ſondern ich fand auch die erſte allgemeine Verſendung des Werks nur zu 741 Exemplaren angegeben, welche Summe kaum die Zahl ſämmtlicher Sortimentshandlungen des Continents erreicht, an welche ein ſo ausgedehntes Geſchäft wie das von Brockhaus Artikel von allgemeinem Intereſſe ſendet, und wornach alſo jede Sortimentshandlung nur ein einziges Exemplar erhalten haben würde, während es doch verlautete, daß alle einigermaßen bedeutende Handlungen die erſte Sendung wenigſtens zu halben Dutzenden erhalten, und man alſo wohl hätte annehmen können, daß die erſte allgemeine Verſendung nicht unter 1500 bis

2000 Exemplaren sei gemacht worden. Dieses Alles jedoch ertrug ich mit Geduld und Stillschweigen. — Als aber die Abrechnung über das Jahr 1837 dahin ausfiel, daß mir für jenes Jahr nur 140 Exemplare als abgesetzt vergütet werden sollten, während alle im Laufe jenes Jahres erhaltenen Brockhaus'schen Briefe eine weit größere Zahl andeuteten, konnte ich freilich nicht länger umhin, in einem dringendgutmüthigen Briefe d. d. 11. Octbr. 1838 auf alle Widersprüche und Unzulänglichkeiten jener Abrechnung aufmerksam zu machen. Ich dachte an verzeihliche Irrthümer und gab zu, daß bei einem Compagnie-Geschäft, wie das zwischen mir und Brockhaus, der Absatz des vorigen Jahres und die beim Jahresabschluß als mein Antheil mir zu vergütende Summe in seinen Büchern vielleicht nicht sogleich entgegentreten könne. Ich dachte aber auch, daß Brockhaus, nunmehr durch mich auf sein Versehen aufmerksam gemacht, keinen Augenblick anstehen würde, seinen Irrthum zu bekennen und mir das zu gewähren, was mir zukomme. Das that er aber nicht. Statt dessen erhielt ich von ihm unterm 19. Octbr. 1838 eine grobe Abfertigung, worin er mit fester Stirn dabei bleibt, daß die mir zugegangene Abrechnung durchaus richtig sei, daß er mir nicht mehr zahlen könne, als er abgesetzt, daß das Honorar, welches ich beziehe, doch immer kein unbedeutendes zu nennen, und daß die mir zugegangene Rechnung sich in nichts ändere. Ich war erstaunt über ein so hartnäckiges Beharren. Ich schrieb ihm zurück, daß ich mich bei seiner Abrechnung aus dem Grunde nicht beruhigen könne, weil dabei offenbare Widersprüche obwalteten. Ich machte ihn auf das Datum eines früheren Briefes aufmerksam, ich machte ihn auf die Zahl aufmerksam, die er schon damals als abgesetzt mir gemeldet; ich suchte es ihm zu erleichtern, indem ich sagte, daß das Versehen von einem seiner Gehülfen herrühren könne; ich bat ihn, sich persönlich in dieser Angelegenheit umzuthun und schloß mit dem Wunsche einer friedlichen Ausgleichung dieser so höchst unangenehmen Differenz. Hierauf traf eine Pause ein, und ich blieb fast 8 Wochen ohne Antwort. Endlich unterm 23. December 1838 erhielt ich die lang ersehnte Erwiederung, worin denn Brockhaus das Versehen eingestand, hinzufügend, daß es so grob sei, daß er nicht wisse, wie er es entschuldigen solle, daß für das Jahr 1837 nicht 140, sondern 576 Exemplare mir zur Vergütung kommen, daß er auf meine Nachsicht, auf meine Verzeihung rechne,

und daß er mich bitte, den widrigen Gegenstand zu vergessen. Ich war froh über diese glückliche Auflösung und verzieh Brockhaus nicht bloß mit Worten, sondern von ganzem Herzen.

Nun vergingen die nächsten Jahre in ganz gutem Vernehmen, und ich dachte kaum noch an das, was vorgefallen, als gegen das Jahr 1843 sich ein Umstand ereignete, der mich in hohem Grade aufregte und mein Vertrauen zu Brockhaus abermals im Tiefsten erschütterte. Ich las nämlich in dem trefflichen „Leben Schillers" von Gustav Schwab, daß in meinen „Gesprächen" ein Druckfehler enthalten sei, und daß es an einer gewissen Stelle wahrscheinlich heißen müsse, Schiller sei aus Schwaben zurückgekehrt, aber nicht, wie gedruckt stehe, aus Schweden. Dieses machte mich stutzig. Ich hatte die letzte Correctur mir ausbedungen gehabt, ich hatte die Bogen, die von Post zu Post mir auf meine Kosten nach Weimar gesendet wurden, mit großer Sorgfalt gelesen, und hielt ein solches Versehen kaum möglich. Ich sah in meiner ersten Ausgabe von 1836 nach, es stand ganz richtig Schwaben. Ich sah in der mit Anfang des Jahres 1837 in Kurs gesetzten sogenannten zweiten Ausgabe nach, es stand Schweden. Ich verglich beide Ausgaben nun sorgfältig weiter und fand in jedem Bogen, obgleich mit ängstlicher Sorgfalt nachgemacht, so viele kleine abweichende Merkmale, daß ich sehr bald zu der Ueberzeugung kam, daß diese mit einem neuen Titel und einem Register versehene sogenannte zweite Ausgabe keineswegs von dem Vorrath der contractlich zuerst gedruckten 3000 Exemplare herrühre, die nach Brockhausens Bruders mündlicher Aussage und nach seinem eigenen Briefe vom 11. Oct. 1836 damals theils zur Hälfte versendet waren, theils zur Hälfte noch ungeheftet dalagen, sondern daß diese sogenannte zweite Ausgabe ein neuer Satz und Druck sei, der erst dann gemacht worden, als Brockhaus sich bereits in Besitz des unterm 26. Nov. 1836 mir zur Correctur gesendeten Registers befunden. Denn dieses Register war keineswegs (wie Brockhaus mich hatte wollen glauben machen) einem bereits vorräthigen Druck angehängt, sondern es war in der Reihe der letzten Bogen fortlaufend; auch war der neue Titel nicht, wie es hätte sein sollen, angeklebt, sondern dem ganzen ersten Bogen frisch mit eingedruckt.

Hier standen wir nun, wie es wenigstens damals jeder Unparteiische ansehen mußte, vor einem offenbaren Betrug. Ich legte

den Fall mit allen Belegen einem mir empfohlenen tüchtigen Rechtsgelehrten vor, der, nachdem er Alles eingesehen und wohl erwogen, seine Ueberzeugung dahin aussprach, daß der Gegenstand nicht, wie ich gedacht, auf dem Wege eines durch seine Formen sehr begrenzten Civilprocesses, sondern nur auf dem freien Felde einer durchgreifenden Criminal-Untersuchung gehörig aufgeklärt werden könne.

Die erforderliche Anzeige wurde demgemäß ausgefertigt und, nachdem ein vorheriger Versuch einer gütlichen Vereinbarung mit Brockhaus fehlgeschlagen, bei dem vereinigten Criminalamte der Stadt Leipzig eingereicht. In dem darauf am 9. Mai 1843 stattfindenden ersten Verhör brachte Herr Friedrich Brockhaus vor, er habe zuerst, statt der contrahirten 3000, nur 1500 gedruckt und nachher, als er gesehen, daß das Werk gegangen, und als ich ihm das Register gegeben, abermals 1500 als zweite Auflage. — Er producirte einige Druckereibücher, wo denn in dem Druckerei-Facturenbuche von 1835—36 sich die ersten 1500 und in demselben Buche in dem Zeitraume von 1836—37 sub No. 97 ferner 1500 Exemplare sich eingetragen fanden. Er zeigte darauf in dem Druckerei-Papierbuch Fol. 71 sub c, daß im März 1836 1500 als gedruckt angegeben und Fol. 93 im December 1836 abermals 1500. — Er machte zugleich darauf aufmerksam, daß die beiden Einträge beider so eben genannten Bücher genau mit einander correspondiren.

Hatte nun aber im December 1836 ein abermaliger Druck von 1500 Exemplaren stattgefunden, welches auch mit dem Briefe vom 26. Nov. 1836, worin er mir einen Abzug des neuen Titels und Registers zur Correctur sandte, und welches ferner mit dem nicht angehängten, sondern fortlaufend-eingedruckten Titel und eingedruckten Register wohl zu vereinigen ist, wie stimmte denn dieses mit der mündlichen Nachricht von Friedrich Brockhaus zu Anfang Oct. 1836, worin dieser mir ausdrücklich sagte: das eine 1500 sei versendet, das andere liege noch ungeheftet da; oder mit dem einige Tage darauf erhaltenen Briefe vom 11. Oct. 1836, worin es gleichfalls heißt: über 1400 Exemplare seien bis jetzt in den Buchhandel gekommen, die Hälfte der Auflage liege noch ungeheftet da, und endlich mit dem Briefe vom 26. Nov. 1836, worin gleichfalls gesagt wird: die erste Hälfte der Auflage sei verschickt, und der neue Titel und das Register solle den noch vorräthigen Exemplaren beigegeben werden;

wie ſtimmte alles dieſes, frage ich, wenn man nicht annehmen wollte, daß die nach den Büchern im December 1836 gedruckten 1500 Exemplare kein zweites, ſondern ein drittes 1500 geweſen. Denn wenn doch im October 1836 1500 Exemplare verſendet und andere 1500 noch vorräthig waren, und ferner im December 1836 abermalige 1500 Exemplare gedruckt wurden, ſo waren das ja nicht 3000, ſondern 4500. —

Oder hätte ich etwa wider alle Wahrſcheinlichkeit annehmen ſollen, daß die mir wiederholt als vorräthig daliegend gemeldeten zweiten 1500 Exemplare der erſten Auflage gar nicht da geweſen, und daß Brockhaus mich ohne allen Grund dreimal hinter einander gröblich belogen habe? Sollte ich annehmen, er habe erſtens gelogen durch die mündliche Mittheilung ſeines Bruders? er habe zweitens gelogen durch den Brief vom 11. Oct., und drittens durch den Brief vom 26. Nov.? — Wie konnte ich das? — Denn wenn die erſte Hälfte der Auflage zu Anfang Oct. 1836 bereits faſt verſendet war, und die ſogenannte zweite Ausgabe mit dem Regiſter erſt im Januar 1837 ausgegeben wurde, mit welchem Vorrath hätte denn Brockhaus, wenn jene wiederholt als vorräthig gemeldeten 1500 Exemplare gar nicht dageweſen wären, faſt drei Monate lang die Verſendungen machen und den Nachfragen genügen wollen, die damals, bald nach dem erſten Erſcheinen des Buches, ſehr lebhaft waren! — —

Auch möchte ich jeden Schriftſteller fragen, der mit ſeinem Verleger einen Contract gemacht, als erſte Auflage etwa 1400 Exemplare zu drucken, und nun im Laufe der Jahre einen ihm verheimlichten neuen Satz und Druck entdeckte, ich möchte ihn fragen, ſage ich, ob er ſich dabei beruhigen würde, wenn ſein Verleger ihm antworten wollte, ich habe allerdings zweimal gedruckt, auch habe ich den zweiten Druck vor Dir geheim gehalten, allein ich hatte als erſte Auflage nicht die contractlichen 1400, ſondern nur 700 gedruckt, und ich druckte nachher, als ich ſah, daß das Werk ging, die andern 700 nach. Der zweite Druck ſieht allerdings aus wie Nachdruck, allein es iſt alles ganz in der Ordnung.

Ich bin gewiß, daß kein Schriftſteller ſich bei einer ſolchen Ausrede beruhigen würde. Auch wäre, wenn eine ſolche Maxime Platz griffe, kein Schriftſteller mehr ſeines Eigenthums ſicher, es wäre ihm hinſichtlich ihm verheimlichter fernerer Ausgaben ſeines Buches gar keine

Controlle mehr möglich, jeder Contract über eine beſtimmte Zahl wäre ferner nichts als ein ganz eiteles Spielwerk.

Das Anführen von Brockhaus, daß, obgleich nach dem Contract als erſte Auflage 3000 zu drucken geweſen, er doch anfänglich nur 1500 gedruckt, konnte mich alſo keineswegs beruhigen. Denn, ſagte ich mir, hätte Brockhaus anfänglich wirklich nur 1500 gedruckt, ſo würde er es mir, um dem Schein eines Nachdrucks vorzubeugen, nicht allein gleich anfänglich geſagt haben, ſondern er würde ja im Herbſt 1836, als ich bei ihm ausdrücklich anfragte, ob wir zu einer zweiten Auflage ſchreiten könnten, ſicher erwiedert haben, daß er anfänglich nur 1500 gedruckt, daß wir aber jetzt die zweiten 1500 drucken könnten, die denn, mit einem Regiſter verſehen, als zweite Auflage möchten verſendet werden. Dies ſagte er aber nicht. Statt deſſen ſagte er, die Hälfte der Auflage ſei verſendet, die andere Hälfte liege noch ungeheftet dort.

Auch konnte mich das Anführen, daß er aus dem Grunde anfänglich nur 1500 gedruckt, weil er zu dem Unternehmen kein Vertrauen gehabt, nicht beruhigen. Denn wenn Brockhaus wirklich zu einem Werke, von dem er nach Einſicht des Manuſcripts ſelber ſagte: daß es als eine ſehr wichtige Erſcheinung unſerer Literatur zu betrachten ſei, kein Vertrauen hatte, wie konnte er mir denn gleich von vorne herein 1000 Rthlr. zahlen, die nach ſeiner eigenen Offerte ganz unabhängig vom Abſatz ſein ſollten; und ferner, wenn er kein Vertrauen und wenn er gleich anfänglich im Sinne hatte, ſtatt 3000 nur 1500 zu drucken, wer zwang ihn denn, mit mir einen Contract über 3000 als erſte Auflage zu machen, da er ſich ja überdieß auch die zweite Auflage durch das Vorkaufsrecht bereits contractlich geſichert hatte.

Da indeß die unterſuchende Behörde aus den von Herrn Brockhaus im erſten Verhör am 9. Mai 1843 gemachten mündlichen Anführungen und producirten Druckerei-Büchern deſſen Unſchuld zu erkennen glaubte, ſo ward die Unterſuchung ſiſtirt und ruhete über ein ganzes Jahr.

Nach allen vorliegenden Verdachtsgründen aber, die durch alles von Brockhaus Vorgebrachte ſo wenig in meiner als in meines Sachwalters Ueberzeugung im mindeſten waren geſchwächt worden, mußten wir auf Fortſetzung der Unterſuchung und weitere Aufklärung des Gegenſtandes dringen.

Da wir aber dieſe Aufklärung nicht ſo leicht in den eigenen Büchern von Brockhaus glaubten finden zu können, indem aus der vorhin erwähnten unwahren Abrechnung über das Jahr 1837 und aus der Mühe, die ich mir damals hatte geben müſſen und nach der vielen Zeit, die darüber vergangen, es uns erſcheinen wollte, als gewährten dieſe Bücher, ſelbſt für den geübten Blick ſeiner eigenen Leute, nicht ſogleich die richtigen Reſultate; ſo mußten wir uns zu der Anſicht neigen, daß jene gewünſchte Aufklärung des Gegenſtandes am reinſten zu finden ſei, wenn Brockhaus zur Aufſtellung und Herausgabe eines Verzeichniſſes angehalten würde, woraus der ſämmtliche Abſatz des Werks an ſämmtliche einzelne Sortimentshandlungen hervorgehe. Vergliche man die Anſätze dieſes Verzeichniſſes ſodann mit den eigenen Angaben der Buchhandlungen, wovon gegen ſiebenzig bereits in unſern Händen, ſo würde man zu einer Baſis gelangen, worauf zu einem ganz entſchiedenen Reſultat vorgeſchritten werden könne. Wir waren der Meinung, daß Brockhaus ſelbſt ſich zu der Aufſtellung eines ſolchen Abſatzverzeichniſſes mit Freuden entſchließen würde, indem, wenn er ſich wirklich unſchuldig fühle, es ja kein beſſeres Mittel gebe, ſeine Unſchuld an den Tag zu legen und ſich von jedem Verdacht durchaus rein zu machen. Von der unterſuchenden Behörde ſodann hofften wir, daß ſie Herrn Brockhaus zu einer ſolchen detaillirten Darlegung des Abſatzes um ſo mehr anhalten würde, als unſer Verhältniß ja ein ſociales ſei, indem ich contractlich an jedem einzelnen abgeſetzten Exemplare einen Antheil habe und mir alſo auch eine ſpecielle Einſicht in das Geſchäft zuſtehe.

Es ward demnach, auf dem Grund aller dargelegten Motive, bei dem vereinigten Criminalamt der Stadt Leipzig unſerer Seits ein erneuerter Antrag auf Fortſetzung der Unterſuchung und Veranlaſſung eines detaillirten Abſatzverzeichniſſes unterm 12. September 1844 eingereicht.

Da aber hierauf, wider alles Erwarten, von der gedachten Behörde abermals ein ablehnender Beſcheid erfolgte, ſo wendeten wir uns unterm 13. Oct. 1844 mit einer Beſchwerdeſchrift an das Königl. Appellationsgericht zu Leipzig, welches denn, nach Einſicht der Acten und der bis dahin erzielten Reſultate der Unterſuchung, unterm 1. Nov. 1844 an das vereinigte Criminalamt der Stadt Leipzig folgende Verordnung erließ:

„Dem Königlichen Appellationsgerichte zu Leipzig iſt der Bericht vorgetragen worden, welchen das vereinigte Criminalamt der Stadt Leipzig auf die von Dr. Johann Peter Eckermann wider die reſolvirte Siſtirung des beantragten Verfahrens gegen die Inhaber der Handlung von F. A. Brockhaus eingewendete Appellation unter dem 23. vorigen Monats erſtattet hat.“

„Wenn nun zuvörderſt darüber, daß der Appellant in Beziehung auf das zwiſchen ihm und der genannten Handlung beſtandene contractliche Verhältniß in mehrfacher Weiſe getäuſcht und **mit unwahren, ſein Intereſſe weſentlich berührenden Angaben** berichtet worden, ein Zweifel nicht obwalten kann, wie die beigebrachte Correſpondenz hinſichtlich der Berechnung des Drucks und Abſatzes nicht verkennen läßt, ſonach an ſich Appellantens Intention völlig begründet erſcheint; hiernächſt die Frage, in wie weit der aus den conſtatirten Vorgängen abgeleitete ungünſtige Anſchein gegen die bei jener Buchhandlung betheiligten Perſonen durch die angeſtellten Erörterungen (nämlich im erſten Verhör am 9. Mai 1843) abgelehnt oder abzulehnen ſei, um ſo weniger mittelſt bloßer Reſolution erledigt werden kann, als dieſelben nicht klar entſcheidende Thatſachen, ſondern nur ſolche Umſtände ergeben haben, aus welchen durch eine Reihe von Schlußfolgen die Möglichkeit einer Entſchuldigung wenn nicht in formeller, doch in ſächlicher Hinſicht dargeboten wird, Erörterungen ſo ſpecieller Art aber offenbar ſchon einer wirklich eingeleiteten Unterſuchung angehören, daher die Meinung, als hätten ſie bloß den Zweifel, ob eine beantragte Unterſuchung einzuleiten ſei, zum Gegenſtande, auf keine Weiſe gebilligt werden mag, und eine anhängige Unterſuchung zu ſiſtiren, der Richter nicht befugt erſcheint, wie denn ebenſo der Anſchuldigende als der Angeſchuldigte ein wohlbegründetes Recht darauf hat, über den Erfolg einer Unterſuchung mittelſt Erkenntniſſes belehrt zu werden, ſo verordnet das Königliche Appellationsgericht bei Remiſſion der eingeſendeten Acten und Beilagen hiermit, dem Antrage Dr. Eckermanns ſich gemäß zu bezeigen, und nach vollſtändiger Inſtruirung der Acten ſelbige zum Verſpruche anher einzuſenden.“

„Leipzig den 1. November 1844“.

„Königlich Sächſiſches Appellationsgericht“.

„D. Beck“.

Hiernach war also auch das Königliche Appellationsgericht der Meinung, daß darüber kein Zweifel sein könne, daß ich in meinem contractlichen Verhältniß zu Brockhaus von Letzterem in mehrfacher Weise getäuscht und mit **unwahren, mein Interesse wesentlich berührenden Angaben** sei berichtet worden. Jenes hohe Gericht war ferner der Ansicht, daß meine Intention, welche auf Fortsetzung der Untersuchung und Herausgabe eines Absatzverzeichnisses ging, völlig begründet erscheine, und es verordnete demnach, daß das vereinigte Criminalamt der Stadt Leipzig sich meinem Antrage gemäß bezeigen solle.

Ich lebte daher auch der gewissen Hoffnung, daß die untersuchende Behörde, in Folge und Gemäßheit der ebengedachten Verordnung des Königl. Appellationsgerichtes, Herrn Brockhaus vor allen Dingen zur Aufstellung und Herausgabe eines detaillirten Verzeichnisses des Absatzes anhalten würde.

Wie sehr ich mich aber in meiner gerechten Erwartung getäuscht hatte, ergab sich sehr bald, indem mir am 28. Febr. 1845 vom Königl. Amte zu Hannover eröffnet wurde, daß das vereinigte Criminalamt der Stadt Leipzig den Herrn Brockhaus von der Abgabe eines detaillirten Absatzverzeichnisses dispensire, dagegen von mir die Auslieferung der in meinen Händen sich befindenden Nachweisungen einzelner Sortimentshändler verlange.

Ich schweige von dem moralischen Eindruck, den jene Dispensation und dieses Ansinnen auf mich machte. Ich sah schon damals den Ausgang der Sache im Geiste vor mir. Alle dagegen von meinem Anwalt motivirten Vorstellungen blieben indeß ohne Erfolg, und es blieb mir am Ende nichts weiteres, als mich zu fügen.

Von den von mir nach einiger Zeit eingereichten siebenzig Nachweisungen wurden darauf, wie ich später erfuhr, nur sieben mit den Brockhaus'schen Büchern verglichen, und nachdem man diese sieben bis auf Weniges in Uebereinstimmung gefunden, auch von Sachverständigen ein Gutachten dahin abgegeben, daß die Bücher jener Handlung sich in guter Ordnung befinden, so ward Brockhaus, auf den Grund der nunmehr gewonnenen Gestalt der Untersuchungsacten, frei gesprochen und ich in die Kosten verurtheilt.

Gegen diesen letztern Punkt führte ich, wie man denken kann, abermals Beschwerde; worauf denn das Königl. Sächsische Ober-

appellations-Gericht zu Dresden unterm 12. Nov. 1845 für Recht erkannte, daß die Kosten mir abzunehmen und Gerichtswegen zu übertragen seien.

„Denn wenn schon Eckermann (heißt es in den Entscheidungsgründen) die Existenz des fraglichen Betrugs mit Bestimmtheit und wiederholt behauptet hat, so ist doch diese Behauptung von ihm nicht als eine isolirte, sondern als eine Folgerung aus gewissen, von ihm speciell angegebenen Thatsachen hingestellt worden, und von diesen als Unterlage angegebenen Thatsachen **ist keine unwahr**".

„Es beruht nämlich die Echtheit des Briefes vom 11. Oct. 1836, worin sich die Worte finden: „die Hälfte der Auflage liegt noch ungeheftet hier" außer Zweifel".

„Es ist ferner gewiß, daß ein zweiter Satz und Druck des Werkes: „Gespräche mit Göthe" stattgefunden hat".

„Es ist endlich ebenso gewiß, daß in der Abrechnung zwischen Brockhaus und Eckermann über das Jahr 1837 eine unrichtige Angabe der Anzahl der verkauften Exemplare vorgekommen ist, die erst auf wiederholtes Anliegen Eckermann's zur Ausgleichung gebracht wurde, und deren Object, in Gelde veranschlagt, 581 Rthlr. 8 Gr. betrug".

Doch genug! Es war mir also auch von Seiten des Königl. Oberappellationsgerichts zu Dresden wenigstens die Anerkennung nicht vorenthalten, daß, obgleich nach Lage der Acten die Freisprechung von Brockhaus habe erfolgen müssen, die von mir angeführten Verdachtsgründe und meine darauf gestützten Anträge nichtsdestoweniger vollkommen begründet gewesen. Auch glaube ich, in allem Vorstehenden hinlänglich dargelegt zu haben, daß ich in meiner Klage gegen Brockhaus keineswegs auf einen leichten Schein hin verfahren, sondern daß ich dazu vollkommene Ursache gehabt. Wie hätte auch ein armer deutscher Schriftsteller dazu kommen sollen, sich mit einem reichen, in seiner Vaterstadt angesehenen und mächtigen Buchhändler in einen Rechtsstreit einzulassen, wenn er nicht die volle Ueberzeugung gehabt, daß das Recht doppelt und dreifach auf seiner Seite.

Schließlich habe ich nun noch ein paar Worte über den Brief zu sagen, den ich nach beendigter Sache an Brockhaus geschrieben und worauf dieser so großes Gewicht legt.

Es verhielt sich damit ganz einfach folgendermaßen: Hätte ich in

unſerm Rechtsſtreite geſiegt, ſo wäre auch das Verlagsrecht der beiden erſten Theile meiner Geſpräche an mich zurückgefallen und ich hätte ſie, nebſt dem dritten, einer andern Verlagshandlung übertragen können. Da nun aber Brockhaus ſiegreich hervorging, ſo blieb ihm auch jenes Verlagsrecht und ich hatte für mein ganzes Leben die Perſpective einer jährlich wiederkehrenden höchſt unangenehmen Abrechnung. Dieſes übele Verhältniß dachte ich mit eins aufzuheben, wenn ich ihm das weitere Verlagsrecht der beiden erſten Theile, ingleichen das Verlagsrecht des noch nicht erſchienenen und nicht wohl von den beiden erſten zu trennenden dritten Theils gegen eine runde Summe auf 12 Jahre verkaufte, und zwar dergeſtalt, daß Brockhaus innerhalb dieſer Zeit mit gedachtem Werk nach freier Neigung operiren könne, und er alſo während der ganzen Zeit nichts mit mir zu thun hätte und ich nichts mit ihm. Dies war das einzige Motiv meines Briefes. — Daß ich freundlich und höflich ſchrieb? nun, ich dächte, das wäre keine Sünde. Nicht um Alles in der Welt aber möchte ich ſeine grobe, eben von keiner beſondern Höhe zeugende, Erwiederung geſchrieben haben; am wenigſten aber mich öffentlich damit breit machen.

Weimar den 27. Mai 1846.

J. P. Eckermann.

Letzte Correſpondenz mit Brockhaus.

Herrn Buchhändler F. A. Brockhaus
zu Leipzig.

Euer Wohlgeboren

wollte ich hiedurch erſuchen, mich baldgefällig wiſſen zu laſſen, gegen welche Entſchädigung Sie den noch vorräthigen Reſt meiner „Geſpräche“ mir zu überlaſſen geneigt ſein wollen; auch ob ich Sie recht verſtanden, wenn ich annehme, daß Sie das Verlagsrecht meiner „Gedichte“ mir zurückgegeben.

Euer Wohlgeboren

ergebenſter

Weimar, den 21. Juni 1846. J. P. Eckermann.

Herrn Hofrath Dr. J. P. Eckermann,
Wohlgeboren
in Weimar.

Leipzig, 23. Juni 1846.

Ew. Wohlgeboren

habe ich auf die Anfrage vom 21. Juni zu erwidern, daß ich, wie schon früher bemerkt, sehr gerne bereit sein werde, Ihnen den Vorrath der „Gespräche mit Goethe“ gegen Erlegung derjenigen Entschädigung, welche mir daran aus dem Contract zusteht, zu überlassen. Diese beträgt, wie Sie wissen, für jedes Exemplar 1½ Rthlr., da Ihnen für jedes verkaufte Exemplar von dem Buchhändlerpreis von 3 Rthlr. 1½ Rthlr. zu gewähren ist. Wie hoch sich der Vorrath ungefähr beläuft, ist Ihnen bekannt; eine genaue Angabe hierüber werde ich Ihnen erst bei Uebersendung der Abrechnung für das Jahr 1845 geben können, und Sie wollen entschuldigen, wenn diese noch eine kurze Zeit sich hinzieht.

Daß ich Ihnen das Verlagsrecht Ihrer Gedichte zurückgegeben, habe ich in meinem frühern Briefe nicht ausgesprochen, wohl aber, daß Ihnen der Vorrath gegen eine mäßige Entschädigung zu Diensten stehe.

Ich empfehle mich Ew. Wohlgeboren

ergebenst
F. A. Brockhaus.

Herrn Buchhändler F. A. Brockhaus
zu Leipzig.

Euer Wohlgeboren

erwiedere ich auf Ihr gefälliges vom 23. dieses, daß Sie es mit der Abrechnung über das Jahr 1845 ganz nach Ihrem Belieben halten mögen.

Was die geforderte Entschädigung für den noch vorräthigen Rest der „Gespräche“ betrifft, so sehe ich daraus, daß Sie den Artikel zu behalten geneigt sind. Denn Sie wissen wohl, daß sich kein Verleger findet, der den Rest dieses vor zehn Jahren erschienenen Buches mit einem Capital von circa 1400 Thalern an sich zu bringen geneigt sein sollte.

Es früge ſich nun, damit Sie freier mit dem noch daliegenden Vorrath operiren könnten, ob es Ihnen recht wäre, mir eine Abfindungsſumme zu geben. Im Fall noch etwa 800 Exemplare dort wären, ſo würde mein Antheil circa 1066 Rthlr. betragen. Von dieſer Summe wäre ich geneigt, 566 Rthlr. ſchwinden zu laſſen und mit 500 Rthlr. zufrieden zu ſein.

Wären Sie dagegen ſelber zu einem gleichen Entſchädigungs-Verhältniß geneigt, ſo würde ich keinen Augenblick anſtehen, eine ſo moderirte Summe Ihnen für das noch Vorräthige zu gewähren.

Ich beharre

Euer Wohlgeboren

ergebenſter

Weimar, den 28. Juni 1846. J. P. Eckermann.

Herrn Hofrath Dr. J. P. Eckermann,
Wohlgeboren
in Weimar.

Leipzig, 29. Juni 1846.

Ew. Wohlgeboren

geehrte Zuſchrift vom 28. Juni erwidernd kann mir die Propoſition, unter welcher Sie mir den Ankauf des Vorraths von den „Geſprächen mit Goethe“ antragen, nicht conveniren, und ebenſowenig finde ich das Gebot, welches Sie mir darauf machen, den Verhältniſſen angemeſſen. Indem ich mich daher nicht veranlaßt ſehen kann, weder auf den einen noch andern Vorſchlag, wie er vorliegt, einzugehen, beziehe ich mich auf meinen letzten Brief vom 23. dieſes und empfehle mich

Ew. Wohlgeboren

ergebenſt

F. A. Brockhaus.

13.

Nachtrag zur 1. Abteilung.

(Aus dem Briefwechſel mit ſeiner Braut.)

41a.
Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 28.ᵉᵉ July 1825.

Geliebte Hanchen!

Dein lieber Brief hat mir viele Freude gemacht, ich empfing ihn am Sonntage wo ich grade von einer bedeutenden Tiſchgeſellſchaft bey Goethe kam wo ich ſehr vergnügt geweſen war. In Deiner Theilnahme an meinem Geſchick ſehe ich Deine große Liebe zu mir. Jetzt iſt wieder alles gut, ich habe wieder Geld und auch von Goethe Geld und kann mir wieder einige neue Kleidungsſtücke anſchaffen. Dieß zu Deiner Beruhigung geliebte Hanchen. Meine Verhältniſſe mit den Engländern gehen fort wie ſonſt, ich kann zwar dabey ſoviel nicht thun, allein es iſt doch gewiſſermaßen aufheiternd und einträglich auch habe ich den ſchönen Tiſch und lerne engliſch von ſelbſt und komme in die engliſche Literatur hinein welches für mich ein unzuberechnender Vortheil iſt, der ſich erſt künftig zeigen wird. Für den lieben Goethe habe ich dieſen Sommer abwechſelnd noch immer gearbeitet. Wenn Du wüßteſt was dem Trefflichen täglich durch den Kopf geht, wie er nicht allein von den wichtigſten Beſuchen täglich heimgeſucht wird ſondern wie auch von allen Seiten Sendungen eingehen die ſeine Gedanken hinnehmen. Dabey ſeine Stellung hier zum Hofe, wo beſonders in dieſem Jahr wegen des bevorſtehenden Jubiläums des Großherzogs ſein Rath und ſeine Vorſchläge auf mannigfaltige Weiſe in Anſpruch genommen werden. Und über dieſes alles die große Ausgabe ſeiner Werke und die Correſpondenz mit Buchhändlern die ſich darum bewerben. Und dabey ſein hohes Alter von 76 Jahren! Wenn

Du dieſes alles berückſichtigſt geliebte Hanchen, ſo wirſt Du ihn entſchuldigen wenn die Angelegenheit wegen des Diploms ihm aus dem Sinn gekommen iſt. Es liegt an mir ihn daran zu erinnern, und ich denke daran wie ich dieſes auf eine paſſende Weiſe thun könne. Ich bin dieſe Zeit wieder viel mit ihm ſpazieren gefahren. Neulich fuhren wir ſelb vierte, der Canzler und Riemer waren mit; nachdem wir zuvor die Gemälde Sammlung in Augenſchein genommen hatten, fuhren wir nach ſeinem Garten, wo er uns mit Wein und den ſchönſten Erzählungen traktierte. Dieſen Abend um 8. gehe ich zu ihm, der Bediente war eben hier mich einzuladen. Von dieſem erfuhr ich, daß zu Ehren des berühmten Hummels, der kürzlich aus Paris zurückgekommen, geſtern eine Tiſchgeſellſchaft bey Goethe geweſen wäre, und man eine halbe Stunde auf mich gewartet hätte, wie ich aber nicht gekommen, und man vermuthet, daß der Bibliotheks Diener mich einzuladen vergeſſen, ſey man halb 3. zu Tiſch gegangen. Dieſes zu hören that mir ſehr leid und ich könnte auf den vergeßlichen Bibliotheks Diener recht böſe ſeyn.

Am 3.ᵉ September iſt das Jubiläum des Großherzogs. Man veranſtaltet dazu viele Feſte. Man erwartet viele Fürſten und Könige hier. Ich habe zu dieſem Feſt eine Cantate gedichtet die von Eberwein in Muſik geſetzt und an jenem Tage in der Kirche vorgetragen werden wird. Auch das Theater wird man zu dieſem Tage fertig machen, es wird hier ſehr lebhaft werden.

Wer die neue Ausgabe von Goethes Werken bekommen wird iſt noch nicht entſchieden. Ich denke Cotta wird ſie nicht fahren laſſen. Mit dem neuen Verleger von Goethes Werken werde auch ich contrahiren, weil der am meiſten bezahlen kann und wird. Wäre ich nur mit meinem Manuſcript erſt fertig und hätte ich nur mehr Ruhe zur Arbeit und nicht die entſetzliche Ungeduld. Fahre Du nur fort Geliebte, mich Deinetwegen zu beruhigen, Du kannſt zu unſeren Zwecken nichts Beſſeres thun. O wie ruhig werde ich ſeyn, wenn Du erſt bey mir biſt! Tag und Nacht liegſt Du mir im Sinn und ich habe nie ſo viel an Dich gedacht als jetzt. Auf die Länge könnte ich über dieſes ewige Entbehren verrückt werden. Ich ſehe mit Ungeduld einem neuen Briefe von Dir entgegen. . . . .

69a.

Eckermann an Johanne Bertram.

Weimar d. 21ª Octbr. 1827.
Sonntag.

— Wegen der Anſtellung ſchwebe ich, wie geſagt, noch immer in Ungewißheit. Im Juny iſt der Bibliothekar Vulpius geſtorben wodurch eine Vacanz bei der Bibliothek eingetreten. Nun ſagte man, man wolle die Stelle nicht eher als bis nach dem ſogenannten Gnaden halben Jahre beſetzen, damit die Wittwe für dieſe Zeit noch den Gehalt ziehen könne. Dieſes halbe Jahr wäre aber mit Ende dieſes Jahres abgelaufen und hätte man jetzt immer ſchon mit Beſetzung der Stelle vorſchreiten können. Es war die Rede Riemer ſolle die erſte Stelle haben, ich die zweyte, Kräuter die dritte. Andere ſagten wieder es ſey unrecht mich über Kräuter ſetzen zu wollen, weil er ſchon zehn Jahre bei der Bibliothek angeſtellt ſey und dabey die größten Verdienſte habe. Dagegen aber, da Kräuter nicht ſtudirt hat, ſo könnte er nie zur erſten Stelle avanciren, und wenn er alſo vor mir ſtünde, ſo müßte ich ewig der dritte bleiben; in welchem Fall ich alſo die Stelle nie hätte annehmen können. Dieß war aber, wie geſagt, ein bloßes Reden der Leute, und ich kann mir nicht denken daß Goethe mir eine andere Stelle hätte anbiethen können als die zweyte. Du weißt die ganze Welt hat mir vier Wochen lang zu dieſer Stelle gratuliret. Jetzt iſt aber alles ſtille und ich erfahre nichts. Der junge Goethe hat mir dagegen verſprochen in wenigen Tagen über meinen Zuſtand mir Aufſchluß zu geben. Du weißt daß ich ſchon über 4. Monathe für die Bibliothek arbeite. Ich habe in der Zeit 120. Bogen geſchrieben welches den größten Theil meiner Nebenſtunden hingenommen hat. Jetzt brauchte ich Geld und ich wünſchte dafür die Bezahlung. Nun hat man mir aus der Bibliothekskaſſe für dieſe Arbeit 25. ℳ gegeben, nebenbey gab der junge Goethe mir 20. ℳ von ſeinem Vater, welches ich faſt zu gütig fand, indem ich zwar dieſen ganzen Sommer viel bey Goethe gegeſſen und getrunken aber keinen Federſtrich gethan habe.

Von vielen Seiten höre ich die Bibliothekskaſſe habe kein Geld. Es iſt nun möglich, daß Goethe vor zwey Monathen auf meine Anſtellung angetragen hat, daß aber der Großherzog und die übrigen

Miniſter die Sache noch aufhalten, in Erwägung daß die Caſſe kein Geld habe, und daß Riemer und Kräuter die Geſchäfte zwey Jahre lang, während welcher Zeit der erſte Bibliothekar krank war, auf das Beſte verſehen. Es kann auch ſeyn, daß der Großherzog und die Miniſter Goethen nicht entgegen ſind, und daß es Goethes eigene Meinung iſt, die Stelle noch einige Zeit unbeſetzt zu laſſen, weil es Goethen wohl ähnlich ſieht, Freundſchafts- und Dienſt-Verhältniſſe von einander zu unterſcheiden, und zu Gunſten des einen nichts zum Nachtheil des anderen zu thun. Hiegegen kann ich nichts ſagen. Wie die Sachen aber ſtehen, werde ich in den erſten Tagen vom jungen Goethe erfahren, inſoweit er ſelber von den Umſtänden unterrichtet iſt. Dieß will ich erwarten und dann ſehen was ich zu thun habe. Liegen die Ausſichten weit hinaus iſt die ganze Hoffnung einer baldigen Anſtellung Täuſchung geweſen, und ſoll nicht ſehr bald etwas Bedeutendes für mich geſchehen, ſo bin ich auch ſehr geneigt, die zeitraubenden und ſo wenig einträglichen Bibliotheksgeſchäfte abzulehnen und etwas in meinem eigenen Wege zu thun. Das iſt eben dieſe Jahre her mein Unglück geweſen, daß ich hier immer nur arbeiten mußte um mich in dieſem theuren Ort zu halten und daß ich nicht die ſorgenfreye Lage hatte, welche zur Entwickelung und Ausführung eines edlen Geiſteswerkes nöthig iſt. Das erſte Jahr ging hin mit Arbeiten für Goethe, das zweyte mit den Engländern weil mir die Sache neu und ich der Sprache unkundig war. Das dritte mit den zwey Bänden des Jubiläums wovon mir weiter nichts zu Gute gekommen als die ſchöne Reiſe zu Dir. Vorigen Winter und Frühjahr habe ich viel für mich gearbeitet welches im Manuſcript bey mir liegt. Dieſer Sommer iſt mit Bibliotheksgeſchäften und Sorgen hingegangen und in der ewigen Unruhe und Sehnſucht nach Dir und in der Qual nicht hin zu können. Die ſchönſten mit Goethe verlebten und beſprochenen Sachen hat es mir an Zeit und Ruhe gefehlt nur flüchtig niederzuſchreiben. Angefangene größere Gedichte und angefangene dramatiſche Scenen ſind in Stocken gerathen. Zudem iſt die Zerſtreuung in Weimar und in dem Kreiſe in welchem ich lebe groß. Was von Berlin nach Paris und von Paris nach Berlin geht kommt hier durch. Bey Goethes gewachſenem Ruhm und der erleichterten Communication durch die Schnellpoſten iſt nun der Andrang nach Goethe größer als je und das meiſte was Ihn berührt berührt mich mit. Daß kein Tag vergeht, wo

nicht Fremde von einiger Bedeutung vorſprechen. Vorige Woche waren Zelter und Hegel hier, in den letzten Tagen zwey bedeutende Engländer, nun wird mit jedem Tag Graf Reinhard erwartet auch Ampère kommt wieder durch. Alles bringt nicht bloß eine anregende Perſönlichkeit ſondern auch neue Ideen mit die Störungen und Gährungen hervorbringen. Dieſes mag in gewiſſer Hinſicht für meine Bildung gut auch wegen künftiger Verhältniſſe mit der großen Welt von Nutzen ſeyn, aber es iſt der Productivität hinderlich. — Dazu nun mein inniges Verhältniß mit Goethe, der jetzt faſt nichts thut, woran (er) mich nicht Theil nehmen läßt, der keinen Gedanken hat den er mir nicht mittheilt, der mir die Pläne zeigt von dem was er ſchreiben will, und mich beglückt indem er mir lieſet was er geſchrieben hat, wie ſoll ich da an Ausführung eigener Werke denken, da ich ſo ſüß verlockt bin, ſo ganz in dem zu leben was Er ſo göttliches denkt und thut. So oft ich daher an mich ſelbſt, an meine Thätigkeit für die Welt, an rühmlicher Verbreitung meines Namens, an Hervorbringung eigener guter Werke und den Gewinn einer eigenen freyen Exiſtenz dachte, ſo war immer das Reſultat: Weg von hier in die ungeſtörte Einſamkeit zu Deinem Hauchen oder in ihre Nähe.

Sobald ich aber nun weiter und an die Ausführung dachte, ſo fand ich mich auf vielfache Weiſe gebunden und gefeſſelt, ſo daß immer wieder das Ende vom Liede war hier zu bleiben und von den äußeren Umſtänden eine günſtige Einwirkung zu erwarten. Nun wollen wir ſehen was die Bibliothek und dieſer Winter uns bringen wird. Mein einziger Troſt iſt, daß ich in dem vertrauten Umgang mit dem großen Goethe einen unſchätzbaren unverwüſtlichen Schatz von Bildung gewonnen habe der ſich in allem wohlthätig erweiſen wird, was ich künftig in Verſen und Proſa machen werde. Zudem eine ausgebreitete Bekanntſchaft mit Literatoren und Buchhändlern und einen Anfang zu künftigen wohlthätigen Verbindungen ſowohl in Frankreich als England. Es iſt faſt keine Zeitſchrift die mir nicht offen ſtände und die mich nicht um Beyträge erſucht hat. Alles aber iſt bis jetzt abgelehnt weil mir wegen meines nahen Verhältniſſes mit Goethen die Arme gebunden ſind, und ich nicht ſchreiben darf wie ich möchte. Ferner habe ich die Converſationen, wofür mir einer ſogleich einige Tauſend Thaler biethen könnte und die ich nicht hingeben würde.

Ferner habe ich hier die engliſche und franzöſiſche Sprache gewonnen, wodurch mir die Literaturen zwey bedeutender Nationen offen ſtehen, aus denen ich überſetzen kann, wenn ich zu eigenen Erfindungen nicht disponirt bin. Auch eine gute Kenntniß des Theaters habe ich erlangt, während ich nun ſeit 4 Jahren jeden Abend darin ſitze und der Sache zuſehe. Will ich etwas für die Bühne arbeiten, ſo wird mir dieſes zu gute kommen, denn ich werde wiſſen, wie ich zu wirken habe, und ich werde die Mittel kennen die mir zu Gebote ſtehen. Mit dem engliſchen geht es beſonders gut, denn ich habe es dieſen Sommer dahin gebracht, dieſe Sprache ganz bequem und geläufig zu reden. Shakſpeare, Lord Byron, Walter Scott, alle dieſe Literatoren leſe ich jetzt ſehr bequem im Original und kann ſie zu meinem Nutzen gebrauchen wie ich will, im Bewußtſeyn dieſer Mittel mag man mich daher hinſetzen wo man will ich werde überall zu thun und zu gewinnen finden, und meine Exiſtenz iſt an keinen Ort weniger gebunden als an Weimar. Aber es war nöthig hier geweſen zu ſeyn, durch Weimar und meine hieſigen ehrenvollen Verhältniſſe habe ich mir gleichſam die ganze Welt gewonnen und ich bin nun in jedem Ort auf das Beſte empfohlen.

Was iſt nun das Reſultat von dieſem Briefe? Das meine Lage für den Augenblick nicht zu ändern iſt und ich noch eine Weile ſo fort gehe. Indeſſen habe ich geſprochen, Du haſt abermals in mein ganzes Innere hineingeſehen und Du kannſt dießmal wenigſtens Dich nicht beklagen daß mein Brief zu kurz ſey.

Mit Goethe habe ich in der letzten Zeit drey intereſſante Landparthien gemacht. Die eine nach Berka, wo er mich in die Mineralogie einleitete; die zweyte nach dem Ettersberge und dem Schloſſe Ettersburg in ähnlichen Zwecken; die dritte nach Jena wo die Anſtalten der Univerſität in Augenſchein genommen wurden. Wir blieben eine Nacht dort, logirten im Bären, ſchliefen in einem Alkoven zuſammen und gingen um 7. Uhr zu Bette. In dieſen ſchönen Parthien iſt manches gute Wort geſprochen worden. —

Erläuterungen.

Erläuterungen zur 1. Abteilung.

(Aus dem Briefwechsel mit seiner Braut.)

Eckermanns Braut, Johanne (Sophie Katharine Christine) Bertram, eine Tochter des Bürgers Aug. Wilh. B. und seiner Frau, Louise Dorothea Auguste geb. Rath, wurde zu Hannover am 13. — oder nach dem Kirchenbuch der Neustädter Hof- und Stadtkirche am 11. — Dezember 1801 geboren. Durch ihren Bruder Wilhelm (vgl. Erläuterungen zum 1. Brief), mit dem er Freundschaft geschlossen, in die Familie eingeführt, hatte Eckermann Johanne Bertram kennen gelernt und bald eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt. Es geht das hervor aus Eckermanns Gedichten an Johanne, sowie aus einem Briefe an die Mutter vom 13. Dezember 1818, der beginnt: „Guten Sonntag Morgen! an Alleaber meinen besten tausendfachen Glückwunsch für unser Hanchen, die Herrliche, zu ihrem heutigen Geburtstage!" und den dem Wunsche der Mutter entsprechend eine Bibel als Geschenk für Johanne begleitet. Aus diesem Briefe läßt sich auch schließen, daß die Verlobung damals unmittelbar bevorstand. Jedenfalls war sie im Sommer 1819 erfolgt, wie der als erster abgedruckte Brief Eckermanns an Johanne vom 5. September bezeugt. Aber das Schicksal ist den Liebenden nicht gewogen, denn erst am 9. November 1831 wird es Eckermann möglich, Johanne Bertram heimzuführen. Und so lang der Verlobtenstand gewesen, so kurz war das Glück der Ehe: schon am 30. April 1834 entriß Eckermann der unerbittliche Tod sein geliebtes Hanchen, nachdem sie am 26. März einem Sohne (Karl) das Leben gegeben, und am 3. Mai ist sie in Weimar begraben worden.

Der Nachlaß enthält rund hundert Briefe, die Eckermann an Johanne Bertram während des Brautstandes geschrieben, und die er später — an-

ſcheinend bald nach der Verheiratung — geordnet und mit der Bezeichnung: „Meine Briefe an Hanchen. 1821—1831." verſehen hat. Es handelt ſich aber keineswegs um eine lückenloſe Reihe; vielmehr fehlen nachweislich mehrere Briefe und zwar auch ſolche, die für die Beantwortung verſchiedener Fragen von Wert geweſen wären.

Aus den Briefen habe ich, wie ſchon in der Einleitung hervorgehoben, zumeiſt nur das für die Beziehung zu Goethe und dieſen ſelbſt Wichtige, ſowie das litterariſch Wertvolle auszugsweiſe wiedergegeben und dies durch Gedankenſtriche zu Anfang oder am Ende des Auszugs angedeutet. Stehen für die Gedankenſtriche mehrere Punkte, ſo geht daraus hervor, daß der Auszug einem Abſatz entnommen iſt.

Die im Anhang mitgeteilten Briefe Eckermanns an ſeine Frau ſind die einzigen, die vorliegen; ihr Abdruck erſchien mir angezeigt, obgleich der Inhalt in erſter Linie perſönlicher Natur iſt.

Ferner befand ſich im Nachlaſſe urſprünglich die gleiche Anzahl Briefe von Johanne Bertram an Eckermann, die aber von den Erben Karl Eckermanns zurückbehalten wurden. Es iſt mir jedoch erlaubt worden, dieſe Briefe durchzuſehen und daraus ebenfalls eine Reihe von Auszügen, die von Bedeutung waren und über deren Abdruck auch das oben Geſagte gilt, zu veröffentlichen.

Die auf dem in Zinkätzung wiedergegebenen Gedenkblatt (S. 5) befindliche Strophe iſt die Schlußſtrophe des Gedichtes: „Dem Andenken der Unvergeßlichen", das auf S. 36.37 der Gedichte von Eckermann (1838 bei Brockhaus erſchienen) abgedruckt iſt. Dieſes Gedicht iſt aber nicht unmittelbar auf den Tod ſeiner Frau gedichtet, ſondern auf den der Großherzogin Louiſe von Sachſen, der Gemahlin Karl Auguſts (19. Februar 1830). Eckermann ſagt darüber nach einem im Nachlaſſe liegenden Diktat:

„Mit der Entſtehung dieſes Gedichts aber hat es folgende Bewandniß: Als nämlich beim Tode der Großherzogin Luiſe das Chaos die Abſicht hatte dieſem Trauerfalle ein beſonderes Blatt zu widmen, ward ich von Frau v. Goethe zu einem Gedicht dringend aufgefordert. Da ich nun aber zu der Großherzogin Luiſe nie ein perſönliches Verhältniß gehabt, ſo konnte ihr Tod auch keineswegs auf mich eine tiefe Wirkung machen, und ich mußte, damit ein Gedicht der Art mir nur überall möglich ſey, mir den Fall denken, daß mir ſelbſt etwas ſehr Liebes geſtorben, und ich anticipirte alſo gewiſſermaßen die Wirkung des einige Jahre ſpäter erfolgenden, mich in tiefſter Seele betrübenden Todes meiner geliebten Frau.

Das Gedicht ſelbſt aber fand ſchon damals bei ſeiner Entſtehung entſchiedenen Beyfall, nicht allein von Goethe, ſondern auch von Frau v. Goethe und beſonders von Frau v. Pogwiſch, die mir ſagen ließ, es ſey ganz aus ihrer Seele geſchrieben. Auch die Frau Großherzogin ließ mir durch Soret darüber viel Gutes ſagen, und ich wundere mich faſt, daß dieſe Umſtände Ihnen damals verborgen geblieben ſind. Aber ſo geht es, man lebt mit einander ohne von einander zu wiſſen.

Weil ich nun aber bei der Entſtehung des Gedichtes meine Geliebte im Kopfe hatte und nicht die Großherzogin Luiſe, ſo hielt ich das Gedicht von dem ſpeciellen Todesfall frey, und gab ihm die allgemeine Ueberſchrift: Dem Andenken der Unvergeßlichen, und habe es auch jetzt unter den Liebes-Gedichten, die meiner Frau gewidmet ſind, paſſenden Orts eingeſchaltet. Leſen Sie das Gedicht jetzt in dieſem Sinne, ſo werden Sie finden daß alles ſeine Richtigkeit hat."

Dagegen wird das nachſtehende, ebenfalls im Nachlaſſe befindliche und von Eckermann mit Blei niedergeſchriebene Gedicht der Heimgegangenen gewidmet ſein.

Verzeih geliebter Schatten meine Thräne
Die ſelbſt noch heute deinem Scheiden fließt
Verzeih mein ird'ſches Denken, daß ich wähne
Hier ſey dir beſſer als wo jetzt du biſt.

1. Joh. Friedr. Aug. Tiſchbein, zeitweilig waldeckiſcher Hofmaler, geb. 1750, geſt. 1812. — Joh. Chriſtian Aug. Bertram, älterer Bruder der Braut, geb. 24. 9. 1798, ſtarb Ende der ſechziger Jahre als Waſſerbau-Direktor a. D. in Hitzacker. — Wilhelm Herm. Gerh. Bertram, jüngerer Bruder der Braut, geb. 23. 3. 1800 zu Hannover, war 1819 „Acceſſiſt" bei der Steuer und ſtarb 22. 5. 1881 als Ober-Kommiſſär und Bürgermeiſter a. D.

2. Ueber das Trauerſpiel, das erſt im April 1820 vollendet, ſpäter aber umgearbeitet wurde, vgl. Einleitung zu den „Geſprächen", S. 18f. und die Briefe Abt. 1: 10, 16, 18 und 20. Im Nachlaß befindet ſich nur der erſte Entwurf, ein ſauber geſchriebener Kl.-Fol.-Pappband mit dem Titel: „Graf Eduard. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Hannover März und April 1820." Wo die Umarbeitung geblieben, iſt mir unbekannt. — Die Gedichte an die Braut bilden in der 2. Aufl. von Eckermanns „Gedichten" (Leipzig: F. A. Brockhaus, 1838) die Abteilung: Liebes-Gedichte. Erſte Epoche.

3. Ernſt Ludwig Große, Dichter und Schriftſteller, geb. 2. 8. 1802 zu Mühlhauſen in Thüringen, kam in ſeinem 17. Lebensjahre nach Hannover in das Haus eines Onkels, wo er Eckermann kennen lernte. Ueber ſein Leben war Goedeke (Grundriß III¹, 903) nichts bekannt; erſt C. A. H. Burkhardt, der verdiente weimariſche Goethe-Forſcher, hat im 2. Bande des „Euphorion" (S. 330—344; ebenda S. 641f. Nachträge von Alfred Roſenbaum) eine kurze, aber höchſt intereſſante biographiſche Skizze veröffentlicht, die jedoch nur bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts reicht und einige Irrtümer und falſche Vorausſetzungen enthält. Ich behalte mir vor, an anderer Stelle näher darauf einzugehen, und bemerke hier nur — unter Verweiſung auf den Briefwechſel zwiſchen Eckermann und Heinr. Stieglitz, Abt. 2 —, daß ſich im Nachlaſſe drei Briefe von Großes Frau (Karoline, geb. Mannſtaedt) befinden, die bis zum Jahre 1852 reichen und intereſſante Schlaglichter auf das Leben dieſer unglücklichen Menſchen werfen. Uebrigens würde ich für etwaige Mitteilungen über die Familie Große, die ſich zuletzt in Berlin aufgehalten hat, ſehr dankbar ſein, wobei ich bemerke, daß eine gleichlautende, in verſchiedenen Tagesblättern und in „Bühne und Welt" ausgeſprochene Bitte ohne Erfolg geblieben iſt. — Prorector war damals der ordentliche Profeſſor in der theologiſchen Fakultät, Konſiſtorial-Rat David Pott. — Das Buch waren Eckermanns „Gedichte". Vgl. Anmerkung zu Brief 6.

4. Die Gartenwohnung befand ſich (in Engelhardts Garten) vor dem Albani-Thore. Das Haus, das ſpäter durch Anbauten vergrößert und zu einer Kunſt- und Handels-Gärtnerei umgeſtaltet wurde, iſt noch vorhanden; es heißt jetzt Hainholzweg Nr. 26 28. Der Beſitzer des Anweſens iſt, wie mir Herr Stadt-Kämmerer Thiemann in Göttingen, dem ich die Mitteilungen über Eckermanns Wohnungen verdanke, ſchreibt, inzwiſchen in Konkurs geraten, und das Haus wird nunmehr wohl einem Neubau Platz machen. Uebrigens wird der Hainholzweg als die ſchönſtgelegene Straße Göttingens angeſehen. — Ulrichs Garten: jetzt der „Stadtpark" (großes Garten-Etabliſſement, Beſitzer Reſtaurateur Steinruck). Der damalige Wirt hieß Ulrich. — Profeſſor Bernh. Friedr. Thibaut, bekannter Mathematiker, geb. 22. 12. 1775, geſt. 4. 11. 1832. — Tochtermann, wohl ein Sohn des Kriegs-Kaſſen-Schreibers Joh. Konr. T. in Hannover. — Arnold Herm. Ludw. Heeren, bekannter Hiſtoriker, geb. 25. 10. 1760, geſt. 6. 3. 1842. — Guſtav Hugo, bekannter Juriſt, geb. 23. 11. 1764, geſt. 15. 9. 1844.

5. Friedr. Bouterweck, bekannter Aeſthetiker und Philoſoph, geb. 15. 4. 1765, geſt. 9. 8. 1828. Seine „Gedichte" erſchienen 1802 bei Dieterich in Göttingen.

6. Das Lied, dem die beiden Strophen entnommen, heißt: „An die Erwählte". (W.-A. I, S. 55.) — Die Briefe an Goethe und Falk ſchickte Eckermann, wie aus Brief 11 hervorgeht, erſt am 1. September ab. Der Brief an Goethe — Goethe-Schiller-Archiv XIII — iſt vom 25 Auguſt datiert. — Johannes Daniel Falk iſt der bekannte Philanthrop und Schriftſteller, geb. 28. 10. 1768, geſt. 14. 2. 1826 zu Weimar, wo er ſeit 1790 lebte. — Die Bücher ſind die „Gedichte", die Eckermann 1821 in Hannover hatte drucken laſſen, nachdem eine von Freunden eingeleitete Subſkription „einen erwünſchten Fortgang" genommen. Der Reingewinn — das Verzeichnis der Subſkribenten umfaßte 349 Exemplare — betrug 150 Thaler. — An Goethe ſandte er gleichzeitig ſeinen Lebenslauf und bat um ein ermunterndes „Wort"; er erhielt darauf von ihm „einige ſchriftliche Worte". Vgl. Einleitung zu den „Geſprächen" S. 19, 20 und 23 und Brief 15. Goethe hatte am 2. Oktober geantwortet, wie die Eintragung des „Tagebuchs" (8, S. 119): „An Eckermann, Studioſus in Göttingen." beweiſt. Der Brief iſt nicht mehr im Nachlaß, dahingegen der Entwurf des Lebenslaufs („Überſicht meines Lebensgangs", Goethe-Schiller-Archiv XIII).

9. Der König: Georg IV., geb. 12. 8. 1762, geſt. 24. 6. 1830. — Ueber Scharnhorſt vgl. Brief 16. Eckermann wohnte mit ihm Winter-Semeſter 1821/22 (und auch in dem folgenden Sommer-Semeſter) in der Gothmar-Str. Haus-Nr. 587 (ſpäter 522). Der Beſitzer des Hauſes, das jetzt die Nr. 13 trägt, war damals (Bäcker) Heinr. Aug. Tolle; heute gehört es dem Schloſſermeiſter Klapproth. — Statt Louiſe Manſtedt iſt Karoline Mannſtaedt, die ſpätere Gattin Großes, zu leſen. Vgl. die Erläuterungen zu Brief 3. — Der Benther (nicht Benter) Berg: beliebter Ausflugsort in der Nähe Hannovers. — Wo Große ſich damals aufhielt, ließ ſich nicht feſtſtellen. — Das Trauerſpiel: „Graf Gordo", 1822 bei Hahns in Hannover erſchienen.

10. Schulz iſt wohl Heinr. Sch., geb. 19. 1. 1797 in Hannover, wo er ſpäter als Porträtmaler und Lehrer an der Techniſchen Hochſchule lebte. Vgl. Hartmann, Geſch. Hannovers, 2. Aufl., S. 988, ſowie Brief 28. —

Adam Gottlieb Oehlenſchläger, bekannter däniſcher Dichter, geb. 14. 11. 1779, geſt. 20. 1. 1850. — Das Werk über Poeſie: „Beyträge zur Poeſie mit beſonderer Beziehung auf Goethe", 1824 bei Cotta erſchienen. Vgl. Einleitung zu den „Geſprächen", S. 22 f. Das Manuſkript zu den „Beyträgen" hatte er unterm 24. Mai 1823 (Brief im Goethe-Schiller-Archiv XIII) an Goethe geſandt. Vgl. auch Brief 25 und S. 254.

11. Ueber die Heimreiſe über Jena und Weimar — vgl. auch Brief 13 — iſt nichts bekannt. Goethe war nicht in Weimar, er kam erſt am 15. September von Marienbad in Jena an.

12. Jean Paul Friedr. Richter, bekannter Humoriſt, geb. 21. 3. 1763, geſt. 14. 11. 1825. — Lodoiska, nicht Ludoiska: Oper von Cherubini (1791).

13. Karl Aug. Böttiger, nicht Böttcher, bekannter Altertumsforſcher und Kunſthiſtoriker, geb. 18. 6. 1760, geſt. 27. 11. 1835. — Statt Theodor Hall iſt Theodor Hell zu leſen, d. i. das Pſeudonym für Karl Gottfried Theod. Winkler, geb. 9. 2. 1775, geſt. 24. 9. 1856 zu Dresden. W., Schriftſteller und Ueberſetzer, muß auch zu Goethe Beziehungen gehabt haben, denn in deſſen „Tagebuch" (1826, S. 240) finde ich: „Nebenſtehendes: Herrn Theodor Hell nach Dresden".

15. Woher Eckermann das Manuſkript eines Gedichts von Goethes eigener Hand hatte, und welches gemeint iſt, läßt ſich nicht nachweiſen. — Ueber den Brief von Goethe vgl. Erläuterung zu Brief 6.

16. Karl Ernſt Schubarth, philoſophiſcher und äſthetiſcher Schriftſteller und ſpäter Gymnaſial-Profeſſor in Hirſchberg, geb. 28. 2. 1796, geſt. 10. 7. 1861, gab 1818 (2. Aufl. 1820) eine Schrift: „Zur Beurtheilung Goethes." heraus. — Ueber Eckermanns Freund Scharnhorſt war nichts zu erfahren. — Die Tochter des Generals Scharnhorſt hieß Julie und war ſeit 10. 11. 1809 mit dem Grafen Friedr. Dohna, zuletzt kommandierendem General des I. Armeekorps, einem Schüler ihres Vaters, vermählt. — Die Schweſter Agnes iſt nicht nachweisbar. Nach der „Allgemeinen deutſchen Biographie" ſoll der General Sch. nur eine Tochter und 2 Söhne hinterlaſſen haben. Es hat ſich wohl um eine Schwägerin gehandelt. — Schlegel iſt wohl der bekannte Ueberſetzer und Kritiker Aug. Wilh. v. Schl., geb. 8. 9. 1767, geſt. 12. 5. 1845.

17. Aug. Kieſewetter war Schauſpieler und 1823 in Dresden engagiert. Vgl. Brief 26.

18. Dr. Ludewig Friedr. Kern, damals Dozent der Rechte. — Becker: Tuchhandlung in Hannover. — Schneider Uhlendorf wohnte in der Jüden-Str., Haus-Nr. 444, jetzt Nr. 48. —

Carl Friedr. Alexander v. Arnswaldt, Staats- und Kabinetts-Miniſter, auch zweiter Kurator der Univerſität Göttingen. — Hinüber iſt wohl der ſpätere Geheime-Kabinetts-Rat George v. H. — Johann Samuel v. Berger, Oberſt und Kriegsrat, Direktor des Militär-Bekleidungs-Departements, war früher Eckermanns Chef. Vgl. Einleitung zu den „Geſprächen", S. 19. — Carl v. Witzleben, damals Oberſt-Lieutenant im 7. oder Infanterie-Regiment Verden und Hoya, wohl früher Eckermanns Vorgeſetzter.

19. Der Brief von Kieſewetter fehlt im Nachlaß.

20. Chriſtian Ludw. v. Blato zu Grabow, Direktor der Lüneburger Landſchaft. — Doctor Heiſe iſt wohl Martin Joh. H., ſeit 1800 2. Archiv-Sekretär, geſt. 22. 2. 1825. — Ernſt Ludw. Riepenhauſen, bekannter

Künſtler, geb. 1765, geſt. 28. 1. 1840 in Göttingen als Univerſitäts-Kupferſtecher.

22. Georg Ludolph Diſſen, bekannter Philologe und Altertumsforſcher, geb. 17. 12. 1784, geſt. 21. 9. 1837 zu Göttingen, wo er ſeit 1817 ordentlicher Profeſſor. D. war fortwährend von Krankheit heimgeſucht. — Spangenberg iſt wohl der Ober-Stabs-Wundarzt Dr. Georg Sp. oder der Hof- und Kanzlei-Rat Dr. Ernſt Sp. — Eckermann traf wohl am 7. oder 8. Juni in Weimar ein; bei Goethe war er zuerſt, wie aus den „Geſprächen" (I, S. 27) hervorgeht, am 10. Juni.

23. Die erſten Briefe aus Weimar haben Eckermann während der Bearbeitung der „Geſpräche" wohl noch vorgelegen, denn der Anfang macht ganz den Eindruck, als wenn er aus Briefen geſchöpft iſt. Vgl. „Geſpräche" I, S. 27—32. — Karl Nicola, Violiniſt und Komponiſt, geb. 1797, geſt. 1875. — Der junge Goethe: Julius Auguſt Walter v. G., weimariſcher Kammerherr und Kammerrat, geb. 25. 12. 1789, geſt. 28. 10. 1830 in Rom, ſeit 1817 mit Ottilie geb. Freiin v. Pogwiſch (geſt. 26. 10. 1872) vermählt. — Die Profeſſorin Riemer: die Frau des bekannten Philologen Friedr. Wilh. R., geb. 19. 4. 1774, geſt. 19. 9. 1845 als Ober-Bibliothekar in Weimar, von 1803 bis 1812 als litterariſcher Gehülfe und Erzieher des Sohnes bei Goethe. — Madam Frommann: die Frau des bekannten Buchhändlers Karl Friedr. Ernſt F. (1765—1837), in deſſen Hauſe Goethe, wenn er in Jena weilte, viel verkehrte, und an den er Eckermann empfohlen. Vgl. „Geſpräche" I, S. 32.

24. Goethens Brief, dat. Marienbad, 14. Aug. 1823, iſt in den „Geſprächen", I, S. 34, mitgeteilt.

25. In Jena, wohin er am 22. Juni übergeſiedelt, wohnte Eckermann, wie aus einem Briefe an Goethe vom 23. d. M. (Goethe-Schiller-Archiv 195) hervorgeht, „auf dem Garten des Dr Meyer. Es liegt dieſer Garten zwiſchen der Bibliothek und den Häuſern des Herrn Major von Knebel und des Hrn. Weſſelhöft in der Mitte". Vgl. „Geſpräche" I, S. 32 f. — Empelde: Dorf, ſw. von Hannover. Das erſte Exemplar ſeines Buchs, der „Beyträge", überreichte Eckermann Goethe, wie aus einem im Goethe-Schiller-Archiv (Nr. 333) befindlichen Briefe von dieſem Tage hervorgeht, am 3. Oktober 1823. Zugleich fügte er ein Exemplar für Staatsrat Schulz, der in Weimar weilte, bei. — Karl Ludwig v. Knebel, geb. 30. 11. 1744, geſt. 23. 2. 1834, bekannter Ueberſetzer und Dichter und einer der älteſten Freunde Goethes, deſſen Bekanntſchaft mit dem damaligen Erbprinzen Karl Auguſt von Weimar er 1774 vermittelte. — Friedr. Theod. Kräuter, Bibliotheks-Sekretär, und durch ſeine Beziehungen zu Goethe, deſſen Archiv er geordnet hatte, bekannt. — Goethe traf am 13. September aus Marienbad in Jena ein. Vgl. „Geſpräche" I, S. 35.

26. Ludwig Tieck, bekannter Dichter, geb. 31. 5. 1773, geſt. 28. 4. 1853. Der Brief fehlt im Nachlaß. — Ueber Goethes Krankheit vgl. „Geſpräche" I, S. 57, 63 und 65 f.

27. Die ſchöne Büſte (Goethes) iſt die von Chriſtian Daniel Rauch, dem bekannten Bildhauer, geb. 2. 1. 1777, geſt. 3. 12. 1857. Im Nachlaſſe liegt der folgende Brief und die Rechnung des Gyps-Gießers.

Ew. Wohlgeboren

Wunſch zu folge habe ich die beſtellte Büſte Goethes mit der Poſt nach Hannover befördern laſſen, obgleich niemahls auf dieſe Weiſe der Transport ge-

ſchehen ſollte, ſondern nur mit Frachtfuhre oder Waſſergelegenheit, indem auf erſtere Art ſelten die Sachen unbeſchädigt ankommen.

Einliegend erfolgt die Rechnung des Gipsgießers, und bitte gelegentlich den Betrag an denſelben gelangen zu laſſen. Zugleich überſendet derſelbe ein Preißverzeichniß hieſiger Gipſe.

Hochachtungsvoll beharrend habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenſter

Berlin 14 Jan: 1824. Chr. Rauch.

P. S. Sehr dankbar bin ich Ihnen für die mitgetheilte erfreuliche Nachricht Hrn. v. Goethes Wohlbefinden.

Berlin den 14ten Januar 1824.

Rechnung

	₰	Gr.	₰
die Büſte Goethes nach Hannover geſandt	5.	—	—
Transport zur Poſt bis dahin	5.	12.	—
für die Kiſte und Emballage	2.	22.	—
Ea. ₰	13.	10.	—

Für Auslagen und Arbeitslohn ſind mir von Herrn Profeſſor Rauch obige 13. ₰ 10 Gr. richtig Ausbezalt worüber Quittire

Berlin den 14.ten Januar 1824

Seeger Gips Arbeiter

Auf der Adreſſe: im Hauſe der Canzley Sekretärinn Käubelein.

— B. D. F. Gieſewell, Zeichenlehrer an der Hofſchule in Hannover. — Der junge Timäus: wohl der ſpätere Paſtor in Barſinghauſen. — Herr v. Werlhoff: der Vize-Präſident des Appellations-Gerichts Dr. Wilh. Gottfr. v. W.

28. Ueber das Oelgemälde konnte ich bisher nichts feſtſtellen. Vgl. Brief 29. — Ueber das intereſſante Tagebuch, aus dem er wohl gelegentlich Blätter oder Abſchriften mitteilte, vgl. Brief 30. Leider iſt dieſe Quelle, aus der Eckermann ſeine „Geſpräche“ ſchöpfte, nach Karl Eckermanns Tode verbrannt worden. Vgl. Vorwort zu Eckermanns Bühnen-Einrichtung zu Goethes Fauſt am Hofe des Kaiſers, S. XVf.

29. Kunſt und Altertum: V, Heft 1. Der Aufſatz „Die drey Paria“ (S. 101—111) iſt ohne Unterſchrift. Goethes Gedicht „Des Paria Gebet“ ſteht W.-A., B. 3, S. 9. — Albrecht Thaer, bek. Landwirt, geb. 14. 5. 1752, geſt. 26. 10. 1828. — Eckermanns Feſtgedichte „Zu Herrn Staatsrath Thaer's Jubelfeſt, am 14. May 1824“ (50jähriges Doktor-Jubiläum), ſind abgedruckt. „Gedichte“, S. 162 und 163. Eins der Gedichte ließ Goethe von Traug. Max Eberwein, dem bek. Komponiſten (geb. 27. 10. 1775, geſt. 2. 12. 1831), vertonen. Vgl. „Tagebücher“ Bd. 8, S. 191 und 193. — Hofrat Heinr. Meyer, bek. Kunſt- und Altertumsforſcher, geb. 16. 3. 1760, geſt. 14. 10. 1832. — Kanzler Friedr. v. Müller, geb. 13. 4. 1779, geſt. 21. 10. 1849, gab auch Geſpräche mit Goethe heraus. — Die „Frauenſchule“ iſt wohl das Luſtſpiel „Die neue Frauenſchule“ von Kotzebue.

32. Ueber Eckermanns Reiſe vgl. „Geſpräche“ I, S. 110. — Liſt: Vorort Hannovers. — Aug. Wilh. Iffland, bek. Schauſpieler und Dramatiker, geb. 19. 4. 1759, geſt. 22. 9. 1814. — Joh. Georg Schloſſer, bek. Schriftſteller und Jugendfreund Goethes, deſſen Schweſter Cornelia (geſt. 1777) er 1773 heiratete, geb. 1739, geſt. 17. 10. 1799. — Karl Friedr. Graf v. Rein-

hard, bek. französischer Diplomat, ursprünglich Theologe, geb. 2. 10. 1761, gest. 25. 12. 1837. Goethe hatte an Reinhard unterm 2. Juni geschrieben: „Dr. Eckermann, ein junger, wahrhaft bedeutender Herankömmling, der sich mit aufrichtiger Neigung an meinem Thun, Schreiben, Treiben und Lassen ausgebildet hat und mir gegenwärtig bei Redaction der vielfachsten Papiere treuen Beistand leistet, wird durch Rath Schlosser bei Ihnen in diesen Wochen eingeführt werden und Sie erfreuen sich gewiß seiner Art und Wesens". Am 28. Juni antwortete Reinhard darauf: „So eben geht Ihr Eckermann von mir, der treue verständige Jünger mit dem Nathanaels-Gesicht. Er kam vorgestern hier an und reist noch heute nach Heidelberg". Vgl. „Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard" (Stuttgart: Cotta, 1850), S. 242 und 244. — Wilhelmine Devrient (gen. Schröder-Devrient, Tochter des Tenoristen Friedr. Schröder und der Schauspielerin Sophie Schr., bek. Opernsängerin, geb. 6. 10. 1804, gest. 26. 1. 1860, heiratete 1823 den Schauspieler Karl Devrient. — An Goethe schrieb Eckermann unterm 28. Juni ebenfalls einen ausführlichen Brief (Goethe-Schiller-Archiv 157).

33. Joh. Heinr. Voß, bek. Dichter und Uebersetzer, geb. 20. 2. 1751, gest. 29. 3. 1826. Vgl. Brief von Ernestine V., Abt. 4, S. 219. — Die Staatsräthin Voie: wohl die Witwe von Heinr. Christian V. (geb. 19. 7. 1744, gest. 3. 3. 1806). V. begründete in Göttingen 1770 mit Gotter den Musenalmanach, 1790 wird er dänischer Staatsrat.

34. Der Brief aus Weimar fehlt im Nachlaß.

35. Aug. Wilh. Rehberg, Geheimer Kabinetts-Rat, geb. 13. 1. 1757, gest. 10. 8. 1836. — Georg Heinr. Fr. Wilh. Restner, nicht Kästner, Lottens ältester Sohn, seit 1796 am Archiv, wurde 1800 seines Vaters Nachfolger und 1816 Archivrat. Er trat 1850 in den Ruhestand. — Ueber das „Gespräch" bemerkt Goethe in seinem „Tagebuch" unterm 13. Februar (Bd. 10, S. 18): „Mittag speiste Eckermann mit uns und eröffnete mir nach Tische seine Absichten auf Hannover". Vgl. ferner „Tagebuch" vom 28. Februar (Bd. 10, S. 24): „Dr. Eckermann wegen seiner hannöverischen Angelegenheit". — Perthes: der bek. Geschichtsforscher Georg Heinr. Pertz, geb. 28. 3. 1785, gest. 7. 10. 1876. — Frau von Heigendorf: die Geliebte des Großherzogs Karl August, die bek. Schauspielerin Karoline Jagemann, geb. 5. 1. 1778, gest. 10. 7. 1848. Sie hatte großen Einfluß an der Weimarer Hofbühne erlangt, sodaß Goethe sich 1817 zurückzog. Das Gedicht steht „Gedichte", S. 148—150. — Die junge fürstliche Familie: Erbgroßherzog Karl Friedrich (geb. 2. 2. 1783, gest. 8. 7. 1853) und die Großfürstin Maria Paulowna von Rußland (gest. 23. 6. 1859), mit der er seit 1804 vermählt war.

37. Die Briefe von der Geheimen Kabinetts-Rätin Rehberg liegen im Nachlaß. — Linden: jetzt Stadt, Vorort Hannovers. — Das Theater brannte am 21. März ab.

38. Der Name Katz [?] ließ sich nicht feststellen. — Die Recension steht „Gesellschafter" 1825, 51. Bd., S. 252. — Oberwein, vgl. Erläuterung zu Brief 29. — Seine Frau, Emilie, war eine geb. Häßler aus Erfurt. — Johanna Schopenhauer, bek. Roman-Schriftstellerin und Mutter des berühmten Philosophen Arthur Sch., geb. 9. 7. 1766, gest. 16. 4. 1838. — Friedr. Wilh. Gubitz, bek. Publizist, geb. 27. 2. 1786, gest. 5. 6. 1870. Der Brief (vom 25. April) liegt im Nachlaß. — Eckermann interessierte sich, wie bekannt, sehr für Bogen und Bogenschießen. Vgl. „Gespräche" III, S. 66 f.

39. Ueber die Vorlegung der erſten Geſpräche bemerkt Goethe im „Tagebuch“ unterm 5. Juni (Bd. 10, S. 64): „Mittag Dr. Eckermann. Ueber die von ihm redigirten Unterhaltungen.“ — Der engliſche Dichter Byron (geb. 22. 1. 1788) ſtarb 19. 4. 1824.

40. Welcher Fürſt Reuß gemeint iſt, iſt zweifelhaft.

41. Stephan Schütze, nicht Schütz, in Weimar ſehr beliebter Schriftſteller, geb. 1. 11. 1771, geſt. 20. 3. 1839. Auf einer Partie nach Berka und Tonndorf bemerkte Goethe zu Eckermann über ihn: „Unſer Freund Schütze hat nicht unrecht, wenn er jede Woche eine Ausflucht aufs Land macht; wir wollen ihn uns zum Muſter nehmen, und wenn das Wetter ſich nur einigermaßen hält, ſo ſoll dies auch unſere letzte Partie nicht geweſen ſein.“ „Geſpräche“ I, S. 264. — Der Aeſthetiker und Komponiſt läßt ſich nicht feſtſtellen. Bei Goethe war am 4. Juli Spontini und am 6. Carl Maria v. Weber.

42. Nach dem „Tagebuch“ (Bd. 10, S. 91) iſt anzunehmen, daß das Geſpräch am 13. Auguſt, wo Eckermann bei Goethe war, ſtattfand. — Den Engländern erteilte Eckermann Unterricht. In den Briefen iſt noch öfter von ihnen die Rede. — Ernſt Benjamin Salomon Raupach, bek. dramatiſcher Dichter, geb. 21. 5. 1784, geſt. 18. 3. 1852. — Eckermann war, wie aus dem „Tagebuch“ (Bd. 10, S. 93) hervorgeht, am 18. abends bei Goethe und am 19. dort mit Hofrat Meyer mittags. Der Brief muß ſomit am 19. Auguſt geſchrieben ſein.

43. Das Feſt: das 50jährige Regierungs-Jubiläum des Großherzogs Karl Auguſt.

44. Ueber die Promotion vgl. auch Brief 46. Goethe legt Eckermann übrigens ſchon ſeit 1824 in ſeinem „Tagebuch“ zumeiſt den Doktor-Titel bei. — Die Beſchreibung erhielt den Titel: Weimars Jubelfeſt am 3ten September 1825. Die 1. Abteilung: Die Feyer der Reſidenzſtadt Weimar ꝛc. erſchien in Weimar bei Wilh. Hoffmann 1825, die 2.: Die Feyer in den übrigen Städten und Ortſchaften des Großherzogthums, ebendaſelbſt 1826. — Ueber den „anderen hieſigen Gelehrten“, der urſprünglich mit der Feſt-Beſchreibung beauftragt geweſen, konnte ich in Weimar nichts erfahren. — Von der kritiſchen Einleitung ſcheint ſpäter abgeſehen worden zu ſein. Jedenfalls erſchien die „vollſtändige Ausgabe letzter Hand“ von Goethes Werken ohne eine ſolche.

45. Gräfin Julie v. Egloffſtein, eine Tochter der Gräfin Henriette v. E., Malerin, geb. 12. 9. 1792, geſt. 16. 1. 1869. Vgl. „Geſpräche“ I, S. 277 u. III, S. 266.

46. Goethes Jubiläum (7. Nov.) iſt die Feier der fünfzigſten Wiederkehr des Tages, an dem er Weimar zuerſt betreten. — Die Gedichte zu der Feier, die ſich im Goethe-Schiller-Archiv (Nr. 500) befinden, ſind nicht in Eckermanns „Gedichten“ abgedruckt worden.

47. Der Brief von der Geheimen Kabinetts-Rätin Rehberg liegt ebenfalls im Nachlaß. — Der Beſuch von Voß ſcheint nicht bekannt zu ſein.

49. Die Überſetzung war von Eckermanns Schüler Heavyſide, über den ich nichts Näheres finden kann. H. war auch wiederholt bei Goethe, dem er unterm 8. Januar 1826 eine Ueberſetzung überreichte und bat: „but if it should be the means of leading you into a conversation upon the subject with my friend Dr. Eckermann.“ (Brief Goethe-Schiller-Archiv 25.) Vgl. Brief 53 und S. 311. —

50. Ueber die Fest-Beschreibung schreibt Kanzler von Müller in einem Briefe an Böttiger vom 26. 1. 1826 (Goethe-Jahrb. 1880, S. 346): Unsere Jubel-Beschreibung gefällt mir selbst nun besser wenn sie Ihnen gefällt. Redigirt hat Eckermann sie nicht, sondern concipirt, die Redaction zu übernehmen hatte der Großherzog selbst mich gebeten, damit nichts anstößiges darin vorkomme. Und dabey ist denn mancher halbe Bogen ganz von mir eingeschaltet worden, vieles andere umgestellt oder ergänzt .... — An dem Tage, wo Eckermann das Zimmer hüthen mußte, schrieb er an Goethe (Goethe-Schiller-Archiv 107): „Ein heftiger Schnupfen will mir das Glück nicht erlauben diesen Mittag mit Euer Excellenz zu Tisch zu seyn. Ich will mich heute ruhig zu Hause halten, damit das Unbefinden desto schneller vorüber gehe. Ich sende aber den besprochenen Brief an Fouqué. Ich arbeite dem Ende meiner Festlichkeit mit heiterer Stimmung entgegen. Wollen Eure Excellenz mir diesen Mittag einen Teller voll Suppe senden lassen, so wird mich das sehr beglücken. Ganz der Ihrige. Eckermann." — Friedr. v. Matthisson, geb. 23. 1. 1761, gest. 12. 3. 1831.

51. Die Engländer: wohl Heavyside und die Barone Hope. Vgl. Brief 54 u. 56. — Ueber Frau v. Goethes Unfall bemerkt Goethes „Tagebuch" unterm 28. April (Bd. 10, S. 186): „Ottilie verunglückte beym Reiten." — Goethe wurde, wie aus dem „Tagebuch" hervorgeht, in der Nacht zum 28. April krank und hütete mehrere Tage das Bett. Eckermann wurde aber am 30. April angenommen. Vgl. auch „Gespräche" I, S. 173.

52. Töpfer, dramatischer Dichter, geb. 26. 12. 1792, gest. 22. 8. 1871. — Sulpice Boisserée, verdienter Kunstforscher, geb. in Köln 2. 8. 1783, gest. 2. 5. 1854, bekannt durch die mit seinem Bruder Melchior zusammengebrachte Sammlung alter Gemälde. Ueber seine Vermittlung zwischen Goethe und Cotta vgl. „Gespräche" I, S. 284. Vgl. Anmerkung zu Brief 66. — Joh. Friedr. Cotta, Freiherr v. Cottendorf, bek. Verleger (Stuttgart), geb. 27. 4. 1764, gest. 29. 12. 1832.

53. Der englische Buchhändler war John Murray. Vgl. Brief 65 u. S. 311. — Die Braut lebte damals in Bleckede a. d. Elbe.

54. Joh. Nep. Hummel, bek. Pianist, geb. 14. 11. 1778, gest. 17. 10. 1837. — Jak. Moltke, geb. 1783, gest. 1831, war seit 1809 an der Oper in Weimar (Tenor). — Karl Friedr. Zelter, bek. Komponist, Freund Goethes, geb. 11. 12. 1758, gest. 15. 5. 1832. Vgl. s. Briefwechsel mit Goethe und S. 275. — Herr v. Froriep: wohl der Ober-Medizinalrat Friedr. Ludw. v. Fr., geb. 15. 6. 1779, gest. 28. 7. 1847, der 1822 das Landes-Industrie-Comptoir (Verlag) übernommen hatte, oder dessen Sohn, Robert v. Fr., geb. 1804, gest. 15. 6. 1861, der später den Verlag leitete. — Eckermann kam am 14. Juli in Weimar an. Goethe bemerkt in seinem „Tagebuch" (Bd. 10, S. 27): „Abends kam Dr. Eckermann. Erzählte von Hamburg, Stade und den dortigen Anschwemmungen, Einrichtungen, Ansiedelungen." Ferner zum 24. (Bd. 10, S. 221): „Dr. Eckermann, mancherley Beobachtungen mittheilend, die er auf seiner Hamburger Reise gemacht." Eckermann hatte in Bleckede seine Braut, die dort bei dem Bruder Christian lebte, besucht. An Goethe hatte er von der Reise, wie aus Ottiliens Bemerkung (S. 61) hervorgeht, einen Tagebuch-Auszug gesandt. — Die Tochter von Zelter war, wie das „Tagebuch" belegt, Doris. Vgl. S. 275. — Zur Helena bemerkt Goethe im „Tagebuch" (Bd. 10, S. 217) am 16. Juli: „Dr. Eckermann las die Helena

hinaus." — Zelters Abreiſe erfolgte am 19. Juli. — Ueber Childers konnte ich nichts erfahren. — Bei Frau und Hrn. Profeſſor Melos, die eine Penſion von Ausländern hatten, gab Eckermann engliſche Stunden. Vgl. darüber Brief 56 und 73. Goethes „Tagebuch" von 1824 bemerkt zum 13. Oktober (Bd. 9, S. 281): „Mittag Eckermann, den Antrag von Profeſſor Melos mit ihm verhandelt"; ferner zum 15. d. M. (Bd. 10, S. 282): „Frau Profeſſor Melos, wegen der Einleitung von Eckermanns Verhältniß. Mittag Eckermann. Ich ſprach mit ihm das Verhältniß zu Melos durch." Vgl. auch über die Engländer „Tagebuch" Bd. 10, S. 288, 294 u. 295. — Der Elfer ſtand damals in hohem Anſehen. Goethe hat ihn auch angedichtet. Vgl. Goethe-Jahrbuch, XI, S. 3f. — Natalie von Herder: wohl eine Tochter des älteſten Sohnes des Dichters, Wilh. Gottfried v. H., der 1806 als Hofmedikus in Weimar ſtarb. — Ad. Wagner, geb. 1774, geſt. 1. 8. 1835, hatte Theologie ſtudiert. 1823 erſchien von ihm bei Reclam: Das Reich des Scherzes. — Berliner Schnellpoſt für Litteratur, Theater und Geſelligkeit, ſeit 1826 von M. G. Saphir herausgegeben.

56. Der Leipziger Buchhändler war wohl Brockhaus. — Die neue Zeitſchrift konnte ich nicht feſtſtellen. — Der Aufſatz, der keine Unterſchrift trägt (S. 160—170), heißt: Ueber Goethe's Recenſionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773. Vgl. „Geſpräche" I, S. 30 f. — Eckermanns Gedicht zu Goethes Geburtstag (Tiſch-Lied) ſteht „Gedichte" S. 167—169. — Eliſabeth von Arnim, gen. Bettina v. A., Gattin von Ludw. Achim v. A. und Schweſter von Clemens Brentano (Enkelin von Sophie Laroche), bek. als ſchwärmeriſche Verehrerin Goethes und durch „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde", geb. 4. 4. 1785, geſt. 20. 1. 1859. Das Billet doux liegt im Nachlaß. — Der ſehr intereſſante Däne iſt nicht feſtzuſtellen. Goethes „Tagebuch" (Bd. 10, S. 245) bemerkt zum 18. September: „Dr. Eckermann brachte einen gereiſten Dänen Namens . . . ., welcher vier in Kupfer geſtochene Porträte ſeiner Landsleute verehrte." Der Brief kann erſt am 19. September geſchrieben ſein. — Heinr. Karl Friedr. Peucer, geb. 1779, geſt. 1849, war mit Goethe befreundet. P. iſt auch als Ueberſetzer und Dichter bekannt. Vgl. „Geſpräche" III, S. 59. — Ueber die Vorſchläge vgl. Düntzers Einleitung zu den „Geſprächen", S. XV und Goethe-Jahrbuch, S. 354. — Ueber die zwey jungen Freunde giebt Goethes „Tagebuch" keine Auskunft.

57. Eckermann war am 21. Septbr. 1792 geboren.

58. Das Gedicht iſt abgedruckt in der 2. Aufl. von Eckermanns „Gedichten", S. 144f. Im zweiten Verſe iſt der Aufenthaltsort der Braut, Bleckede, fortgelaſſen. — Wegen des Geburtstages der Braut vgl. S. 351.

59. Das Gedicht „Vielfachen Dank ꝛc." (Mittagsblatt 1826) war eine Parodie auf Goethes Dank-Gedicht „Meinen feierlich Bewegten" im „Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen" 1826, Nr. 253. Vgl. Goethe-Jahrbuch XX, S. 94. Die Braut teilt die erſten drei Strophen mit. Vergl. den folgenden Brief.

60. Henriette Sontag, bek. Sängerin, Schweſter von Karl S., geb. 3. 1. 1806, geſt. 17. 6. 1854. — Amand. Gottfr. Ad. Müllner, bek. dramatiſcher Dichter, geb. 18. 10. 1774, geſt. 11. 6. 1829. — Goethe erfuhr von der Parodie nichts.

61. Für Goethe beſorgte Eckermann die Redaktion von „Kunſt und Alterthum“ und der „Vermiſchten Schriften“. Vgl. Goethes „Tagebuch“, Bd. 11, S. 3, 5 u. 7f. — Ueber die Abende vgl. die „Geſpräche“ I, S. 194—222.

63. Herzog Karl Bernhard von Sachſen, zweiter Sohn des Großherzogs Karl Auguſt, geb. 30. 5. 1792, geſt. 3. 7. 1862, bek. durch ſeine militäriſche Tätigkeit in holländiſchen Dienſten und durch ſeine Reiſe durch Nordamerika.

66. Karl v. La Roche, bek., von Goethe geſchätzter Schauſpieler, Eckermanns Freund, geb. 14. 10. 1796, geſt. 11. 3. 1884. — Gelegentlich der Anweſenheit von Boiſſerée (vgl. Brief 52 — 30. Mai 1826 — hatte Eckermann Goethe brieflich den Vorſchlag gemacht — der Brief befindet ſich im Goethe-Schiller-Archiv (Nr. 178) —, zur Steigerung des Intereſſes für die neue Ausgabe ſeiner Werke ein Bändchen ſeiner trefflichen Converſationen vorauszuſchicken. Er könne bis zum Herbſt etwa 250 Seiten zuſammenbringen, „und zwar lauter bedeutende wichtige Sachen.“ Infolge dieſes Vorſchlages war dann wohl die Verabredung, die nur eine Verabredung blieb, zu ſtande gekommen. — Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe erſchien 1828—29, die erſte Lieferung von Goethes Werken (Ausgabe letzter Hand) 1827. — Heavyſide und Hope verabſchiedeten ſich am 2. Mai von Goethe. — General-Major a. D. und Ober-Forſtmeiſter Carl v. Beaulieu, verheiratet mit der Gräfin Henriette v. Egloffſtein, geb. 6. 7. 1773, geſt. 15. 10. 1864. Ihre Tochter Caroline, geb. 2. 11. 1789, geſt. 16. 7. 1868. Vgl. „Geſpräche“ I, S. 277. — Der Antrag von Berlin kam wohl wieder von Gubitz (vgl. Brief 38) und betraf den „Geſellſchafter“. Auch dieſer Brief liegt im Nachlaß.

67. Aug. Wilh. v. Schlegel, bek. Ueberſetzer und Kritiker, Führer der romantiſchen Schule, geb. 8. 9. 1767, geſt. 12. 5. 1845. Bei Goethe, der laut „Tagebuch“ (Bd. 11, S. 49f.) mit Ottilie über ſeinen Charakter und ſein Betragen ſprach, war Sch. mit ſeinem Begleiter Laſſen am 24. und 25. April. — Karl v. Holtei, bek. Dichter, geb. 24. 1. 1798, geſt. 12. 2. 1880. — Jean Jacq. Antoine Ampère, geb. 12. 8. 1800, geſt. 27. 3. 1864. — Stapfer war der Ueberſetzer von Goethes Werken. — Ueber die Anſtellung an der Bibliothek vgl. Anmerkung zu Brief 104.

68. Joh. Chriſtoph Friedr. Haug, geb. 19. 3. 1761, geſt. 30. 1. 1829.

69. Karl Wilh. Göttling, bek. Philologe, geb. 19. 1. 1793, geſt. 20. 1. 1869, war von Goethe, mit dem er in engem Verkehr ſtand (vgl. „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Göttling“), mit der Durchſicht der gedruckten Werke für die „Ausgabe letzter Hand“ betraut. — Der König von Baiern iſt Ludwig I., geb. 25. 8. 1786, geſt. 29. 2. 1868. — Die franzöſiſche Zeitſchrift iſt wohl der „Globe“, zu deſſen Mitarbeitern Ampère gehörte.

70. Wegen der Archiv-Secretair-Stelle vgl. Briefe 84, 86 u. 87.

71. Die Freundin bey Hofe war eine Demoiſelle Sylveſtre, die auch von Goethe geſchätzt wurde und ihn oft mit der Prinzeſſin beſuchte. Sie ſtammte wohl aus Genf, denn dort ſuchte Eckermann ſie 1830 auf. Vgl. „Geſpräche“ II, S. 150 u. 157. Mit Eckermann blieb ſie bis zu ihrem Tode im Jahre 1843 befreundet, was ein Legat von 2350 Franken, das ſie ſeinem Sohne ausſetzte, beweiſt. Vgl. Brief 72. — Die Prinzeſſin: Marie Luiſe Auguſte Katharine, die ſpätere Kaiſerin Auguſta, geb. 30. 9. 1811.

72. Welches von Eckermanns Porträts es war, konnte ich nicht feststellen. — Der Brief von Ampère ist im Nachlaß. — Ueber Robert Doolan vgl. „Gespräche" I, S. 116 u. III, S. 51 u. 66. Der Brief ist nicht erhalten.

73. Eckermanns Brief mit den Andeutungen ist nicht erhalten.

75. Eckermanns Brief mit den Klagen fehlt im Nachlaß.

76. Ueber die Redaktion der Wanderjahre vgl. „Gespräche" II, S. 48 u. 60.

79. Der Brief von der alten Voß ist S. 219 f. abgedruckt. — Der englische Dichter und Schriftsteller ist William Fraser. Der Brief fehlt. Vgl. Eckermanns Brief an ihn, S. 243 f. — Thomas Carlyle, geb. 4. 12. 1795, gest. 5. 12. 1881.

80. Der Großherzog Karl August war bereits am 14. 6. bei Torgau gestorben. Vgl. „Gespräche" II, S. 3 f. — Der neue Großherzog ist Karl Friedrich, geb. 2. 2. 1783, gest. 8. 7. 1853, seine Gemahlin die Großfürstin Maria Paulowna von Rußland. — Ueber den Besuch von Tieck bemerkt Goethes „Tagebuch" (Bd. 11, S. 230) zum 8. Juni: „Mittag Hofrath Tieck und Familie, Gräfin Stolberg und Coudray, auch Eckermann." Tieck hatte 1798 eine Tochter des Predigers Alberti geheiratet (gest. 1837). Seine Tochter Dorothea (gest. 1841) ist als Shakespeare-Uebersetzerin bekannt. — Welche Gräfin Stolberg es war, bedarf noch der Feststellung. — Ueber Pastor Weidner konnte ich nichts erfahren. Vgl. Brief 82. Der Brief ist nicht erhalten. — Der Maler aus München: Karl Joseph Stieler, geb. 1. 11. 1781, gest. 9. 4. 1858. Eckermann schloß mit ihm Freundschaft.

82. Ueber Dr. Stieglitz vgl. die Einleitung zu den Erläuterungen der 2. Abteilung.

83. Vgl. Geiger, Goethe in Dornburg (Goethe-Jahrb. II, S. 316 f.).

84. Wegen der hannov. Stelle vgl. Brief 70.

85. Die Beyträge zum Morgenblatt bedürfen noch der Feststellung. — Wegen der Gedichte an hübsche Sängerinnen vgl. Brief 124.

86. Statt Müller ist Möller zu lesen. Dr. Joh. Friedr. Wilh. Möller war Bibliotheks-Schreiber. Näheres über ihn konnte ich nicht erfahren. — Auch über Canzley Assessor Rehberg fehlen Nachrichten.

89. Ueber den Brief aus Paris und Eckermanns Antwort vgl. Abteilung 5.

91. Die Bemerkung, daß Eckermann sich selbst von Goethe zurückgezogen habe, ist zutreffend. Nach dem 6. Juli war er nicht mehr bei Goethe (vgl. „Tagebuch") und am 28. August schrieb er ihm: „ . . . Ich hatte gehofft daß der heutige Tag der Tag meiner Erlösung und eines besseren und heiteren Lebens seyn würde, allein es ist mir so gut nicht geworden. Ich leide seit 8 Tagen wieder an einer Erkältung an Reißen im Kopf und damit verbundenen Schwächen, wodurch ich denn auch behindert bin, an dem Glück des Festes Theil zu nehmen . . ." . . . „Ich habe in meiner langen Einsamkeit sehr vieles verdaut so daß es mich wieder nach guten Sachen und guter Gesellschaft verlangt. Wie glücklich werde ich seyn, Eure Excellenz wieder reden zu hören und an allem wieder thätigen Theil zu nehmen, was Sie thun und was Ihnen begegnet . . ." (Goethe-Schiller-Archiv 521). Uebrigens teilt Eckermann aus der Zeit vom 15. April bis 1. September keine Gespräche mit. — Die Gedichte für den König von Bayern sind in Eckermanns „Gedichten"

S. 175—196 abgedruckt. Vgl. darüber Brief 94, 95 u. 96. In einem Briefe an Goethe vom 12. August 1829 (Goethe-Schiller-Archiv VI) bemerkt Eckermann: „Mit meinen Gedichten bin ich zwar fortgeschritten, allein unglücklicher Weise noch nicht zu Ende. Durch den langen Verkehr mit Ihnen hat sich meine Idee vom Vollkommenen so gesteigert, daß mein ausübendes Vermögen mir nur bey völligen körperlichen Kräften einigermaßen genug thut ....“ Das zur Ansicht mitgeteilte Gedicht war „das Mittelstück nämlich das Gedicht über das Bild selbst“. (Eckermanns Brief im Goethe-Schiller-Archiv V vom 31. Juli). Den Brief schrieb Goethe laut „Tagebuch“ (XII, S. 105) am 2. August. — Goethes Brief fehlt ebenfalls im Nachlaß. Eine Ergänzung befindet sich S. 192. —

93. Der junge Großherzog: Carl Alexander, geb. 24. 6. 1818, gest. 5. 1. 1901, der spätere Pfleger der Erinnerung an Weimars große Zeit und Förderer von Kunst und Wissenschaft. Wie er die Veranlassung war, daß Eckermann in Weimar blieb, so ist er ihm auch bis zuletzt ein treuer Beschützer gewesen. Seine Briefe an Eckermann (über 30) werden ihm ein ehrendes Denkmal errichten.

94. Das Gedicht ist das für den König von Bayern. Vgl. Brief 91.

95. Die Großherzogin Mutter ist Louise, die Gemahlin Karl Augusts, gest. 15. Februar 1830. Vgl. „Gespräche“ II, S. 123f.

96. Ueber Goethes Lob vgl. die Fassung in den „Gesprächen“, II, S. 131. — Die Mitteilung, daß der junge Goethe nach Italien gehe, und daß er ihn begleiten solle, erfuhr Eckermann durch diesen selbst am 16. März. Vgl. „Gespräche“ II, S. 133f. —

98. Die Abreise erfolgte am 22. April. Am Tage vorher verabschiedete sich Eckermann von Goethe. Vgl. „Gespräche“ II, S. 139. — Friedr. Jak. Soret, geb. 13. 5. 1795 und in Genf erzogen, seit 1822 Erzieher Carl Alexanders, von Goethe geschätzt und später mit Eckermann, dem er bekanntlich für den 3. Bd. der „Gespräche“ seine „Gespräche“ zur Verfügung stellte, befreundet. — Der Herzog von Oldenburg ist der Großherzog August Paul Friedrich, geb. 13. 7. 1783, gest. 27. 2. 1833. — Der Prinz ist Carl Alexander. Ueber den Aufenthalt in Frankfurt a. M. vgl. auch „Gespräche“ II, S. 139—142.

99. Ueber den ersten und zweiten Aufenthalt in Mailand vgl. „Gespräche“ II, S. 142—146 und 149. Während des zweiten Aufenthalts wurde Eckermann fieberkrank und zugleich wohl von Heimweh ergriffen. Er einigte sich daher mit dem jungen Goethe, vorerst noch mit nach Genua zu gehen, und von dort, wenn keine Besserung eingetreten, allein nach Deutschland zurückzukehren, was auch mit Goethes Zustimmung geschah. Am 25. Juli trennte sich Eckermann von August v. Goethe und begab sich über den Mont Cenis nach Genf, wo er am 8. August eintraf. Vgl. „Gespräche“ II, S. 150. — Ueber Eckermanns Krankheit vgl. Brief 124.

100. Der junge Goethe hatte sich am Tage der Trennung von Eckermann bei einem Umsturz mit dem Wagen das Schlüsselbein gebrochen. Vgl. „Gespräche“ II, S. 151. Eckermann verließ Genf erst am 21. September. Vgl. Brief 102 und Anmerkung zu Brief 104.

101. Der Brief von Soret ist im Nachlaß. — An Goethe schrieb Eckermann zwei lange Briefe, die in mehrfacher Hinsicht von Interesse sind. In dem ersten unterbreitete er den Plan, einige Monate bei seiner Braut

zu verleben und ſeine Geſpräche auszuarbeiten. Vgl. „Geſpräche" II, S. 147—160.

102. In Straßburg war Eckermann am 27. September angekommen. Vgl. „Geſpräche" II, S. 160f.

103. Goethes Brief iſt „Geſpräche" II, S. 161f. abgedruckt. Das Ergebnis der Ueberlegung mit Goethe war, für einige Zeit nach Northeim zu gehen. Die Veröffentlichung der Geſpräche wünſchte Goethe noch nicht, er wollte aber gern das Manuſkript „durchgehen und rectificieren". Vgl. „Geſpräche" II, S. 162. — Marianne v. Willemer, geb. Jung, geb. 20. 11. 1784, geſt. 6. 12. 1860, ſeit 1814 vermählt mit Joh. Jak. v. W., bekannt durch die Freundſchaft mit Goethe und als das Vorbild der Suleika in ſeinem „Weſtöſtlichen Divan". Vgl. „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Marianne v. W." Der Empfehlungsbrief (vgl. „Briefwechſel" S. 270) begann: „Herr Dr. Eckermann wird dieſes Blättchen überreichen; ich empfehle ihn als einen geprüften Haus- und Seelenfreund ꝛc." Und in einem ſpäteren Briefe (ebda.) ſchreibt Goethe: „In dieſen Tagen habe ich dem guten Eckermann, einem treuen Haus- und Studienfreunde, der meinen Sohn bis Genua begleitete und von da wieder zurückkehrte, ein Blättchen an meine theuren Freunde geſendet ꝛc." — Infolge der Erkältung konnte Eckermann erſt am 21. Oktober abreiſen. In einem Briefe an Goethe von dieſem Tage (Goethe-Schiller-Archiv IX) ſchreibt er: Meine Abreiſe von hier iſt durch eine hartnäckige Unpaßlichkeit bis heute verzögert; nun aber gehe ich in wenigen Stunden mit dem Eilwagen nach Caſſel .... Vgl. „Geſpräche" II, S. 164. — Friedr. Carl Chriſtian Aug. Graf v. Caſtell ſtand als Lieutenant im 3. oder Göttingenſchen Huſaren-Regimente.

104. In Northeim erhielt Eckermann einen Brief von Soret „mit dem Anerbieten eines fixen Gehaltes von Seiten der Frau Großherzogin", wenn er zurückkommen und in ſeinem „bisherigen Unterricht mit dem Prinzen fortfahren wolle". Er war infolge deſſen am 20. November von Northeim abgereiſt. Vgl. „Geſpräche" II, S. 164f. Die betr. Stelle in dem Briefe an Goethe lautet im Original (Goethe-Schiller-Archiv X): .... Ich habe hier einen Brief von Soret erhalten mit dem ſchönen Anerbieten eines fixen Gehalts von wenigſtens monatlich 30 ℳ wenn ich in meinem bisherigen Unterricht mit dem Prinzen fortfahren und noch zwey andere Stunden wöchentlich übernehmen wolle." Der Brief von Soret befindet ſich im Nachlaß. In einem Briefe an Böttiger (Goethe-Jahrb. 1880, S. 354) bemerkt Peucer über Eckermann unterm 7. 1. 1831: „Göthe iſt wieder mitten in ſeinen alten Gewohnheiten; er beſchäftigt ſich fleißig mit der Vollendung der Herausgabe ſeiner Werke, wobei ihm Dr. Eckermann weſentlich hülfreiche Hand leiſtet. Letzterer verließ bekanntlich den Geh. Kammerrath von Göthe in Genua und ging in die Schweiz, während jener ſüdlicher in Italien vorſchritt. Eckermann hielt ſich dann eine Zeit lang in Genf auf, wo damals auch Hofr. Soret, der Erzieher unſeres Erbgroßherzogs, auf Urlaub war, um ſeinem am Tode liegenden Vater dort nahe zu ſein, der ſeitdem geſtorben iſt. Durch Soret ſcheint es ſich nun gemacht zu haben, daß dem Dr. Eckermann die Ausſicht eröffnet wurde, hier in Weimar eine fixe, ehrenvolle Beſchäftigung zu finden. Auch Göthe dachte ſchon mehrmals daran ihm eine Anſtellung bei der Großh. Bibliothek hier zu verſchaffen. Es fehlte aber an Entſchiedenheit im Wollen und Wirken, woran es Göthe'n ſtets gefehlt hat. Nun aber giebt Eckermann dem Erbgroßherzog

Unterricht im Engliſchen und in der Literatur, wozu auch Styl-Uebungen gerechnet werden. — — — — — — —" Vgl. Brief 56. — Ueber den Empfang der Nachricht vgl. „Geſpräche" II, S. 165f. Die Angaben ſind von Eckermann aus Brief 104 geſchöpft. Der junge Goethe ſtarb am 27. Oktober. — Dorette iſt die Frau des Bruders der Braut (Chriſtian).

105. Ueber Eckermanns Rückkehr vgl. „Geſpräche" II, S. 166f. Die dortigen Angaben ſind dieſem Briefe entnommen. — Ueber Herrn v. Seebach konnte ich nichts erfahren. — Fräulein Jenny v. Pappenheim, die ſpätere Freifrau v. Guſtedt, weilte ſeit 1826 in Weimar, wo ſie in engeren Beziehungen zu Goethe und Ottilie ſtand. Sie zeichnete ſich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit aus und war der Verzug der Weimarer Geſellſchaft. Auch iſt ſie als Malerin bekannt. Eckermann nennt ſie in einem Briefe an Auguſte Kladzig „unſeren gemeinſamen Liebling" (Goethe-Jahrb. 1896, S. 262). Ihre Erinnerungen: Aus Goethes Freundeskreiſe, gab eine Enkelin, Lily v. Kretſchman, 1892 bei G. Weſtermann in Braunſchweig heraus. Vgl. auch Goethe-Jahrb. 1885, S. 173, 1891, S. 181—189, 1898, S. 99. — Statt Herzogin muß es Großherzogin heißen. — Ueber Herrn Schmid konnte ich ebenfalls nichts erfahren. — Die Profeſſorin iſt die Wwe. des Profeſſors Meios. — Fräulein Ulrike (v. Pogwiſch) iſt die jüngere Schweſter der Frau v. Goethe (Ottilie). — Ida iſt die Tochter der Profeſſorin Meios; ſie heiratete ſpäter den Dichter Ferd. Freiligrath und iſt bekannt als Ueberſetzerin engliſcher Dichtungen. — Charles Sterling, Sohn des engliſchen Konſuls in Genua, war durch Byron an Goethe empfohlen. Eckermann, der ihn in Genua kennen gelernt hatte, erhielt von ihm die Nachricht über den Unfall des jungen Goethe. Vgl. „Geſpräche" II, S. 151. Den erwähnten Brief ſchenkte Karl Eckermann mit anderen 1863 der Frau v. Goethe, die ſich für Sterling intereſſierte. Vgl. S. 259f. Dahingegen liegen 2 Briefe aus ſpäterer Zeit noch im Nachlaß. — Die Papiere waren die Geſpräche, die Eckermann vor ſeiner Abreiſe nach Italien in einem beſonderen Packet verſiegelt Soret zur Aufbewahrung übergeben hatte. Vgl. „Geſpräche" II, S. 148f. Wegen der Deichsdefenſion vgl. Brief 108 u. 109.

106. Aus dem Tagebuch-Blatt hat Eckermann ſpäter die Angaben in den „Geſprächen" II, S. 167 geſchöpft. — Der engliſche Konſul in Genua hieß Sterling. Vgl. Erläuterungen zu Brief 105. — Karl Viktor v. Bonſtetten, bek. Schriftſteller, geb. 3. 9. 1745, geſt. 3. 2. 1832.

107. Den erſten Anfall bekam Goethe am 25. November, abends nach 10 Uhr, alſo am Donnerstag. Am 26. wiederholte ſich dann abends zwiſchen 5 und 6 Uhr der Blutſturz. Vgl. Goethes „Tagebuch" Bd. 12, S. 336. — Eckermanns Angaben in den „Geſprächen" II, S. 167f. ſind dieſem Briefe entnommen. — Goethes Billet iſt „Geſpräche" II, S. 168 abgedruckt.

110. Frau Majorin Borchers: die Frau des Regiments-Quartiermeiſters J. G. B. vom 3. oder Göttingenſchen Huſaren-Regiment, deſſen Stabs-Quartier Northeim. — Frau v. Boberé: die Frau des Ober-Poſtmeiſters W. A. v. B. in Northeim.

111. Herr v. Cotta: Georg Freiherr G. v. Cottendorf, Königl. bayriſcher Kammerherr, geb. 19. 7. 1796, geſt. 1, 2. 1863, Sohn des bek. Buchhändlers Joh. Friedr. Freiherr v. C. und nach deſſen Tode (1832) ſein Nachfolger. — Goethe war mit der „vollſtändigen Ausgabe letzter Hand" ſeiner Werke beſchäftigt. Ueber Eckermanns Mitarbeit ſagt ſein „Tagebuch" Bd. 12 S. 341f.:

„Dr. Eckermann hatte die neueren und älteren noch nicht gedruckten Gedichte geordnet wieder gebracht." Vgl. „Gespräche" III, S. 197f., 209f., 213 ꝛc. und Anmerkung zu Brief 104.

112. Das Leseinstitut ist wohl das am 25. April 1831 feierlich eröffnete Lesemuseum. „Tagebuch" XIII, S. 292. — Der große Devrient: Philipp Eduard D., der zweite der berühmten Brüder, aber nicht der bedeutendste, geb. 11. 6. 1801, gest. 4. 11. 1877.

115. Der Herzog: Adolph Friedr. von Cambridge, jüngster Sohn König Georgs III., 1831—37 Vize-König von Hannover, geb. 24. 2. 1774, gest. 8. 7. 1850.

116. Das Anerbieten der Freundin Sylveſtre wird wohl ein größeres Darlehen betroffen haben. Briefe von ihr sind nicht erhalten.

117. Ueber die Herausgabe von Goethes Briefen vgl. „Gespräche" II, S. 171—175 und „Tagebuch" XIII, S. 3, 7, 10, 11, 14 u. 16. — Marianne v. Willemer schrieb Goethe darüber: „Eckermanns Gegenwart ist mir von großem Wert; er übernimmt eine Arbeit die, ohne entschieden verabredete Folge, nicht denkbar wäre. „Briefwechsel" 2. Aufl. S. 289.

120. Auctions-Sachen: In einem Briefe vom 16. März bestätigt die Braut den Empfang eines Verzeichnisses der gut gehaltenen und modernen Mobilien, die am Montag den 21. März und folgende Tage in dem Hause des Hofadvokaten Büttner versteigert werden sollten. Das gedruckte Verzeichnis liegt dem Briefe bei. Sie bittet E., die angestrichenen Sachen eventl. zu erwerben. Uebrigens hatte Goethe einen eleganten grünen Lehnstuhl kaufen lassen. Vgl. „Gespräche" III, S. 220. — Der Probe-Band ist nicht aufzuklären.

121. Ueber Procente vgl. das Abkommen zwischen Goethe und Eckermann, S. 209f. und Brief 123.

122. Ueber die vielen Vögel vgl. Brief 124.

123. Ueber seine Verheyrathung sprach Eckermann mit Goethe wohl am 14. September. Das „Tagebuch" v. d. T. meldet (XIII, S. 138): Mittag Dr. Eckermann. War seine bevorstehende Veränderung zur Sprache gekommen.

124. Ueber Eckermanns Krankheit in Mailand vgl. Brief 99. — Frau v. Chefsky, lies Tschefskin oder Tschefskine, war die Gemahlin des russischen Obersten, späteren Generals und Ministers T., eine geb. Gräfin Tomatin und eine der schönsten Frauen. Ihre Freundschaft mit der Erbprinzessin Maria Paulowna hatte sie wohl nach Weimar geführt. Vgl. „Tagebuch" XIII, S. 122 u. 300. — Franz Eduard Genast, Schauspieler und Sänger, geb. 15. 7. 1797 oder 1798, gest. 3. 8. 1866. — Das Chaos wurde von Ottilie von Goethe herausgegeben. Vgl. Lily v. Kretschman, Weimars Gesellschaft und das Chaos (Westermanns Monatshefte, Heft 432 (Novbr.), S. 235—64). — Die schöne Auguste war eine junge Schauspielerin, Auguste Kladzig, die Eckermann zu den besten Gedichten, d. i. die „Liebes-Gedichte. Zweyte Epoche". (Gedichte S. 103—132 und 136, 140 (?), 141, 142, 146f., 151 und 152) begeisterte. Auch schrieb er ihr eine Reihe schöner Briefe mit vielen interessanten Mitteilungen über Goethe und litterarische und künstlerische Fragen, die z. T. von dem Wiener Bibliothekar Dr. Rud. Beer in der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins" und in Wiener Zeitungen veröffentlicht worden, jetzt aber in meinen Besitz übergegangen sind. Ich werde die Briefe geschlossen in einem der folg. Bände des Nachlasses

abdrucken und bei dieſer Gelegenheit Näheres über Auguſte Kladzig, die ſich 1833 mit Eckermanns Freunde, dem Schauſpieler Karl Laroche, vermählte und auch von Goethe geſchätzt wurde, mitteilen. Betonen will ich hier nur noch, daß das Verhältnis ein rein ideales und über allem Zweifel erhabenes war, was auch aus den Gedichten und den Briefen hervorgeht. Uebrigens wird die Anſpielung im Brief 85 wohl Eckermanns Beziehungen zu Auguſte Kladzig betreffen. — Ueber die Vogel-Liebhaberei bemerkt das „Tagebuch" XIII, S. 133: Dr. Eckermann, der ſich von ſeiner Liebhaberey zu den Vögeln losgeſagt hatte.

Faſt 13 Jahre waren vergangen, ſeit Eckermann ſich ſeinem Hannchen verſprochen, und volle 8 Jahre, bis es ihm gelungen, ſein „bürgerliches Glück in Weimar ſoweit zu begründen um an eine endliche Verheirathung zu denken." Nun rüſtete er ſich, um die Geliebte „noch vor dem befürchteten Ausbruch der Cholera" heimzuführen. Am Mittag des 26. Oktobers 1831 war er bei Goethe, „ſeine Abreiſe ankündigend" („Tagebuch" XIII, S. 138), und am 1. November langte er in Northeim bei der Braut an. Aber noch einmal ſchafft den Liebenden das Schickſal ein Hindernis: Eckermann hat ſich in Weimar nicht aufbieten laſſen, weil ihm die Freunde, „Männer vom Fach", geſagt haben, daß es unnötig ſei, und nun trägt der Paſtor Buſch in Northeim Bedenken, die Trauung zu vollziehen. Und da der Beamte nicht „von dem Buchſtaben der Inſtruction" abgehen will, ſo wendet ſich Eckermann am 3. November (die angeführten Bemerkungen ſind dem im Nachlaß befindlichen Entwurf der Eingabe entnommen) an das Königliche Miniſterium in Hannover mit der Bitte, ihn „von dem Weimariſchen Aufgebot zu entbinden" und die Northeimer Geiſtlichkeit „zu authoriſiren", ihn nach dem „in Northeim geſchehenen geſetzlichen Aufgebot" und einem noch von ihm „zu leiſtenden Ledigkeits-Eide zu trauen". Daß der Bitte nachgegeben worden iſt, erfahren wir aus der Eintragung im Trauungsbuche.

Wie verabredet, hat ſich die Trauung dann wohl in aller Stille vollzogen, und die Neuvermählten ſind bald darauf über Caſſel, wie aus der Bemerkung auf S. 126 hervorgeht, nach Weimar gereiſt. Dort waren ſie am 14. November eingetroffen, denn gegen Abend iſt Eckermann bei Goethe, „einſprechend nach ſeiner Rückkunft" („Tagebuch" XIII, S. 172).

Das Verhältnis zu dem Meiſter erfährt infolge der Verheiratung keine Aenderung. Am folgenden Tage vermerkt Goethe im „Tagebuch" (S. 173): „Dr. Eckermann zum erſten Mal wieder mit mir ſpeiſend"; und von da ab wiederholen ſich wie früher faſt täglich die Eintragungen: „Mittag" oder „Mittags Dr. Eckermann", „Dr. Eckermann zu Tiſche" oder „Speiſte mit Dr. Eckermann", bis das herannahende Ende dem Alten die Feder aus der Hand zwingt.

Am 12. März 1832, wo Eckermann mit Bettinas älteſtem Sohne bei ihm zu Tiſch war, trägt Goethe zum letzten mal den Namen des getreuen Eckaris in das „Tagebuch" (S. 233) ein.

Daß Eckermann dem väterlichen Freunde ſeine Frau zugeführt hat, geht nicht aus dem „Tagebuch" hervor. Geſehen hat Goethe ſie aber, denn am 28. Februar 1832 berichtet er („Tagebuch" S. 226): „Um 12 Uhr Frau Dr. Eckermann bei meiner Tochter geſehen".

Erläuterungen zur 2. Abteilung.

(Aus dem Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz.)

Der Dichter Heinrich Stieglitz wurde am 22. Februar 1801 zu Arolsen geboren. Nachdem er das Gymnasium in Gotha besucht, studierte er seit 1820 in Göttingen Philologie, wurde aber wegen seiner Beteiligung an der politischen Bewegung gezwungen, nach Leipzig zu gehen. Nach Beendigung seiner Studien 1828 in Berlin als Gymnasial-Lehrer und Kustos an der Bibliothek angestellt, vermählte er sich mit Charlotte Wilhöft (geb. 18. Juni 1806 in Hamburg), die er in Leipzig hatte kennen lernen. Aber schon bald trat bei ihm eine starke seelische Verstimmung in die Erscheinung, die auch seine Frau in Mitleidenschaft zog, und in der Folge eine Unzufriedenheit mit seinem Dienst, die ihn veranlaßte, seine Ämter niederzulegen. Er bereiste nunmehr im Jahre 1833 einen Teil von Rußland, kehrte jedoch, ohne Besserung gefunden zu haben, zurück. Von der unglücklichen Idee erfüllt, daß nur ein großes Ereignis ihren Mann befreien und zum Dichter krönen könne, gab sich Charlotte Stieglitz am 29. Dezember 1834 selbst den Tod. Dieser Tod hatte indessen nicht den erhofften Erfolg. Stieglitz verließ Berlin, hielt sich einige Zeit in München auf und ging dann nach Rom und schließlich nach Venedig, wo er am 24. August 1849 der Cholera erlag.

Ursprünglich ein nicht unbedeutendes poetisches Talent, fehlte Stieglitz die innere Ruhe und Abgeklärtheit und die Kraft zur Vertiefung. Immerhin verdiente er es, daß sein Leben und Wirken einmal einen unparteiischen Biographen fände. Zuerst durch seine mit Ernst Grosse herausgegebenen „Gedichte zum Besten der Griechen" bekannt geworden, sind es vornehmlich seine „Bilder des Orients" (4 Bände, Leipzig 1831—1833), seine „Stimmen der Zeit in Liedern" (2. Aufl., Leipzig 1834), seine lyrische Tragödie „Das Dionysosfest" (Berlin 1836) und sein „Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum" (Leipzig 1838), die Beachtung verdienen. Es sind ferner von ihm erschienen: „Bergesgrüße aus dem salzburger, tiroler und bayerischen Gebirge" (München 1839), „Gebirgswanderungen" (in Mundts „Dioskuren"), „Montenegro und Montenegriner" (Stuttgart 1841), „Istrien und Dalmatien" (ebenda 1845) und „Erinnerungen an Rom" (München 1848).

Vgl. „Briefe von Stieglitz an seine Braut Charlotte", herausg. von L. Curtze (2 Bde., Leipzig 1859), „Kurzer Briefwechsel zwischen Fr. Jacobs und Heinrich Stieglitz" (Leipzig 1863), „Selbstbiographie" (Gotha 1865), „Erinnerungen an Charlotte" (Marburg 1865) und „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal", Briefe, Tagebuchblätter usw., gesammelt von Mundt (Berlin 1835).

1. Das für Sie Bestimmte war ein Exemplar der von Stieglitz und Grosse gemeinsam — zum Besten der Griechen — herausgegebenen „Gedichte" (Leipzig: Mittler, 1823). — Statt Taonofeldes, Theofiten und Theofites ist Troerfeldes, Thersiten und Thersites zu lesen. — Der Roman ist in der von C. A. H. Burckhardt, Euphorion, Bd. 2, S. 339 f., gegebenen Uebersicht der litterarischen Arbeiten Grosses nicht aufgeführt. — Ueber Grosses Trauerspiel „(Graf) Gordo" (Hannover: Hahn, 1822) vgl. Abt. 1, Brief 9. — Wegen der einseitigen Kritiken über den Gordo vgl. Leipz. Lit.-Ztg., 1823, Nr. 269, S. 2148 (abfällig) und Lit. Conversbl. (Brockhaus), 1823, 3. V., S. 409 (Hervorhebung der Schwächen aber nicht absprechend). Eine anerkennende Besprechung lieferte Th. Hell (Winkler) in der Abendzeitung, 1822, Wegweiser. Eckermanns Besprechung ist wohl unterblieben. — Das theuerste Gut ist Eckermanns Braut. — Der treue Freund ist Grosse. — Lottchen: Charlotte Willhöft. — Wer der Componist ist nicht festzustellen.

2. Stieglitz war am 9. November bei Goethe. In einem Briefe an die Braut vom 8. (Briefe, S. 80 f.) schreibt er: „Morgen will mich Goethe sehen, das fesselt mich noch einen Tag, und ich lebe Stunden voll doppelt froher Erwartung;" „aber in Weimar fand ich den klaren, tiefblickenden Eckermann, Grosse's Freund, Goethe's Günstling; er hat mich schnell lieb gewonnen, und ich ehre ihn sage; morgen, Theuerste, soll ich Goethe sehen! Ich glühe vor Erwartung und Freude." Und über seinen Besuch bei Goethe berichtet er von Leipzig aus unterm 11. November Folgendes (Briefe, S. 82 f.): „Das fahle Feld zwischen Erfurt und Weimar belebte sich in den Gedanken hoher Erwartung; sie ist reich erfüllt und mit heiliger Feier blicke ich auf Weimar zurück. Mein Quartier war im Elefanten; die Stunden während meines dortigen Aufenthalts während der zwei Tage von Sonnabend Mittag bis zum Montag war ich von Eckermann nur die wenigen Stunden des Schlafes getrennt und die Augenblicke, in denen ich Goethes Anblick genossen. Meinen dringenden Wunsch hatte Eckermann dem Hohen mitgetheilt: er bestimmte den Sonntag Mittag um zwölf, mich zu sehen. Mit heiliger Ehrfurcht nahte ich den Schwellen dieses reichen Hauses, mit einem Gefühle, das ich so noch nicht empfunden. Der Kammerdiener meldete mich; Freude und Bangen wechselten in mir; er erschien, ein jugendfrischer Greis, im Vollgefühle vielseitiger Kraft rüstig, ernst, erhaben, eine bedeutende Gestalt; ich zitterte, mehrere Minuten stand ich sprachlos da; was ich zu sagen mir vorgenommen, hatte ich vergessen. Da stand er vor mir, der Gewaltige, den ich so lange im tiefsten Heiligtum des Geistes verehrt, dessen Leben und Schaffen einwirkt auf Jahrhunderte, wie er der ganzen Zeit entschiedene Richtung gegeben. Wie der Gedanke Gottes, wenn er in seiner ganzen Objektivität auf das Gemüth des Sterblichen eindränge, nicht zu fassen wäre, so drang die Erscheinung dieses Einzigen, den der Schöpfer als Vollender von so Großem hingestellt, auf mich mit aller Macht, daß ich mich selbst verlor und mit mir die Besonnenheit. Erst nach und nach faßte ich mich wieder, drückte die Hand des Herrlichen, die ich heftig ergriff, an mein schlagendes Herz, und vielleicht hat ihm da mein Blick gesagt, was ich auszusprechen nicht vermochte. Er redete zu mir, mild und liebevoll, über mein Streben und Wollen, über das Nächste zur Befestigung des Fernern; ich gewann Muth und antwortete auf seine Fragen mit Vertrauen; er fragte mich, ob ich auch Neigung fühlte Italien und Griechenland zu sehen, ob mich's nicht ins Leben zöge; „wohl", sprach ich,

„zieht es mich mit Macht hinaus; doch ich mag dem heiligen Drang nicht folgen wie die Laffen, die nur aus eitlem Wahne recht bald hinauseilen, neubegierig sich umschauen und so leer zurückkehren wie sie gegangen; ich will mich erst ganz fühlen, erst tüchtiger Leistung froh werden, ehe ich die herrliche Ferne mit ihrer Fülle von Erinnerungen begrüße." Das Gefühl der Gegenwart mochte meinen Worten ein lebendiges Feuer geben, denn eben jetzt empfand ich ja das marternde Gefühl, vor einem Höchsten zu stehen, sich selber ungenügend in seiner ganzen schmerzlichen Fülle, und doch war mir so wohl, so ganz zu Sinne. Als ich jene Worte und mehr noch gesprochen, da legte er seine Hand mir auf die Schulter: „Das ist brav, junger Mann," rief er aus mit fester Ruhe, „streben Sie zum Tüchtigen, ich hoffe Sie noch wiederzusehen und nur Gutes von Ihnen zu hören." In meinem Leben ist mir kein „Bravo" mit so süßer Harmonie in die Seele gedrungen, als dieses Mannes. Kaum mein selbst bewußt schied ich von ihm, so voll, so überströmend von Wollen und Wirken und doch mir jetzt so ungenügend. Der Hohe hatte mein ganzes Wesen durchdrungen; ich hätte eine Welt schaffen mögen auch ohne Stoff." Uebrigens erwähnt Goethe, dem es in jenen Tagen nicht gut ging, weder Stieglitzens Besuch am 9., noch den von Eckermann am 10. November. — Wegen der Nachschrift: „Denn es muß nachhaltig gewirkt werden!" vgl. Brief 3, S. 133, 8, S. 145 und 38, S. 193.

3. „Ihre herbstgeborenen Frühlingsblüthen" sind Eckermanns „Beyträge zur Poesie ꝛc.". Vgl. Stieglitzens Briefe, S. 86. — Mit dem unbändigen Drang zu verlockender Großheit der Gestaltung ist die Menge der angefangenen Bearbeitungen dramatischer Stoffe gemeint. Vgl. Brief 4, S. 138, 6, S. 142, 7, S. 144 u. 8, S. 145. — „Man soll nie fragen ꝛc.": Eckermanns „Beyträge", S. 33. — Der Vers „einer Einz'gen angehören" stammt aus Goethes

Zwischen zwei Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe
William! Stern der höchsten Höhe,
Euch verdank ich was ich bin;
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

W.-A. III, S. 45; erster Druck (1820) in Kunst u. Alterth. II, 3, S. 31. — Lida = Frau von Stein; William = W. Shakespeare. — Die Gedichte „des Mädchens Sehnsucht" und „die Glückliche" sind in den Musenalmanachen nicht abgedruckt. — Der junge Brockhaus: Friedrich B., geb. 23. 9. 1800 in Dortmund, gest. 14. 8. 1865 in Leipzig, der älteste Sohn von Friedrich Arnold B. (gest. 20. 8. 1823), übernahm mit seinem Bruder Heinrich das Geschäft des Vaters, während der Bruder Hermann sich den Wissenschaften zuwandte. Vgl. Brief 11, S. 157. — Sein Blatt: Literarisches Conversationsblatt, 1820—1826; fortgesetzt 1827 als Blätter für literarische Unterhaltung. — „Manuscripte besitz' ich, wie sonst kein König und Kaiser" — richtig: „Manuscripte besitz' ich wie kein Gelehrter noch König" — aus Goethes „Vier Jahreszeiten", Sommer. W.-A. I, S. 348—350.

Vgl. auch Brief 8, S. 145. — A. Elkan war ein Bruder des Hof-Bankiers Julius E., in dessen Hause Moritz Veit, der während seiner Berliner Studienzeit mehrfach Weimar besuchte (vgl. Brief 26, S. 178), verkehrte und dort mit Eckermann, Karl Eberwein und Hummel zusammentraf. Auch heiratete er 1834 dessen Tochter Johanna. — Dr. Adolph Wagner: Gottl. Heinr. Adolph W., Philologe, geb. 1771 zu Leipzig, gest. 1. 8. 1835 in Großstädteln bei Leipzig. Seine Schrift: „Das Reich des Scherzes. Nebst einem Anhange von J. A. Kanne", erschien 1823 bei Reclam. — Johann Arnold Kanne, staatsmännischer Publizist, geb. 5. 1773 in Detmold, gest. 17. 12. 1824 in Erlangen. Nach mannigfaltigen Schicksalen (er war u. a. zweimal Soldat) wurde er 1809 in Nürnberg Gymnasialprofessor.

4. „Sie sind mir freundlichst an die Hand gegangen", nämlich durch die „Beyträge", von deren Kapiteln eins ausschließlich die Wahlverwandtschaften behandelt.

5. Goethe hatte sich im November nicht gut befunden. Vgl. „Gespräche" I, S. 57—68. — „Bewunderung von Kindern oder Affen": Faust zu Wagner. Faust, I. Teil. W.-A. XIV, S. 34, Vers 542. — Goethes Aeußerung über wahre Modernität ist in den Gesprächen nicht aufgenommen. Uebrigens wird derselbe Ausspruch auch von Gurke in der Vorrede zum Briefwechsel zwischen Stieglitz und Jacobs zitiert.

6. Dem Studium der alten Tragiker entspricht seine Dissertation: De M. Pacuvii Dulorestе. Leipzig: Cnobloch, 1826. — Sandwirt Hofer war vielleicht auch unter den früheren Entwürfen, die er mit dem Briefe 8 an Eckermann schickte (S. 145).

7. Die Mittelmäßigkeit der hiesigen Bühne trifft nicht zu. 1817—1827 stand die Leipziger Bühne unter Karl Theodor von Küstners Leitung; die Zeit seiner Direktion gilt als die Glanzzeit des Theaters. Es wird ihm nachgerühmt, daß er in seiner Gesellschaft über gute Kräfte verfügte und für deren Ergänzung Sorge trug, Gäste heranzog, das Repertoir abwechslungsreich gestaltete und die Inszenierung der Stücke mit glänzendem Geschmack durchführte. Trotzdem gelang es ihm allerdings nicht, das Unternehmen lebensfähig zu erhalten. In seiner Selbstbiographie spricht Stieglitz sich auch später selbst in diesem Sinne aus (S. 18).

8. Herrmann: Gottfried Hermann, einer der hervorragendsten Philologen Deutschlands, geb. 28. 11. 1772, gest. 31. 12. 1848 in Leipzig, wo er seit 1803 lehrte. Die Arbeit für Hermann war eine lateinische, der er sich unterzogen, um in die kritische Gesellschaft aufgenommen zu werden; sie wurde aber wegen der Mängel im Stil nicht für genügend befunden. Vgl. Briefwechsel mit Jacobs, S. 55 u. 61. — „Elegisches": Nachruf auf Friedr. Aug. Wilh. Spohn, geb. 1792 in Dortmund, gest. 17. 1. 1824 in Leipzig als Prof. ord. der griech. u. latein. Sprache. Vgl. Briefwechsel mit Jacobs, S. 56 u. 57. Hermann und Spohn waren Stieglitzen hauptsächlichste Lehrer. Das Gedicht erschien 1824 zu Leipzig, 4 S. 4°. — Die Ode „Stromfahrt" ist ebenfalls nicht in den Musenalmanachen zu finden. — „Vor Gericht": W.-A. I, S. 186. — „Christel": Ebenda, S. 18f. — „Antipathien": Ebenda, S. 196. — „Die Braut von Korinth": Ebenda, S. 219f. — „Der Gott und die Bajadere": Ebenda, S. 227f. — „Lilis Park": W.-A. II, S. 87f. — Bürgers „Frau Schnips": Sämtl. Werke, herausgegeben von Karl v. Reinhard, Berlin 1823, Bd. I, S. 256. — „Liebhaber in ver-

ſchiedenen Geſtalten“: richtiger: „Liebhaber in allen Geſtalten“: W.-A. I, S. 32. — „Schönen Nacht“: Die ſchöne Nacht. Ebenda, S. 44. — „An Luna“: Ebenda, S. 49. — „Brautnacht“: Ebenda, S. 50. — „Der Beſuch“: W.-A. II, S. 101. — „Morgenklagen“: Ebenda, S. 98. — „Aleris und Dora“: W.-A. I, S. 265. — „Elegien“: Ebenda, S. 231—261. — „Der Fiſcher“: Ebenda, S. 169. — Correggio, ein Trauerſpiel. Stuttgart u. Tübingen, 1816. — Waſſerträger (Les deux journées, vollendet 1804): die am meiſten geſchätzte Oper Cherubinis (geb. 8. 9. 1760, geſt. 15. 3. 1842). — „Künſtlers Apotheoſe und Erdenwallen“: W.-A. — Wilhelm Meiſter: W.-A. Lehrj. Bd. XXI u. XXII. Wanderj. Bd. XXIV u. XXV. — „Natürliche Tochter“: W.-A. X, S. 245 bis 383. „Klavigo“: W.-A. XI, S. 47—124.

9. Linas Eltern: Der Vater, Groſſes Onkel, Joh. Chriſtian Ludw. Mannſtaedt, war Konſiſtorial-Sekretär, Obergerichts-Prokurator, Advokat und Notar in Hannover. Ueber die Mutter fehlen Nachrichten. — Groſſes Trauerſpiel: Graf Gordo. Vgl. Brief 1, S. 130. — Lt. Mannſtedt: der älteſte Bruder Linas, Premier-Leutnant im 2. Bataillon des Artillerie-Regiments. Im Hannov. Staats-Handbuch 1823 zum letzten Mal aufgeführt (Patent vom 16. 4. 1818).

10. Die Beurteilung Eckermanns erſchien im Converſbl. vom 12. 3. 1824. Vgl. Brief 12, S. 159, und 13, S. 160. — Morgenblatt: Morgenblatt für gebildete Stände. Nebſt einem Kunſt- und Literaturblatte und Kupfern. Stuttgart: Cotta. — Jacobs: Friedrich J., Philologe, geb. 6. 10. 1764 in Gotha, geſt. 30. 3. 1847 ebenda, wo er ſeit 1810 als Ober-Bibliothekar wirkte. Vgl. den Briefwechſel (Leipzig: Dyk, 1863). Stieglitz wurde durch ihn in das Studium der griechiſchen Dichter eingeführt. — Die Beurteilung der Gedichte ſteht im Converſbl. vom 10. 3. 1824, S. 233 (Chiffre 28). — In Kunſt und Alterthum ſteht keine Beſprechung. — Huber: Thereſe H., geb. 17. 5. 1764 in Göttingen, geſt. 15. 6. 1829 in Augsburg, eine Tochter des berühmten Altertumsforſchers Heyne, 1785 vermählt mit Georg Forſter († 1794), von dem ſie ſich 1792 trennte, um Ferdinand Huber zu folgen. Nach dem Tode ihres Mannes — 1804 — widmete ſie ſich der Schriftſtellerei und redigierte von 1816 an in Stuttgart das Cottaſche Morgenblatt. — Wegen der Nachricht von Tieck vgl. Brief 11, S. 156, und 13, S. 160. — Schlegel: Joh. Karl Fürchtegott S., geb. 2. 1. 1758 in Zerbſt, geſt. 13. 11. 1831 als Konſiſtorial-Sekretär und Rat in Hannover, ein Bruder von Auguſt Wilhelm und Friedrich S., und bekannt durch zwei Werke über Kirchenrecht und Kirchen-Reformations-Geſchichte Hannovers. — Sickmann: Julie S., die Gattin des Kaufmanns Sickmann (in Firma Rothe & Sickmann) in Leipzig; bei ihr wohnten die Geſchwiſter Charlotte und Heinrich und auch Heinrich Stieglitz. Am 13. 2. 1826 meldet Stieglitz von Berlin Eckermann ihre ſchwere Erkrankung und am 17. 3. ihren Tod an den Folgen einer Geburt. — Die „Frühverklärten“: Vgl. Brief 14, S. 161.

11. Tiecks Brief: Vgl. Brief. 10, S. 155, u. 13, S. 160. — Ueber Falk vgl. Anm. zu Abt. 1, 26. — Storch, Ludwig, Dichter und Romanſchriftſteller, geb. 14. 4. 1803 in Ruhla, geſt. 5. 2. 1881 in Kreuzwertheim a. M., ging 1823 nach Göttingen, wo er urſprünglich Theologie, ſpäter aber Philologie ſtudierte. 1825 gab er ſein Studium auf und verließ Göttingen, um ſeine Jugendliebe zu heiraten, derentwegen er das Gymnaſium in Gotha, wo er

mit Stieglitz befreundet wurde, hatte verlassen müssen. — Die Fortsetzung des Göttinger Musenalmanachs unterblieb. — Haller und Leipziger Literaturzeitung: Allgemeine Literatur-Zeitung. Herausg.: Schulz und Erich, Halle. Nebst Ergänzungsblatt. 1804—1849. — Leipziger Literatur-Zeitung. Leipzig: Breitkopf u. Hertel. 1800—1834. — Isis, oder encyklopädische Zeitung. Herausg.: Oken. Leipzig: Brockhaus. 1817—1848.

12. Wegen der Rezension im Conversationsblatt vgl. Brief 10, S. 154 und 13, S. 160. Der Rezensent schreibt unter Chiffre 28. — Ueber die Arbeiten für Goethe vgl. Brief 5, S. 138, und die Schilderung Eckermanns von der Spazierfahrt mit Goethe am 22. 3., Gespräche I, S. 93f. — Prager Kranz: Kranz der Erholung für Geist und Herz. Herausg. von Karoline von Woltmann (1782—1847) und W. A. Gerle (1781—1846). 1822—1824. — Jauper, Jos. Stanisl., Professor der Dichtkunst und Beredtsamkeit am Gymnasium zu Pilsen und Chorherr, der Freund Goethes, geb. 18. 3. 1784 in Dur, gest. 30. 12. 1850 in Pilsen. Näheres über ihn stand nicht zur Verfügung.

13. Cybl. — Conversationsblatt. Vgl. Brief 10, S. 154 u. 11, S. 158; die Besprechung erschien weder dort noch in der Isis. Vgl. Brief 20, S. 171. — Bertha, Trauerspiel von Grosse, ungedruckt und verloren gegangen. Vgl. Brief 10, S. 155.

14. Das Gedicht an die Erwählte ist abgedruckt in den Briefen von Stieglitz an seine Braut, I, S. 98. — Der Brief ist ohne Unterschrift.

15. Die köstlichen Worte von Goethe lassen sich nicht feststellen. — „O, wie schwer ist es zu tragen" ꝛc. (Schwer, wie schwer ist es zu tragen ꝛc.), aus „Der Abschied", W.-A. I, S. 43. — Das Blatt: Eckermanns Beurteilung der Gedichte von Stieglitz und Grosse.

16. Rauch (und Tochter) kamen am 18. Juni in Weimar an. Vgl. Goethes Tagebuch, W.-A. Abt. III, Bd. 9, S. 231. — Böckh, August von Böckh, der bek. Philologe, geb. 24. 11. 1785, gest. 3. 8. 1867 in Berlin, wo er seit 1811 lehrte. — Hegel, Georg Wilh. Friedr., der bek. Philosoph, geb. 27. 8. 1770, gest. 3. 8. 1831 in Berlin. Als Hegels Schüler hatte Stieglitz wohl Karl Werder, Moritz Veit und Julius Eberwein kennen gelernt. — Die letzten kleinen Schöpfungen sind in den Briefen an die Braut, I, S. 139f., abgedruckt.

17. Ueber die Wanderung vgl. Briefe an seine Braut, I, S. 246 bis 295. — Eckermanns Gedicht (zu Goethes Geburtstag) ist nicht gedruckt. — Zelter, Goethes Freund, war Lieder-Komponist. — Der Gedanke zu einem Blatte ist nicht verwirklicht worden. — Tischbein, Joh. Heinr. Wilh., der bek. Maler und Radierer, genannt der Neapolitaner, Goethes Freund, geb. 15. 12. 1751, gest. 29. 7. 1829 in Eutin, wo er seit 1808 lebte. T. traf 1786 in Italien mit Goethe zusammen und ging mit ihm nach Rom und Neapel. Berühmt ist sein Bildnis Goethes.

18. Ueber das Blatt vgl. den folg. Brief.

19. Die beigefügte Skizze ließ sich nicht feststellen. — Ein großer Aufsatz: vgl. Goethes Tagebuch zum 27. 9. 1821 (W.-A. Abt. III, Bd. 9, S. 300): „Mittag für uns. Den neuen Aufsatz von Eckermann gelesen. Abends in der Oper Tankred. Nachher den Eckermannschen Aufsatz geendigt." — Das Büchlein ist nicht erschienen. — Die Büste von Dante war wohl

ein Abguß der Florentiner. — Ueber die bedeutenden Gespräche mit Goethe vgl. Gespräche I, S. 117f.

20. Ein neues Bändchen ist um diese Zeit nicht erschienen. — Die Türken- und Griechenlieder erschienen in den „Bildern des Orients", 1831—1833. — Ein großer Plan, auf den schon frühere Briefstellen hindeuten, war ihre Herausgabe. Außer den lyrisch-epischen Gedichten enthalten sie ein Trauerspiel „Selim II.", an dem Charlotte schaffend und ermunternd Anteil hatte. Vgl. Brief 24, S. 175. — Die Abhandlung über Eckermanns „Beyträge" wurde im „Gesellschafter" vom 30. 3. 1825 abgedruckt. — Für Grosses Arbeiten bietet sich kein Anhalt. Vgl. aber den folg. Brief.

21. Julius Eberwein, gehört zu der Weimarer Musiker-Familie gleichen Namens, deren bekannteste Vertreter die Violin-Virtuosen und Lieder-Komponisten Traugott Maximilian, geb. 27. 10. 1775, gest. 2. 12. 1831 als Hof-Kapellmeister in Rudolstadt, und Karl, geb. 9. 11. 1780, gest. 2. 3. 1868 als Musik-Direktor in Weimar, bekannt durch seine Beziehungen zu Goethe. — Ueber Gubitz Wunsch vgl. Abt. 1, 38 und den folg. Brief. G. gab seit 1817 den „Gesellschafter" heraus.

23. Ueber Eckermanns Verhältnis zu Goethe und seine Weimarer Stellung vgl. Abt. 1, 42 und Brief 29, S. 181. — Chrn. Glob. (v.) Voigt, geb. 23. 12. 1743, gest. 22. 3. 1819 in Weimar. Erst Bergrat in Ilmenau, dann durch Goethe in die Regierung gezogen. 1816 Präsident des Staatsministeriums. — Friedr. Wilh. Ludw. Lerche, geb. ca. 1802, gest. 1840 in Berlin. Stieglitz widmet ihm in seinem „Gruß an Berlin", Leipzig 1838, einige Verse. — Steph. Schütze gab das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" und (seit 1814) die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung heraus.

24. Der Musenalmanach für das Jahr 1827 ist nicht erschienen. — Karl Jul. Curtius, Schriftsteller, geb. 23. 6. 1802, gest. 1840 in Berlin, wo er von 1825 Theologie studiert hatte, gehörte der dortigen Literarischen Mittwochsgesellschaft an. 1827 beteiligte er sich mit Simrock an der Redaktion der „Berliner Stafete", schied aber wieder aus. Er schrieb eine Geschichte der Neugriechen und zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. — Karl Simrock, der bek. Dichter und Germanist, geb. 28. 8. 1802, gest. 18. 7. 1876 in Bonn. — Die zwölf Liedchen stehen nicht im Musenalmanach für das Jahr 1830, d. i. der nächste. — Ludw. Uhland, der bek. Dichter, geb. 26. 4. 1787, gest. 14. 11. 1862 in Tübingen. — Gustav Schwab, der bek. Dichter, geb. 19. 6. 1792, gest. 4. 11. 1850 in Stuttgart. — Jos. v. Eichendorff, der bek. Dichter, geb. 10. 3. 1788, gest. 26. 11. 1855 in Neiße. — Daniel Leßmann, Schriftsteller, geb. 18. 1. 1794 in Soldin, trat am 1. 9. 1831 eine Fußreise nach Leipzig an und wurde nach einigen Tagen bei Wittenberg erhängt aufgefunden. Allgemein ward Selbstmord angenommen, Moritz Veit glaubte nicht daran und verfaßte eine Denkschrift mit einer vortrefflichen Charakteristik des Freundes, um zur Verfolgung der Mörder anzuregen. — Wegen der Frage von Gubitz vgl. Brief 21, S. 171 und 25, S. 177. — Ueber den Orient vgl. Anm. zu Brief 20 (ein großer Plan). — Die neue Würde war der Doktor-Titel, den die Universität Jena Eckermann zum 7. November 1825 verliehen hatte. Vgl. Abt. 1, 44 und 46. — Ueber Julie Eickmann vgl. Brief 10, S. 155 und 25, S. 177. — Emilie war Stieglitzens Schwester.

25. Das für Prof. Gub(itz) bestimmte war ein Aufsatz, der ohne

Eckermanns Namen erscheinen sollte. — Phil. Karl Buttmann, Philologe, geb. 5. 12. 1764, gest. 21. 6. 1829 in Berlin als Mitglied der Akademie, wo er seit 1798 in Verbindung mit den Universitätslehrern, zu denen er selbst nicht gehörte, wirkte. — Ueber Julie Eickmann vgl. Brief 21, S. 171 und 24, S. 176. — Grosses Epos wird von Burckhardt im Euphorion, Bd. 2, S. 330f., nicht aufgeführt.

26. Karl Friedr. Werder, Philosoph und Dichter, geb. 13. 12. 1806 in Berlin, gest. 10. 4. 1893 ebda. als Geh. Reg.-Rat, seit 1825 Hegels Schüler, bei dem ihn wohl Stieglitz kennen lernte. 1838 außerord. Prof. der Philosophie, gab er seine Lehrtätigkeit an der Universität auf, als dort die Gegenströmung gegen Hegel die Herrschaft gewann. Bekannt ist W. auch durch seine Beziehungen zum Kronprinzen Friedrich und als Lehrer Kaiser Wilhelms II. 1838 klagt Stieglitz, daß W. seine Persönlichkeit ganz aufgegeben habe, um zu „wiederholen, was ein Größerer gelehrt, In scharfer Logik strenger Präzision", und gibt ihm das Motto „Stille im Hafen, — Ein grau Einerlei, — Und die Kühnen sie schlafen — Alles vorbei". (Gruß an Berlin S. 112—114 und 182.) — Moritz Veit, Schriftsteller, Politiker und Buchhändler, Mitglied des Frankfurter Parlaments, Schüler Hegels, geb. 12. 9. 1808 in Berlin, gest. 5. 2. 1864 ebda. Das Haus seines Vaters wurde der Vereinigungspunkt für eine Anzahl junger, zumeist jüdischer, Schriftsteller. Aus diesem Kreise heraus entstand der Berliner Musenalmanach, an dessen Redaktion er sich 1830 eifrig beteiligte und den er 1831 allein herausgab, wie er auch dessen Kosten trug. 1833 promovierte er in Jena mit seinem Hauptwerk „St. Simon und der St. Simonismus. Allg. Völkerbund und ewiger Friede". Ueber seine Weimarer Beziehungen vgl. Brief 3, S. 136, Anm. (Eltan). 1830 gab er mit Stieglitz und Werder den Berliner Musenalmanach heraus; vgl. Anm. zu Brief 32 und 37. Nicht lange nach dessen Herausgabe trat zwischen ihm und Stieglitz eine Entfremdung ein. In seinem „Gruß an Berlin" (1838), S. 181, gibt ihm Stieglitz zum Motto: „Ich hebe Dich vor tausend Zeugen, — Sancta Iuventus auf den Schild!" 1830. — Die Feier war Goethes Geburtstag in der literarischen Mittwochsgesellschaft, vgl. „Das Goethefest in Berlin. Gefeiert von der Mittwochsgesellschaft am 28. 8. 1826". Berlin, gedruckt bei Hayn. — Karl Leberecht Immermann, der bek. Dichter, geb. 24. 4. 1796, gest. 29. 8. 1840 in Düsseldorf. — Friedr. Heinr. Karl de la Motte Fouqué, der bek. Dichter, geb. 12. 2. 1777, gest. 23. 1. 1843 in Berlin. — Ernst Benjamin Salomon Raupach, der bek. dramatische Dichter, geb. 21. 5. 1784, gest. 18. 3. 1852 in Berlin. — Adolf Friedr. Karl Streckfuß, der bek. Uebersetzer, geb. 20. 9. 1778, gest. 26. 7. 1844 in Berlin. — Christoph Ernst Frhr. v. Houwald, der bek. dramatische Dichter, geb. 28. 11. 1778, gest. 28. 1. 1845 in Lübben, auf einer Reise. — Eine kleine Laufbahn: Stieglitz wurde am Joachimsthalschen Gymnasium und an der Kgl. Bibliothek angestellt, mußte an letzterer aber das erste Jahr unentgeltlich arbeiten und seine Verheiratung daher so lange aufschieben.

27. Franz Grillparzer, der bek. dramatische Dichter, geb. 15. 1. 1791 in Wien, gest. 21. 1. 1872 ebda.

28. Wegen der Berlinischen Festgedichte vgl. die Anm. zu Brief 26. — Wer hat die Einleitung geschrieben? Vgl. die Randschrift zu Brief 29, S. 182. — Das Festgedicht von Stieglitz ist in der Selbstbiographie, S. 416f., abgedruckt.

29. „Denn das Leben ist die Liebe ꝛc.“: aus Goethes west-östl. Divan, Suleika, W.-A. VI, S. 169. — Karl v. Holtei, der bekannte Schauspieler und Dichter, geb. 24. 1. 1798 in Breslau, gest. 12. 2. 1880 ebenda. — Alfred Graffunder, nicht Grafunder, Alumnen-Inspektor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Er verfaßte „Ueber Offenbarung“, Berlin 1827. — Das Gedicht „Einlaß“ steht W.-A. VI, S. 253. — Wilh. Häring, nicht Hering, der bek. Romanschriftsteller, geb. 29. 6. 1798, gest. 16. 12. 1871 in Arnstadt.

30. Franz Kugler, der bek. Kunsthistoriker und Dichter, geb. 19. 1. 1808 in Stettin, gest. 18. 3. 1858 in Berlin. K. war auf der Reise nach Heidelberg, wo er während des Sommer-Semesters studierte. Zelter schreibt am (14.) 15. 4. an Goethe: „Ein junger Archäolog oder sowas, der auch zeichnet, musikalisch und von guter Baßstimme ist, hat sich zuthunlich gegen mich bewiesen, daß ich ihm wieder muß zugethan seyn. Er heißt Kugler, ist ein Pommer, hat die hiesige Universität gebraucht und geht über Thüringen nach Heidelberg. Kannst Du ihm eine Viertelstunde gewähren, so mag er Dir unsere Charfreytagsmusik beschreiben, wo er thätig und auch nützlich gewesen.“ Briefwechsel Goethe-Zelter, herausg. von Riemer, 1834, Bd. 4, S. 269. Goethe erwähnt den Besuch nicht im Tagebuch.

31. Bundestag = Vermählung. — Vollendung meines Werkes, der Bilder des Orients.

32. Ueber den Musen-Almanach für das Jahr 1830 vgl. Brief 39—40, deren falsche Einstellung leider nicht mehr zu ändern war. — Adelb. v. Chamisso, der bek. Dichter und Naturforscher, geb. 30. 1. 1781 auf Schloß Boncourt i. d. Champagne, gest. 21. 8. 1838 in Berlin, seit 1835 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. — Heinrich Heine, nicht Henne, geb. 13. 12. 1799 in Düsseldorf, gest. 17. 2. 1856 in Paris. H. beteiligte sich nicht, weil er durch Mor. Veits Besprechung der Reisebilder verletzt worden war. — Friedr. Wilhelm Neumann, Dichter und Schriftsteller, geb. 8. 1. 1781 in Berlin, gest. 9. 10. 1834 in Brandenburg a. H. auf einer Dienstreise als Intendanturrat des 3. Armeekorps. N. schrieb zusammen mit Fouqué, Varnhagen und Bernhardi „Karls Versuche und Hindernisse“. — Joh. Amadäus Wendt, Philosoph und Hessen-Darmst. Hofrat, geb. 29. 9. 1783 in Leipzig, gest. 15. 10. 1836 als Professor in Göttingen. Stieglitz hörte in Leipzig seine ästhetischen Vorlesungen. — Poetisches Taschenbuch: Musenalmanach für das Jahr 1830. Enthält von Stieglitz: Das Seebad, Das Schlachtfeld, Troas Ebene, Die Rose in Sina. Varnhagen sagt darüber in seiner Kritik: „Sollte das Preiswürdigste noch bestimmter anzuzeigen sein, so wäre unsres Erachtens nebst einigen Sachen von Rückert die Terzinenfolge von Chamisso, die Ode von Stägemann auf die Schlacht von Schumla und die Troas-Ebene von Stieglitz zu nennen.“ Varnhagens Denkwürdigkeiten u. verm. Schriften, Leipzig 1859, VIII. Bd., S. 393. — Der Beitrag von Goethe ist „Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik“, bei Gelegenheit der Eröffnung der Stotternheimer Saline, 30. 1. 1828.

33. Stieglitz sandte den Brief am 8. 6. ab, gleichzeitig schrieb er einen andern an Zelter, der diesen — ohne begleitende Worte — seinem am 12. 6. begonnenen und am 5. 7. vollendeten Brief an Goethe beilegte. — Ueber das Salzgedicht vgl. die Anm. zum vorigen Brief. — „Ins Teufels Namen ꝛc.“: Auf das Septemberheft des Neuen teutschen Merkurs von 1782 geschrieben. In der W.-A. I, 5, S. 163, lautet es:

In's Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!
Im teutschen Merkur
Ist keine Spur
Von Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband;
Und unter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

August Graf von Platen-Hallermund, der bek. Dichter, geb. 24. 10. 1796, gest. 5. 12. 1835 in Syrakus. — Der romantische Oedipus erschien in Stuttgart 1829.

34. Die Neuvermählten: Musenalmanach 1830, S. 90, Gedichte (1838), S. 57f. (Hochzeitlied). — „Dein Beichtiger, wenn er Dich erblickt": Musenalmanach 1830, S. 151. „An ***", Gedichte S. 110 (Der Beichtiger. Nach Voltaire). — „Die andern Epigramme ꝛc." sind nicht festzustellen. — Beim Taufffeste eines Knaben zu singen: Musenalmanach 1830, S. 152—156. In der ursprünglichen Ordnung abgedruckt, d. h. es folgen die Strophen 1. — Landwirt. — Forstwirt. — 2. — 4. — 3. — Kaufmann über See. In den Gedichten fehlt es. — In Kunst und Alterthum ist der Berliner Musenalmanach nicht besprochen. — Von meinem größeren Werk, d. h. die Bilder des Orients.

35. Das Gedicht: „Als ich ein junger Geselle war" ist nicht von Goethe, sondern von Friedr. Förster (1826) und nur versehentlich in einige Goethe-Ausgaben geraten. Vgl. Einleitung der Hempelschen Ausgabe (von Förster), Bd. 1, S. CLXXX. — Ueber den Brief von Zelter vgl. Brief 37, S. 192. Im Briefwechsel Goethe-Zelter ist er nicht enthalten. — Ueber den Orient vgl. Brief 40, S. 196. — Simson, ein Cyclus von 13 Romanzen. Musenalmanach, S. 293—316. — Dom Sanchez, Ballade. Ebenda, S. 98.

36. Unterm 18. 7. 1829 schrieb Goethe an Zelter: „Die jungen Almanachs-Männer sollen mir durch Dein Wort so weit empfohlen seyn, daß ich über ihr Anliegen denken will; sie haben den ersten Bogen freygelassen, also hab' ich Zeit. Find' ich etwas, wär es auch nicht von Belang, aber doch nicht ohne Bedeutung, so send ich es noch zur rechten Zeit. Ich habe es dem alten Gleim von Grund aus verdacht, daß er seinen Namen unter den geringfügigsten Sachen, bis in's hohe Alter, in den Taschenbüchern fortwalten ließ und auf diese Weise von sich selbst ein absterbendes Echo werden mußte. Diese widerwärtige Erinnerung macht mir unmöglich auf gleiche Weise zu verfahren." Briefwechsel Goethe-Zelter. V, S. 259. — Christian Friedr. Tieck, Bildhauer, geb. 14. 8. 1776 in Berlin, Bruder von Ludwig T., gest. 14. 5. 1851 ebenda, wo er seit 1819 tätig war. — Wegen der Ankündigung in der Staatszeitung vgl. Brief 41, S. 198.

37. Ueber den Brief von Goethe vgl. Abt. 1, 91, S. 92. — Wegen der Meldung von Zelter vgl. Brief 35. — Die Chinesischen Jahreszeiten: Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. Musenalmanach S. 1—16, W.-A. IV, S. 110—115. — Durch viele Jahrzehnte: Der 2. Jahrgang des Musenalmanachs war der letzte. Die Redaktion hatte diesmal Veit allein, der auch die Kosten des erfolglosen Unternehmens trug. Vgl. die Allgemeine deutsche Biographie und Brief 38, S. 194.

38. NB. Nach Brief 37 müßte richtiger erst Brief 41 folgen, da er vom 6. August 1829 datiert ist. Leider ist er beim Umbrechen versehentlich hinter Brief 40 eingeschaltet worden. — Ueber das Büchlein schrieb Zelter

an Goethe, 8. 9. 1829: „Der neue Berliner Almanach ſpaziert mit beherzten Schritten durch die Stadt. Die Buchbinder können nicht ſchaffen was verlangt wird. Die Chineſiſchen Jahreszeiten ziehn wie ein neuer Comet und werden auch ſo gedeutet. Nun was iſt denn das Großes? ruft ein Philiſter der das Ey des Columbus noch nicht vergeſſen hat. Es iſt aber luſtig wie nach einer langen Stille wieder Bewegung iſt und brodelt und ſiedet und ziſcht, und wie der ganze Almanach ſich ausnimmt wie ein Schattenriß von Dir en face, und gleichwohl ſehr artige Sachen darin enthalten ſind, die zugleich nothwendig und zufällig Wirkung einer erſten Urſache ſind, woran niemand denkt. Der Faden ſpinnt ſich fort und hier und da hängt ein feines Perlchen, aus irgend einem Schmuck verloren oder ausgebrochen." Briefwechſel Bd. V, S. 286. — Durch Zelter an Goethe: Zelter-Goethe. 8. 9. 1829. „Das einliegende Blatt ſollte am 28. vor. M. bey Dir anlangen; da ich nicht geſchrieben hatte, konnte es nicht eingelegt werden und es mag heute nicht zu ſpät damit ſeyn." Briefw. Bd. V, S. 286.

39. Beurtheilung: Auszüge aus Rezenſionen von Th. Mundt — Der Freimüthige 1829, Nr. 243 — und von Köhler — Wegweiſer im Gebiet der Künſte und Wiſſenſchaften 1829, Nr. 77 — ſowie aus einem Briefe Guſtav Schwabs teilt L. Curtze in der Selbſtbiographie von Stieglitz, S. 425f., mit. Vgl. ferner: Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften, Bd. VIII, S. 396f.

40. Der Berliner Muſenalmanach für das Jahr 1831 enthält ebenfalls einen Beitrag von Goethe.

41. Wie mich Ihr letzter Brief erfreuen mußte: Am 8. 8. 1829 ſchrieb Zelter an Goethe: „Eckermann hat unſre Almanachsritter zu Glücklichen gemacht durch ſeinen Brief an Stieglitz, und ich bin ſtolz daß mein Wort ſoviel vermocht hat. So habe denn auch ich an einem kleinen Beytrage es nicht fehlen laſſen. Der gute Kerl hat ſich ein Frauchen genommen und nun wird er ſehn müſſen wie er ſich hilft wenn wir mithelfen. Lebe wohl!" Briefw. Bd. V, S. 272. — Den an mich adreſſierten Brief: Der Beitrag wurde nicht durch Eckermann an Stieglitz geſandt, ſondern Goethe ſchickte ihn am 15. 8. 1829 mit einem Brief an Zelter. Goethe ſchrieb: „Hier ſende den Beytrag zu dem Berliner Muſenalmanach; auf Dein Vorwort durft ich nicht pochern. Sie haben den erſten Bogen leer gelaſſen und hier iſt Material ſechzehn Seiten zu benutzen. Möge Dir auch in dieſen Blättern Scherz und Ernſt einige Freude machen, den jungen Leutchen und ihren Lottchen Glück bringen. Gieb den Brief ſogleich ab denn ſie ſind im Gedräng zwiſchen Setzer und Verleger, wie es uns andern Autoren öfters begegnet uſw." Briefw. Bd. V, S. 273. Und am 20. 8. 1829 ſchrieb Zelter an Goethe: „St. iſt vor Freuden außer ſich. Deine Sendung kam Dienſtag Abend an. Auf Deinen Befehl ſchickte ich das Päckchen gleich nach 9 Uhr zu ihm: Kein Menſch zu Hauſe. Geſtern Morgen nach 7 Uhr ſchicke ich wieder; er ſey ſchon nachs Gymnaſium — ſie wußten nicht einmal, welches? Doris ſucht ihn auf der Königl. Bibliothek und nun kommt er geſchoſſen, öffnet den Brief und zieht die Blätter hervor. Ich nehme ſie ihm aus der Hand und leſe ſie ihm vor. Sollte denn ich der letzte ſeyn, da Du mir einen ſo wichtigen Antheil daran zuſchreibſt? Sie ſind unſchätzbar dieſe Blätter; ganz was Neues; unerhört und gleich ganz verſtändlich. Du magſt Dich ſelber freuen; wenn Du ſie gedruckt ſiehſt." Briefw. Bd. V, S. 278. — Ludw. Achim v. Arnim, der bek. Dichter, geb. 26. 1. 1781 in

Berlin, geſt. 21. 1. 1831 auf ſeinem Gute Wiepersdorf bei Dahme. Fehlt im Muſenalmanach. — Ignaz Franz Caſtelli, öſterreichiſcher Dichter, geb. 6. 3. 1781 in Wien, geſt. 5. 2. 1862 ebda. — Juſtinus Kerner, der bek. ſchwäbiſche Dichter, geb. 18. 9. 1786 in Ludwigsburg, geſt. 21. 2. 1862 in Weinsberg. — Apollonius Frhr. v. Maltitz, der bek. Dichter, geb. 11. 6. 1795 in Gera, geſt. 2. 3. 1870 in Weimar, ſeit 1829 ruſſiſcher Geſandter. — Aug. Wilh. v. Schlegel, der bek. Dichter, das eigentliche Haupt der Romantiſchen Schule, geb. 8. 9. 1767 in Hannover, geſt. 12. 5. 1845 in Bonn. — Friedr. Auguſt v. Stägemann, geb. 7. 11. 1763 zu Pierraden, Uckermark, geſt. 17. 12. 1840 in Berlin als preußiſcher Geh. Staatsrat. — Ludwig Berger, Klaviervirtuoſe und Komponiſt, Lehrer von Felix Mendelsſohn-Bartholdy, geb. 18. 4. 1777 in Berlin, geſt. 16. 2. 1839 ebda. Im Muſenalmanach: Liebestrauer von H. Stieglitz. — Von Maximilian Eberwein bringt der Muſenalmanach die Kompoſition: Die Langſchläferinn von Julius Eberwein. — Bernhard Klein, Komponiſt, geb. 6. 3. 1793 in Köln, geſt. 9. 9. 1832 in Berlin als Univerſitäts-Muſikdirektor. Im Muſenalmanach: Der Frühling von Stieglitz. — Karl Reißiger, geb. 31. 1. 1798 in Belzig, geſt. 7. 11. 1859 in Dresden als Kapellmeiſter. Im Muſenalmanach: Die Zugvögel von Karoline Veit und Frühlingsabend von Moritz Veit. — Felix Mendelsſohn-Bartholdy, geb. 3. 2. 1809 in Hamburg, geſt. 4. 11. 1847 in Leipzig, fehlt im Muſenalmanach. — Zelter: Im Muſenalmanach: Vespera Lutheri. — Joſeph Petzel, Maler, geb. 23. 12. 1803 in München, geſt. 23. 4. 1871 ebda. — Johann Meno Haas, Kupferſtecher und Miniaturmaler, geb. 30. 5. 1752 in Kopenhagen, geſt. 16. 10. 1833 in Berlin.

42. Frohe Kunde: Ueber Goethes Erkrankung vgl. Eckermanns Geſpräche, Bd. 2, zum 25. und 30. 11. 1830 und Goethes Tagebuch, W.-A. III, Bd. 12, S. 335f. Goethe ſelbſt ſchrieb am 1. 12. darüber an Zelter: „Noch iſt das Individuum beyſammen und bey Sinnen. Glück auf. Mit der leidigen Krankheitsgeſchichte verſchon ich Dich. Hier! was mein trefflicher Arzt von der löblichen Geneſung ſagt: ‚Man kann behaupten daß jetzt alle Functionen in Ordnung ſind. Der Schlaf iſt gut, der Appetit nicht unbedeutend, Verdauung regelmäßig. Die Kräfte ſind bey weitem nicht ſo geringe, als man bey ſolchen Vorgängen befürchten mußte. Die vortreffliche Conſtitution des verehrten Kranken läßt eine baldige völlige Wiederherſtellung mit gutem Grunde hoffen. Weimar, 29. 11. 1830. Dr. Vogel'. Und ſo ſteht es noch heute den 1. December. Alſo bis auf weitere Ordre. Treulichſt ſo fortan! Goethe". Zelter ſchrieb an Goethe am 2. 12. 1830 in folgender launiger Weiſe: „Die öffentlichen Nachrichten über Dich, mein Geliebter, haben uns alle in Bewegung geſetzt und eben jetzt erhalte ich von unſerm getreuen Eckermann, wie auch geſtern von Herrn Kanzler von Müller, beruhigende Beweiſe Deines Befindens, ſodaß ich heut Abend unſer Oratorium, wie Moſes mit dem Wunderſtabe, zu commandieren gedenke. Nun dächte ich ſingen wir von Neuem an uns des holden hellen Lichts um ſo erquicklicher zu freuen, da ich Dir Schritt vor Schritt zum Hades nach getreten war ohne mich umzuſehen. Ich weiß Du ſollſt nicht reden und dictieren; kannſt Du aber die Feder eine Minute halten ſo hebe ins ſchöne Leben zurück Deinen allergetreuſten Z.". — Gleichzeitig ſchrieb Zelter an Eckermann: „Von nun an ſollen Sie mir der getreue Eckart heißen. Seit zwey Monaten iſt mir wie einem armen Sünder zu Muthe geweſen. Ihr Brief vom 29. v. M. hat mir friſche Kraft gegeben

und nun ſind Sie zu meinem Doctor worden. Tauſend Dank für Ihre Wunderbotſchaft! Können Sie ſich heut Abend halb 10 Uhr (eher werde ich nicht frey) ans Ohr greifen, die Finger ſollten Ihnen klingen. Ich will mir einen Kalbskopf braten, der wird Augen machen! Gott befohlen Zelter". — Zerner ſchrieb Zelter an Goethe am 2. 12.: „Eckermanns Troſtbrief vom 29 November enthielt daß Du am nämlichen Tage aufgeſtanden ſeyſt und, indem Du Dir zum Mittage einen Kalbskopf beſtellt, guten Appetit gezeigt hätteſt. Das gab mir Humor, mir bey Doris, der ich den Brief vorlas, gleich zu Abend nach der Muſik einen Kalbskopf zu beſtellen, und da des täglichen Erkundens bey mir viel iſt, können geſtern und heut ein Schock und mehr Kalbsköpfe hier in Berlin ſeyn verſpeiſt worden." Briefw. Bd. 6, S. 74f. — Das Blättchen war ein Zeitungs-Ausſchnitt. — Ueber die Reiſe nach Italien vgl. die 1. Abteilung und den 2. Bd. der Geſpräche. — Ein Packet Bayerſcher Blätter: Groſſe redigierte in München die „Bayeriſchen Blätter" mit dem Beiblatt „Der Bock" und ſeit Juli mit dem in Kempten erſchienenen Ergänzungsblatt „Die bayeriſche Chronik". Seine Tätigkeit wurde der Regierung mißliebig und daher unterdrückt, er ſelbſt ausgewieſen. — Aus dem Exil: d. i. der württembergiſche Grenzort Isny, wohin er am 30. 10. übergeſiedelt war, und von wo aus er ſeine Angriffe fortſetzte.

43. Schmerzen und Freuden = Goethes Tod, Eckermanns Vermählung. — Nachruf: Nachruf an Goethe! Im Frühling 1832. Von Heinrich Stieglitz. Muſenalmanach für das Jahr 1833, Leipzig, Weidmann, S. 204—206.

45. Mit dem dramatiſchen Plane iſt wohl das „Dionyſosfeſt", lyriſche Tragödie, Berlin 1836, oder die nichtvollendete Tragödie Polens, mit Sobieski im Mittelpunkt, gemeint. — Klänge aus der Zeit: richtiger „Stimmen der Zeit". Lieder eines Deutſchen. Leipzig 1832.

46. Allgemeine Zeitung: Beilage zur (Augsburger) Allgemeinen Ztg., 19. 1. 1843: „Zur Goethe-Literatur". Ankündigung des III. Bandes der Geſpräche und Auszug aus dieſem, abgedruckt aus dem Hanſaalbum, herausg. von A. Harniſch, Halberſtadt 1842. — Johann Gottlob Regis, Schriftſteller, geſchätzt als Ueberſetzer, geb. 23. 4. 1791 in Leipzig, geſt. 29. 8. 1854 in Breslau, wo er ſeit 1825 als Privatgelehrter lebte, nachdem er lange Zeit auf Reiſen durch Norddeutſchland zugebracht hatte. — Mit dem letzten Brief, der nicht vorliegt, iſt nicht Brief 44 gemeint. — Finſtere Dämonen: „Unmittelbar nach der Rückkehr von Potsdam (V. 1834) trat bei mir mit ſtarken Schritten jene räthſelhafte Zerwürfnis von Geiſt und Körper ein, von derem eigentlichen Sitz man nie recht ins Klare gekommen, und deren wohl auch früher ſchon dann und wann ſich zeigende Symptome immer bald überwunden, ja ſelbſt zu neuerer Lebens- und Schaffensluſt waren umgewandelt worden. — Dießmal wollte der ängſtigende Zuſtand auf keine Weiſe und keinem Mittel weichen, . . ." Selbſtbiographie, S. 168. In Charlotte wurde dadurch die bereits während der Brautzeit entſtandene Idee, durch ihren Opfertod Heinrich Stieglitz zu neuer Begeiſterung aufzurütteln, zum Entſchluß gemacht. — Noch in Berlin: Die Geſpräche erſchienen bei Brockhaus im April 1836. Im ſelben Jahr verließ Stieglitz Berlin, um zunächſt nach München überzuſiedeln. — Immer ſüdlicher: In München blieb er bis 1838. Als das dichteriſche Ergebnis ſeiner Wanderungen im Hochland erſchien 1839 die Gedichtſammlung „Bergesgrüße". 1839 reiſte er durch Dalmatien (Beſuch in Montenegro, 1841). Dann beſuchte er, in Geſellſchaft von Dr. Kolb, Rom, Florenz und

Neapel, immer nach Venedig zurückkehrend, das er jetzt als Wohnsitz gewählt hatte. Von dort machte er 1846 wieder eine Reise nach Rom (Erinnerungen an Rom, 1848), erlebte die Blockade von 1848, und starb daselbst 1849 während der politischen Wirren an der Cholera. — Die Herausgabe des 3. Bandes der „Gespräche" verzögerte sich noch bis 1848. — Federigo Nerly, ursprünglich Friedrich Nehrlich, Maler, geb. 24. 11. 1807 in Erfurt, gest. 21. 10. 1878 in Venedig. Kam 1837 nach Venedig. — In der Selbstbiographie, die bis 1845 reicht und deren letzte Jahre ganz kurz behandelt sind, wird die hochgebildete Frau nicht erwähnt. — „Einer Einzigen angehören": Vgl. Brief 3, S. 134 und 15, S. 162.

47. Venedig im Spiegel der Vergangenheit = Venedigs Auf- und Niedergang. Lyrisches Epos in zwei Gesängen. Als Manuskript hinterlassen. — „Istrien und Dalmatien", Briefe und Erinnerungen von Heinr. Stieglitz. Stuttgart, Tübingen, 1845. Reise- und Länderbeschreibungen, 29. Lieferung.

Erläuterungen zur 3. Abteilung.

(Eckermann und die Königin Friederike von Hannover.)

Königin Friederike, geb. am 2. März 1778 in Hannover und gest. ebendaselbst am 29. Juni 1841, war eine Tochter des derz. Statthalters von Hannover, des Großherzogs Karl II. von Mecklenburg-Strelitz; sie vermählte sich zuerst (1793) mit dem Prinzen Ludwig von Preußen (gest. 1796), dann mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu Solms-Braunfels (gest. 1814) und endlich (1815) mit dem damaligen Herzog Ernst August von Cumberland. Von der Großmutter mit ihren Geschwistern, der älteren Prinzessin Louise, der späteren Königin von Preußen, und dem Prinzen Georg, dem späteren Großherzog, am Hofe zu Darmstadt erzogen, wohnte die Prinzessin 1790 und 1792 den Kaiserkrönungen in Frankfurt a. M. bei, wo sie die Bekanntschaft der Frau Rat machte und dadurch wohl Interesse für den großen Sohn gewann. Aber erst im Sommer 1806 lernte sie Goethe, der die Schwestern allerdings schon 1793 bei der Belagerung von Mainz gesehen hatte, in Karlsbad persönlich kennen. Nunmehr beginnt jedoch sofort ein lebhafter Verkehr, der durch Tagebuch-Eintragungen, durch briefliche Mitteilungen und durch den Briefwechsel mit der hohen Frau, mit der Goethe später noch einige Male zusammen trifft, belegt wird. Vgl. darüber Buck in der „Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals", S. 16 f.

---

1. NB. Der gleichlautende Entwurf des Briefes befindet sich im Nachlaß. Der Brief ist von Buck in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins, 1902, Nr. 5—6, S. 24 f., abgedruckt. — Mit dem Major v. Spörken, dem dz. Ober-Landes-Stallmeister, hatte Eckermann im Kielmannseggeschen Jägerkorps

den Freiheitskrieg mitgemacht. Vgl. Abt. 6, Brief 1. — Kein erfreulicheres Ereigniß: Mit dem Tode König Wilhelms IV. war die Personal-Union zwiſchen England und Hannover erloſchen, und man erwartete jetzt in Hannover von der Anweſenheit des Herrſchers im Lande ein beſonderes Glück. — Die Thronbeſteigung fand am 20. 6. 1837 ſtatt. — Ueber den Antheil vgl. auch Zelter an Goethe, 21. 5. 1820: „Die Herzogin von Cumberland mit ihrem Gemahl war zugegen und hat ſich mit Genuß und, wie es ſchien, um Deinetwillen alle Repriſen einer erſten Probe (Fauſt) gefallen laſſen. Sie ſagt mir ſoviel Schönes und Gutes von Dir, kurz ſie iſt ſo verliebt in Dich, daß ich ſtatt Hände, Finger, Mund und Augen nur lauter Ohren brauchte um alles aufzufaſſen. Auch der Herzog konnte nicht fertig werden zu erzählen, wie er Dich in Weimar aus Deinem Hauſe geholt und ſeiner Gemahlin zugeführt habe.“ Briefw. III, S. 94. Sodann 1. 3. 1822: „Die Herzogin von Cumberland konnte nicht aufhören von Dir zu reden und Dein Befinden zu erfragen. Sie grüßt tauſendmal und wollte mich beneiden, daß ich Dich im Herbſte geſehn.“ Ebenda III, S. 229. Ferner III, S. 71, 100, 120, 123, 128 und IV, S. 301. — Das Blatt ſeiner Handſchrift, der Entwurf zu der Strophe „Zum Andencken des 16. Aug. 1815“ (Beſuch in der Gerbermühle bei Frankfurt a. M., der Beſitzung der Familie Willemer, wo Goethe damals weilte), befindet ſich im Beſitze Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland und iſt von Buck, Feſtgabe, S. 24, wiedergegeben. Vgl. ebenda, S. 21, den folg. Brief. —

2. NB. Der Brief iſt von Buck, Chronik des Wiener Goethe-Vereins, 1902, Nr. 7—8, S. 26, abgedruckt. — Die Doſe iſt mit dem Nachlaß Karl Eckermanns verſteigert worden.

3. NB. Der Brief iſt von Buck, a. a. O. S. 26 f., abgedruckt. — Die anderen Blätter von Goethes Hand, die ſich jetzt im Beſitze Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland befinden, waren: 1. „Im Namen deſſen ꝛc.“ (W.-A. III, S. 73). 2. „Vom Himmel ſteigend.“ (W.-A. VI, S. 235). 3. „Fehlt der Gabe gleich das Neue.“ (W.-A. IV, S. 283.). 4. „Altſchottiſch.“ (W.-A. IV. S. 336). Vgl. darüber Buck, Feſtgabe, wo Nr. 4, und Chronik des Wiener Goethe-Vereins, 1902, Nr. 5—8, wo Nr. 1 u. 2 wiedergegeben ſind. — Ueber B. Bertram, den Bruder von Eckermanns Braut, vgl. Abt. 1, 1, Erläuterung, und Buck, a. a. O., S. 33. — Die Handſchrift eines Gedichtes von Goethe, die ſich ebenfalls im Beſitze Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland befindet und von Buck a. a. O. wiedergegeben iſt, betrifft nicht die Vermählung der Königin Friederike, ſondern die 50jährigen Amts-Jubiläen des Geheimen Hofrats Kirms und des Geheimen Rats v. Schardt. Vgl. darüber Buck, a. a. O., S. 33.

Erläuterungen zur 4. Abteilung.

(Eckermann und Erneſtine Voß.)

Die am 31. Januar 1756 zu Meldorf in Dithmarſchen geborene Gemahlin des Dichters Joh. Heinr. Voß, Erneſtine, war die jüngſte Schweſter ſeines Göttinger Freundes Heinr. Chrn. Boie. Seit 1773 mit ihr im brief-

lichen Verkehr reiste Voß 1774 nach Flensburg, um sie persönlich kennen zu lernen; als ihn dort eine schwere Krankheit befiel und in der Pflege der Familie Boie lange festhielt, entschied sich die Liebe der Beiden. Aber erst 1777 konnte die Hochzeit stattfinden, auch mußte man sich in Wandsbeck und ebenso in Otterndorf im Lande Hadeln, wo Voß 1778 Rektor wurde, noch sehr bescheiden einrichten. Erst in Eutin, wohin Voß 1782 auf Veranlassung des Grafen Fritz Stolberg berufen wurde, gestaltete sich ihr Leben behaglicher. 1802 aus Gesundheitsrücksichten nach Jena übergesiedelt, folgte Voß 1810 einem Rufe nach Heidelberg, wo er am 29. März 1826 starb, und wo Ernestine ihm am 10. Mai 1834 folgte. Gödecke sagt von ihr (Grundriß IV, S. 405): „Sein treuster Freund war seine Frau, die an seinen Arbeiten, selbst den gelehrten, dauernd Anteil nahm und in den Schilderungen aus seinem Leben, die dem Briefwechsel (ihres Mannes) eingemischt sind, sich ein Denkmal reinster Güte gesetzt hat. Ernestine Voß war eine der edelsten Frauen Deutschlands, von denen die Literatur Kunde giebt."

---

1. NB. Ueber den Empfang des Briefes vgl. Abt. 1, Brief 79. — Ueber Eckermanns Besuch in Heidelberg vgl. Abt. 1, Brief 32 u. 33. — Wegen der zwey literarischen Anekdoten vgl. Matthisson, Voß und F. W. Schmidt. Eine Zusammenstellung von A. W. Schlegel. Anmerkungen zum neuen Abdruck. Kritische Schriften II, S. 82—121. A. W. Schlegels Sämmtliche Werke, herausgegeben von Ed. Böcking, Leipzig: Weidmann, 1847, XII, S. 90. „Man erzählte damals, Voß habe Goethen, welcher die Herausgabe der genannten kritischen Zeitschrift [Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung] einige Zeit leitete, um eine Recension seiner Hand wiederholt dringend angelegen. Als sie nun nach begreiflichen Zögerungen endlich erschien [Nr. 91 u. 92, April 1804], sei er vor Freude außer sich gewesen, während doch keinem gewitzigten Leser die Ironie darin entgehen konnte. Ob sich diese Ironie wider den Willen des Beurtheilers von selbst eingefunden, indem er wohlwollend alles zum Besten kehrte, oder ob eine selbstbewußte Schalkheit im Hintergrunde gelauscht, das lasse ich unentschieden. Nach dem Zeitpunkte der Abfassung ist mir das letzte wahrscheinlicher." — Ueber die schriftlichen und mündlichen Erzählungen vgl. Berlit, Goethe und Schiller im persönlichen Verkehr nach brieflichen Mitteilungen von Heinr. Voß, dem Jüngeren. Stuttgart, 1895. — Brief an Boie, Jena, 9. 4. 1804, S. 52 f. — und den in den Erläuterungen, S. 191, zitierten Brief von Heinrich Voß an Truchseß von 1824: „. . . . Welch eine schöne Zeit war das für mich, als Goethe diese Rezension dichtete, denn sie ist wahrhaftig ein Werk des Genius! . . . . Ach, es waren selige Stunden für mich und mit welcher Wärme sprach er unaufhörlich von meinem Vater, der so ganz durch diese Gedichte in ihm aufgegangen war!" — Die zweite Anekdote betrifft die angeblich in der Rezension enthaltene Ironie. — Die Rezension ist in der Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken Bd. XXXIII, S. 140—160 abgedruckt worden.

2. Von der Morgenzeitung bis zum Mitternachtsblatte: Die erstere, herausgegeben von Friedr. Kind und K. G. Kraukling, mit dem Dra-

maturgiſchen Blatt von L. Tieck, erſchien in Dresden, das letztere, herausgegeben von Ad. Müller und nach deſſen Tode von Jul. Schütz in Braunſchweig. In ähnlicher Weiſe hatte ſich Goethe Eckermann gegenüber ausgedrückt, um die Maſſe der deutſchen Zeitſchriften zuſammenzufaſſen. Vgl. Geſpräche I, 3. 12. 1824.

Erläuterungen zur 5. Abteilung.

(Eckermann und die Revue encyclopédique.)

La Revue encyclopédique, ou analyse raisonnée des productions les plus remarquables dans la litterature, les sciences et les arts, par une réunion de membres de l'Institut et d'autres hommes de lettres (sous la direction de Marc Antoine Jullien, dit de Paris). Paris 1819 f., 60 Bde., 8°. Seit Bd. 52 (1831) herausgegeben von Hippolyte Carnot u. P. Leroux. Hört 1833 auf zu erſcheinen.

1. Erneſt Liebhaber, 1785 als Ernſt Ludw. Erich von Liebhaber zu Blankenburg a. H. geboren, trat 1799 in öſterreichiſche Dienſte und wurde bei Marengo verwundet und gefangen genommen. Nach ſeiner Befreiung in die Heimat bezw. nach Hannover zurückgekehrt, trat er nach erfolgter Okkupation durch die Franzoſen in franzöſiſche Dienſte, focht in Portugal, wo er 1809 bei Oporto verwundet wurde, und ſpäter in Spanien und ließ ſich 1817 naturaliſieren. L. ſtarb am 14. Aug. 1837. Vgl. Biographie universelle, T. 72, S. 1 f.

2. NB. Eckermann hatte bereits im Jahre 1824 einen ähnlichen Antrag von einem engliſchen Journal erhalten aber ebenfalls auf Goethes entſchiedenes Abraten abgelehnt. Vgl. Geſpräche I, 3. 12. 1824, und Abt. 1, Brief 89.

Erläuterungen zur 6. Abteilung.

(Verſchiedene Briefe und Briefentwürfe Eckermanns.)

1. Ueber den Adreſſaten Hoevermann iſt nichts feſtzuſtellen.

NB. Eckermann ſchrieb dieſen Brief für einen Waffengefährten unbek. Namens. Vgl. die Bemerkung am Schluß des Briefes. Ueber Eckermanns Anteil an den Kämpfen von 1813/14 vgl. die Einleitung zu den Geſprächen, S. 8 f. Die falſch geſchriebenen Ortsnamen laſſen ſich leicht erklären. — Das Korps iſt das Kielmannsegge'ſche Jägerkorps, errichtet im März und April 1813, aufgelöſt nach dem erſten Pariſer Frieden am 20. 9. 1814. Die Vollmacht zur Errichtung des in erſter Linie aus Forſtbedienſteten zu bildenden Korps erhielt der mecklenburg-ſtrelitziſche Jagdjunker Chrn. v. Düring, deſſen Vater Oberforſtmeiſter in hannoverſchen Dienſten geweſen war. Zum Chef und Oberſten wurde von dem ruſſiſchen General Tettenborn, dem Kommandierenden der Truppen an der Elbe, der Kammerherr Friedr. Graf Kielmannsegge (geſt. als General 1851) auserſehen, der für die Unterhaltung des Korps während der erſten Zeit aus eignen Mitteln 36 000 Taler

verſtreckte. Die Stärke betrug 2 Kompagnien, zuſammen 180 Mann. — Leutn. Heuſer, vormals reitender Förſter zu Bleckede, wurde aus der Gefangenſchaft in Uelzen befreit und trat am 15. 9. 1813 als Leutnant à la suite ins Korps. Er leiſtete in der Göhrde durch ſeine Ortskenntnis beſondere Dienſte. H. trat ſpäter in ſeine frühere Stellung zurück und ſtarb 1845 als reitender Förſter in Wulfſode. — Booden, richtiger Boden (Groß- und Klein-Boden), 1¼ Meilen ſüdöſtlich von Oldesloe. — General Dörnberg: Wilh. Kaſp. Ferd. Frhr. v. Dörnberg, geb. 14. 4. 1768 zu Hauſen bei Hersfeld, geſt. 19. 3. 1850 in Münſter, der unermüdliche Kämpfer für die Befreiung Deutſchlands. Aus der Gefangenſchaft, in die er durch die Kapitulation des Blücherſchen Korps geraten war, nach Heſſen zurückgekehrt, mußte D., der fortwährend auf eine Erhebung ſann, in weſtfäliſche Dienſte treten und 1808 die Führung des Regiments „Chasseurs Carabiniers“ übernehmen. Nach dem mißglückten heſſiſchen Aufſtande von 1809 ſchloß er ſich dem Herzog Wilhelm von Braunſchweig auf ſeinem Zuge durch Deutſchland an. Im Jahre 1812 machte er dann den Feldzug in Rußland mit und trat darauf in die Königl. Deutſche Legion ein. Dörnbergs Haupttat war die Vernichtung der Morandſchen Armee bei Lüneburg, auch focht er mit Auszeichnung bei Quatrebras und Waterloo. Nach dem Frieden trat er in hannoverſche Dienſte, wurde General-Leutnant und ſpäter außerordentlicher Geſandter in Rußland. — Avantgarde des Walmodenſchen Korps, das am 6. 12. nach Oldesloe vorrückte. — Kropp, Kreis Schleswig. — Das Bombardement von Glückſtadt fand am 30. 12. 1813 ſtatt. — Schlögells Schauſpiel, wohl eine wandernde Schauſpielertruppe. — In Neumünſter hatte Walmoden ſein Korps am 7. 12. 1813 konzentriert. — Die zuſammengewickelte Chenille (= Raupe), der Mantel, wurde von der linken Schulter über Bruſt und Rücken getragen. — Beim Grafen: Friedr. Kielmannsegge, Oberſt. — Der Herr Major: Aug. v. Spörken, Kammerherr und Stallmeiſter in hannoverſchen Dienſten, trat am 18. 3. als Kapitän in das Korps und wurde am 10. 10. Major. 1815 wurde er Oberſt-Leutnant in dem neuerrichteten Feldjägerkorps und nahm 1816 ſeinen Abſchied. Er war ſpäter Oberlandſtallmeiſter. Vgl. Erläuterung zu Abt. 3, Brief 1.

2. Der Adreſſat iſt nicht feſtzuſtellen.

Freund Trapp iſt fraglich. — Das Gedicht über den Glauben iſt als „Glück des Glaubens“. Eine Epiſtel, 1819, in den Gedichten (1838), S. 235—258 abgedruckt. Das Manuſkript liegt im Nachlaſſe. — Jean Pauls Idee vom Tragiſchen Schickſal iſt zweifelhaft. — Bouterwecks Forderung lautet: „Für die dramatiſche Sprache giebt es keine anderen Regeln, als für die Sprache der Poeſie überhaupt. Das dramatiſche Gedicht ſoll uns ja nie vergeſſen laſſen, daß es ein Gedicht und keine gemeine Nachahmung des wirklichen Lebens iſt. Zu ſeiner poetiſchen Vollendung gehört alſo der Vers ſo nothwendig, wie er der Sprache der Poeſie überhaupt angehört.“ Aeſthetik (Göttingen, 1815). II, S. 194. — Ueber Eckermanns Stück vgl. Erläuterung zu Abt. 1, 2 und Einleitung zu den Geſprächen S. 18f. — „Im Felde ſchleich ich ſtill und wild (nicht mild)“: Jägers Abendlied. W.-A. I, S. 99. — Bradede, Prov. Hannover, Kreis Bleckede.

3. Ueber Ernſt Groſſe, der mit Stieglitz damals in Leipzig lebte, vgl. Erläuterung zu Abt. 1, 3.

Eure Gedichte: Gedichte, herausg. zum Beſten der Griechen von Heinr. Stieglitz und Ernſt Groſſe. Leipzig: Mittler, 1823. — Die Ode heißt: „Den 500 der heiligen Schaar". Gedichte, S. 96—100. — Empelde bei Hannover, wohin ſich Eckermann im September 1822 zur Ausführung ſeiner litterariſchen Pläne („Beyträge", Trauerſpiel) zurückgezogen hatte. — Riga der Beſeeler, nicht Rige. — Ueber Goethes Erkrankung vgl. Geſpräche, Bd. III, 23.—25. 2. 1823. — Nach Marienbad war Goethe am 21. Juni abgereiſt; er traf am 15. September wieder in Jena ein. — Ueber die erſten Tage in Weimar und den Verkehr mit Goethe vgl. die Geſpräche vom 10., 11., 16. und 19. Juni 1823. Goethes Aeußerung fehlt dort. — Bei Cotta handelte es ſich um den Verlag der Beyträge, den Goethe vermittelt hatte. Vgl. das Geſpräch vom 10. März 1823. — Knebel war Goethes alter Freund. Vgl. Geſpräche I, S. 33.

4. Adolph Bube, Schriftſteller und Dichter, geb. 30. 10. 1806 zu Hamburg, geſt. 17. 10. 1873 als Archivrat zu Gotha. — „Gedichte"; Gotha: Gläſer, 1824.

Der Componiſt war Karl Eberwein.

5. Chriſtian Gottfr. Dan. Nees von Eſenbeck, der bek. Botaniker, geb. 14. 2. 1776 auf dem Reichenberge bei Erbach, geſt. 16. 3. 1858 in Breslau. Seit 1817 Profeſſor in Bonn, war N. 1830 nach Breslau berufen worden, wo er aber wegen ſeiner politiſchen Tätigkeit 1851 ſeiner Aemter enthoben wurde. Er ſtand mit Goethe in brieflichem Verkehr.

Joh. Dietr. Gries, geb. 7. 2. 1775 in Hamburg, geſt. ebenda 9. 2. 1842. Er begann 1799 in Göttingen ſeine Ueberſetzung des Taſſo, deren letzter Teil 1802 erſchien, ging dann an die Ueberſetzung des Arioſt (1804 erſchienen) und ſpäter an die von Fortiguerras Richardetto und von Bojardos verliebtem Roland. — Sakontala, Indiſches Drama von Kalidaſa: Erſte deutſche Ueberſetzung von Forſter 1791 und 1803 nach der erſten engliſchen von William Jones, London 1789, Edinburg 1796. — Charon: Aus fremden Zungen. Neugriechiſch-Epirotiſche Heldenlieder. VII. Stück. Weim.-Ausg. III: 221.

6. Ueber William Fraſer vgl. Goethes und Carlyles Briefwechſel, Berlin 1887, S. 43, 59, 70, 81, 108 (Kritik Carlyles über Fraſer) und 156; ferner Geſpräche II, S. 21 u. 83, und Abt. 1, 79.

Die Anzeige in Kunſt und Alterthum ſteht Bd. III, S. 136. — An Carlyle ſchrieb Goethe: „... Da ich mich aber in ſolche Betrachtungen (über die Behandlung der Helena) nicht einlaſſen darf, obgleich bey ſolchem Zuſammenſtellen gar manches Erfreuliche und Nützliche zu ſagen wäre, ſo habe ich einen jungen Freund erſucht ſich darüber auszuſprechen mit Rückſicht auf die unter uns geführten Geſpräche. Es iſt Dr. Eckermann, der ſich bey uns aufhält und den ich als Hausgenoſſen anzuſehen habe. Er macht die hier ſtudierenden jungen Engländer mit der deutſchen Literatur auf eine ſehr einſichtige Weiſe bekannt, und ich muß wünſchen, daß er auch mit Ihnen in ein Verhältnis trete. Er iſt von meinen Geſinnungen, von meiner Denkweiſe, vollkommen unterrichtet, redigiert und ordnet die kleineren Aufſätze wie

sie in meinen Werken abgedruckt werden sollen und möchte wohl, wenn diese weitaussichtige Arbeit zu vollenden mir nicht erlaubt sein sollte, alsdann kräftig eintreten, weil er von meinen Intentionen durchaus unterrichtet ist." Briefw. S. 49. Ferner: „Der gute Eckermann ist glücklich zurückgekehrt, heiter und in seiner Art wohlgemuth. Sein zartes und zugleich lebhaftes, man möchte sagen leidenschaftliches Gefühl ist mir von großem Werth, indem ich ihm manches Ungedruckte, bisher unbenutzt Ruhende vertraulich mittheile, da er denn die schöne Gabe besitzt, das Vorhandene als genügsamer Leser freundlich zu schätzen und doch auch wieder, nach Gefühl und Geschmack zu Forderndes aus zu sprechen weiß." Briefw. S. 142. — Eckermanns Brief lautete: „Herr Fraser in London, der die Güte gehabt mir das Foreign Review und Allerliebste Bijou durch Herrn Black zu übersenden, schreibt mir von einer kleinen Reise die er zu Ihnen zu machen im Begriff sey. Ich bitte um einen Gruß wenn Sie ihn sehen oder ihm schreiben sollten." 15. 6. 1828. — Die Fortsetzung der Ilias, die „Achilleis", begonnen 1797, wurde 1808 im 10. Bande der Ausgabe in 13 Bänden (Cotta 1806—1810) veröffentlicht. — Ueber die Phaeton-Fragmente von Euripides, begonnen 1821, wieder aufgenommen 1822, vgl. Gespräche III, 3. 12. 1822.

7. Joh. Wilh. Mejer, juristischer Praktiker und Schriftsteller, geb. 23. 9. 1789 zu Osterode am Harz, gest. 18. 9. 1871 in Göttingen. Er studierte in Göttingen und hörte neben seinen juristischen Kollegien sämtliche Vorlesungen Bouterwecks; sein Wunsch war, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. M. blieb deshalb in Göttingen, bis 1814 sein Gesundheitszustand ihn zwang, in seine Heimat zurückzukehren, doch gab er den Plan erst auf, als er 1821 an die Clausthaler Berg- und Forstschule als Lehrer der allgemeinen Rechtskunde, des Berg- und Forstrechts, sowie des deutschen Stils berufen wurde. Er gab hier lokale Unterhaltungsblätter heraus und den Harzer Quartkalender, betätigte sich in allen Aeußerungen als eifriger Verehrer Goethes, dessen Studium er sich mit Ausschließlichkeit gewidmet hatte, und wirkte in seinem Kreise für ein tieferes Verständnis von dessen Werken.

Ihr Gedicht zum 28.: Wie Eur Excellenz Jahresfeier hier Dero „Töchter und Söhne" vereinigt hat, und wie ich versucht, unsere Gefühle auszusprechen. Vorgetragen bei der Freunde Zusammenkunft zur Feier von Goethes Geburtstag, 28. 8. 1831. 1. Besuchende Geister. 2. Schlußgesang. — Gedruckt bei A. Schweiger in Clausthal. 8 S. 4°. — Vgl. Goethes Tagebuch, W.-A. Bd. XIII, 25. 9. 1831, S. 144. „Mittag Dr. Eckermann. Kam von Clausthal eine sehr angenehme Sendung zum 28. August." Ebenda, S. 144, 27. 9. „Betrachtung der Clausthaler Feier meines Geburtstages." Ebenda, S. 145, 17. 11. „Gegen Abend Dr. Eckermann einsprechend nach seiner Rückkunft. Er teilte einen interessanten Brief von Mejer in Clausthal mit." — Das Buch über den deutschen Styl heißt: Praktisches Handbuch des Styls der deutschen Prosa. Eisenach: Bärecke, 1826.

8. Christoph Ludw. Friedr. Schultz, geb. 31. 12. 1781 zu Marienwerder, W.-Pr., gest. 19. 6. 1834 in Bonn, und durch seine Beziehungen zu Goethe bekannt.

NB. Es handelt ſich wohl um ein Diktat. — Ueber die Redaktion der Farbenlehre vgl. Geſpräche II, S. 239.

9. Ueber Chriſtian Theod. Musculus iſt nichts näheres bekannt. Er bearbeitete das Namen-Verzeichnis zur Ausgabe von Goethes Werken letzter Hand und zu der von 1840. In einer Eingabe an die Goetheſchen Erben (Goethe-Schiller-Archiv 53) vom 5. 6. 1842 ſchreibt Eckermann über ſeine Beihülfe bei der Herausgabe der Werke: „Hier war mir nun mein Freund Musculus von ſehr großer Hülfe, indem er den Text eines jeden Bandes, ſowie er von mir fertig redigirt und vom Buchbinder geheftet war, mit dem Text der früheren Editionen verglich und jede Abweichung notirte und mir in einer täglich dazu angeſetzten Stunde vorlegte, wo ich dann über jeden einzelnen Fall zu entſcheiden und die richtige Lesart zu wählen hatte.“ Von Musculus erſchien 1836: Euphroſyne. Leben und Denkmal der Schauſpielerin Louiſe Becker geb. Neumann. Als Erklärung von Goethes Gedicht „Euphroſyne“. Eine Weihnachtsgabe (Weimar: Landes-Induſtrie-Comptoir).

Dr. Chemnitz, Wangeroge und das Seebad. Neue Auflage. Hannover, 1833. — Julius Elkan, Hofbankier in Weimar, geſt. 29. 7. 1839.

10. Der Adreſſat iſt nicht feſtzuſtellen.

Erläuterungen zur 7. Abteilung.

(Eckermanns Beziehungen zu Goethe und ſeiner Familie.)

1. Ueber Eckermanns Beziehungen zu Goethe vgl. die Einleitung zu den Geſprächen, dieſe ſelbſt und die 1. Abt. — Die neue Ausgabe iſt die Ausgabe letzter Hand. Cotta, 1827—30. 40 Bde.

2. Auguſt von Goethe, des Dichters einziger Sohn, geb. 25. 12. 1789 in Weimar, geſt. 28. 10. 1830 in Rom, ſachſen-weimariſcher Kammerherr und Kammerrat.

Der auch Abt. 6, 3 und in den Geſprächen erwähnte Brief von Cotta wie auch die übrigen Briefe von ihm fehlen im Nachlaß.

3. Die Funken liegen nicht im Nachlaß.

4. Ottilie von Goethe, geb. Freiin v. Pogwiſch, geb. 31. 10. 1796 in Danzig, vermählt mit Auguſt von Goethe im April 1817, geſt. 27. 10. 1872. Ihr Vater war preußiſcher Offizier; ihre Mutter, eine Gräfin Henckel v. Donnersmarck, wurde ſpäter Hofdame der Herzogin Luiſe von Sachſen-Weimar. In ihrer Bedeutung für die Weimarer Geſellſchaft wird ſie mit der Rahel verglichen.

Eckermanns Sohn Carl, geb. 26. 3. 1834 zu Weimar, bildete ſich in Düſſeldorf, Holland und Belgien zum Landſchaftsmaler aus und brachte es

zu einiger Bedeutung. 1849 war er Schüler von Preller, ohne sich dessen Richtung anzupassen, 1856 Atelierschüler J. W. Schirmers in Karlsruhe. An seinen deutschen Landschaften hebt man richtige Beobachtung der Natur und Wahrheit in Auffassung und Stimmung hervor. Mehrere Stilleben, erlegtes Wild, aus seiner frühen Zeit befinden sich im Jagdschloß Ettersburg bei Weimar. Anfangs der achtziger Jahre siedelte er von Karlsruhe nach Hannover über. Er starb in Göttingen, wo er eines nervösen Leidens wegen weilte, 29. 8. 1891. — Ueber Walther, Ottiliens ältesten Sohn, vgl. Erläuterung zu Brief 9 (unten).

5. Joh. Peter Eckermann starb 3. 12. 1854 in Weimar.

6. Alfonso Savini nicht Sabini, geb. 1839 in Bologna, wo er auch tätig war. Bekannt ist von ihm „Der Versucher". — Wegen der Handschriften und der Liste vgl. die Anlagen zu Abt. 7. — Ueber Wolf, den jüngeren Enkel Goethes, vgl. Erläuterung zu Brief 10 (unten).

7. Die übrigen Papiere waren der Nachlaß. — Hofrat Marshall, von Geburt Schotte, war im Haag Lehrer der Kinder des Königs der Niederlande in englischer Sprache und Literatur. Bei der Vermählung der Prinzessin Sophie, 1842, kam er als deren Sekretär mit nach Weimar. Er ist der Großneffe von Rob. Burns und Vater des Malers James M. — Charles Sterling, ein Sohn des englischen Konsuls zu Genua, wurde 1823 von Byron an Goethe empfohlen und reiste 1830 mit Aug. von Goethe in Italien. Ueber die Briefe von ihm vgl. den folg. Brief. Im Nachlasse liegen übrigens noch 2 Briefe von Sterling aus späterer Zeit.

8. Der Brief von Wolf über das Geschäftliche steht unter 10. dieser Abteilung. — Die Schwester ist Ulrike v. Pogwisch.

9. Walter von Goethe, der älteste Sohn Ottiliens, geb. 9. 4. 1818 (1817), gest. 15. 4. 1885, bekannt als Klaviervirtuos und Komponist. Nachdem er von Mendelssohn, Weinlig und von Karl Löwe ausgebildet, machte er Studienreisen ins Ausland und nahm längeren Aufenthalt in Wien (bis 1850), wo er mit den dortigen Tonkünstlern in freundschaftlichem Verkehr stand. Während dieser Zeit (1849) schrieb er Aufsätze und Korrespondenzen für die „Neue Berliner Musikzeitung". Seit 1850 lebte er als Kammerherr in Weimar, ohne dort in Beziehung zu Liszt zu treten. Von ihm sind zwei kleine Opern „Das Fischermädchen" (1839) und „Elfriede". Als letztverstorbener der beiden Enkel hinterließ er testamentarisch das Goethe-Archiv der Großherzogin.

10. Wolfgang von Goethe, der jüngere Sohn Ottiliens, preußischer Legationsrat und weimarischer Kammerherr, geb. 18. 9. 1820 in Weimar, gest. ebenda 20. 1. 1883, bekannt als Dichter. Er lebte zeitweilig in Dresden. Sein Märchenspiel „Erlinde", das 1839 entstand, erschien 1851 in 2. Auflage.

Ueber das Ersuchen der Mutter vgl. Abt. VII, 7. — Die in der 1. u. 2. Anlage aufgeführten Papiere befinden sich im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv. — 3. Anlage: Die Briefe „II. 2." liegen im Nachlaß. — Der Brief „II. 4." fehlt im Nachlaß. — Die Briefe „II. 5." fehlen im Nachlaß. — Die Bearbeitung „III. 3." befand sich im Nachlaß und ist 1901 veröffentlicht worden. Vgl. Erläuterungen zu Abt. 10,5 (Niederschreibung). —

Das Convolut „III. 6." liegt im Nachlaß. — Das 1. Blatt „III. 7" befand sich im Nachlaß und ist Abt. 7, 1 abgedruckt. — Goethes Recensionen „III. 8." sind mit den übrigen Büchern bei der Versteigerung des Nachlasses verkauft worden.

Erläuterungen zur 8. Abteilung.

(Eckermann und die Herausgabe der Werke Goethes.)

1. Ueber das Abkommen zwischen Goethe und Eckermann berichtet das Tagebuch W.-A., Bd. XIII. von 1831: 16. 5. „Mittag Dr. Eckermann. Unterschrift unserer Uebereinkunft wegen künftiger Herausgabe des Nachtrags zu meinen Werken." — 11. 6. „Dr. Eckermann um 1 Uhr, um das Kästchen Nr. I zu revidiren und zu übernehmen, wo ihm denn auch der Schlüssel zugestellt wurde. Er speiste mit mir, und wir besprachen das Nächste." — 12. 6. „Mittag Dr. Eckermann. In den Angelegenheiten des Kästchens weitergeschritten." — 24. 6. „Mittag Dr. Eckermann. Unterschrift des Duplums unseres Contractes." — An Zelter schrieb Goethe schon am 11. 12. 1830 über Eckermanns Tätigkeit bei der Ordnung des Nachlasses: „Der getreue Eckart ist mir von großer Beyhülfe. Reinen und redlichen Gesinnungen treu, wächst er täglich an Kenntniß, Ein- und Uebersicht und bleibt, wegen fördernder Theilnahme, ganz unschätzbar." Briefw. VI, S. 91. — NB. Hinter 1831 befindet sich im Original ein Punkt.

2. Das Testament war am 5. 1. nach dem Entwurf des Kanzlers v. Müller genehmigt. Im Tagebuch von 1831 (W.-A., Bd. XIII.) findet sich am 22. 1. die Eintragung: „das Codizill ausgefertigt." — Sedezausgabe: Vollständige Ausgabe letzter Hand. 40 Bde. Cotta, 1827—1830. — Oktavausgabe: Dieselbe Ausgabe in Oktav. 40 Bde. Cotta, 1827—1842. — Gefolge der Vierzig: Goethes Nachgelassene Werke. Cotta 1832—1834. 15 Bde. 16°. Mit Untertitel als Bd. 41—55 der Ausgabe letzter Hand. Die Anordnung des Stoffes siehe Gödeke, Grundriß IV, S. 628. — Noch nicht abzusehen wieviel Bände: 1842 erschien ein zweiter Nachtrag, XVI.—XX. Bd. Mit Untertitel als Bd. 56—60, in dem dann unter anderm auch der polemische Teil der Farbenlehre veröffentlicht wurde. — Friedr. Wilh. Riemer, Philologe und Dichter, geb. 19. 4. 1774 zu Glatz, gest. 19. 12. 1845 in Weimar, erst Hauslehrer bei Wilh. v. Humboldt, dann 1803 bis 1812 bei Goethe, Professor am Gymnasium bis 1820 und seit 1814 zweiter Bibliothekar. Vgl. Goethe über seinen Anteil an der Redaktion der Werke in einem Brief an Zelter vom 11. 12. 1830. — .... wegen Benutzung dieser Papiere ist mit Dr. Eckermann Abrede genommen: Vgl. Gespräche Bd. II, 1. 1. 1831. Nachdem Eckermann seine dort abgedruckten 10 Paragraphen über die Behandlung des Briefwechsels punktweise mit Goethe durchgesprochen, hatte dieser ihm zugestimmt und gesagt: „Ich werde in meinem Testament Sie zum Herausgeber dieser Briefe ernennen und darauf hindeuten, daß wir über das dabei zu beobachtende Verfahren im allgemeinen

mit einander einig geworden." — Correſpondenz mit Schiller, bei Cotta herausgegeben: Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. Cotta, 1828 u. 1829. 6 Bde. 8°. — anno 1850 herausgegeben: Zweite nach den Originalhandſchriften vermehrte Ausgabe. Herausg. Herm. Hauff. Cotta, 1856. 2 Bde. — Zelterſche Correſpondenz: Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausg. Fr. W. Riemer. Berlin, 1833—1834. 6 Bde. — Durch ein gerichtlich ausgeſtelltes Dokument: In einem Briefe vom 6. 12. 1830 machte Goethe Zelter den Vorſchlag, ihren Briefwechſel nach ſeinem Abſchluß zu publizieren und bat ihn um Verfügung über die ihm zufallende Hälfte des künftigen Honorars. Zelter antwortete am 9. 12., daß der Anteil ſeinen Töchtern Doris und Roſamunde zugute kommen möge, und ſandte am 12. 12. das von ſeinem Rechtskonſulenten ausgefertigte legale Inſtrument mit begleitendem Brief an Goethe.

3. Die projektierte neue Ausgabe: Goethes ſämmtliche Werke in 40 Bänden. Vollſtändige neugeordnete Ausgabe. Cotta, 1840. 40 Bde. 16°. — Joſeph Max, angeſehener Buchhändler, geb. um 1787, geſt. 20. 10. 1873 in Breslau, verlegte die Werke Jean Pauls, E. T. A. Hoffmanns und anderer. —

4. Johann Friedrich Cotta, als Freiherr von Cottendorf in den Adelsſtand erhoben, geb. 27. 4. 1764, geſt. 29. 12. 1832 in Stuttgart. — Das erſte Manuſkript: „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dramatiſiert, entſtand in Wetzlar XI. u. XII. 1771, und wurde erſt im Nachlaß, zugleich mit der Bearbeitung für die Weimariſche Bühne, veröffentlicht. Wegen der Verteilung der hier aufgeführten Werke auf die Bände des Nachlaſſes ſiehe Gödeke Grundriß IV, S. 628. — Ueber v. Waldungen war nichts feſtzuſtellen. — Ebenſo über Hofadvocat Büttner.

5. Friedrich v. Müller, geb. 13. 4. 1779 zu Kunreuth, Franken, geſt. 21. 10. 1849. Seit 1801 an der Regierung in Weimar wurde er 1807 zum Dank für ſeine großen Verdienſte als Diplomat während der Tage nach der Schlacht bei Jena geadelt und 1815 als Kanzler an die Spitze der Juſtiz des Großherzogtums geſtellt. Die ſeit 1808 beſtehende Bekanntſchaft mit Goethe führte zu einem immer vertraulicheren Verkehr, und Goethe ernannte ihn ſchließlich zu ſeinem Teſtamentsvollſtrecker.

Reichel iſt wohl der Geſchäftsführer bei Cotta.

6. Karl Vogel, aus Liegnitz wurde nach dem Tode Rehbeins als großherzoglicher Leibarzt nach Weimar berufen. Vgl. Goethes Urteil über ihn Geſpräche Bd. II, 24. 1. 1830.

Luke Howard, Meteorologe, geb. 28. 11. 1772 zu London, geſt. 21. 3. 1864 zu Tottenham, führte die Terminologie der Wolkenbildungen ein. — Gedicht: Howards Ehrengedächtnis, W.-A. III, S. 98; Stratus, Cumulus, S. 99; Cirrus, Nimbus, S. 100.

7. Contract vom Jahre 1826: betreffend die Ausgabe letzter Hand. Vgl. hierzu: Sulpiz Boiſſerée, Cotta 1862. Bd. II, S. 385—421. Briefwechſel mit Goethe 14. 5. 1825—25. 3. 1826.

8. Neuer Vertheilungsplan: Zur „Vollständigen neugeordneten Ausgabe". Cotta 1840. 40 Bde. 16°. — Taschenausgabe von Schiller, herausgegeben von Chrn. Gottfr. Körner. Cotta, 1818—1819.

10. Eduard Boas, geb. 18. 1. 1815 zu Landsberg a. W., gest. 12. 6. 1853 ebenda. Von ihm erschien 1851: Schiller und Goethe im Xenienkampf.

2 Bändchen Nachträge: Nachträge zu Goethes sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Ed. Boas. Leipzig: Reclam, 1841. 3 Bde. — Unsere 5 Bändchen: Goethes nachgelassene Werke. XVI.—XX. Bd. Cotta, 1842. Untertitel als Bd. 56—60 der Ausgabe letzter Hand, — Die 4 Gedichte an Friederike: 1. Morgenständchen. „Erwache Friederike . . ." 2. Sehnsucht nach ihr. „Ein grauer trüber Morgen . . ." 3. Entfernung von der Geliebten. „Ach, Du bist fort? Aus welchen güldnen Träumen . . ." 4. Als ich in Saarbrücken war. „Wo bist Du itzt mein unvergeßlich Mädchen . . .". 1.—3. waren 1838 im Musenalmanach von Gust. Schwab und Ad. v. Chamisso nach Abschriften im Besitz von Friederikens Schwester, Sophie, von Aug. Stöber mitgeteilt worden. — In der W.-A. Bd. IV. unter den Goethe zugeschriebenen Gedichten zweifelhaften Ursprungs. An Friederike, 4. S. 355, 9. S. 360, 8. S. 358. — Jakob Michael Reinhold Lenz: Der unglückliche Dichter und Jugendfreund Goethes, geb. 12. 1. 1751 in Sehwegen, Livland, gest. 24. 5. 1792 in Moskau. Im Sommer 1772 lernte er die Familie Brion kennen, als er mit seinem Zögling, einem Herrn v. Kleist, den er nach Straßburg zur Universität begleitet hatte, auf die Inselfestung, Fort Louis, im Rhein nahe von Sesenheim übergesiedelt war. — Das Gedicht S. 25: Ungestilltes Verlangen. — Aus dem Chaos: 4 Gedichte. Babylonische Sprachverwirrung, Epigramme aus Weimar. 1830. — Nach dem Leben: 2 Aphorismen. 1830. — Dramatische Preisaufgabe: 1800. Es wird ein Preis von 30 Dukaten für das beste Intriguenstück — das Lustspiel vor dem Trauerspiel bevorzugt — ausgesetzt. — Propyläen 1800, St. 6, S. 169. — Das Chaos: Die von Ottilie v. Goethe redigierte Zeitschrift, von der nur die Mitarbeiter, zu denen auch Goethe gehörte, ein Exemplar bekamen. — Bernhard Friedrich Voigt: Verlagsbuchhändler, geb. 5. 7. 1787 in Weimar, gest. 17. 2. 1859 ebenda. — Karl Aug. Schwerdgeburth: Kupferstecher, geb. 5. 8. 1785 in Dresden, gest. 25. 10. 1878 in Weimar, Schüler der Dresdner Akademie, tätig in Dessau, seit 1805 in Weimar.

Erläuterungen zur 9. Abteilung.

(Eckermann über Gedichte und die Handschrift Goethes.)

1. In tausend Formen: „In tausend Formen magst du dich verstecken", Westöstl. Divan, W.-A. VI, S. 197. Nach dem Tagebuch gedichtet am 16. 3. 1815.

2. Ros und Lilie morgenthaulich: Im Gegenwärtigen Vergangenes. Ebd., S. 20 u. 21.

3. Staub iſt eins der Elemente: Allieben. Ebda. S. 26 u. 27. Wegen der Eckermannſchen Notiz und der anderen Lesart vgl. ebda., S. 385.

4. Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor: Ebda., S. 68. — Die Lesart iſt dort: „Der ſtolzen Bruſt ...“

6. Wegen der „Geſpräche mit Goethe über den zweiten Theil des Fauſt“ vgl. Eckermann, Goethes Fauſt am Hofe des Kaiſers, herausgegeben von Friedr. Tewes. Berlin: Georg Reimer, 1901, Einleitung, S. IX u. XII.

Erläuterungen zur 10. Abteilung.

(Eckermanns Verhandlungen mit dem Buchhandel wegen ſeiner Geſpräche mit Goethe.)

1. Ein engliſcher Gelehrter: Heavyſide, vgl. Abt. 1, 49 u. 53, und die Anm. — Pariſer Buchhandlung: nicht feſtzuſtellen. — Goethes Briefwechſel mit einem Kinde: [Bettina v. Arnim, geb. Brentano] Seinem Denkmal. Berlin, 1835. 3 Bde. — Jean Jacques Ampère, bek. Litterarhiſtoriker, geb. 12. 8. 1806 in Lyon, geſt. 27. 3. 1864 in Paris.

2. Robert Froriep, Buchhändler, geb. 1804, geſt. 1861. Leiter des Landes-Induſtrie-Comptoirs, Verlagsbuchhandlung.

5. Heinrichshofen, Buchhändler in Magdeburg, in deſſen Verlag 1848 der 3. Teil der Geſpräche erſchien. — Ueber die Niederſchreibung vgl. Eckermann, Goethes Fauſt am Hofe des Kaiſers, herausgegeben von Friedr. Tewes. Berlin: Georg Reimer, 1901. Einleitung, S. IX u. XV. — Franz v. Liſzt, geb. 22. 10. 1811 zu Raiding bei Oedenburg, Ungarn; 1849 ließ er ſich, nachdem er ſeine Triumphe als Meiſter des Klavierſpiels im ganz Europa gefeiert hatte, in Weimar nieder, um hier ſeine Tätigkeit als Komponiſt und Lehrer zu beginnen. 1861 ſiedelte er nach Rom über, von wo er 1870 nach Weimar zurückkehrte. Hier war ihm durch einen Zufall die auf der Altenburg wohnende Fürſtin Wittgenſtein, eine hochbegabte, geiſtreiche Frau, die durch ihre philoſophiſche und äſthetiſche Bildung auf ſein geiſtreiches Schaffen Einfluß gewinnen konnte, zugeführt worden, und verſchaffte ihm wieder das Gefühl häuslichen Wohlbehagens, das er ſeit ſeinem Zerwürfnis mit der Gräfin d'Agoult vermißt hatte. — Adolf Wilh. Theod. Stahr, der bek. Schriftſteller, geb. 22. 10. 1805 in Prenzlau, geſt. 3. 10. 1876 zu Wiesbaden, vermählt 1854 mit Fanny Lewald, die er 1845 in Rom kennen gelernt hatte. — Fanny Lewald(-Stahr), die bek. Dichterin, geb. 24. 3. 1811 in Königsberg, geſt. 5. 8. 1869 in Dresden.

6. John Oxenford, Schriftſteller und Ueberſetzer, geb. 1812 in Campbell bei London, war Juriſt und wurde 1833 als Anwalt zugelaſſen. — Goethes conversations with Eckermann and Soret, translated by J. Oxenford. London 1850.

Erläuterungen zur 11. Abteilung.

(Verschiedenes.)

1. Der beabsichtigte Ankauf: Der Kanzler von Müller wirkte für die Idee, Goethes Haus mit den Sammlungen und Manuskripten als Nationaldenkmal zu erhalten. Das Ergebnis seiner Bemühungen war 1845 die Bewilligung des Geldes zum Ankauf durch den Bundestag; es wurde aber zwecklos durch die anderweitigen Verfügungen der Goetheschen Erben. Walther, der letztverstorbene der beiden Enkel Goethes, hinterließ testamentarisch das Goethe-Archiv der Großherzogin. — Ihre Kais. Hoheit: die Großherzogin Maria Paulowna, Gemahlin Karl Friedrichs, geb. 17. 2. 1786, gest. 23. 6. 1859. — Anstellung im Staatsdienst: Legationssekretär in Dresden. — Johann Karl Ludwig (v.) Schorn: Kunsthistoriker, geb. 9. 6. 1793 zu Castell, Franken, gest. 17. 2. 1842 als sachs.-weim. Geh. Hofrat und Direktor der Gemäldegalerie.

2. Chrn. Wilh. Schweitzer, Rechtsgelehrter, geb. 1. 11. 1787 zu Naumburg a. S., gest. 26. 10. 1856 auf seinem Gut Clodra bei Neustadt a. d. Orla, sachs.-weim. Wirkl. Geh. Rat und Staatsminister.

3. Welcher Cowley es war, ist nicht festzustellen. — Ueber die Professorin Melos in Weimar vgl. Abt. 1, 73; Erläuterungen. — François Joseph Talma, Schauspieler des Théatre français, geb. 15. 1. 1763 in Paris, gest. 19. 10. 1826 ebenda. — Les Soirées de Neuilly: par M. de Fongeray. Paris, 1827. 2 T. — Théatre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, erschien 1825, Prosper Mérimée, der es angeblich aus dem Spanischen übersetzt hatte, war der Verfasser.

4. Das mündliche Lehren ... und das schriftliche Entwickeln meiner Gedanken: Vgl. diese beiden Reflexionen in seinem Brief aus Genf, 12. 9. an Goethe.

Erläuterungen zur 12. Abteilung.

(Eckermann über seinen Streit mit Brockhaus.)

Die Broschüre trägt den Titel: Ueber die Verhältnisse der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zu Herrn Dr. J. P. Eckermann in Weimar in Beziehung auf das Werk „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens". Aus den Acten zusammengestellt und als Manuskript gedruckt. Leipzig, 1846.

Erläuterungen zur 13. Abteilung.

Nachtrag zur 1. Abteilung.

(Aus dem Briefwechsel mit ſeiner Braut.)

41a. NB. Dieſer und der nachfolgende Brief ſind mir inzwiſchen noch in liebenswürdigem Entgegenkommen von Karl Eckermanns Teſtamentsvollſtrecker zur Verfügung geſtellt worden, und ich habe ſie, da ſie eine intereſſante Ergänzung bringen, noch nachträglich eingeſtellt. — Welches Diplom gemeint, iſt nicht feſtzuſtellen. — Das Jubiläum des Großherzogs: Feier zur fünfzigjährigen Regierung. — Der Text der Cantante ſteht nicht in Eckermanns Gedichten.

69a. Chriſtian Aug. Vulpius, der Schwager Goethes, geb. 22. 1. 1762 in Weimar, geſt. 26. 6. 1827 ebenda als großherzogl. Rat und Bibliothekar. — Welche Arbeit Eckermann für die Bibliothek geleiſtet, konnte ich bisher nicht feſtſtellen; es wird ſich um einen Katalog gehandelt haben.